



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

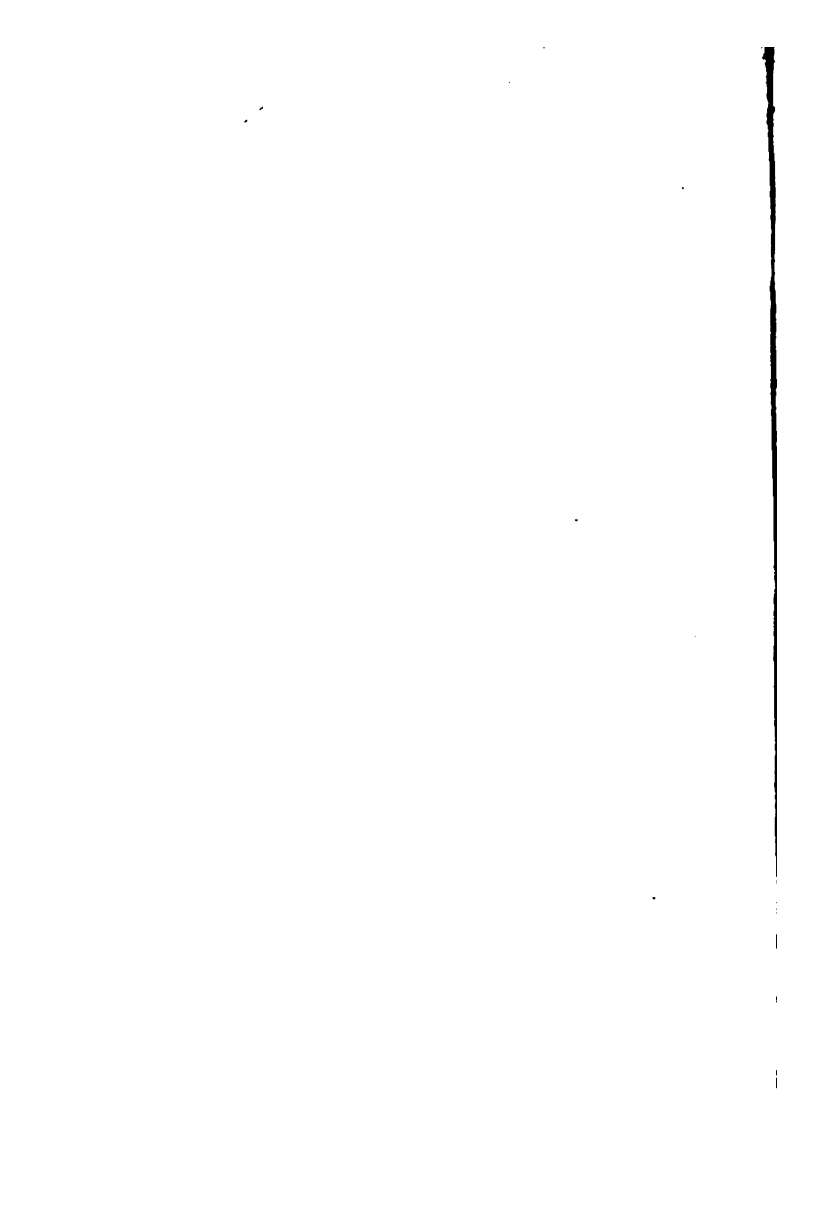
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

The
German-American
Goethe Library
—
University of Michigan.



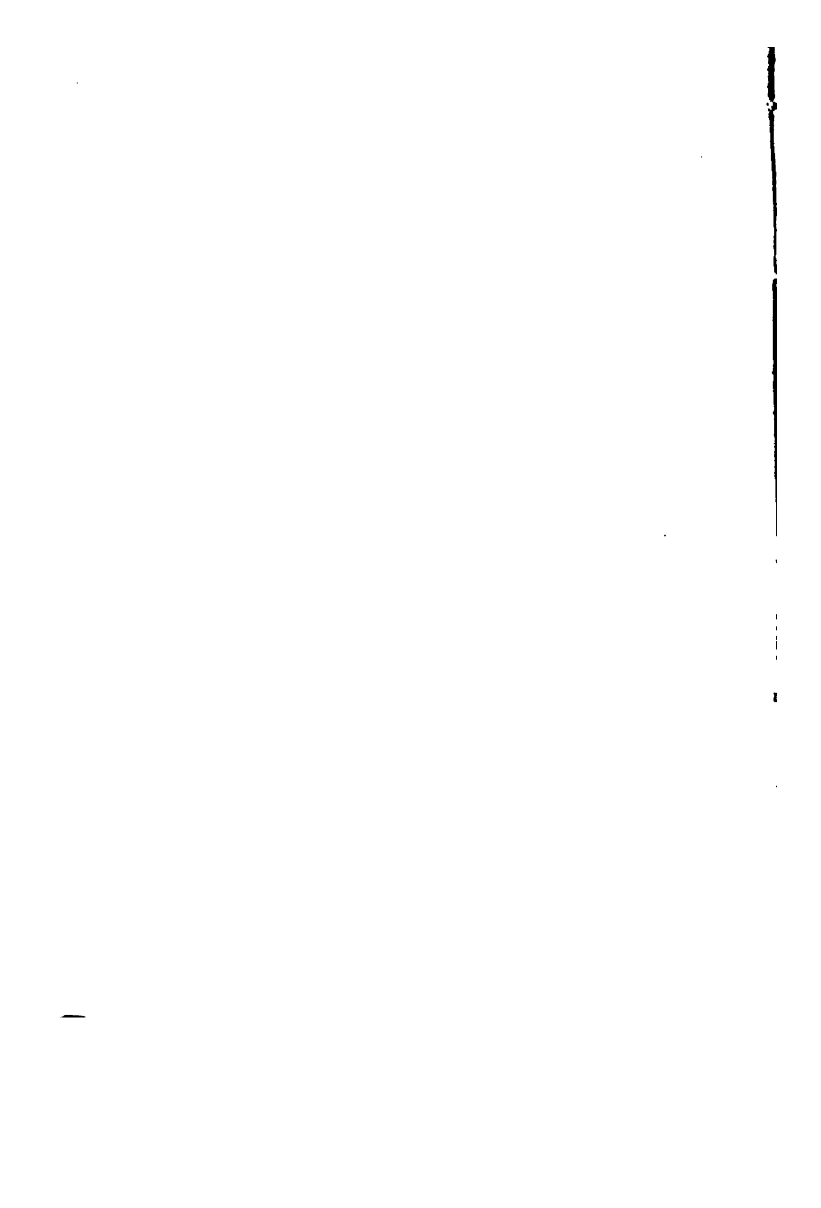




3. 9. 11 - 7.

830.

166





Das Kloster.

Weltlich und geistlich.

Reiſt aus der Ältern deutſchen

Volks-, Wunder-, Curioſitäten-,

und vorzugsweiſe

Romischen Literatur.

Jur Kultur- und Sittengeſchichte in Wort
und Bild.

Von

J. Scheible.

Neunter Band:

33 bis 36 Zelle.

Stuttgart, 1848.

Verlag des Herausgebers.

Leipzig: Expedition des Klosters.

Mythologie

der

34876-

V o l k s s a g e n

und

V o l k s m ä r c h e n ;

eine

Darstellung ihrer genetischen Entwicklung,

mit

vorzugsweiser Berücksichtigung jener durch Deutungs-
Versuche von Naturerscheinungen, Lokaleigenthümlich-
keiten, Orts- und Personennamen, Wahrzeichen von
Städten, Wappenbildern u. erzeugten Sagen-
bildungen.

Von

F. R o r k.

Stuttgart, 1848.

Verlag des Herausgebers.

Leipzig: Expedition des Klosters.

Druck von Fr. Henne in Stuttgart.

10-1-29 M. P. 1007

V o r w o r t.

Einer der Gefeiertsten unter den Forschern vaterländischer Vorzeit ließ sich vor noch nicht einem Jahrzehend bei einer Betrachtung der zusehends anwachsenden Sagensammlungen wie folgt vernehmen: „Die Quellen unserer Volkstraditionen sind in neuester Zeit so bedeutend vermehrt worden, daß es an der Zeit scheint, auf ein literarisches Bedürfnis in dieser Beziehung hinzuweisen. Es ist dies eine Mythologie der Volksagen, wodurch man in den Stand gesetzt wird, die verwandten Züge der Sagen in ihrem richtigen Zusammenhang zu erfassen und das Eigenthümliche jeder Ueberslieferung zu würdigen. Im Einzelnen sind die Sagen für die mythologische Forschung benützt, aber nicht erschöpft; und es ist für die Wissenschaft erspriesslicher, das Mythologische der Sagen besonders zu behandeln, als es andern Untersuchungen einzuverleiben“ *).

*) Rone's Anz. d. Borz. 1839. S. 200.

Acht Jahre sind seitdem verfloßen, ohne daß der Wunsch des würdigen Veteranen deutscher Alterthumsforschung, ungeachtet unseres schreibseligen Zeitalters, verwirklicht worden wäre, daher der Verfasser, als er gegenwärtiger Aufgabe sich unterzog, sich mit der Hoffnung stärkte, daß, in Ermanglung eines Berufenern, auch dieser Versuch von dem, ähnlichen Studien sich hingebenden, Publikum mit freundlichem Blicke gewürdigt werden würde. In der That fehlt es immer noch an Schriften dieser Gattung, welche Leser der verschiedensten Bildungsstufen berücksichtigen; denn die verdienstvollen Schriften des Professors Wilhelm Müller in Göttingen, deren Tendenz an die hier angeedeutete Richtung anstreift, entwickeln eine zu abstracte Gelehrsamkeit, um in weitere Kreise einzudringen. Sie theilen mit den Vorzügen von Jacob Grimms „Mythologie“ auch die vornehme Abschließung gegen das Volk; sie verschmähen es, ihre Sätze durch eine unter den Text angebrachte Beispielsammlung zu verlebendigen. Es sind Goldbarren, während das Volk der Scheidemünze bedarf. Und sollte denn diesem nicht auch der Blick in die Urzeit seines Vaterlandes eröffnet werden? Bis jetzt denkt noch mancher unter uns wie jener Pharisäer: „Vater im Himmel,

ich danke dir; daß Du mich nicht werden ließeſt wie Jene, daß ich erleuchtet bin mit dem Lichte des Chriſtenthums, während meine Vorfäter in den Wäldern ihre Andacht vor todtten Götzen verrichteten, und, unzugänglich aller feinem Sitte, im Kriege die Gefangenen ſchlachteten, im Frieden, auf der Bärenhaut lagernd, in Meth ſich be- rauschten.“ Wie falſch ſind doch dieſe Vorſtel- lungen! Gewiß eben ſo unwahr, als die Zu- ſammenſetzung des jetzt ſo beliebten Stichworts „Germaniſch-Chriſtlich.“ Klingt dieſes doch als wie „naſſes Feuer.“ Die alten Deutſchen verehrten die Gottheit in Wäldern und Hainen, weil ſie das unkörperliche Weſen ſich nicht in einem Raume eingeſchloſſen zu denken vermochten. Reinerer Mo- thotheiſten als wir*), ſind ſie doch von der all- gemeinen Meinung noch jetzt des Götzendienſtes beſchuldigt; von dem Leben nach dem Tode**) hatten

*) Die Nachweiſung dieſer Wahrheit ſoll an einem andern Orte (Kloſter XII. c. 4.) in gebührender Ausführ- lichkeit gegeben werden.

***) Jeder Beſonnene wird das Schmauſen der Helden in Balhalla von dem goldborſigen Eber nicht buchſtäb- lich nehmen, was ſich von ſelbſt verbietet, da die tägliche Wiedergeburt dieſes Ebers, ſo wie die myſti- ſche Zahl der Helden und der Tod der Götter (d. h. Zeittheile) am Ende der Tage kalenbariſche Anſpielun- gen erkennen laſſen, die es lieben, eine Weltdauer wie einen einzigen Tag zu ſchildern; folglich auch

sie würdigere Vorstellungen als die Masse der Christenheit; schon darum, weil sie nichts von einer Auferstehung des Leibes (!) wußten; ihr Natur- und Sterndienst wird in den Augen des Unbefangenen entschuldigungswürdiger erscheinen als ein Dogmenkram, welcher Geist und Herz unbefriedigt läßt. Daß unsere Vorfahren alle Naturerscheinungen personifzirten, ist ein verzeihlicherer Irrthum, als der auch der Sittlichkeit, wie der Vernunft Hohnsprechende Wahn: fremdes Verdienst tilge unsere Schuld, wodurch der Werth der Tugend ganz beseitigt und der Vorstellung Raum gegeben wird, daß der Vater aller Wesen — den unsere heidnischen Vorfahren „Allvater“ nannten — mit der Laune eines Sultans schon vor der Geburt eines Menschen bestimme, ob er ein Heiliger oder ein Mörder werden solle! Die heidnischen Germanen mußten dieses Gewissenspolster sündenbeschwerter Gemüther entbehren; ihre auf das christliche Mittelalter vererbten Gottesurtheile sind ein glänzendes Zeugniß von ihrem Ahnen eines unsichtbaren Bergelästers. Daß er, um das Laster zu bestrafen, das Naturgesetz zuweilen ausser Wirksamkeit setze, ist

die „Götterdämmerung“ wie eine Abenddämmerung, Vorbotin eines neuen Morgens — einer Welterneuerung ist.

freilich unphilosophisch; aber haben die christlichen Bekehrer diesen heidnischen Irrthum nicht auch sanctionirt? *) Mehrten sie nicht sogar das Reich der Wunder? Haben sie die würdevollere Behandlung des schwächeren Geschlechts, die man fälschlich für eine Frucht des humanisirenden Christenthums ausgibt, nicht schon bei den keltischen und germanischen Völkerschaften angetroffen? Haben sie die Heiligkeit gewisser Bäume, Berge, Quellen zc. geläugnet, wenn sie die Beschützerin derselben, eine Göttin oder Fee, mit dem Namen einer christlichen Heiligen oder der Mutter Gottes besenkten? Erleuchteten sie die Bekehrten, wenn sie ihre wohlthätigen Gottheiten in Heilige, die schadenstiftenden in Dämonen umkleideten?

None bemerkt in der „Einleitung zum Nibelungenliede“, das er für mehr als ein Spielwerk der Einbildungskraft, für eine „heilige“ Urkunde hält: „durch das eindringende Christenthum hatte das Heidenthum nicht aufgehört, nur in so fern ist die alte Religion durch den Eindrang

*) Bei dem Verbrecher setzte die Gelflichkeit voraus, daß die dargebotene Postie, ihm im Halse stecken bleibend, seine Schuld erweisen würde. Dieses juristische Beweismittel hieß, wie das unbeschädigte Wandeln auf glühendem Eisen mit bloßen Füßen, ein Gottesurtheil.

der neuen verschwunden, als sie in ihrer heidnischen öffentlichen Ausübung weichen mußte, womit noch keineswegs gesagt ist, daß sie auch in ihrem Innern, im eigenthümlichen Leben des Volkes habe aufhören müssen. Und was die geschichtliche Uebertragung der Göttersagen auf menschliche Helden und Verhältnisse betrifft*), so ist dadurch allerdings die uralte Sage verwischt, allein diese Uebertragung liegt auch im Wesen jeder alten Glaubenslehre."

Ebenaselbst werden die Volksagen in geistliche und weltliche unterschieden, eine Einteilung, auf welche auch in dieser Schrift Rücksicht genommen worden ist. „Zu Erstern gehören," lautet es weiter, „alle Dichtungen, die aus dem Heidnischgeistlichen in das Christlichgeistliche umgewandelt wurden, wie der Dichtungskreis vom h. Graal, der wahrscheinlich zu den übrigen Liedern ein Verhältniß hat, wie Geheimlehre zum Volksglauben. Zu der weltlichen Sage gehören das Heldenbuch und der Sagenkreis Karls des Großen. Im Heldenbuch ist wieder die fränkische (nibelungische) Dichtung, deren Hauptheld

*) Wie, um nur Ein Beispiel anzuführen, der so weit verbreitete Glaube an das Fortleben tapferer Fürsten in Bergen, die am Ende der Tage erwachen und ihr Volk aus großer Noth befreien werden.

Siegfried ist, und die lombardisch-gothische, in welcher Dietrich von Bern figurirt, wie Roland in der westfränkischen (französischen), zu unterscheiden. Aber alle diese weltlichen Lieder besingen dieselbe Sage."

Rone hatte bei dieser Classification aus Rücksichtnahme auf den von ihm behandelten Gegenstand nur die Volksbücher, die schriftliche Hinterlassenschaft unserer Altvordern im Auge. Unsere Aufgabe schließt aber auch die im Munde des Volkes fortgeerbten Sagenstoffe in ihren Kreis. Es dürfte uns daher gestattet seyn, unter geistliche Sagen auch solche zu classificiren, deren Helden in der christlichen Umgestaltung als Dämonen, Kobolde, grausame, bedrückende Fürsten erscheinen, die aber ursprünglich Götter waren, d. h. personificirte Jahres- oder Tageszeiten, aber in ihrer scheinbar feindlichen Aeußerungsweise.

Weil jedoch das christliche Element, wo es im Gebiete der Volksage sich am bemerkbarsten macht, derselben ein erhöhtes Interesse verleiht, darum hat der Verf. mit besonderer Vorliebe die Gralsage behandelt, obschon in der einer bekannten Partei mißliebigen Absicht, die heidnische Quelle derselben, die man sich bisher vorsätzlich verhehlte, rücksichtslos aufzudecken.

Wie in dieser Hinsicht die Zionswächterischen

Sähne wieder aufsträhen werden, so erwartet der Verf. auch von anderer Seite her gegnerische Stimmen zu vernehmen. Unsere Euhemeristen^{*)} nämlich werden es demselben sehr verdenken, daß er es sich zur Aufgabe gestellt, Eibussa aus dem Buche der Geschichte zu streichen, was hier gelegentlich bemerkt wird, weil erst nach dem Ausbruche dieser Schrift dem Verf. in Schramms Reisellexikon S. 1504 die merkwürdige Notiz zu Gesichte kam, daß alte böhmische Münzen Eibussa am Spinroden darstellten. Diese allen Personifikationen des gebärenden Naturprinzips zugeschriebene Eigenschaft hatte der Verf. bei der Ahnmutter des Böhmenvolkes — deren göttliche Wesenheit er durch eine so große Summe von Beweismitteln zu festigen suchte, daß sie von S. 608 bis 641 sich erstrecken — allein vermist, und freut sich daher, dieses Hauptargument (vgl. S. 453 ff.) noch zu rechter Zeit aufgefunden zu haben.

Daß in Einem Band sich nicht alle Sagenstoffe zusammendrängen ließen, wird jeder Billigdenkende im Voraus erwarten. Wie nun die auf die Festzeiten bezüglichen Volksagen und Heili-

*) Euhemerus hatte die großartige Entdeckung gemacht, daß Altvater Zeus eigentlich nur ein nach seinem Tode vergötterter König war.

genlegenden im siebenten Bande des „Klosters“, im „Festkalender“ bereits ihre Erledigung fanden, so mußten die aus den Sitten und Gebräuchen der europäischen Völker erzeugten Bildungsmotive von Sagenstoffen auf einen folgenden (zwoölften) Band des „Klosters“ verspart werden, in welchem die unmittelbar im Boden des Christenthums und der Kirche selber wurzelnden Sagen, wie „der ewige Jude“, die blutenden Hostien, Teufelsbündnisse, gespenstische Mönche und Nonnen, weissagende Fische, der Hexenglaube, Zaubersegel, das Umwandeln ungetauft verstorbener Kinder u. a. m. vorzugsweise Berücksichtigung finden sollen.



Inhalts-Verzeichniß.

| | Seite |
|--|-------|
| Heidnisch-geistliche Sagenbildungen der Scandinavier und germanischen Völker | 1 |
| Sagenstoffe, welche aus der Naturanschauung sich gebildet haben: | |
| I. Sagenkreis des Odin | 3 |
| II. Sagenkreis der Frigg oder Freia (Folle, Verchta) | 443 |
| * | |
| Heidnisch-geistliche Sagenbildungen der Slawen. . | 559 |
| I. Verehrung des einigen Gottes unter verschiedenen Namen, die seine doppelte Wirksamkeit als Schöpfer und Vernichter aller Creatur bezeichnen | 561 |
| II. Das gebärende und zerstörende Naturprinzip | 605 |
| * | |
| Heidnisch-geistliche Sagenbildungen der keltischen und romanischen Völker | 645 |
| I. Ceridwens Waschbecken — der heilige Gral . | 647 |
| II. Die Feen — unsere lieben Frauen (Marien) | 831 |
| * | |

| | Seite |
|--|-------|
| Sagenbildungen, welche aus dem Bestreben: Natur- phänomene, Localeigentümlichkeiten, Orts- und Personennamen, monumentale Bilder, Wahrzeichen u. zu deuten, entstanden sind . | 917 |
| I. Himmelserscheinungen | 919 |
| II. Das Leuchten des Meeres | 933 |
| III. Ursprung der Matrosensage vom fliegenden Holländer | 939 |
| IV. Warum das Seewasser gesalzen ist? | 944 |
| V. Naturgeschichtliche Mythen | 949 |
| VI. Localsagen | 968 |
| VII. Etymologische Sagen | 992 |
| VIII. Talismanische Bildwerke, Wappenbilder, Wahrzeichen | 1041 |



Dreiunddreißigste Belle.

Heidnisch = geistliche

Sagenbildungen

der

Scandinavier und germanischen Völkerschaften.

| | Seite |
|--|-------|
| Sagenbildungen, welche aus dem Bestreben: Naturphänomene, Localeigentümlichkeiten, Orts- und Personennamen, monumentale Bilder, Wahrzeichen u. zu deuten, entstanden sind . | 917 |
| I. Himmelserscheinungen | 919 |
| II. Das Leuchten des Meeres | 933 |
| III. Ursprung der Matrosensage vom fliegenden Holländer | 939 |
| IV. Warum das Seewasser gesalzen ist? | 944 |
| V. Naturgeschichtliche Mythen | 949 |
| VI. Localsagen | 968 |
| VII. Etymologische Sagen | 992 |
| VIII. Talismanische Bildwerke, Wappenbilder, Wahrzeichen | 1041 |



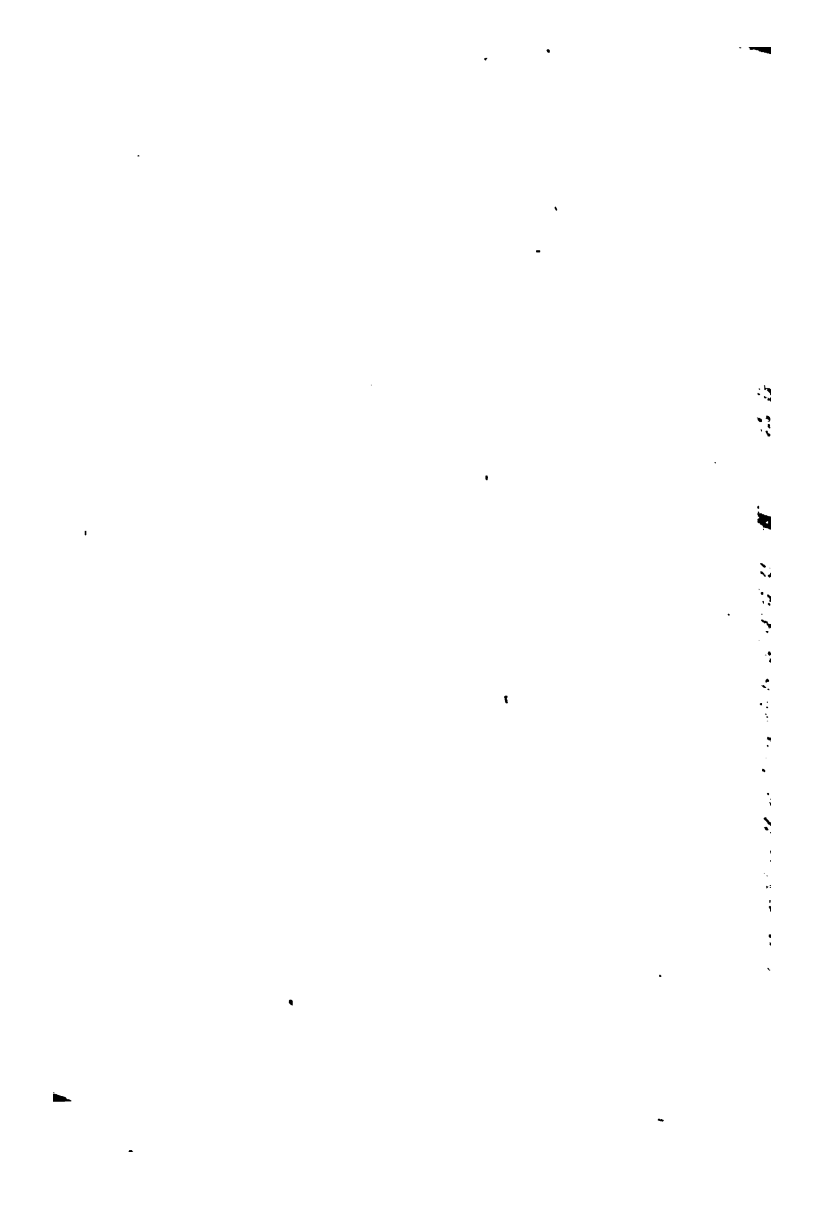
Dreiunddreißigste Belle.

Heidnisch = geistliche

Sagenbildungen

der

Scandinavier und germanischen Völkerschaften.



Sagenstoffe,

welche aus der Naturanschauung unserer heidnischen Vorfahren sich gebildet haben.

I. Sagenkreis des Odin oder Wotan.

Drei Hauptgötter wurden im alten Tempel zu Upsal *) in Schweden verehrt: Wodan, Thor, Freico. In der Edda finden sich drei Namen von den vornehmsten Asen: Odin, Thor, Freir. Zu den christlichen Vorstellungen in der jüngern Edda hat man die Benennungen Har, Jafnhar, Thridi, d. i. der Hohe, Gleichhohe, der Dritte (Finni Johannaesi Hist. Eccl. Isl. I, 23.) gerechnet. Nun aber lassen sich dieselben unter den vielen Namen Odins in den mythischen Gesängen nachweisen (Grimnismal Str. 45, 48.), Har und Thridi kommen auch bei heidnischen Dichtern (Ynglingasaga c. 52, Jarls saga c. 6 u. öft.) vor. Alle Drei sind Odin, denn ist er in den Namen dieser drei Personen in der Edda der einzige Antwortende, so

*) Uppsal, die Uppsäle = hohe Säle, so hieß der Tempel des Gottes Freir (v. Saie, Saal, und upp, oben). Dieser Name ist, wie die Ortsnamen überhaupt, aus einem Appellativum ein n. proprium geworden. Uppsala ist der alte Genitivus plur., wie er noch in dem Ausdruck Uppsala-stad vorkommt. Stad wurde weggeworfen, und aus dem Genitiv der Romianis gemacht.

kann hinzugefügt werden, daß er auch der Fragende ist, weil Gangler, wie Gylf sich in Gylfeginning nennt, auch einer von Odins Namen ist (Grimnism. Str. 45.). Odin war aber nicht nur ein dreieiniger Gott, sondern auch ein — zwölfeiniger, denn wie er als Thor den Feind der Unfruchtbarkeit, den Sommer, der mit seinem Hammer (Donnerkeil) die Frostriesen beslegt, repräsentierte; als Freir das befruchtende Prinzip selber war; so gab man ihm zur Charakteristik seiner in den verschiedenen Monaten verschiedenen Aeußerungsweisen folgende Namen: Allfadr (Allvater, weil er als Jahrgott alle zwölf Monate in sich begreift), Herian (Heerführer, denn im Frühling kämpft er gegen die Dämonen der Finsterniß), Mikar (Sieger u. über den Wintertiefen), Heikudr (Ueberwinder sc. der Eistiefen), Fjaldr (Vielfacher, weil die Sonnenwärme die mannigfaltigsten Blumenarten aus der frostbefreiten Erde hervorlockt), Dski (der Gewünschte als Urheber des Lichts), Dmi (der Löwende, eine Anspielung auf das geräuschvolle Mittsommersfest), Vifliadi (Unbeständiger, wenn die Tageslänge wieder abnimmt), Vidrir (Wettererzeuger, mit Beziehung auf die Herbststürme), Svdrir (Schwindenmacher der sommerlichen Erscheinungen), Swidr (dass., denn die Luft wird jetzt noch rauher, der Winter ist im Anzug), Falr (der Abgelebte, im letzten Monat). Seine Söhne, die zwölf Aesen (d. i. die Mächtigen, Starken), nämlich: Sönr (Mitwirker bei der Welterschöpfung) und Loki (das zerstörende Feuerlement), welche Beide in der nordischen Schöpfungsgeschichte als Vili und Ve, Odins Brüder, auftreten; Tyr und Heimdalr, Ersterer als Wolkenbewohner, Letzterer als Todtenführer, aber auch Wächter gegen die Riesen, dessen Horn einst das Weltende an-

kündigen wird, in welchem Riesen und Götter (die zerstörenden und schaffenden Naturkräfte) sich gegenseitig vernichten, um die Schöpfung in Nichts zu verwandeln; Thor, der Donnerer; Baldr, der Licht- oder Frühlingsgott, der in der Sommervende von seinem blinden Bruder, Hødr, dem Repräsentanten der zunehmenden Nächte, mit einer Wispel (weil diese auch im Winter grünt) getödtet wird; Forsete, der Weltrichter, welcher im Monat der „Waage“ herrscht, wo das große Althing (Michelsgericht) gehalten wurde; der herbflüchtige Njord; Vali, der das Licht wieder auf die Oberwelt bringt, im Gegensatz zum stummen Vidar, während dessen Herrschaft es in der Schöpfung still geworden ist, der Repräsentant des December; der „flochtige“ Schneebinger Uller, welcher dem November entspricht; und Freir, der personifizierte Sommer, sie sind sämmtlich nur Theile Odins — des Jahrs. Sie sind aber auch die personifizirten Tageszeiten, denn Ydallir, Ullers Reich, ist die feuchte, behaute Mitternacht, Alfheim bezeichnet den nahenden Morgen, die bevorstehende Geburt Freirs; Valaskjalf mit dem silbernen Dache entspricht dem silbernen Schimmer am Osthimmel bei Tagesanbruch; Sökkvabek, wo Odin mit der prophetisch-dichterischen Sage aus goldenen Bechern trinkt, bezeichnet das Aufstehen der Sonne aus dem Ocean; in Gladsheim (Glanzheim) zeigt sich die Sonne schon in ihrer ganzen Stärke; Thrymheim, das auf hohen Bergen steht, bezeichnet den noch höhern Sonnenstand. In Breidablik (Weitglänzend), bei Baldr, ist die Sonne dem Höhepunkt ihrer täglichen Wanderung nahe, und in Himniebjörg, Heimdals Wohnung, hat sie ihn bereits erfliegen. Folkvangr, wo Freia thront, ist der frühe Nachmittag, wo die

der neuen verschwunden, als sie in ihrer heidnischen öffentlichen Ausübung weichen mußte, womit noch keineswegs gesagt ist, daß sie auch in ihrem Innern, im eigenthümlichen Leben des Volkes habe aufhören müssen. Und was die geschichtliche Uebertragung der Göttersagen auf menschliche Helden und Verhältnisse betrifft*), so ist dadurch allerdings die uralte Sage verwischt, allein diese Uebertragung liegt auch im Wesen jeder alten Glaubenslehre.“

Ebendasselbst werden die Volksagen in geistliche und weltliche unterschieden, eine Einteilung, auf welche auch in dieser Schrift Rücksicht genommen worden ist. „Zu Erstern gehören,“ lautet es weiter, „alle Dichtungen, die aus dem Heidnischgeistlichen in das Christlichgeistliche umgewandelt wurden, wie der Dichtungskreis vom h. Graal, der wahrscheinlich zu den übrigen Liedern ein Verhältniß hat, wie Geheimlehre zum Volksglauben. Zu der weltlichen Sage gehören das Heldenbuch und der Sagenkreis Karls des Großen. Im Heldenbuch ist wieder die fränkische (nibelungische) Dichtung, deren Hauptheld

*) Wie, um nur Ein Beispiel anzuführen, der so weit verbreitete Glaube an das Fortleben tapferer Fürsten in Bergen, die am Ende der Tage erwachen und ihr Volk aus großer Noth befreien werden.

Siegfried ist, und die lombardisch-gothische, in welcher Dietrich von Bern figurirt, wie Roland in der westfränkischen (französischen), zu unterscheiden. Aber alle diese weltlichen Lieder besingen dieselbe Sage."

Mane hatte bei dieser Classification aus Rücksichtnahme auf den von ihm behandelten Gegenstand nur die Volksbücher, die schriftliche Hinterlassenschaft unserer Altvordern im Auge. Unsere Aufgabe schließt aber auch die im Munde des Volkes fortgeerbten Sagenstoffe in ihren Kreis. Es dürfte uns daher gestattet seyn, unter geistliche Sagen auch solche zu classificiren, deren Helden in der christlichen Umgestaltung als Dämonen, Kobolde, grausame, bedrückende Fürsten erscheinen, die aber ursprünglich Götter waren, d. h. personificirte Jahres- oder Tageszeiten, aber in ihrer scheinbar feindlichen Aeußerungsweise.

Weil jedoch das christliche Element, wo es im Gebiete der Volks Sage sich am bemerkbarsten macht, derselben ein erhöhtes Interesse verleiht, darum hat der Verf. mit besonderer Vorliebe die Grals Sage behandelt, obschon in der einer bekannten Partei mißliebigen Absicht, die heidnische Quelle derselben, die man sich bisher vorsätzlich verhehlte, rücksichtslos aufzudecken.

Wie in dieser Hinsicht die Zionswächterischen

Hähne wieder aufsträhen werden, so erwartet der Verf. auch von anderer Seite her gegnerische Stimmen zu vernehmen. Unsere Euhemeristen*) nämlich werden es demselben sehr verdenken, daß er es sich zur Aufgabe gestellt, Libussa aus dem Buche der Geschichte zu streichen, was hier gelegentlich bemerkt wird, weil erst nach dem Ausbruche dieser Schrift dem Verf. in Schramms Reiselexikon S. 1504 die merkwürdige Notiz zu Gesichte kam, daß alte böhmische Münzen Libussa am Spinnrocken darstellten. Diese allen Personificationen des gebärenden Naturprinzips zugeschriebene Eigenschaft hatte der Verf. bei der Ahnmutter des Böhmenvolkes — deren göttliche Wesenheit er durch eine so große Summe von Beweismitteln zu festigen suchte, daß sie von S. 608 bis 641 sich erstrecken — allein vermist, und freut sich daher, dieses Hauptargument (vgl. S. 453 ff.) noch zu rechter Zeit aufgefunden zu haben.

Daß in Einem Band sich nicht alle Sagenstoffe zusammendrängen ließen, wird jeder Billigdenkende im Voraus erwarten. Wie nun die auf die Festzeiten bezüglichen Volksagen und Heili-

*) Euhemerus hatte die großartige Entdeckung gemacht, daß Altvater Zeus eigentlich nur ein nach seinem Tode vergötterter König war.

genlegenden im siebenten Bande des „Klosters“, im „Festkalender“ bereits ihre Erledigung fanden, so mußten die aus den Sitten und Gebräuchen der europäischen Völker erzeugten Bildungsmotive von Sagenstoffen auf einen folgenden (zwölften) Band des „Klosters“ verspart werden, in welchem die unmittelbar im Boden des Christenthums und der Kirche selber wurzelnden Sagen, wie „der ewige Jude“, die blutenden Hostien, Teufelsbündnisse, gespenstische Mönche und Nonnen, weissagende Fische, der Hexenglaube, Zaubersegen, das Umwandeln ungetauft verstorbener Kinder u. a. m. vorzugsweise Berücksichtigung finden sollen.



Inhalts-Verzeichniß.

| | Seite |
|---|-------|
| Heidnisch-geistliche Sagenbildungen der Scandinavier und germanischen Völker | 1 |
| Sagenstoffe, welche aus der Naturanschauung sich gebildet haben: | |
| I. Sagentkreis des Odin | 3 |
| II. Sagentkreis der Frigg oder Freia (Holle, Verhta) | 443 |
| * | |
| Heidnisch-geistliche Sagenbildungen der Slawen: . | 559 |
| I. Verehrung des einzigen Gottes unter verschiedenen Namen, die seine doppelte Wirksamkeit als Schöpfer und Vernichter aller Creatur bezeichnen | 561 |
| II. Das gebärende und zerstörende Naturprinzip | 605 |
| * | |
| Heidnisch-geistliche Sagenbildungen der keltischen und romanischen Völker | 645 |
| I. Ceridwens Waschbecken — der heilige Gral . | 647 |
| II. Die Feen — unsere lieben Frauen (Marien) | 831 |
| * | |

| | Seite |
|---|-------|
| Sagenbildungen, welche aus dem Bestreben: Naturphänomene, Localeigenthümlichkeiten, Orts- und Personennamen, monumentale Bilder, Wahrzeichen u. zu deuten, entstanden sind . | 917 |
| I. Himmelserscheinungen | 919 |
| II. Das Leuchten des Meeres | 933 |
| III. Ursprung der Matrosensage vom fliegenden Holländer | 939 |
| IV. Warum das Seewasser gesalzen ist? | 944 |
| V. Naturgeschichtliche Mythen | 949 |
| VI. Localsagen | 968 |
| VII. Etymologische Sagen | 992 |
| VIII. Talismanische Bildwerke, Wappenbilder, Wahrzeichen | 1041 |



Dreiunddreißigste Belle.

Heidnisch-geistliche

S a g e n b i l d u n g e n

der

Scandinavier und germanischen Völkerschaften.



Sagenstoffe,

welche aus der Naturanschauung unserer heidnischen Vorfahren sich gebildet haben.

I. Sagenkreis des Odins oder Wotan.

Drei Hauptgötter wurden im alten Tempel zu Upsal *) in Schweden verehrt: Wodan, Thor, Freio. In der Edda finden sich drei Namen von den vornehmsten Asen: Odin, Thor, Freir. Zu den christlichen Vorstellungen in der jüngern Edda hat man die Benennungen Har, Jafnar, Thridi, d. i. der Hohe, Gleichhohe, der Dritte (Finni Johannaos Hist. Eccl. Isl. I, 23.) gerechnet. Nun aber lassen sich dieselben unter den vielen Namen Odins in den mythischen Gesängen nachweisen (Grimnismal Str. 45, 48.), Har und Thridi kommen auch bei heidnischen Dichtern (Ynglingasaga c. 52, Jarls saga c. 6 u. öft.) vor. Alle Drei sind Odin, denn ist er in den Namen dieser drei Personen in der Edda der einzige Antwortende, so

*) Upsalar, die Upsäle = hohe Säle, so hieß der Tempel des Gottes Freir (v. Saal, Saal, und upp, oben). Dieser Name ist, wie die Ortsnamen überhaupt, aus einem Appellativum ein n. proprium geworden. Upsala ist der alte Genitivus plur., wie er noch in dem Ausdruck Uppsala-stad vorkommt. Stad wurde weggeworfen, und aus dem Genitiv der Romianis gemacht.

kann hinzugesetzt werden, daß er auch der Fragende ist, weil Gangler, wie Gylf sich in Gylfeginning nennt, auch einer von Odins Namen ist (Grimnism. Str. 45.). Odin war aber nicht nur ein dreieiniger Gott, sondern auch ein — zwölfeiniger, denn wie er als Thor den Feind der Unfruchtbarkeit, den Sommer, der mit seinem Hammer (Donnerkeil) die Frostriesen besetzt, repräsentirte; als Freir das befruchtende Prinzip selber war; so gab man ihm zur Charakteristik seiner in den verschiedenen Monaten verschiedenen Aeußerungsweisen folgende Namen: Allfadr (Allvater, weil er als Jahrgott alle zwölf Monate in sich begreift), Herian (Heerführer, denn im Frühling kämpft er gegen die Dämonen der Finsterniß), Niflar (Sieger u. über den Winterriesen), Heikudr (Ueberwinder sc. der Eiskriesen), Fíðler (Vielfacher, weil die Sonnenwärme die mannigfaltigsten Blumenarten aus der frostbefreiten Erde hervorlockt), Dski (der Gewünschte als Urheber des Lichts), Dmi (der Löwende, eine Anspielung auf das geräuschvolle Mittsommersfest), Vifliadi (Unbeständiger, wenn die Tageslänge wieder abnimmt), Vidrir (Wettererzeuger, mit Beziehung auf die Herbststürme), Svídrir (Schwindenmacher der sommerlichen Erscheinungen), Swídr (dass., denn die Luft wird jetzt noch rauher, der Winter ist im Anzug), Falkr (der Abgelebte, im letzten Monat). Seine Söhne, die zwölf Asen (b. i. die Mächtigen, Starke), nämlich: Óðnir (Mitwirker bei der Welterschöpfung) und Loki (das zerstörende Feuerlement), welche Beide in der nordischen Schöpfungsgeschichte als Vili und Ve, Odins Brüder, auftreten; Tyr und Heimdalr, Ersterer als Wolkenbewohner, Letzterer als Todtenführer, aber auch Wächter gegen die Riesen, dessen Horn einst das Weltende an-

kündigen wird, in welchem Riesen und Götter (die zer-
 störenden und schaffenden Naturkräfte) sich gegenseitig
 vernichten, um die Schöpfung in Nichts zu verwan-
 deln; Thor, der Donnerer; Baldr, der Licht- oder
 Frühlingsgott, der in der Sommerwende von seinem
 blinden Bruder, Hødr, dem Repräsentanten der zuneh-
 menden Nächte, mit einer Wispel (weil diese auch im
 Winter grünt) getödtet wird; Forsete, der Welt-
 richter, welcher im Monat der „Waage“ herrscht, wo
 das große Althing (Michelsgericht) gehalten wurde;
 der herbliche Njord; Wali, der das Licht wieder
 auf die Oberwelt bringt, im Gegensatz zum stummen
 Vidar, während dessen Herrschaft es in der Schöpfung
 still geworden ist, der Repräsentant des December; der
 „Kockige“ Schneebringer Uller, welcher dem Novem-
 ber entspricht; und Freir, der personifizierte Sommer,
 sie sind sämmtlich nur Thelle Odins — des Jahrs.
 Sie sind aber auch die personifizirten Tageszeiten, denn
 Odalir, Ullers Reich, ist die feuchte, behaute Mitter-
 nacht, Alfheim bezeichnet den nahenden Morgen, die
 bevorstehende Geburt Freirs; Valaskjalf mit dem silber-
 nen Dache entspricht dem silbernen Schimmer am Ost-
 himmel bei Tagesanbruch; Sökvabek, wo Odin mit
 der prophetisch-dichterischen Sage aus goldenen Bechern
 trinkt, bezeichnet das Aufstehen der Sonne aus dem
 Ocean; in Gladsheim (Glanzheim) zeigt sich die
 Sonne schon in ihrer ganzen Stärke; Frymheim,
 das auf hohen Bergen steht, bezeichnet den noch höhern
 Sonnenstand. In Vreidablick (Weitglänzend), bei
 Baldr, ist die Sonne dem Höbepunkt ihrer täglichen
 Wanderung nahe, und in Himmebjörg, Heimdals
 Wohnung, hat sie ihn bereits erfliegen. Folkvangr,
 wo Freia thront, ist der frühe Nachmittag, wo die

Sonne den größten Einfluß auf die Fruchtbarkeit der Erde hat. Glitnir ist der Abend, an dem Forsete alle Streitigkeiten schlichtet, sie einschläfert, alle Arbeit aufhören läßt. Die Beschreibung dieser Götterwohnung ist das Symbol eines schönen Sommerabends, wo die Abendröthe sich als goldene Säulenreihe zeigt, worauf die silberne Himmelsdecke ruht. Noatun, Niorðs Wohnung am Meeresstrand, bezeichnet das Untertauchen der Sonne im Ocean; endlich Landvindi, das Domicil des stummen Vidar, das stille Reich der Nacht. Aber auch in Frauen, Geliebten und Töchtern Odins gibt sich die vielfache Aeußerung des Zeitgotts kund. Frigg, seine Gemahlin, ist die den Lebensfaden Spinnende, zur Geburt Helfende, ihre Schwester Fulla Heerdenmehrerin, Obstförderin, Frød (Gertha), die Erde überhaupt, Rindr, die gefrorene mit der Schneedecke überzogene Erde im Winter, Sif, Thors Gemahlin, die Erntegöttin, Gefjun, die See, Idhuna die Jugend (Verjüngungskraft), Freia, nicht nur die Zeugungslust, sondern auch die Lobtenfrau, denn nur die Hälfte der in der Schlacht Gefallenen gehört Odin, die andere Hälfte ihr. Daß Odin der Sonnengott sey, darauf spielt der Mythos an, welcher erzählt: er habe nur Ein Auge *), das andere wäre dem Mimr (Gedanke) verpfändet, um einen Trunk aus dessen Weisheitshorn zu erhalten, eine Anspielung, daß der prophetische Geist nicht eher sich rege, als wenn die äußern Sinne schlafen, weshalb auch die Musen bei Homer den Demodokos für seine Blindheit mit der Sebergabe entschädigen, und auch Tiresias ward erst zum Seher, nachdem ihn Here des Augenlichts beraubt hatte.

*) Aus gleichem Grunde gibt der hellenische Mythos der Mondgöttin (Artemis Amazo) nur Eine Brust.

Mit Recht heißt Odin daher Allfadr (Allvater), er lebt durch alle Alter, regiert über Alles. Er ist der Weltgeist, der alle Räume durchbringt, darauf spielt sein Name Oden (alth. odhr: Odem) an; er ist der Gute, denn er wird auch Gode ausgesprochen, und die Gothen nennen sich nach seinem Cultus (wie die Thüringer nach dem Kriegsgott Tyr, die Germanen oder Hermanen nach dem mit ihm identischen Irmin, die Hessen nach dem Hesus u. s. f.). Auch Woden lautete sein Name (wie guerra, das deutsche Wehr, guerriere, Wehrmann, Guilielmus, Wilhelm, Gualterus, Walther, Galli = Walli u. a. m.), daher Wood Odin als Holz- und Waldgott (engl. wood). Fälschlich wurde Wodan, weil er dem Dies Mercurii als Planet vorsteht, für den Mercur gehalten, welchem im nordischen Mythos Hermode entspricht; denn Odin oder Wuodan ist das Universum selbst, der Göttervater Zeus oder der Götterherr (devaspati) Indra. Letzterm entspricht Odin in mehrfacher Hinsicht, und, wie wir in der Folge sehen werden, sind mehrere von Indra's Attribute und Mythen auf ihn übertragen, so daß bei der anerkannten Abstammung der germanischen Idiome aus dem Sanskrit die von Vielen behauptete Herkunft der Asen aus Asien große Wahrscheinlichkeit erhält, doch davon unten ausführlicher.

In Godheim (Götterwelt) ist die Götterstadt Asgard, darin die Asen in goldenen und silbernen Pallästen thronen. Jeder Ase hat sein Amt und seine Eigenschaft. Täglich sitzen die Asen zu Rathe, ordnen das Heil der Welt. Eine Probe von der Art ihres Wirkens folge hier.

Sie hatten beschlossen, eine Burg zu bauen, welche die Reifriesen (die Kälte), wenn sie nach Midgard (Mittelpunkt der Welt) hineinkämen, nicht einnehmen

könnten. Sie wählten zum Baumeister einen Schmied, der in drei Halbjahren mit seiner Arbeit zu Ende zu seyn versprach, sich aber als Lohn die holde Freia, die Sonne und den Mond ausbedung. Die Asen gingen es ein, wenn er die Burg in Einem Winter bauen könnte. Das wurde von beiden Theilen beschworen, und auf Loki's Rath noch die weitere Bedingung aufgenommen, daß Niemand dem Schmied helfen dürfe, als sein Ross Swadilsföri, und er bis zum ersten Sommertag fertig seyn, oder nichts erhalten solle. Wider Vermuthen gedieh das Werk so schnell, daß es drei Tage vor Sommers Anfang bis auf die Thore fertig war. Nun drohten die Asen dem Loki mit dem härtesten Tode, wenn er die Vollendung nicht vereitelte, denn Alle kamen überein, daß nur der dazu gerathen habe, Freia (die Productionskraft) nach Jötunheim (dem Riesenlande, dem Sitz der Unfruchtbarkeit, Finsterniß und Kälte) zu vergeben, und die Welt der Sonne und des Mondes zu berauben, der auch sonst zum Uebeln zu rathen sich zum Geschäft mache. Als nun Loki bange wird, schwört er Eide, um jeden Preis es so anzurichten, daß Jener um den Lohn komme, und als am nächsten Abend der Schmied ausfuhr, um, wie gewöhnlich über Nacht Steine herbeizuführen, kam Loki als Stute und wieherte den Hengst an, der die Stricke entzwei riß und ihm nachlief in den Wald, so daß der Schmied seine Arbeit nicht fertig brachte (denn das Thor fehlte noch), und aus Jorn und Angst seine eigentliche Gestalt, die eines Riesen, annahm, um mit größerer Kraft das Werk zu vollenden. Jetzt aber hielten sich die Asen nicht an ihren Eid und Vertrag gebunden, riefen den Thor herbei, der eben von seiner östlichen Reise, wo er das Trollvolf bekämpft, heim-

gelehrt war, der warf mit seinem Hammer den Riesen todt und sandte ihn nach Niflhel (Dunkelreich). Loki aber gebar ein graues Füllen mit acht Füßen, Sleipnir genannt, das beste Roß unter Göttern und Menschen.

Mone erklärt diesen Mythos also: Der riesenhafte Schmied ist der Winter, die Burg die Eisburg, die Steine die Eisschollen, welche Nachts gefrieren, die drei halben Jahre die nordischen Jahreszeiten (denn einen Lenz gibt es nicht im Norden). So viel Zeit gaben ihm die Asen nicht, sondern nur den Winter. Alsdann ist der Donnerer Thor verzeißt und schlägt im Osten die Trollen todt, er kämpft also selbst in seiner Abwesenheit, diese und Tod sind gleichbedeutend. Thors Winterkämpfe sind also Kämpfe des Lebens mit dem Tode (welcher selbst im Winter nicht Alles zu tödten vermag). Der erste Sommertag ist der Eintritt der Frühlingsgleiche, daher in den Volksfesten der Sonntag Lätare (an welchem man in Gestalt einer Strohsfigur den Tod aus den Dörfern trägt) noch jetzt der Sommertag heißt. Da wird der riesige Winter um Arbeit und Lohn betrogen, und das erste Gewitter schlägt ihn todt. Er kommt, ohne daß man ihn kennt, im Herbst, und die Asen werden von ihm zum Vertrag getäuscht, weil sie nicht glauben, daß er ihn werde halten können, aber mit der Zeit nimmt seine Riesennatur immer mehr zu, und tritt zuletzt offen hervor, worauf der Betrug erkannt und die Eide gebrochen werden.

Uhlund (im Mythos von Thor diese Begebenheit ebenfalls commentirend) setzt noch hinzu: Würde der trübe Winterhimmel (wie es in des Riesen Absicht lag) nie weichen, so sind (außer der schönen Freia, die nur im Sommer wirksam ist) auch Sonne und Mond hingenommen. Das Pferd Swadilfari bedeutet, seinem

Namen zufolge: Eisfahrer (v. svadi: glacies lubrica und fari: ferri), also der Winterwind, der in der kalten Nacht mit den ungeheuern Steinen, den Eis- und Schneemassen zum Bau des Winterriesen heranzfährt. Dieser Bau soll den Bergriesen und Reifriesen selbst als Bollwerk entgegen stehen, er bedeutet die feste schützende Eis- und Schneedecke, unter der die Erde vor den schädlichen Wirkungen des Winterfrostes selbst geborgen ist. Doch darf der mächtige Bau nicht vollendet, nicht mit dem Burgthor auf immer abgeschlossen werden. Loki hatte den verderblichen Rath gegeben, denn er ist die Reize des Sommers, welcher mit der pestbringenden Hundstagsbize Abschied nimmt. Jetzt aber, um nothgedrungen dem Bau des Winters ein Ziel zu setzen, verwandelt er sich in eine Stute (denn das schnelle Ross ist Symbol des Windes; s. w. unt.). Ist das eistürmende Pferd Swabilsari Ost oder Nordost, so kommt nun der abendliche Loki, auch hier der Endiger, als Gegenwind, als thauender West oder Südwest. Der Wandel und Wechsel der Winde bei einbrechendem Thauwetter ist hier durch das Umherrennen der wiehernden Thiere verbildlicht. An dem Jorn des Baumeisters über die vergebliche Arbeit erkennen die Asen, daß derjenige, der ihnen zuerst ein nützlicher Werkmeister gegen die Eisriesen geschienen, selber ein Riese des rauhen Felsgebirges sey, und wie sie sich in ihm getäuscht, so achten sie nun auch ihrerseits des beschwornen Friedens nicht, und rufen Thors Beistand an, der auch nicht ausbleibt, denn nachdem der Thauwind den Eisbau brach, vernichtet der Donner vollständig des Winters Gewalt.

Diese Kalendermythe, welche in einer Naturreligion ganz an ihrem Blase ist, hat in christlicher Zeit, wo

ihre Bedeutung begrifflicher Weise verloren gehen mußte, noch folgende neue Zweige getrieben. Eine Volksfage aus Norrland (Iduna Heft III. 2. Aufl. Stockh. 1826, S. 60 ff.) zeigt den riesenhaften Baumeister schon legendenartig umgestaltet:

König Olaf der Heilige von Norwegen ging in Gedanken vertieft zwischen Berg und Thal; er hatte im Sinn, eine Kirche zu bauen, deren Gleichen sich nicht finden sollte. Allein er sah, daß er den Bau nicht zu Stande bringen könnte, ohne sein Reich sehr zu beschweren. In dieser Bekümmerniß trifft er auf einen Mann, seltsamen Ansehens, der fragte, worüber er so nachsinnend wäre? Olaf offenbarte ihm sein Vorhaben, und der Riese (Troll) erbot sich, binnen gewisser Zeit ganz allein den Bau zu vollbringen. Zum Lohn bedung er sich Sonne und Mond oder den Heiligen selbst. Olaf ging darauf ein, entwarf aber einen solchen Plan zur Kirche, dessen Ausführung ihm unmöglich schien: die Kirche sollte so groß seyn, daß heden Priester auf einmal darin predigen könnten, ohne einander zu stören. Die Pfeiler und Zierrate, auswendig sollten aus hartem Fliß gearbeitet werden u. s. w. Bald stand eine solche fertig da, bloß Dach und Spitze fehlten. Neu bekümmert über den eingegangenen Handel, wandelte Olaf wieder durch Berg und Thal. Plötzlich hörte er in einem Berge ein Kind weinen und eine Riesenfrau es mit diesen Worten stillen: „Tyft, tyft! morgen kommt Wind und Wetter, dein Vater, heim, und bringt mit sich Sonne und Mond, oder den heiligen Olaf selbst.“ Der König, froh über diese Entdeckung^{*)}, kehrte nach Haus; Alles war fertig, die Spitze eben aufgesetzt. Da rief Olaf: „Vind och Veder! du har satt spiran sheder!“^{**)} Sogleich fiel der Riese mit erschrecklichem Gefrach von dem Kamm der Kirche herab und zerbrach in viele Stücke, welches lauter Flißsteine waren.

*) Mit des bösen Geistes Namen vernichtet man seine Macht.

**) „Wind und Wetter, du haß die Spitze schief gesetzt!“

In Norwegen geht dieselbe Sage um, der Riese heißt aber Skalle (Kahl), und zu Nidarås erbaute er die prächtige Kirche. In Schweden heißt der Riese Finn, und die von ihm erbaute Kirche befindet sich zu Land, auch ist der Heilige nicht Olaf, sondern Lorenz. In der genannten Kirche ist die ganze Begebenheit ausgemeißelt. In erhabener, roher Arbeit findet sich eine nackte männliche Figur, die einen der beiden Tragepfeiler umfaßt, auf dem andern eine weibliche Figur mit ihrem Kinde, es ist des Riesen Weib. Das Kunstwerk wird von der Sage, wie folgt, erklärt:

Der Riese versprach dem heiligen Laurentius eine Kirche zu bauen; er verschwieg ihm dabei seinen Namen, und stellte die Bedingung, daß der Heilige ihm diesen Namen nenne, wenn die Kirche fertig wäre, oder wenn er das nicht könne, seine Augen hergebe. Der Heilige ging darauf ein, und der Bau begann. Die Kirche nahte ihrer Vollendung, und noch immer wußte Lorenz den Namen nicht. Auf einem Hügel in der Nähe von Lund, der Heiligenberg (Helgonabacken) genannt, lag er knieend im Gebet, als er plötzlich eine unterirdische Stimme vernahm, wie eines Weibes, das ihr Kind zur Ruhe singt. Sie beschwichtigt es, und sagt: der Vater werde nun bald mit den Augen kommen. Nun wußte Lorenz den Namen, er lief hin zum Riesen, der noch beim Mauern war und die Kirche bis auf einen Stein vollendet hatte. Er ruft den Riesen beim Namen, da wird dieser wüthend, ergreift einen Pfeiler, und will die Kirche umstürzen, wird aber in Stein verwandelt.

Die Sage fügt noch erläuternd hinzu: die Kirche sey darum nie ganz fertig geworden, weil, so viel man auch noch immer daran baue, die Lücke, die Finn gelassen, trotz aller Bemühungen stehen bleibt; denn wird der Stein eingemauert, so fällt er wieder heraus. (Wedderkop, „Bilder aus dem Norden“ I. S. 265).

Hier erwäge man, daß Finn in der Schwedischen Sprache Schlamm bedeutet, folglich dasselbe, wie Titan *), die Titanen kämpfen gegen die Olympier, wie hier im Norden die Frostriesen gegen die Asen, d. h. die winterlichen Naturkräfte — an denen das Charakteristische ist, daß sie den Boden, welchen die Sonne nicht mehr austrocknen kann, in Schlamm verwandeln — stehen den sommerlichen Potenzen feindlich entgegen. Finn, d. i. der Schlamm, ist der Spätherbst. Wenn er in den Winter übergeht, welcher über die ganze Schöpfung eine Eiskede zieht, heißt es: Finn sey in Stein verwandelt worden. Die Augen, die der Riese haben wollte, sind Sonne und Mond, deren Strahlen die Natur beleben und die Vegetation fördern, was der Winterdämon, seiner Natur zufolge, gern hindern möchte. An die Stelle der Asen, deren Collectivname Odin ist, tritt in der christlichen Fassung der Mythe ein Heiliger, und Midgard: die Welt, ist hier unter dem Gotteshaus zu verstehen.

Weit näher kommt der Eddischen Fabel eine Uebersieferung aus Kurland.

In dem dferwenschen Rintegesinde liegen alte Mauerreste, in bedeutender Länge und Breite sich erstreckend, und das Volk erzählt:

Vor undenklichen Jahren wohnte in der Gegend von Pasenpot ein starker Mann (Riese), mit Namen Rinte. Er konnte ungeheure Steinmassen erbauen und glätten, und selbst die größten Blöcke führte er mit einer einzigen weisen Stute zusammen. Sein Wohnhaus baute er auf Felsen, seine Felder zäunte er mit Steinwällen. Einmal hatte er Streit mit einem Elbauer Kaufmann. Um sich an ihm zu rächen, lud er einen Stein von zwölf Fu-

*) *Titanos* stammt von *τιη* Schlamm.

bern, spannte seine weiße Stute vor, und fuhr nach Elbau in der Absicht, den Fels vor des Kaufmanns Thür zu wälzen. Bei der Stadt angelangt, durfte er aber nicht über die Brücke, man fürchtete, sie würde unter der Last brechen, und verlangte, er solle den Stein aus dem Stadtgebiet wegschaffen. Kegerlich that es der starke Mann, und warf den Stein an dem Weg ab, der über Battenhof nach Grobin führt. Da liegt er noch bis auf heute. Vorbeifahrende Letten zeigen und staunen ihn an. (Watson in den Jahresverhandlungen der kurländ. Gesellschaft II. S. 311.)

Des Rinte weiße Stute gleicht ganz dem Svadifari des nordischen Schmieds, nur die Störung des Riesen in seinem Bau erfolgt auf andere Weise. In Belgien — so weit verschleppte man das Märchen — ist es nicht mehr das Wiehern eines Rosses, welches, wie in der Edda, das andere Pferd von der Arbeit ablockend, den Ausbau von des Riesen Kunstwerk verhindert, sondern der Hahnentuf. Daß hier der Teufel an die Stelle des Riesen trat, ist begreiflich. Wir geben die Sage aus Wolf's Sammlung im Auszug:

Bei einer reichen Ernte sah sich ein junger Bauer außer Stande, seine alte Scheune ausbessern zu lassen. Ein Unbekannter, der ihm begegnete, erbot sich zu helfen, wenn er einen Vertrag mit ihm eingehen wolle, daß er übers Jahr ihm in seine Besitzungen als Leibeigener folgen würde. Der Bauer wars zufrieden, wofern auch Frau und Kinder Obdach bekämen. Der fremde Herr sicherte dies mit gräßlichem Gelächter zu. Darauf unterschrieb der Bauer den Vertrag, worin stand, daß die Scheune vor dem ersten Hahnenträhen fertig dastehen müsse, und zwar, da sie keine Dinte hatten, mit seinem Blute. Für die Frau erhielt der Bauer dann noch 100 Pfund mehr, und für das Kind fünfzig Pfund. Als sie damit fertig waren, trennten sie sich; der Bauer verwunderte sich nicht wenig, als er, heimkommend, zur Seite des Hauses die Arbeiter

des Fremden schon antraf, wie sie in geschäftiger Eile Balken auf Balken, Ziegel auf Ziegel häuften, ohne daß Hammer und Hobel, Säge und Beil zu hören waren. Und doch wurden himmelhohe Eichen herbeigebracht und in Stücke geschnitten, ganze Haufen Steine zerhauen und bearbeitet. Besürzt trat er ins Haus, wo seine Frau in nicht minder großen Schrecken saß, denn sämtliche Hausthiere drängten sich ängstlich um sie. Besonders furchtsam that ein großer Hahn. Er flog seiner Herrin auf den Schooß. Sie stieß ihn erschrocken von sich, und rief, sich kreuzigend, um Hilfe. Der Hahn fiel zur Erde, erhob sich aber bald wieder, und schrie laut: Kikiriki! Sogleich scholl vom Hofe her ein fürchterlicher Schlag, so daß die Erde zitterte. Zugleich verschwanden die Werkleute, und die Scheune blieb unvollendet. Am andern Morgen wunderte man sich im Dorfe über die schöne Scheune voll Garben jeder Art, denn Keiner konnte begreifen, wie sie hingekommen war, und der Bauer hütete sich, etwas von seinem Abenteuer verlauten zu lassen. Das unvollendete Loch am Giebel konnte er aber auf keine Weise schließen. Es steht noch offen bis zum heutigen Tage. Auch singt seit jenem Tag ein Hahn auf der Meierei immer früher als alle andern im Dorfe.

Begreiflich ist es, daß in der Edda-fabel der Frost-rieser das wohlthätige Wirken der Asen scheel ansteht, daß er, bei seinem naturfeindlichen Charakter, es gern verhindern möchte, daß er ihnen zwar seine Dienste anbietet, aber nur um sie zu hintergehen, obschon er am Ende selbst der Betrogene ist, wie wir alljährlich beobachten, daß der Winter gern zerstört, aber wider seinen Willen zur Regeneration der Natur beiträgt, deren halbjähriger Tod vielmehr ihr ersprießlich wird, weil sie der winterlichen Ruhe bedarf, um wieder neue Saaten hervorkommen zu lassen. Es ist ferner begreiflich, daß, christlich gewendet, das Weltgebäude (Midgard) sich in eine Kirche umwandeln, und der Gott ein Heiliger wer-

den muß. Daß der Hahn an des Rosses Stelle tritt, ist ebenfalls begreiflich, denn weil Beide Lichtsymbole im alten Heidenthum waren, Beide daher dem slawischen Lichtgott Swantewit geheiligt, wenn sie von weißer Farbe waren, wie jene Stutte in der Eddasabel und in der furländischen Sage, so konnte der Hahnenruf eben so gut, wie das Pferdewieher *), den Dämon der Finsterniß, der Unfruchtbarkeit und des Winters machtlos machen. Im Christenthum — wo Bonifaz das Pferd zum dämonischen Thier herabgewürdigt und das Essen seines Fleisches verboten hatte, weil es die Hauptkost bei den heidnischen Opfermahlen abgab, und der Pferdefuß Attribut des Satans wurde — im Christenthum also mußte nothwendiger Weise das Lieblingsthier des Apostels Petrus **) den Platz des Pferdes einneh-

*) Das Ross gibt nur dann einen Ton von sich, wenn es den Trieb zur Begattung empfindet. Zeugungskraft ist Lebensfülle, diese correlat dem Licht, wie Unfruchtbarkeit der Finsterniß, dem Winter und dem Tode. Darum war schon bei den alten Persern Pferdewieher ein gutes Omen, ebenso im Cultus der slawischen Lichtgötter von günstiger Vorbedeutung.

**) Schon die Hellenen wußten, daß der erste Hahnenstreich die Schatten der Nacht verschenke. So sagt Philostrate vom Schatten des Achilles, als er dem Apollonius von Lyana erschien: „Er verschwand, sobald der Hahn krächte.“ Aehnliches liest man in einem Hymnus des Prudentius:

Perunt, vagantes Daemones,
 Laetos tenebris noctium,
 Gallo canente exterritos,
 Sparsim timere et cedere.
 Invisa nam vicinitas
 Lucis, salutis numinis,
 Rupto tenebrarum sinu,
 Noctis fugat satellites.

In dem Eddaliede „weckt Balhallas goldklammiger Hahn die fiegriechen Helden.“ Bei den Persern ward der Hahn als Wächter gegen den licht- und lebensfeindlichen Ahriman, der die Nacht und den Winter schuf, angerufen. (Zend-Av. II. Vendidad Fargard 13). Die Araber erzählen von einem wei-

men, wie der Heilige den des heidnischen Gottes; aber wie sich der Heilige in einen Bauer und das Gotteshaus in eine Scheune verwandelt zu werden gefallen lassen müssen, ist eine Frage, an deren Lösung man verzweifeln müßte, wenn sich nicht bei Grimm (D. S. Nr. 181) das Mittelglied fände.

Eine Stunde von Banfried (in Hessen) liegt der Hüfenberg, auf welchem Winfried, später Bonifaz genannt, eine Kapelle zu bauen befohl. Unter dem Baume kam nun oft ein Mann gegangen, der fragte: was es denn geben sollte? Die Zimmerleute antworteten immer: „Ei, eine Scheuer soll es geben.“ Da ging er wieder seiner Wege. Zuletzt aber wurde die Kirche immer mehr fertig und der Altar aufgebaut, auch das Kreuz glücklich gesteckt. Wie nun der böse Feind wieder kam, und das Alles sehen mußte, ergrimmete er, und fuhr oben durch den Giebel

den Hahn ungewöhnlicher Größe am Throne Gottes, dessen Stimme allen Hähnen auf Erden zum Signal dient. Deshalb halten sie den Hahn zuruf für die Stimme Gottes (Bochart Hierozoic. II, 1, 17.) Ambrosius (Hexaemer. V, 24) meint: Erst nachdem der Hahn zum drittenmal gekräht, ersah Petrus, und wurde würdig, daß ihn Jesus anblickte. Diese geistliche Wachsamkeit des Hahns soll nun sein Vorkommen auf Kirchturmspigen erklären:

*Instantis quod signa canens det Gallus Eol,
Et revocet famulus ad nova penna manus;
Turribus in sacris effingitur aerea, mentem
Ad asperos pelvis, quod revocet vigilem.*

Andr. Alciatus.

Nach Hildebrand (Sac. publ. vet. eccles. p. 17) hat der Hahn auf Kirchturmen die Bedeutung: Gallus in templis instans habet praeconium ecclesiae. Sleut enim Gallus noctu dormientes gallicinio suo excitat et diem praenuntiat, ita sacerdos plebem ex veterno vitiorum aueitat, et ut opera tenebrarum abiciant, monet, plique in solatium. lucem gloriae et diem aeternitatis denuntiat. Als Wächter gegen den Teufel konnte der Hahn noch aus dem Grunde betrachtet werden, daß er besonders der weiße, den Löwen, den bekantlich: et: 1. Petr. 5, 8.) als die Wacke des Satans bezeichnet wird: Jurcht zu setzen vermag (Plin. H. N. X. 21.)

aus. Das Loch, das er da gemacht, ist noch bis heutigen Tag zu sehen, und kann nimmer zugebaut werden. Auch ist er inwendig in den Berg gefahren, und suchte die Kirche zu zertrümmern, aber vergeblich.

In Thüringen hat die Weltburg Müdgart — denn eine solche ist sie, weil der Riese sie mit einem Wall umgeben soll — in der christlichen Umwandlung noch am meisten ihre ursprüngliche Bestimmung sich bewahrt, sie blieb nämlich ein Schloß. Hier trat übrigens der Zufall an die Stelle der List, und der Hahn ist selbst der Geldauswächter, täuscht aber auch den Bösen, obwohl gegen seine Absicht. Döring erzählt (Thüringen u. der Harz VII. S. 169) wie folgt:

Auf der Steinsburg (dem kleinen Gletsberg bei Römshild) hauste ein Ritter, der seine Tochter für das Kloster bestimmt hatte. Daher gab er ihrem Freier, der überdies der Sohn seines Todfeindes, zur Antwort: „Eher will ich meine Tochter dem Teufel geben als dir!“ Ent-rüstet warf ihm der Jüngling den Fehdehandschuh hin, und verließ ihn mit der Drohung: er werde morgen mit seinen Reifigen wiederkommen. Da ward dem Alten bange, weil seine Besatz halb verfallen und schlecht bemannet, also einem Sturm kaum widerstehen mochte. Er versank in trübe Gedanken, und als die Nacht Berg und Thal umhüllte, trat er hinaus in den Wald und rief den bösen Feind, und beschwor ihn, noch in derselben Nacht vor dem Fahnschrei einen dreifachen unübersteiglichen Mauerring emporzutürmen, um die verfallene Besatz vor dem Sturm seines Gegners zu schützen. Das gelobte der Böse, verlangte aber als Lohn des Ritters Tochter, und erhielt dessen Zusage. Noch in derselben Nacht türmte sich durch Lucifers dienstbare Geister, die in wildem Treiben Felsen und Steinblöcke herbeischleppten, der dreifache Mauerring empor. Es begab sich aber, daß des Fräuleins Amme vor dem ersten Fahnschrei mit einem verdeckten Licht in den Pflünerstall ging. Durch diese Felle

getäuscht, krächte ein Hahn, weil er meinte, der Morgen sey nahe. Das geschah aber in dem Augenblicke, wo der Böse einen gewaltigen Felsen durch die Luft schleppte, den er als Schlussstein in die Mauer fügen wollte. Noch drei Stunden Weges mochte er von der Burg entfernt seyn, da warf er zornig seine Last auf die Erde und zerstörte den fast vollendeten Bau. Statt der Jungfrau ergriff der Böse den alten Ritter, und schleuderte ihn unter die prasselnden Steintrümmer. Noch jetzt sieht man die riesenmäßigen Steinringe um den Gleichberg. Das ist der Teufelsstein bei Themar, welcher dem Fluche die Entstehung gab: Ich wollte, du wärest, wo der Teufel den Stein abgeladen.

Kehren wir nun zu der vorhin nur scheinbar abgeschlossenen Fabel der Gdda zurück. Die Frucht der Verbindung Loki's in Gestalt einer Stute mit dem Hengst Ewadrifari, wodurch der Riese an dem Ausbau seines Unternehmens verhindert worden, war das graue, achtfüßige Küllen Sleipnir, Odin's Reitthier gewesen. Seine acht Füße sind zwar auf die nordischen Octometer, nämlich auf die achtzeiligen Strophen der Volusva gedeutet worden, weil Sleipnir Runen auf den Zähnen hat^{*)}). Diese aber gaben ihm noch nicht den Charakter eines Begasus, sie beziehen sich bloß auf die im Norden häufig vorgekommenen Pferdeorakel^{**)}). Man muß nämlich wissen, daß das gesammte Alterthum den Dichter für einen Seher hielt und prophetische Sprüche in Versen abgefaßt waren. Noch jetzt sagt man von einem Weissager: der Geist treibt ihn, und „wittern“ (von Wind, Wetter) bedeutet s. v. a. ahnen, welches deutsche Zeitwort vom sanskritischen an: wehen, abstammt; davon

*) Das Ros Arvakt hat sie auf dem Ohr geschrieben.

***) Dem Gott Freir hielt der Cultus weissagende Rosse. (Grimm S. 623.)

anhuma, lat. animus, ἀνεμος: Geist und Wind. Sleipnirs Farbe ist die der Wolken, nämlich grau, seine acht Füße beziehen sich auf die acht Hauptwinde, und da Odin der Alles durchbringende Weltgeist ist, so konnte Sleipnir sein Reitroß werden. Schon die Schnelligkeit dieser Thiergattung eignet sich zum Symbol des Windes, mehr noch bestätigt sich diese Deutung durch das Lied von Alvis (21), in welchem eine von den Benennungen des Windes: Wieberer ist. Mone hat die acht Füße auf die acht Wintermonate der nördlichen Länder deuten wollen, weil Sleipnir geboren wird, wenn des Winterriesen Macht zu Ende geht, doch ist diese Deutung zu künstlich; denn es ist ganz gleichgültig, zu wissen, nach wie viel Monaten das Windroß geboren wird; näher liegt die Vermuthung, daß das Symbol des Windes alle Winde repräsentire. Im Liebe Grimnismal werden zwar zwölf Rosse erwähnt, nach der Zahl der täglich unter den Weltbaum Yggdrasil zu Gerichte reitenden Asen, aber sie alle fließen in Odin zusammen, folglich auch ihre Rosse in Sleipnir. Man müßte denn ein Sommer- und ein Winterroß — wie die Griechen eine Leucippe und eine Melanippe — d. h. elnen Schimmel und einen Rapfen annehmen, und Letzteres heißt dann Gullfaxi, auf welchem Hrungnir den Odin bei Jotunheim (Riesenheim, Winterland) erreicht *). Ist der Wind unter dem Rosse (oder seinem Schnauben) verbilblicht, so erklärt sich der schwedische Spruch: „Was der Athem des Schweins verunreinigt hat, stellt der des Pferdes wieder her.“ (Grimm Myth. S. 624), denn der Wind reinigt die Luft. Indes ist

*) So sind auch Tag und Nacht durch die Rosse Skinfaxi (Glanzmähe), und Drimfaxi (Thaumähne) repräsentirt.

Odin's Reitthier die verbildlichte Eigenschaft des Gottes selbst. Ähnliche Beispiele bieten die Mythologien aller Völker. (So reitet der indische Luftgott Indra auf einem Pfauen, weil dieser Vogel die Bitterung anzeigt). Odin ist, wie wir vorhin zu erweisen suchten, die Alles durchdringende Luft*), die Weltseele, sein Hauch belebt alle Wesen. Wilhelm Müller hat darum auch Odin vom altnordischen Zeitworte *odh*, dem *abb. wuot*, welches: *cum impetu ferri* bedeutet, herleiten wollen. Im Altnordischen ist *odhr*: *animus*, hat aber auch die Bedeutung: heftig, wüthend (*Þjörn Halderfon's isl. Lex.*); das dem *od* entsprechende deutsche *wuot* hat die Bedeutung *furor* (Wuth) angenommen, welche beide Bedeutungen sich aus dem Begriffe des Bewegens entwickeln. Obschon Adam von Bremen sagt: *Wodan i. e. furor*, worunter er vielleicht den in Sturm dahinrauschenden Gott versteht, so wäre Odin doch nicht ausschließlich als die Personification der bewegten Luft zu fassen, sondern schon darum, weil er *Alfadhir*, d. i. Vater der Götter und Menschen heißt, ursprünglich Himmelsgott, darum hat er nur Ein Auge — die Sonne. Die Wolken sind der breite Hut, unter welchem er sein Gesicht verhüllt; das Himmelsgewölbe, der große dunkle Mantel, welcher ihn umgibt, bis mit dem Eintritt des Christenthums der heil. Martin, ein Reitersmann wie Odin, ihn ererbte. Noch jetzt heißt in Niederdeutschland der wilde Jäger: *Saakelberend*, d. i. Mantelträger**).

Jakob Grimm sagt (*Myth. S. 870*): „Die Chri-

*) Wie Lucan von Jupiter sagt: *est quocunque moveris.*

** W. Müller etymologisiert wie folgt: Im Althochdeutschen bedeutet *hakkul*, im Altnordischen *hökull*, im Angelsächsischen *haecle*: *Erwand, Mantel, Rüstung.*

sten hatten dem Glauben an die Götter ihrer Vorfahren nicht so schnell, noch so völlig entsagt, daß ihnen jene heidnischen Gestalten so urplötzlich aus dem Gedächtniß entfallen wären. Sie wiesen ihnen nur eine andere Stelle, weiter im Hintergrunde, an. Der alte Gott verlor sein zutrauliches Wesen und ging in den Begriff einer finstern, schreckenden Gewalt über, welcher immer noch eine gewisse Einwirkung verblieb.“ Die Ursache dieser Umwandlung erklärt Harris sehr sinnig in der Vorrede zu seinen niederächs. Volksagen: „Deutschland hat einen guten Theil seines Alterthums durch die römische Priesterherrschaft eingebüßt. Ursprünglich besaß es einen Götterhimmel, der meist mit guten Wesen bevölkert war, und ohne Grauen verehrt wurde. Das steigende Christenthum konnte ihn nicht sogleich verschwinden machen, sondern heidnisch und christlicher Glaube mischten sich. Allmählig errang der letztere die entschiedene Herrschaft, und verwandelte, wo er die Reste des ältern einheimischen Glaubens nicht ganz verwischen konnte, dieselben in dunkle Gestalten. Ursprünglich getrennte Wesen höherer und niederer Ordnung schmolzen in denselben Namen des Teufels zusammen.“ So wurde der Himmelsgott und Allvater Odin, Othan oder Wuotan zum wilden Jäger*), der in der Christnacht das

*) Der Jünglingssaga zufolge, wurde, wenn irgend ein unbekanntes Geräusch als von Pferden und Wagen in der Nacht sich erhob, gesagt: Odin fährt vorbei. In Schweden heißen noch die Stimmen in der Luft, die man zuweilen in November- und Dezemberabenden hört: Odens Jagd (nach Nilsons Selandin. Fauna II. S. 106., der diese Stimmen, die dem Lärm bei einem Treibjagen ähnlich sind, von einer nach Süden ziehenden Grevdägelart herleitet).

wütende Heer anführt*), später sogar historisirt, so daß er nicht einmal mehr der Höllenfürst, sondern nur noch ein zur Strafe wegen Uebertretung der Sonntags- oder Festtagsfeier oder anderer sündhafter Gelüsten halber nach dem Tode umgehender, die Jagdlust noch als Gespenst ausübender Schatten eines Verstorbenen! Auf diese Art erklärte man sich in christlicher Zeit Naturerscheinungen, welche das Heidenthum in sinnige Mythen gekleidet hatte. So sagt man noch jetzt in Holstein, Pommern, wenn in der Luft ein Getöse erschallt: „de Wode tüt!“ (Ableitung u. d. W. wüthen). Odin, Woden, Othan, oder Wuotan, wie er sonst heißt, erschien den heidnischen Voreltern des jetzigen Geschlechts, reitend und jagend, in seinem Geleite die Einherien, nämlich die Seelen der im Kampf Gefallenen, daher noch jetzt das wilde Heer aus Seelen derer, die eines gewaltsamen Todes starben, sich rekrutiren soll. Der christliche Gott hat sie sich nicht aneignen mögen, darum verfallen sie dem heidnischen. Die Naturerscheinung des heulenden Windes wird, wegen der oben dem Odin zugeschriebenen Eigenthümlichkeiten, ihm beigelegt. Bei nächtlichem Lärm heißt es jetzt noch in Schweden: „Oden far förbi“ (Goijer Sv. häfd. I. p. 268). Vielleicht hat der „Odenwald“ davon seinen Namen, denn daß der Odinscult auch in dieser Gegend verbreitet war, wird weiter unten gezeigt werden. In Niedersachsen und Westphalen wird der wütende Jäger auf die halbhistorische Person eines Jägermeisters bezogen!

Bevor nun über die Motive der verschiedenen Be-

*) Bei den Danern in Mecklenburg fanden sich noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts viele Sagen über Odens Jagd, besonders schreckten sie die Kinder damit um Weischnacht.

nennungen *Hakelbären*, *Hakelberg*, *Hakelblock* oder auch bloß *Bären*, welche die verschiedenen Sagen dem, im Lauf der Zeit sogar zu einer geschichtlichen Person gewordenen, wilden Jäger beilegen, Licht verbreitet wird, ist zu wissen nöthig, daß die Stimmen in der Höhe, wo die Beschaffenheit des Lokales dergleichen Gehörtäuschungen erzeugt, unter den verschiedensten Völkern ähnliche, diese Naturbegebenheit erklären sollende Mythen von gespenstischen Luftreitern ic. in's Daseyn riefen.

Der Universitätskanzler Autenrieth in Tübingen der eine Sammlung von Zeugnissen glaubwürdiger Reisenden über die sogenannten „Stimmen aus der Höhe“ herausgegeben, sagt: Sie scheinen bald in dieser, bald in jener Richtung durch die Lüfte zu fliegen, meist von oben herab zu erklingen, zuweilen aber aus der Erde heraufzusteigen. Sie gleichen bald dem Klange der verschiedenartigsten musikalischen Instrumente, bald einem lauten Waffengeklirre oder Trommel- und Trompetenlärm. Zuweilen sind sie dem Pferdegetrappel ähnlich oder entferntem Geschützdonner, ein andermal bestehen sie in einem fürchterlichen hohlen oder plötzlichen, durchdringend gelenden Schrei. Häufig ahmen sie abwechselnd vielerlei Thierstimmen, meist Hundegebell nach. Eben so häufig gleichen sie auch lautem Rufen, so daß nicht selten der überraschte Hörer glaubt, sie rufen ihn sogar mit Namen und sprechen artikulirte Worte in seiner Sprache zu ihm. In solchen Fällen meinte der Hellene, sie riefen auf griechisch, während der Römer sie lateinisch reden hörte. Der heutige Bergschotte vernimmt sie deutlich in seiner Landessprache, der gallische. So konnten diese Stimmen bei ihrer Mannigfaltigkeit

bald diesem, bald jenem bekannten Laute verglichen werden, und wo ihr Klang einer Menschenstimme ähnelte, wurden sie von jedem Hörer, entsprechend seiner verschiedenen innern Stimmung, anders, in einzelne Worte oder ganze Reden und in seine Sprache übersetzt. — Autenrieth führt hierauf die Zeugen für seine Behauptung namhaft an. Zuerst den Engländer Davy, welcher 1821 seine Reise in Ceylon zu London herausgab und erzählt, daß er im April (zu Anfang der dortigen Regenzeit) im flachen, waldigen Theil der Insel den „Dämonenvogel“ der Eingebornen gehört, denn gesehen hat ihn noch Niemand. Er kündigte sich Nachts durch ein Geschrei an, das den größten Jammer auszudrücken schien, und daher den Bewohnern von Ceylon als Todesbote gilt. Der Holländer Hafner, der 1810 seine Fußreise durch Ceylon drucken ließ, hörte einst, als er das gebirgige Hochland der Insel zu Ende der Regenzeit durchwanderte, um Mitternacht ein fernes Hundegekläffe, das aus den gegenüberliegenden Bergen hervorzubrechen schien. Bald wurde es in gleicher Weise, doch in geraumem Abstand, auch hinter ihm laut und immer lauter. Er glaubte nun deutlich verschiedene Menschenstimmen zu vernehmen, die aus voller Kehle lachten und schwagten. Diese Töne kamen und schwanden in einigen Minuten wechselweise wieder in die Nähe und in die Ferne, und wenn sie jetzt aus lichten Höhen herabzuschweben schienen, so dünkten sie ihm im nächsten Augenblick tief aus der Erde heraufzuwimmern. Nachher war Alles wieder todt und still, bis eben so plötzlich Stimmen durch die Luft schallten, die der Widerhall der benachbarten Berge beantwortete. Hierauf ertönte dicht hinter der Klippe, unter welcher er Schutz gesucht hatte, ein

so gellender Schrei in seine Ohren, als sollte sein Trommelfell zerreißen. Außer sich stürzte er unter seinem Felsenobdach hervor. Da war es, als ob hundert durcheinander kreischende Töne, so falsch, so fremd, so unerhört ihm im Nacken schwirren, daß er, mit aller Fassung zu Ende, nichts Eiligeres thun konnte, als mit den Fingern in den Ohren in die Grotte zurückzuspringen. Späterhin hörte er von mehreren verständigen Personen in Jassanapatnam, daß ähnliche wunderbare Stimmen im Gebirge und an den Ufern des Marwelingangastroms keineswegs selten wären, und daß sie nach dem Volksglauben von dorthin — gebannten Geistern hervorgebracht würden. Ein Mecklenburger, Namens Wolf, welcher 1784 seine Reisebeschreibung herausgab und der 20 Jahre in Ceylon, meist in Jassanapatnam, auf dem nördlichen flachen Uferland der Insel zugebracht, hatte ebenfalls, aber nur einmal um ein Uhr Nachts, die fürchterliche Stimme gehört. Der Schrei hatte weder mit der Stimme eines Menschen, noch eines Thieres Aehnlichkeit, und schien aus einer Höhle hervorzukommen. Schützen aus jener Gegend erzählten ihm, daß sie in der dürrn Jahreszeit an diesem Theile der Insel an den Leichen im Walde seltsame Stimmen gehört. Bald sey es ein Ruf, bald ein Schrei, bald einem Gesang ähnlich, aber wirke auf's Gemüth solcher Weise, daß auch der beherzteste Mensch schaudere. Es laufe die fürchterliche Stimme so geschwind von einem Orte zum andern fort, daß weder der Wind, noch ein Vogel solche Geschwindigkeit haben könne. In wenigen Sekunden höre man sie fast eine Viertelmeile weit entfernt. Der Engländer Anor, welcher in der zweiten Hälfte des 17ten Jahr-

hundertß 19 $\frac{1}{2}$ Jahre im Innern von Ceylon, und seine Reisebeschreibung im Jahre 1681 herausgab, gedenkt jenes Schreies in der Luft ebenfalls. Er jedoch wollte ihn in der gebirgigen Provinz Gande-Uda, nicht aber im flachen Uferland gehört haben. Obschon der Ton einige Aehnlichkeit mit dem Bellen der Hunde hatte, so machte er doch diese selbst zittern. Er höre schnell wieder auf, um an einem andern Orte wieder zu erschallen. Es glaube auch die ganze dortige Welt, der Teufel sey es, der bei Nacht diesen grausenerrregenden Schrei ausstöße. In der Wüste Kobi, welche das schneebedeckte gebirgige Tibet von den mildern Gegenden Asiens abgränzt, wollen Durchreisende zuweilen Töne in der Luft, wie von Wassengeräusch oder auch wie von den verschiedenartigsten musikalischen Instrumenten vernommen haben. Bleiben einzelne Wanderer bei Tage aus irgend einer Ursache hinter ihren Begleitern zurück und verlieren sie diese aus dem Gesichte, so hören sie sich oft plötzlich mit Namen rufen. Eilen sie dem Rufe nach, so verirren sie sich in der völlig öden Wüste; oder aber sie hören auf einmal, wenn sie Nachts hinter der Gesellschaft zurückbleiben, abwärts vom Wege lautes Pferdegetrappel; es für das ihrer Karavane haltend, verirren sie sich und gerathen so in Gefahr, zu verschmachten. Der Schilderung Marco Polo's zufolge wird diese Wüste nicht von Thieren bewohnt, 30 Tage lang gehe in ihr der Weg bloß durch Sand und nackte Gebirge. Auf einen Monat lang mußten daher die Karawanen mit Lebensmitteln versehen seyn. Demnach ist es also ein trockenes, kaltes, von Wald und Pflanzenwuchs entblößtes Land, ohne lebende Wesen, und doch erschallt in dieser Rede ähnliches Geräusch

aus unsichtbarem Organ, wie in dem heißen, mit dem dichtesten Waldgürtel umgebenen, mit wilden Thieren aller Art erfüllten Ceylon. Wird gleich in der Wüste Kobi des furchtbaren Schrei's nicht ausdrücklich erwähnt, so wird des Rufes wie mit Menschenstimme und des zuweilen musikalischen Lautes desto bestimmter gedacht, aber auch harter Töne, wie des Hufschlags von Pferden und des Wassengeräusches von Trommeln. Einem See in der Wüste Kobi gegenüber, im Altaigebirge, behauptet ein Zeitgenosse Marco Polo's, der Mönch Rubriquis (den Ludwig der Heilige von Frankreich im Jahr 1253 an das Hoflager des Mongolenfürsten Mongu-Eban geschickt hatte), ein Verlocktwerden der Reisenden durch Dämonen. Als er mit seinen mongolischen Führern Abends zwischen den Felsen jener Gegend durchritt, wurde er von seinen Begleitern aufgefordert, zu beten, damit ihnen die dort hausenden Dämonen kein Unglück zufügten. Morter, der zu Anfang dieses Jahrhunderts Persien bereiste, gedenkt einer hochgelegenen Salzwüste in der Nähe der Stadt Rhom. Hier sollen Reisende durch das Geschrei des Gespenstes Ghul verführt und durch die Klauen desselben zerrissen werden. Russische Nachrichten über Schim vom Anfange dieses Jahrhunderts erwähnen einer zwischen dem kaspischen Meer und dem Aralsee in einem salzigen Sumpfe liegenden Insel, wo man Abends zuweilen einen solchen Lärm von Hundegebell, verschiedenen Thierstimmen und Vögelgeschrei höre, daß Reisende diese Insel als den Aufenthalt böser Geister meiden. Im westlichen Asien war die Stimme aus der Höhe nicht weniger bekannt. Die Rabbinen lassen nach der Zerstörung des ersten Tempels die Bath Kol (die Stimme aus der Höhe)

an die Stelle der frühern directen Offenbarung aus dem biblischen Zeitalter treten, und einer solchen schrieb Paulus seine Bekehrung zu. Also muß auch jene Naturbegebenheit den Bewohnern Syriens und Arabiens nicht unbekannt seyn. Der Reisende Burckhardt, welcher 1816 den Sinai besuchte, erzählt, daß von einem der hohen Gipfel dieses Gebirgszuges zuweilen noch heutigen Tages ein donnernder Lärm komme, wiederholten Entladungen schweren Geschüßes gleich. Die Mönche eines auf dem Berge gelegenen Klosters, behaupteten gegen Burckhardt, sie hätten vor etwa 5 Jahren eines Mittags einen Ton, dem des Geschüßes gleich, gehört. Der Oeconomus des Klosters, welcher 40 Jahre daselbst gelebt, erinnerte sich, zu verschiedenen Zeiten diesen Schall aus der Höhe gehört zu haben. Burckhardt frug, ob man je einen Erdstoß dabei verspürt habe, erhielt aber eine verneinende Antwort. Auch fand er, als er das Gebirge bestieg, nirgends umher Spuren eines Vulcans oder vulcanische Producte. Da nun im biblischen Zeitalter der Donner des Geschüßes noch unbekannt war, so mochte der Schall des natürlichen Donners von denen, die Ähnliches vernahmen, als Sprache des sich seinem Volke offenbarenden Gottes gegolten haben (vergl. 2. Mos. 19, 19). — Auch Amerika entbehrt dieser Erscheinung nicht. Unter der Südspitze dieses Welttheils liegt im 64sten Grade südlicher Breite ein neuentdeckter Archipelagus öder und felsiger Inseln, Südsbetland genannt. Auf einer derselben, berichtet der englische Tourist Weddell (in der Beschreibung seiner in den Jahren 1822 bis 1824 in das südliche Polarmeer unternommenen Reisen) war einer seiner Matrosen zur einstweiligen Bewachung eines Bootes allein zurückgeblieben. Dieser legte sich am Ufer nieder; Abends um 10 Uhr hörte

er zweimal einen Ton, der menschlichen Stimme ähnlich. Da es noch nicht ganz finster war, sah der Matrose sich wiederholt um, ohne Jemand zu erblicken. Er ging nun am Ufer hin, hörte bald denselben Ton wieder, aber noch deutlicher und etwa zwei Minuten lang. Der Ton schien ihm nun etwas Musikalisches zu haben; endlich sah er auf einem Felsen eine, als sie ihn erblickte, schnell sich zurückziehende Robbe. Daß der Seemann glaubte, der Seehund habe die Stimme von sich gegeben, daß er späterhin eiblich versicherte, der Seehund sey ein Meermensch von röthlicher Farbe und grünem Haar, aber mit einem Robbenschwanz gewesen, ist eben so vernünftig, als daß der Teufel es ist, der in Ceylon die Leute durch sein Geschrei ängstigt. — An den Ufern des Orinoko in Südamerika ist, der Beschreibung der Länder dieses Stromes zufolge, welche Vater Gilli im Jahr 1782 herausgab, nicht selten ein lautes Getöse in der Luft, oft dem Schalle einer Kanone gleich, aus der Ferne zu vernehmen. So erzählt dieser Vater, daß einst am westlichen Ufer des Orinoko der Missionär in Cabruta vom entgegengesetzten rechten, dem Gebirgslande von Parime nahen Flußufer her, so häufige Schüsse hörte, wie aus Steinbüllern, daß er diesen Schall für einen Angriff der Karaimenindianer hielt, welche damals öfter die christlichen Niederlassungen beunruhigten. Er schickte eine Partie seiner Indianer und spanischen Soldaten ab, um die Verwegenheit des Feindes zu bestrafen. Als jene über den Fluß kamen, dauerten die Schüsse fort. Zu ihrem großen Erstaunen fanden aber die Ausgeschickten nirgends einen Menschen und suchten vergeblich aller Orten nach. — Die Holländer an der Südspitze von Afrika, am Vorgebirge der guten Hoffnung, nannten einen Berg den

Teufelsberg, wegen des Getöses, daß man dort vernimmt. Auch von einem Berg in Java in Asten soll zuweilen eine wiederholte Entladung von Kanonen ähnlichem Schall herkommen. — Gehen wir nun nach Europa über. Herodot erzählt (VI., 105): als die Athener zum Feldzug des Miltiades Hülfe von Sparta verlangten, rief ihrem Botschafter Phidippidas unterwegs am parthenischen Gebirge der Gott Pan*), — der bekannte Liebhaber der Schaalsnymphe Echo — mit seinem Namen und beschwerte sich, daß ihn, den Gott, die Athener so vernachlässigten. Pausanias berichtet (I., 32): jede Nacht hört man in den Feldern von Marathon, die wenig entfernt vom Berge des Wans lägen, Gemieher von Pferden und sieht kämpfende Männerbilder. Wahrscheinlich hörte man also auch Waffengeräusch und der Luftlärm der Wüste Kobi wiederholt sich demnach hier. Den Römern, die von nichts, als Schlachten träumten, rief — so erfahren wir durch Dionysius Halicarnassus — in der Nacht auf die unentschiedene Schlacht gegen die Söhne des vertriebenen Tarquinius, in welcher der ältere Brutus geblieben war, eine so laute Stimme zu, daß beide Armeen sie hören konnten, sie sollen guten Muthes seyn, ein nicht kleiner Theil der Feinde sey geblieben. Die Römer, dadurch ermuntert, griffen auf's Neue in nächtlichem Ueberfall das Heer der Tarquinier an und schlugen es gänzlich. Dionysius führt auch von den Jahren nach Erbauung Rom's 264 und 271 ohne nähere Bezeichnung solche Stimmen an, die dort erschollen seyen, ohne daß sie von einem Menschen wären gerufen worden. Livius

*) Er ist schon seinem aus dem Sanskrit abstammenden Namen (Pavana von pa: wehen) zufolge ein Windgott, daher Erfinder der Rohrflöte.

erzählt, in Rom selbst habe ein Plebejer Nachts eine Stimme, heller als irgend eine menschliche, gehört. Sie habe ihm befohlen, der Obrigkeit anzuzeigen, daß die Gallier anrückten, an welche damals in Rom noch Niemand dachte.

Die alten Deutschen vernahmen in den Stimmen aus der Höhe das Geräusch von Wodan's (Odin's) Heer, die wilde Jagd. Im Mittelalter, wo das Volk durch Jagdfrohnen und durch Hegung des Wildes geplagt ward, war diese Deutung die natürlichste. Geister ehemaliger unbarmherziger Jäger, die im Leben Menschen und Vieh mißhandelt hatten, hielten es zwar nicht mehr der Mühe werth, in Rede sich einzulassen, aber für ihre Freveltthaten wurden sie nun mit Geschrei und rastloser Unruhe in der Luft umhergetrieben. Noch im Jahre 1675 schrieb der sächsische Arzt Fromman ein dickes Buch in lateinischer Sprache über dieses ernste Thema. Er sagt: „Die wüthende Jagd macht die Hörer durch die wunderbarste Mischung falscher Töne ganz verwirrt. In der Nacht zieht sich der Luftlärm bald da, bald dort hin, und kann im Augenblicke wieder verschwunden seyn, ohne eine Spur zu hinterlassen. Darum werde das wilde Heer mit Recht *legio diabolica* genannt.“ — Nach der „deutschen Encyclopädie“ von Frankfurt wird von mehreren Gebirgen oder einzelnen Bergen aus, so vom Thüringer Gebirge, und namentlich dort im Winter vom Hörfelberge, ferner von einem Berge in der Grafschaft Witgenstein und von einigen Höhen der Bergstraße bei Heidelberg die wilde Jagd als ein Geschrei von Jägern und Schallen der Waldhörner, als Hundengebell, untermischt mit Löwengebrüll und Grunzen

von Schweinen, aber auch als Geräusch von Krieglern mit dazwischenkommendem Rufe ihrer Befehlshaber gehört. Erschallt dabei ein harter Klang wie von einer Glocke, so verschwindet alles wieder in den Bergen. Dieses Verschwinden auf einen harten Klang erinnert an den gelenden Schrei in Ceylon, auf welchen bald auch wieder gänzliche Stille eintrat. Das Hundegebell wie das Waffengeräusch bezeichnen die Stimme des wilden Jägers als zur Familie des Dämonenrufes Afrens gehörend. — Das Journal de Paris enthält den ausführlichen Bericht eines Pfarrers von Bas Vendomois im ehemaligen Gouvernement von Orleans, nach welchem er mit vielen andern Landsleuten im December 1787 Abends zwischen 7 und 8 Uhr in der Luft ein Getöse hörte, das sich immer von einem Orte zum andern zu ziehen schien. Es kam dem Gebelle einer Menge von Jagdhunden gleich; besonders schien es, als hörte man deutlich den Laut eines großen Jagdhundes. Die übrigen Stimmen waren sehr verschieden, mehr oder weniger stark, dumpfer oder heller.

Es scheint in der kalten Luft des Nordens der fürchterliche hohle Schrei oder harte Ton des heißen Klima's von Ceylon sich mehr zu verlieren. Doch wird er in Persien und in der Wüste Kobi noch zum nächtlichen Geschrei der Gul's, zum Tönen des Hufschlags, in Deutschland zum harten Glockenton. Das auf jener Insel Afrens seltenere Hundegebell wird der Hauptlaut im mittlern Europa. Dabei erschrint, was dort nur zuweilen als Gesangmelodie tönt, im mittlern Afren aber zum Schalle vielfacher musikalischer Instrumente wurde, auch noch in Deutschland

die Beute mit ihnen zu theilen. Sarama weist diese Zumuthung ab, nur die Milch der verborgenen Kühe möchte sie gern trinken. Die Vani's gewähren diesen Wunsch. Hierauf setzt sie über den Strom, an dessen Ufer Bala's Stadt lag und kehrt zum Indra zurück. Auf dessen Frage, ob sie die Kühe gesehen, antwortete sie mit „Nein!“ und als der Gott erzürnt sie mit dem Fuße stößt, speit sie die Milch aus. Sie flieht zu den Vani's zurück, die von dem nachellenden Indra erschlagen werden, worauf dieser die Kühe zurückbringt. Von Indra heißt es in Rig-Veda, daß er, der Blitzeschleuderer, die Kühe, d. h. die Wolken, mit seinem Strahle melke und so ihre Milch als Regen auf die Erde hinabsende. Diese Kühe hat Balas oder Valas, d. i. der Verhüller (von var, i. e. velo) in seiner Höhle verborgen. Ihre Wiedererlangung durch Indra ist die Wiederkehr des Sommers, denn daß der Kampf zwischen Indra und Bala jener zwischen der hellen und dunklen Jahreshälfte war, entnimmt man aus dem Rig-Veda (8, 2, 1), wo es von den Agirafen heißt: die Väter, welche die Kühe heraustrrieben, spalteten durch ihr Opfer beim Umlauf des Jahrs den Bala. Darum waren auch bei dem Raub der Kühe Götter und Menschen gleich theilhaftig. Insofern hatten aber die Väter durch Opfer den Bala gespalten, als durch den Somatrank Indra sich betrogen fühlte, gegen die Nachtgeister zu kämpfen und sie zu vernichten. Für das Opfer verleihen die Götter den Menschen irdische Güter, und so sind auch in dieser Hinsicht Götter und Menschen gleichtheilige Genossen in diesem Kampfe.

In einem Hymnus an den Todtenbeherrscher Yama (Rig-Veda 7, 6, 15) werden zwei vierfüßige Hunde Sarameya's genannt, sie müssen also Söhne der Sa-

rama sehn. Im Epos Maha Bharata (1, 23 ff.) wird erzählt, wie Sarameya, als er zum Opfer des Ganamegaya gekommen, von den Brüdern desselben geschlagen worden, weshalb seine Mutter Sarama den Beleidiger verfluchte. Ferner finden sich im Rig-Veda (5, 4, 21) zwei Hymnen an Vastospati, den Schützer des Hauses, in denen der Name Sarameya abermals wiederkehrt. In einer auf den letztern Hymnus sich beziehende Legende erfährt man, daß, als Vastiba eines Nachts bei dem Varuna eingekehrt — wie Einige meinen, um Nachtruhe zu halten, nach Andern aber, um Körner zu stehlen, da er schon drei Tage gefastet hatte — ward er von dem Haushund angefallen, er aber brachte durch einen Zauberspruch das wüthende Thier in den Schlaf. Da Varuna in den Vedas einmal mit dem ihm auch im Namen gleichstehenden (Himmels- oder Lichtgott) Uranus, dann aber auch mit dem die Erde umfließenden Oceanus zusammenfällt, und jenseits desselben der Eingang in das dunkle Reich des Yama ist — daher heißt Poseidon: Thürhüter des Hades — als dessen Wächter der Haushund des Varuna anzusehen wäre; ferner in von Colbrooke mitgetheilten Liedern Sarameya Gott des Schlafes ist, der gleichzeitig Hüter des Hauses und Bewahrer vor Krankheit, bald wieder Wehrer der Kirche und Pferde, so muß der andere Sarameya — als Bruder des Schlafes — Genius des Todes sehn. Sarameya wäre also der Hellenen Hermeias oder Hermes, der die in Hundsfell gekleideten Laren zeugte und Seekrafführer war, und welcher die Sonnenrinder in eine Höhle verborgen hatte, also auch der Hund Cerberus, denn Karbura hieß der Hund des Yama, das indische Pluto.

Die bisher zusammengestellten Züge machen es un-

zweifelhaft, daß auch in den deutschen Sagen vom Umzug Wuotans die Hunde uralt sind, und daß sich der in's Haus laufende Hund der Sarama zur Seite stellt. Es liegt also die Vermuthung nahe, daß die Hündin Sarama in der klaren Natursymbolik des Rhythus eben so gut ihre Stelle gehabt haben wird, wie alles Uebrige. Erwägt man nun, daß in einer Reihe von Hymnen des Rig-Veda Cuna (*कृणु*, *canis*) ein Beiwort des Windgotts Vayu und des mit dem (Hundsstern) Sirius, identischen Lichtgotts Surya, nach Einigen auch des Luftgotts Indra ist; muthmaßlich also diese Gottheiten, wegen der Schnelligkeit, womit sich Licht und Luft fortbewegen, unter dem Bilde des Hundes gedacht wurden; überdieß in einem Hymnus Saramaya das Prädicat: der hin und wieder Laufende (*punahsara*) erhält, so ergibt sich auch in Verbindung mit dem Beinamen Cuna für Indra und Vayu eine erhöhte Wahrscheinlichkeit, daß sie ebenfalls als Hunde gedacht wurden. Umgekehrt bedeutet Sarama: Wind, weil Saramaya: Luft, Wind heißt. (Die Wurzel ist *svi*, sich bewegen, *ma* ist nur Suffix, wie *μη* in *ὄμη*). Sarama heißt demnach die Wandelnde, Saramaya: die das Wandeln Liebende. Man darf demnach Sarama als Wind auffassen, Sarama demnach ein Windhund, Jagdhund.

Kehren wir nun zur deutschen Mythologie zurück, so finden wir schon durch Grimm ausgesprochen, daß: das wüthende Meer eine Personification des Sturmwindes sey. Daß auch bei den Deutschen, wie bei den Indern, die Gottheit selbst als Hund an der Spitze des Juges gestanden, beweist der lange Schwanz der um Jul (die Winterwende) an der Spitze des wilden Heeres fahrenden Gurotyffe (Grimm Myth.

S. 897) in der norwegischen Sage, sowie der Schwanz der Huldra (S. 249), d. i. der in den zwölf Nächten umgehenden Hölle. Auf die Beziehungen, in welchen Sarama durch ihre Söhne zum Todesgotte steht, deutet es, wenn die Einkehr des Hundes in ein Haus Krankheit und Tod über Menschen und Vieh bringt. Ebenso heißt es vom Winde, der in der Neujahrsnacht weht, daß er Pest bedeute (Grimm Myth. S. 330), Hundegewell: Tod oder Feuer; die Hunde merken die umgebende Höl (Myth. S. 633), Deutschlands Hekate. Auch jener (im oben erwähnten indischen Mythos) einkehrende Hund bringt Feuersbrunst über das Haus, und dieß Alles steht mit dem Gott der Unterwelt in nächster Beziehung, denn der indische Yama ist ursprünglich dem Feuergott Agni gleich (Rig-Veda 1, 66, 4), nicht etwa wie Kuhn annimmt: weil dem Feuer der Leichnam übergeben wird, sondern weil Agni ein Sohn, d. h. ein Prädicat des zerstörenden Feuergottes Siva, dessen Bruder aber Yama ist. Wenn also in jenem Hunde des wilden Herres Sarama wieder erkannt wird, und Indra, dessen Gefolge die Maruts (Windgötter) bilden, an Wodan mahnt; ferner auch die Zeit des Umzugs bei beiden Göttern dieselbe ist, so muß auch der Zweck, um dessentwillen Indra jenen Zug unternimmt, den alten Deutschen bekannt gewesen seyn. Zwar erwähnt kein älterer Mythos der getraubten Kühe, eine schwache Erinnerung liegt aber in folgender hamnover'schen Sage: Im Osterholz befindet sich ein Hühnerhaus. Da soll in alter Zeit am Christabend eine Jagd gehalten worden seyn. Der ein Reh verfolgende Sohn des Wirths hat gesagt, wenn er das schiffe, wolle er ewig alle Christabende jagen. Als er gestorben, wurde er der Hühnerger. An jedem Christabend mußten die Bewohner dieses

erzählt, in Rom selbst habe ein Plebejer Nachts eine Stimme, heller als irgend eine menschliche, gehört. Sie habe ihm befohlen, der Obrigkeit anzuzeigen, daß die Gallier anrückten, an welche damals in Rom noch Niemand dachte.

Die alten Deutschen vernahmen in den Stimmen aus der Höhe das Geräusch von Wodan's (Odin's) Heer, die wilde Jagd. Im Mittelalter, wo das Volk durch Jagdfrohnen und durch Hegung des Wildes geplagt ward, war diese Deutung die natürlichste. Geister ehemaliger unbarmherziger Jäger, die im Leben Menschen und Vieh mißhandelt hatten, hielten es zwar nicht mehr der Mühe werth, in Rede sich einzulassen, aber für ihre Freveltthaten wurden sie nun mit Geschrei und rastloser Unruhe in der Luft umhergetrieben. Noch im Jahre 1675 schrieb der sächsische Arzt Fromman ein dickes Buch in lateinischer Sprache über dieses ernste Thema. Er sagt: „Die wüthende Jagd macht die Hörer durch die wunderbarste Mischung falscher Töne ganz verwirrt. In der Nacht zieht sich der Luftlärm bald da, bald dort hin, und kann im Augenblicke wieder verschwunden seyn, ohne eine Spur zu hinterlassen. Darum werde das wilde Heer mit Recht *legio diabolica* genannt.“ — Nach der „deutschen Encyclopädie“ von Frankfurt wird von mehreren Gebirgen oder einzelnen Bergen aus, so vom Thüringer Gebirge, und namentlich dort im Winter vom Hörfelberge, ferner von einem Berge in der Grafschaft Witgenstein und von einigen Höhen der Bergstraße bei Heidelberg die wilde Jagd als ein Geschrei von Jägern und Schallen der Waldhörner, als Hundengebell, untermischt mit Löwengebrüll und Grunzen

von Schreien, aber auch als Geräusch von Kriegsknechten mit dazwischenkommendem Rufe ihrer Befehlshaber gehört. Erschallt dabei ein harter Klang wie von einer Glocke, so verschwindet alles wieder in den Bergen. Dieses Verschwinden auf einen harten Klang erinnert an den gellenden Schrei in Ceylon, auf welchen bald auch wieder gänzliche Stille eintrat. Das Hundegebell wie das Waffengeräusch bezeichnen die Stimme des wilden Jägers als zur Familie des Dämonenrufes Afrens gehörend. — Das Journal de Paris enthält den ausführlichen Bericht eines Pfarrers von Bas Vendomois im ehemaligen Gouvernement von Orleans, nach welchem er mit vielen andern Landsknechten im December 1787 Abends zwischen 7 und 8 Uhr in der Luft ein Getöse hörte, das sich immer von einem Orte zum andern zu ziehen schien. Es kam dem Gehelle einer Menge von Jagdhunden gleich; besonders schien es, als hörte man deutlich den Laut eines großen Jagdhundes. Die übrigen Stimmen waren sehr verschieden, mehr oder weniger stark, dumpfer oder heller.

Es scheint in der kalten Luft des Nordens der fürchterliche hohle Schrei oder harte Ton des heißen Klima's von Ceylon sich mehr zu verlieren. Doch wird er in Persien und in der Wüste Kobi noch zum nächtlichen Geschrei der Gul's, zum Tönen des Hufschlags, in Deutschland zum harten Glockenton. Das auf jener Insel Afrens seltenere Hundegebell wird der Hauptlaut im mittlern Europa. Dabei erscheint, was dort nur zuweilen als Gesangsmelodie tönt, im mittlern Asien aber zum Schalle vielfacher musikalischer Instrumente wurde, auch noch in Deutschland

und Frankreich. Das Rufen mit vermeintlicher Menschenstimme, das in Ceylon noch unbestimmt vorkommt, in der Wüste Kobi und in Hellas hingegen sogar zum Rufen mit Namen wurde ²⁾, und das in beiden südlichen Halbinseln Europa's selbst zur bestimmten Rede sich gestaltete, scheint zwar im minder beweglichen Festlande diefeits der Alpen sich zu verlieren, aber es erdnt wieder an der Westküste von Hochschottland, wo die Stimme des Gebirgsgeistes in unsern Zeiten zum Rufe eines boshaften Wassergepenstes, dem „Kelvy“ der Bergschotten wurde. Arndt (Beschreib. der Orkneys und Shetlands v. J. 1826) zufolge erzählen diese Hochländer, jener Kobold ziehe durch die lockendsten Klageröhre, als wäre Jemand in Noth, Leute herbei, oder bringe durch ein scheußliches Geschrei den einsamen Wanderer bei Nacht wie von Sinnen. Ein andermal rufe es ihm als Fährmann zu, sich über ein Wasser setzen zu lassen, oder zeige ihm Furthen an, worin Rosß und Mann versinken müssen. Hier an der regnerischen, felsigten Meeresküste wiederholt sich also ein Naturereigniß, das man als das ganz gleiche mitten im Herzen des Festlandes von Asien in fast wasserloser Wüste antraf.

Aber da alle Welttheile der räthselhaften Erscheinung — die, ob schon überall selten, doch in einzelnen bestimmten Landstrichen über die ganze Erde verbreitet, vorzukommen scheint — nicht entbehren, so muß sie ihren Grundzügen nach immer dieselbe seyn, und sie ist nur dadurch verschieden, daß hier der eine, dort der andere

²⁾ Sollte nicht der „Panische Schrecken“, in Erwägung, daß eben der in seinem Costume mit den gespenstischen Faunen verwandte Pan die Schallnymphe Echo liebte, von dieser Naturerscheinung herrühren?

schauererregende Laut vorherrscht, bald diese alle gemischt auftreten, bald nur der eine gleichsam vereinzelt in's Daseyn tritt. Wo das Ereigniß genauer bezeichnet wird, ist es meist die Zeit beträchtlicher Temperaturveränderung, in Ceylon im Anfang oder am Ende der Regenzeit, in Deutschland und Frankreich zu Anfang des Winters, besonders in vorgerückter Nacht mit ihrer Abkühlung, wo der Geräusch sich hören läßt. Gewöhnlich wird er in solchen Gegenden vernommen, wo der sogenannte Klang-Opophsyr häufig ist. Diese Steinart verflüftet sich leicht, und der Wind spielt dann auf freiliegenden Platten des Gesteins wie eine Aeolsharfe, nur viel stärker, so daß er, obschon oftmals wehklagend, doch Mark und Bein des Hörenden durchschneidet. Weht östlich von der Felsenwüste des Sinai im Sommer der Wind heftig, so hört man zuweilen auf einer schmalen Ebene am Meerbusen von Niloch jenen hohlen Klang, den der Wind von den höher gelegenen Gegenden weiter trägt. Zwischen dem Sinai und dem Meerbusen von Suez zieht sich eine niedere Bergkette hin, in ihr liegt der „Glockenberg“ (Dschebel-Nakush). Er veranlaßt zuweilen einen andern hohlen Klang, den die dortigen Beduinen mit dem Glockengeläute vergleichen, und auf dessen Entstehung Wind und Wetter keinen Einfluß äußern.

Stad, Lehrer am University College zu Oxford, will am sogenannten Plage Nakush (Glocke) etwa drei Stunden von Tor am rothen Meere ähnliche Laute vernommen haben. Die Stelle ist mit Sand bedeckt, mit Felsen amphitheatralisch umgeben, und hat einen jähen Abfall nach dem eine $\frac{1}{2}$ engl. Meile entfernten Meere. Sie liegt 300 Fuß hoch und ist 80 Fuß breit. Diese Glockentöne vernimmt man hier in jeder Jahres-

und Tageszeit *). Als Gray zum ersten Mal die Stelle besuchte, vernahm er nach Verfluß einer Viertelstunde einen leisen, fortwährenden, murmelnden Ton unter seinen Füßen, der, lauter werdend, sich in Absätzen hören ließ, und nach fünf Minuten so stark wurde, daß er dem Läuten einer Glocke glich. Die Araber der Wüste schreiben diese Töne, welche die Kammele in Angst versetzen sollen, einem Mönchskloster zu, das sich unterirdisch erhalten habe, und glauben, seine Glocke gebe jene Töne von sich. Andere sind der Ansicht, daß sie von vulcanischen Ursachen herrühren, und bezeugen sich deshalb auf die an derselben Küste liegenden Pharaobäder. Auch Burkhartd bezeugt vom Glockengeläute des Dschebel-Nakush, (wie Marco Polo von den Geisterstimmen in der Wüste Kobi), daß es dort auch bei Tage vorkomme. Doch auch die Nacht muß in der Wüste Sinai (Sin) zuweilen fremde Töne erschallen lassen, denn während eines nächtlichen Marsches daselbst erzählten die Beduinen jenem Touristen, es werde diese Wüste von unsichtbaren weiblichen Dämonen bewohnt, welche Reisende, die von der Gesellschaft zurückblieben, wegführten. (Weibliches Geschlecht wird ihnen vielleicht nur deshalb zugeschrieben, weil unter den Reisenden sich keine Frauen befinden, und der Glaube an die Vermischung der Dämonen mit den Menschenkindern zu geschlechtlicher Lust in vielfachen Sagen des Orients sich ausdrückt, die in der Bibel 1 Mos. 6, 4. und im Koran ihre Bestätigung finden). Im Hochgebirge Norwegens geht Frau Hulda (Holle) um. Die Bauern schildern sie als eine große alte Frau, dunkel

*) Einer versunkenen Glocke, die in der Christnacht sich vernehmen läßt, gedenken mehrere Volksagen.

von Farbe, bei rauhem Wetter treibt sie ganze Heerden grauer Röhre in die Wälder, offenbar vom Sturmwind gesagte Regenwolken, die bekanntlich in Berggegenden phantastische Bildungen annehmen. Man sagt auch bei Schneefeldern: Frau Hulda macht ihr Bett, daß davon die Federn fliehen. (Dasselbe sagt man in Westphalen der Holle nach). Am meisten ist sie von ihrem Gesang bekannt, einem hohlen, klagenden Ton, den man so oft in den Bergen hört, und der auch anderwärts die Sage von Geisterstimmen schuf. Noch i. J. 1811, also zwei Jahre nach dem Krieg in Tyrol, will man dort auf unzugänglichen Felsen Gewehre knallen gehört haben. Die aufgeregte Phantastie wollte nun aus Moosen und Halben zerfleischte Arme dem schauernden Wanderer sich entgegenbreiten gesehen haben. In Meran und im Buxerthal vernahmen die Bauern, wenn sie das Ohr an den Boden hielten, das Getöse eines Heeres, Pferdegetrappel, das Lachen unbändiger Krieger, jedoch Alles zerfloß in Dunst, sobald sie auf Nebenpfaden hinzuschlichen. Im Obenwald flieht man jedesmal vor dem Ausbruch eines Krieges den Kobenstein*) Ritter von seiner verfallenen Burg mit brausendem Zug durch die Luft nach der Burg Schnellerts ziehen, eine von vielen Zeugen verbürgte Erscheinung, die man aus der Beschaffenheit der Gegend zu erklären sucht. Bei Reichenhall in Baiern vereinigen sich zwischen himmelhohen schroffen Felsenwänden die Straßen von Unken und von Traunstein. Die Stelle heißt die „Wagscheid“. Da thut es oft

*) Aus „Oben Stein“ der Stätte, wo man dem Gott opferte, war, als die Ursache dieser Benennung des Orts in Betrachtung geriet, „Kobenstein“ geworden.

Nachts vom Felsen herab grauenvolle Rufe. Aber so arg war es lange nicht als i. J. 1831. Damals hörte man ein jämmerliches Heulen von den höchsten Wänden herunter. Endlich hatte sich der Brunnenwärter vom Nesselgraben aufgemacht, um in den Bergen oben umzusehen, woher das Heulen käme. Als er aber auf den höchsten Matten, die den Grat des Berges decken, sich befunden, mußte er wahrnehmen, daß es nicht aus dieser Gegend, sondern gerade unter ihm aus den Klüften der Wand hervordringe, wo sie am steilsten abschneht, so daß sich keine Gemse da halten kann. Er erachtete es zu gefährlich, den Laut weiter zu verfolgen, und begab sich demnach unverrichteter Dinge wieder bergabwärts. Nun kam aber der Kreuzer von Holmbach, ein muthiger Bergsteiger, der seine Schafe suchte, des Weges, und als er von den Andern den Hergang gehört, beschloß er, dem Abenteuer nachzugehen, legte Toppe und Hut ab, kletterte mit Lebensgefahr durch die Schründen auf den Ort zu, woher das Heulen kam, und sah ein uraltes zusammengehacktes Weiblein in einer Felsenspalte sitzen, das zu winseln fortfuhr, anstatt auf seine Fragen Antwort zu geben. Er faßte sie an und zwang sie, seinen Schritten zu folgen. Auf der Matte angekommen, wo er Toppe und Hut niedergelegt hatte, bückte er sich nach diesen und zog sie wieder an. Als er sich aber nach dem Weiblein umdreht, war es verschwunden, und konnte von ihm trotz alles Suchens daherum nicht mehr gefunden werden. Darob erschreckt er so sehr, denn nun kam ihm das Ding nicht mehr geheuer vor, daß das Grauen ihn eine Woche lang auf das Krankenbett warf. (Mgbl. 1841, N. 289).

Nachdem nun satzsam nachgewiesen, wie die wilde

Jagd einem Naturphänomen ihre Entstehung verdankt, ist es am Orte, und wieder nach der Hauptperson derselben umzusehen. Wenn Wuotan in derselben als Windgott und Wolkenjäger aufgefaßt ist, so wird er jener Mantelträger (vergl. die Anm. S. 21) gewesen seyn, der dem wilden Jäger in Niedersachsen zum Namen *Hakelbarend* verhalf. In der christlichen Einleitung gestaltete sich die Sage so: *Hakelbarend* sey nach seinem Tode in die Luft verwiesen worden, wo er, ohne auszuruhen, Tag und Nacht jagen muß. Als Ursache wird angegeben, weil er auch *Sonntags* auf die Jagd ausging. Eine andere Sage (Kuhn M. S. N. 175, S. 188) nennt weit richtiger den *Christtag*, denn dieß stimmt mit der Zeit jener Naturerscheinung besser überein. Im Harz veränderte *Hakelbarend* seinen Namen in *Hakeluberg*, wofür die Sage eine Ursache erfand:

Weit umher zieht *Hakeluberg* in den Gebirgen des Harzes und des Thüringerwaldes. Doch am liebsten weilt er im *Hakel*^{*)}, von dem er auch den Namen hat. Oft hört man ihn um Mitternacht, wie er im Sturm oder Regen, oder im Mondscheln bei unwölktem Himmel mit seinen Hunden die Schatten des einst getödteten Wildes in den Bosken verfolgt. Gewöhnlich geht sein Zug von der *Dummburg* aus, quer über den *Hakel*, nach der jetzt wüsten Dorfstätte von *Ammendorf*, in der Feldmark des *magdeburgischen Dorfs Hakeborn*, unweit des *Städtchens Egeln*. Zuweilen begegnet er dem nächtlichen Wanderer als einsamer Jäger mit einem Hunde, zuweilen in einem Wagen von vier Rossen gezogen^{**)} und von sechs Jagdhunden begleitet. Wer aber kein *Sonntagskind* ist, der sieht ihn nicht, sondern vernimmt nur ein furchtbares Da-

^{*)} Bedeutet das Wort vielleicht einen Jag, d. i. einen eingezogenen Waldbezirk?

^{**)} Auch Odin fährt zuweilen. (Grimm Myth. S. 137).

herrauschen durch die Luft, hört dumpfes Hundegebell, und das Klatschen seiner Pferde, wie im Moorwasser, hört seinen Baldruf: Hu! Hu! und sieht die ihn begleitende Waldhornistin, die (vom Tuten genannte) Tut-Osel. Einst saßen drei Wanderer in der Gegend der Dummburg. Schon war es tief in der Nacht. Der Mond blickte durch die sich jagenden Wolken. Rings umher tiefe Stille. Plötzlich rauscht es über ihren Köpfen. Sie sahen auf, vor ihnen her flog eine große Dohle *). Da, rief der eine Wanderer, „da ist die Tut-Osel! nun ist Pafelsberg nicht weit.“ „Laßt uns fliehen“, sprach der zweite, ehe das Ungeheüm uns ertöht.“ „Entfliehen können wir nicht“, sagte der Dritte, „auch habt ihr nichts zu befürchten, wenn ihr ihn nicht reizt. Legt euch nur still nieder auf den Bauch, wenn er über uns wegfährt“). Anreden

*) In vielen Sagen von der wilden Jagd hat die Eule Veranlassung gegeben, deren Ruf in der Stille der Nacht aus den Wäldern von mehreren Seiten her, viel und schnell wiederholt, vernommen wird, welches Rufen wohl auch zuweilen das Echo doppelt wiedergibt. Brausend und schraubend zieht der Zug durch die Gebüsche, und wer sich in der Nähe befindet, bemerkt feurige, schnell umherfahrende Punkte. Bald ertönt ein höheres Hu, bald glaubt man ein schallendes Gelächter zu hören, bald das Heulen und Klaffen der Hunde, bald ein jauchzendes Rufen der Jäger, und das Wiehern von Pferden zu vernehmen. Man denke sich dazu das Schauerliche des Ortes, alte Ruinen, dunkle Wälder, wie leicht glaubt nicht die aufgeregte Phantase noch Manches zu hören, das eigentlich nicht gehört wird? Es rührt dieses Geschrei von den Kriegen und Spielen der Uhu's her, welche zur Zeit der Vergattung Statt finden, wo zuweilen ihrer 10 und 20 sich versammeln, die unter jenem Gesang sich herumjagen. Das hohe Hu ähnelt dem starken Jauchzen eines Menschen, und scheint der Paarungsruf zu seyn, wo dann auch das Weibchen ein graßliches lautes Kreischen von sich gibt. Die großen Augen phosphoresciren wie bei den Katzen und andern nächtlichen Thieren. Kommt noch dazu, daß die Hunde der benachbarten Dörfer, deren Gebell man in stiller Nacht weit hört, von jenem Lärm geweckt, zu heulen anfangen, so verbreitet dies bei vorhandener Reizung zum Aberglauben leicht Furcht und Schrecken.

**) Auf diese Art helfen sich die Wanderer in der arabischen Wüste, wenn der giftige Wind Samum über sie hinwegweht, den die Aegypter als Typhon personifigirten.

müßt ihr den wilden Jäger nicht, sonst geht es euch wie jenem Schäfer.“ — Und die Wanderer legten sich unter das Gebüsch. Bald hörten sie nun ein Rauschen, wie von einer Meute Hunde, die durch das Gesträuch sich drängt, hörten hoch über sich in den Lüften ein dumpfes Grollen, wie von verfolgtem Wild. Von Zeit zu Zeit hörten sie zusammenschauernd des wilden Jägers furchtbar tönendes Hu! Hu! Zwei der Wanderer drückten sich fest an die Erde. Aber der Dritte konnte der Reugier nicht widerstehen. Er schielte seitwärts durch die Zweige in die Höhe, und sah den Schatten eines Jägers, der schnell mit seinen Hunden vorüber eilte. Jetzt war es plötzlich rings umher still. Die Wanderer erhoben sich schüchtern, und wollten Felsenberg nachsehen. Aber — er war verschwunden, und kam nicht wieder. — Wer ist die Lut-Osel? fragte nach langer Pause der zweite Wanderer? In einem fernen Kloster in Thüringen — antwortete der Erste — lebte einst die Nonne Ursula. Diese plagte schon im Leben mit ihrer heulenden Stimme die Mischweßtern, und hörte oft den Chorgefang. Darum nannte man sie die Lut-Ursel. Aber viel schlimmer wurde es nach ihrem Tode. Denn von 11 Uhr Abends an steckte sie den Kopf durch ein Loch des Thurmes in das Chor der Kirche, und tutete kläglich, und alle Morgen um 4 Uhr stimmte sie ungerufen in den Chorgefang ein *).

*) Es muß bestreben, daß die Sage einer Nonne, ohne den Grund ihrer Strafe anzugeben, sie nach dem Tode der Ruhe beraubt seyn läßt, bloß um anschaulich zu zeigen: was man im Leben gewohnt war, läßt man auch im Tode nicht. Daß ihre Stimme so unheimlich wie die der Eule, war doch kein Grund ihr die Seligkeit abzuspriechen? Aber da man auch die im wilden Meere aus oben angeführter Ursache selten vermisse Eule personifiziren wollte, durfte man sogar eine Nonne nicht schonen; denn der Eulengefang sollte die Ursache hergeben. Im Mittelalter sangen aber nur Nonnen vor einer größern Zuhörerschaft. Einer andern schlechten Sängerin liege sich aus dem Wege gehen, das konnten aber Nonnen nicht, die sich regelmäßig an jedem Tage zu der von ihrer Mischweßter ihnen bereiteten Ohrenpein im Chor einfinden mußten. Da war also der Volkswitz geschäftig, eine solche Nonne im Märchen dem Satan zur Gesellschafterin zu geben. (Auf die Lippe der wilden Jäger setzte die Volks- sage auch einen Ruprecht von Eulenstein.)

Einige Tage ertrugen dies ihre Schwestern mit klopfenden Herzen und bebenden Knien. Aber als sie den vierten Morgen mit einstimmte, und eine der Nonnen mit zitternder leiser Stimme zu ihrer Nachbarin sagte: „Ha — das ist gewiß die Urfel!“ da schwieg plötzlich der Gesang, die Haare sträubten sich auf, und alle Nonnen stürzten aus der Kirche, halblaut schreiend: „Ha! Lut-Urfel! Lut-Urfel!“ Und keine der gedrohten Bußen vermochten eine der Nonnen, die Kirche wieder zu betreten, bis die Urfel durch einen geschickten Beschwörer aus einem Kapuzinerloster an der Donau aus den Klostermauern gebannt war. Dieser bannte, durch Fasten und Gebet, die Urfel in der Gestalt der Dyrleule *) nach der fernen Dummberg. Hier traf sie Falsenberg, und fand an seinem Waidruf: Hu! Hu! eben so großes Behagen, als er an ihrem „U! bu!“ und so ziehen sie nun, auf immer vereint, auf die Lustjagd aus, er froh, ein Wesen gefunden zu haben seiner Art, sie hocherfreut, nicht mehr eingeschlossen zu seyn in den Klostermauern und den Wiederhall ihres Gesanges zu hören. Da haben wir nun die Lut-Urfel! — Aber wie ging es denn jenem Schäfer, der Falsenberg anredete? „Hört die wunderbare Geschichte“ sprach der dritte Wanderer. Ein Schäfer hörte einst den wilden Jäger über eine Hürde wegziehen, bezte seine Hunde an, und rief ihm nach: Glück auf Falsenberg! Falsenberg kehrte schnell um und rief ihm mit dumpfer Donnerstimme zu: „Hast du mir geholfen sagen, so sollst du auch am Fang mitnagen!“ Dabei warf er dem Schäfer eine halb verwitterte Pferdelende **) zu.“

Die Lut-Urfel bildet N. 311 der Grimm'schen Sagen, die Pferdelende N. 23 von Ruhs märk. Sagen. N. 494 von Müllenhofs Lauenburgischen Sagen,

*) Daher Urfel f. Nrfel.

**) Ehedem wurden dem Boban Pferde geopfert, der Dyrleule als vom Opfermahl, um dadurch seine mythische Vereinerung mit der Gottheit zu erkennen zu geben. Als der heidnische Gott sich in den christlichen Teufel verkehrte, wurde der Hund mit demselben auf die hier erzählte Art angedeutet.

und N. 4 von Sommers Eagen aus Sachsen und Thüringen. Kubn aber nennt ihn nicht Habelberg, sondern den „Hellsjäger“ *), weil er „unweit des Flederens Klöße in dem Hellsgrund“ jagt; bei Müllenhof heißt er „Wau, wau“ nach dem Hundegebell, der Schauplatz der Begebenheit ist Vornhevede; Sommer (sächs. Sag.) nennt Bettin in der Umgegend von Halle. Hier war es nicht ein Hirt, sondern ein Schiffer, der, als er den wilden Jäger über sich hinjahren hörte, gerufen haben soll: „Mir auch eine Keule!“ worauf eine Vierdeulende in seinen Kahn fiel.

Zu Iffenstädt, im Bisthum Minden, ließ Habelberg einst bei seinem Umzug einen seiner Hunde zurück. Das ganze Jahr lag der Hund da; jeder Versuch, ihn wegzubringen, war vergebens. Als aber das folgende Jahr Habelberg mit seiner wilden Hege wieder vorüberfuhr, sprang der Hund plötzlich auf und rannte dem Heere kläffend nach (Redecker westph. Sag. N. 48).

Vom Hunde des Hellsjägers lautet es auch im Händoverschen: wenn man am Christabend das Thor nicht schliesse, laufe er in's Haus, lege sich am Herd nieder und sey dort nicht fortzubringen, seine Nahrung bestehe in Asche und Kohlen. Erst wenn der Hellsjäger im nächsten Jahr wieder umziehe, springe er

*) Diesen Namen führt er, weil sein Gefolge aus den Seelen derer besteht, die eines gewaltsamen Todes starben, denn Hellweg heißt in Westphalen noch jetzt Todtenweg (Grimm Myth. S. 761.) Die Heiße ist das Etymon Hel, wie die Göttin der Todten im nordischen Mythos von Balders Tod genannt wird. Die Hei reitet auf dreibeinigem Pferde (Grimm S. 804), der wilde Jäger zuweilen auf zweibeinigem Rosse (S. 887.) Es erschien er am Fastnachtdonnerstag im Randsfeldschen, hinter ihm sah man einen auf ein Rad gebunden, der sich von selbst bewegte, andere liefen kopflos zc. Also Geraberte und Enthauptete.

auf und gehe wieder davon. Andere sagen, er werde, sobald er in's Haus laufe, zu Stein, aber sobald das Jahr um sey, und der Hellsäger wieder vorbeiziehe, bekomme er wieder Leben und laufe der Jagd nach. Oder: tödtet man ihn, wenn er in's Haus gedrungen und Nachts durch sein Gewinsel die Ruhe stört, so verwandelt er sich am Tage in einen Stein, der, weggeworfen, durch unmittelbare Gewalt wieder in's Haus zurückkehrt und Nachts zum Hunde wird. Er wimmert nun das ganze Jahr, bringt Krankheit, Tod, Viehseuche und Feuergefährd in's Haus, erst mit der Wiederkehr der zwölf Nächte kehrt die Ruhe ein.

Kuhn, dessen Notizen in Haupt's Zeitschrift f. deutsch. Alterth. VI. Seite 118 nachstehend zu Grunde gelegt sind — dem ich, der Natur des Gegenstandes zufolge, an den meisten Stellen, wenn kein Glied der Beweisreihe ausfallen sollte, sogar wörtlich folgen mußte — Kuhn findet sich veranlaßt, die Quelle dieser Vorstellungen im — alten Indien aufzusuchen, was bei der Verwandtschaft der indogermanischen Völker in Sprache und Mythos nicht befremden kann. In den Hymnen der Veda's, so weit sie bis jetzt uns bekannt sind, wird eine Sage berührt, welcher zufolge die Pani's aus dem Götterhimmel des Indra Rube geraubt und in einer finstern Höhle verborgen hatten, diese aber waren von Indra, dem Beherrscher der Luft — also der indische Odin oder Wuotan — mit den Maruts (Windgeister) wieder erobert worden. Im Inhaltsverzeichnis zum Rig-Veda lautet es ziemlich gleich: „Sarama, die Götterhündin, ward von Indra abgeschickt, um die von den Pani's verborgnen Rube zu suchen, zu ihr sprachen die Pani's, um sie zu gewinnen, in den ungleichen Versen.“ Die letzten Worte sind dem im Text genannten

Inhaltsverzeichnis zum 8. Buche (Cap. 6, 5.) entnommen, wo sich ein Gedicht findet, in welchem Sarama und die Panis ein Zwiesgespräch halten. Zu diesem erzählt der Scholiast: Die Rüche Brihaspati's, eines Priesters des Indra, waren von Asuren (Nachtgeistern) Panis genannt, geraubt und in einer Höhle verborgen worden, daher schickte Indra, auf Antrieb des Brihaspati, die Götterhündin Sarama ab, um die Rüche zu suchen. Als diese den Fluß überschritten hatte, der zur Stadt Bala's, des Beherrschers der Panis führt, erblickte sie die an einen verborgenen Ort geführten Rüche. Als die Panis merkten, suchten sie diese in ein Gespräch zu ziehen, dessen Inhalt wir bald nachher erfahren werden. Anders sagt dieselbe Sage der Scholiast zum Rig-Veda III., 2, 5: Einst waren die Rüche der Agirafen von den Panis geraubt und in einen Berg entrückt worden. Um sie wieder zu erlangen, priesen die Agirafen den Indra, darauf schickte dieser die Götterhündin ab, um die Rüche zu suchen. Sie vernahm ihr Gebrüll, benachrichtigte den Indra davon, der sie herausführte und sie den Agirafen wieder zurückte. Von Bedeutung ist bei dieser Verschiedenheit der Bericht, daß einmal Brihaspati an Indra's Stelle tritt, dann, daß in der letzten Sage erzählt wird: nicht die Götterrüche, sondern die der Agirafen, eines uralten, vom (Feuergott) Agni abstammenden Geschlechts seyen die geraubten. Ferner ist Brihaspati hier an die Stelle Indra's getreten, denn in andern Gedichten holt er die Rüche. Auch sind die Agirafen an die Stelle der Götter getreten, womit wohl angedeutet seyn will, Götter und Menschen seyen gleicherweise von dem Raube betroffen. In der vorerwähnten Unterredung der Panis mit Sarama wird ihr zugemuthet, bei ihnen zu bleiben und

die Beute mit ihnen zu theilen. Sarama weist diese Zumuthung ab, nur die Milch der verborgenen Kühe möchte sie gern trinken. Die Bani's gewähren diesen Wunsch. Hierauf setzt sie über den Strom, an dessen Ufer Bala's Stadt lag und kehrt zum Indra zurück. Auf dessen Frage, ob sie die Kühe gesehen, antwortete sie mit „Nein!“ und als der Gott erzürnt sie mit dem Fuße schüttelt, speit sie die Milch aus. Sie flieht zu den Bani's zurück, die von dem nachheulenden Indra erschlagen werden, worauf dieser die Kühe zurückbringt. Von Indra heißt es in Rig-Veda, daß er, der Blitzechleuderer, die Kühe, d. h. die Wolken, mit seinem Strahle melke und so ihre Milch als Regen auf die Erde hinabsende. Diese Kühe hat Balas oder Balas, d. i. der Verhüller (von var, i. e. velo) in seiner Höhle verborgen. Ihre Wiedererlangung durch Indra ist die Wiederkehr des Sommers, denn daß der Kampf zwischen Indra und Bala jener zwischen der hellen und dunklen Jahreshälfte war, entnimmt man aus dem Rig-Veda (8, 2, 1), wo es von den Agirafen heißt: die Väter, welche die Kühe heraustrrieben, spalteten durch ihr Opfer beim Umlauf des Jahrs den Bala. Darum waren auch bei dem Raub der Kühe Götter und Menschen gleich betheiligt. Insofern hatten aber die Väter durch Opfer den Bala gespalten, als durch den Somatrank Indra sich benogen fühlte, gegen die Nachtgeister zu kämpfen und sie zu vernichten. Für das Opfer verleihen die Götter den Menschen irdische Güter, und so sind auch in dieser Hinsicht Götter und Menschen gleichbetheiligte Genossen in diesem Kampfe.

In einem Hymnus an den Todtenbeherrscher Yama (Rig-Veda 7, 6, 15) werden zwei vierfüßige Hunde Saramaya's genannt, sie müssen also Söhne der Sa-

rama seyn. Im Epos Maha Bharata (1, 23 ff.) wird erzählt, wie Sarameya, als er zum Opfer des Ganamagaya gekommen, von den Brüdern desselben geschlagen worden, weshalb seine Mutter Sarama den Beleidiger verfluchte. Ferner finden sich im Rig-Veda (5, 4, 21) zwei Hymnen an Vastokpati, den Schützer des Hauses, in denen der Name Sarameya abermals wiederkehrt. In einer auf den letztern Hymnus sich beziehende Legende erfährt man, daß, als Vastisba eines Nachts bei dem Varuna eingekehrt — wie Einige meinen, um Nachtruhe zu halten, nach Andern aber, um Körner zu stehlen, da er schon drei Tage gefastet hatte — ward er von dem Haushund angefallen, er aber brachte durch einen Zauberspruch das wüthende Thier in den Schlaf. Da Varuna in den Vedas einmal mit dem ihm auch im Namen gleichstehenden (Himmels- oder Lichtgott) Uranus, dann aber auch mit dem die Erde umfließenden Oceanus zusammenfällt, und jenseits desselben der Eingang in das dunkle Reich des Yama ist — daher heißt Poseidon: Thürhüter des Hades — als dessen Wächter der Haushund des Varuna anzusehen wäre; ferner in von Colbrooke mitgetheilten Liedern Sarameya Gott des Schlafes ist, der gleichzeitig Hüter des Hauses und Bewahrer vor Krankheit, bald wieder Wehrer der Rube und Pferde, so muß der andere Sarameya — als Bruder des Schlafes — Genius des Todes seyn. Sarameya wäre also der Hellenen Hermeias oder Hermes, der die in Hundsfell gekleideten Laren zeugte und See- lenführer war, und welcher die Sonnentrinder in eine Höhle verborgen hatte, also auch der Hund Cerberus, denn Karbura hieß der Hund des Yama, Völ indischen Aits.

Die bisher zusammengestellten Züge machen es un-

zweifelhaft, daß auch in den deutschen Sagen vom Umzug Wuotans die Hunde uralt sind, und daß sich der in's Haus laufende Hund der Sarama zur Seite stellt. Es liegt also die Vermuthung nahe, daß die Hündin Sarama in der klaren Natursymbolik des Mythos eben so gut ihre Stelle gehabt haben wird, wie alles Uebrige. Erwägt man nun, daß in einer Reihe von Hymnen des Rig-Veda Cuna (*xvros, canis*) ein Beiwort des Windgotts Vayu und des mit dem (Hundsstern) Sirius, identischen Lichtgotts Surya, nach Einigen auch des Luftgotts Indra ist; muthmaßlich also diese Gottheiten, wegen der Schnelligkeit, womit sich Licht und Luft fortbewegen, unter dem Bilde des Hundes gedacht wurden; überdies in einem Hymnus Saramaya das Prädicat: der hin und wieder Laufende (*punahsara*) erhält, so ergibt sich auch in Verbindung mit dem Beinamen Cuna für Indra und Vayu eine erhöhte Wahrscheinlichkeit, daß sie ebenfalls als Hunde gedacht wurden. Umgekehrt bedeutet Sarama: Wind, weil Saramya: Luft, Wind heißt. (Die Wurzel ist *svi*, sich bewegen, *ma* ist nur Suffix, wie *μη* in *ορημη*). Sarama heißt demnach die Wandelnde, Saramya: die das Wandeln Liebende. Man darf demnach Sarama als Wind auffassen, Sarama demnach ein Windhund, Jagdhund.

Kehren wir nun zur deutschen Mythologie zurück, so finden wir schon durch Grimm ausgesprochen, daß: das wüthende Heer eine Personification des Sturmwindes sey. Daß auch bei den Deutschen, wie bei den Indern, die Gottheit selbst als Hund an der Spitze des Juges gestanden, beweist der lange Schwanz der um Jul (die Winterwende) an der Spitze des wilden Heers fahrenden Gurotyffe (Grimm Myth.

S. 897) in der norwegischen Sage, sowie der Schwanz der Huldra (S. 249), d. i. der in den zwölf Nächten umgehenden Hölle. Auf die Beziehungen, in welchen Sarama durch ihre Söhne zum Todesgotte steht, deutet es, wenn die Einkehr des Hundes in ein Haus Krankheit und Tod über Menschen und Vieh bringt. Ebenso drißt es vom Winde, der in der Neujahrsnacht weht, daß er Pest bedeute (Grimm Myth. S. 330), Hundegewell: Tod oder Feuer; die Hunde merken die umgehende Höl (Myth. S. 633), Deutschlands Fekate. Auch jetzt (im oben erwähnten indischen Mythos) einkehrende Hund bringt Feuersbrunst über das Haus, und dieß Alles steht mit dem Gott der Unterwelt in nächster Beziehung, denn der indische Yama ist ursprünglich dem Feuertgott Agni gleich (Rig-Veda 1, 66, 4), nicht etwa wie Kuhn annimmt: weil dem Feuer der Reichthum übertragen wird, sondern weil Agni ein Sohn, d. h. ein Pädicant des zerstörenden Feuertgottes Siva, dessen Bruder aber Yama ist. Wenn also in jenem Hunde des wilden Herres Sarama wieder erkannt wird, und Indra, dessen Gefolge die Maruts (Windgeißler) bilden, an Wodan mahnt; ferner auch die Zeit des Umzugs bei beiden Göttern dieselbe ist, so muß auch der Zweck, um dessentwillen Indra jenen Zug unternimmt, den alten Deutschen bekannt gewesen seyn. Zwar erwähnt kein älterer Mythos der geraubten Kühe, eine schwache Erinnerung liegt aber in folgender hannoverschen Sage: Im Osterholz befindet sich ein Hölhaus. Da soll in alter Zeit am Christabend eine Jagd gehalten worden seyn. Der ein Reh verfolgende Sohn des Wirths hat gesagt, wenn er das schäde, wolle er ewig alle Christabende jagen. Als er gestorben, wurde er der Höljäger. In jedem Christabend mußten die Bewohner dieses

Saufes eine Kuh hinauslassen, worauf sie augenblicklich verschwand. Man hat es aber stets vorher wissen können, welches Stück der Heerde die Reihe treffen würde, denn das hat, wenn es zum Michaelis- oder Martins-tag kam, plötzlich zugenommen und ist so fett geworden, wie kein anderes im Stall. Andere Sagen berichten von demselben Hause: Man habe einmal am Christabend die Thüre zu schließen vergessen, da sey des Höljägers Hund hineingelaufen, habe bis zum nächsten Jahre am Herde gelegen und sich dort nur von Asche genährt; nach Jahresfrist, als der Höljäger wieder vorübergegangen, sey er wieder mit davon gegangen.

Was nun die geraubten Kühe anbelangt, welche Kubu aus Indien herleitet, und sie nicht bloß in einer deutschen Sage wiederfindet, sondern auch in den von Hermes geraubten Sonnenrindern wieder erkennt, so bestreuet es, daß er — bei der engen Verwandtschaft der indischen und ägyptischen Theologie, nicht zuerst an Typhon dachte, welcher in der Wüste feurige Stiere vor sich hertrieb, weshalb man ihm auch rothe Ochsen geopfert haben soll (Diod. I., 88). Von Typhon ist es aber bekannt, daß er der personifizierte Giftwind Samum ist. Sein Geruch ist erstickend, schwefelartig, dick und schwer. Er weht nie länger als sieben Tage, die Periode entspricht derjenigen der Veränderungen in der Wasserhöhe des Nil, nämlich vom Sommersolstiz bis zum Herbstäquinocium. Seine Wirkung ist oft tödtlich. Von ihm ist der arabische Wind Chamfin — nach seiner 50tägigen Herrschaft benannt — zu unterscheiden. Seine Wirkung ist electricischer Art. Er kommt plötzlich, und geht eben so schnell vorüber, lange bleibt aber die Atmosphäre außerordentlich heiß (40° im Schatten), das Athmen ist erschwert, das Blut dringt zum Kopfe. Die

fer Wind folgt meist vorhergegangener drückender Hitze, die Luft ist außergewöhnlich trocken. Am fernen Horizont erheben sich feuerrothe Wolken, ein dumpfes Brausen läßt sich hören, die Wolken laugen, sich auf der Erde hinwälzend, an, und plötzlich ist der Sturm da. Daß die von Hermes geraubten Sonnentinder auch solche feuerrothe Wolken gewesen seyn müssen, schließe ich aus der ähnlichen Mythe vom Rinderraub des Kafus, der sie, wie Hermes, in eine Höhle birgt; Kafus aber heißt der Brennende (*Kalkos* von *καλω*), wie Typhon der Rauchende (von *τύφω*). Nach einer römischen Sage hauchte Kafus Feuer aus*), er ist also, wie Hermes, der Feuerhund Sirius, mit welchem Orion die Thiere im Thierkreis jagt. Das Rückwärtschreiten der von Hermes und Kafus geraubten Rinder kann wohl auf das Erscheinen des Samums bezogen werden, das stets im Sommerсолstiz eintritt, wenn die Sonne im Zeichen des Krebses weilt. Dann heißt der Sonnengott Apoll: Agrius, d. i. der wilde Jäger, wie sein Sohn Arifläus: Agreus. Von Arifläus berichten aber die Mythographen: er habe zuerst die Solstitien bestimmt (Justin. Hist. 13, 7) und zu Leos in den Hundstagen eine Pest abgewehrt, was so zu verstehen ist: Als Agreus (Jäger) verbreitete er durch Hitze Tod; als man ihn aber um Abhülfe des Uebels ansief, schickte er die kühlenden Etesien, welche Winde von ihrer alljährlichen Wiederkehr benannt sind, und verdiente sich dadurch den Namen Arifläus, d. i. der Beste, Gü-

*) *Αὐτὴ δ' ἀληθῶς μεμιγμένα πύρι φθέγγεται
καὶ διὰ τῶν μελῶν ἀναφέρει τὴν ἀνο τῆς
καρδίας θερμότητα Μῆσαις ευφώνοις ἰωμένη
τῶν ἔρωτα.* (Plut. Amat.)

tigste. Er führte auch den Beinamen Zeus (Schol. Apollon. 2; 500), denn im Grunde war er dieser selber, wie als Erfinder der Bienenzucht: Zeus Melisseus. Zur Zeit der Blutwinde sehnt man sich nach Wasser, darum zeugte Aristäus den (von Diana im Bade) in einen Hirsch verwandelten Actäon, dessen Metamorphose einige Wassertropfen hervorgebracht hatten; der Hirsch sehnt sich nach der Quelle (Vf. 42, 2).

Beachtenswerth ist, daß die deutsche Sage gleichfalls den wilden Jäger auch in der Johannisnacht, also in der Sommerwende, kurz vor dem Eintritt der Hundstage, seinen Umzug halten läßt. Auch er wird rothe Wolken in Rindergestalt jagen. Eine holsteinische Sage läßt zwei Ochsen mit ihren Hörnern in einem Sandberge wühlen, wodurch bewirkt wird, daß ein mächtiger Sturm denselben über ein nahegelegenes Dorf weht und es ganz zudeckt (Grimm, D. S. Nr. 96). So sind auch die vier schwarzen Stiere, welche die nordische Meerergöttin Gefjina mit einem Riesen zeugte, auf die vier Hauptwinde gedeutet worden.

Oben hatten wir F a k e l b ä r e n d als ein Prädicat Odins nachgewiesen, wenn er, in Wolken gehüllt, Mantelträger heißt, d. h. wenn er die Stürme erregt, die Wolken vor sich jagt. Die spätere historisirende Sage hat einen Jäger F a k e l b e r g aus ihm gemacht, und den Namen von dem Orte F a k e l *), seinem Jagdrevier, abgeleitet. Eine andere Sage ließ die erste Hälfte seines Namens fallen und suchte die zweite Hälfte (B ä r e n d) zu erklären:

*) In Süddeutschland heißt er F a s s b e r g (Schneiders Badisches Sagenbuch I. S. 186.), und zieht durch den Wald bei F ä g e l b e r g, das scheint wieder F a k e l b e r g zu seyn.

Im Grimmiger Forst liegt unfern vom alten Jagtschlosse in der Halde ein Platz, der heißt „Bärens Kirchhof“, und soll seinen Namen von einem Förster Bärens haben, der dort begraben liegt. Es sollte in diesem Forst nämlich eine große Schweinsjagd gehalten werden, und der damalige Paiderreuter, Namens Bärens, begab sich deshalb 3 Tage vorher an den Ort, den der Kurfürst hatte umstellen lassen, um die Schweine zu kornen und zu beobachten. Wie er sich nun hier befand, hörte er um Mitternacht eine Stimme aus einem nahe gelegenen Bruch, welche fragte: „Ist der Stumpffchwanz da, der den Förster Bärens zu Tode bringen soll?“ Diese Stimme hörte er in der folgenden Nacht wieder, und erzählte alles dem Kurfürsten, dem er jedoch gleichzeitig seine Vermuthung äußerte, daß es Postbedienten seyn möchten, die ihn fürchtlich machen wollten. Der Kurfürst befahl ihm darauf, Niemandem etwas zu sagen, auch die folgende Nacht zu Hause zu bleiben; statt seiner mußte aber der Büchsenspanner des Kurfürsten an der gedachten Stelle wachen und die Schweine kornen, und dieser hörte dieselbe Stimme. Am folgenden Tage ging die Jagd vor sich, und der Paiderreuter mußte zu Hause bleiben. Als aber alles geendigt war, ritt er hinaus, und wurde wirklich unter den getödteten Säuen eines Stumpffschwanzes gewahr, den man eben auf einen Wagen zu laden im Begriffe war. Da trat er hinzu und sagte: „Du solltest mir das Leben nehmen, und bist eher todt als ich?“ hielt auch, als die Bauern beschäftigt waren, die andere Wagenleiter vorzuschieben, das Schwein während der Zeit, damit es nicht herunterfalle. Aber der Kopf des Schweins fiel plötzlich herunter und schlugte dem Paiderreiter mit seinen Bauern den Leib auf, so daß er nach wenigen Augenblicken unter Schmerzen verschied. Darauf hat man ihn an dieser Stelle begraben, und an jedem Punkte, wo er im letzten Todeskampfe niedergefunken, einen Stein geießt, die nun einen förmlichen Kreis bilden. Diese Stelle heißt bis auf den heutigen Tag „Bärens Kirchhof“, kein Mensch aber weiß zu sagen, wann und unter welchem Kurfürsten dieser Bärens gelebt hat.

So berichtet Ruhn (märk. Sagen S. 218) die Begebenheit, der sie theils nach Beckmann's Geschichte der Mark Brandenburg III. c. 3 Seite 782, theils nach mündlichen Angaben aufzeichnete. Indes wäre es doch nicht so schwer, den Zeitpunkt dieses Ereignisses anzugeben, denn es wiederholt sich alljährlich zur Zeit der Sommerwende, im Junius, welchen die Syrer den „Schweinsmonat“ (Chansiran) nannten, weil Adonis oder Ihammus um diese Zeit von einem Eber oder von Mars in dieser Gestalt auf der Jagd getödtet seyn sollte; gleichzeitig erlag auch in Aegypten Osiris dem in einen Eber maskirten Typhon; in Siam Somonakodom, wie dort das Lichtprinzip heißt, einem Riesen in Ebergestalt; der phrygische Sonnengott Atys ward auf der Eberjagd von Adrast getödtet u. dgl. m. Dasselbe berichtet Falkenstein (Nordg. Alterth. S. 295 in der Anmerk.) von Odin: „Dieser Gott hatte, als er einmal seinen Lauf (durch den Thierkreis) vollendet, sich vor Müdigkeit in eine Höhle zur Ruhe begeben. Wie er eingeschlummert, sey ein Eber zu ihm gekommen, der ihn verwundet und das Blut ausgesogen. Aus dem auf die Erde geströmten Blute seyen im kommenden Frühjahr Blumen aufgeblüht, daher werde das Schwein dem Odin geopfert.“ Die Höhle war wohl jene, in welche Hermes und Kafus die Sonnenrinder verbargen, d. h. der Zeitpunkt, wo die Nächte wieder zunehmen. Die Vollendung des Laufes Odins bezieht sich auf die Sommerwende, wo die Sonne, im Zeichen des Krebses angelangt, wieder umkehrt; aus dem Blute des vom Eber getödteten Adonis war die Anemone entsprossen (Theocrit. Idyll. 5, 92 cf. Ov. Met. 10, 726 sq.) Ich erinnere hier an das um Johannis gesuchte Johannis-kraut, dessen Wurzel Körner mit einem purpurrothen

Saft hat, wird welche Stände, mit Beziehung auf das Blut des enthaupteten Täufers, den Namen erhielt. Auf dieser Stauwe glaubten unsere heidnischen Vorfahren Balders Blut zu sehen, Balder war aber als einer der zwölf Äsen, d. h. als einer der zwölf Monatsöhne Odins, nur ein Prädicat desselben, denn der Jahrgott zeigt sich in jedem Monat in einer neuen Wirkbarkeit, und von dieser erhält er einen Beinamen, den die Mythen bildende Priesterschaft in einen Sohn des Gottes verwandelt *). Dieser Ideengang findet sich in fast allen

*) Odin ist Vater der Zetten (Aldasandr. Balthrud Str. 4. 53.) Die im Grimnismal aufgezählten zwölf himmlischen Häuser sind die zwölf Stationen der Sonne während ihres jährlichen Laufes durch den Tierkreis. Daraus beziehen sich die zwölf Namen Odins im alten Asgard (Edda Daemis 3.) Der Zweifel, ob in der Asalehre so viele Kenntniß der Astronomie vorausgesetzt werden könne, verschwindet dadurch, daß diese Kenntniß einem Stamm angehörte, welcher „der weiseste unter den Varden“ heißt. (Poenne omnibus barbaris Gothi sapientiores semper extiterunt, Graecisque poenne consuissent. Jordanes de reb. Get. c. 5.) Jordanes spricht oft von einer priesterlichen Gelehrsamkeit der Goten (c. 5.), und zu den Kenntnissen, die zur Theologie gezählt wurden (c. 11.), rechnet er ausdrücklich „die Lehre von den zwölf Himmelszeichen und dem Laufe der Planeten“ (Theoreticen signorum duodecim et per ea planetarum curans). Ueberhaupt kannten die Goten 346 Sterne mit Namen. In Island lebte ein sonst ungelehrter Mann, der aber durch Tradition und eigene Beobachtungen so erfahren in der Astronomie war, daß man seine Angaben bei der Einrichtung des christlichen Jahres gebrauchte. Er hieß Odd, lebte ums Jahr 1000, und wurde „Sternodd“ (Stjerna-Odd) genannt. (Geijer Gesch. Schwed. S. 291. Num. 2.) Die Namen der Wochentage sind, mit Ausnahme des siebenten Tages, der in England und Holland nach dem Saturn (Satur) heißt, nordischen Gottheiten abgeborgt. Unwahrscheinlich ist es aber, daß die christlichen Bekehrer diesen Völkern mit Nachahmung der römischen heidnischen Namen, den Wochentagen gleichfalls heidnische Namen aus der nordischen Mythologie sollten gegeben haben, zumal der erste Bischof von Island, Jonas Dagnundsson (1105), den Gebrauch dieser heidnischen Tagnamen als „böse Ueberbleibsel heidnischer Sitten“ verboten hatte. Wilhelm von Malmsbury, der in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts

Religionen, die auf Kalenderdienst gegründet sind, daher so viele Götter, Heroen u. mit 12 Söhnen.

Dem Odin sollte das Schwein geopfert worden seyn, weil es sein Blut vergossen. Nun erklärt sich, warum die Pferdende, welche der wilde Jäger ausheilt (vergl. S. 42), in einer andern Sage eine Schweinskeule ist. (Wolf, Niederl. S. Nr. 516). Da aber des Försters Bärens Tod nur in der Hauptsache an Odin erinnert, in den Nebenumständen jedoch abweicht, so läge, nach Daumers Ansicht, „zu viel historische Bestimmtheit darin, als daß sich die Sache in's Gebiet der Phantasie und Mythe verweisen ließe,“ oder mit andern Worten: als daß ein Förster und Haibereuter, Unterthan eines deutschen Kurfürsten, sich in ein Kalendernbild zusammenschrumpfen ließe. Also Bärens soll wirklich gelebt haben! Dann erkläre aber einer das seltsame Zusammentreffen, denn von dem Förster Fackelberg erzählt Grimm (D. S. Nr. 310 nach Otmars Volksfag. S. 249) ziemlich dasselbe:

Hanns von Fackelberg, ein Obersägermeister des Herzogs von Braunschweig *), hatte auf der Harzburg einen schweren Traum. Ihm dächte, als kämpfte er mit einem Eber, der ihn zuletzt besiege. Einige Zeit darnach stieß

lebte, bezeugt, daß die Angeln bei ihrer Ankunft in Brittanien Wodan und Freia verehrten, und schon damals den Mittwoch nach Zenem, den sechsten Tag nach der Freia nannten. War die indische Grundzahl der vier Weltalter (432000) auch den Scandinaviern bekannt, wie aus der Mythe von den 800 Einherien erhellt, die aus 540 Thoren Balhalla's ausgehen, so konnte auch das Schwein, welches im indischen Zodiac vorkommt, ihnen bekannt gewesen seyn, und die Fabel von des flamessischen Sonnengotts Tod durch den Eber sich in der Odinsfage wiederholen.

*) Im Hannöverschen gilt er für einen reichen Edelmann, der zur Strafe, daß er durch seine Jagdleibenschaft die Bauern sehr plagte, nun ewig jagen muß. Luhn R. S. Nr. 17.)

er im Borhaz wirklich auf einen Eber, dem im Traum gesehenen ähnlich. Er griff ihn an, der Kampf blieb lange unentschieden; endlich gewann Hanns und streckte den Feind zu Boden. Froh, als er ihn so zu seinen Füßen erblickte, stieß er mit dem Fuß nach den Pauern des Ebers, und rief aus: „Du sollst es mir nicht thun!“ Aber er hatte mit solcher Gewalt gestoßen, daß der scharfe Zahn den Stiefel durchdrang und den Fuß verwundete. Erst achtete er die Wunde nicht und setzte die Jagd fort. Bei seiner Zurückkunft war aber der Fuß schon so geschwollen, daß der Stiefel vom Bein getrennt werden mußte. Er eilte nach Wolfenbüttel zurück, die Erschütterung des Wagens wirkte so schädlich, daß er mit Roth das Hospital zu Wülperode bei Hornburg erreichte, und bald daseibst starb. Auf seinem Grabe stellt ein Stein einen Geharnischten auf einem Maulthier vor.

Bei Daumer (Geh. d. Chr. Alterth. II. S. 220) lese ich sogar das Todesjahr (1521) angegeben, sein Grabstein liege drei Stunden von Goslar, im Garten eines Wirthshauses, das der Klepperfrug heißt. Hier ist also eine andere Grabstätte angegeben. Nach Einigen hauste Hakeberg im Ebling, unweit Uslar. Daß man das Grab eines Mannes zeigt, beweist noch nicht, er habe auch gelebt. Zeigte man in Dänemark doch auch das Grab des Gottes Balder! Freilich war er damals schon, wie auch Sars glaubt, in der Volksmeinung ein ehemaliger König gewesen! So wenig aber anzunehmen ist, daß Odin durch einen Eber getödtet worden, ebenso wenig Balder durch die Mistel, die — seltsames Zusammentreffen! — in der entgegengesetzten Sonnenwende mit dem Zillschwein noch jetzt in England die Hauptrolle unter den Christnachts-Utenflien spielt (s. d. Kloster VII. S. 1004. 1007). Dazu erwäge man, daß der wilde Jäger vorzugweise in der Christnacht

und Johannisnacht*) jagt! Daß vorhin auch der freundliche Balder, gleich Odin, als wilder Jäger vermutet wurde, findet seine Berechtigung darin, daß Odin als solcher: Wuotan (der Wütende) heißt, das wilde Heer auch „Wuotunges Her“ (Grimm Myth. S. 516) heißt, Wuotunc ist aber ein Patronymicum von Wuotan, kann daher auf Balder, Odins Sohn, sich beziehen (W. Müller Alt. Rel. S. 257 Anm.).

Daß Hakelberg kein anderer als Wuotan sey, kann noch aus folgender v. Müllenhof S. 372 mitgetheilten Rauenburgischen Sage entnommen werden:

Den Wode (d. i. Woban) haben viele Leute in den Zwölften, namentlich am Weihnachtsabend ziehen sehen. Er reitet ein weißes Roß (wie Odin), 24 wilde Hunde folgen ihm. Wo er durchzieht, da stürzen die Jäune tragend zusammen, und der Weg ebnet sich; gegen Morgen richten sie sich aber wieder auf. Einige behaupten, daß sein Pferd nur drei Beine habe (vgl. S. 43 Anm.) Er reitet stets gewisse Wege an den Thüren der Häuser vorbei, und so schnell, daß seine Hunde ihm nicht immer folgen können. Man hört sie keuchen und heulen. Bisweilen ist einer von ihnen liegen geblieben. So fand man einen von ihnen in einem Hause in Bultsdorf (Wolfsdorf?) auf dem Feuerherde, wo er liegen blieb, beständig heulend und schnaufend, bis in der folgenden Weihnacht der Wode ihn wieder mitnahm. (Vgl. S. 43. wo dasselbe von Hakelbergs Hund erzählt wird, und S. 48 wo die indische Quelle dieser seltsamen Mythie angegeben ist.) In der Weihnacht darf man keine Wäsche draussen lassen, denn die Hunde (sc. die Winde) zerreißen sie. Man darf auch

*) Müllenhof Holst. Sag. S. 361. Ferner erwäge man, daß Balder seinen in der Sommerwende erfolgten Tod, wie Hakelberg oder Hakel: Bären's im Traume vorhersehend, weshalb auch Frigg seine Mutter, zur Verhütung dieses Unglücks, obwohl vergeblich, Vorkehrungen traf; ebenso war Odin im Schlafe von dem Eder verwundet worden. Diese beiden Umstände ergänzt die Sage von Hakelberg-Bären's.

nicht baden, denn sonst wird eine wilde Jagd daraus. (Diese Nacht ist Odin heilig, darum soll sie nicht durch Arbeit entweiht werden. Die in dieser Nacht umgehende Holle straft die beim Spinnen beschäftigten Frauen.) Läßt man die Thür auf, so zieht der Bode (d. h. der Wind) hindurch, und seine Hunde verzehren den Brodteig, wenn gebaden wird.

Diese letztere Stelle ist dunkel, aber Kuhn gibt auch hierüber in Haupts Zeitschr. f. d. Altth. VI. S. 131 Aufschluß. Er erinnert an die ebd. V. S. 373 über die Fric, die Gattin Odins, die in der Weihnacht ebenfalls umgeht, mitgetheilte Sage von mehlfressenden Hunden. Diese sind Personificationen des Windes, dessen Gefräßigkeit ein altmythischer Zug andeutet, wenn ihm das Mehl mit den Worten hingeworfen wird: „Sieh da Wind, loch ein Rufs für dein Kind!“ (Abergl. 282) oder: „Leg dich, lieber Wind! bring das für dein Kind!“ (Myth. 602).

Daß der wilde Jäger den Sturmwind bedeute, ergibt sich auch aus folgenden Sagen:

In Dederstadt bei Eisleben war eine Stelle, bei welcher der wilde Jäger stets anzubalken und seine Pferde und Hunde zu füttern pflegte. Als man dort vor einigen Jahren ein Haus baute, wurde die erste Mauer 15 Mal hintereinander über Nacht wieder eingerissen; erst das 16 Mal blieb sie stehen. Doch ist es noch jetzt bei Nacht in den Zimmern unruhig, und rings um das Haus, welches gerade an einer Ecke steht, weht zu allen Tageszeiten der Wind. (Sommer's Sag. aus Thüringen Nr. 5.)

In Hünfbergen ist ein Haus, wo der alte Jäger Au (f. Bau! Bau!) mehrmal in der Woche durchjagte. Gewöhnlich kam er durch die Hintertbür, und wenn er dann, was jedoch nicht immer geschah, auch die Wohnstube durchzogen hatte, so tobte er durch die Seitenthüre wieder hinaus. (Müllenhof, Schlesw. Sag. Nr. 495.)

In Rosdorf erzählen alte Leute, daß ehemals oft das wüthende Heer mit großem Getöse Nachts durch den Ort gezogen, und häufig nahm es seinen Durchzug durch solche Häuser, deren Eingangsthüre auf die in den Hof führende Hintertür stößt. Da drause es hindurch mit entsetzlichem Getöse, und wer es höre, müsse sich schweigend verhalten, oder, wenn er selbst in der Flur befindlich, müsse er sich zu Boden werfen und sich schlafend stellen, sonst werde er mitgenommen und über Wald und Bispfel fortgeführt. (Beckstein Sag. des Rhöngebirges und des Grabfeldes Nr. 12.)

Alte Leute wissen noch etwas vom wüthenden Heere und wilden Jäger zu erzählen, wie sie über Neubrunn (im Würzburgischen) und seine Berge und Thäler gezogen sind, am meisten aber im Herbst, wenn recht finstere Nächte waren. Aber die jungen Leute wollen nicht daran glauben, sie belachen das, was die Alten gesehen und gehört. Wenn das wüthende Heer nun vorüberzieht und die Alten sprechen: „seht zieht das wüthende Heer!“ so sprechen die Jungen: „der Wind heult und pfeift, oder: es kann seyn, daß Schneegänse oder Kraniche schreien.“ Es zieht aber doch. — Sonst, sprechen die alten Leute, zog es immer in Neubrunn durch drei Häuser; das kam aber daher, weil in den Häusern drei Thüren gerade hinter einander waren, nämlich vorn die Hausthüre, in der Mitte die Küchenthüre, und hinten hinaus noch eine Thüre, die alle in gerader Richtung gingen, und wo sich die drei Thüren bei einem Hause in gerader Richtung finden, da zieht, es mag seyn wo es nur will, das wüthende Heer durch. Die Alten sagen aber auch, wenn man auf der Straße oder im Hofe wäre und das wüthende Heer zöge, so müßte man seinen Kopf zwischen die Speichen eines Wagenrades hincin stecken, dann könnte es einem nichts thun. (Ebd. Nr. 137.)

Aus dem Vorhergehenden erhellt, daß der wilde Jäger eine Personification des Windes sey, und weil dieser die eigentlichsste Manifestation des Gottes Odin, folglich flammen alle wüthenden Jäger, mögen sie Ra-

men haben, welche sie wollen, von ihm. Zunächst werden es Könige gewesen seyn, welche ja bei allen alten Völkern ihren Stammbaum bis zu einem Gott hinaufführen. In den brittischen Wäldern raufchte schon zu des Orosius Silberienfis Zeit die nächtliche Jagd des Königs Artus, aber ihn selbst sah man nicht. Wie dieser anerkannt mythische Herrscher zu so zweideutiger Ehre gelangte, erklärt sich vielleicht aus seinem Namen. Arthur, in der wällschen Sage bekanntlich als Bär und Gott eine Rolle spielend (Grimm S. 633), ist das Bärengestirn Arcturus, und schon Ovids Metamorphosen erzählen von der Jagdlust des Arcas (Bär), welcher auf der Jagd seine in eine Bärin verwandelte Mutter Callisto erschoss. Da sie aber nicht eine Kompe der Diana, sondern das Prädicat der Nachts jagenden Mondgöttin war, so muß auch Arcas nur des Nachts gejagt haben *).

Unter Rommens Pavierien fand Müllenhof eine ungedruckte poetische Bearbeitung der Sage von Abels Jagd. Dieser will als leidenschaftlicher Jäger im Böler Wald jagen. Da erscheint ihm der Herr des Waldes, halb Bär, halb Jäger, und verbietet es ihm; nur der König dürfe hier jagen. Da ruft's von allen Zweigen: Heil dem König Abel! Darauf erschlug er seinen Bruder, den König Erich. Die Folge war, daß er nach seinem Tode — er starb 1252 in der Schlacht — die Strafe des Brudermordes litt. Wegen nächtlichen Bolterns in der Peterskirche zu Schleswig (erzählt der Chronist Boissen, der zu Anfang des 16. Jahrhunderts lebte), grub man ihn mit Gouthelßen der Königin wie-

*) Dies versteht sich von selbst, denn die himmlische Jagd ist bei Tage dem Auge unsichtbar.

der aus, und versenkte ihn, durch den Sarg einen Pfahl getrieben — eine Methode, mittelst welcher man noch jetzt in Rußland, der Wallachei und Ungarn die Vampyre, d. h. Todte, die man für solche hält, unschädlich zu machen glaubt — in den Morast des Bölewaldes bei Gottorp. Seine Statue, in Stein ausgehauen, mit Hundten umgeben, ist noch jetzt im Schleswiger Schloßgarten zu sehen. Dem Volksbuch (1844, S. 84) zufolge zieht Abel um den Dom herum, um den Mövenberg, bis nach Missunde zur Stätte des Brudermordes (wohl nur poetische Ausschmückung?). Noch in neuester Zeit wollen ihn Leute, im Gesichte und am ganzen Körper kohlschwarz, von drei feurigen Jagdhunden begleitet, auf einem kleinen Rosse erblickt haben. Daß auch er mit Wodan, dem ursprünglichen wilden Jäger, verwechselt wird, beweist folgende Sage:

Ein Bauer aus Schuby kam einst vom Markte heimgefahren, da hörte er das Purrarufen, Peitschenknallen, Schnauben und Prucken der feurigen Rosse und Hunde. Er rief den König Abel an; auf vieles Bitten erlaubte ihm dieser, an der Jagd Theil zu nehmen. Da mußte er nun mit der wilden Schaar. Als aber die Jagd gegen Morgen beendet war, bat er den König Abel um ein Stück Wild. Der warf ihm eine schwarze Last auf den Wagen, indem er sagte: „Da hast du einen Braten, viel zu gut für einen Bauer.“ Als dieser nun nach Hause kam und seine Frau nach der Ursache seines langen Ausbleibens fragte, erzählte er, wie er mit dem König Abel auf der Jagd gewesen sey, habe auch eine Firscheule mitgebracht. Da sah die Frau nach, fand aber eine — Pferdekeule. (Müllenhof Schlesw. Sag. Nr. 487.)

Hiemit vergl. man S. 42. Die Frage: wie Abel zum wilden Jäger geworden? suchte man sich durch seinen Brudermord zu erklären; als man aber sich selbst

gestehen mußte, daß diese Erklärung nicht befriedige, dichtete man ihm ungemaine Jagdlust an. Wie, wenn er mit seinem Bruder Erich verwechselt worden wäre? und zwar dieses bedeutungsvollen Namens halber? Suhm belehrt uns, daß Odin sehr oft mit dem Tyr, welchen die jüngere Edda ihm zum Sohne gibt, verwechselt worden sey. Tyr ist wie Odin Siegesverleiher, Veberrscher der Aetherregion, der Wolf war Beider Lieblingsthier, Beide stehen der Gesetzgebung vor u., nur darin unterscheiden sie sich, daß dem Tyr (Tio, Din) der dritte Wochentag gehört, dem Odin aber der vierte. Indes macht Tyr (Mars) auf das Prädicat des wüthenden Jägers, seiner Natur zufolge, mehr Anspruch als Odin. Schon die Araber sagten: der Stern Mars helfe bei ihnen Nimrod. Tyr hieß bei den deutschen Stämmen Er oder Er, daher der dritte Wochentag*) Erstag in Oestreich und Baiern hieß (Schmeller l. S. 96), und in Oestreich noch jetzt Erchttag (in Mozarts Briefen), selbst bei dem norddeutschen Luther (Panzer's Ann. d. deutsch. Lit. II. S. 79). Die Erichsstraße (Eriksgata) in Schweden**).

*) Er tag (Wien. Urk. 1459, Oest. Urk. 1385, 1416, 1492.) Er i tag (altes hdschr. Calend. der Wien. Bibl. Oest. Urk. 1338, Wien. Urk. 1365. Steyrer hist. Alberti D. Austr.) Er e tag Urk. des Wiener Hausarchivs nach Jos. Helwigs Zeitrechnung (Wien 1787 Fol.) Er c h tag (Wien. Urk. 1514. Pief v. Schmalkald. Krieg 1546 bei Seb. Schärtlins v. Burtenbach Lebensgesch.) Er i c h tag (Oest. Urk. 1312, 1393. Münch. Urk. 1312).

**) Die Straße, auf welcher nach schwedischen Gesetzen des 13. Jahrhunderts die Könige nach ihrer Wahl, von Westen gen Oden, durch das Reich führen, die Huldigung annehmen und die Landesfreiheiten zu beschwören (Rühs Gesch. Schwed. I. S. 250, 252). Hiernach nannte noch Gustav Wasa eine Fahrt durch alle Provinzen des unruhigen Reichs seine Erichsgasse (Archholz Gesch. Gustav Wasas I. S. 331), und noch jetzt heißt so eine Reise der Könige durch das Reich (Müllers Schwed. deutsh. Wörtb.)

wird wohl das irdische Abbild des altdeutschen Iringsweges (Gloss. Jun. bei Nyerup, Symbol. 372: *Erin-gewac via secta*), d. i. der Milchstraße am Himmel gewesen seyn, auf welcher die Götter zu Jupiters Ballast wandeln. Bei den Indern heißt sie: Götterstraße (Suravithi) und „Weg der Frommen“ (Iidhimarga); bei den nordamerikanischen Wilden der Seelenweg, denn Seelen gehen in Sterne über. Sagen denkt hier auch an „Helweg“, an jenen großen breiten Weg, den die Seelen zur unterirdischen Wohnung der Todesgöttin Hel ziehen. Der wilde Jäger heißt „Helsäger“ (Grimm S. 883). Nahe lag es also dem Brudermörder Abel — indem man den Begriff, der sich an den Namen des von ihm gemordeten Bruders Erich befestete, auf ihn selbst übertrug, da man doch nicht dem Schuldlosen, sondern nur dem Schuldigen diese Rolle eines zur Strafe seines Vergehens Nichts umgehenden Gespenstes zuthellen konnte — als wilden Jäger zu bezeichnen.

Noch jetzt heißt in Dänemark der Teufel „alter Erich“ *), wodurch ein Satz in Musäus „Näbezähl“, der gleich anfangs vorkommt: „Dieser Jagden müde, zog er wieder seine Erichsstraße durch die Regionen der Unterwelt, und weilte da Jahrhunderte, bis x.“ erst die erforderliche Klarheit erhält. Der erste Erich wird wohl nicht ein dänischer König, sondern der Gott dieses Landes gewesen seyn; denn Rembert im Leben des heil. Ansgar erzählt, daß, als die Schweden zum Christenthum bekehrt wurden (um 853), ein Altgläubiger ihnen verkündigte: wenn sie noch mehrere Götter be-

*) Hagen beruft sich dafür auf den Norweger Prof. Henrik Steffens und auf den Dänen Piegel.

gehören, so wollten die alten Götter ihren ehemaligen König Erich als Gott aufnehmen *), auf welche Stelle sich Adam von Bremen bezieht, bei der Bemerkung, daß die Schweden auch Könige vergöttert haben. Ein Irrthum, welcher auch von Særo verbreitet wurde, denn nicht Menschen wurden zu Göttern erhoben, sondern die Naturkräfte anthropisirt. Daß diese Behauptung begründet sey, geht schon aus dem Umstand hervor, daß in der christlichen Zeit Erich in jenem Lande der Name des Teufels, wie Wuotan, der sonst gütige, Gaben spendende „Allvater“, zum nächtlichen Hellsäger wurde; eine Metamorphose, welche die christlichen Befehrer überall, wo sie festen Fuß faßten, vornahmen, um die Volksgötter in den Augen der Heiden herabzusetzen. Sie läugneten nicht die Macht der Heidengötter, aber sie verschrieen ihre geglaubte Wirkksamkeit als eine dämonische, als Zaubererei. Also nur durch Furcht, nicht durch sittliche Aufklärung suchten sie die Heiden für den neuen Glauben zu gewinnen; eine Wahrheit, welche die Kirchengeschichte aller europäischen Länder bezeugt. Folgende Sage wird einen neuen Beleg zu der Behauptung geben, daß Götter mit Erdenkönigen verwechselt wurden:

König Bolde mar liebte Lorellle, ein Mädchen von der Insel Rügen. Als sie starb, führte er, unfähig sich auch nach ihrem Tode von ihr zu trennen, überall ihre Leiche mit sich. Dies ward in der Folge seinen Begleitern beschwerlich. Einer derselben ergriff eine günstige Gelegenheit, den Leichnam zu untersuchen, um zu entdecken, was für ein Zauber des Königs Reizung so gewaltig festsetze. Er fand einen bezauberten Ring, welchem die Muster der Verstorbenen an ihren Finger gesteckt, um

*) Bei Lindenbrog script. septentr. ed. Fabric. II. 68.

selbst nach dem Tode ihr des Königs Günst zu sichern. Der Hölbling zog den Ring vom Finger, worauf alsbald des Königs Anhänglichkeit verschwand, und er sogleich die Leiche zu begraben befahl. Des Königs ganze Aufmerksamkeit war nun auf den Hölbling gerichtet, der sich in dem Besitz des Ringes befand. Alles, was zu thun war, konnte nur durch den Günstling geschehen, der dies zuletzt sehr beschwerlich fand und, wohl wissend, daß er bloß dem Ringe die Zuneigung des Königs zu verdanken hatte, ihn, als er einst durch den Wald Gurré ritt, in einen Sumpf warf. Von diesem Augenblick an fühlte sich der König glücklicher in dem Wald, als an jedem andern Ort. Er baute im Walde ein Schloß, und jagte Tag und Nacht in der Umgegend. Bei solchen Gelegenheiten pflegte er die Worte auszusprechen, die ihm nachher zum Fluche wurden: „Gott möge den Himmel für sich behalten, wenn er nur in Gurré jagen könne.“ Nun rettet König Woldemar jede Nacht von Gurré nach Gurré, und ist durch das ganze Land als der wilde Jäger bekannt. Wenn er sich nähert, hört man gewaltiges Hallorufen und Pfeitschwenknallen in der Luft. Die Leute treten dann bei Seite und stellen sich hinter Bäume. Bald erscheint Woldemar's ganzes Jagdgefolge. Seine schwarzen Hunde eröffnen den Zug, sie rennen hin und her, die Spur auf dem Boden suchend, während ihnen die langen feurigen Zungen aus dem Munde hängen. Dann kommt „Wolmar,“ auf seinem weißen Rosse einherstreichend und zuweilen sein eigenes Haupt unter dem linken Arm tragend. Wenn er Jemand begegnet, besonders alten Leuten, befiehlt er ihnen, ein Paar seiner Hunde zu halten. Zuweilen überläßt er ihnen die Hunde mehrere Stunden, und thut sogleich einen Schuß. Wenn die Hunde diesen hören, zersprengen im Augenblick alle Fesseln und Bande. In einigen Theilen von Dänemark, wo die Straße durch einen Kaiserhof geht, reitet er zu einer Pforte hinein und zur andern hinaus. So wie er naht, springen alle Thore auf. So pflegt er, besonders um Weihnachten, mit vier weißen Rossen durch den Kaiserhof Ibs, im Dorfe Holbyr, District Od's, zu reiten. An einigen Orten nimmt er so-

gar seinen Lauf über die Häuser; und in der Gegend von Hirtusholm, im südlichen Seeland, soll ein Haus stehen, dessen Dach in der Mitte bedeutend eingesenkt ist, weil er so häufig darüber zieht. In Nord-Seeland besitzt er ein zweites Gurré, noch immer „Woldemars Schloß“ genannt, wovon noch jetzt Ruinen zu sehen seyn mögen. Hier pflegen alle Frauen in der Johannisnacht auszugehen, und die Thore auf dem Wege für ihn zu öffnen. Gegen zwei Meilen von Gurré liegt Woldemars Hügel, der von Wasser umgeben ist. Der Sage zufolge wandeln sechs schwarzgekleidete Priester um Mitternacht murmelnd durch die Insel. (Zielel. dän. Sag.)

Wer war nun dieser Woldemar sonst als Wold? So wird Wuotan, Odin in einem von Grimm (S. 142) angeführten Erntelied genannt, und soll der Name aus „Wode“, wie der Gott ebenfalls hieß, verberbt seyn (S. 143). Auch denkt Grimm (S. 138) bei „Wuotanes woca“ an die große offene Heerstraße, mit der man lange Zeit den Begriff einer besondern Heiligkeit verknüpfte, vielleicht die Vorstellung der himmlischen Milchstraße *) verwachsen ließ. So wäre also der Woldanweg die vorerwähnte Erichsstraße oder — Woldemarstraße, denn die Dänen kennen keine Erichsgasse, wohl aber einen Woldemarweg. Einen solchen gibt es auf Seeland, mit der Sage: König Woldemar reite ihn jährlich etlichemal, den Kopf unterm Arm, auf schwarzem Rosse, mit schwarzen Hunden (Antiquarske Annal. I. 1812 angeführt von Ha-

*) In der Mystikersprache der brittischen Druiden hieß die Milchstraße caer Gwydion. Dieser ist Schöpfer des Regenbogens, welcher bei den Scandinaviern die „Seelenbrücke“ hieß — hier erinnere man sich, daß im griechischen Mythos Iris sich mit Hermes in das Amt theilt, die Seelen zum Himmel oder zur Unterwelt zu geleiten — und sein Name Gwydion scheint mit Guodan, Wodan, also mit Odin verwandt zu seyn.

gen in der „Germania“ I. S. 376). Hagen setzt noch hinzu, daß hier die schwedische Obinsjagd, das wilde Heer und der Helweg gemeint seyn könne. Die dänische Geschichtssage von Rig gelte dann auch für Schwedens Grif (?). Und die spätere, unter christlichem Einfluß geschriebene Sage von „Grif dem Weitgefahrenen“ (Eiriks-Saga Vidforin. Torfaei ser. reg. Dan. 4. Den Inhalt gibt Bartholm Antiq. Dan. 586), der auch zu dem elyrischen Wohnsitz der Unsterblichen (Udains-akr) gelangt, stünde hiemit in Zusammenhang.

Der „Himmelsweg“ bietet den natürlichen Uebergang zum „Himmelswagen“, wie die Griechen das Bärengestirn nannten (Iliad. 18, 487. Odyss. 5, 273). Grimm führt S. 138 eine Stelle an, aus welcher erhellt, daß es in heidnischer Zeit „Wuodans Wagan“ geheißen habe. Die Schweden nennen ihn auch „Karlwagn“, d. i. der Wagen des Herrn (carol). Die christliche Sage läßt auf diesem Wagen Elias gen Himmel fahren. Der ganz kleine Stern über dem mittelsten in der Deichsel ist der „Fuhrmann“, in Schlewzig „Hans Dümkt“ *) genannt.

Hans Dümkt war Knecht bei dem lieben Gott, und hatte es gut in seinem Dienst. Nach und nach fing er an, seine Arbeit immer schlechter zu versehen. Namentlich verfab er es im Packerlingschneiden. Alles, was er lieferte, war zu lang geschnitten. Darüber ward Gott so böse, daß er ihn auf die Deichsel des Himmelswagens setzte, wo er jeden Abend zu sehen ist, zur Warnung für alle Knechte, die den Packerling zu lang schneiden (Müllenhof Schlesw. Sag. 360).

*) Dümkt, d. i. Däumchen, wegen seiner Kleinheit so benannt.

Der Himmelswagen setzt aber auch die Existenz seines Gegenstückes der Höllenkutsche voraus, die in vielen Sagen vom Hellsäger eine wichtige Rolle spielt:

Eine Frau vom St. Stephan in Bremen, welche um 2 Uhr Morgens zum Waschen bestellt war, ließ sich durch ihren Mann begleiten, weil es noch stockfinstere Nacht, und der Weg nach dem obern Stadttheil weit war. Unterwegs hören sie, wie die Stephansglocke hinter ihnen anfängt zu schlagen; sie meinen, es wird 2 Uhr seyn, aber wie sehr erschauern sie, als es nicht aufhören will mit Schlagen, bis der 12. Klang herunter ist. Sie sehen jetzt wohl, daß sie sich Beide in der Zeit versehen haben, und wollen nach Hause zurück. Das ist zu spät. Mit Saug und Braus kommt eine Glaskutsche, mit Hund anspannt, die Straße herauf. Ehe der Mann noch zur Befestigung kommen kann, wird ihm die Falster übergeworfen, er ist mit eingespannt, und von Neuem geht es Straße auf Straße ab, ohne Ruh, ohne Rast, bis es Eins schlägt. Höflich ist Alles verschwunden; schauernd läuft der Mann nach Hause, und erzählt seiner Frau, was ihm begegnet. Darauf legte er sich zu Bette und starb nach vier Wochen (Wagenfeld Bremens Volksl. II. S. 25).

In Köln sah man ehemals Nachts durch mehrere Straßen einen feuerglühenden Wagen rollen, mit gluthnaubenden Rappen und einen glühenden Kutscher auf dem Bocke. In dem Wagen saß ein Bürgermeister, der's mit der Stadt nicht redlich gemeint hat (Wolf D. S. Nr. 205).

In einem Pachtthof zu Zellate sieht und hört man allnächtlich den Höllewagen durch die Luft fahren, und ein schrecklich Gerammel begleitet ihn. Ein Mann vom Hofe konnte eines Nachts nicht schlafen, und legte sich an's Fenster, da kam der Höllewagen auf ihn zu, er hatte kaum noch Zeit, ein Kreuz zu machen, da verschwand der Spad (Edbf. Nr. 204).

Eines Abends ging eine Frau, die nach Heibelsheim wollte, auf der Landstraße zwischen Ubstadt und Bruchsal. Am dortigen Galgen kam eine Kutsche hinter ihr her, und, während die Thür aufsprang, lud ein darin sitzender Mann

sie zum Einsteigen ein. Nach einigem Zögern stieg sie ein, worauf der Schlag von selbst wieder zuging. Der Herr sprach kein Wort, doch die Frau gewahrte mit Schrecken, daß er Hockfüße habe. Als sie vergebens versucht hatte, die Kutschenthüre zu öffnen, um herauszuspringen, zog sie ein Gebetbuch aus der Tasche, und betete ununterbrochen, bis sie bei Untergrombach zu einem Kapellchen kamen. Da öffnete sich der Schlag von selbst, die Frau sprang heraus, und unter fürchterlichem Knall verschwand die Kutsche mit Mann und Koffen (Schneizer Bad. Sagenb. II. S. 409).

Vor etlichen vierzig Jahren kam ein Schneider aus Wöfingen und sein Lehrjunge, als sie Nachts vom Traishof heimgingen, zu einer Kutsche, worin ein Mann und auf dem Boock der Kutscher saß, und neben-welcher ein anderer Mann im grünen *) Rock einerschritt. Derselbe lud die Beiden zum Einsteigen ein, was der Lehrjunge ablehnte, der Schneider aber annahm, worauf ihm der Grünrock hineinhalf und dann selbst einstieg. Sogleich erhob sich die Kutsche in die Luft, und flog schnell wie der Wind über Berg und Thal, so daß der Schneider die Besinnung verlor. Als er am Morgen erwachte, lag er an ödem Meeresufer, wo ein Schiff anhielt, das ihn mit nach Indien nahm. Nach 20 Jahren kam der für Todtgehaltene in der Heimath an, und fand seine Frau an den unterdeß Meister gewordenen Lehrjungen verheirathet (Mone's Anz. d. Vorz. 1839).

Insofern Wuotan auch der wilde Jäger, wäre der Höl-lenwagen als Nachtseite des Himmelswagens anzunehmen, wohl gestattet. „Wuotans Wagen“, als Bärengeßirn aufgefaßt, wirkt wieder ein helles Licht auf Brittaniens Artus, der als „Bär“ (Arcturus) am Himmel glänzt, in der Sage aber auch ein wilder Jäger war. Die Hellenen fabelten ebenso vom Geßirn Orion, daß er

*) Grün kleidet sich nicht nur der Teufel, sondern auch derjenige, welcher ihn beim Hexensabbat mit der jüngsten Hexe copulirt, erscheint in grünem Regengewand, auch die Eisen.

ein riesenhafter (*τελώπιος*) Jäger sey, der noch in der Unterwelt auf der Asfobeloswiese das Wild verfolgt (*Odyss.* 11, 572.), derselbe Orion, der mit dem Siriushund (*Iliad.* 22, 29.) die Plejaden (*Odyss.* 12, 62.) vor sich herjagt; und auch die große Bärin schrint nach ihm hinzuschauen. (*Odyss.* 5, 274.) Grimm vergleicht (S. 901) etwas kühn den gebledeten Orion mit dem von mehreren Sagen kopflos geschilderten wilden Jäger; glücklicher ist er jedoch in der Zusammenstellung des vom Eberzahn tödtlich verwundeten Jägers Hatzelbärenb mit demselben Orion, insofern dieser an einem Scorpionsstich stirbt. (*Arat. Phaen.* 637. *Ov. Fast.* 5, 541.) Ueberdies geht Orion zur Sommerwende — wo Adonis vom Eber getödtet wurde, im Monat des Krebses, dessen Scheeren den Scheeren des Scorpions verglichen werden dürfen — auf, zur Winterwende unter; in den Winternächten strahlt er, wo auch das wüthende Heer erscheint, Windsturm begleitet ihn (*nimbosus Orion.* *Aen.* 1, 535).

Somit sind wir wieder bei Odin angelangt, welcher im Namen schon der „Wehende“, und dieser Eigenschaft halber der „Gott der Gehängten“ (*hanga-god* *) heißt, wie Here die Beherrscherin des Luftkreises — was schon der Wetter verkündende Pfau zu ihrer Seite andeutet — das Prädicat *ἀπαρχομενῆ* besaß; denn wenn Zeus im 15. Gesang der Iliade, B. 19, die reisende Gattin aufzuhängen droht, so hatte der Cultus in Samos dieß ehemals im Bilde wirklich darzustellen versucht. Odin heißt auch der Wetterherr (*Vidhvir*), den Schiffern verleiht er günstigen Wind, und wird insofern auch mit seinem Sohne Niord verwechselt,

*) Odin setzt sich unter die Salgenbaume und redet mit den Hängenden. (Grimm *Kindermärchen* III. S. 240. Berl. 1822.)

welcher die Herrschaft über das Meer hat. In Nordfriesland wurden noch bis zum vorigen Jahrhundert am Tage Petri Stuhlfeier (22. Febr.), um welche Zeit die Schiffer sich wieder zur See begeben, am Abend auf gewissen Hügeln große Feuer (Biiiken) angezündet, und die Männer tanzten mit Frauen und Bräuten um die Flamme herum, jeder Tänzer hielt in der Hand einen brennenden Strohwisch, und diesen schwingend riefen sie in einem fort: *Wedke teare oder Vike tare* (Wedke zehre!) Die Morsumer brannten ihr Feuer auf dem *Hilligen hoog* ab, der auf dem *Hilligendrt* liegt, und früher mit Bäumen (also ein *Ödgenhain*) umgeben war. Die Knitumer hatten ihre Biiiken anfänglich auf dem *Wedesboog*, auf der Anhöhe *Wenken*. (Auf Eilt heißt der Mittwoch [*Wodans tag*] noch jetzt *Wends day*). Die Prediger eiferten vergeblich gegen diesen Rest von *Drins-* oder *Wodans*verehrung. Da erfannen sie folgendes Mittel: Die Rantumer sollen, nachdem sie, wie gewöhnlich den *Wode* angerufen, die Feuer erloschen und alle Welt schon zu Bette war, um Mitternacht wieder geweckt worden sehn, da sollen sie denn zu ihrer Verwunderung auf dem *Biiikenberg* abermals ein gewaltiges Feuer haben lodern sehen. Als sie dahin eilten, um es zu löschten, wollten sie einen großen *Budel* bemerkt haben, der von dem Hügel schlich. Nun erriethen sie leicht „des *Budels Kern*“; um also nicht den Teufel für immer beherbergen zu müssen, gelobten sie, künftig das „*Biiikenbrennen*“ zu unterlassen. Jedoch auf *Osterlandstilt* und *Westerlandföhr* hat dieses *Mährchen* keinen Beifall gefunden. Dort zünden die Kinder noch heute am 22. Febr. die Feuer an.

Odin soll es verstanden haben, durch bloße Worte (*Windsgebrause*) Feuer zu löschten, aber auch die Winde

zu lenken und das Meer zu beruhigen. Ein günstiger Segelwind hieß mit einem altnordischen Ausdruck *Oski*, d. h. Wunschwind, und dieß war auch der Beiname *Odins* (Müller alt. Rel. S. 186). Nun bekommt auch die Sage von *Odins* Verwandlung in einen Adler auf der Flucht vor *Suttungr* (Eddf. S. 206) das gehörige Licht, denn weil dieser Vogel sich in die höchsten Regionen der Luft erhebt, wurde er Symbol des Windes und des Sturms. Darum jagt auch der wilde Jäger in Gestalt eines Raubvogels.

In der Nähe des Schlosses *Wynendael*, dem ehemaligen Pallast der Grafen von Flandern, wohnte vor langer Zeit ein Bauer, dessen Sohn, anstatt zu adern und zu pflügen, der Jagd ergeben, sich stets nur in Wäldern herumtrieb. Als der Bauer auf dem Sterbebette lag, ließ er den Sohn zu sich rufen. Der aber kam nicht, sondern piff seinen Hund, und zog aus in den Busch. Darob wurde der Greis von Verzweiflung ergriffen, und fluchte seinem Sohne: So jage für ewig! und damit drehte er das Haupt um und war todt. Seit der Zeit irrt der Unglückliche rastlos in den Wäldern umher, und ruft Nachts gar erbärmlich: *Jakko! Jakko! Jakko!* Andere sagen: er sey von seinem Vater in einen Raubvogel verwünscht worden, fliege in dieser Gestalt umher, falle Menschen und Thiere an, und rufe dabei immer: *Jakko! Jakko! Jakko!* (Wolff Riederl. Sag. Nr. 260).

Nun begreift man auch, warum im nordischen Mythos der Wind von den Flügeln des Riesen *Fransvelgr* *) herkommt, der in Adlergestalt am Ende des Himmels sitzt (Müller a. a. D. S. 320), und warum den Riesen *Suttungr* und *Thiaffi* die Adlerbaut beigelegt wird, welcher Letztere bekanntlich in *Trymbrim* (dem tosenden Sturmsgebirge) heimisch ist. Auf

*) D. i. Leichenschlinger (Bezeichnung des Adlers).

den fhetländifchen Inſeln beſchreibt man noch jetzt den Wind in der Geſtalt eines Adlers (W. Scott the pirate). Karl der Große ſoll zu Aachen im Gipfel des Ballaſtes einen ehernen Adler aufgeſtellt haben, zwiſchen welchem und dem Wind irgend ein Bezug eintrat (Grimm S. 600). Auch die Sprache kennt dieſe Symbolik, denn ἀετός (Adler) ſtammt von αἶω (weben), aquila correſpondirt mit aquilo *), und Aar iſt vielleicht mit ἀήρ, aër, verwandt. Wenn nun der Wind auch als Rieſe aufgefaßt wurde, ſo mußte auch der wilde Jäger im Volksglauben ein Rieſe ſeyn, wie Mars **) und Nimrod, auch Rieſen ſind. Wenn der Sturm Nachts im Walde heult und tobt, ſagt das Volk im Luzerngau: „der Türſt ***) jagt“ (Grimm D. S. N. 269). Kraft und Schnelligkeit ſind die beiden Eigenſchaften des Adlers, wie des Rieſen, dem man Siebenmeilenſchritte andichtete.

Wir werden Odin oder Wodan nun auch von einer neuen Seite kennen lernen, er iſt nämlich nicht nur Beherrſcher der Luft, ſondern auch des Waſſers. Die ſlawiſchen Völkſchaften, welche Wodans Cultus auch nicht fremd blieben, wo ſie, wie in Pommern, Brandenburg, der Laußitz, mit deutſchen Stämmen ſich vermiſchten, nennen woda Waſſer, Wodan einen Waſfermann. Grimm hat Odins bei Nimit verpfändetes

*) Festus: a quillo ventus a vehementissimo volatu ad instar aquilae appellatur (cf. Hesych. ἀκίρας ὁ βορρῆας).

***) Ares hieß Ἐβρας: der Hohe, ebenbarum Mars in Latium: Turanus, und ſeine Zwillingsſöhne: Altall.

***) Türſt iſt verwandt mit Ἰβρας, turris, vgl. Grimm S. 892, welcher Turanus durch Rieſe überſetzt.

Auge auf die scheinbar im Ocean untergehende Abendsonne, die Nachts sich im Meer aufhält, gedeutet, und erklärt sich daraus den Volksglauben: Man soll nicht in das rinnende Wasser sehen, weil man in Gottes Auge steht. (Toblers Appenzell S. 369^b). Daß in dieser Sage Nimitz in's Spiel kommt, bezöge sich dann auf Wasserorakel, die namentlich bei den slawischen Völkerschaften sehr im Ansehen standen, und im alten Hellas den Meerergöttern Proteus, Nereus u., wie in Rom der Quellnymphe Aegeria Sehergabe zuschreiben ließen. Da oben Oski unter den eddischen Namen Odins als Wunschgott übersetzt wurde, d. h. als eines Wesens, an welches wir uns mit unsern Wünschen wenden, oder der unsre Wünsche gewährt, so ist hier der Wünschelruthe und des Wünschelhutes zu gedenken.

Die Wünschelruthe — eine solche war auch Mercurus caduceus, sein Zauberstab — ist bekanntlich eine Quellenfinderin. Darum gab sie das alte Latium in die Hand der „Aqua virgo,“ der Brunnensjungfrau Juturna. Diejenigen, welche sich in Etrurien der Wünschelgerthe bedienten, hießen Aquileges (Plin. XXXI, 3, 27). Sie verstanden sich darauf, verborgene Wasseradern aus dem Glanze zu erkennen, den die Sonne in der größten Hitze auf das Erdreich wirft, weil, wo auf ausgebranntem Boden ein solcher Schimmer bemerklich, sich auf Feuchtigkeit schließen läßt. Bei der Ansiedlung auf einem neu erworbenen Grundstück wurden die Aquilegen zu Rathe gezogen^{*)}. In Griechenland hießen solche Leute Hydroskopen (Wasserschauer) und in der Schweiz nennt man noch jetzt die Wünschelruthe: Brun-

*) In diesem Augenblick erregt der Abbe Paramele in Frankreich als Wasserfühler großes Aufsehen.

nenschmeckerin (Zobler 80^a). Bevor ich auch ihre Beziehung zu Wuotan verfolge, erinnere ich an die Doppelmythe von Dionysus. Sein Thyrsus soll einst, wie Ross's Zauberstab, aus hartem Fels, zwar nicht Wasser, sondern Wein entlockt haben, aber der Huf von Silens Esel — Silen ist der herbstliche alternde Bacchus — hatte, wie das neptunische Ross Pegasus, eine Quelle hervorgeklopft. Dieses Wunder wird auch Wuotan und seinem Sohne Baldr abwechselnd zugeschrieben. Letzterer soll seinem lechzenden Heer in der Hitze der Schlacht — so erzählt der historisirende Sarg — einen Brunnen geschaffen haben. Da aber nur Wuotan, Odin, als Schlachtengott gekannt ist, so wird wohl Letzterer, schon als Besitzer des Wunderrosses Sleipnir, dieses Wunder bewerkstelligt haben, wie dieß auch wirklich von der Sage anerkannt wird. Des Rosses Huf ersetzt die Wunschelruthe und den Zauberstab, wo es ein Auffinden von Quellen gilt, denn schon im Namen des Rosses ist eine Anspielung auf Wasser enthalten *). Dadurch erhält folgende Sage ihren Sinn:

*) Ross stammt von rieseln (wie Flosse von fließen), vergl. das engl. rise, Springquell. Ross hieß ehemals der Fluß Riesen, die Pittbauer nannten jeden heiligen Fluß: Ross (Hanus's Myth. S. 196.) Die Wassergeister der Ruffen haben Pferdefüße (Grimm S. 459 Anm.), wie Chiron, der Enkel des Oceanus und Vater der „schnellfließenden“ Deucyrhoe, die auch den Namen „Hippe“ (Stute) führte. Nur darum reitet Oceanus auf einem Rosse (Aeschyl. Prom. 395), und verwandelte sich Neptun in einen Hengst, weil ἵππος (equus) von ἔλω (fließen) stammt, denn equus ist mit aequor, aqua (sanskr. apa Wasser, acva Ross) ebenso verwandt, wie Rähre mit Meer, wie Ross mit ὄπος, lat. ros Thau, wie das engl. horse Ross mit ἕρση Thau. Aus dem Gebisse der Stute Grimfaxl trief't Thau.

Als die Friesen an dem Orte, wo Bonifaz einst die Märterkrone errungen, einen Hügel aufwarfen gegen die andringende Meeresfluth, wollten sie auch dafelbst eine Kirche und ein Kloster bauen; jedoch fanden sie, daß in der ganzen Umgegend keine Quelle süßen Wassers war, dessen die Bewohner des Klosters doch bedurft hätten. Abbo, der Befehlshaber des Landes, den König Pipin dahin gesandt, nahm, als er dies erfuhr, sogleich einige seiner Gefährten zu sich, und ritt an die Baustelle und um den Hügel, der schon vollendet war, herum, eine Quelle zu suchen. Schon hatten sie lange vergeblich sich bemüht, da sank das Pferd eines sie geleitenden Knaben *) mit dem Vorderfuße in die Erde. Schnell stürzten die andern zur Hülfe herbei, und kaum war des Rosses Fuß aus dem Boden herausgezogen, als ein Strahl klaren Wassers nachschuß, der so reichlich quoll, daß er wenige Augenblicke nachher schon einen Bach bildete. Alle kosteten und erkannten, daß es süßes Wasser war, und priesen Gott für das Wunder, welches er gethan (Wolf R. S. Nr. 19).

Der Sachsenkönig Wittesind, Wittich oder Wiking, welcher den Bekehrungsversuchen Karls des Großen so heftigen Widerstand leistete, ritt an einem heißen Sommertage in den Lübecker Bergen über die Berghöhe, worauf jetzt das Kirchdorf Bergkirchen liegt. Damals lebte er noch mit Karl im Krieg, und er erwog in

*) Es ist ein feiner Zug der Sage, daß nur das Pferd, welches ein Kind ritt, zum Werkzeug der göttlichen Hülfe bestimmt war, denn bekanntlich gelingt eine magische Handlung nur, wenn ein unschuldiges Wesen mit der Ausführung derselben von dem Zauberer beauftragt ist. Beispiele dieser Art in Orien und Aegypten berichten mehrere Reisende, unter diesen auch Professor G. F. v. Schubert in seiner „Reise nach dem Nordl.“ Im christlichen Mittelalter opferte der Aberglaube Kinder, in der Meinung, sie eigneten sich wegen ihrer Unschuldigkeit besser zu einem stellvertretenden Sühnopfer. Zahlreiche Belege findet man in Danners „Geheimn. d. christl. Alterthums.“ Noch jetzt wird in Lotterien das große Loos von einem Waisenkneben gezogen, zweifelsohne, weil man die Hand eines keuschen Menschen für glücklicher halt.

sich: welcher Glaube der wahre sey, der seiner Väter oder die neue Lehre der Franken? „Ist diese die rechte, so möchte ich ein Zeichen haben, wodurch ich gewiß würde.“ Es war aber gerade sehr heiß, und da sich in den Bergen kein Wasser fand, so durstete ihn und sein Pferd. Sogleich fing dieses gewaltig an mit dem Hufe zu scharren, und unter demselben hervor sprang ein klarer Quell. Und der König trank und gelobte ein Christ zu werden. Dieser Born ist noch jetzt das einzige Wasser in Bergkirchen. (Morgenblatt 1847 Nr. 163. Seite 652).

Ein Pendant hiezu wäre, was Grimm (S. 890) von Karl dem Großen erzählt. Der König war mit seinem Heer in die Gebirge der Gudensberger Landschaft gerückt. Die Krieger schwächeten vor Durst, der König sah auf weißem Kopfe (wie Odin, Guden), da trat das Pferd mit dem Huf auf den Boden und eine Quelle sprudelte hervor, die das ganze Heer tränkte. Diese Quelle heißt Glisborn, ihrer klaren Fluth mißt das Landvolk große Reinigungskraft bei. Auch ist der Stein mit dem Huftritt in die Gudensberger Kirchhofmauer eingefest, noch heute zu sehen. Hier erscheint Karl ganz an der Stelle des alten Heervaters Wuotan, dem obersten Lenker des Krieges, der auf weißem Schlachttrosse dem Heere voranreitet. Der Gudensberg ist ein Wodansberg, kurz die ganze, von fränkischen Annalisten erzählte Begebenheit, ein Niedererschlag heidnischer Mythen, so gut, als die Sage von der Gründung des Klosters Maulbronn an der Stelle, wo der Huf eines Maulthiers aus der Erde einen Brunnen hervorgestampft haben soll, obschon das Wappen der Stadt auf dieß fabelhafte Ereigniß anspielt. Ich muß hier noch einmal darauf zurückkommen, daß

das Pferd ein Symbol des Wassers ist, nicht nur in hellenischen Mythen von Pegasus und Aganippe*), und in indischen — im Sanskrit heißt das Pferd Sri-bhatri, d. i. Bruder der Sri (Kassimi), weil es gleich ihr (und der Aphrodite Ἰππία) aus den Wellen des Meeres hervorgetommen — sondern auch in den Ebttergeschichten des scandinavischen Nordens; denn Nifur (Nir) erscheint als Apfelschimmel am Meeresstrand, und ist an den verkehrt stehenden Hufeisen zu erkennen (Grimm, Seite 458). Nifarr oder Heilfarr ist aber ein Beinamen Obins (Grimm, Seite 135), ebenso wie das angels. Nifor, und auch Nifur hieß er, was dem althochdeutschen Nihus entspricht, aus dessen verkürzter Aussprache unser Nir als Bezeichnung des Wassergeistes hervorging. Das Wuotan oder Obin wirklich auch ein nordischer Neptun gewesen seyn muß, beweist sein anderer Beiname Wisindi, d. i. der Webende, eine Anspielung auf das Steigen und Fallen der Wellen. Wie der günstigen Wind sendende Gott auch Sturmwind ausschickt, und von den Christen nur in seinem verderblichen Wirken noch anerkannt, zum wüthenden Jäger wurde; so als Wassergott nicht mehr von den Schiffen angerufen, nur noch gefürchtet von ihnen am Johannistag, wo der Strom ein Opfer fordert. Muthmaßlich wurde in der heidnischen Zeit dem Wuotan am Sonnenwendtage — der wüthende Jäger läßt sich ja auch noch in der Johannisnacht blicken — geopfert. Im Thale bei Queblinburg mußte man ehemals alljährlich einen schwarzen Hahn in die Wode werfen; unterließ man es, so er-

*) Böttlich Becherkutte (v. ΠΝ Becher und Ἰππῆς Stutte), es gab aber noch ein Bechetroß: Skypbius (v. ΟΥΡΓΟΣ Becher = Schiff).

trank in demselben Jahr Eimer. Das Opfer mußte auch immer zu bestimmter Frist geschehen. (Kuhn in Haupts Zeitschrift f. d. Alterth. V. S. 278). Die Schiffer und Fischer bei Rüstön in der Neumark reden ebenfalls von einem den Oberstrom beherrschenden unbekanntes Wesen, das jährlich sein bestimmtes Opfer haben müsse. Wem nun dieß Schicksal zugebacht sey, für den werde der Wassertod unvermeidlich. Die Halloren zu Halle fürchten besonders den Johannistag (Grimm, D. S. Seite 79).

In Schweden, Esthland und Finnland heißt der Wassergeist *Nect*, dän. *Nök*. An die dänische Form schließt sich zunächst ein mittelalt. *nooca* (von *noceo*?), i. e. *spectrum marinum in flaviis an*. Ursprünglich stand dieser Name in besserem Rufe. Der Schwede Afzelius stellt ihm ein günstiges Zeugniß aus. „*Obin*,“ sagt er, „war Beherrscher des Meeres, er wurde auch *Nikur* und *Nix* genannt, er soll manche Menschen in der Runenschrift und im Runengesang unterwiesen haben. (Eine Anspielung auf Wasserorakel. Auch an die Beredigkeit des „nässenden“ Nestor ließe sich hier erinnern, der ein Sohn des weissagenden Nereus und Enkel Poseidons, des Meergotts, war). Die christlichen Lehrer warnten das Volk vor seiner Anbetung, und erklärten ihn für den Bösen selbst. Aber das Volk beurtheilte ihn in seinen Dichtungen und Gesängen milder. Er erhielt mit seinen in den Runen erfahrenen Skalden und Sängern seine Wohnung in der Meerestiefe, in Flüssen und Strömen. (Hiemit wäre also auf die sich von selbst aufdringende Frage geantwortet, wie *Obin* als *Nix* in der christlichen Sagenwelt sich so vervielfachen konnte). Dort singen sie bei ihrem Saitenspiel liebliche Gesänge von dem großen Tage der Veröhnung

und von der Erlösung, auf die sie hatten (weil die Skalden die Tausche verschmähten, müssen sie im unseligen Zustand verbleiben, welcher ihnen, nach der Meinung des christlichen Erzählers, sehr peinlich seyn muß). Will Jemand die anmuthigen Töne vernehmen, so muß er zum Meeresstrande gehen, und die Auferstehung vorbeiseln; und will Jemand vom Nix das Saitenspiel lernen, so muß er ebenfalls zum Seegefade oder zum Flußufer gehen, wo sich der Nix mit seinem Spiel hören läßt (ist die dem Wassergeist zugeschriebene Neigung zur Musik etwa eine Anspielung auf das Gemurmel der Wellen?*)), und den Fluthen ein schwarzes Lamm opfern. (Die Farbe bezieht sich auf den gedachten unseligen Zustand der als Heiden verstorbenen Skalden. Auch die Griechen opferten den Manen schwarze Schafe). Dann kommt der Nix fröhlich aus der Tiefe herauf, schaukelt sich auf den Bogen und stimmt seine Harfe an und spricht: „Stimme gegen!“ Der Lehrling muß nun, wie die angeschlagenen Töne angeben, nachstimmen und hierauf eben so spielen, wie der Nix. Es wird dann weithin vernommen und der Spielmann im ganzen Lande berühmt. Solche Spielleute werden bisweilen von wirklichem oder erkünsteltem Wahnsinn befallen (im ganzen Alterthum, und noch im heutigen Orient galt der Wahnsinnige für einen Propheten, daher *μαντις*, von *μανομαι*). Die prophetischen Aussprüche wurden — weil sie rhythmisch vorgetragen, deshalb sind die Nixen musikalisch — unter krampfhaften Bindungen hervorgebracht; hier muß man den Begriff Wasserorakel festhalten; eine Beschreibung derselben, wie

*) Beachtenswerth ist, daß der indische Gott der Musik Narada, wie *Άρκευς*, seinen Namen von Wasser herleitet.

ſie bei den ſlawiſchen Völkern ſtattſanden, gibt Hanuſch, Myth. S. 309), wobei ſie unter Zuckungen ſich auf den Boden warfen, und wie raſend ſpielen, bis ihnen der Schaum vor den Mund tritt (ganz nach der Weiſe der Schamanen und Zauberer bei den heutigen Lappen), in welchem Fall irgend ein Mitleidiger herbeizueilen pflegt und mit einem Meſſer alle Saiten raſch zerſchneidet, da dieß das einzige Mittel ſeyn ſoll, wodurch der Mann vom Tode errettet werden kann. Aber den Tanz, oder was er ſonſt vom Nix erlernt, darf er nie mehr ſpielen, ſonſt verſällt er wieder in jenen Zuſtand; und kommt ihm dann Niemand zu Hilfe, ſo ſpielt er ſich in die Hölle hinein.

Die Nixen (dieſe Vervielfachung des Waſſergeiſtes ließe ſich aus mehrfachen Urſachen erklären, wovon ſpäter, wenn der Meerjungfrauen oder weiblichen Nixen gedacht werden ſoll) leben in demſelben Alter, worin ſie geſtorben ſind, fort (Chriſtliche Auffaſſung der Mythe), ſo daß es deren von jeglichem Alter gibt.

Nixenkinder ſpielten einſt am Ufer eines Gewäſſers, in deſſen Tiefe ſie ihren Wohnſitz hatten, und die Knaben eines Pfarrers im benachbarten Dorfe geſellten ſich zu ihnen, und nahmen an ihrem Spiel Theil. Da kam der Nix aus der Fluth mit ſeiner Goldharfe und griff in die Saiten, die Pfarrerskinder aber wagten es nicht, nach ſeiner Muſik zu tanzen, ſondern riefen ihm zu: „Wozu willſt du hier ſpielen? du wirſt doch nicht erlöſt!“ Da ſingen die Nixenkinder an zu weinen, und Nix mit der Goldharfe ſank klagend in die Tiefe. Das rührte die Pfarrerskinder, ſie eilten zum Vater, und erzählten ihm, was ſich begeben. Der Pfarrer ſagte, daß ſie ſich an dem Nix und ſeinen Kindern ſchwer verſündigt hätten, und daß dieſe doch noch Erlöſung durch das Blut des lieben Heilands zu hoffen hätten. Da liefen die Knaben eilig hinab zum Strande, und brachten den Nixenkindern die

große Botschaft. Seitdem saßen die Kleinen mit ihren Goldbarfen so fröhlich auf den Bogen, und spielten von der Betsöhnung, daß eine Freude war, es anzuhören.

Wenn der Nix unter Brücken oder in Strömen wohnt, so wird er gewöhnlich „der Strom-Mann“ (Ström-karl) genannt. Er spielt stets auf der Geige; und daher pflegt man von Spielteuten, die mit kräftigen Zügen spielen, in Schweden zu sagen: „Er spielt wie ein Strommann!“ Seeleute, welche den Nix gesehen haben wollen, schildern ihn als einen Greis*), der auf Felsen und Klippen sitzt, mit grünem Bart, und diese Erscheinung gilt ihnen als Vorzeichen von Sturm und Unwetter. (Weil nach christlicher Auffassung Nix ein böser, schadenfroher Geist ist. Auch die Geige in seiner Hand weist, nach der Vorstellung des christlichen Mittelalters, auf dämonischen Zauber hin, daher die Spielteute verrufen waren, und Satan oft als Geiger auftritt, auch auf dem Hexensabbat fehlen sie nicht. Hier muß erinnert werden, daß schon die Indier die Tonkunst, wenn sie nicht Cultuszwecken dient, für sündhaft halten und das apokryphische Buch Henoch geradezu die Musik als eine Erfindung der Dämonen ausgibt.)

Oben wurde bemerkt, daß der Nix (Nixur) zuweilen als Apfelschwimmel dem Meer entsteige, nur daß die Hufe nach hinten zugekehrt sind. Einst sollen, erzählt Aszelius, Knechte eines Bauernhofs ein solches Pferd angetroffen und ihm den Zaum angelegt haben. Sie zwangen es vor die Egge und richteten mit diesem

*) Auch die Strom- und Meerergötter der Hellenen werden stets mit grauen Bildern abgebildet, Oceanus heißt schlechtweg der „Alte“, und Neptuns Enkel, Neptor, der Bruder der Neriden, dieser Beherrscher der „sandigen“ Pylos, lebt drei Menschenalter.

Pferde weit mehr, als mit einem gewöhnlichen. Als es aber zur Tränke geführt wurde, wollte es nicht eher saufen, als bis ihm der Zaum abgenommen worden, und sobald dieß geschehen war, verwandelte sich das Pferd in einen Fisch und verschwand in den Fluthen. Aus Grimms Myth., Seite 458, erfährt man, daß man in Norwegen glaube, wenn Sturm aufsteigt, ein Pferd mit ungeheuern Hufen auf dem Wasser erscheine. Aber auch eine deutsche Chronik (Lehner V., 13) berichtet, wie ein Pflüger einst einen aus dem Meer entfliegenen schwarzen Gaul vorge-spannt, er sey frisch und gewaltig vorgegangen, und habe Pflug und Pflüger in den Abgrund gezogen. Auch in Schottland ist ein pferdgestalteter Wassergeist bekannt, der bei den Hochschotten Waterkelpje heißt. Man würde sehr irren, wollte man zur Erklärung dieser mythischen Wasserrosse den Pferdefuß Satans herbeiziehen, von dem der unselige Nix die schadenfrohe Gemüthsart angenommen hat, sondern es ist hier auf Odins Roß Sleipnir hinzuweisen, das Wind und Wasser zugleich verbildlichen mochte^{*)}, da ja auch Odin selbst bald als

*) Daß Rosse nicht bloß Stunbilder der Flut, sondern auch des Sturmes waren, beweist die Abkunft der Roßwillinge Ranthus und Balus (Iliad. 19, 400—21.) vom Windgott Boreas, und die menschenfressenden Rosse des Diomedes, welchem (als Peros aufgefaßt) Athene in der Schlacht den Kegel von den Augen schenkt, und der ihr ein Bild gewährt, weil sie auf seine Bitte die Gegend von Rothone von verheerendem Winden erlöst hatte. (Paus. IV, 35.) Er aber war nicht ein Sohn des Mars, sondern wirklich Mars, welchem die Römer im Windemonat ein Roß opferten, weil von ihm Unwetter (Intemperies Cat. R. R. 141.) herkommt. Die Lacedämonier opferten auf dem Tangetus den Winden ein Pferd, und ließen die Asche durch ihren Hauch über das Land hintragen (Fest. Eq. Octobr.), die Veneter aber opferten es dem Diomedes, davon in Daunien der Ort „Argrippa“ benannt ist.

Luftbeherrscher, bald als Wagenlenker gedacht ward. Apollon belehrt uns: Will man sich gegen die Lücke des Rir beim Baden sichern, so muß man zuvor Stahl in's Wasser werfen, ein Messer am Strande in die Erde stecken oder eine Nadel in die Binsen. Daraus darf man aber nicht schließen, als schwäche man damit die Macht des Geistes, weil dieß „den Rir binden“ (bannen) heißt, sondern nach Abstreifung der christlichen Auffassung würde man den ursprünglichen Sinn erfahren: Durch glänzendes Metall gewinnt man die Geister. Noch jetzt gilt dem Irländer — dessen Insel einß wegen der vielen der Magie obliegenden Druidenschulen die „heilige“ hieß — das Eisen für heilig. Selbst Diebe haben eine Scheu, es zu stehlen. Eine irländische Sage berichtet, daß Irland seine Benennung Eisenland (Ironland, Ireland!) folgendem Umstande verdanke: Irland sey ehemals beständig unter Wasser gestanden, ausgenommen in jedem siebenten Jahre. Fremde Völker suchten demgemäß während jener Periode zu landen, allein sie wurden jedesmal vom gleich darauf herandringenden Meer verschlungen. Endlich kam eine himmlische Offenbarung, die Insel könne bloß dadurch den Wellen entrisen werden, wenn man, so lange das Land sichtbar, ein Stück Eisen darauf wirft. Sogleich warf ein Eroberer sein Schwert darauf. Der Zauber löste sich, und bis auf den heutigen Tag steht Irland über dem Wasser. Es wird darum in Irland für ein Glück angesehen, wenn man Eisen findet, und der Fund, wenn er in Form eines Hufeisens vorkommt, über die Hausthüre genagelt. Auch geschworen wird bei dem „heiligen Eisen“. (Ausland 1836, Nr. 179.) Also Eisen soll Irland vor Wassergefahr gerettet haben, und das talismanische Zeichen ist ein Hufeisen. Jetzt

Pferde weit mehr, als mit einem gewöhnlichen. Als es aber zur Tränke geführt wurde, wollte es nicht eher faufen, als bis ihm der Zaum abgenommen worden, und sobald dieß geschehen war, verwandelte sich das Pferd in einen Fisch und verschwand in den Fluthen. Aus Grimms Myth., Seite 458, erfährt man, daß man in Norwegen glaube, wenn Sturm aufsteigt, ein Pferd mit ungeheuern Hufen auf dem Wasser erscheine. Aber auch eine deutsche Chronik (Köfner V., 13) berichtet, wie ein Pflüger einst einen aus dem Meer entstiegeneu schwarzen Gaul vorgefpannt, er sey frisch und gewaltig vorgegangen, und habe Pflug und Pflüger in den Abgrund gezogen. Auch in Schottland ist ein pferdgestalteter Wassergeist bekannt, der bei den Hochschotten Waterkelpje heißt. Man würde sehr irren, wollte man zur Erklärung dieser mythischen Wasserrosse den Pferdfuß Satans herbeiziehen, von dem der unselige Nix die schadenfrohe Gemüthsart angenommen hat, sondern es ist hier auf Odins Ross Sleipnir hinzuweisen, das Wind und Wasser zugleich verbildlichen mochte *), da ja auch Odin selbst bald als

*) Daß Rosse nicht bloß Sinnbilder der Flut, sondern auch des Sturmes waren, beweist die Abkunft der Rosswillinge Ranthus und Balin (Zitab. 19, 400—21.) vom Windgott Borras, und die menschenfressenden Rosse des Diomedes, welchem (als Peros aufgefaßt) Athene in der Schlacht den Keßel von den Augen schenkt, und der ihr ein Bild gewicht, weil sie auf seine Bitte die Gegend von Nothone von verheerendem Winden erlöset hatte. (Paus. IV, 35.) Er aber war nicht ein Sohn des Mars, sondern wirklich Mars, welchem die Römer im Windemonat ein Ross opferten, weil von ihm Auwetter (Intemperies Cat. R. R. 141.) herkommt. Die Lacedämonier opferten auf dem Lavgetus den Winden ein Pferd, und ließen die Asche durch ihren Pauch über das Land hintragen (Fest. Eq. Octobr.), die Veneter aber opferten es dem Diomedes, davon in Daunien der Ort „Argrippa“ benannt ist.

Luftbeherrscher, bald als Wagenlenker gedacht ward. Agellius belehrt uns: Will man sich gegen die Lücke des Nir beim Baden sichern, so muß man zuvor Stahl in's Wasser werfen, ein Messer am Strande in die Erde stecken oder eine Nadel in die Binsen. Daraus darf man aber nicht schließen, als schwäche man damit die Macht des Geistes, weil dieß „den Nir binden“ (bannen) heißt, sondern nach Abstreifung der christlichen Auffassung würde man den ursprünglichen Sinn erfahren: Durch glänzendes Metall gewinnt man die Grister. Noch jetzt gilt dem Irländer — dessen Insel einß wegen der vielen der Magie obliegenden Druidenschulen die „heilige“ hieß — das Eisen für heilig. Selbst Diebe haben eine Scheu, es zu stehlen. Eine irländische Sage berichtet, daß Irland seine Benennung Eisenland (Ironland, Ireland!) folgendem Umstande verdanke: Irland sey ehemals beständig unter Wasser gestanden, ausgenommen in jedem siebenten Jahre. Fremde Völker suchten demgemäß während jener Periode zu landen, allein sie wurden jedesmal vom gleich darauf herandringenden Meer verschlungen. Endlich kam eine himmlische Offenbarung, die Insel könne bloß dadurch den Wellen entriffen werden, wenn man, so lange das Land sichtbar, ein Stück Eisen darauf wirft. Sogleich warf ein Eroberer sein Schwert darauf. Der Zauber löste sich, und bis auf den heutigen Tag steht Irland über dem Wasser. Es wird darum in Irland für ein Glück angesehen, wenn man Eisen findet, und der Fund, wenn er in Form eines Hufeisens vorkommt, über die Hausthüre genagelt. Auch geschworen wird bei dem „heiligen Eisen“. (Ausland 1836, Nr. 179.) Also Eisen soll Irland vor Wasser's gefahr gerettet haben, und das talismanische Zeichen ist ein Hufeisen. Setzt

erräth man, warum der Nix in Pferdegestalt zwar Hufeisen hat, aber verkehrt angebracht, was wohl so viel sagen will, als: Im Wasser braucht das Pferd kein Hufeisen, es ist aber ein heiliges Zeichen, darum darf es nicht vermist werden, und seine umgekehrte Richtung deutet an, daß es nicht eine profane, sondern talismanische Bestimmung habe. Es ist ein „heiliges Eisen.“ Dies bestätigt auch ein anderer Zeuge im Morgenblatt 1841, Nr. 159, Seite 635: „Die Irländer hängen „for good luck“ (als Glück bringendes Symbol) in ihren Wohnungen einen Pferdehuf auf“ (vermutlich nicht ohne das Hufeisen). Muthmaßlich herrschte dieses Sinnbild auch bei andern nordischen Völkerschaften. Daß es dem Odindienst nicht fremd gewesen, bezeugt eine alte, von Wedderkop (Bilder aus dem Norden II. Seite 239) mitgetheilte Sage noch in ihrer jetzigen christlichen Fassung:

Der Swea-König Olaf Skötkonung (Schötkönig) war durch Ethelred, den König von England, dem Christenthum geneigt worden. Er bat ihn um christliche Lehrer. Da kam Bischof Sigfried mit drei von gleichem Eifer befeelten Männern nach Schweden. Sie landeten an der Küste Smälands, und schlugen ihr erstes Nachtlager in Beridö auf. Hier sah der Mann Gottes im Traum eine Schaar Engel. Sogleich beschloß er, hier eine Kirche zu bauen. Die Heiden hinderten die Ausbreitung seiner Thätigkeit, und einer, Namens Gunnar Gröpe, ließ drei Missionäre: Binaman, Unaman und Sunaman, aufgreifen, enthaupten und ihre Köpfe in's Meer senken. Sigfried ging sehr betrübt Nachts am Ufer auf und ab, seufzte und betete. Siehe, da erblickte er drei Lichter, die wie aus der Tiefe emporstiegen, und sich dem Ufer näherten. Die Wellen führten einen Eimer zu seinen Füßen, er erkannte darin die Köpfe seiner Freunde, und über ihnen schwebten die Lichtflammen. Und der eine Kopf öffnete den Mund zur

Rede und sprach: „Es soll gerächt werden!“ — Der andere Kopf: „Wann?“ — Der dritte antwortete: „An Kindern und Kindeskindern!“ Bald kamen die von Das ausgesandten Männer, um Gericht zu halten über Gunnar und seine Mitschuldigen, die jedoch auf Sigfrieds Fürbitte begnadigt wurden; zur Strafe ward ihnen auferlegt, die Domkirche in Berid zu erbauen, die noch jetzt zur Erinnerung an diese Begebenheit drei abgehauene Köpfe im Bapen führt. Auch hängt in der Kirche ein Hufeisen von Odins Ross Sleipnir, zur Erinnerung folgender Begebenheit: Als hier nämlich zum Erstenmal die Glocken zur Messe riefen, ritt gerade Odin über die Berge, sein Ross erschrad^{*)}, und schlug mit seinem gewaltigen Hufe den Fels, der noch die Spur bewahrt, das Eisen aber fiel ab. Der See, welcher die Häupter der drei Märtyrer aufgenommen hatte, heißt noch jetzt der Heiligensee (Holgasjö).

Der See hat aber seine Benennung nicht von den christlichen Märtyrern, sondern von dem Tempel der zwölf Asen, der auf einer Insel Helgd im See gestanden. Hier soll sich auch der Weg zur Unterwelt befinden haben. Die zwölf Asen sind Söhne, vielmehr Brädicate Odins. Daß also dieser hier verehrt worden sey, ist gewiß, und in welcher Eigenschaft? Dieß läßt der See in Verbindung mit dem Hufeisen errathen. Die christlichen Märtyrer wurden von den Heiden offenbar dem beleidigten Landesgotte geopfert und ihre Häupter darum in den See geworfen. Als aber die Kirche den alten Göttertempel verdrängt hatte, wollte man die Erinnerung an die frühere Heiligkeit des Ortes bei den Neubekehrten fest halten, und hängte das heidnische Heilszeichen, das Hufeisen, dieses Unterpfand gegen Wassersnoth, in der Kirche auf. Die Wichtigkeit dieser

*) Die dämonischen Wesen können Blodengeläute, weil es zum christlichen Gottesdienste ruft, nicht ertragen.

Deutung, und wie weit nach Deutschland hinein die Heiligkeit dieses Obinszeichens verbreitet gewesen seyn muß, ergibt sich aus folgenden Sagen:

Bei dem Bau der Stephanskirche zu Tangermünde halfen vorzüglich zwei Gewerke, das der Puffschmiede und das der Schuhmacher. Zum Andenken daran findet man außerhalb an der Südseite der Kirche ein Pufeisen und eine eiserne Schuhsohle eingemauert. Ersteres zeigt an, daß bis so hoch die Schmiede die Kirche gebaut haben, und die Schuhsohle, daß bis dahin, von dem Pufeisen an, die Arbeit der Schuhmacher reicht *).

In der Kirche des Pfarrdorfs Schwarzenstein im Rastenburg Kreis des Regierungsbezirks Königsberg hängen zwei Pufeisen, sonst eiserne, jetzt hölzerne, als Wahrzeichen folgender Sage: Im Dorfe Eichmedien, eine Meile von Rastenburg, im Seunsburger Kreise des Regierungsbezirks Gumbinnen, lebte eine Wirthin, welche die Zehne der Bauern gern mit doppelter Kreide anrechnete. Als vier Gäste sie deshalb eine Betrügerin schalteten, betheuerte sie ihre Ehrlichkeit dadurch, daß sie die Hand zum Eid aufhub, und sprach: „Ist da mein Brettchen nicht richtig, so reite der Teufel leidhaftig mich selber noch heute!“ Der Böse nahm sie sogleich beim Wort, und ritt auf der Stute hohnlachend zum Dorfe hinaus. Er jagte im Sturze nach Schwarzenstein, als wollte er sein Pferd beschlagen lassen. Der aus dem Schlafe getrommelte Schmied entschuldigte sich: es sey Mitternacht, da beschlägt man keine Pferde, auch sey das Feuer auf seinem Herde verlöscht. Der Teufel legt sich aufs Bitten, meint, sein Gaul habe schon am Pufe Schaden gelitten, weil er das Eisen zu lange entbehren mußte. Er versprach auch, gut zu bezahlen, wenn die Arbeit rasch von Statten ginge. Da ließ sich der Schmied willig finden. Als er aber das Pferd am Pufe erfaßte, hub es plötzlich zu reden an: „Herr Better! sachte, sachte, ich bin ja die Krügersche.“ Der Schmied

*), Geschichte der Stadt Tangermünde von Pohlmann und Stögel S. 212.

erschrad darüber so, daß er trotz Bitten und Flüchen nicht mehr recht fort kann, und ehe er das dritte Hufeisen vollendet hatte, krähte der Hahn, und allsogleich bekam die Wirthin ihre menschliche Gestalt wieder. Die beiden fertigen Hufeisen wurden zur Warnung in der Kirche zu Schwarzenstein angebracht *).

Zu Ulrich waren ehemals an der Thüre der alten Kirche vier Hufeisen festgenagelt; seit die Kirche eingefallen ist, werden sie in des Pfarrers Wohnung aufbewahrt. Vor alten Zeiten soll Ernst Graf zu Klettenberg eines Sonntagmorgens nach Ulrich geritten seyn, um dort durch Trinken den ausgezeigten Ehrenpreis einer Goldkette zu gewinnen. Er erlangte auch den Dank vor vielen Andern und, die Kette über den Hals angethan, wollte er durch das Städtlein nach Klettenberg zurück. In der Vorstadt hörte er in der Niklaskirche die Vesper singen; im Laumel reitet er durch die Gemeinde bis vor den Altar; kaum betritt das Roß dessen Stufen, so fallen ihm plötzlich alle vier Hufeisen ab, und es sinkt sammt seinem Reiter nieder **).

Keine dieser drei Sagen läßt sich in ihrer Erklärung dieses wunderlichen Kirchenschmucks auf ein Geständniß der Wahrheit ein. Ehe man eingestehen mochte, daß Odin in derselben Kirche, die auf den Trümmern seines Tempels erbaut worden, noch durch sein altes Erkennungszeichen an die heimliche Fortdauer seines alten Ansehens erinnere, lieber überredet man die Nachwelt, daß Hufschmiede und Schuhmacher bei einem Kirchenbau beschäftigt werden; daß eine Frau sich in eine Stute verwandle; daß eine zum Gottesdienst versammelte Gemeinde einen Trunkenen mit seinem Pferde bis zum Altar reiten lasse, ohne daß auch nur Eine Hand dem Unfug zu wehren sich empor hebe. Offenbar ge-

*) Zickert Volkst. II. S. 91.

***) Grimm D. S. Nr. 354.

hörte die eiserne Schuhsoble in der ersten Sage dem Odin, wie das Hufeisen seinem Rosse; der Teufel, welcher in der zweiten Sage seine Stute um Mitternacht beschlagen lassen will, ist Odin als Hellsäger und das Märchen nur Travestie von Fornmana Sögur 9, 56. 175, wo Odin Abends als Reitersmann bei einem Schmiede einkehrt und sich das Ross beschublen läßt. (Grimm Myth. S. XXXV.). In der dritten Sage verräth sich der trunkene Reiter selber als Odin, der in sein Haus einzieht, denn die Kirche ist dem h. Nicolaus geweiht, für dessen Pferd die Kinder am Nicolausabend in ihre Schuhe Hafer füllen, weil diese Aufmerksamkeit ebendem dem Pferde des Odin erwiesen wurde (Geijer Schwed. Gesch. I. S. 110). Nix und Nikur haben wir vorhin als Prädicate Odins in seiner Eigenschaft als Wassergott kennen gelernt. Nick heißt in England der Teufel, aber auch Niklas, der als Klaos, Kluas ein Kinderschreck, wie Knecht Ruprecht und der wüthende Jäger. Was nun Odin als Nix, Nik betrifft, so muß man wissen, daß Nicolaus auch ein Patron der Schiffer ist. In seiner Kapelle auf der Insel Minorca findet man, wie Armstrong berichtet, Botivtafeln, der vom Schiffbruch Erretteten. Die obenerwähnte eiserne Schuhsoble erinnert an das Todtenschiff Naglfari, das aus Nägeln todtet Menschen zusammengesetzt ist. Wasser ist aber nicht nur auflösendes, sondern auch schaffendes Element, und so führt Odin, „zu dem alle Todten eingehen,“ durch den Tod zur Wiedergeburt. Darum ward der Schuh, wie das Schiff, ein Becher des Heils. Wirklich kennt die Edda neben dem Naglfari auch ein Lebensschiff (Skidbladnir). und die christliche Legende läßt den heil. Nicolaus die zerstückten Glieder dreier Knaben in einem Taufbecken sich wieder zusammenlesen und ihn

die Kinder in's Leben zurückrufen. Was endlich den mythischen Schuh anbetrifft, so gehörte er ursprünglich Odins letztem Sohn, dem Asen Vidar, welcher dem Dezember vorsteht, in welchem Monat das Fest des h. Nicolaus gefeiert wird. Vidars Schuh war das Gegenstück von Naglfari, es war aus den Lederstücken gemacht, welche die Menschen aus ihren Schuhen für Leben und Fersen schneiden, und für den Schuh Vidars sammeln. (Ueber den Schuh als Heilszeichen s. Rone, Eur. Heidth. I. S. 455).

Zu Prezen, einem Dorfe zwischen Münden und Bücksburg, erhebt sich da, wo früher das Schloß Arnd gestanden, ein Kircklein; vor der Kanzel erblickt man Arnds Bildniß, mit einer Lanze in der Hand und ein Dpferferkel in Stein gehauen. Zwischen die Schalllöcher am Thurm ein Götzenaltar, ebenfalls in Stein gebildet, mitten vor dem Thurm das Bildniß von Arnd zur Linken, das seiner Gattin zur Rechten, in der Mitte ein Schwein in der Flamme auf den Altar, den Mond in Kugelform gerade darüber, die Sonne in Kugelform schief in der Höhe darüber eingemauert. Das Alles ist jetzt noch zu sehen, nur ist der Stein geborsten. Die Sage berichtet: Arnd sey ein See räuber gewesen, und damit man seine Spur verfehle, ließ er seinem Pferde die Hufeisen verkehrt einsetzen. Auf seinem Schlosse opferte er in einer gewissen Jahreszeit der Sonne ein Schwein. Als Karl der Große die Heidenbekehrer in's Land brachte, hätten diese des verstockten Arnd Abwesenheit benützt, um seine Gattin zu bekehren, die nun eine Kirche baute, und zum Abscheu erregenden Andenken ihres vormaligen Heidenthums jene auf Götzenopfer und Gestirndienst bezügliche Handlungen durch den Meißel verewigen ließ *).

Da es nicht wahrscheinlich ist, daß Arnds Gattin ihre eigene Schmach durch den Stein auf einem Kirck-

*) Dollen Bibl. hist. Schanenburg. p. 418—428.

thurm verewigen wollte, auch auf die Mißbilligung ihres etwa wiederkehrenden heidnischen Gemahls gefaßt seyn mußte, endlich man verlegen ist, wie man die verkehrt eingesezten Hufeisen mit Seeräuber ein Einklang bringen könne — denn eine Landratte ist keine Wasserratte — so lege ich folgende Deutung Unbefangenen zur Prüfung vor: Das Opferschwein, die Bilder von Sonne und Mond beziehen sich auf das, dem Odin in einer gewissen Jahreszeit, wo beide Himmelslichter in Conjunction sind, geopfertes Schwein. Der Gott ist, wie oft, auch hier sein eigener Priester. Arnd ist nämlich Odin, dessen Hof ebenfalls verkehrt eingesezte Hufeisen hat, wenn es — aus dem Wasser hervorsteigt (siehe S. 86). Nun ist auch Arnnds Seeräuberei begreiflich. Er ist der Nitr oder Nix, der jedes Leben, das sich auf sein Gebiet wagt, als seine Beute betrachtet. Durch Opfer süht man ihn. Oben haben wir von Odins Adlergestalt auf der Flucht vor einem Riesen gesprochen (siehe S. 73). Der Nar soll sich auf die Winterstürme beziehen, zur Zeit, wo das Iulschwein geschlachtet wird. Die Adlerhaut, des Nar(s He)mb, wurde verkürzt Arnd ausgesprochen, sowie aus dem gleichbedeutenden Arnar ham verkürzt Arnim wurde. Somit wäre auch die Etymologie vom Arendsee in der Altmark gegeben, welche die von Grimm (Nr. 111) mitgetheilte Sage so faßt, als hätte eine Frau, nach Versenkung eines alten Schlosses in die Erde, an der Stelle, wo jetzt ein See sich befindet, ihrem Manne, dem von der ganzen Bevölkerung nebst ihr einzig Geretteten, zugerufen: „Arnd steh!“ (denn dieß soll sein Name gewesen seyn). Offenbar war dieser See ehemals dem Arnd, d. h. dem Wassergeist (oder Seeräuber), Odin, Wuotan geheiligt, daher nach ihm benannt.

Die Flämänder gingen in ihrer Verehrung des Hufeisens noch bedeutend weiter, indem sie deshalb sogar Jesum auf die Erde herabkommen lassen.

Sanct Elip war ein Hufschmied. Er verstand seine Kunst so wohl, daß er sich ein Schild machen und über seine Thüre setzen ließ: „Elip, ein Meister über alle Meister.“ Solcher Hochmuth ärgerte den lieben Gott, er sandte also Jesum auf die Erde, um Elip zu bestrafen. Jesus ritt auf einem Sonnenstrahl nieder, nahm ein Schurzfell und band sich das vor. Auch schwärzte er Arme und Gesicht, so daß er wie ein Schmiedegesell aussah. So trat er vor Elip's Thür, las das Schild und lachte. Elip ärgerte sich darüber und meinte, das Schild prahle nicht, da er Proben seiner Meisterschaft gegeben. Da fragte Jesus, wie viel Zeit brauchst du, um ein Hufeisen fertig zu machen? Elip lachte und antwortete: „Hoho, das stecke ich nur dreimal in's Feuer, so bin ich fertig damit.“ „Das taugt nichts,“ sprach Jesus, „einmal ist's genug,“ aber Elip wollte es nicht glauben. Da kam ein Reiter herangeritten, und Elip sprach: „Da, Gesell, dem Pferde fehlt ein Eisen, ich setze es ihm an; du kannst nun deine Kunst zeigen.“ „Gut,“ sprach Jesus. Der Reiter ritt vor die Thüre der Schmiede, stieg ab und bat Elip, das Pferd am Hintersfuß zu beschlagen, und Elip sprach: „der Gesell da wird es thun.“ Indem kam Jesus mit einer gewaltigen Scheere und schnitt dem Pferde das Bein ab. Darob erzürnte der Reiter und schrie: „Was verdirbst du mir mein Pferd?“ Aber Jesus sprach: „Ich will schon das Bein wieder ansetzen;“ und mit den Worten nahm er das Bein mit sich in die Schmiede, und schraubte es dort im Schraubstock fest, hielt das Eisen nur einmal ins Feuer und nagelte es ganz gemächlich auf den Huf. Dann nahm er das Bein wieder auf und setzte es dem Pferd wieder an. Dieses lief noch einmal so schnell als vordem, und der Reiter gab Elip ein großes Stück Geld. Der sprach nun zu Jesus: „Ich sehe, du bist ein wackerer Gesell, willst du bei mir in Dienst treten?“ „Warum nicht?“ sprach Jesus, und sie wurden des Lohnes einig, und Elip sandte alsbald

den neuen Gefellen zur Stadt, um Eisen zu holen. In der Zwischenzeit kam aber ein zweiter Reiter, dessen Pferd fehlte auch ein Eisen, wofür Elip ein neues aufnageln sollte. Elip lief alsbald in die Schmiede, holte die große Scheere und schnitt dem Pferde das Bein ab. Darob erzürnte der Reiter und schrie: „Was verderbt ihr mir mein Pferd? da seht, wie das Blut läuft.“ Elip aber lächelte: „Laßt mich nur machen, ich will's schon wieder ansetzen.“ So ging er in die Schmiede, hielt dreimal das Eisen in's Feuer, und nagelte es auf das festgeschraubte Bein. Als er damit fertig war, kam er wieder heraus und wollte das Bein wieder ansetzen, aber das ging nicht, das Bein fiel immer herunter, wollte nicht halten; der Reiter tobte und faßte Elip beim Halse, um ihm den Nacken zu brechen. Da kam Jesus zu rechter Zeit mit dem Eisen aus der Stadt zurück, und Elip rief ihn um Hilfe an. Jesus nahm das Bein und sagte dem Reiter, er solle Elip lassen, denn der Schaden könne wieder geheilt werden. Alsdann setzte er das Bein wieder an, das Pferd sprang und wieherte vor Freude, und der Reiter bezahlte seine Schuld und ritt weg. „Siehst du nun, daß du kein Meister über alle Meister bist?“ sagte Jesus, und Elip gestand es mit ärgerlicher Miene ein, ging zu seinem Schilde, nahm seinen großen Hammer und schlug es in Stücke (Wolf D. S. Nr. 17).

Mit unbedeutender Abweichung findet sich dieser Schwank in den von Abjörnsen und Jörgen Mon herausgegebenen *Norwegischen Märchen* (Nr. 21.) wieder, daher Odins Einkehr beim Schmied auch hier zu Grunde liegen könnte.

Oben war davon die Rede, daß Odins Roß seinen Huf in einen Felsen abgedrückt habe (siehe Seite 87). Seitdem hat sich dieses Mirakel sehr oft wiederholt. Auf den Mauerwällen der Nürnberger Weste zeigt man noch die eingedrücktten Hufen vom Roße, das Gppo von Bai-

lingen, Herr auf Gailenreuth *), ritt; nicht minder berühmt ist der Sprung des Landgrafen Ludwig von Thüringen über die Saale vom Schlosse Siebichenstein bei Halle, der Sprung des Herrmann von Trefurt vom Hallerstein, der Sprung des Thalmann von Lunderstatt, die Roßtrappe im Harz, und jene bei Bodensfädt, unfern von Salzwehel, der Colmannsprung in Irland, der böhmische Schemik, den der Ritter Horinir ritt u. Man könnte hier auf Wittichs Roß in der nordischen Heldensage hinweisen, aber Odins Schimmel **) steht uns noch näher. Mancher dieser Sprünge dürfte historisch seyn, aber wo die Spur des Pferdehufs, in Felsen eingedrückt, vorkommt, ist sie gewiß Ueberrest heidnischer Talismane (Heilszeichen). Es ist ganz dasselbe, ob die „fließende“ Aëra mit einem Stabe aus dem Felsen Wasser entlockt ***) , oder ob Neptuns Dreizack (die Wünschelruthe?) ein Roß aus der Erde sprießen läßt †), oder ob Neptun in Theffalien das „Becherroß“ Skyppius ††) aus einem Felsen geschlagen, oder ob Odin, der als Wassergeist zuweilen selbst des Rosses Gestalt annimmt, mit dem Hufe seines Rosses den Felsen

*) Sollte Eppo ein verloren gegangenes deutsches Wort seyn, das mit ἵππος (Roß) ebenso verwandt und gleichbedeutend ist, wie „Stute“ mit στῆλη? Dann dürfte Gailenreuth den Gailenreiter bedeuten. Allein Gailing bedeutet im Altdentschen: Heiling, und dies könnte auf das talismanische Roß sehr wohl bezogen werden. Das Zeichen in Nürnbergs Mauer wäre demnach ein mißverständener Talisman gewesen.

**) Seitfam, daß auch sämtliche hier erwähnten Rosse als weiß geschildert werden, wie das Roß Swantewits, Georgs u.

***) Callimach. h. in Jov. 10. 16. 29. cf. Apollon. Rh. 1, 1146.

†) Virg. Georgie. 1, 12.

††) ἄκυρος: Schiff, vgl. Eust. Odys. 1, 174: νῆες ἵπποι ἄλος.

zeichnet. Es ist ein Talisman gegen Unfruchtbarkeit.

Der Pferdehuf in jenem Felsen bei Lüttich, welcher, wie jener oberhalb des Dorfes Couillat bei Charleroi, und der dritte bei Dinant, ein Denkzeichen Bayards, des Rosses, das eines der vier Haimonskinder ritt, seyn soll (Wolf, Niederl. Sag., Nr. 71, 72 74), bedarf also keines Commentars. Ein Hufelsen in Stein beim Gute Ludwigsburg und die Rossstapfe bei Segelberg bildeten ebenfalls Volksfagen (Müllenhof, Schleswig-Holstein Nr. 193., 544). Auch sonst wurde des Rosses Bild als Talisman verwendet, denn die Affendelftner hatten einen Hengst in der Flagge, angeblich, weil er ihnen durch das Wasser zugeschwommen (Wolf, Niederl. Sagen, Nr. 303). Auch das Dorf Berchem hat ein Ross im Wappen. Es soll Bayard gewesen seyn, den Abelard, der älteste der Haimonskinder, der Abtei von Corvey schenkte (Wolf, Niederl. Sagen Nr. 75).

Fast im ganzen heidnischen Europa galt das Pferd als zauberhaftes Thier, ursprünglich im guten Sinn, denn es war dem Odin, wie bei den Slawen dem Lichtgott Swantewit geheiligt. Es gab Drakel (Tacit. Germ. X: equorum praesagia ac monitus experiri — hinnitus ac fremitus observant) wie bei den alten Persern, wo es dem Darius durch Wiehern zur Krone verhalf; und die weissagenden Rosse des Achilles; die vom Sonnengott Surya abstammenden Rosszwillinge der indischen Mythie, welche, wie der pferdefähige Chiron, sich der Heilkunde beflissen, bezugen, daß im ganzen Heidenthum das Ross über Leben und Tod, Krieg und Frieden befragt wurde. Bei den heidnischen Pommeren und Esthen entschied des dem Gott geheiligten Rosses Huftritt über kreuzweis gelegte Speere von einer bestimmten mythischen Zahl des Krieges Aus-

gang, ob der Gefangene geopfert werden solle. Diese wichtige Bedeutung des Rosses im heidnischen Cultus erhielt sich an einigen Orten, selbst in der christlichen Kirche ungeschwächt fort, wie folgende Sagen bezeugen:

Als die Kirche zu Delsbe in Rorderditmarschen gebaut werden sollte, und man keinen Platz wußte, kam man überein, daß man ein Marienbild auf eine bunte Stute (*Veous equestris!*) binden und das ausgeben lassen wollte. Wo man es aber des andern Morgens fände, da sollte gebaut werden. Das Pferd stand am andern Morgen in einem Dornbusch. Nachdem man diesen mit vieler Mühe niedergeworfen und hinweggeschafft, baute man das Dorf dahin, und nannte die Kirche: *Unse liebe Frau auf dem Pferde.*)

Im Norden von Alversdorf im Süderditmarschen liegt eine weite Heidefläche, wo in alter Zeit das reiche Dorf Iznestede lag, das später der Krieg zerstörte. Die Einwohner wollten sich nun einen andern Wohnplatz suchen, und man kam nach langem Suchen überein, einen Schimmel laufen zu lassen; wo der stille stehet, sollen Dorf und Kirche gebaut werden. Das Pferd ging fast eine halbe Meile südlich und fing im Osten von Beel, der Gieselau, auf einem grünen Platz bei einem Fliederbusch an zu grasen. Da erbaute man die Alversdorfer Kirche, und der Fliederbusch war westlich davon auf dem Kirchhof noch vor wenig Jahren zu sehen. — Aber auch die Tellingstedter haben den Platz ihrer Kirche auf diese Weise gefunden, den Süderhastedern zeigte ein Schimmel den Bauplatz für ihre Kirche. Auch in Iznestede bei Rendsburg hat man nach langem Streit das weiße Pferd gehen lassen, und es am andern Morgen in einem Sumyse gefunden, daher auch die Kirche und ein großer Theil des Dorfes noch in einer Niederung liegt (Müllenhof Schlesw. Poßt. Nr. 137. 138).

Gewöhnlich wurde aus dem Blute des geopfertem Rosses getreißagt. Nur der Kopf des Thieres wurde nicht vor den Opfern verzehrt, sondern gehörte der

Gottheit, daher schreibt sich die talismanische Wichtigkeit des Pferdeschädels. Man steckte ihn im alten Norden auf die sogenannte Reidstange, mit dem aufgesperrten Rachen nach der Gegend hin, von woher der Feind erwartet wurde, und glaubte den Feinden zu schaden (Saxo Gr. V. p. 75. vergl. Subms Fabelzeit I. S. 317), oder sich gegen dämonische Einflüsse zu wahren. Bei den Wenden herrschte ähnlicher Brauch. Man wollte mit den aufgesteckten Pferdeköpfen Seuchen abhalten (Prätorius Weltbeschreibung II. S. 163). Im Lüneburgischen, Holsteinischen, Mecklenburgischen, Pommerschen u. ist es noch jetzt Sitte, daß die Bauerhäuser auf dem Giebel geschnitzte Pferdeköpfe haben. Die auswärts schauenden Häupter sollten von den Häusern Unheil abhalten. Die Dörfer, welche zum Amt Schwarzenbeck gehören, hatten früher auf ihren Hausbüren gemalte Schimmel (Müllenhof Seite 88). Aus dieser heidnischen Sitte deuten sich folgende Sagen:

In Glückstadt wurde die Frau eines vornehmen Mannes mit großem Gepränge begraben. Nachts wurde von dem habfüchtigen Todtengräber die Leiche wieder ausgegraben, und der Sarg von ihm geöffnet, um ihr die Ringe abzunehmen. Als er den Deckel abnahm, richtete sich die Frau auf. Er entflo, sie aber nahm den Weg nach dem Hause ihres Mannes und klopfte an's Hausthor. Ein Diener öffnete; erschrocken eilte er zu seinem Herrn, um die verstorbene Frau anzukündigen. Der aber antwortete: „Ebenso wenig als meine beiden Schimmel kommen und die Treppe hinaufgehen, ebenso wenig wird auch meine Frau wieder kommen.“ Kaum hatte er ausgesprochen, so kam's trupp trupp die Treppe herauf, und die beiden Schimmel waren auf dem Boden. Da ließ der Mann öffnen, und sich, seine Frau war wirklich da. Der Mann ließ nun zum Andenken an das Geschehene oben neben der Treppe im Hause zwei Schimmelhöpfe malen, die noch lange zu sehen waren (Müllenhof Schlesw. Volk. Nr. 554).

Rechnung von **Adoch's**, eines reichen Bürgermeisters zu Köln Ehefrau, wurde begraben. Nachts öffnete der Todtengräber das Grab, um der Leiche die Ringe abzunehmen. Die Frau wand sich aber aus den Grabtüchern los, trat heraus und ging auf ihre Wohnung zu, wo sie den Hausknecht beim Namen rief. Sie erzählte dem Erschrockenen mit wenigen Worten, was ihr wiederfahren. Der Diener meldete nun dem Herrn: „Unsere Frau steht unten vor der Thür und will eingelassen seyn.“ „Ach,“ sagte der Herr, „das ist unmöglich, eher würden meine Schimmel oben auf dem Heuboden stehen!“ Kaum hatte er das Wort geredet, so trappelte es auf der Treppe und dem Boden, und sich, die sechs Schimmel standen oben alle beisammen. Die Frau hatte nicht nachgelassen mit Klopfen, nun glaubte der Bürgermeister, daß sie wirklich da wäre. Mit Freuden wurde ihr aufgethan. Den andern Tag schauten die Schimmel noch aus dem Bodenloch, und man mußte ein großes Gerüste anlegen, um sie wieder heil und lebendig herabzubringen. Zum Andenken an dieses Wunder hat man Pferde ausgeklopft, die aus diesem Hause zum Boden herausgucken (*Groote's Köliner Taschenb. f. alt. Kunst 1816*).

Zu **Dünkirchen** lebte ein reiches Ehepaar in herzlichster Liebe zu einander. Als die Frau nun starb, ließ sie der trauernde Wittwer köstlich kleiden, steckte viele goldene Ringe an ihre Finger und ordnete ein feierliches Todtenamt an, nach dessen Ende man sie in der Kirche einsenkte. Der Todtengräber machte sich aber in der Nacht auf, ging in die Kirche und öffnete das Grab, um der Frau die Ringe von den Fingern zu ziehen. Als er dies nicht vermochte, zog er ein Messer aus der Tasche, um ihr die Finger abzuschneiden. Er hatte kaum einen leisen Schnitt gemacht, als die Frau zuckte und sich erhob, denn sie war nur scheinodt gewesen. Den bestürzten Todtengräber tröstete sie: „Bekümmert euch nicht, ich danke euch ja mein Leben, was den Finger betrifft, so kann ich sagen, ich hätte ihn abbeißen wollen.“ Da half der Getröstete ihr aus dem Grabe, und sie ging nach Hause und klopfte an der Thüre. Ihr Mann trat an's Fenster und fragte: Wer ist da? — Ich bin es, deine Frau, öffne mir doch die

Ehre. — Das kann ich nicht glauben, eher ist möglich, daß meine Pferde hinauf auf den Söller laufen und zum Fenster hinausschauen. — Kaum hatte er das Wort gesprochen, als er die Pferde auf der Treppe hörte, und, ihnen nachlaufend, sah, daß sie den Kopf durch's Fenster reckten. Da eilte er hinunter und öffnete seiner Frau und drückte sie unter vielen Thränen an's Herz. Zum Andenken daran ließ er zwei Pferdeköpfe in Stein hauen, und diese an der Höhe des Giebels neben den Söllerfenstern einmauern, wo sie noch jetzt zu schauen sind (Wolf R. S. Nr. 536).

Auch in Danzig werden zwei aus dem Bodensfenster eines Hauses schauende Köpfe durch eine Sage erklärt (Karl, Danz. Sagen II. Seite 31) und ein ähnliches Wahrzeichen in Magdeburg hat Ziebner (Preussische Volksagen I. S. 113) in Versen verherrlicht.

Nach den Jahrbüchern des Mecklenburger Vereins (II. S. 118) sind die an jenem Giebel des Daches kreuzweise angenagelten Pferdeköpfe eine Erinnerung an die heiligen Köpfe der Alten. Heinrich Schreiber (Faschenb. f. südd. Gesch. 1840 S. 240 ff.) hat auch im römischen Abätien am Giebel der ältern Häuser zwei hölzerne, gegen einander springende Pferde bemerkt. Auf seine Frage nach deren Bedeutung erfolgte die Antwort: es sey eine uralte Verzierung, wovon man keinen Grund angeben könne, ehedem habe man sie aber an jedem Hause gehabt. Ein mitreisender Engländer versicherte den Verfasser, daß er dieselbe Verzierung auch bei den Rimmern in Wales vorgefunden habe. In Holland hängt man einen Pferdekopf über Schweinfälle, in Mecklenburg wird er dem Eichen unter's Kopfstiffen gelegt, in Dublin in das Johannisfeuer geworfen, um bösen Zauber abzuhalten *). Alles dieß

*) Der Rauch der Johannisflamme soll die Raupen vertreiben.

hängt mit den Pferdeopfern der heidnischen Völker zusammen. Ausschließung von denselben galt als eine indirekte Losagung vom väterlichen Glauben. Als König Hakon Adelskan in Norwegen das Christenthum einführen wollte, verlangten die Bauern, daß er Pferdefleisch esse, als Beweis, daß er der alten Religion treu bleiben wolle. Da er sich weigerte, wollten sie ihn todt schlagen. Wie er sich aber im folgenden Winter dazu bequeme, ein paar Mund voll Pferdefleisch zu essen, sahen sie ihn für rechtgläubig an. (Suhm in Gräters „Tragur“ VII. S. 120). Als Inge, Stenfil's Sohn, den Schweden das Christenthum aufdringen wollte, und dadurch die Krone einbüßte, wurde sein Schwager Even zum König gewählt, weil er sich erbot, die Opfer aufrecht zu erhalten. Ein Pferd ward sogleich bei der Gerichtsversammlung vorgeführt, in Stücke zerhauen, für das Opfermahl vertheilt und das Opferholz mit dem Blute bestrichen. Davon hieß der neue Herrscher Blot-Even (von blota, opfern), weil er dem Pferdeopfer die Herrschaft über die Schweden verdankte (Geijer, Geschichte Schwedens S. 135). Die vielen Pferde ohne Kopf, die uns in den Geisterjagen begegnen, erklären sich daraus, daß ihr Haupt nach dem Opfer vor dem Tempel aufgesteckt ward. Seit aber das Christenthum die Götter für Dämonen ausgab — weshalb auch der Chronist Thurocz von den Pferdeblut trinkenden Ungarn den Ausdruck gebrauchte: *Libaverunt se daemoniis* — ist das Kopf des Teufels und der Heren Reithier geworden, und nicht bloß Rappen, sondern sogar Schimmel, die ehemals den Lichtgöttern

die Nase wird darum auf die Felber gekreuzt; da wird man unmittelbar an Plinius (IX. 10.) erinnert: *Palo imponuntur in hortis ossa capitis ex equino genere.*

geweihten Thiere^{*)}), erscheinen jetzt nicht selten in Volks-
sagen als Teufelspud, und bei Wolf (Deutsch. Sag.
Nr. 141.) liest man von einer Frau, die sich durch
„Fußseisen auf Händen und Füßen“ als Hexe verrieth.

Das Pferd wurde seitdem, was es schon bei den
Hellenen war, ein plutonisches Thier. In mehreren Sa-
gen kündigt ein Nachts umlaufender Knappe, wenn er
mit seinem Kopfe an eine Hausthür stößt, einem der
Hausbewohner baldigen Tod an. Wie die Valkyrien,
erblickt man auch den Tod zu Rosse. Er setzt die Ent-
fernten, seine Beute, auf sein Ross. Wem fällt hier nicht
Bürgers „Lenore“ ein? In Dänemark sagt man von
einem Menschenen: er hat dem Tod für sein Ross einen
Scheffel Haber geopfert und ihn damit besänftigt. (Zieler,
dänische Volksf. I. S. 138). Somit wäre die Haber-
gabe für das Ross des h. Mikolas, dieses unter dem
Namen Klaas, Klaus bekannten Kinderschreck erklärt,
da sein Fest in die Zeit fällt, wo das Jahr abfliehet.
Mikolaus bedeutet ohnehin den alte „Völker bezwingen-
den (Νίκο-λαος) Tod,“ und war ursprünglich ein
Brädicat Pluto's, der auch bloß „Bändiger“ (Δαμά-
τωρ) und „Vielbändiger“ (Πολυδάρας) hieß. Der
Schuh, in welchen die Kinder den Haber legen, ist
schon oben als Todtenschiff und Lebensschiff zugleich
gedeutet worden (vergl. S. 90). Durch diese Gabe
wollte man den Tod verfühnen und sich das Leben er-
kaufen. Auf der Insel Wden liegt ein Wald, Namens
Grünwald. In ihm jagt nächtlich der „Grönjette“ zu
Ross, das Haupt unter dem linken Arm (anspielend

*) Es waren deshalb weißt Rosse zum Profangebrauch verbo-
ten. Noch in den christlichen Legenden reiten die Heiligen
(Georg, Michael, Martin) auf weißen Rossen, die preußi-
schen Weiden haben sogar ihrem Apostel, dem Bischof Adal-
bert, ein solches zugeschrieben.

auf die Unsichtbarkeit der Todten), einen Spieß (anstatt des Todesspiels) in der Rechten, eine Meute Hunde (der vervielfachte Garmr = Gerberus, man denke hier auch an die Laren in Hundsfellen) um sich herum. Zur Erntezeit legen ihm die Bauern ein Gebund Haber für sein Pferd hin, daß er des Nachts nicht ihre Saaten zertrete. An diesem einen Zug erkennt Grimm den Odin oder Wuotan, welchem man auch in Niederdeutschland, wo sich das Heidenthum länger behauptete, bei der Kornernnte auf dem Felde ein Büschel Getraide stehen ließ für sein Pferd. Diese Sitte in Mecklenburg schildert Gryse in seinem „Spiegel des antichristlichen Papstthums (Rostock 1593).“ In Schonen und Blasingen erhielt sich dieser Gebrauch noch lange. (Seizers schwedische Geschichte I. S. 110). Noch jetzt bringen die Bauern aus Mielberg im Schleswig'schen auf den Osterberg jedesmal, wenn ein gewisses Stück Land mit Haber besäet wird, einen Sack voll davon und lassen ihn da stehen. Nachts kommt dann Jemand und braucht den Haber für sein Pferd (Müllenhofs Schleswig-Holstein x. S. 365). Daß dieser Sack nur dem Wuotan oder Odin bestimmt sey, ergibt sich aus folgender Sage:

Ein Bauer in Godendorf bei Panter hatte spät Abends noch drauffen etwas zu thun. Er ließ die Thür offen. Da kam ihm der wilde Jäger durch die große Thür ins Haus geritten, und nahm ein Brod vom Schragen herab. Darauf ritt er zur Seitenthür des Hauses wieder hinaus, und als er dort den Bauern traf, sagte er zu ihm: Weil ich dies Brod hier bekommen habe, so solls in deinem Hause nimmer daran fehlen.“ Der wilde Jäger hielt Wort, und es ist wirklich in dem Hause des Bauern nie Mangel gewesen. (Müllenhof a. a. D. Nr. 497.)

Da oben satzfam erwiesen wurde, daß Odin der

wilde Jäger sey, so kann über die Richtigkeit unserer Vermuthung kein Zweifel mehr obwalten. Ein Beleg mehr findet sich in dem Namen des Dorfes, denn Odin oder Woden wurde an einigen Orten auch Gode (Gott) ausgesprochen. Erst das Christenthum fasste den Nahrung spendenden Gott nur von der dämonischen Seite auf, aber selbst unter der Maske des wilden Jägers ist er der das Haus mit Brod segnende Gott.

Da das Samenkorn ein Bild des in die Erde gelegten Todten ist, und die Hellenen ihre Todten (*ἄψυχοι*) nach der Getreidegöttin Demeter hießen, so könnte auch der für die Rosse Odins — „zu dem alle Todten eingehen,“ denn „zu Odin fahren“ heißt sterben — und des heil. Niklas gespendete Haber eine Abfindung an den Tod gewesen seyn, und die in Schweden am zweiten Weihnachtstage mit obligatem Pferderennen stattfindende Haberweibe würde mit Odins, des wilden Jägers Umritt in der Christnacht, in einigem Zusammenhang stehen, zumal es heißt, daß in seinem Gefolge die Seelen der jüngst Verstorbenen sich befinden. Das große Pferdeopfer um diese heilige Zeit wäre also nur ein Sühnopfer größerer Art. Thiele (Seite 192) meldet: In alten Tagen herrschte auf der Insel Wden der Aberglaube: wenn man einerndete, die letzte gebundene Habergarbe auf den Acker zu werfen mit den Worten: „Das ist für den Jöte (der Tod ist ein Riese und heißt darum Langbein) von Upsala, das soll er haben Zulabends (in der Christnacht) für sein Pferd.“ Thaten das die Leute nicht, so starb ihr Vieh. Hierzu merkt Grimm an: „Der Jötun von Upsala bezeichnet im christlichen Euphemismus Odin oder Wodan, dessen Götterbild zu Upsala aufgestellt ist. Vielleicht entsprang

die Redensart zu einer Zeit, als Dänemark schon bekehrt, Schweden aber noch heidnisch war.“

Aus dem Vorhergehenden wurde ersichtlich, daß Odin schon als wüthender Jäger*), der Todesgott war, dessen Pfeil alles Lebende trifft, und dem man durch Opfer eine kurze Lebensfrist abzuhandeln hoffte**). Auf Bühnen jagt Balnejäger (Fornm. Sögur 11, 49—99. Thiele I. S. 110), welchen Grimm (S. 897) mit dem altnordischen Balnatoki identifizirt. Letzterer hieß eigentlich Toko, Sohn Balne's.

Von ihm erzählt Saxo, der im 12ten Jahrhundert schrieb, daß er auf König Harald's Befehl, zur Prüfung in seiner Bogenkunst, von des eigenen Kindes Haut einen Apfel schießen mußte, und nach vollbrachter That um die übrigen Geschosse vom König, gerade wie Zell, gefragt wurde; es wird sogar noch hinzugefügt, wie Toko hernach gefährliche Schiffsahrt bestanden. Saxo's Angabe enthält noch außerdem den Mord des tyrantischen Feindes, und diese Ähnlichkeit hat mehrfach die Frage veranlaßt, ob ein Zusammenhang mit der Zellsage stattfände. Wir müssen also den Todesgott Odin eine Weile aus dem Auge lassen, um dem historischen Gehalt der Sagen von Balnatoki und Wilhelm Zell nachzuforschen. Da Letzterer erst im 14ten Jahrhundert auftritt, also doch unserer Zeit nicht ganz ferne steht, die Schweiz auf ihn als ihren Befreier vom Joche des

*) Das dreibeinige Pferd, welches er reitet, gehört im Sächsischen Aberglauben der Pestgöttin Hel, er selber heißt Heliäger, sein Ross also das umwandelnde Todtenpferd.

**) Wenn ein Todtkranke geneset, sagt man im Norden: er hat sich mit der Hel abgefunden. Wie der wilde Jäger ist auch die Hel (die Todesgöttin, die nordische Hekate) mit einer Koppel Hunde umgeben. Vielleicht weil Hunde geistesfüchtig sind, und ihr nächtliches Gebell eine baldige Leiche anzeigt?

Destreicher hinweist, auch Bäume und Kapellen seinen Namen tragen, endlich eine Communication der Schweizer mit den so weit entlegenen Dänen, und somit auch eine Abhängigkeit der schweizerischen Sage von der dänischen. von den Meisten bezweifelt wird, so müssen zuvörderst diese Hindernisse, welche der mythischen Auffassung Tell's im Wege stehen, bei Seite geräumt werden. Geijer erinnert in seiner Geschichte Schwedens, daß die Schweizer sich als Auswanderer aus Scandinavien bekennen. Merkwürdig ist auch, daß der Kanton Schwyz im Lateinischen denselben Namen (Suecia) bewahrte, den das Stammland Schweden hatte. Auf diese Weise könnte also die dänische Lokosage noch bei den Schweizern fortgelebt haben, und die That des Schwigen aus dem 10ten Jahrhundert mit Tell's That aus dem 14ten Jahrhundert verflochten worden seyn. Daß ein Zusammenhang zwischen beiden Sagen wahrscheinlich gewesen, darauf hat Aschbach (Heidelberger Jahr. 1836 Seite 977) hingewiesen. Auf die alte Einwendung: Saro sey erst im 16. Jahrhundert gedruckt worden, erwidert derselbe, daß der, dänische Geschichtschreiber Nicht im Manuscript in die Hände der Schweizer gelangen konnte. Daß der geistige Verkehr zwischen den Völkern Europa's, wenn auch nur schwach, doch unterhalten wurde, ergibt sich aus Chroniken des 13ten und 14ten Jahrhunderts. Zu beachten ist auch der große Ruf von Saro's Geschichtswerk, und daß Tell's Geschichte gerade in eine Zeit fällt, wo, wie sich aus Beispielen nachweisen läßt, Uebertragungen und Vermischungen von Sagen sehr häufig waren. Auffallend ist es, daß Konrad Jusfinger, ein geborner Berner, der um 1390 die Stelle eines Rathschreibers, seit 1411 die eines Stadtschreibers bekleidete, der also beinahe zu Tell's Zeitge-

nossen gerechnet werden kann, von Seiten der Berner Republik (1420) eine Geschichte seiner Vaterstadt zu schreiben beauftragt, mitten unter den Ereignissen lebend, die er erzählt, durch seine politische Stellung den Stand der Sachen genau erkennen konnte, im öffentlichen Treiben sein Leben zubrachte, ungeachtet dessen, weiß er kein Wort von Tell zu erzählen. Ein Zeitgenosse schweigt also über eine Begebenheit, die angeblich so großes Aufsehen machte, die nach spätern Berichten nicht nur zur Befreiung der Schweiz, sondern auch mittelbar zur spätern Blüthe der Eidgenossenschaft den ersten Anstoß gegeben haben soll! Gegen die Einwendung: Justinger habe nur eine Berner Geschichte geschrieben, und die Geschichte der Entstehung der Eidgenossenschaft und ihre Einzelheiten hätten wenig Interesse für eine Republik, die erst um 1353 in den Bund getreten — gegen diese Einwendung bringt Häuffer (die Sage vom Tell u.) vor: daß der Chronist einen Mann, dessen Heldemuth die Schweiz ihre Freiheit und den Ruhm ihres gesammten Bundes verdanken wollte, nicht stillschweigend übergehen konnte; und wenn auch Bern anfangs mit den drei Waldstädten in keiner nähern Verbindung stand, so war dieß doch zu Justingers Zeit bereits der Fall. Es liegt aber in der Natur der menschlichen Neigungen, daß sie an den ruhmvollen Verdiensten Anderer Theil zu nehmen suchen, und nach vollbrachter That sich gern in die Reihen der befreundeten Sieger eindrängen; warum sollte nun dieß nicht auch Bern gethan haben, zu einer Zeit, in welcher es mit den zuerst frei gewordenen Kantonen bereits in inniger Verbindung stand und Grund genug zu haben schien, ihre Geschichte mit der Geschichte Jener eng zu verknüpfen? Zudem stand Bern schon seit langer Zeit in

üblen Verhältnissen mit Oestreich. Dort, wie anderwärts, suchte man gewiß gern Dinge hervor, die Oestreichs Herrschaft gehässig machen konnten. Dieses Schweigen über Tell kann auch nicht seinen Grund in einer bei Föderativ-Staaten so häufigen Kantons-Eifersucht gehabt haben, weil gerade damals das Vernehmen der genannten Stämme besonders freundschaftlich war. Justingers Stillschweigen über Tell wird sogar noch auffallender durch den Umstand, daß er die erste Veranlassung zu dem Kriege der drei Waldstädte mit Oestreich erzählt: „Auch waren die Amtleute gar muthwillig gegen Frauen und Jungfrauen, und wollten Gewalt mit ihnen treiben, was aber die ehrbaren Leute in der Länge nicht ertragen mochten und sich wider die Amtleute setzten.“ Er stimmt also in der Angabe der Hauptursachen des Krieges wesentlich mit den übrigen Nachrichten überein, und nähert sich in seinen Worten der Tellsbegebenheit so sehr, daß man beim Lesen jener Stelle jeden Augenblick erwartet, es werde nun auch von Tell Meldung geschehen. Warum widmete er gerade hier, wo Alles dazu aufforderte, von dem angeblich so berühmten Helden zu sprechen, dem Tell auch nicht eine Silbe? Daraus muß man schließen: daß ein glaubwürdiger Chronist, der kaum ein halbes Jahrhundert nach Tell gelebt hat, und sogar noch Manche der mitwirkenden Personen gekannt haben mag, Tells angeblich so wichtige That nur deshalb überging, weil sie zu Justingers Zeit, d. h. bald nach Tell, nicht für wichtig genug gehalten worden ist, um in einer Berner Chronik, die sich zugleich über die Hauptpunkte der allgemeinen Schweizergeschichte verbreitet, einen Platz zu erhalten.

Johannes von Wintertthur († 1348), dessen Chro-

nit die Geschichte von Kaiser Friedrich II. bis zu des Verfassers letzter Lebenszeit umfaßt, der sich nicht nur auf bereits vorhandene Urkunden und auf Aussagen älterer Personen, die noch im 13ten Jahrhundert gelebt haben, stützt, sondern auch ein Drittheil seiner Geschichte als Zeitgenosse und Augenzeuge *) schrieb, er, der genau wissen konnte, was sich ereignet hatte, dessen Wohnort von den drei Waldstädten nicht sehr entfernt lag, ignorirt ebenfalls den Zell, obschon sein Werk keine specielle Kantonsgeschichte war. Noch mehr, er beschreibt ausführlich die Veranlassung zum Streite mit Oestreich und doch gedenkt er einer so merkwürdigen Person nicht, wie Zell gewesen seyn soll! Wäre aber die Zellsage damals schon in die Reihe der „*communi voce et fama celebri*“ bekannten Thatfachen aufgenommen gewesen, hätte dann eine solche Sache von einem Chronisten gänzlich übergangen werden dürfen? Endlich ward, wie Wintertbur andeutet, die Schlacht am Morgarten die Veranlassung der jährlichen Festlichkeiten und Denkmale, die, wie aus seinen Worten (*Ulla die pro triumpho a Deo habito diem festum feriamque solennem singulis annis in perpetuum recolendum statuerunt*) erhellt, mitunter kirchlicher Art. Wäre schon damals dem Andenken Zells eine Kapelle geweiht gewesen, so wäre gerade hier Gelegenheit gefunden, Zells zu erwähnen. Es drängt sich aber hier die Frage auf, ob nicht dieses von Johannes Wintertbur, einem Zeitgenossen Zells, erwähnte Fest durch die Willkühr der spätern Zeit, welche immer mehr den Namen Zells

*) Ecard (Corp. script. med. aevi I. Praef. XXIV.) stellt ihm das Zeugniß auf: *priora ex Chronicis nondum vulgatis, posteriora visu proprio et auditu vel summi voce et fama.*

verherrlichte, ob zwar die Festfeier der Schlacht am Morgarten in der That noch bestand, auf Tells Namen übertragen, und so ein Individuum zum Repräsentanten einer ganzen Begebenheit erhoben wurde? Also hatte auch dieser Zeitgenosse Tells ihm nicht die Bedeutung zugeschrieben, welche ihm die Nachwelt gab, und sollte wirklich etwas durch ihn geschehen seyn, so kann er es nicht von wesentlichem Einfluß auf die Erhebung der drei Kantone betrachtet haben.

Auch Mutius (Germanor. Chronica Lib. XXII. bei Pistorius Script. Germanor. III. pag. 207 sq.), der im Anfang des 16ten Jahrhunderts lebte, und auf Quellen und Urkunden gestützt, die ältere Geschichte behandelte, die Ausschweifungen der Vögte und die Nachricht von der Entstehung des Schweizerbundes und den Kampf am Morgarten sehr ausführlich erzählte, gedenkt des Tell mit keinem Wort!

Erst später lebende Chronisten haben sich Einer angenommen, aber sie widersprechen sich unter einander. Melchior Rus, der zu Ende des 15ten Jahrhunderts schrieb, gibt dem Landvogt noch gar keinen Namen; Etterlin, wie Rus, ein Luzerner, der seine Chronik im Jahr 1507 vollendete, nennt ihn Grifler, und Stettler schreibt Gryfler. Diebold Schilling nennt ihn Graf von Seedorf; aus einer von Kopp bekannt gemachten Urkunde, die sich im Schryzzer Archiv vorfand, wird klar, daß in dem Jahr 1302, aus dem jene Urkunde stammt, „Herr Gype von Rûfnach“ die Vogtei Rûfnach erhielt; aus einer andern Urkunde vom 3. Weinmonat 1314 (bei Kopp, eidgenössische Geschichte S. 125) geht hervor, daß um 1314 die Vogtei noch bei demselben Geschlechte war. Nach dessen Erlöschen kam sie an Walter von

Lottikon, und dann an seinen Eidam Heinrich v. Guntwile; endlich 1402 gelangte sie an das Land Schwyz, war also niemals bei einem Oefler. Melchior Rüs gibt an, daß Zell den Landvogt von der Platte aus erschossen habe, welche nachher die Zellenplatte genannt wurde; andere Chroniken geben die hohle Gasse bei Rüs nach an, wo der Vogt erschossen worden. — Auch in der Chronologie finden sich die auffallendsten Widersprüche. Schilling setzt die That Zells in das Jahr 1313, das „Urner Spiel“ setzt das Jahr 1296 an, Tschudi († 1572), Landvogt zu Norschach und Faden, später Landammann zu Glarus, gibt das Jahr 1307 an, Rüs und Etterlin aber, die ältesten Zeugen der That, wissen sie noch gar nicht chronologisch zu ordnen. Auch fällt es auf, daß gerade die Spättern immer genauer und sorgfältiger in den Specialitäten der Thatgeschichte bewandert sind, die ältesten Zeugen dagegen noch ziemlich unbestimmt und allgemein. „Gewiß höchst sonderbar!“ — ruft Häuffer aus — „Zeitgenossen der angeblichen That erzählen gar nichts davon, ein 150 Jahre später lebender Chronist kennt einige rohe Umrisse derselben, und obgleich mangelhaft, doch schon die Hauptzüge der Sage, diejenigen aber, die zwei volle Jahrhunderte nach der Begebenheit lebten, sind genau über Namen, Ort und Zeit unterrichtet, sie haben die Sache fast dramatisirt, und berichten ausführlich jede Frage und jede Antwort der handelnden Personen — alles Dinge, wovon man bisher nur Wenig wußte. Und auf solche Zeugen hin, deren Erdichtungsfucht nur zu grell in die Augen fällt, erklärte man jene Mythe für eine historische Thatsache, ohne einzusehen, wie jede Generation es sich zur Pflicht machte, die sagenhafte Geschichte immer mehr zu erweitern und

auszuschnüden. Bei Ruß erscheint Tell noch als eine politisch unbedeutende, von dem übrigen Treiben der Schweizer ganz isolirt dastehende Person; die Späteren, namentlich Eschubi*) und Simler**), geben auch ihm eine Rolle in dem politischen Drama, machen ihn auf eigene Hand zum Mitglied des Bundes, der auf dem Rütli geschlossen worden seyn soll. Joh. Stumpf († 1566), dessen Buch***) mehr die Absicht des Verfassers, ein geographisches, als ein geschichtliches Werk zu schreiben verräth, überließ sich gar zu sehr dem eigenmächtigen Pragmatistren, und änderte Manches nach Gutdünken. Solchen Quellen folgend, mußte Joh. v. Müller Manches Unerwiesene aufnehmen. Sene Widersprüche sind aber um so auffallender, je mehr die Chronisten sonst in einzelnen Ausdrücken und Wendungen oft wörtlich übereinstimmen, und also auch hiedurch bewiesen, daß es der Neigung und Willkühr freizustehen schien, der Sage zu nehmen oder zuzusetzen, was ein Jeder wollte.

Da die genannten Chronisten in ihren Berichten über den Aufstand der drei Waldstädte Zusinger gefolgt sind, der den Tell nicht kannte, so muß über diesen die mündliche Tradition, und die auf sie gegründete, in der kunstlosen, einfachen Form des Volkliedes sich aussprechende Poesie gewesen seyn. Denn bevor noch die Zeit der schriftlichen historischen Ueberlieferung gekommen ist, wird die rohe Masse des traditionellen

*) Tbl. I. S. 238: „Wilhelm Tell, der auch heimlich in der Bundesgesellschaft war.“

**) Regim. gem. Eidgenossensch. Basel 1576. Fol. 27. „Einer aus den Bundesgenossen, Wilhelm Tell genannt.“

***) „Gemeiner löbl. Eidgenossenschaft Stetten, Landen und Bültern chronikwürdigen Thaten Beschreibung.“

Stoffes mehr oder minder geschieht durch Lieder verarbeitet, in denen sich die einfache Sage bald in hundert verschiedenen Wendungen und Schattirungen zeigt und die dann dem Chronisten als Führer dienen. Je mannigfaltiger die Formen, in welche der Lieberdichter die Volksfage einschränkt, desto mehr müssen die Chroniken von einander abweichen. Der sagenhafte Stoff ist Volkseigenthum geworden. Man schaltet mit ihm nach Belieben, denn Grenzen sind nicht vorgezeichnet. Der Geschichtschreiber, der auf solchen Grund weiter baut, wählt wieder die ihm wahrscheinlichste Form aus, und so wird im Laufe der Zeit unter den vielen Formen der Sage Eine herrschend, die in den Augen der gläubigen Menge das Ansehen einer geschichtlichen Thatsache erhält. So werden also auch hier die Widersprüche in den Berichten der Chronisten auf Rechnung der verschiedenen Lellenlieder zu schreiben seyn, deren sich jene Männer als Quellen bedienten: Daraus ginge ebenso hervor, daß keine der Gestaltungen der Sage, wie sie in den Berichten von Ruß bis Tschudi vorkommen, der Geschichte angehört, sondern alle der willkürlichen Fiction ihren Ursprung verdanken. Zwar führt Kocholz (Lieberchronik S. 285) ein Paar Verse *) auf Tell an, die einen Zeitgenossen desselben, Heinrich von Hünenberg, zum Verfasser haben sollen. Aber sind sie wirklich echt, so würde man in ihnen nicht nur die ältesten Grundlagen zum Lellenlied haben, sondern zugleich auch nachweisen können, wie die Sage des Saro auf den Schweizerischen Tell,

*) Dum pater in puerum telum crudele cotuseat
 Tellius, ex iussu, saeve tyranno, tuo,
 Pomum, non natum sigit fatalis arundo:
 Altera mox ultrix te, periture, petit.

den Zeitgenossen Heinrich von Hünenberg, übertragen worden, und später in den Lellenliedern den Schweizer Zuständen angepaßt ist. Hünenbergs Wesse, die des Saro Erzählung in's Kurze gezogen haben dürften, erlaubten sich nur die einzige Veränderung, daß sie anstatt Toko (τοξον: Bogen) Tell (telum Pfeil, also Zieler, Pfeilsender) setzten. (Mschach, Heidelberger Jahrbücher S. 977). Häuffer zweifelt aber auch an der Echtheit selbst dieses Liedes, weil man keine Quelle dafür angeben kann, wo sich diese Verse finden; und weil man sie erst jetzt entdeckt hat, in einer Zeit, die auch den Sanchuniathon von Hrn. Wagenfelds Erfindung sich als einen historischen Schatz aufheften ließ. Weiter gibt Hr. Häuffer Proben aus mehreren Lellenliedern *), aus welchen ein Zusammenhang zwischen ältern vorhandenen Liedern und den Aussagen der Geschichtschreiber des 16ten Jahrhunderts sich ergibt, sowie, daß die Ursache ihrer Abweichung in der verschiedenen Fassung der weitverbreiteten Volkslieder zu suchen sey.

Die Vertheidiger von Tell's historischer Persönlichkeit brachten gar seltsame Gründe zum Vorschein, als: 1) daß Ein Tell im Kanton Uri wirklich gelebt habe, ob diese Person aber vom Landvogt zu dem Pfelschuß gezwungen worden, ob Letzterer durch jenen Tell getödtet und das Vaterland befreit worden? diese Frage wurde nicht erledigt; 2) sey die Wahr-

*) Das Erste findet sich im Giebel eines Hauses in Arth in der Schweiz (v. Arnim in des „Knaben Wunderhorn“ I S. 17 ff. bekannt gemacht), das Zweite erschien zuerst 1633, abgedruckt in des Knaben Wunderhorn II. S. 129., und wenig verschieden in Rotholz Eidgen. Liederchronik 1835 S. 277 ff., das Dritte ist das um 1740 erschienene „Urner Spiel“ das von Haller (Bibl. d. Schweizergesch.) erwähnt wird.

heit der Erzählung durch Münzen, Lieder, Feste und Denkmale dargethan; diese Denkmale stammen aber aus der Zeit nach 1388 und haben keine andere Quelle, als die Aussagen der Chronisten, nämlich das öffentliche Zeugniß von 114 Personen, welche beschworen, nur einen Tell gekannt, keineswegs aber dessen Thaten selbst gesehen zu haben; 3) die Linde, an welcher Tells Knabe stand, habe noch 1567 existirt; wenn man aber den Namen eines Landvogts, eine Jahrzahl, eine ganze Geschichte erfand, da mochte sich ja auch leicht ein Baum finden, den man als stummen Beweis gebrauchen konnte; 4) habe Tell selbst in der Schlacht von Morgarten mitgekämpft; warum aber hat ihn Vitoduranus (Winterthur) bei der Erzählung der Schlacht am Morgarten nicht einmal erwähnt?

Aschbach (a. a. O. S. 974) meint: daß ein ausgezeichnete Schütze, beige nannt der Tell, in der Zeit der Entstehung der Eidgenossenschaft (um 1292 nach urkundlichen Beweisen bei Kopp, nicht um 1307, wie nach Ischudi Joh. v. Müller angibt) gelebt hat, ist wahrscheinlich, weil im Jahr 1388 (also beinahe 100 Jahre nach dem Anfang der Eidgenossenschaft) auf einer Landesgemeinde in Uri noch 114 Personen anwesend waren, welche aussagten, daß sie den Tell gekannt: worauf zu seinem Andenken die Kapelle bei Büelen an der Tellenplatte ober der Tellenprung am Bierwaldstädtersee gebaut wurde. Die andern Denkmäler Tells sind alle aus späterer Zeit.

Bevor ich Aschbachs Deductionen weiter verfolge, muß ich auf Dunders „Reisetabellen“ verweisen, wo man liest: „Am Ausgang des Passes (der hohle Weg, in welchem Gessler erschossen worden seyn soll?) steht Tells

Kapelle, äußerlich Gessler's Tod darstellend. Am Fuße der Achsenburg, an der Ostseite des südlichen Armes des Vierwaldstätter See's, steht „Tells Kapelle“ (somit die zweite!), sie ist vom Berge Mülli nur $\frac{3}{4}$ Stunden entfernt und steht auf der „Tellenplatte,“ wo Tell ans Land gesprungen seyn sollte, als ihn Gessler in den Kerker zu Rühnach bringen wollte, und durch die Heftigkeit des Sturmes genöthigt, Tell von den Fesseln befreien ließ, um sich dessen Geschicklichkeit als Steuermann zu bedienen. Eine halbe Stunde südlich vom See liegt Altorf, von ungeheuern Bergen umgeben. Im Mittelpunkt Altorfs, auf dem offenen Platz soll es gewesen seyn, wo Tell seinem Knaben den Apfel vom Kopfe schoss. Sein Stand ist durch einen steinernen Brunnen bezeichnet, auf welchem das Standbild des Schützen und seines Sohnes zu sehen ist. Der Baum, auf welchen Gessler den Hut aufstecken ließ und an welchen Tells Knabe gebunden wurde, war eine Linde, die sich bis zum Jahre 1567 erhalten hat, dann als morscher Stamm gefällt wurde. An jener Stelle steht ebenfalls ein Brunnen. Nach Aeinigen ist jene Stelle, wo Tell seinen Meisterschuß gemacht hat, dort zu suchen, wo ein alter Thurm mit schlechten Frescomalereien aus Tells Geschichte verziert steht, aber vorhandene Denkmale beweisen deutlich, daß jener Thurm schon vor Tells Zeit gestanden habe.“

Was nun die zweite Kapelle Tells anbetrifft, so dürfte sie die Vertheidiger der historischen Persönlichkeit Tells als ein *plus* in Verlegenheit setzen, wenn nämlich die Kapelle nur auf Tells That Bezug haben soll, mich setzt sie als ein *minus* in Verlegenheit, denn ich sehe mich nach einer dritten Kapelle Tells um, und

war aus folgendem Grunde: Im Journal des Luxus und der Moden Januar 1805, S. 38 liest man: „In einer wilden Berggegend der Schweiz um den Waldstättersee ist nach dem Volksglauben eine Felskluft, wozu die drei Befreier des Landes, die drei Tellen genannt, schlafen. Sie sind in ihrer uralten Kleidung angethan, und werden wieder auferstehen, und rettend hervorgehen, wenn die Zeit der Noth für das Vaterland kommt. Aber der Zugang der Höhle ist nur für den glücklichen Finder.“

Ein Hirtenjunge erzählte Folgendes einem Reisenden: Sein Vater sey, eine verlaufene Ziege in den Felsenschluchten suchend, in diese Höhle gekommen, und gleich, wie er gemerkt, daß die drei darin schlafenden Männer die drei Tellen seyen, habe auf einmal der alte eigentliche Tell sich ausgerichtet und gefragt: „welche Zeit ist's auf der Welt?“ und auf des Hirten Antwort: „es ist hoch am Mittag“ gesprochen: „es ist noch nicht Zeit, daß wir kommen“, und sey darauf wieder eingeschlafen. Der Vater, als er mit seinen Gesellen, die Tellen für die Noth des Vaterlandes zu wecken, nachher oft die Stelle gesucht, habe sie doch nicht wieder finden können.“

Nicht unwahrscheinlich verdankt dieses Märchen von drei Tellen seine Entstehung dem Vorhandenseyn von drei Kapellen, die vom Tell den Namen haben. Die vermiste dritte findet sich aber wirklich vor, wenn sie auch dem Blicke des obgenannten Reisenden sich entzogen hat. Die erste Kapelle steht bei Flüelen auf der Felsplatte am Vierwaldstätter See, und jetzt noch der Tellensprung genannt. Sie ist von der Landsgemeinde Uri 1388 erbaut, und seit 1581 wird am Freitag nach Himmelfahrt darin Messe gelesen und eine Procession abgehalten. Die zweite Kapelle steht zu Bürglen, an dem Plage, wo Tells Haus gestanden

haben soll. Letzteres wurde erst 1587 abgetragen (also zu einer Zeit, wo die Tellsage sich bereits ausgebildet hatte). Die dritte Kapelle steht zwischen Jennessee und Rüfnach im Kanton Schwyz, an dem Orte, wo Gesler erschossen worden seyn soll. Sie wurde erst 1644 aufgeführt, nach andern Angaben bereits restaurirt.

Ob nun das Mährchen von den drei Tellen aus dem Bedürfniß entstanden war, die drei Tellskapellen zu erklären, weil man für Einen Tell auch Eine Kapelle hinreichend glaubte? diese Frage mag ein Anderer beantworten. Für unsern Zweck hat die hier angeführte Schweizerfage eine andere Wichtigkeit, indem sie zur Zeit ein Zeugniß dafür ablegen soll, daß man unter dem Schützen Tell sich eine bestimmte mythische Persönlichkeit denken muß, die aber in der Schweiz am wenigsten zu finden wäre. Hier knüpfen wir wieder den oben abgerissenen Faden an. Aschbach weist darauf hin, daß man der im Jahre 1388 auf der Landsgemeinde eidlich von 114 Personen verlangten Aussage zu Gunsten Tells gar nicht bedurft hätte, wenn nicht schon vor dieser Zeit ein Tellenlied im Munde des Volkes lebte, das eben wegen seiner zweifelhaften und fabelhaften Angaben jenes Zeugniß nothwendig gemacht hätte. Aber die 114 hatten doch nicht jenen Apfelschuß, die Fahrt auf dem See, die Ermordung des Landvogts bezeugt, welche Vorfälle, wenn sie auch wirklich sich zugetragen hätten, natürlich nicht in Gegenwart von Tells Landsleuten stattfinden konnten. Daß keine Zeugen jener That vorhanden waren, verräth Etterlin in den Worten: „wil er (der Tell) — nyemanz siner Gesellen sach, die im zur Hilf möchten komen.“ Auf dem Schiff und in der hohlen Gasse war der Vogt nur von seinen Dienern und Knechten umgeben. Schau

i. J. 1607 hatte Willmann (Ep. ad Goldast 143), der erste Zweifler an der Wahrheit der Erzählung von Tell in Bezug auf den Apfelschuß, die Entstehung dieser Sage aus der zur Bezeichnung eines trefflichen Schützen üblichen Redeweise hergeleitet: „er schießt seinem Kinde, ohne es zu verletzen, einen Apfel vom Korbe.“ Ein bestimmtes nachweislich altes Denkmal, welches sich auf den Schuß bezöge, ist nicht vorhanden, denn der steinerne Brunnen zu Altorf, welcher der Tellenbrunnen heißt, und auf dem ein großes steinernes Bildniß des Tell und seines Sohnes mit dem Apfel sich noch befindet, ist erst im Jahre 1583 gebaut worden. Die Tellenlinde mitten im Flecken Altorf, unter welcher der Schuß geschehen seyn soll, kann nicht in Betracht kommen, da der angegebene Zwischenraum zwischen dem Schützen und dem Apfel die Wahrheit der Erzählung eher in Zweifel zieht, als zur Bestätigung derselben dient. Tells Armbrust auf dem Zeughause zu Zürich, die man auch dem vorerwähnten Reisenden Dunder zeigte, beweist ebenso wenig für den Schuß, als das an so vielen Orten vorgezeigte Schweißtuch der heil. Veronica für die geschichtliche Wahrheit der betreffenden Legende. Für die historische Bedeutsamkeit Tells ließe sich nur noch die Ermordung Gessler anführen, aber seitdem Kopp in seinen „Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde“, welches Werk 1835 in Luzern erschienen ist, urkundlich bewiesen hat, daß kein Gessler in Rüschach je Vogt gewesen *), also

*) S. 63. Was den Schuß betrifft, so setzt ihn das Urnerspiel 1296, Tschudi und Joh. von Müller 1307 und Andere 1314. Ruf und Etterlin, die Ersten, die der Tellsage erwähnen, geben kein Jahr an, doch setzen sie den Schuß bestimmt in die Zeit vor der Schlacht bei Morgarten.

auch nicht getödtet werden konnte, ist den Vertheidigern der Echtheit der Fellsage der letzte Stützpunkt ihrer Behauptungen aus den Augen gerückt.

Daß nicht nur Fells That, sondern auch seine Namensbedeutung schon frühzeitig an den dänischen Helden Toko erinnerte, veranlaßte die von Saro aufbehaltene Sage, Behufß der Vergleichung im Auszuge hier mitzutheilen. Dieser berichtet Hist. Dan. X. p. 166—168:

„Ein gewisser Toko, der eine Zeit lang in des Königs (Harald) Diensten gestanden, hatte sich durch seine Leistungen, welche die Bemühungen seiner Kameraden überragten, viele Feinde gemacht. Als sie nun einst bei einem Gelag etwas trunken sich unterredeten, rühmte er sich, ein so geschickter Schütze zu seyn, daß er einen noch so kleinen Apfel, der auf einen Stock gestekt wäre, aus weiter Entfernung mit dem ersten Schusse treffen könne. Diese Rede, mit neidischem Paffe aufgefaßt, gelangte auch zu den Ohren des Königs. Und bald verwandelte des Fürsten tückischer Sinn das Selbstvertrauen des Vaters in eine Gefahr des Sohnes, indem er befahl, an die Stelle des Stabes das theuerste Pfand seines Lebens hinzustellen; und wenn der Urheber des Versprechens nicht mit dem ersten Schusse den Apfel getroffen hätte, dann solle er mit seinem eigenen Leben für die Prableret büßen. Es drängte der Befehl des Königs den Krieger, noch Größeres auszuführen als er versprochen, weil der hinterlistige Sinn der Neider die Prableret eines im Trunke gesprochenen Wortes hervorhob. Er versuchte also, was er zuvor sich nicht anmaßte. Der Ausgang der unternommenen Probe war um so sicherer, je schwieriger sie war. Toko brachte daher seinen Sohn, und ermahnte ihn ernstlich, mit gleichem Ohr und unverwandtem Haupt so ruhig als möglich das Rauschen des kommenden Geschosses zu erwarten, damit er nicht durch eine leichte Bewegung seines Körpers den Erfolg der größten Kunstfertigkeit fruchtlos mache. Um ihm alle Furcht zu benehmen, wandte er dessen Gesicht ab, damit der Knabe

nicht, wenn er den Pfeil sähe, erschreke. Er nahm hierauf drei Pfeile aus seinem Köcher; der erste, den er auf den Boden legte, traf das vorgesezte Ziel. Hätte der Zufall statt dessen des Jünglings Haupt dem Pfeile preisgegeben, so wäre des Sohnes Strafe ohne Zweifel für den Vater zur Gefahr geworden, und das Fehlen des Geschosses hätte Beide, den Schützen, wie den Erschossenen, ins Verderben gestürzt. Als der König nachher den Loto fragte, warum er mehrere Pfeile aus dem Köcher genommen, da er das Glück seines Sohnes doch nur einmal versuchen mußte, erwiderte er: „Um an dir durch die Spitze der andern das Fehlen des ersten zu rächen, damit nicht meine Unschuld gestraft, deine Gewaltthat strafflos würde.“ Später zog sich König Harald in das Dunkel eines Waldes zurück; als er dort, um sich zu entleeren, im Gesträuch saß, traf ihn das Geschoss des raschbürtigen Loto. Er wurde sterbend nach Jülin zurückgebracht.“

Etwas verschieden erzählt dieselbe Sage Albert Kranz *):

„Indessen hatte der König auserwählte Kämpfer mancherlei Gattung um sich. Es war unter ihnen einer, der sich rühmte, ein so ausgezeichnetes Schüze zu seyn, daß er selbst den kleinsten Punkt treffen könne. Und da er, sich brüsten, alle andern verachtete, befahl der König, er solle seinen eigenen Sohn hinstellen und von seinem Haupte einen Apfel herunterschießen, indem er so seiner Prahlerei eine große Gefahr als Strafe auferlegte. Er erfüllte des Königs Befehl. Er stellte seinen Sohn und ermahnte ihn, sich nicht zu regen. Während dem suchte der Schüze sich drei Pfeile aus, legte den Apfel auf den Kopf, und schoß ihn mit dem ersten Wurf herunter, vor den Augen des Königs und zum großen Erstaunen der Uebrigen. Da fragte ihn der König, zu welchem Gebrauch er die beiden andern Pfeile aufgespart hätte? Ohne Zögern erwiderte er: „Du hast mich durch deinen Befehl in diese Gefahr gebracht; hätte meine Hand ge-

*) Dem IV, 21. p. 83. ed. Wechel 1583 fol.

fehlt, so hätte dein Herz den nächsten erhalten, und, wer sich von den Deinigen geregt hätte, den dritten.“ Der König ließ den gerechten Schmerz des tapfern Mannes ohne Strafe.

Hier ist zwar der Ausgang ein anderer als bei Saro, doch stimmt auch hier die Erzählung vom Schusse mit der schweizerischen überein. Saro's Angabe enthält noch außerdem den Mord des Tyrannen. Wenn nun Saro's Geschichtswerk erst 1515 im Druck erschienen ist, so kann doch Tschudi ihn schon benützt haben, wofür der Umstand zu sprechen scheint, daß Ruß vom Einstecken mehrerer Pfeile des Schützen noch nichts weiß, wohl aber Eitlerlin („ich wollte üch selbst oder der üweren etlich nit gefelt, sundern je mit dem pfil, so ich im göller hat, zu tode erschossen han“) und Tschudi („wann ich min Kind getroffen hette, daß ich üch mit dem andern Pfil erschossen, und ohne Zweifel üwer nit gefält wölt haben“). Es ist aber auch auf dem Wege der Tradition ein Einfluß der scandinavischen Sage auf die schweizerische denkbar, wenn nämlich erwiesen werden könnte, daß, wie oben schon angedeutet wurde, die Schweizer ursprünglich schwedische Auswanderer waren. Und diesen Beweis hat Strinholm (Wikingzüge u. deutsch v. Frisch S. 190 ff.) in der That siegreich durchgeführt. Er sagt, mit Berufung auf eine im Ober-Hasle Cantons Bern sich vorfindende pergamentne Handschrift v. J. 1534 (welche Urkunde Prof. Geijer in Abschrift aus der Schweiz erhalten, und in dess. Dissertation de colonia Svecorum in Helvetiam deducta, Upsal 1828, aufgenommen hat):

Weit weg gegen Norden im Lande der Schweden war ein altes Königreich. Ueber dieses kam schwere Hungerstnoth. Da wurde im Rath der weisesten Män-

ner vom König beschlossen, daß nach dem Tode jeder zehnte Mann mit Weib und Kindern und allem beweglichem Gute das Land verlassen sollte. Jeder, den das Loos traf, mußte dem Beschlusse gehorchen. Sechstausend streitbare Männer zogen aus Svealand (Schweden). Der Anführer des Haufens hieß Schwizer. Sie zogen über Wasser und Land, Berg und Thal, gingen den Rhein hinauf nach Brochenburg, einem Lande, reich an Felsen und Bergen, voll von Thälern und Seen. Das Land gefiel ihnen, denn es war ihrem Geburtslande so ähnlich. Da ließ sich Schwizer mit seinen Schaaren nieder, und baute Schryß (Canton Schweiz), denn so nannten sie das neue in Besitz genommene Land nach dem Anführer und der alten nordischen Grimath *). Aber das Thal war nicht geräumig für Alle; ein Theil zog in das Land gegen den schwarzen Berg, welcher nun Brünig heißt (in Unterwalden), verbreitete sich bis Weißland, wo die Aar entspringt, und nannte das Thal Hasle **) zum Andenken an die Stätte in

*) In alten Chroniken wird Schwyz, Suitta und Suicla genannt, und das Volk Suiten. (Joh. v. Müller c. 3.)

**) Ein Schwede, welcher vor nicht langer Zeit das Haslethal in der Schweiz besuchte, hat in einem Briefe an Professor Geijer darüber folgendes mitgetheilt: „Die Leute halten es im Allgemeinen für gewiß, daß sie von den Schweden abstammen. In ihrer Sprache, welche sich deutlich vom Berner Dialect unterscheidet, entdeckte ich schwedische Wörter, wie Hus, Strid, Frihet, Sommar, Winberg, Ingeblid (Ögonblick) — Haus, Streit, Freiheit, Sommer, Weinberg, Augensblick u. s. w.“ „Es wird nicht rakt finster“ sagte Einer, wie wir sagen racht mörkt (ganz, völlig finster.) Sie sprechen das Wort Svenkt wie wir aus, und sagen nicht Schwedisch. Die Jänne (Gärdesgårdar) sind ganz Schwedisch, was man sonst nirgends mehr in der Schweiz findet; und viele Häuser dort sind den Bauerhäusern in Estland ähnlich. Die Haslethaler sind sehr geschickt in Holzarbeiten, was an die Dalstlar erinnert. Von einem alten Weinberge, dem höchsten im Thale, sagten sie, daß er von den Schweden an-

Svealand, von welcher der Anführer und sie ausgezogen waren. Erich Olaf *), Schwedens ältester Geschichtschreiber, bewährt diese Sage von der Ansiedlung seiner Landsleute in der Schweiz; Gustav I. spricht davon in einer öffentlichen Bekanntmachung (i. J. 1555) an das schwedische Volk, und Gustav Adolf betrieb sich durch Gesandtschaften und Briefe an die Schweizer Cantone auf die gemeinsame Herkunft als eine Aufforderung zu gegenseitigem Wohlwollen. Alles, was in den schriftlich aufgezeichneten und noch lebenden Sagen erzählt wird von der Einwanderung des Schweizerischen Urstammes in seine jetzige Heimath und seine Niederlassung daselbst, deutet darauf hin, daß diese Einwanderung nicht in die Zeit der großen Völkerwanderung hinaufreicht, sondern weit jünger ist **). Große, fast zur historischen Gewißheit übergehende Wahrscheinlichkeit hat die Meinung Geijers, daß in den Jahrhunderten der Wikingsfahrten ein nordischer Wikingshaufe in diese Gegenden hinaufgezogen und sich dort niedergelassen

gelegt wäre. Der sonntägliche Kopfschub der Weiber ist dem der Barbro Stigsdotter (bekannt aus der Geschichte Gustavs I.) nach alten Porträten ähnlich. Die Haslethaler sind froh, munter, arbeitsam, und haben die Charakterfestigkeit der Schweden. Das Thal selbst ist einem Thale in Smoland oder Dalarne gleich, doch wilder und pittoresker“ (Geijer de Colonia Suecorum in Helvetiam deducta). Der Name Hasle ließe sich aus alten Sagen erklären, denen zufolge ein Wahlsitz mit Haselstöcken abgesteckt wurde, welches die Normannen has la vall nannten. (Die Haselhaude stand auch bei den alten Deutschen im Rufe der Heiligkeit. Sie diente auch bei der Umzäunung von Gerichtsplätzen, Turnierplätzen etc.)

*) Chronica in Script. rer Sveale. II.

***) Dies wird dadurch bestätigt, daß es noch gegen Ende des 9. Jahrhunderts hier Heiden gab. Zu dieser Zeit kommt ein Wigger als Schweizer-Apostel vor. Die Einwohner Unterwaldens waren, einer Sage zufolge, die letzten, welche das Christenthum angenommen.

bat, da er das Land unbewohnt und der Heimath ähnlich fand. Eine altnordische Sage erzählt von Ragnar Lodbrok's Söhnen, wie sie ihre Waffen in den Südländern weit umher führten, und bis Wislisborg kamen, wofelbst der Häuptling, dem die Burg gehörte, Wisill hieß, und nach ihm hatte die Burg ihren Namen. Sie nahmen die Beste ein und zerführten sie *). In Waadtland in der Schweiz liegt ein Kastell, welches noch heutiges Tages Wislisburg heißt, und in alten Schweizer'schen Annalen wird von ihr berichtet, daß sie um das Jahr 605 auf den Ruinen der alten Stadt Avenicum von einem Grafen Vivillus aufgeführt sey, welcher die Burg nach sich benannte **). Aber nicht bloß ist diese Uebereinstimmung zwischen den nordischen und Schweizerischen alten Annalen merkwürdig, was in der Schweizerischen Sage von der Hungersnoth als Ursache einer Auswanderung aus dem Norden nach gelobter Losung veranlaßte; dasselbe findet man auch wieder in den französischen und angelsächsischen Chroniken von dem großen Heerzug von dem scandinavischen Norden aus um die Mitte des 9. Jahrhunderts, da Björn Jernside, Ragnar Lodbrok's Sohn, und sein Pflegevater Hasting mit einem gewaltigen Heer ausgingen und auf erschreckliche Weise Frankreich heimsuchten. Diefß erklärt sich durch die Geschichte der Wikingsfahrten. Denn nicht bloß nahmen die Schweden mit den Dänen und Normännern gleichen Antheil an den großen Wikingszügen in die West- und Südländer, sondern es ist sogar besonders erwähnt, daß die mit Hasting und seinem Pflegesohn ausgezogenen Schaaren

*) Ragnar Lodbrok's Saga.

***) Guiliiman de reb. Helvetic. citirt von Orjfer.

in den Chroniken Visigothi (Westgoten) genannt sind. In Schweden ist Hasle ein oft vorkommender Ortsname, und Haslou, Haslon, Haslak hieß auch ein Ort an der Maas, wo ein nordisches Wikingsbeer im Jahr 881 sein Hauptlager nahm und dasselbe ein ganzes Jahr inne hatte. Von Haslon aus zogen Schaa- ren dieses Heeres den Rhein hinauf bis nach Mainz und Worms, und die Mosel hinauf bis nach Metz. Damals oder unter einem andern Streifzug in diesen Gegenden während des 9. Jahrhunderts hat sich wahr- scheinlich ein Heerhaufen unter Jüngen, welche den frän- kischen Annalisten unbekannt sind, bis in die Schweizer Alpen vorgedrängt, und weil sie daselbst unangebaute Thäler getroffen, und das Land reich an Weide, auch ihrer Heimath ähnlich gefunden *), beschlossen, sich dort niederzulassen. Sie richteten sich in allen Dingen nach den Sitten und Begriffen ein, welche sie aus der Hei- math mitgebracht hatten **). Man findet in der ältesten Schweizerverfassung dieselbe Bundesverfassung wieder, wie sie ehemals in Seeland herrschend, war; Vieles in den Sitten der alten Schweizer erinnert an die alt- schwedischen; blutige Fehden, das Abmachen der Zwi- stigkeiten mit Waffen, die Verweisung des Mörders aus dem District, kommen als erbliche Gebräuche und sanctionirte Gewohnheiten in den Urkantonen der Schweiz noch im 14. Jahrhundert vor (Joh. v. Müllers Gesch.

*) In Schweden gibt es Landschaften, die an Abwechslung von Bergen, Thälern und Seen denen der Schweiz sehr gleichen.

***) Da die Nordmannen noch im 9. Jahrhundert der Asalchre er- geben waren, so wird hieraus leicht erklärt, daß es noch gegen das Ende jenes Jahrhunderts Heiden in den Schweizer Alpenthälern gab.

Schweiz. Stbgen.), und ihre Sprache hat eine geschwilerliche Aehnlichkeit mit der altscandinavischen *).

Im Vorigen wurde gezeigt, daß die Schweizer aus Schweden ausgewandert, und zwar zwischen dem 7. und 9. Jahrhundert; sowie daß sie um jene Zeit noch Heiden, ihre angestammte Religion mitten unter christlichen Nachbarn sich noch lange bewahrten. Sie können also ihren Tell nicht von Saro entlehnt haben, der, Däne und Christ, auch erst im 12. Jahrhundert schrieb; überdies eine Volksfage nicht ihr Element aus Büchern zu holen pflegt. Es darf daher vermutet werden, daß Saro und die Schweizer, d. h. Dänen und Schweden, aus einer gemeinsamen Quelle schöpften, die schon den heidnischen Scandinaviern floss. Fände sich noch eine ähnliche Volksfage bei andern, mit den Scandinaviern in Berührung gestandenen Völkern, so wäre die Vermuthung zur Evidenz erhoben, daß die Stammsfage, die so vielfache Zweige trieb, eine höhere Bedeutung gehabt haben müsse, als der nationalen Eitelkeit eines Volksstammes zu schmeicheln, weil in diesem Falle die andern Völker kein Interesse daran ge-

*) Ein Schweizer bemerkt in Geijers Dissertation de colonia Svecorum: „Die Urfantone in der Schweiz, in welchen die Sage von der scandinavischen Abstammung angetroffen wird, unterscheiden sich von der übrigen alemannischen Schweiz vorzüglich dadurch, daß sie in ihrer Mundart kein a, sondern immer ä haben, sie sagen z. B. gä stä, wo die Alemanen gan stan. Dann haben die Urfantone eine Vorliebe für Diphtonge, wo die andern Schweizer sie meiden, und sprechen diese Diphtonge ganz nach isländischer Zunge. Das Uebrige haben sie mit den andern, Burgundisch durch die Kehle redenden, Schweizern gemein. Zudem ist schwer zu entscheiden, ob Ausdrücke wie bygga (byggen), Murtätthäl (mörtatäl), Rytastein (Mörtasten), Gann, Gannr, Gauma (isländisch Gannr. Geyma, schwed. gömma verbergen) u. a. m. von den Burgundern oder Scandinaviern sind.“

funken hätten, solche Erinnerungen mit gleichem Eifer Jahrhunderte hindurch zu pflegen.

Nun aber befehrt die vorhin citirte Quelle, daß die aus Schweden fortziehenden Auswanderer drei Haufen bildeten, den einen befehligte der obgedachte Schwizer oder Schweizer, den andern „Remus aus dem Lande der Schweden gebürtig“, den dritten „Wadislauß von Hassus, einem Lande in Schweden oder zwischen Schweden und Friesland“. „In Oberhasli oder Hasli im Weislande, im Canton Bern, lebt noch im Volksmunde das alte Gedicht Ost-Friesenlied, dort hört man noch die durch viele Alter vom Vater auf den Sohn fortgeplante Sage, wie ihre Stammväter aus dem Lande der Schweden gewandert, und nach mancherlei Schicksalen in diesen Gegenden sich niedergelassen.“ (Strinholm Wikingszüge S. 194). Nun findet sich aber in den ebenfalls von Friesen bevölkerten Marschgegenden Schleswigs — eine Provinz daselbst heißt Nordfriesland — in der Kirche zu Wevelsfließ in der Wilstermarsch ein altes Gemälde auf einer langen Tafel, das schon im Kirchenbuche der 1593 neubauten Kirche erwähnt, 1741 aber renovirt ward. Dieß Gemälde zeigt auf einem großen grünen Blase einen Schützen mit abgesspanntem Bogen; in einiger Entfernung von ihm steht ein Knabe mit einem von einem Pfeil durchbohrten Apfel auf dem Kopfe. Einen andern Pfeil hat der Schütze noch quer im Munde. Ein Wolf oder Hund steht zwischen dem Knaben und dem Schützen und richtet auf diesen seinen Blick.

Dieses Bild, welches, da ihm ein Platz in der Kirche angewiesen ist, voraussetzen läßt, daß es ursprünglich einem geistlichen Zwecke gedient haben müsse, wird jetzt,

wo der eigentliche Entstehungsgrund im Volke nicht mehr gekannt ist, als Erinnerung an folgende Begebenheit gedeutet.

In den Zeiten König Christians I. wohnte ein reicher Mann, *P e n n i n g W u l f*, im Kirchspiel Bewelsket, und hatte seinen Hof mit vielen Ländereien in der Dammbucht. Als die Leute in der Marsch sich gegen den König empörten, ward er ihr Anführer. Weil der König aber mit großer Macht heranzog und die Hamburger ihm halfen, wurden die Marscheute geschlagen, und *Penning Wulf* mußte fliehen. Da verbarg er sich in einem Ketzschallen, und Niemand wußte ihn zu finden. Aber sein treuer Hund war ihm nachgelaufen, und da er ihm nicht in den Sumpf folgen konnte, ward er sein Verräther. Man holte den *Penning Wulf* heraus und brachte ihn zum König. Da dieser wußte, daß er von allen der vortrefflichste Schütze sey, befahl er ihm höhnisch, seinem einzigen Sohn einen Apfel vom Kopfe zu schießen; gelänge es ihm, solle er frei seyn. *Penning Wulf* mußte gehorchen, holte seinen Bogen und seinen Knaben, und zielte glücklich, hatte aber vorher einen zweiten Pfeil in den Mund genommen. Da fragte ihn der König: für wen dieser bestimmt sey? und *Penning* antwortete: wenn er seinen Sohn getroffen hätte, sey der Pfeil für den König selber gewesen. Da erklärte ihn dieser in die Acht, und *Penning* mußte fliehen; sein Land aber ward eingeزogen und muß bis auf diesen Tag noch schwere Abgaben tragen, und heißt das Königsland. Man zeigt auch noch das Haus, wo *Penning Wulf* gewohnt hat. (Müllenhof Schleswig-Polstein Nr. 66.)

Das Gemälde ist wahrscheinlich alt, und die Sage spät an den historisch bedeutsamen *Penning Wulf* geknüpft, das ältere Bild alsdann auf ihn gedeutet. Nicht darf hier übersehen werden, daß am Rhein, welchen die schwedischen Auswanderer auf ihrem Zuge nach der Schweiz berührten, am Rheinstrom, wo sie den Grafen *Peter von Franken* schlugen, welcher ihrem Zuge weh-

rein wollte (Strinholm a. a. D. S. 192), sich noch im 15. Jahrhundert eine Sage vorfand, welche eine der vielen Ausäufungen der noch zu ermittelnden Stammesage zu seyn scheint. Sie befindet sich im *Malleus malificarum* p. 2. cap. 16 de sagittariis maleficis abgedruckt *). Alle drei dürften also aus einer Quelle geschöpft haben. Der Name Henning konnte vielleicht Veranlassung gegeben haben, eine ähnliche Sage aus Norwegen, in welcher der tyrannische König Harald Harbrade, und der Schütze Hemming heißt, auf ihn zu beziehen **). Bedel Simonson (Geschichtl. Unters. über Lomsburg in Wendenlande, aus dem Dän. von Giesebrecht, Stettin 1827, S. 110 — 127) vergleicht mit Palnatok's Schuß einen ähnlichen Vorfall von Endrid ***). Die Friesen sollen, wie Dahlmann

*) Fertur de ipso (Puchero) quod quidam de optimatibus cum artis suae experientiam certam capere voluisset, eidem proprium filium parvulum ad metam posuit, et pro signo super birretum pueri denarium, sibi que mandavit, ut denarium sine birreto per sagittam amoveret. Cum autem maleficus id se facturum, sed cum difficultate assoreret libentius abstinere, ne per diabolum seduceretur in aul interitum; verbis tamen principis inductus sagittam unam collari suo circa collum immisit et alteram ballistae supponens denarium a birreto pueri alio omni documento excussit. Quo viso dum ille maleficum interrogasset, cur sagittam collari imposuisset? Respondit: si deceptus per diabolum puerum occidissim, cum me mori necesse fuisset, subito cum sagitta alters vos transfixissim, ut vel si mortem meam vindicassim.

**) In Müllers Sagabibl. (III. S. 359.) liest man, daß König Haraldr Sigurdarson († 1066) mit einem Bogenschützen Hemmingr sich gemessen, und ihm befohlen habe, eine Haselnuß von seines Bruders Björn Haupte zu schießen, und Hemmingr vollführte den Schuß.

***) Die norwegische Sage (Forum. Sög. II. p. 272) berichtet von Olaf dem Heiligen († 1030): Er wollte einen Felsen, Endridi Panja mit Namen, belehren, und versuchte sich mit ihm in Leibesstänken, im Schwimmen, dann im Schießen; nach einigen gelungenen Schüssen verlangte der König: Endridi's

(Gesch. v. Dänem. I. S. 16 Anm.) annimmt, schon im 3. Jahrhundert in Schleswig eingewandert seyn; die Angeln, welche nach Britannien zogen, läßt Saxo aus Dänemark abstammen; könnte man nun auch bei den Britten eine ähnliche Sage nachweisen, so wäre der scandinavische Norden unzweifelhaft der Ausgangspunkt dieser ganzen Sagenfamilie. In der That aber findet sich eine solche und zwar doppelt vor, in Nordengland sind es drei Schützen: Adam Bell, Glyn of the Clough, und William of Cloudestly (Percy Reliques of Ancient Engl. poetry I. p. 143—172), in Südengland Robin Hood. Cloudestly hat nicht bloß seinen Vornamen mit Tell gemeinschaftlich, die Aehnlichkeit springt noch stärker in dem Umstand hervor, daß er sich von dem König erbietet, seinem siebenjährigen Sohn einen Apfel auf's Haupt zu legen, und 120 Schritte weit herabzuschießen; der Pfeil spaltete den Apfel. Ibeler (Ueb. den Schuß des Tell S. 55) nennt jene Drei, auf eine alte von Percy (Collection of Old Ballads 1727 p. 67) angeführte Ballade verweisend, als Zeitgenossen des Vaters von Robin Hood. „Die Sage von jenen drei Schützen,“ fährt Ibeler weiter fort, „ist so sehr in das englische Volksleben übergegangen, daß Cloudestly's Schuß sprichwörtlich geworden, und daß sich bei den englischen Dichtern *) häufige Anspielungen

Kuade solle ans Ziel gestellt und ihm eine Schreiblettel vom Haupte geschossen werden, ohne das Kind zu schädigen. Einbridi erklärte sich willig, aber jeden Schaden zu rächen bereit; den ersten Pfeil schenkte Diak, und traf dicht neben die Tafel; Einbridi auf Bitte seiner Mutter weigerte sich des Schusses.

*) If I do hang me in a bottle like a cat, and shoot at me, and he that hits me, let him be claps on the shoulder and call'd Adam.

Shakespeare Much ado about nothing. Act. I. sc. 4.

finden.* Was nun den Robin Hood anbetrifft, so hat Kuhn in Haupts Zeitschr. f. deutsches Alterth. (Jhrg. 1845) seine Identität mit Odin außer allen Zweifel gestellt, sowohl in sprachlicher Hinsicht, denn Hrood, Hooden ist nur eine weichere Aussprache für Woden (Odin), und Robert (Robin) ist das altd. Hroodperaht (Glänzender, Beinamen Wodens als Sonnengott). Er wurde aber in christlicher Zeit zum Schreckbild Ruprecht (Rupert), und um die Zeit, wo im alten Rom die Lemurallen (das Fest der Manen) gefeiert wurden, in der Christnacht und Walpurgisnacht, wo der wilde Jäger mit seinem aus den Seelen gewaltsam Getriebener und Ungetaufter bestehenden Heer umgeht, in diese beiden Jahreszeiten fällt auch Robin Hoods Wirksamkeit. Er tritt nämlich in den Weihnachts- und Maisspielen mit seiner Geliebten, der Maifrau (die gespenstische Frau Gode, Holle, Harke), auf. Seine Begleitung besteht aus Moberntänzern (Morris dancers). Auch Odins Schimmel, den einige Volksfagen noch dem wütenden Jäger geben, das Hobby horse im Festspiel der Britten*), wird nicht vermisst. Als

I will reclaim to comely bow and arrows,
 Ant shoot with haberdashers at Finsbury;
 And be thought the grand child of Adam Bell.
 d'Avenant The Wits, Act. I. sc. 3.

With loynes in canvas bow-case tyde,
 Where arrowes stick with mickle pride,
 Like ghosts of Adam Bell and Clymme
 Sol acts for fear they'l shoot at him.

d'Avenant The long vacation in London.

Good deeds sir, doctor dogs meat 'Slight I bring you
 No cheating Clim o' the Cloughs or Claribels,
 That look as big as five-and fifty and flush,
 And spit out secrets like hot custard —“

Ben Johnson the Alchymist. Act. I. sc. 2.

*) The hobby-horse was a compound figure, the resemblance of the head and tail of a horse, with a light wooden frame

Jäger ist Robin Hood auch ein guter Schütze, und in England waren bis zum 16. Jahrhundert die Malspiele mit einem Schützenfest verbunden. Robin Hood soll als ein Gedächter (outlaw) im Walde von Sherwood mit seiner Schaar gehaust — also ein wilder Jäger, den alle Welt gern meidet — und im 12. Jahrhundert gelebt haben. Sein wahrer Name soll Robert Graf von Huntington (mit Anspielung auf seine Jagdlust — hunting?) gewesen seyn. Auch zeigt man im Kirchspiel Salisar einen Felsen, mit dem er zur Kurzweil nach einem Ziel geworfen hat *). Sein Bogen und seine Pfeile wurden noch im vorigen Jahrhundert gezeigt **). Eine Hügelreihe und eine Quelle in der Umgegend von Nottingham tragen seinen Namen.

Wenn nun Dänen und Isländer, Schweden und Norweger, Friesen und Britten (Angeln) mehr oder weniger in der Sage von dem Schützen zusammen treffen, wenn sogar ein etymologischer Zusammenhang nicht abzulängnen — denn die Verwandtschaft zwischen *τοξοτης* Schütze, *τοξον* Bogen) und *Τελ* (telum, Pfeil, *τελος* Ziel, also Pfeiler, Zieler) springt in die Augen, der englische Schütze Adam Bell erinnert an *βελος* = telum, und die Namen seiner Gefährten

for the body, was attached to the person who was to perform the double character, covered with trappings reaching to the ground, so as to conceal the feet of the actor, and prevent its being seen that the supposed horse had none. Thus equipped he was to prance about, imitating the curvettings and motions of a horse. (Trutt Sports and pastimes p. 224.) Und Brand. (Observations of popular antiquities I. p. 146.) schildert dieses hölzerne Ross wie folgt: The colour of the Hobby horse is reddish-white, like the beautiful blossom of the peachtree etc.

*) Der wilde Jäger ist ein Riese wie Rimrod, folglich auch ein Felsenstürzender wie Polyphem.

**) Wie in Deutschland die Rüstung des wilden Jägers Hafsbarab.

Elym, Clough und Cloudestly sollen auf Wurzeln ähnlicher (?) Bedeutung, wie die obigen zurückführen (vgl. Ideler a. a. O. S. 73 *); wo so viele Ähnlichkeiten zusammentreffen, ist man berechtigt, eine allen diesen Völkern heilige Sage als Quelle zu vermuten, d. h. eine solche, die kein menschliches Individuum, sondern die Gottheit selbst zum Gegenstande ihrer Verherrlichung wählt. Nicht die Profanhistorie, sondern eine Religionsurkunde, entweder aus dem Tempelarchiv oder in priesterlichen Gefängen mündlich fortgepflanzt, muß nothwendig als das Original jener andern Sagen betrachtet werden, die im Laufe der Zeiten, und nach der Verbreitung des Christenthums ihre ursprüngliche Bedeutung einbüßend, bis zur Unkenntlichkeit umgestaltet, zuletzt von jedem Volke gewissen populär gewordenen Persönlichkeiten angepaßt wurden. In der That bietet die Edda einen Helden, der in seinem Namen, wie in seiner vornehmsten That, sich als Urbild der Tofo's, Tello's etc. zu erkennen gibt. Es ist Niemand anders, als der Bogenschütze Egil — der Name hat, wie Egge, Egel, Igel, den Begriff des Schneidenden und Stechenden, also auch verwandt mit acus (Nadel) und Pfell — der auf Aldungs Gebeth dem eigenen Eöhnlein einen Apfel vom Haupte schöß,

*) Die oben Halesbarend als ein Prädicat Odins des „Rantelträgers“ erklärt worden ist, und Orinum den Namen auch durch „Rute“ übersetzt, so dürfte das gleichbedeutende Hood und Cloudestley (von cloud, Wolke), diese ganze Schützenfamilie mit Odin als dem nächtlichen Jäger in Verwandtschaft bringen lassen. Hier wäre nicht zu übersehen, daß Cloudestly, wie Tello, den Vornamen Wil helm führt, der Helm ist wie der Schild das Bedeckende, und Elym könnte vielleicht aus clypeus (Schild) verdorben seyn, zumal Pluto, der Besizer des unsichtbar machenden Helms, auch *Kλυμενος* hieß. Auch Hemming könnte mit dem engl. hem, umgeben, einhüllen, verglichen werden.

und dem fragenden König antwortete: ihm seien die beiden andern Pfeile zugebracht gewesen, wenn der erste das Kind getroffen hätte. Dieses hieß Drentil, und war, nach Grimms Etymologie (S. 353 Anm.), nach dem Pfeil benannt *). Beachtenswert ist, daß zwar Sigil nicht wie der ihm schicksalsverwandte Cloudeky der Bergende, Verhüllende heißt, aber doch sein Bruder Bölundr (v. völ, lat. velo), und der Riese Ages (etymol. mit Sigil verw.) war Pfeilkundig, und besaß einen Helm (Aegis-hjalmr), welcher den Isländern als Bezeichnung des Schrecklichen galt, „er ist unter dem Aegishelm“ s. v. a.; er jagt Schrecken ein. Die junge Gdda sagt: des Aegir. (Ages) Helm war so schrecklich anzusehen, wie kein Ding in der Welt; von feurigen Augen sagte man: den Aegishelm im Auge haben. Der Nordländer hat demnach zwei Bedeutungen des Wortes, 1) Schreckenhelm (Widhelm, Wilhelm, vgl. Anselm s. Angsthelm), und 2) der Helm des Aegir, was an aegja Schrecken mahnt. Aegir heißt zwar der Meeresherr (wie ja auch Odin als Nifur, Reel, Nix ein solcher ist), aber, wie Raab bemerkt, haben die alten Isländer das Wort auch schon für Riese überhaupt gebraucht, wobei wieder an den Tod (Langhein) zu denken ist. Mone glaubt: „die Nordländer haben den Ages im Aegir nationalisiert, welches nicht die einzige Untreue ist, die sie an der deutschen Sage begingen.“ Derselbe Forscher weist nach, daß Ages, welcher in der Mythologie und später in der Heldensage eine große Rolle spielt, für ein elfisches Wesen gehalten wurde, daß er wegen seiner bösen Hand-

*) Ohr, Dehre (Henzel) hat den Begriff des Ewigigen (wie der Orkalt zufolge das Efelohr.)

lungen und Schelmenstreiche von den Niederländern Malagis (böser Agis, franz. Mangis, im deutschen Volksbuch: Maleges) genannt worden, daß er den Namen Ago, Agnulf (bei den Salfranken), Eghard (bei den Sachsen), Euglin (bei den Schwaben), Euginhart, Einhart, Eugilbert, Eilwart (bei den Rheinfranken) u. s. f. die Entstehung gegeben. Ages ist, wie der Seelenführer Hermes bei den Griechen — welcher Pluto's unsichtbar machenden Helm besaß — ein Dieb, denn der Tod macht die Lebenden unsichtbar, entrückt sie der Oberwelt, darum Hela, die Todtengöttin, die der Hölle (Helheim) den Namen gab, die erste Fehlerin. Von Ages sagt man, daß er Weiber, Jungfrauen und Kinder raube, als Nir? denn der Wassermann entführt leichtfertige Mädchen in den Fluß (Grimm D. S. Nr. 66) und das Wasser muß alle Jahre einen Menschen haben (Nr. 78. 79). Die Dänen haben Lieder vom Meeremann Rosmer *), der eine Königs-Tochter stiehlt, und acht Jahre besitzt (Danske Viser I. S. 218); ferner ein Lied vom Verrath des Wassermanns (I. S. 310), der die tanzende Jungfrau an die See zieht. Manche Züge erinnern bei Rosmer an Wieland (Wieland) und seine Brüder, unter welchen der oberwähnte Schütze Egill der bekannteste. Daß Zwerge Kinder stehlen, ist bekannt, Ages ist aber, wie weiter gezeigt werden wird, der Elfe Alberich, Oberon, folglich nicht nur Riese, sondern auch Zwerg, denn der — Tod schrumpft den Sterbenden im letzten Krampfe zusammen, oder er ist „Streckfuß“ der „langhinstreckende“, der die starrenden Glieder im letzten Krampfe ausdehnt (Eurip.

*) Ueber Ros, Rosß als Flußname s. S. 76 Anm.

Hippol. 786). Vom Zwerg Siebich geht die Sage, daß er sich sehr ausrecken konnte. Ahriman, der den Tod in die Welt brachte, hat einen „langgestreckten“ Körper (Z. Av. Vend. Farg. 19). In der Stadt Hermione, wo Tobtencult vorherrschend, war der Aufenthalt des Procrustes (Präd. des Pluto), der seine Gäste nach Belieben kleiner machte, oder ausdehnte, wovon sein Name (*Προκρούτης* v. *προκρέω*). None leitet auch Hag (Gehege) und Haken vom Ages ab (Grösch. d. deutsch. Helvensf. S. 147). Dieß würde berechtigen, Hagen, durch welchen der hörnerne Siegfried den Tod erleidet, für den Freund Hain*) zu halten, und an die Worte des Apostels zu erinnern: „Tod, wo ist dein Stachel?“ Den Elfen sagte man nach, daß sie Bliz und Hagel aus den Wolken entsenden. Auch Ages wird zu den Elfen gezählt, der Hagel erinnert an seinen Namen, und weil der Umgang mit den Elfen oder Alben unsinnig macht, so entstand die Redensart „albern“ „er hat einen Schuß“ „er ist vernagelt.“ Von dem Schützen Clough, den wir oben (S. 131) in der Gesellschaft des Adam Bell und Wilhelm Cloudeßly fanden, sagt Grimm (Schlegels Mus. III. S. 60), daß sein Name auf Klau e, folglich auch auf Nagel zurückführe. Also war auch Ages (als Elf) ein Schütze wie Giggil in der Wilkinasaga. Daß die Elfen Seelen der Verstorben sind, welche zu gut für die Hölle, zu schlecht für den Himmel, in der Luft sich umhertreiben — also das wüthende Meer — daß sie auf Kirchhöfen ihre Tänze aufführen — werden wir im Verfolge darthun, und der dienstfertige Puck

*) Auch Hain bedeutet ein Gehege, einen von Bäumen besäumten Platz.

(Spulgeist) befindet sich nur darum in Oberons Gesellschaft, weil dieser der Alberich, Alf, Alp, das Nachtgespenst, der Todten Oberster, der Tod selber, aber nicht mehr Riese, sondern als Zwerg aufgefaßt, und Zwerge haben, wie die Todten, ihren Aufenthalt unter der Erde; die Speisen, welche ihnen (in den Volksfagen) in der Nacht hingefetzt werden und wofür sie sich dankbar bezeugen, sind die den Seelen der Verstorbenen gebrachten Todtenopfer. Pluto ist Plutus, der indische Todtengott Yama hat zum Bruder den in Bergen wohnenden zwergegestaltigen Reichthumspender Kuvera. Darum sind die unterirdischen Zwerge Schätzebewahrer und Austheiler derselben. Die Schätze sind in den Bergen, wo das Metall wächst, also unsichtbar, daher das sie bergende aber auch zeigende Wünschhütlein des Fortunatus, das wir später als den Hut Obins erkennen werden. Hier muß ich noch einmal auf den Ager zurückkommen, der nicht nur Pfeilschütze, sondern auch ein gutes Schwert (Agesachs) hat, wie der Tod ebenfalls, der im Volksglauben, wenn er eine Leiche gemacht, das Blut von seinem Schwerte abwischt. Das Schwert des Ager führt auf Gligis Bruder, den Schmied Wieland, der sich durch Verfertigung eines Schwertes von besondern Tugenden berühmt gemacht. Wieland hatte der Schwertler berühmtesten, den Wiming *) verfertigt, das seinen Besitzer (den Tod?) unbeflegbar machte. Wieland hatte auch jenen Helm — man denke hier auch an Pluto's unsichtbar machenden Helm, den der Seelenführer Hermes zum

*) Schreiber, dessen Trüb. f. südb. Gesch. IV. S. 106. die werthvollsten auf den Wieland bezüglichen Notizen enthält. fragt an, ob Min:Min: Scharf:Scharf zu übersetzen sey? f. v. a. Paarscharf. „Min, pointe tranchant, taillant, pointe de tout instrument de fer.“ (Billet. mem. sur la langue celt. II. p. 165.)

Geschenk erhielt, sowie an des Nges Helm, jenen Wildhelm, welcher die Vornamen der unfehlbaren Hellschützen Gloudestly und Zell so bedeutungsvoll macht — verfertigt, welche die Sage mit dem Zeichen des gift-spendenden Lindwurms *) schmückte, woher der Besitzer selbst den Namen des Schlangenträgers führte **). Hirnschädel faßte er als Trinkschalen in Gold und Silber, aus Gebeinen machte er Messerhefte zc. ***). Er verstand es, wasserdichte Nachen †) zu zimmern, kurz, er war der Kunstarbeiter vollkommenster. Die *Vilkina Saga*, welche Wielands Leben am ausführlichsten behandelt; eröffnet ihre Mittheilungen über Balint, mit dem Stammvater seines Geschlechts, dem Könige Bilkin, in welchem Grimm (Noth. S. 350) den Schmiedegott Vulcan erkennt. Bilkin hatte mit einem Meerweibe (*Venus* „sub pisce“?) Bacht genannt, den Riesen Vabi (agf. *Vada* abd. *Wato*, d. i. den Watenden, also einen Wassergott? vgl. Grimm a. a. D.) gezeugt. (Sollte hier auf die Nachbarschaft der Vulkane von Meeresgegenden angespielt seyn? oder auf die cosmogonische Regel: alle Dinge sind durch Mischung von Feuer und Wasser entstanden? Letztere

*) Der Lindwurm war bei allen Völkern die Schlange, welche den Tod in die Welt brachte; die aber bei der Wiederschöpfung der Natur im Frühlinge von Apollo, Hercules, Sigfried, St. Georg, dem Erzengel Michael zc. besiegt wird.

***) Dieser Helm hieß *Limme*. W. Grimm (Helmsf. S. 147.) vermuthet hier eine Entstellung aus dem altnordischen *Linn*, Schlange. Schreiber denkt an das Spitzige (Lemm l. e. *pointu*, agn im Keltischen), warum nicht auch an *Λιμνη*, *lima* (Heile)?

***) *Vilkina Sag.* c. 35. Es waren die Schädel von Ribungs Lindern.

†) *Bisl. Sag.* c. 21. Dürfte man hier vielleicht an das Todten-schiff *Naglfari* denken, das, aus *Näge* *li* zusammengesetzt, davon seinen Namen entlehnt?

Deutung ist mehr im Geiste des Mythos schaffenden Alterthums). Badi's Sohn, der ihm auf seinen Höfen in Seeland (d. h. im Seelenland) geboren wurde, ist Valint, den er in seinem neunten *) Altersjahre zu dem kunstreichen Schmiede Mimix nach Sonnenland in die Lehre brachte. Nach drei Jahren nahm Badi seinen Sohn wieder in die Heimath nach Seeland (Seelenland) zurück, wo er ein Jahr zubrachte. Inzwischen hatte sein Vater einen neuen Platz für ihn bei zwei kunstreichen Zwergen im Berge Kallova (?) ausgemittelt. Da er auf dem Wege dahin den neun Ellen tiefen Grödnasund (zwischen Seeland, Falsker und Rön zu übersezen hatte **), so nahm Badi den Kna-

*) Die Neun ist hier so bedeutungsvoll, wie bei Vulcan, der 9 Tage brauchte, um von seinem Sturz aus dem Himmel auf Lemnos anzukommen.

***) Wie Seeland das Seelenland, so könnte unter Rön auch die im Druidencultus bedeutsam heilige Insel Mona gemeint seyn, wo in den Mythen die Lehre von der Seelenwanderung vorgetragen wurde. Auf diese beziehen sich die 9 Mütter des (9mal wiedergeborenen) Seelenführers Helmbald (Odins Sohn). Weil der Ungeborene 9 Monate im Mutterleibe verborgen ist — Vulcan, die aus dem Himmel zur Erde in die Geburt herabsteigende Seele, kam erst am 9. Tage nach seinem Sturz aus dem Olymp auf der Erde an — darum glaubte man nach der Geburt auch eine 9fache Lebensstufe durchzugehen, und die 9 Welten im scandinavischen Mythos sind folglich bedeutend in der nordischen Seelenwanderung. (Mone Eur. Pöth. I. S. 386.) Erst nach dem 9ten Leben ist die Seele von Sünden vollständig gereinigt, und würdig, in den Himmel einzugehen. Daraus spielt bei den Hellenen die 9tägige Feier des reinigenden Apollo in den Carneen im Frühlinge an (Athen. IV. 141.), sowie die ebenfalls 9tägige Feier der eleusinischen Mythen im Herbstanfang zu Ehren der Todtenfrau Demeter, nach welcher die Todten: Demetriker hießen; darauf weist die Kennzahl der Schmiedegötter (Telchines, Korybanten, Kureten) im kretischen Götterdienste hin. Und wie bei den Griechen und Römern erst am 9. Tage der Neugeborenen, zwischen zwei Feuer hindurchgetragen, den Namen erhielt, so steht dieser symbolischen Feuertraße am dies lustricus gegenüber das Durchwaten des Badi mit dem Knaben Bielund, durch den 9 Ellen

ben auf die Achsel und watete hindurch. Dort blieb Belint (oder Wieland) zwei Jahre und lernte alle Kunst der Zwerge, erschlug sie aber, nachdem er ihre Tücke wahrgenommen. Mit den Schätzen der Zwerge beladen, wanderte Belint von hier aus nordwärts, bis er nach drei Tagen ein höchst kunstreiches Boot zimmerte, und sich mit seinem Gute in die hohe See treiben ließ. Er landete an der Nordspitze von Jütland, wo König Rيدung herrschte.

Bevor wir dem sinnigen Schmiede weiter folgen, brisken diese letztern Angaben, daß ich, ihren tiefen Sinn deutend, bei ihnen verweile, um denen, welche mit Schreiber bei den Fahrten Belints ihm mit der Landkarte in der Hand nachblicken, eine andere Ansicht von dem Stolz der Alten zu verschaffen. Wohin wurde Belint oder Wieland, wie ich ihn künftig nennen will, als ein plutonisches Wesen aufgefaßt; in dessen unterirdischer Behausung befinden sich die Todten (Pluto) und Reichthum (Plutus) spendenden Erzadern. Aber im scandinavischen Norden trat noch ein anderer Grund hinzu, um die Todesgottheiten, die unterirdischen Zwerge, als Schätzespender zu betrachten. Seizer belehrt uns nämlich in seiner Geschichte Schwedens (S. 103 ff.), „daß es beseligend war, mit großer Habe in Walhall anzulangen, denn der Reichthum, den man in die Erde vergraben ließ, bedingte den Genuß im andern Leben.“ Es „war nicht gut, arm zum Odin zu fahren“ (Götveks und Rolfs Saga c. 2.) Aus diesem Grunde waren die Eclaven aus Odins Reich ausgeschlossen,

tiefen Grönafund als sinnbildliche Wassertaufe. Alle 9 Jahre kamen die Dänen um Wittewinter im Gau Selon (See-land) zusammen, um die unterirdischen Götter mit Opfern zu sühnen. (Mone S. 271.)

und nach ihrem Absterben an den Gott Thor verwiesen. (Harbartslieb in der Alt. Edda Nr. 32.) So viel Reichthum man mit sich vergraben hatte, so viel sollte man nach dem Tode zu genießen haben. (Ynglingasaga c. 8.) Dem Teufel gehört die Nordseite. In einer deutschen Volksfage wird von einem Thurm berichtet, der Fenster nach allen Weltgegenden hatte, nur aus dem Fenster, das nach Mitternacht zeigte, durfte nicht geblasen werden. Der Norden ist also die Todesseite und zwar aus leicht erklärlichem Grunde, weil Finsterniß und Kälte Synonymen von Tod sind. Darum trauerten die Weiber, nach Mitternacht gewendet, um den hingeschiebenen Thammus (Gzech. 8, 14); darum nimmt Wieland seine Richtung nordwärts (als Todesgott jeden eben Gestorbenen repräsentirend), und zwar „nach drei Tagen,“ denn erst am vierten Tage ist man wirklich todt, daher bei der Auferweckung des Lazarus zur Erhöhung des Wunders die Zahl der Tage, die er schon im Grabe zugebracht, ausdrücklich bemerkt wird. Daß auch das heidnische Europa den vierten Tag als den eigentlichen Termin der eintretenden Verwesung anerkannte, beweist des Todes viersträngige Geißel bei Grimm (Myth. S. 806). Das Boot, mit welchem Wieland in die See fuhr, ist das Todenschiff Naglfari. Oder es kann auch auf die nordische Sitte angespielt seyn, welcher gemäß man den Todten in ein Schiff legte und dieß in die hohe See stieß (Grimm, Seite 790). Auch den Todten in einem Fahrzeuge in einen Hügel zu setzen, war schwedischer Brauch. (Geijer a. a. D. p. 193 Anm. 5.) Ferner möchte unter „Jätland“ nicht das auf der Landkarte zu erblickende, sondern das Riesenland Jödenheim zu verstehen seyn. Jöden hießen aber die winterlichen Dä-

monen, solche sind die Leben feindlichen Trollenzwerge, welche Thor mit seinem Hammer, — bei Egehöndnissen ward sein Hammerzeichen gebraucht — erschlug, ebenfalls, und zu ihnen als Metallarbeiter gehörte auch der Schmied Wieland. Nidung, zu welchem Wieland kam, war unstreitig der Drache Nidhögg, welcher die Leiber der Verstorbenen aussaugt (W. Müller, alt. Rel. S. 409), der Wurm der Verwesung.

Wenn nun Nidung den Bruder Wielands, den Schützen Sigil aufgefordert hatte, vom Haupte seines Kindes einen Apfel wegzuschießen, so darf nach der von J. Grimm (Schlegels Mus. S. 59) aufgestellten Regel: „Nestern, Kinder und Geschwister wechseln gegenseitig ihre Namen und Fabeln“ vorausgesetzt werden, daß der lebensfeindliche Nidung, den wir so eben als Drachen und Wurm kennen lernten, auch Sigil sey, zumal schon Thorlacius (IV. 74) den Namen Egil aus Egel, Igel herleitet. Schlange und Pfeil hat aber auch schon der Orische durch die Wörter *σαυρα*, *σαυρος*, *σαυριον*, *σαυριτης* — vergl. auch *ακοντιον* (Wurfspeer) und *ακοντιος* (Schlange), ebenso *jaculum*, bei Lucan Pharsal. — Identifizirt. Wielands Name, den Grimm (D. Gramm. II. Seite 342) wegen des angl. Veland, mhd. Wial-ant, altn. Völ-andr, vom altn. vel verhehlen, verbergen, betrügen herleitet, wodurch man an den Dieb Ages gemahnt wird (siehe S. 136), der — wie Sigil ein Schütze — den Pfeil, wie Wieland ein Zauberschwert besitzt, Wieland möchte also der das Leben stehende, die Menschen unsichtbar machende Tod gewesen seyn.

Bevor die Identität Wielands mit dem Tode nachgewiesen wird, wie dies zum Theil schon vorhin aus verschiedenen Anspielungen der Sage (siehe S. 138)

angedeutet ward, dürfte zu erinnern seyn, daß Eigid zu Bildung sich ebenso verhält, wie — Abraham zu Jehovah. Beim Eusebius liest man nämlich ein Bruchstück aus der phönicischen Geschichte, worin es heißt: Zur Abwehr einer Pest habe „Israel, wie die Phönizier den Kronos (Saturn) nennen,“ dem höchsten Gott (Uranus) seinen einzigen Sohn Jëud (i. e. *μονογενης*, unigenitus) geopfert. Weiterhin heißt es von diesem phönicischen König Israel, er habe unter seinem Volke die Beschneidung eingeführt. Dasselbe berichtet die israelitische Geschichte — man übersehe hier nicht, daß die Israeliten, Nachbarn der Phönizier, dieselbe Sprache rebeten, und wie aus dem Treiben der Könige Salomo und Achab. erhellt, auch denselben Cultus hatten, was allein begreiflich macht, warum der Phönizier Hiram (d. i. der Eingeweihte sc. in den Dienst Jehovah's) den Tempel Jehovah's baute — von Abraham, der auf Geheiß Jehovah's auf derselben Stätte, wo der Tempel später erbaut wurde, seinen einzigen Sohn (1. Mos. 22, 2.) opfern sollte. Jehovah trat also hier an die Stelle des Kinder verzehrenden Saturn = Moloch, folglich war er mit Abraham = Israel, der sein Kind opfern wollte, oder nach phönicischer Angabe wirklich geopfert hatte, Ein Wesen; was ja Eusebius ausdrücklich mit den Worten: „Israel, den die Phönizier Kronos nennen“ bemerkt. Kronos muß vom sanskritischen Krodha: der Zornige, abgeleitet werden, wie der Feuergott Schiva in Indien heißt. Er ist noch im slavischen Kredo enthalten, den Falkenstein für den Saturn erklärt, und die hellenische Mythe weiß von einem Heros Krotopus (*Κροτ-ωπιος* skr. Krodh-apa: Zorngeist), welchen man als die Ursache einer Pest anlagte (Paus. Attic. 43, 7. cf.

Conon Narrat. 19) und von einem Krotus, welcher als Sternbild der „Schütze“ an den Himmel versetzt wurde (Eratosth. Catast. c. 28), doch nur weil im Monat des „Schützen“ im November, der Tod seine meisten Pfeile versendet? *). Wie dem Saturn und Moloch, wurden auch stellvertretende Menschenopfer, insbesondere die eigenen Kinder dargebracht. Man liest bei Geijer (Geschichte Schwedens S. 109): In großen Unternehmungen bereitete man sich mit Menschenopfern vor. Gewöhnlich waren diese eine Bestrafung der Missethäter, zuweilen schien edleres Blut erforderlich, selbst das liebste. Man opferte Söhne und Töchter. So der dänische Hakon Jarl zur Zeit einer allgemeinen Landesnoth seinen Sohn (Münter, R. G. v. Dänem.). Der König Nun von Svithiod (Schweden) hatte, um die Begrenzung eines schon lange dauernden Lebens durch den Tod noch ferner zu verschleiben, neun seiner Söhne, den einen nach dem andern, dem Odin geopfert. Nach der Zahlenfolge derselben hatte er die Gauen seines Reiches benannt, und Tiundaland trägt diesen Namen, weil dem zehnten (tione), den das Volk rettete, ein gleiches Schicksal bestimmt war (Ynglingasaga c. 29). König Olaf hatte aber zur Abwehr einer Hungersnoth sein eigenes Leben hingegeben (Yngling. c. 47). Ein Christ erzählte, er habe zwei und siebenzig todte Körper geopfelter Menschen und Thiere hängen gesehen im heiligem Haine bei dem Up-

*) Als Musenzögling wurde Krotus erst durch eine falsche Etymologie gebildet, dann mußte freilich Eupheme seine Mutter sein. Oder geschah dies wegen seiner Verwechslung mit dem Tyrannischen Schützen Chiron? Dieser aber war auch Arzt, wie Apollo als *Ἰατρὸν*: Beschädiger und Heiland zugleich, dies erklärt sich aus der Verwendung der Muske als Heilmittel.

salatempel, in dessen Innerm Obins Bild aufgestellt war. Geizer schreibt hier den Adam von Bremen aus, welcher als Christ nur die heidnischen Menschenopfer mißbilligte; denn daß auch das ganze christliche Mittelalter sich dieser Gräucl bei der Messe *) schuldig machte, hat jüngst Daumer in seinen „Geheimnissen des christlichen Alterthums“ durch eine zwei Bände füllende Sammlung von Belegen außer Zweifel gestellt, ohne das hieher gehörige Material ganz erschöpft zu haben, denn nachstehende, in Afzelius Schwed. Volksf. II. Seite 65 ff. angeführte Thatsache (welche satzsam beweist, durch welche Art von verwandten Vorstellungen das Christenthum unter den Heiden sich Eingang verschaffte), wird in der Daumerschen Sammlung vermißt. Sie dürfte daher hier ihren Platz finden:

Als Olaf Schooskönig, aus England Missionäre des Christenthums von dem ihm befreundeten König Ethelred sich beschreiben hatte, war alsbald Bischof Sigfrid nebst noch drei jungen Geistlichen in Werid angekommen. Ein königlicher Diener, der ihre Ankunft dem König in Husaby meldete, erstattete über sie folgenden Bericht: Es waren sanftmütige Männer, ihr Vorgesetzter trug einen weißseidenen Rock, der bis zu den Füßen reichte. Die Jüngern verneigten sich vor ihm tief bis zur Erde. Auch sah ich einen Tisch mit schwarzweißem Tuch bedeckt, auf den ein sehr weißes und dünnes Brod gelegt und daneben ein Trinkgefäß gestellt wurde, in welches einer von ihnen etwas Getränk goss. Indem er auf solche Weise Alles ordnete, sprach er bisweilen leise, bisweilen überlaut. Mittlerweile nahm

*) Ihr Name spielt darauf an, denn im Engl. heißt to mass (spr. mass) Messe halten, to mass speisen (mäßen).

der so wunderbar gekleidete Mann das dünne Brod und nachdem er einige Worte darüber gemurmelt hatte, hob er es empor, und da kam es mir vor, als ob er zugleich einen kleinen Knaben aufhob, der den alten Mann anlächelte. Der König erkannte aus dieser Beschreibung die aus England erwarteten Lehrer (Kannibalen), und schickte ihnen sogleich einige der vornehmsten Hofbedienten zur Bewillkommung entgegen.

Die 72 todtten Körper, welche jener Christ in Odins heiligem Haine hängen sah, litten eine Todesart, welche seinem Prädicat: Hangatyr: „Herr der Erbenken“ entsprach, denn Odin waltet in der Luft (vergl. S. 71). Der Mythos berichtet von ihm, daß er sich selbst einmal mit der Speerespitze gezeichnet, und, sich selbst geweiht, neun Nächte (vergl. S. 140) an einem Baume hing. Die Sitte, mit dem Speer sich dem Odin zu zeichnen, wird schon im Runengesang (Str. 1.) erwähnt. Sie entstand aus der Vorstellung, welche auch nur die in der Schlacht Gefallenen als zur Aufnahme in die Walhalla würdig erklärt; nämlich der Gott wollte nur das blühende Leben als ein ihm wohlgefälliges Opfer, die an einer Krankheit Verstorbenen mußten zur Hel hinabsteigen. Um diesem schrecklichen Loose zu entgehen, pflegte man, wenn der Tod unvermeidlich schien, sich mit einem Speere zu ritzen, um nur wenigstens einige Blutstropfen dem Körper in Form eines Opfers zu entlocken. Auch stürzten sich die Bejagten von hohen Felsen herab und „fuhren so gen Walhall“ (Odtrök und Dölfs Sagen Cap. 1. 2.). Gleich neben der Kirche des Kirchspiels Helsinga in Blekingen ist ein heiler Felsen, der Walhall heißt, von welchem hinab sich vormals Menschen in den bei dem

Felsen gelegenen See Walsjön gestürzt haben. Ein solcher Felsen findet sich auch auf dem Berge Walskall am See Strängen im Kirchspiel Rydingared in Westgothland. Auf Halleberg in Westgothland heißt bei dem Volk der obere Theil des Berges Walskall, und die Leute sagen, diejenigen, die sich hinabgestürzt, seyen nachher in einem jetzt beinahe zugewachsenen Teiche gewaschen worden, welcher Odnskölla (Odinsquelle) genannt wird. (Geijers Geschichte Schwedens S. 102, Anmerk. 4). Heimitische Sagen melden auch, wo Einer von Alter bettlägerig und gebrechlich geworden, hätten die Anverwandten sich versammelt und ihn mit einer Keule todtgeschlagen. Eine solche Keule nebst der Kunde ihres vormaligen Gebrauchs findet sich noch auf dem Hof Trullerum im Kirchspiel Norra Wi und dem Särab Ödre in Ostgothland. (Geijer l. c. S. 103 Anm. 3). Der greise Stärkoddur erkaufte sich einen Mann, der ihm den Kopf abbauen sollte. (Suhm, in Grätters „Bragur“ VII. S. 122). Die Erhängten wurden wahrscheinlich unmittelbar vor oder nach dem Erdrosseln mit einem Speer durch das Herz gestoßen. In Deutschland war es Sitte, Verbrecher zwischen zwei Wölfen, den heiligen Thieren des Gottes, aufzuhängen. Ihr Verhältniß zu ihm ließe sich schon aus ägyptischer Mythodeuten, wo Wölfe den Weg in die Unterwelt zeigen (Herod. II. 122), daher der Wolf auf Mumiendecken (Cruzer, Symb. 2. Ausg. I. S. 408); und an die Füße der Mumien wurden zwei Wölfe gemalt. (Zoega de obel. p. 307). Die zwei Wölfe Stal und Hata bewirkten, dem Glauben der Scandinavier zufolge, Sonnenfinsterniß; bei dem einseitigen Weltuntergang wird der Wolf Fenrir alle Götter, sogar den Odin selber, verschlingen. In der Christnacht, wo die

Hunde in Obins wilber Jagd sich vernehmen lassen, gehen auch die Wehrvögel um, in welche lasterhafte Menschen nach dem Tode incarnirt werden; daher in Wien einst gegen sie in der Christmette ein Wolfsseggen gehalten ward, um ihrem schädlichen Einflusse zu wehren. Der Christmonat hieß Wolfsmonat. Wie der Wolf, ist auch der Rabe, ein Leichen auffuchendes Thier. Wie dem lebensfeindlichen Apollo, der in dieser Eigenschaft als Pfeilsender im ersten Buche der Ilias sich zeigt, der Tod weissagende Rabe geheiligt war, so auch dem Obin. Zwei solche Raben sitzen auf Obins Schultern, und sie veranlassen folgende Sagen:

Vor vielen hundert Jahren wollte ein Prediger auf Amrum seine Pfarrkinder von der Stranddieberei heilen. Aber seine scharfe Aarede erbitterte sie nur. Sie neckten und verfolgten ihn, so daß er von der Insel flüchten mußte. Als er abreiste, bat er Gott, er möchte ein Zeichen seines Jornes geben. Seit der Zeit übernachtet kein Rabe mehr daselbst. Am Tage sieht man freilich in den Wintermonaten die Vögel, allein sobald der Abend kommt, ziehen sie nach Föhr hinüber. Die Amrumer erkannten zwar das Zeichen des Mißfallens, haben aber das Strandlaufen noch nicht unterlassen. (Müllenhof, Schleswig-Polst. Nr. 185).

Hier weichen Obins heilige Vögel von der Insel, weil der christliche Gott den Amringern zürnt! Ein andermal bezeichnen des heidnischen Gottes Weissagevögel die Stätte, wo der Gott der Christen verehrt sein will:

Bei Kappeln in Angeln wollte man eine Kirche bauen. Das Geld dazu war gesammelt, nur konnte man sich nicht über den Platz vereinigen. Da schickte man zwei Mönche aus, ihn zu suchen, aber da sie auch nicht wußten, wem sie wählen sollten, setzten sie inbrünstig zur Jungfrau Maria um ein Zeichen, daß sie nicht irre gingen. So

gleich flogen ein Paar Raben über ihre Köpfe hin, und ließen sich bald an einem Orte nieder, wo nun die Kirche aufgeführt ward. Als sie vollendet war, kamen die Raben wieder, setzten sich an der Westseite der Kirche nieder, und verwandelten sich in Stein, ohne ihre Gestalt zu verändern, wie noch heute zu sehen ist. Die Kirche hieß darnach Rabenkirche. (Müllenhof l. c. Nr. 140.)

Da nur die im Kampfe Gefallenen oder Geopferten zu Odin gingen, was allein schon den Vers im Grimmsmal (Str. 9):

„Balhalls Dach von Speerspästen gebaut“

erklären würde, so folgt daraus die Sitte vor dem Beginn der Schlacht, einen Speer mit einer Verwünschungsformel, durch welche die Feinde dem Odin geweiht wurden^{*)}, über das feindliche Heer zu schleudern. So weihte Giffr vermittelst eines Speerwurfs die feindliche Schlachtreihe mit der folgenden Formel dem Untergange: „Erstreckt ist euer König, zum Tode bestimmt euer Führer, hinfällig eure Kriegsfahne, erzürnt ist euch Odin. Abermals fordere ich euch zur Schlacht — — und lasse Odin so mein Geschloß fliegen, wie ich vorsage“ (Fornald. Sög. I, 503. Hervar sag. c. 18). Denselben Gebrauch erwähnt die Eyrbyggja-saga c. 44. Möglich ist es auch, daß bei der Vollziehung des Speerwurfs ein bestimmter geweihter Speer aus dem Heiligthum des Gottes genommen und daß deshalb dieser symbolischen Handlung eine besondere Kraft beigelegt wurde. Die Sagen berichten wenigstens, daß Odin seinen Schülern seinen eigenen Speer zur Vollziehung dieses

^{*)} Harald Hildetant gelobte dem Odin alle Männer, die er im Kampf erschlagen würde (Saxo VII. p. 138.)

Schranke lieb. So gab der Gott dem König Erich von Schweden, als er mit Storbjörn kämpfen wollte, einen Rohrspieß, und hieß ihn mit den Worten: Odin hat euch Alle! über das feindliche Heer schweben. Als er geschossen hatte, erschien ein Wurfspieß in der Luft, flog über Storbjörns Schlachtreihe und schlug sein Kriegsvolk und ihn selbst mit Blindheit (Tornm. sög. 5, 250. Soem. 165). So wurde auch der Rohrspieß, welchen Odin dem Stärk-ode gegeben hatte, zu einer Lanze und durchbohrte Bifar. (Fornald sög. 3, 34).

Wenn also Odin durch den Speerwurf sein Dvser bezeichnete,

wenn nach dem in der Skalda (I. 148) aufgestellten Axiom: jeder einzelne unter den Asen kann mit dem Namen des andern bezeichnet werden, wenn zugleich etwas den Unterschied bezeichnete, daher auch dieser Verbindung wegen die Götter im heidnischen Gedichte Velloklo Band heißen (Hoimkringla Hakan Grafalls u. Hakan Jarls saga c. 6), nun aber Uller, jener dem ersten Wintermonat vorstehende Asen als bester Schlittschuhläufer und Bogenschütze gerühmt wird, in dem Liede Vegtamsquida (Str. 3), ebenso im Grimnismal (Str. 42 der Stockholmer Ausgabe) Odin selbst Uller heißt;

wenn der Schlittschuhläufer sich nur auf den Tod beziehen kann, weil seine Herrschaft über die Natur in jenen Monaten den Höhepunkt erreicht, wo die befruchtenden Ströme zugefroren sind, und die eisige Hand des Todes auf der ganzen Schöpfung lastet;

wenn Odin, der sich durch 9 Speerspitzen selber dem Tode weihte — wie Saturn, der Gott mit der Todes-

senfe in Bhdnizien (vergl. oben S. 144) seinen eigenen Sohn zum Opfer brachte — weil der Kultus alle von ihm verrichteten Handlungen zuerst seinen Gott ausführen zu lassen pflegt *):

so folgt aus diesen Prämiffen nothwendig, daß Nidung und Gigill nur zwei Personificationen des einen Todesgottes Odin sind, welcher mit seinem Todespfeil oder Speer sich selbst das Opfer ausfucht; und wenn Gigills Knabe mit dem bloßen Schreck davon kam, wie Isaak in der biblischen Urkunde, so wurde ihm der Gehorsam für die That angerechnet, gleichwie dem Abraham „zur Gerechtigkeit angerechnet, daß er glaubte,“ d. h. an seinen Gott durch Vollziehung seines Befehls. Wie oben gezeigt wurde, war jedoch Abraham Jehovah selber, wie Gigil der pfeilende, Speerwerfende Odin; und der durch so viele Sagen verbreitete Apfelschuß ist demnach eine — heilige Mythe (*legos loyos*); schon deshalb, weil der Apfel, den wir aus seiner Bedeutung im Mythos von der Iduna erkennen, Symbol der Verjüngung, denn nur durch den Genuß von Iduna's Apfel verjüngen sich die Götter. Der Apfel war hier, wie an Isaaks Stelle der Widder, stellvertretend für des Kindes Leben, denn der Sohn ist der verjüngte Vater. Zwar tritt in der Norwegischen Sage von Hemmingr die Haselnuß an die Stelle des Apfels, aber auch sie hat in der Natursymbolik eine gleiche Bedeutung. Schon der Erzvater Jakob kannte sie, denn er ließ an Haselstäben seine Schafherde sich begatten (1. Mos. 30, 37); und im alten Rom gab man den Neuvermählten Nüsse. In die Haseln gehen

*) So entmannten sich die Frierer Saturns in Phrygien, weil es dieser (Attes als Gemahl der Cybele: Rhea) zuerst gethan.

bedeutet f. v. a. liebela (Menzel Litt. Bl. 1846 Nr. 49). Mit Haselrutben bezwingt man die Heren (Brätorius, Blocksberg S. 115), weil die letztern dann vergeblich die Fruchtbarkeit von Thieren und Pflanzen zu hindern trachten. Daß eine Opferhandlung allein hier zu verstehen sey, beweist die, obgleich von christlicher Hand entstellte Notiz bei Torfäus, wo er Saro's Erzählung von Balnatote mit folgendem Nachtrag ergänzt: *Utrumque hoc confictum videtur, prius enim non ex Historia Helvetiorum de Wilhelmo Tellio, qui Saxone posterior vixit, sed Olafu Trygvini, de Endridio Pansa, mutuatum, qui, quo hunc ad fidem Christianam converteret, sororis ejus filium unico dilectum stipiti alligandum curavit, calculumque vertici impositum, ipse jaculo excussit, sine ullo pueri damno, jussitque imitari, aut se victum confiteri, simulque Christo consecrari; hoc enim solum certamini praemium propositum erat.* Posterius ex fabula de Hemingo Juvene desumptum, quem Heraldus Norvegiae rex, in Halogia e summo montis jugo, super constrata nive declivia, ligneis asseribus decurrere jussisse traditur etc. Torf's und Hemming's Schlittschublauf erinnert also in anderer Weise an Odin, d. h. als Schlittschubläufer Uller; und der Befehl e summo montis jugo liesse zugleich an die oben erwähnte Art der Weihe an Odin denken, welche darin bestand, daß man sich von dem „Walhallfelsen“ herabstürzte. Zu einer Zeit, wo Odin nur noch als sterblicher Herrscher gedacht wurde, konnte der König Niðung, der doch auch nur ein mythisches Wesen und gewiß nur die personifizierte Lebensfeindliche Aeußerung

Odins war, seinen Platz leicht an spätere historische Könige Dänemarks, Norwegens, Schwedens u. abtreten, wodurch die ursprüngliche Idee des Mythos ganz verloren gehen mußte; und die willkürlichen Thaten und Abweichungen in den spätern Ausbildungen der in der Vilkinasaga erhaltenen, unstreitig ältesten Form des Mythos, dürfen nicht mehr befremden.

Agil, welcher als Pfeilschütze der personifizierte Tod ist, den man sich in christlicher Zeit ja ebenfalls als Jäger mit Pfeilen denkt*), und welcher schon von Grimm (S. 306) mit Odin verglichen wurde, dessen Speer Gungnir mit Einem Wurf tödtete — Agil war also Midung**) selber, zu dem Agils Bruder Wieland gewiß nicht gekommen wäre, wenn er nicht sich zum Geschäft gemacht hätte, Hirnschalen zu Trinkschalen und Menschenknochen zu Messerbesten für den Tisch dieses Königs zu verarbeiten (Vilk. Sag. c. 35 vergl. S. 139). Der ältern Edda zufolge war Wieland selber ein König und zwar der Elfen. W. Grimm (Heldenag. S. 388) meint zwar: Vblund gehöre zu den Lichtelfen, allein Schreiber erinnert daran, daß die in Wäldern und Felsen wohnenden Nachtelfen (Svart-Alfar Edda Soem. III. 275 sq. vorzugsweise Zwerge und Trolle genannt) die eigentlichen Metallarbeiter sind, welche zwar von den Aesen verfolgt, aber auch bittweise angegangen werden, sobald sie der Waffen oder des Geschmiedes bedürfen. Eine Felsenhöhle auf der schwedischen Insel Verlehall bei Alletorp soll Velants Schmiede gewesen seyn. Velants Harnad in Skonen leitet seinen Namen

*) „Des Todes Strale (Pfeile) hat sie gar verstreiten Lit. 3770.“

**) Die Wurzel mid bedeutet: schaden, verletzen, so wie Agil von ag: fesseln, verwunden, abstammt.

von Valants (Wielands) Aufenthalt daselbst ab, und führt Hammer und Zange im Wappen. Daß das von Wieland geschmiedete Schwert des Todes *) Waffe war, daß er wahrscheinlich auch die vielbesprochenen Pfeile seines Bruders Sigil oder Egel gespißt haben wird, darf kaum noch bezweifelt werden. Dunkel ist dieß in folgender Sage angedeutet:

Ein Mann ritt eines Morgens bei den Drebergen am Wege von Apenrade nach Jordkirch vorbei. Da hörte er in einem derselben schmieden. Der Bauer rief laut, man möchte ihm doch ein Häckerlingsmesser machen, und ritt weiter. Als er Abends wieder zurückkam, fand er auf dem Hügel wirklich ein nagelneues Messer liegen. Nun legte er soviel Geld dafür hin als der gewöhnliche Preis ist, und nahm das Messer mit. Da fand es sich, daß es von vorzüglicher Schärfe war, aber die damit geschnittenen Wunden waren unheilbar.

Im Gute Dollrott in Angeln ist ein Hügel, wenn man sich darauf schlafen legt, hört man drunter die Geister arbeiten. Ebenso kann man in dem großen Strußberg bei Heiligenhafen zu gewissen Zeiten, wenn man das Ohr darauf legt, es hämmern und pochen hören wie in einer Schmiede. (Müllenhof Schleswig-Polst. Nr. 386.)

Auf die sich hier aufdringende Frage: welche Zeit gemeint sey? antwortet Heinrich Schreiber im Taschenb. f. Gesch. Südb. II. S. 278: „Wer am Charfreitag sich mit dem linken Ohr auf die Erde legt, der hört zwar den Teufel schreien, muß aber in demselben Jahre sterben.“ Da aber „Tod und Teufel,“ seitdem der Letztere in die Hölle gesetzt war, zusammengeegelt sind (Grimm, Seite 814), so kann bei der Vorstellung, daß die Hölle im Bauche der Erde sich befindet, länger kein Zweifel obwalten, daß Wieland der Tod

*) Valant hieß auch der Teufel (Grimm S. 943).

feb. Dachte man sich doch auch nicht nur zu Virgils Zeiten, sondern noch im christlichen Mittelalter der Cyclopen ruhige Werkstätte, den Aetna, als den Eingang in die Unterwelt! Auch daß Wieland und seine beiden Brüder Walkyren heirathen, welche bekanntlich die Menschen für die Walhalla erküren (Grimm S. 389), und Odins Schlachtmädchen sind, verräth deutlich die Beziehung dieser Brüdertrias zum Tode.

Wenn aber das Schmieden bei den Germanen, wie bei den Indiern, denen die Diener des unterirdischen Kuberas — gespenstische Zwerge, welche das Schmiedehandwerk treiben — als dämonische Beschäftigung galt, so hatten sie doch auch von ihrem Stammvolke, den Persern, eine günstigere Meinung von dieser Beschäftigung ererbt. Als nämlich in Persien durch des tyrannischen Jobaks Mordgelüste die Noth auf's Höchste gestiegen war, steckte der Schmied Gao sein Schurzfell als Vereinigungszeichen auf. Es versammelten sich Viele, und Feridun an ihrer Spitze besiegte den Jobak in der Feldschlacht. Das Schurzfell des Schmiedes ward von Feridun zum Reichspanier gewirbt, und jeder nachfolgende König schmückte es mit neuen Edelsteinen. (Herbelot Bibl. or. II. p. 616). Daß diese freundlichere Seite der Schmiedethätigkeit bei den Deutschen durch die Vorstellung des Dämonischen und Zauberbastens nie ganz verdunkelt worden, beweisen folgende Sagen, in welchen sämmtlich der Schmied als Antagonist des Teufels auftritt:

Ein Schmied war so arm geworden, daß er weder Eisen noch Kohlen mehr hatte, da kam ein Reiter und wollte sein Pferd beschlagen haben; der Schmied sagte: er wolle nur erst im nächsten Dorfe Kohlen und Eisen borgen. „Beflht dir weiter nichts?“ sagte der Reiter, so will ich

ihr bald geholfen haben, unterschreib nur dies Blatt mit
 deinem Blut. Der Schmied ging darauf ein, ritzte sich
 den Finger und unterschrieb. Als er wieder aus der Stube
 herauskam, war der Hof voller Eisen und Kohlen. Er
 beschlug das Pferd, worauf der Mann wieder fortritt.
 Er aber bekam große Rundschaft, und ward wieder wohl-
 habend. Später ritt ein Anderer auf einem Esel herbei
 und ließ den beschlagen. Als es geschehen, sagte der
 Fremde: „Geld habe ich nicht, aber wünsche dir drei Dinge,
 und sie sollen erfüllt werden.“ Nun wünschte sich der
 Schmied einen Stuhl, worin jeder, der sich hineinsetzt,
 sitzen bleibt; einen Birnbaum, von dem Niemand, der
 hinaufgestiegen, ohne sein Geheiß wieder herabkam; und
 einen Sack, aus welchem ohne sein Geheiß Niemand wie-
 der herauskam. Der Mann auf dem Pferd war der Teufel,
 der auf dem Esel aber war der heilige Petrus ge-
 wesen. Wie Jener nun kam und das unterschriebene
 Blatt zeigte, und den Schmied als sein Eigenthum holen
 wollte, ließ dieser ihn auf den Stuhl nieder sitzen, und
 peitschte ihn durch, bis er zum Fenster hinausflog. Den
 zweiten Teufel lockte er auf den Birnbaum, den dritten
 in den Sack. Als der Schmied merkte, daß sein
 Tod sich nähere, ließ er sich sein Schurzfell
 umbinden. Er klopfte an das Höllenthor, aber die
 Teufel wollten ihn nicht. Er kam vor den Himmel, Pe-
 trus wollte ihn auch nicht, doch ließ er ihn hineinschauen.
 Da warf der Schmied sein Schurzfell in den
 Himmel, setzte sich darauf, und sagte: er sitze auf sei-
 nem Eigenthum, von dem ihn Niemand vertreiben könne.

In dieser von Grimm uns aufbehaltenen hannöver-
 schen Sage (Hausmärchen III. S. 144) bildet fol-
 gende einen Wendanten, denn in der Hauptsache ist sie
 dieselbe:

Im Münsterschen wird der Schmied von Bielefeld als
 solcher bezeichnet, der die drei Zaubergaben besaß. Der
 Schluss hat aber einige besondere Züge, nämlich als der
 Schmied auch von den Teufeln abgewiesen ist, geht er

zum zweiten Mal vor den Himmel, und stellt sich vor das Thor, zuzuschauen, wie die Seligen von dem heil. Petrus eingelassen werden. Es kommt ein Reiter mit Stiefeln und Sporn und will geradezu hinein, der Apostel aber sagt: „Glaubst du, daß man mit Stiefeln und Sporn ins Himmelreich bringt?“ Darauf erscheint eine fromme Jungfrau, der öffnet Petrus gleich das Thor, der Schmied benützt die Gelegenheit, und wirft sein Schurzfell hinterdrein. „Was wirfst du das schmutzige Schurzfell in den Himmel?“ fragte der Apostel. Der Schmied antwortete: „Ich wills wieder herausholen, wenns euch zu schlecht ist.“ Wie er aber im Himmel ist, breitet er es hinter die Thüre aus, und setzt sich drauf, und spricht: „Nun sitze ich auf meinem Eigenthum, und gehe davon nicht herab.“

In beiden Sagen ist das Schurzfell das Heilszeichen, welches den Besitz des Himmels sichert, und die Macht des Dämons bricht, ganz wie in der persischen Sage, wo das Schurzfell eines Schmiedes das Palladium des Reiches wird, weil dessen Besitzer den Jokat überwunden hatte. Jokat war aber Niemand anders, als der Teufel, was schon sein Name (der Dränger, Bedrücker) ausweist; und wie in der Apokalypse der Satan in den Tartarus angeschmiedet wird, ebenso Jokat im Gebirg Damawend von seinem Besieger an einen Felsen geschmiedet, wo er bis an's Ende der Welt verharren muß. Jokat hatte ein Jahrtausend regiert, wie Satan auf tausend Jahre aus der Hölle losgelassen werden soll; der Teufel soll sich als Koch bei Jokat vermietet und ihn mit Menschengehirn gefüttert haben. Aus den Schultern wuchsen ihm gefräßige Schlangen heraus, sämtlich Andeutungen seines diabolischen Wesens. Aber ein Schurzfell hatte ihn überwunden. Es muß also das Alterthum mit dem Schmieden nicht immer einen gehässigen Nebenbegriff verbunden haben. Daß im deut-

sehen Mädchen der Esel das gute Prinzip, das Stoff aber das böse repräsentirt, erklärt sich daraus, daß der erstere das Reithier des Heilands war, das Pferd aber an Odins Schimmel gemahnt, der ebenfalls einst bei einem Schmied einkehrte, hingegen von der christlichen Sage in den wütenden Jäger umgewandelt wurde (vergl. S. 22 Anm.), hier aber wiederholt als diabolisches Wesen auftritt.

Daß sich die Zwerge für ihre Dienste bezahlen lassen, hat man, da sie gewöhnlich den von ihnen begünstigten Sterblichen die Schätze der Erde öffnen, nur als Opfergabe zu deuten. Man brachte jeder Gottheit solche Geschenke, die ihr innerstes Wesen bezeichnen. So erhielt Charon den Obolus von den Todten, die er in die Unterwelt überfahren sollte, nicht als Fährgeld, sondern, weil er als Pluto auch Plutus ist, und eben dieser ist der Reichthumspender; wie Hermes aus demselben Grunde, weil er Seelenführer in's Schattenreich, und darum auch Pluto's unsichtbar machenden Helm (*Aidos xuvēn* Iliad. 5, 845) besitzt. Diefz führt mich auf die Gabe der Zwerge, sich unsichtbar zu machen, wenn sie die Nebel- oder Tarnkappe aufsetzen. Aber schon Grimm verglich Mercur's petasus mit Odins breitem Hut *); und die rothen Rappen — wovon die Rothmähnen in Skandern **) den Namen haben, oder die breiten Hüte der Zwerge, zu deren Familie

*) In einem eddischen Liede (Saem. 46b) heißt Odin: „der Breithutige“ (Stühöter), in einer Sage bloß der Hutige (Höter) Fornald 38g. 2, 25.

**) In Ostlandern halten die Knechte es sehr mit den Rothmähnen, weil sie ihnen die spröden Geliebten Nachts aus dem Bette holen und ihnen in den Pferdefall bringen. Wenn nun das Mädchen früh erwacht, ist es beschämt, und froh, wenn der Knecht schwigt. (Wolf D. S. Nr. 230.)

der Silberbeimer Kobold „Hütchen“ gehört*) — mit den Hüten der Patäken und Rabiren, die, ebenfalls ungestaltete häßliche Däumlinge (Dactylen = Fingerghüter), im Innern der Berge Erzarbeiten verrichten. Berner vergleicht Grimm (S. 126) mit Hermes, dem *δαίμων ἐσών*, d. i. dem Geber alles Guten, den Zwerg Sibiko, Kipichó, Siebich**), der mehreren Ber-

*) Auch Hütchen (niederf. Hübke) ist niedlicher Natur, wie die Rothmüßchen, doch necht er nur die Schuldigen. Bosartig ist der englische Kobold Couriquet, er führt den Wanderer vom rechten Pfade, und sein runder Hut ist von so ungeheurer Größe, daß er sich ganz in ihm einhüllen kann. (Austl. 1846. Nr. 333.) Wenn es glückt, sich der Müge eines Zwerges zu bemächtigen, dem wird er dienstbar (Comme Pommerste Sag. S. 261.)

**) Goth. giba, ahd. kēpo, l. e. Geber, die hinzugefügte Diminutivendung gibika soll bloß den Begriff des gütigen Gebers hervorheben (Grimm Gramm. III. 664.) Im Welttharicus heißt Guntharís Vater Gibicho (munificus). In mehreren Landschaften Deutschlands sind Felsen und Waldhügel nach Sibiko benannt, worunter am bekanntesten Gibichenstein, das jetzige Gibichenstein bei Halle, dessen die Annalisten des 11. Jahrhunderts als eines Magdeburgers Schlosses und Königl. Gefängnisses erwähnen — 1004 wurde hier der Baiernherzog Heinrich gefangen gehalten, 1014 der Longobarde Erpelin, 1027 Ernst von Schwaben, 1045 Herzog Gottfried von Lothringen, 1070 Ludwig der Springer — ferner Gevelkenstein bei Rieburg an der Weser, wo sich Heidengräber und ein sogenanntes Teufelsbett befinden; endlich ein Felsen Gibichenstein oder Hübichenstein, mitten auf dem Harz im Walde unweit des Försterhofes in Grund. Von diesem letztern gehen Volksfagen aus, in welchem (s. Harrys Sagen Niedersachsens 2. Abthl. S. 32–48) ein wohlthätiger Zwergkönig Gibich gerufen wird; also bringt sich bei der Annahme, Gibich sey Eigennamen, die Frage auf: Mit welchem Fug sollte der Genetiv vor „Stein“ auf menschliche Anbauer und Besitzer zu beziehen seyn? Folglich deutet sich Gibichenstein, wie Brunhildenstein, Triemhildenstein, Witgenstein u. a. m. nach Heiden und höhern Wesen, welche die Sage meist auf solchen in der Wildniß gelegenen Felsen haufen ließ. So mahnt das Teufelsbett des Rieburger Gibichensteins an Brunhildenbett auf dem Feldberg.

(Grimm in Haupts Ztschr. 1841. S. 575.)

gen in Deutschland den Namen gab. Dieser Zwergew-
 Waig im Harz erscheint als alter Mann mit grauem
 Bart, wie auch Obin härtig gedacht wurde, daher
 von seinem Cultus die Bewohner des obern Italiens
 Longobarden (Langbärte) genannt wurden. Harrys (nieder-
 sächs. Sagen II. S. 1) rühmt Obichs Freigebigkeit.
 Außer diesem soll er durch Spendung heilsamer Harz-
 kräuter Manchem die Gesundheit wieder verschafft haben.

Die Zwerge sind gleichbedeutend mit den Alben oder
 Elfen, auch diese haben einen König, den Alberich oder
 Alberon, bekannter unter seinem französischen Namen
 Auberon = Oberon. Sein Beiname „von Mons“
 scheint auf seinen Aufenthalt in Bergen (mons) hinzuwei-
 sen. In der Sage des Westens ein lockiger Knabe mit dem
 Lilienkengel (Wünschelruthe?), ist er in der Sigfried-
 sage ein milder Zwerg. Schon der Name Alf, Alb,
 Alb, bezeichnet ein Nachtgespenst, und noch andere Ei-
 gentümlichkeiten der Elfen geben sie als dämonische
 Wesen zu erkennen. Ihr Aufenthalt sind Höhlen, Klüfte.
 Innen ist freilich Alles glänzend, liebliche Musik tönt
 Nachts dort hervor. Bei Tage sind sie unsichtbar. Nur
 an Orten, wo Menschen selten hinkommen, halten sie
 ihre Ringeltänze, z. B. auf Leichenäckern, Wiesengrün-
 den, bei Bächen und Flüssen (wie die Nixen). Der
 erste Sonnenstrahl räubt sie auseinander. Ein Hut
 oder Käppchen, wozu sie meist die rothen Blü-
 thenglocken des Fingerhuts nehmen, bildet ihre Kopf-
 bedeckung, vermuthlich, um unsichtbar zu bleiben (vergl.
 oben). Da sie nur Nachts an die Oberwelt kommen,
 so sind sie freilich hinsichtlich der Nahrung nur auf
 den Thau angewiesen, den sie von den Blättern sam-
 meln. Dennoch stehen die Elfen, wie die Zwerge eben-
 falls, zuweilen in Beziehung zu den Menschen, vielleicht

als die ihnen von der Geburt bis zum Tode beigegebenen Schutzgeister? Gewisse Familien haben in Irland ihre besondern Elfen, denen diese ergeben sind, wofür sie aber in bedenklichen Fällen Hilfe, in tödtlichen Krankheiten Genesung erhalten. Weil sie aber ihren Elfen nach dem Tode zufallen, so ist der Tod des Menschen für sie ein Fest, wo einer der Ihrigen die Gesellschaft verstärkt. Daraus geht deutlich ihre unterweltliche Bestimmung hervor. Des Todten Bestattung feiern sie wie ein Hochzeitfest, durch Tanz auf seinem Grabe. Aber auch den Seelen der Verstorbenen werden, wie die Göthe'sche Ballade, „der Thürmer“ uns belehrt, Reigentänze auf Gräbern zugeschrieben. Die Kämpfe der Elfen finden Nachts auf Kreuzwegen statt. Die Elfen sind eigentlich vom Himmel verstoßene Engel, die nicht bis in die Hölle gesunken sind, aber ungewiß über ihre Zukunft, ob sie am jüngsten Tage begnadigt werden. Daher ihr Doppelcharakter, ihre Empfänglichkeit für das Gute, wie für das Böse*). In Erinnerung der ursprünglichen Lichttheilnahme wohlwollend gegen die Menschen, treibt sie doch das böse Element ihrer Natur zu verderblichen Streichen. Ihre Schönheit, die Pracht ihrer Wohnungen, ihre Fröhllichkeit ist Schein, ihre wahre Gestalt grausenhaft. Erblickt man sie, was aber selten ist, bei Tage, so zeigen sie ein dem weissen Blumenkohl ähnliches Gesicht, rothe Augen und graues Haar. Ihre selten vernehmbare Stimme ist die eines Greises; sie sind schadenfroß;

*) Der gemischte Charakter der Elfen tritt am deutlichsten beim Hügel-, Moos- und Sumpfvölkchen und den Hausgeistern hervor. Die Bergtrollen und Waldleute sind auch nur zu Zeiten böse, eben so der Red oder Rix.

obgleich unerfättlich, gedeihen sie doch nicht. Die bößern Elfen sind besonders in der Mainacht thätig, ihr Anhauch verursacht Deulen und Geschwüre. Aus dem Sage, daß der Gott, welcher die Plage sendet, sie auch abtreibt — woraus sich die doppelte Bedeutung des apollinischen Prädicats: Páan (Beschädiger und Arzt) erklärt — begreift sich auch, warum man den Zwergen, deren Anhauch oder Anblick bei Menschen und Vieh Krankheit und Tod hervorzubringen vermag (Irische Elfenm. XLV. CII.), dennoch auch die Kenntniß von Heilkräften der Steine und Pflanzen zuschreibt (Grimm, Myth. S. 420, 426). Wie sie den Herden Schaden können (D. S. Nr. 30. Wolf, N. S. Nr. 572:), so sorgen sie auch für dieselben (D. S. Nr. 298). Wenn ferner ihnen nachgerühmt wird, daß verwahrloste Kinder bei ihnen Speise und Unterkommen oder sonstige Hülfe finden (D. S. Nr. 298. Mone's Anz. d. Borz. V. S. 415, Arndt, Märchen I. S. 135, 156), so muß der ihnen gemachte Vorwurf des Kinderdiebstahls und des Unterschlebens von Wechselbälgen, Dickköpfen oder Kielkröpfen, die ungeachtet ihrer Gefräßigkeit nicht zunehmen, eine Verdrehung der ursprünglich heidnischen Sage seyn. Dieß zeigt sich schon daraus, daß, wenn der Wechselbalg zurückgenommen ist, die Mutter ihr rechtes Kind frisch und gesund, süß lächelnd, wie aus tiefem Schläfe erwachend, wieder findet (D. Sag. Nr. 81). Es hat sich also in der Obhut der Zwerge sehr wohl befunden, wie die Sagen es auch geradezu aussprechen, daß die Kinder, welche sie rauben, es bei ihnen besser haben, als bei ihren Eltern (D. S. Nr. 50). Der Glaube an Wechselbälge, bemerkt Müller sinnig, beruht darauf, daß Krankheit oder Mangel an Gedeihen eines Kindes die sorgsame Mutter, welche

es sich nicht zu erklären vermag, auf den Gedanken bringt, ein geisterhaftes Wesen trage die Schuld, das ein anderes Kind an die Stelle des übrigen untergeschoben. Man würde dieß aber den Jmmergen nicht bemessen, wenn der ursprüngliche Glaube ihnen nicht zugleich die Sorge für die kleinen Kinder zugeschrieben hätte. Der irische Cluricaune überlistet und wird überlistet, weiß von verborgenen Schätzen, entdeckt sie, aber nur gezwungen. Die Phuka (Puk, Spuk?) zeigt sich als Adler, Fledermaus, Rappe, jagt mit dem Menschen, dessen sie sich bemächtigt, über Abgründe, in die Tiefe des Meeres, sogar in den Mond hinauf. In Schottland denkt man sich den Einfluß der Elfen am Freitag am stärksten*). Sie reiten Nachts die Pferde müde, die sie aus den Ställen locken. Schweif und Mähne findet man am Morgen verwirrt, die Thiere keuchend. Dieß geschieht meist in den Julnächten. Gewöhnlich ist es ein ganzer Zug von solchen Geistern. An einigen Orten heißt dieser spukhafte Umzug Aaskereia oder Hoskelreia. In dem erstern Wort erkennt Grimm (Moth. S. 531) eine Andeutung, daß es ein Zug nach Asgard (asgardreida) sey, d. h. die Fahrt der Seelen gen Himmel. Zu Berkschire in England glaubt man, daß wenn Jemand am heiligen Abend allein neunmal um einen Elfenhügel gehe, linker Hand eine Thüre offen stehe, durch welche er hinein gelangt. Um wieder herauszukommen, muß er den jährlichen feierlichen Zug der Elfen am heil. Abend abwarten. Wer von den Leckerbissen, die sie ihm vorsetzen, kostet, ist — wie Proserpine, durch den Genuß eines Granatapfels in

*) Den Wassernixen gehört der Donnerstag.

Wuto's Behauptung, an ihren Entführer — immer an sie gebunden, und verwirkt die Gesellschaft der Menschen. Weil sich die Elfen mit Menschen begatten, so bedürfen sie oft einer Hebamme, deren Dienst sie aber reichlich belohnen. Mit Recht hält es Müller für eine Irübung des ursprünglichen Glaubens, wenn erzählt wird, daß menschliche Frauen häufig herbeigerufen werden, um freißenden Zwerginnen (D. S. Nr. 41.) oder Elfinnen (D. S. Nr. 68. und Lemme Sagen der Altmark Nr. 73., welche den Familiennamen *Alvensleben* erklärt, weil die Stamm-mutter dieses Hauses bei den Alfen gelebt) Hülfe zu leisten, obgleich die Bildung solcher Sagen für das trauliche Verhältniß, in welchem die Menschen zu jenen Geisterwesen stehen, Zeugniß gibt. Dreht man aber die Sache um, und nimmt an, daß die Zwerginnen bei der Geburt eines Menschenskindes zugegen sind, so gewinnt man eine Anknüpfung an den in der Edda (Saem. 188^a Sh. 19) ausgesprochenen Glauben, daß einige Nornen, welche bei der Geburt eines Kindes erscheinen, vom Geschlechte der Zwerge sind.

Die Elfen sind nicht nur ihrer Kunstgeschicklichkeit wegen berühmt, sie bringen auch das Schwierigste in wenigen Augenblicken zu Stande. Als Baumeister suchen sie ihres Gleichen, ihre eigenen Wohnungen halten Jahrtausende. Daß sie Kinder stehlen, wurde schon oben berichtet, aber auch auf schwangere Frauen machen sie Jagd, vielleicht wegen ihrer, obschon noch ungeborenen Frucht? Sollte ihre Neigung zu Kindern aus der Absicht hervorgehen, wie dieß Geisterart ist, nur mit unschuldigen Wesen zu verkehren? Die schändlichste Handlung der Elfen ist die, daß sie Menschen und Vieh mit einem Zaubergeschosß, dem Elfenkeil,

auch ein Schüsselchen voll davon.“ Und wie sie das Pflugstier umkehrten, da lag in der Furche ein weißes Tafelgebret, und darauf stand ein Teller mit frisch gebakenen Kuchen, und sie aßen dankbar und wurden satt. Abends beim Heimgehen waren Teller und Messer verschwunden, bloß das Tischtuch lag noch da, das der Bauer mit nach Hause nahm. (Grimm D. S. Nr. 298.)

Auf einem Berge in der Nähe von Kiel haftete ein besonderer Segen. Wenn der Bauer vom Morgen an gepflegt hatte, und nun endlich Mittag da war, so brauchte er nicht nach Hause zu gehen Essens halber, denn um diese Stunde stand da ein Tisch vor ihm, sobald er sich umkehrte, gedeckt mit feinem Tafelgeräth und beladen mit trefflichen Speisen. Das kam Alles von den „Unterirdischen.“ (Volksb. 1844, S. 91.)

Aus dem Vorhergehenden ist ersichtlich, daß die Zwerge sich mit den Schwarzelfen in das Patronat der Agricultur theilen. Letztere haben ja ihren Namen von ihrer Unsichtbarkeit, von ihrem Aufenthalt unter der Erde, deren Schooß das Samenkorn aufbewahrt, darum schirmen die Lichtelfen die bereits sichtbar gewordene, hervorgekeimte Saat, die Schwarzelfen aber die noch verborgene Frucht. Darum opferte man den letztern den Ackerstier, röthete den Hügel, unter dem sie hausten, mit seinem Blut, und bereitete ihnen von seinem Fleische ein Mahl. Wie aber Demeter nicht nur das Samenkorn, sondern auch die Todten in ihre Obhut nimmt, und darum die „Schwarze (*μελωνς, μελαινη*) hieß, so sagt man von den Schwarzelfen, daß sie nicht bloß das goldene Haar (den Getreidehalm) der Erntegöttin Ceres (des Donnerers, d. h. des Sommergottes Saturn), das sobald es auf den Kopf gelegt wurde, wuchs, verfertigt hatten; sondern auch Odins Spieß Gungner, der in der Schlacht immer traf, das Geschloß des Todes. Unheil und Seuchen kommen von diesen unterirdischen

Elfen. Beschwörer und Zauberinnen, die man in Schweden „Kluge“ (kloka) nennt, können aber jene Uebel unwirksam machen, denn sie wissen genau, ob das Uebel von der Luft (den Elfen), dem Wasser (den Nixen), oder der Erde (den Berggeistern) kommt. Ist das Erstere der Fall, so darf der Sieche nur etwas von seinem Linnen oder Haar auf Dreikreuzwegen opfern, weil an solchen Stellen die Elfen sich versammeln. Im andern Falle wird ein Opfer am Donnerstag in den Fluß geworfen, und im letzten Falle legt man beim Sonnenuntergang des erwähnten Wochentags *) ein Stück Metall, einen Pfennig u. in den Elfentopf, um die Geister zu versöhnen. Diese Elfentöpfe **) werden sorgfältig von klugen Frauen, Nachkommen der alten Horga-Bräute, bewacht. Sie beschmierem das Opfer mit Schweinfett — der Ueber wurde dem Odin geopfert! — verlesen Gebete und machen über dem Topf Kreuze. Afzelius (Schwed. Volksf. II. S. 287) berichtet: „Die Horga-bräute der Elfen fangen, wenn sie zu dem Kranken gerufen werden, damit an, daß sie geschmolzenes Blei in Wasser gießen, und aus den Formen, welche es

*) Auch den Zwergen ist dieser Tag geweiht. Im Gute Deyman war ein Dienstmädchen, die hatte einen Bräutigam, der sie von Zeit zu Zeit besuchte, aber nie sagte, wo er zu Hause sey und wie er heiße. An einem Morgen nun, als das Mädchen zum Melken ging, hörte sie auf der Koppel nebenan Einen lustig singen. Sie geht an den Haun, schaut durch den Busch, da ward sie einen Zwerg gewahr, der tanzte und sang:

Uns Margreit Dat nich weiß,
Dat id Hans Donnersdag heiß.

Da merkte sie, daß der Zwerg ihr Bräutigam sey. Als er wieder kam, sagte sie: sie wolle nichts mit ihm zu thun haben, er wäre ein Unterirdischer. (Müllenhof Schlesweg-Polst. und Lauenb. S. 578.)

**) Elfentöpfe oder Eisenmühlen (Aisgnämar) sind kleine rund ausgehöhlte Steine. Auf diesen sitzen die Elfen.

annimmt, schließen sie auf die Einwirkung der Elfen, und stellen, nachdem sie sich haben bezahlen lassen, am nächsten Donnerstag eine neue Operation an, die sie „den Elfen schmieren“ nennen.“ — Daß die Schwarzelven, wenn sie sich von einem Sonnenstrahl überraschen lassen, in Stein verwandelt werden, was kann dieß anders bedeuten, als daß todtes Gestein, Fels und Klippe, in der Nacht als gespenstische Wesen sich ausnehmen?

Ich muß hier noch einmal auf das Etymon des Wortes Elf zurückkommen, weil sich daraus am leichtesten beweisen läßt, daß die Existenz der Nichtelven nicht so alt ist als die der Schwarzelven, d. h. daß die letztern von den Zwergen sich kaum trennen lassen. Sie sind sämtlich Geister der Finsterniß, abgeschiedene Seelen oder Todesboten. Grimm (Trisch. Elfenm.) meint: Wenn kein Denkmal vor dem 13. Jahrhundert in der hochdeutschen Sprache die Form *alp* enthält, so scheint es nur an der Veranlassung gefehlt zu haben, eines heidnischen, von den Schriftgelehrten verachteten Begriffß Meldung zu thun. Der Ausdruck aber ist uralte. In mittelalterlichen Gedichten ist die Form „*elbisch Feuer*“: Irrlicht, Elber, Elbin gebräuchlicher. Man denke hier an den Elberich der Nibelungen, der als Auberon in Frankreich, als Oberon durch die Normannen auch in England bekannt wurde (denn sonst müßte er dort, da *Ob* das engl. *Elf* ist, *Elfric* heißen haben). In ags. Denkmälern begegnet man sowohl dem einfachen *Alf*, als auch demselben in seinen Zusammensetzungen *Älfrie*, *Alfred*, *Elfride* etc. Bei den spätern altenglischen Dichtern (Chaucer) kommt *elve*, *elquene*, *elvish* u. s. w. vor. Am reinsten haben die nordischen Sagen und Gedichte die Benennung erhalten. Altnord. *alfr*, Plur. *alfar*, schwed.

elf, Mur. elfar, dän. elv, Mur. elve, in Zusammensetzung ellefolk, ellekonge, statt elvefolk u. s. w. Aus ellekonge ist durch Mißverständnis die unrichtige deutsche Uebersetzung „Elfkönig“ (f. Ellekönig, Elfenkönig) entstanden. (Daß Elfen Kinder und Jungfrauen fehlen, wurde schon oben bemerkt). Was sollte auch zwischen jenem Geist der Odhe'schen Ballade und der Erle für eine Verbindung denkbar seyn? (Grimm Vorr. zu d. Jr. Elfenm. S. LXI). Die Urbedeutung von alp. alf, alfr ist das lat. Albus (vgl. αλφειον Wehl, αλφειν', ein weißes Gespenst). Verwandt ist vielleicht der Flussname „Elbe“ (franz. Aube), ohne daß man darum bei den Elfen an Wassergeister zu denken braucht, was sie nur zuweilen sind. Wenn die Odha weiße und schwarze Elfen nennt, so unterscheidet sie die letztern als zwerghafte Bergbewohner. In den Kenningar kommt ein Zwerg Alfr vor. Die Lichtelfen aber sind durchsichtig (Luftgeister), ihre Kleider silberschimmernd, weil des Mondes Strahl auf sie fällt. Diese meint die Odha (Saem. I, 70 n. 231) mit der Bezeichnung: elfenansstrahlend. Die Erdelfen hingegen sind eine braune Gestalt in dunkelfarbenen Kleidern. Sie treiben ihr Wesen in der Nacht, der Sonnenstrahl verwandelt sie in Stein (Saem. I. 274 II. 44).

In Deutschland war ehemals der Begriff der Lichtelfen der allgemeinere, dieß zeigt der Umstand, daß seit der Bekehrung zum Christenthum engil, ebenso wie früher alp, zu Namenbildungen gebraucht wurde, vgl. Engilrich, Engilhart, Engilbert u. s. w. Die Elfen haben die Gestalt von Kindern, Alberich liegt als Kind von vier Jahren unter einer Linde, wo ihn Dinit kraß eines Ringes sieht, und meint ihn als Kind fort-

tragen zu können (Str. 99. 108). In der *Wifkina-Saga* (c. 26) bittet der Kleine den Dietrich, der ihn gepackt hat: er möchte seinen kleinen Leib und seine schwachen Glieder nicht zerdrücken. Im französischen Volksbuch ist Oberon: „drei Fuß hoch, sein Gesicht von himmlischer Schönheit“ (Oberon, qui n'a que trois pieds de hauteur, il est tout bossu, mais il à un visage angelique, il n'y a personne sur la terre, qui le voyant, ne prenne plaisir à le considerer, tant il est beau). Hingegen in den *Nibelungen* erscheint Elberich (Oberon) alt und bärtig (wie Odin). Bei der Zusammensetzung der Namen trat das christliche *engil* an die Stelle des heidnischen *alp*, und die Engel, deren kleine Gestalt in der Bibel und den Kirchenvätern sich nicht nachweisen läßt, denkt sich nun das Volk wie die Elfen, als schöne Kinder; aber bei deutschen Schriftstellern des 9. und 10. Jahrhunderts sind die Engel Jünglinge und werden Gottes Boten (*αγγελου*) genannt. Um 1250 änderte sich das, ein bairischer Prediger Berthold († 1272) sagt im Sermon von den Engeln, „daß sie allesamt sind jugendlich gemalt als ein fünfjährig Kind.“ Die Elfen haben aber keine Flügel, also mußte man diese von den Genien der Römer borgen. Indeß ließe sich das Geflügeltseyn der Elfen mit den Schwanenjungen beweisen. So erzählt eine schwedische Sage von drei schönen Elfinnen, die in drei Johannisnächten auf den Waizenacker eines reichen Landmanns geflogen kamen und dessen drei Söhne heiratheten. Auch sollen mehrere nordische Geschlechter von mütterlicher Seite geflügelte Elfen zu Ahnen haben. In Småland lebte eine Familie, deren Stammutter eine Elfenjungfrau war, die mit den Sonnenstrahlen

durch ein Aflloch in der Wand hereinflög und dem Sohn des Hauses sich vermählte. Er zeugte mit ihr vier Kinder; sie verschwand aber hernach auf dieselbe Weise, wie sie erschienen war. Bekannt ist die Vermählung Wielands und seiner beiden Brüder mit drei badenden Schwanenjungenfrauen, deren schönste, von einem der Jünglinge ihres Federgewandes beraubt, 7 Jahre sein Weib wird, bis er ihr einst ihr Schwanenhemd zeigt und sie in demselben fortfliegt. Da Schwan und Gans in der Symbolik Gleiches bedeuten, die Gans aber, wie weiter unten gezeigt werden wird, zu Zauberreien diente, so möchte das Schwanenhemd der Elfen mit der Kappe des Zwerges dasselbe bedeuten. Der Besitz Weiber gibt Gewalt über deren Eigenthümer. Die Vermählung Wielands und seiner Brüder mit jenen Elfen dient als ein neuer Beleg, wie beide Wesen in einander übergehen; denn ob schon auch Wieland ein Elfe, so war er doch bei Zwergen in der Lehre gewesen. Alberich hat glänzende Gewande. Die schottischen Elfen schildert Cromak als von kleiner Gestalt, aber wohl proportionirt, von heller Gesichtsfarbe, mit langem gelben, über die Schulter fallendem Haar, das über den Augen durch goldene Rämme gehalten wird. Sie tragen einen Mantel von grünem Zeug mit eingewirkten Blumen, grüne Beinkleider, zugeknöpft mit seidenen Baumeln und flückerne Schuhe. Sie haben Röhren von Ratternbalg, und Bogen aus den Rippen eines Mannes gemacht, der da begraben ist, wo dreier Herren Länder zusammenfloßen; ihre Pfeile sind aus Schilfrohr, mit Blindensteinen beschlagen und in Schierlingsfaß getaucht (also Odins Speer im verkleinerten Maßstabe); sie reiten auf Pferden (wie Odin), deren Hufe nicht einmal den Thau einer Hyacinthe abschlagen würde. Mit

ihren Pfeilen schießen sie nach dem Vieh derjenigen, von denen sie beleidigt worden sind. Die Wunde ist nur für Leute von höhern Gaben bemerkbar, diese können sie auch heilen (Keightly Myth. II. S. 192). Die Elfen Irlands sind von 18 Zoll Höhe. Von ihrer Winzigkeit läßt die Art und Weise schließen, wie sie sich in die menschlichen Wohnungen stehlen. Einer aus dem Haufen versucht es, das Schlüsselloch in der Thür zu ersteigen. Er trägt einen Zwirnknaul bei sich, an welchem er sich inwendig herunter läßt, und es an irgend einem Möbel befestigt. Die, welche draußen sind, bereiten sich zum Einmarsch in die Speisekammer in folgender Ordnung vor: Boran marschirt der Sackpfeifer mit feierlichen Schritten und spielt einen Elfenmarsch, dann steigen die Andern, Eines nach dem Andern, auf den Gaben und folgen ihm. Sie schreiten unter der Wölbung des Schlüsseloches durch, und begeben sich an der andern Seite herab. Dann springen sie leise, Eines nach dem Andern, auf den Boden, und vollführen den Diebstahl (Ebd. II. S. 211). Die Tracht der Unterirdischen ist moosgrün, in schottischen, walisischen, schottländischen und deutschen Sagen („Moosweibchen“), in Norwegen blau, in Dänemark grau; die mit den Menschen in Verkehr stehen, sind Rothröcke. Eine Schweizerfage läßt die Zwerge in langen Mänteln dahetrippeln, welche ihre Füße ganz bedecken. Das wäre denn wieder Odins Mantel, wie sein Hut bei den obengeschilderten Zwergen mit der unsichtbar machenden Nebelkappe („Rothmützen“). Was nun die letztere anbetrifft, so ist sie in Dänemark und Schweden roth, die preussischen Zwerge tragen spitze, aufgesträumte Hüte, die Bergmännlein haben weiße Hauptbedeckung. Wer die Mütze des Zwergs sich verschaffen kann, hat

auch ihren Eigenthümer in seiner Gewalt. Auf diese Art war Siegfried Elberichs Meister geworden, weil er ihm die Tarnkappe entwendet hatte. Zwerge, die so lange geschlagen wurden, bis man ihre Mütze traf und diese abfiel, wurden dadurch sichtbar und machtlos. Daraus erklärt sich die Wichtigkeit der Kopfbedeckung bei den Elfen. Demnach ist es begreiflich, daß die norwegischen Erdgeister, obwohl sonst ganz nackt, doch einen heruntergeschlagenen Hut auf dem Kopfe haben. Aber auch die alten Römer dachten sich den Hut vom gespenstischen Incubus oder Nacht-Abz unzertrennlich (Petron. e. 38). Sie konnten, als Abkömmlinge der Phönizier, freilich dabei an die spizen Hüte der zwergartigen Vastaken (Kabiren) gedacht haben, die auch auf etruskischen Grabgemälden vorkommen.

Im nordischen Volksglauben ist das Echo die Sprache der Berggeister — wer denkt nicht hier an die Geliebte des in Arcadiens Bergen verehrten Pan, der panischen Schrecken verbreitet? — in Schweden flüstern die Elfen, der deutsche Kobold Hinzelmann hatte eine Knabenstimme. Die Willis der Serben haben die Stimme des Erechts *). Eigentlich denkt man sich die Elfen, wie die Römer ihre Laren, sprachlos, darum heißen sie in Irland „das stille Volk“. Jedes Geräusch, namentlich aber Glockengeläute — weil es zum christlichen Gottesdienst ruft — vertreibt sie. Dieselbe Abneigung dagegen äußern die Zwerge. Oft haben sie in ganzen Schaaeren einen Ort verlassen, wo Ansiedlungen der Menschen einen Kirchenbau veranlaßten, und lediglich des verhassten Glockentones wegen. Dieses beweist neuerdings,

*) Auch die Willis sind eigentlich abgeschiedene Seelen. Wir werden später auf sie zurückkommen.

daß sie dämonische Wesen sind, denn um sie von dem Lohien abzuhalten, wird bei Begräbnissen geläutet.

Die Speise der Elfen ist nicht in allen Ländern dieselbe. In Irland leben sie (als Nachtwesen) nur vom Erbau, aber in Deutschland wird ihnen eine Schüssel Milch, in Preußen sogar Bier und Brod des Nachts hingesezt, dann die Thüre verschlossen. Am andern Morgen findet man, daß sie davon geessen. W. Scott (Minstrelsy II. S. 163) gedenkt einer Käsequelle auf der Spitze eines Berges in Penbleshire, weil jeder Vorübergehende in diese den Elfen geweihte Quelle Käse als Opferspende hineinwarf.

Die Elfen leben in Genossenschaften, in Irland und England haben sie eine Königin; im schottischen Hochland, in Schweden und Norwegen einen König. Esberich, der Elfenkönig, trägt eine Krone; Laurin *) ist Zwergkönig. In Island ist das Verhältniß am meisten ausgebildet. Dort ist der unterirdische Staat dem menschlichen fast ganz ähnlich. Ein Elfenkönig wohnt in Norwegen, und dahin reist der Statthalter nebst einigen Untertbanen, alle zwei Jahre Bericht abzustatten, dann wird Recht gesprochen und gehandhabt (Tr. Elfenm. LXXXI). Nach dänischen Sagen bewachen Elfenkönige auf den Vorgebirgen das Land. In Seeland (zu Sjalsköt) regiert der Elfe Tolf (Trolf). Sonntagkinder haben ihn beim Sonnenschein sich im Grase wälzen sehen. In der letzten Nacht des Jahres gebraucht dieser Regent neun neue Hufeisen **), die er sich aus irgend einer Schmiede holt. Den Elfenkönig auf Bornholm hört man, wenn Krieg ausbricht, pfeifen und

*) Der Name bedeutet den Unsichtbaren, *larva* = larva.

***) Deren mythische Bedeutung s. S. 88.

trommeln. Noch andere Geisterkönige residiren auf den Inseln Rügen, Røen und Neveß. Der Elfenkönig auf Røen und jener von Neveß befeinden gemeinschaftlich den Borgebirgskönig von Rügen, der beständig in die See hinauslugt, um auf Ueberfall gefaßt zu seyn. Nach anderer Meinung herrscht jedoch nur ein einziger König über alle drei Eilande. Er fährt in einem kostbaren, von vier Rossen gezogenen Wagen von einem Borgebirge zum andern. Bei solchen Fahrten fängt die See an zu tosen und zu schäumen, das Wasser wird finster und trübe, und das Schnauben und Wiehern der Rosse hört man weithin. (Also eine wilde Jagd = Sturmesgebrause, der Wagen ist wohl Odins Himmelswagen, oder Wuotans Höllenkutsche, vgl. S. 69). Auch die schwedisch-norwegischen Berggeister haben ihre Könige, die sich aber häufig mit Jungfrauen aus dem Menschengeschlecht verbinden.

Wie die Niten, sind auch die Elfen musikalisch. In Norwegen wird die Musik der Unterirdischen als dumpf klingend und klagennd geschildert. Auf Seeland kennt man ein Elfenkönigstück, das Alt und Jung, selbst leblose Dinge, zum Tanze treibt. (Wer denkt hier nicht an Oberons Horn?) Auch der Spieler selbst kann nicht ablassen, wenn er nicht versteht, das Lied genau rückwärts zu spielen, oder ihm Jemand von hinten die Saiten der Geige zerschneidet.

Der wilden Jagd ist der Tanz entgegengesetzt, wie das Regelmäßige dem Unordentlichen. Wie wir oben Orion auf die Thiere im Thierkreise Jagd machen sahen *), so ist noch mehr der Elfantanz dem Untkreis

*) Auch die Scandinavier kannten eine Jagd, deren Local der Himmel. So werden Sonne und Mond von den Wölfen

der Gestirne entnommen. Das Jahr tanzt als Zeit in seinem Kreise, Sonne und Mond tanzen ihre Bewegung am Himmel herum, ihre Bahn ist der Ring, den sie durchlaufen, also durchtanzen müssen. Beachtet man, daß wie in Indien und Persien auch bei den Germanen und Scandinaviern das Ross Jahrshymbol war*), daher es vor allen andern Thieren dem Odin geheiligt war, daher das Rossopfer verbunden mit Drakeln, um die Zukunft des neuen Jahrs zu erforschen**); erinnert man sich an das große, aus 99 Rossen bestehende Rossopfer, welches alle neun Jahre neun Tage hintereinander in der Julnacht (Sylvesternacht) in Seeland (Mone eur. Hdt. I. S. 170) dargebracht wurde, so können die neun Hufeisen, die jener Elfenkönig in der Sylvesternacht (wohl nur in jeder 9ten) sich schmieden läßt, nur calendarische Beziehung haben, und Odins Reitross oder Rossesgespann ist aus begreiflichen Gründen von ihm unzertrennlich. Er ist der Elfen König, und steht zu ihnen in einem ähnlichen Verhältnis wie Hermes (Mercur) zu den gespenstischen Laten als deren Erzeuger.

Wenn die Elfen fehlen wollen, bedienen sie sich des

Stole und Hute verfolgt, die sie am Ende der Zeiten erreichen werden.

*) Das indische Rossopfer heißt Aewa medha. Ein Upanishad des Yagu-Beda lehrt dessen verborgenen Sinn: „Des Rosses Körper ist das Jahr, seine Füße die Jahreszeiten, seine Knochen die Fixsterne, welche die 28 Stationen des Rundes bilden u. Das Wunder, welches Joroaster an des persischen Königs Guffas (d. i. sprechendes, orakelndes Ross) Pferd verrichtet, daß es allmählich ein Wein nach dem andern aus dem Leibe zieht, spielt auf die Jahreszeiten an. Bei den Persern wurden nur 7 Rösser geopfert.“ (Creuzer Symb. I. S. 725.)

**) Bei den Deutschen (Mone eur. Hdt. II. S. 19.) und bei den Slawen (Edbf. I. S. 70. 186. 189.)

Wirbelwindes (Ir. Gism. XXXVIII), wodurch man wieder an Odin oder Wuotan gemahnt wird, der, als wilder Jäger durch die Häuser hindurch tosend, das Brod vom Schragen stiehlt (Müllenhof Nr. 497). Auch reiten die Elfen und Zwerge — wie Odin — nur auf weißen Klappern. In der Weihnacht brausen die grün bekleideten Elfen durch Wälder und Gassen dahin. Man hört Hörnerklang, Pferdegetrappel, Gallogeschrei, deßhalb heißen diese unterirdischen Elfen „das wüthende Heer“ und auf der Insel Mönne ist ihr Anführer „Ordn Jette“ (Thiele dän. Sag. I. 196). Es ist ebenso gefährlich, diesen Zug zu sehen, als der Anblick des am ersten Naimorgen seinen Umzug auf weißem Rosse haltenden, mit seinen leuchtenden Elfen (verklärte Geister, Odins Einherien) aus dem See Killarney in Irland aufsteigenden D'Donoghue segensreich ist. Auch diesen mythischen Helden hat die Sage in's Menschenleben herabgezogen:

D'Donoghue herrschte in dem Lande, welches den reizenden See Lean, jetzt See von Killarney genannt, umgibt. Weisheit und Gerechtigkeit zeichneten seine Regierung aus; Glück und Wohlfahrt seiner Unterthanen waren die Folgen. Sein Ende war geheimnißreich. Auf einem seiner glänzendsten Possesse kam ein prophetischer Geist über ihn, und er sagte die Ereignisse künftiger Zeiten voraus. Seine Zuhörer horchten, bald von Staunen ergriffen, bald in Unwillen entbrannt, bald vonummer gebeugt, je nachdem er die Tapferkeit, die Ungerechtigkeiten, die Verbrechen und das Elend ihrer Nachkommen offen verkündigte. Mitten in diesen Prophezeiungen erhob er sich langsam von seinem Sitz, bewegte sich in feierlichen, gemessenen Schritten nach dem Ufer des Sees, und ging ruhig auf der Oberfläche des Wassers fort, das unter seinen Füßen nicht wich. Als er beinahe die Mitte erreicht hatte, blieb er einen

Augenblick stehen, dann lehrte er sich langsam um, schaute zurück nach seinen Freunden, und, die Arme gegen sie bewegend, entwand er. Das Andenken an ihn ist mit Ehrfurcht bewahrt worden. Man glaubt, jedesmal am ersten Mai, dem Jahrestag seines Scheidens, Morgens bei Sonnenaufgang, komme er wieder, sein altes Reich zu besuchen. Nur wenigen Begünstigten ist es vergönnt, ihn zu sehen, und wem diese Auszeichnung zu Theil wird, der betrachtet sie als eine glückliche Vorbedeutung. Ist es Vielen gestattet, so gilt es als ein Zeichen reichlicher Ernte, ein Segen, dessen Mangel während der Regierung dieses Fürsten von seinem Volke niemals gefühlt wurde. — Einige Jahre waren verstrichen, seit der letzten Erscheinung des D'Donoghue. Der April war diesmal auffallend stürmisch gewesen, doch am Morgen des 1. Mai hatte sich die Wuth der Elemente gelegt. Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne vergoldeten eben die Gipfel der Berge, als das Gewässer beim östlichen Ufer des Sees plötzlich und heftig bewegt wurde, obgleich der übrige Theil seines Spiegels ruhig und still lag wie ein Grabmal von geglättetem Marmor. Im nächsten Augenblick schoß eine schäumende Welle vorwärts, und glich einem stolzen Streitross mit hoch gekämmten Mähnen. Hinter dieser Woge erschien ein herrlicher völlig bewaffneter Krieger auf milchweißem Rosse. Schneelige Federn wallten prächtig von einem Helm aus glänzendem Stahl. Das Ross, stolz auf seine edle Last, sprang hinter der Welle auf dem Wasser daher, welches ihn wie festes Land trug, während Bogen von Schaum, der glänzend in der Morgensonne schimmerte, bei jedem Sprunge aufsprühten. — Der Krieger war D'Donoghue. Hinter ihm her kam eine zahllose Menge Jünglinge und Mädchen, die sich leicht auf der Oberfläche des Sees bewegten, wie Elfen im Mondenschein über luftige Gefilde dahin gleiteten. Sie waren durch Gewinde köstlicher Frühlingsblumen verbunden, und ihre Schritte folgten dem Takt einer bezaubernden Melodie. Als D'Donoghue beinahe die westliche

Ufer des Sees erreicht hatte, wendete er plötzlich das Pferd, und richtete seinen Lauf längs dem waldbegrenzten Ufer von Sleeca hin, vor ihm her die mächtige Woge, die wallend bis zum Nacken des Pferdes aufschäumte, dessen feurige Rüstern darüber wegschaubten. Der lange Zug der Diener folgte mit lustigen Seitensprüngen der Spur des Führers, und bewegte sich in unermüdlicher Lebhaftigkeit nach den Accorden der himmlischen Musik, bis sie nach und nach bei ihrem Eintritt in die Nebel, welche allezeit über einen Theil der See schweben, eingehüllt wurden, und vor den Augen der staunenden Zuschauer erblaßten. Doch die Töne der Musik erreichten immer noch ihre Ohren, und das Echo, welches diese melodischen Weisen erfaßte, wiederholte sie eifrig, und verlängerte sie in immer sanftern Klängen, bis endlich der letzte Laut dahin starb, und die Zuhörer wie aus einem seligen Traum erwachten. (Fr. Ekm. S. 191 ff.)

Diese Beschreibung D'Donoghues läßt uns schwer erkennen, daß er dem in der Christnacht, um die Zeit, wo die Sonne ihren niedrigsten Standpunkt erreicht hat, daher faulenden „Grön Jette“ *) gegenüber, der Wiederbringer des Frühlings ist, denn Jette ist der nordische Name für das Riesengeschlecht, mit welchem der Donnerer Thor Krieg führt. Jette war Wuotan, der winterliche Odin, der mit seinem Speer Tod Verbreitende; D'Donoghue, dessen Sichtbarwerden das Zeichen einer guten Ernte ist, der sommerliche Odin, für dessen Pferd die Bauern in Schonen und Blekingen auf dem Felde eine Garbe Hafer stehen lassen, als dankbare Spende für den von Odin ausgegangenen Feldsegen. Odins Ross haben wir schon oben als das befruchtende Wasser kennen gelernt, denn sein Huftritt lockt Quellen aus dem Boden, darum darf man sich nicht wundern, daß D'Donoghues Ross aus dem Wasser hervorkommt. Die

* D. i. der härtige Riese (Grimm S. 296.)

Witterung des ganzen Jahrs erkundete man aus dem ehemals dem Odin geschlachteten Rosse. Die Weissagungen galten als von Odin selbst ausgegangen, der sich mit seinem Opfer vereint hatte, und nun aus diesem, d. h. aus den Zuckungen des Thiers, aus dem Rinnen seines Blutes u. die Zukunft zeigte. (In Wiffjahren wurden dem Odin sogar Menschen geopfert, ja der König selbst, s. S. 145). Es ist demnach auch O'Donoghue's Sebergabe auf Odin — der in ihm nur unter einem andern Namen erscheint — zurückzuführen. Die Vorstellung, daß die Seelen, welche während ihres Erdenwallens einen tugendhaften Wandel führten, für ihrer Hinterbliebenen Wohl im Himmel als Fürbitter auftreten, wurde von der Volksdichtung hier so aufgefaßt, daß Odin — der als Ordn Fette den Zug lasterhaft Verstorbenen anführte — als O'Donoghue im Gefolge lichtglänzender Elfen (verklärter Geister) erscheinend, das Vorzeichen des Erntesegens wird. Käme er und sein Rosß nicht aus den Wellen hervor, würde Dürre zu befürchten sehn. Alle übrigen Zuthaten gehören der ausmalenden Dichtung an, und sind weiter keine nothwendigen Bestandtheile des Mythos vom O'Donoghue. Daß dieser in England bei den Malfpielen durch die Maske des „Mailords“ Robin Hood, und sein Rosß durch das hobby horse ersetzt wird, bezeugt deutlich, daß diese Mythe nur auf Odin als Frühlingsgott Beziehung habe, dessen kriegerisches Gewand ihn als den Sieger über die Dämonen der winterlichen Finsterniß zu erkennen gibt. In diesem Sinne hat auch der indische Kriegsgott Kartikaya die Plejaden (das Frühlingsgestirn) zu Ammen gehabt, und den Mars hatte Juno durch den Geruch einer Blume, ohne Zuthun eines Mannes empfangen. Daß Odin

vorzugsweise Schlachtengott war, daß alle Gefangenen daher ihm geopfert wurden, ist schon oben berührt worden, wie es sich auch von selbst versteht, daß Odin, in dessen Reich nur die Seelen der in dem Kampf Gefallenen aufgenommen wurden, selber nur als Krieger gedacht werden konnte.

Vor der Schnelligkeit der Elfen — Odin als Alles durchbringender Weltgeist — schwindet Zeit und Raum. Der Zwerg Muis in der Edda hatte alle neun Welten durchwandert (Alvismal IX). Dadurch erklärt sich, warum Odin, als weisester der Götter (Saem. '38^b), als Erfinder der Runen (Saem. 28^a 195^b), Odin, welcher Weissagungsgabe verleiht (Saem. 4^b), in den der Zukunft und alles dessen, was in der Entfernung geschieht, kundigen Elfen (Grimm D. S. Nr. 175, Thiele dan. S. III. 63) sich manifestirt. Die Bergmännchen klopfen den Bergleuten den Tod dreimal an (D. S. Nr. 37). Der Zwerg Alvis löst keine Frage des Gottes Thor unbeantwortet, überall ist er gewesen, jedes Ding ihm bekannt. Die Zwerge schneiden Runen, und lösen sie auf (Fr. Elm. LXXXVII).

Von der Kunstfertigkeit der Zwerge war schon oben die Rede, als ich des Schwertes gedachte, welches Wieland geschmiedet; aber auch der Elfenkönig Elberich hatte sich ein Schwert geschmiedet (Pnit Str. 122). Die Wilkina Saga schreibt ihm die Verfertigung der Schwerter Nagelring und Gafachs zu, und bemerkt bei letzterem ausdrücklich, daß es unter der Erde geschmiedet sey (Cap. 40), d. h. in der Unterwelt, denn es ist das Schwert des Todesengels, die Hippe oder Sense des Knochenmanns, Odins Speer, der sicher tödtet.

Swafarlami, der Zweite in Odins Nachkommenschaft, König von Gardarike (Rußland), ritt einm auf die Jagd,

konnte aber den ganzen Tag kein Bild treffen. Als die Sonne sank, fand er sich so tief im Walde, daß er sich nicht mehr zurecht finden konnte. Unfern erblickte er vor einem Hügel zwei Zwerge, er zog sein Schwert und schnitt ihnen den Rückweg ab, indem er sich zwischen sie und den Hügel stellte. Sie boten ihm Lösegeld, und er fragte sie nach ihren Namen: der eine hieß Dyrn, der andere Dwallin. Da wußte er, daß sie die geschicktesten aller Zwerge waren, und legte ihnen auf, ihm ein Schwert zu schmieden, das nie rosten dürfe, durch Eisen und Stahl, wie durch Zeug dringen müsse^{*)}, und dem Besizer in jedem Kampfe den Sieg erringt. Unter diesen Bedingungen wollte er ihnen das Leben schenken.

Er kehrte an einem bestimmten Tage zurück, die Zwerge kamen hervor und überlieferten ihm das Schwert. Als Dwallin in der Thüre war, sagte er: „dieses Schwert wird das Verderben eines Mannes seyn, jedes mal wenn es gezogen wird, drei der schändlichsten Thaten werden damit geschehen, und dein Verderben wird es auch seyn.“ Darauf schlug Swafarlami so nach dem Zwerge, daß die Klinge den festen Stein durchdrang. Er wurde nun Herr des Schwertes, und nannte es Tyrning, trug es in jedem Gefecht, und schlug damit den Riesen Thlaffi.

Kurz nachher wurde er von dem Berserker **) Andgrim, der darauf Herr des Schwertes wurde, erschlagen. Als die 12 Söhne Andgrims mit Hialwr und Oddur (Präd. Odins) um die schöne Ingeborg fechten mußten, trug Argantyr das gefährliche Schwert, die Brüder wurden aber alle im Gefecht erschlagen. Argantyr hinterließ eine einzige Tochter, die, als sie erwachsen, Mannskleider anlegte, den Namen Hervardar annahm, und sich zu einem Pausen Wikinger gesellte. Da sie wußte, daß das Schwert Tyrning mit ihrem Vater begraben war, so beschloß sie,

*) Gegen das Schwert des Todesengels schützt kein Harnisch.

**) Die Berserker waren Krieger, die bei dem Gedanken an Kampf vom solchen Wuth entflammt wurden, daß sie in ihre Schilde bißen, durch Feuer liefen, glimmende Kohlen verschluckten u. s. w.

den Lobten zu erwecken, um das Zauberswort zu erlangen. Pervar ging sodann an den Hof des Königs Gudmund, und da sie eines Tages mit dem König spielte, trug es sich zu, daß einer der Diener Tirfing nahm und ansah. Aber dieses Unheilswort kam stets nur zum Verderben eines Menschen ans Tageslicht. Deshalb sprang Pervar auf, ergriff das Schwert, und schlug dem Diener das Haupt ab. Darauf kehrte sie zu ihrem Großvater Biarmar zurück, wo sie, weibliche Gewänder anlegend, sich Gudmunds Sohn Hausud vermählte, dem sie Argantyr und Feidrakt gebar, Ersterer war mild, der Andere heftig. Hausud wollte dem Feidrakt nicht erlauben an seinem Hofe zu bleiben. Als dieser daher weggriff, schenkte ihm seine Mutter nebst andern Gaben das Schwert Tyrfing. Ehe er von seinem Bruder schied, zog Feidrakt das Schwert, um es zu betrachten; kaum fiel das Tageslicht auf die gefeilte Klinge, als die Berserkerwuth über ihn kam, und er seinen Bruder erschlug. Er begab sich nun zu den Wikingern und erhielt für seine dem König Harald geleisteten Dienste seine Tochter Selga. Tyrfings Bestimmung war aber den Tod überall auszusenden, und so fiel Harald von der Hand seines Schwiegersohnes durch dieses Schwert. Später war Feidrakt in Rußland, wo er den Sohn des Königs in die Pflege nahm. Auf einer Jagd hatten sich Beide von ihrem Gefolge entfernt, als sich ein Eber zeigte. Feidracts Speer zerbrach an den Pauern des Thiers, da zog er sein Schwert und tödtete es. Tirfing aber konnte nur durch Menschenblut beruhigt werden. Feidrakt wandte sich um, und da er nur seinen Pflegesohn erblickte, so erschlug er diesen. Endlich wurde er im Bette von seinen Sklaven, die das Schwert ihm nahen, ermordet, aber sein Sohn und Nachfolger, Argantyr, tödtete sie, und bekam das Zauberswort wieder. In der Schlacht gegen die Hunnen richtete er ein großes Unthad an, unter den Erschlagenen fand man aber seinen eigenen Bruder Landr. So endet die Geschichte vom Zwergschwert Tyrfing.

Daß diese Mythe nur auf Obin sich bezieht, dessen Todeswaffe hier nicht mehr der Speer Gunguir,

sondern das Schwert Tirfing ist, welches schon etymologisch seine Bestimmung andeutet *), geht daraus hervor, daß Swafarlami geradezu als Odins Nachkomme bezeichnet ist, daß der zweite Besitzer des Todesymbols Andgrimn, d. h. Angrim, Arndgrim: Adlergrim (wie Uhlant übersetzt) Odin als Nar ist, der auf seine Beute niederstürzt (Ueber den Adler, dessen Gestalt Odin als Sturmgeist annimmt, s. S. 73). Oddur ist schon von Geijer (Urgesch. Schwed. S. 303) als Prädicat des wütenden Odin erkannt worden. Argantyr ist offenbar Sängatyr, ein Prädicat Odins (Grimm S. 178) als Kriegsgott. (Ueber Argantyr vgl. Grimm a. a. O. die Anm.). Argantyr's Tochter nimmt nur den Namen Harbarðr an, wenn sie Mannskleider trägt. Das Eddalied von Grimnir führt diesen Namen unter Odins Prädicaten auf, und bedeutet er: Hartbart, Bartreich, eine Anspielung auf die mit Odins Bart verglichenen Wolken. Uhlant sagt: „Wenn Harbarð sich als denjenigen bezeichnet, der den Kämpfen nachzieht, Fürsten aufreizt und niemals versöhnt, so ist dieß ganz und gar Odin, wie er überall in der nordischen Heldensage umgeht. Heidr heißt bei Grimm (S. 994) eine der lustreitenden Valkyren oder Todwählerinnen, welche die im Kampf zu Fallenden aussucht, also wird Heidrafr nur die männliche Form dieses Namens gewesen seyn. Daß der Wechsel des Geschlechts der Idee keinen Eintrag that, erfieht man aus Harbarð, sonst Odin, hier ein weibliches Wesen. Daß Heidrafr wirklich kein anderes als Odin sey, geht daraus hervor, daß der von

*) Die Wurzel Tirf findet sich in folgenden englischen Wörtern wieder, die Tod und Zerstörung bedeuten: Dirk, ein Dolch (das k steht für t, vergl. dwarf = Zwerg), dart, Pfeil, tarve, sterben (barben, verderben.)

Heidrafr erschlagene Laubr als sein Bruder aufgeführt wird, und bekanntlich wird an Loki's Statt zuweilen Lodr neben Heidr und Odin aufgeführt (Grimm S. 221). Loki ist aber Odins Bruder (die Loke), wie Lodr das Lodernde Feuer. Der von Heidrafr erschlagene Lodr oder Laubr ist also die vom Sturmwind ausgelöschte Flamme, gleichwohl sind Beide Brüder, denn ohne Luft kann das Feuer nicht bestehen. Daß das Schwert Tirking nur der Form, nicht aber dem Wesen nach, von Odins Speer Gungnir verschieden ist, erweist sich aus seiner, von der Edda gegebenen Beschreibung: „Alle, über die der geschossene Speer fliegt, sind dem Lode geweiht.“

Da Wieland, der Verfertiger des Schwertes Miming, bei den Zwergen in die Lehre ging, und zwar Mimir sein Meister hieß, so dürfte auch dieses berühmte gewordene Schwert nur ein anderer Name für dieselbe Idee seyn, denn was im Innern der Berge, dem Licht entrückt, geschmiedet wird, kann nur auf Nacht und Tod sich beziehen. Man könnte vielleicht durch den Umstand, daß Odin bei Mimir ein Auge verpfänden mußte, auf ihn als einen Jupiter Stygius schließen. Das Auge blühte Odin ein, weil er aus Mimir's Brunnen zu trinken begehrte. Eben so heißt es von den Elfen: wer Speise oder Trank von ihnen anrührt, ist ihnen auf immer verfallen. Da Odin unsterblich, so konnte er nicht ganz dem Reiche der Nacht verfallen, sondern behielt noch das andere Auge, um am Tage den Sterblichen leuchten zu können, gleichwie Proserpine durch den Genuß des Granatapfels den Winter hindurch im Besitz der Pluto's bleibt, obgleich dieser sie anfänglich gar nicht mehr dem Licht wiedergeben wollte.

Andere Kunstgebilde, z. B. Metallschuhe der Zwerge, machen unsichtbar.

Der irische Zwerg Gluricaune, ein kleines altes Männchen mit verkrüppeltem Gesicht, auf dessen erbsenfärbigem Noth große Knöpfe sind, und der nicht nur an seiner Greifengestalt, sondern auch durch seinen aufgeträumten Hut sich als ein *Dvin en miniature* zu erkennen gibt, hat sich die Metallschuhe, die er trägt, selbst verfertigt. (Vielleicht waren ursprünglich solche neben den Hufeisen in der S. 88 erwähnten Kirche zu sehen?). Daß die Elfen zum Tode in Beziehung stehen, verräth der Volksglaube, daß sie unsichtbar einen Schlag versetzen, der Lähmung zur Folge hat, daß ihr Anhauch Weulen und Geschwüre erzeugt u. In Wales glaubt man: schon der bloße Anblick eines Elfen bringe Wahnsinn und Tod, letztern oft erst in Jahresfrist.

Wo Elfen getreten sind, darf das Vieh nicht grasen. Berührt ein Thier die Stelle, wo Elfenspeichel liegt, so wird es von der Seuche (Elfenfeuer) befallen. Sollte nicht dadurch die vergiftende Ausdünstung der Todten gemeint seyn? In der *Edda* (*Alvismal* II.) sagt der Gott zu dem Zwerg: „wie bist du so fahl an der Nase, warst du im nächtlichen Dunkel bei einer Leiche?“ Wenn *Giberich* in den *Nibelungen* als alt und bärtig (wie *Dvin*), im *Ötnit* aber als schönes Kind beschrieben wird, so bezieht sich vielleicht die erstere Beschreibung auf das Aussehen der Todten, da bekanntlich selbst Kinderleichen die Zähne eines Greises annehmen, die Knabengestalt bezieht sich dann auf die von dem Leibe freigewordene Seele. Bildeten doch auch die Griechen die Psyche als Kind ab! und was sind ihre Genien anders, als Seelen Verstorbener, die schützend ihren Angehörigen zur Seite stehen? So erklärt sich auch der

bald menschenfreundliche, bald feindliche Charakter der Elfen und Zwerge. Wenn die alten Römer im November und December keine Ehen schlossen, weil die Lemuren umgehen, von deren lebensfeindlicher Gesinnung man sich nichts Gutes versah, so findet sich auch bei den schwedischen Elfen eine Parallele. Wie Afzelius berichtet, kommt es noch jetzt öfter vor, daß ein Bräutigam den Reich der Elfen fürchtet. Er schützt sich gegen sie am Hochzeitstage mit jenem Kraut, das von dem Lichtgott Balder den Namen entlehnte. So wie die Alten an Kreuzwegen das Gelingen der finstern Heirate erwarteten, so fürchtet man in Schweden noch jetzt auf diesen Wegen Gefahr von den Elfen. Jene Sagen, welche von dem Auszug der Unterirdischen über eine Brücke berichten, oder ihre Ueberfahrt über Flüsse, wobei ihre große Zahl das Schiff drückt (Grimm, D. S. Nro. 152 — 154., Ziele, dän. Volkf. II. 2) mahnen an die S. 67 Anm. erwähnte Seelenbrücke und an das Totenschiff Naglfari (Charons Rachen). Die in der Unterwelt weilenden Laren (wörtlich Unsichtbare) verehrte der Römer als Schutzgötter seines Hauses, d. h. als die Seelen seiner Vorfahren. Von allen Speisen erhielten sie ihre Spende. Das Lararium befand sich in der Nähe des Herdes. Ganz dieselbe Verwandtniß hat es mit unsern Hausgeistern, deren Anhänglichkeit an die Familie, unter welcher sie wohnen, sprichwörtlich ist. Der vorerwähnte Cluricaune schließt sich gern einer Familie an, verbütet heimliche Unfälle, wird aber zornig, wenn man die ihm gebührende Speise nicht an den bestimmten Ort gesetzt hat. Er hält bei der Familie aus, so lange ein Glied davon lebt, die aber gleichfalls Seiner nicht los werden kann. Bu ck, den Shakespeare im Sommernachtsraum verewigt hat, wird gewöhnlich zu den spuken-

den Hausgeistern gezählt. Sein Name bedeutet in Island einen bösen Geist (Paki) überhaupt, dänisch Spöge = Spuk (s. *Quarterly Review* XXII.) Das Wort Pouke findet sich in der britischen Literatur zuerst in dem alten engl. Gedichte the Vision of Pierce Plowman, wo es unzweifelhaft den großen Gegner Gottes und der Menschen bedeutet. Chaucer hat das Wort zuerst mißbraucht, denn Ben Jonson macht Vud nie zu einem „Fairy,“ bei ihm ist er Benennung eines Teufels. Als spukender Hausgeist kann er nur der unruhige Geist eines in dem Hause, wo er sein Wesen treibt, unselig Verstorbenen seyn. Da Katzen vorzugsweise für zauberhafte Thiere galten, so erklärt sich hieraus der gestiefelte Kater, dessen Fußbedeckung, wie bei andern Geistern die Kopfbedeckung, die Gabe, unsichtbar zu machen, mittheilt. „In dem Schlosse Kalenberg hauste ein kleiner Geist, Namens Stiefel. Er war einst an einem Bein beschädigt worden, und trug seitdem einen großen Stiefel, der ihm das ganze Bein bedeckte, weil er fürchtete, es möchte ihm ausgerissen werden.“ (Grimm, D. S. Nr. 77). Diefz ist der gefeierte Schuh, mittelst dessen man durch die Lüfte fährt, wie Mercur mit den Flügelschuhen. Man denke hier an den Siebenmeilenstiefel im bekannten Märchen. Vermuthlich ist ein solcher Zauberschuh von Metall (vergl. S. 188), denn dessen Glanz diente zu magischen Zwecken, und ein solcher Schuh gäbe dann an Werth einem Hufeisen nichts nach (vergl. S. 88). Der deutsche Kobold, der niederländische Cabot und der französische Gobelin entsprechen ihren Namen (Kobalos, Spötter), denn sie sind zwergartige, schadenfrohe, neckische, aber doch dienfertige Hausgeister. In Deutschland sind sie vorzüglich heimisch. In manchen

Orten hat fast jeder Bauer einen solchen. Er verrichtet allerlei Hausarbeit, trägt Wasser in die Küche, haut Holz, holt Bier, kocht, striegelt die Pferde, mistet den Stall aus u. dergl. Noch jetzt spricht man von einer Magd, der die Arbeit rasch von der Hand geht: „sie hat den Kobold.“ Sie machen, ehe sie in die Häuser einziehen wollen, erst eine Probe. Bei Nachtzeit schleppen sie Sägespäne in's Haus, in die Milchgefäße aber bringen sie Koth von unterschiedenem Vieh. Wenn nun der Hausvater genau achtet, daß die Späne nicht zerstreut, der Koth in den Gefäßen gelassen und daraus die Milch^o genossen wird, so bleibt der Kobold im Hause, so lange nur noch einer von den Hausbewohnern am Leben ist. Hat die Köchin einen Kobold zum heimlichen Gehülfsen angenommen, so muß sie täglich um eine gewisse Zeit und an einen besondern Ort im Hause ihm fein zubereitetes Schüsselchen Essen hinsetzen. Vergißt sie dieß einmal, so hat sie eine unglückliche Hand, ihr mißrath Alles, und sie wird von der Herrschaft angescholten. Darüber hat man oft den Kobold fichern gehört, davon das Sprichwort: „Er lacht wie ein Kobold,“ „sich bucklig lachen,“ denn der Kobold hat einen Höker. Verändert sich das Gefinde, so bleibt der Hausgeist doch, nur muß die abziehende Magd ihn ihrer Nachfolgerin empfehlen, damit auch diese seiner warte. Will diese nicht, so hat sie Unglück, bis sie endlich abzieht. In Schweden will man die Hausgeister, während die Zimmerleute ihr Mittagsmahl hielten, auf den Baugestellen, mit kleinen Kerzen zimmernd, gesehen haben. Wird im Walde Holz gefällt, so sagt man dort: „der Knecht hält zwar die Art in der Hand, aber der Hausgeist fällt den Baum.“ Bekommen die Pferde im Stalle ein stattliches Ansehen, so gebraucht

man die Lebensart: Der Knecht wirft zwar Futter in die Krippe, aber der Hausgeist bringt die Pferde auf die Weide. Daß die Zwerge häufig bei ländlichen Arbeiten Hülfe leisten, das Getraide einernnten helfen, Heu machen (vergl. Grimm, D. S. Nr. 147, 149), könnte wieder auf Obin als Erndtegott hinweisen, der schon das im Erdenschooß — dem Wohnort der Zwerge — verborgene Saatkorn in seine Obhut nimmt. In diesem Sinne mögen die Zwerge allerdings durch ihre Wirksamkeit das Wachsen und Reifen der Gewächse befördern. Und nur für eine Verirrung der Sage erklärt es Wilhelm Müller, daß die Zwerge bei solchen Gelegenheiten sich diebisch erweisen, die Früchte von den Feldern stehlen, oder die ausgedroschenen Ähren für sich einsammeln (D. S. Nr. 152, 155), wenn nicht durch solche Erzählungen angedeutet werden soll, daß dem Menschen Nachtheil entsteht, wenn er diese wohlthätigen Wesen erzürnt, und sie dadurch veranlaßt, ihre Thätigkeit einzustellen oder gar schädlich zu verwenden. Wenn sie zuweilen den Menschen von ihrem neubackenen Brode oder Kuchen mittheilten (Mone's Anz. d. Vorz. VII. p. 475), so ist dies der klarste Beweis von ihren wohlthätigen Einwirkungen auf den Feldbau, denn in gleichem Sinne feierten die alten Römer am 1. März, also im Frühlings-Anfang, das Fest der „Kuchensfrau“ Anna Perenna, die bei Bovillä (einem nach dem Pflugstier — *bos*, *bovis* — genannten Orte) als Nährmutter dem Volke warme Kuchen brachte. (Vergl. Ovid. Fast. 3, 660—667).

Man hält dafür, daß die Kobolde zuweilen Messer im Rücken hatten, je nachdem sie mit einem solchen oder andern Instrument vor Zeiten umgebracht worden, denn es sind die Seelen der im Hause Er-

mordeten. Dann begrift man auch, warum der Kobold so genau darauf achtet, daß die Magd sein Essen nicht vergesse; denn die *Daemoniorum coena*, d. h. das der abgestorbenen Seele zubereitete Gastmahl bei den alten Römern, die sogar einen eigenen Koch dazu bestellten, „*qui mortuis coenam coqueret*“*) und welches meist aus Honigkuchen und Hülsenfrüchten bestand, diese Todtenabfütterung fand man auch bei den heidnischen Einwohnern des mittlern und nördlichen Europa, selbst in Schweden und Livland vor, also bei Germanen und Slaven. Die Liebesmahle der ersten Christen waren ursprünglich Todtenmahle bei Beerdigungen ihrer Verwandten oder an Gedächtnistagen der Märtyrer (Bertsch, Kirchenhist. S. 457, 580). Die heidnischen Preußen brachten nicht nur den Sterbetag ihrer Lieben, sondern auch den 3., 6., 9. und 40. Tag nach demselben bei Gastmahlen zu, wozu die abgestorbene Seele eingeladen wurde. Ein Messer durfte nicht zur Zertheilung der Speisen gebraucht werden. Um die Seelen zu laben, warf jeder von seinem Vorrath etwas hinter sich auf die Erde, und um sie nicht Durst leiden zu lassen, wurde denselben auch ein Glas Bier geschenkt. So komisch unserm Zeitalter diese Opfergabe auch danken mag, so schwindet der lächerliche Anspruch doch bei der Betrachtung, daß in der *Blaf Truggo-Saga* schon dem Odin Bier gegeben, und damit den Asen zugebracht wurde. Von den Sueden am Järschensee berichtet der h. Columban zu Anfang des 7ten Jahrhunderts, daß sie eine Tonne Bier in Bereitschaft hatten, wenn sie dem *Woda* opfern wollten. (Geijer, Urg. Schwedens S. 242 Anm.) Ziel von un-

*) Plant. Poenol. Act. III. sc. 2. v. 7.

gefähr etwas von den Spelsen vom Tische, so ließ man es für diejenigen armen Seelen liegen, die keine Verwandten hatten, sie zu erquicken. Im Mecklenburgischen wurden bei den Leichenschmäusen dickgekochte Erbsen mit Haringen *) aufgetragen, in der Brieigniß Hirsenbrot **).

Aus dem Vorhergehenden wird begreiflich, warum die Hausgeister alle ihre Dienstleistungen nur bei aufmerksamer Beforgung ihrer Verköstigung verrichten. Von dem Silberhelmer „Hütchen“ erzählt man, daß er gern den Köchen und Köchinnen zur Hand war. Von dem allerlei Gestalten annehmenden „Einzelmann“ auf dem alten Schlosse Sudenmühlen im Lüneburgischen berichtet Grimm (D. S. p. 106): „In der Küche handthierte er Nachts, und wenn die Köchin nach der Abendmahlzeit Schüssel und Teller unabgewaschen durcheinander in einen Haufen hinsetzte, so waren sie Morgens wohl gesäubert, glänzend wie Spiegel, in guter Ordnung hingestellt. Auch verlor sich niemals etwas in der Küche, oder war ja etwas verlegt, so wußte es Einzelmann gleich in der verborgenen Ecke, wo es steckte, wieder zu finden, und gab es seinem Herrn in die Hände. Hatte man fremde Gäste zu erwarten, so ließ sich der Geist sonderlich hören und seine Arbeiten dauerten die ganze Nacht. Da scheuerte er die Kessel, wusch die Schüsseln, säuberte Tücher und Teller. Die Köchin bereitete ihm dafür auch freiwillig seine süße Milch zum Frühstück.“

*) In den Hüssen erkannte man ein Symbol des Körperlichen, d. h. daß die Seele des Verstorbenen noch nicht ganz der Erdenwelt entrückt sey, daher keine Ruhe habe, mit ihrem Trachten noch dieser Welt zugewendet, an ihrer früheren Wohnstätte gebannt u. d. Haringe verlangt auch die gespenstliche Bertha, die weiße Frau.

***) Der Hirse ist Symbol des Thaus, der Nahrung der Geister. Er wird in einigen Gegenden Deutschlands am Kreuzfesttag gegessen, wie Haringe in der Christnacht.

Seine Kammer war im obersten Stockwerk. Sein Hausgeräthe bestand aus einem Strohfessel, den er selber geflochten, aus einem kleinen runden Tisch und aus einer Bettstatt, worin man nie ein Merkmal gefunden, daß ein Mensch darin geruht, nur bemerkte man ein kleines Gräbchen, als ob eine Katze da gelegen. Auch mußte ihm das Gefinde täglich eine Schüssel süße Milch mit Brocken von Weißbrod auf sein Tischchen stellen, welche hernach rein ausgegessen war. Zuweilen fand er sich an der Tzajel des Hausberrn ein, wo ihm an einer besondern Stelle Stuhl und Teller gesetzt werden mußte. Wer vorlegte, gab ihm die Speise auf seinen Teller, und ward das vergessen, so gerieth der Hausgeist in Zorn." (Damit vergl. man S. 191). Die „Heinzelmännchen“ in Ebln schildert D. L. B. Wolff in der „Mythologie der Eblen“ II. S. 33) als kleine nackte Männchen, die allerlei Arbeit verrichteten, bucken, brauten, wuschen und dergleichen Haushaltsfachen mehr. Als sie noch in Ebln lebten, gab es manchen Bäcker, der keinen Gefellen hielt, denn die kleinen Unsichtbaren bucken gewöhnlich über Nacht so viel Weiß- und Schwarzbrod, als er im Laden brauchte. In manchem Hause pflegten sie zu waschen und alle Arbeit für die Mädchen zu verrichten.

Um diese Zeit gab es dort einen geschickten Schneider, den sie sehr gut leiden konnten, denn als er sich verheiratete, fand er in seinem Hause an seinem Hochzeitstag die feinsten Lebensmittel, kostbare Gefäße und Hausgeräth. Als sich seine Familie vermehrte, leisteten sie seiner Frau große Hülfe in der Wirthschaft, sie wuschen für sie, und scheuerten zu den Feiertagen das Kupfer und Zinn, so wie das ganze Haus vom Boden bis zum Keller. Hatte der Schneider einmal viel zu thun, so fand er seine Arbeit am folgenden Morgen von den Heinzeln

männchen angefertigt vor. Jetzt fing aber die Neugier an des Schneiders Frau zu plagen. Sie starb vor Begierde, einmal ein Feinzelmännchen zu sehen, konnte es aber aller Mühe zum Trost nie dahin bringen. Einmal streute sie überall Erbsen hin, damit die Kleinen Leute darüber fielen, um sie auf diese Weise zu Gesicht zu bekommen. Das mißlang ihr aber auch, und seit dieser Zeit verschwanden die Feinzelmännchen, wie überall, wo die Leute ihre Neugier nicht zügeln konnten.

Die Befriedigung dieser Neugier schlägt selten vortheilhaft aus. Grimm erzählt (D. S. p. 92) von einer Magd, die ihr „Feinchen“ sehen wollte. Der Kobold nannte ihr den Ort, wo er sich ihr offenbaren wolle, rieth ihr aber, einen Eimer kalt Wasser mitzubringen. Da begab es sich, daß sie ihn auf dem Boden nackt liegen sah, und ein großes Messer steck ihm in dem Rücken. Da zog ihr der Schreck eine Ohnmacht zu, aus welcher der aufspringende Kobold sie mit einem Sturzbad weckte. Seitdem ist ihr die Lust vergangen, den Kobold zu sehen.

Die Dienstfertigkeit der Hausgeister, deren Anhänglichkeit an die Familie in gewissen Fällen sogar beschwerlich wird — denn ein Bauer sah sich einmal genöthigt, seine Scheuer anzuzünden, nur um den darin hausenden Kobold los zu werden, was ihm aber nichts half, denn der Geist saß plötzlich auf dem Karren, in welchen das Gut geflüchtet wurde — diese Anhänglichkeit läßt sich nur aus der Vorstellung herleiten, daß der Geist des Abnherrn über das Wohl seiner Nachkommen wacht, und so lange er in dem Hause weilt, geht Alles gut von Statten *). Aehnlich dachten die

*) Kesselus meint: der Glaube an die Hausgeister, welche Scherer, Etal und Käse unter ihre Aufsicht nehmen, ist dadurch gekommen, daß man sich vorstellte: die Seelen der Leibeige-

Ämer von ihren Penaten, die doch auch abgeschiedene Seelen (Laren) waren, wie aus Plautus (Mero. V, 1, 5) erhellt, und sie würden nicht am Herde ihren Sitz behauptet haben, wenn man ihnen keine Speise vorgesetzt hätte. Unsichtbar die Familie umschwebend, wenden sie die dem Hause drohenden Gefahren ab. Nicht anders denkt man in Indien. In Wilsons „Theater der Hindu“ I. S. 94 Anm. lese ich: „Jedes Haus hat seine Gotttheit, welcher täglich ein Körbchen mit Reis und ein Wassertrug hingestellt wird, die Verehrung wird aber meist vom weiblichen Geschlechte dargebracht;“ hier also ganz wie in Rom, wo den Penaten ein Tisch geheiligt war (Naev. B. Pnn. I.), und fortwährend mit einem Teller von Eröllingsfrüchten gekrönt. Selbst die Verwechslung der Penaten mit den Laren — zu welchen letztern ich, wenn durchaus ein Unterschied unter den Hausgeistern bestehen soll, den Kobold mit dem Messer im Rücken zählen möchte, nämlich einen solchen Geist, welcher einst in dem Hause ermordet wurde und nun darin umgehen muß — findet sich in Indien wieder, denn Wilson bemerkt (a. a. O.): „im Allgemeinen werden die Hausgottheiten für die unsichtbaren Kobolde gehalten, welche überall herumspuken, und auf irgend eine besondere Stelle als auf ihr Eigenthum Anspruch machen. Als Opfergabe wird ihnen Reis gespendet, um sie in günstiger Gefinnung zu erhalten. Während nun die Schutzgeister der Familien unsichtbar zur Mehrung des Haussegens beitragen, eint unseres Gleichen, steht noch uns umschwebend, ganz

nen, welche in heidnischer Zeit, während der Bauer und seine Söhne auf Wikingfahrten ausgezogen waren, alle Feld- und Hausarbeiten besorgen mußten, setzten in gewisser Weise dies Geschäft auch nach dem Tode fort.

jene Venaten, deren Bilder (Ballabien) Auswanderer in die neue Heimath mitnahmen, um ihres Schutzes nicht zu entbehren, wie auch unsere Volksagen Fälle bekannt machen, wo seit dem Wegzug eines Hausgeistes Alles in der Familie mißglückte, so gibt es auch eine mißgünstige, schadenfrohe Art von Kobolden, die man nur durch fortwährende Opferpenden in guter Laune zu erhalten vermag. In ganz Sachsen und Thüringen, berichtet Sommer (Thüringer Sagen S. 171), tragen die Kobolde rothe Röcke und rothe Kappen, haben große feurige Augen, und ziehen, wenn sie durch die Luft fliegen, lange feurige Streifen hinter sich her. Zuweilen erscheinen sie in der Luft ganz wie helles, roth und blau flackerndes Feuer, und im Braunschweigischen erzählt man, daß Kobolde als Flammen quer durch die Zimmer, und aus einem Hause in das andere schweben. Gewöhnlich heißen sie darum „rothe Zungen.“ Sie kommen meist durch den Schornstein in die Häuser, wofür Sommer a. a. O. S. 32 von einem Kobold im Dorfe Kloster Mannsfeld ein Beispiel anführt. Sie haben auf dem Herde, hinterm Ofen oder im Schornstein ihren Platz. Daß sie, wie Kubn (Vorrede zu den märk. Sagen S. IX.) annimmt, ursprünglich Feuergottheiten waren, zunächst des Herdes, den man verehrte, bezeugt folgende von Wolf (N. S. p. 572) mitgetheilte Notiz: „Die Rothmüßchen oder Raboutermännchen vermehren oft das Holz. In mondlosen Nächten steigen sie durch den Kamin in's Haus, machen sich Feuer auf dem Herde und setzen sich ruhig vor denselben hin. Das Feuer sieht aber außer ihnen Niemand, doch wärmt es mehr als anderes. Oft findet die Hausfrau Morgens von einem ganzen Bündel Reisig nur noch einige kleine Reischchen um den Feuerblock lie-

gen, aber die zündet sie sink an, denn sie weiß, daß dieselben eben so lange brennen, als ein ganzes großes Bündel und doppelt so viel wärmen. Würde die Hausfrau dem Rothmüßchen fluchen oder während das Holz brennt, ein Kreuz über sich machen, dann wären die Aischchen in einem Augenblick verflackert.“

Burkhard von Worms gedenkt eines Brauchs, den Hausgeistern in Keller und Scheune Schuße, Bogen und Pfeile hinzulegen. (Grimm S. 449). Dieß läßt deutlich auf Attribute einer Gottheit schließen. Er nennt sie pilosi, wobei man noch nicht berechtigt ist, an Waldgeister zu denken, weil die Vulgata Jes. 13, 21 pilosi übersetzt, wo die LXX.: *δαίμονα* haben; denn auch der Mönch von St. Gallen (bei Berk, Leben Carl d. Großen II. 741) erzählt von einem „pilosus.“ der das Haus eines Schmiedes besuchte und sich Nachts mit Hammer und Ambos belustigte, also hier ein launiger Hausgeist. Sollte man aber auch hier wegen der faunischen Gestalt an Waldgeister, Holzleute, Moosleute u. denken, die auch ein zwergartiges Volk, haarig und in Moos gekleidet, zuweilen aber dreieckige schwarze Hüte tragend (S. Sachs I. 407^a), so wäre es auch hier erlaubt, an einen collectiven Wuodan oder Wode (Odin) zu denken, welcher bekanntlich auch den Wäldern vorstand und darum „Wold, Wold!“ in Aernteliedern angerufen wurde (Müller, Altid. Rel. S. 119), auch als der in Wäldern jagende Woldemar schon oben erkannt worden ist. Althochdeutsche Glossen übersetzen pilosi durch Scratun, also Waldgeister; dennoch bezeichnet die Däminativform Schretel: Hausgeister und Zwerge. So sagt Michel Beheim (v. Aberglauben 9): „Jedes Haus hat sein Schrehlein.“ Letztere beiden Geisterarten gehen oft in einander über, denn auch die

Zwerge sorgen für den Wohlstand der Familien (Grimm, D. S. Nr. 29, 35, 39, 43). Die von ihnen geschenkten Kleinode bewirken, daß das Geschlecht sich mehrt, ihr Verlust zieht den Untergang des Stammes nach sich (D. S. Nr. 32, 41, 68). Denn das rügt ein Nichtachten dieser wohlthätigen Wesen an, wodurch sie ihren Schutz aufhören lassen, wie sonst der auf irgend eine Weise erregte Zorn der Zwerge das Aussterben eines Geschlechtes bewirkt (D. S. Nr. 31). Auch die Gunst der Zwerge bewahrte man sich durch Darbringung von Brod und Milch (D. S. Nr. 34, 37, 154). Den Rabouterchen legt man Butter, Eier u. vor. (Wolf, N. S. Nr. 560). Den Zwergen wird bei einem Baume eine Schüssel mit Milch und Honig hingesezt und das Blut einer schwarzen Henne hingetränfelt (D. S. Nr. 38). Milch wird auch den Schlangen geteicht, die an einigen Orten als Genien des Hauses verehrt werden (Grimm, Myth. p. 651, vergl. D. S. I. S. 111. Lemme, Pomm. Sag. Nr. 257, Mone, Anz. d. Vorz. VIII. S. 530), wie ja auch die Römer den Genius als Schlange — weil sie, alljährlich ihren Balg wechselnd, ein Verjüngungssymbol wurde — dachten (Serv. in Aen. 5, 85: nullus locus sine genio, qui per anguem plerumque ostenditur.) Bei den Germanen trat hier noch eine besondere Veranlassung hinzu, nämlich die Schlange war Odin heilig, denn der Gott hatte sich in dieses Thier verwandelt, als er sich der Gunnaldbh nahte; Osuir und Swefuir heißen die beiden Drachen, welche in der Unterwelt haufen, zugleich aber sind dieß Odins Beinamen (Sn. 86. Ynglinga saga c. 7. Saem. 44^b 47^b). Daß die Schlange zugleich den Genius, den Urbeker des Lebens vorstellte, steht damit nicht im Widerspruch,

da ja auch Freia, die Urheberin der Zeugungen, die Hälfte der Todten in Anspruch nimmt, so daß Odin, von dem als Weltgeist alles Leben ausgeht, nur die Hälfte der Todten übrig behält, obschon von jedem Todten gesagt wird: „er ist zu Odin gefahren, er ist bei Odin zu Gast,“ denn aus dem Tode entwickelt sich das neue Leben, und alles Geborne muß sterben. Daher vereinigen sich beide Begriffe in Odin.

Am nächsten kommen den Zwergen die Wichtlein oder Bergmännchen, schon in ihrem Wuchse, denn sie sind nur etwa $\frac{3}{4}$ Elle groß. Sie haben das Aussehen eines Greises mit einem langen Barte, sind gekleidet wie die Bergleute, mit einer weißen Hauptkappe am Helm und einem Leder hinten, haben Laterne, Schlägel und Hammer. Sie lassen sich vornehmlich in den Gängen sehen, welche Erz geben. Sie schweifen in den Stuben und Schwächten herum und scheinen gar gewaltig zu arbeiten. Bald ist es, als durchgrüben sie einen Gang oder eine Ader, bald als saften sie das Gegratene in den Eimer, bald, als arbeiteten sie an der Rolle und wollten etwas hinaufziehen.

Lavater (de Spectr. 1580) theilt von den Berggeistern Folgendes mit: „Ein frommer und gelehrter (!) Mann hat vor einiger Zeit an mich geschrieben,“ daß in den Bündner'schen Gebirgen eine Silbergrube sey, auf welche das Haupt desselbigen Orts, Herr Landammann Peter Wuol, in den letzten Jahren große Kosten verwendet, aber nicht geringen Reichthum aus derselben gesammelt; darin war ein Bergteufel, welcher besonders am Freitag, wenn die Bergleute das ausgegrabene Metall in ihre Geschirre geladen, sich sehr geschäftig erzeigt und das Metall nach seinem Wohlgefallen aus einem Geschirr in das andere geschüttet, welches der

Landammann gern sah; so oft er aber in die Grube hinunter oder aus derselben wieder heraussteigen wollte, segnete er sich mit Bezeichnung des Kreuzes und blieb unverletzt. In einem gewissen Tag aber begab sich, als der Berggeist sehr überlästigt und ungestüm gewesen, daß einer von den Silbergräbern denselben aus Verdruß mit Scheltworten überhäufte und mit vielen gräßlichen Flüchen zu ihm gesagt: er solle zur Hölle fahren. Da habe der Berggeist den Bergknappen bei'm Kopf genommen, und ihm denselben so herumgedreht, daß das Angesicht auf den Rücken gekommen, und er doch nicht gänzlich erwürgt worden, sondern mit diesem gekrümmten Halse noch etliche Jahre gelebt habe, auch Vielen, die noch am Leben sind, wohlbekannt gewesen."

Georg Agricola, dessen Schriften von Metallen und Bergwerken bekannt genug sind, unterscheidet am Schlusse seines Büchleins von den unter der Erde lebenden Thieren zwei Arten Berggeister in den Metallgruben. „Etliche sind gräßlich anzusehen und den Bergknappen feindlich.“ Ein solcher sey zu Annaberg im Bergwerk „der Rosenkranz“ gewesen, dieser habe mehr als zwölf Arbeiter durch seinen Hauch getödtet. Ein Anderer wurde in Schneeberg in der St. Georgengrube gesehen. „Er trug eine schwarze Kutte — also ein Bergmännch — und hatte einen Bergknappen in die Höhe genommen, aber nicht ohne Verletzung seines Leibes, zu oberst auf eine Höhle, einer zuvor sehr reichen Silbergrube getragen.“

Am Rutenberg in Böhmen hat man die Bergmännchen oft in großer Anzahl aus den Gruben heraus- und hineinziehen sehen. Wenn großes Unglück bevorstand — sie klopfen dem Bergarbeiter dreimal den Tod an — hat man die Wichtlein hören scharren, graben, stoßen, krampen u. s. w., bisweilen auch mit den Hämmern

schweben. In Idria stellen ihnen die Bergleute täglich einen Topf mit Speise an einen besondern Ort. Auch kaufen sie jährlich zu gewissen Zeiten ein rothes Röcklein, für Knaben passend, und machen ein Geschenk damit (Wolff, Myth. der Gf. II. S. 36). Sollte die Wahl dieser Farbe nicht auf plutonische Naturkräfte, auf Elementarfeuer anspielen?

Oben ist die Ideenverwandtschaft zwischen Tod (Pluto) und Metall (Plutus), woraus sich auch die Bruderschaft von Diana, dem indischen Pluto und Kuberak, dem indischen Plutus; sowie der Geldbeutel als Attribut des Seelenführers Mercur; der den Obulus einfassende Todtenschiffer Charon, und das Aerarium im Tempel des Saturnus zu Rom, welcher von Jupiter zum Richter in der Unterwelt erwählt wurde, erklären lassen. Hätte man nur in Hellas und Latium den Todten eine Münze mitgegeben, so würde das Nachstehende immer noch einer Stütze entbehren. Allein nicht nur in Sardinien, dem heutigen Griechenland, in Rußland u. herrscht noch diese Sitte, sondern auch im Herzen von Deutschland. Luhn hat sie in der Altmark vorgefunden. Und da im scandinavischen Norden die Vorstellung herrschte, daß nur ein Mann, dem seine Schätze in's Grab folgen, von Odin aufgenommen werde (siehe S. 141), so muß man wohl zugeben, daß Odin, „der Todten Herr“ (Yngling. c. 7.) wie ihn auch der eubemerisirende Sero nennt, auch der Schatzgott sey. Von den Zwergengeschlechtern sagt der nordische Mythos, daß ihr Aufenthalt unter Helheim (Hölle) sey; daher ihr Haß gegen die Menschen. Wir kennen sie freilich nur als unterirdische Schmiede. Da sie aber den Speer Gungnir und das Schwert Tirfing schmiedeten, so sind sie Tod versendende Gewalten, zumal ihre Berührung,

schon ihr Anhang (was man auf die vergiftende Atmosphäre in den Bergwerken beziehen dürfte) tödtlich zu seyn pflegt. Einzelne Sterbliche, welche in ihren unterirdischen Aufenthalt verlockt wurden, lebten außerhalb der Zeit. Wenn sie nach einem Jahrhundert wieder an die Oberwelt herauf kamen, glaubten sie nur Eine Nacht in dem geheimnißvollen Aufenthalt zugebracht zu haben.

Arndt berichtet ein ihm erzähltes Märchen von einem Arbeiter Jakob Dietrich in Rambia, der in der Johannisnacht, wo die Geister auf der Oberwelt umgehen, zufällig in den Besitz der Rühe eines Bergmännchens kam, das mit Seinesgleichen im Mondenschein sich erging. Als der rechtmäßige Eigenthümer den Dieb bemerkte, sagte Dietrich: Ich gebe die Rühe nicht wieder, es sey denn, du laffest mich mit euch in den Berg hinabfahren, damit ich mich umsehe und sehe, wie ihr es dort treibt. Durch die Rühe hatte er Gewalt über den Geist bekommen, daß er ihm in Allem gehorsam seyn mußte. Die Unterirdischen, zu welchen Dietrich hinabgestiegen war, gehörten zu den Braunen (vgl. S. 166, wo Odin den Namen Bruno führt). So hießen sie von der Farbe ihrer Kopfbedeckung und Kleidung. Sie hatten ihre Häuschen in den Bergen, aber damit waren sie sehr geheim. Wie sie aus den Steinen, worin sie wohnen, herauskamen und wieder hineinschwanden, dat er nie bemerken können, so oft er auch aufspaste; sondern sie kamen vor seine Augen und verschwanden wie Blitze. Einige kleine Dirnen aber, die ihn lieb hatten, haben ihm zugesüßert: Jeder habe sein eigenes Häuschen tief im Gestein. Die Hörsen dieser Unterirdischen waren kaum eine Elle lang. Ob sie auch sterben, weiß man nicht. Einige erzählen, daß sie sich in Steine vertriehen und so sich verwachsen, und zu wunderbaren Klängen, Rechzern und Seufzern werden, die sich zuweilen hören lassen, ohne daß man weiß, woher sie kommen, oder zu abenteuerlichen Knorren und verflochtenen Schlingen, wodurch die Perren schlüpfen sollen. Fragte man sie nach einer Letzte, so ver-

fanden sie das Wort gar nicht. Das ist gewiß, daß manche von ihnen über zwei Jahrtausende alt sind. Ihr Fleiß und ihre Regsamkeit verdienen Anerkennung, Niemand versteht so gut als sie das Innere der Erde und die Naturkräfte, und was in Bergen, Steinen und Metallen wächst, und was in den Farben der Blumen und den Wurzeln der Bäume für Liriele lauschen. Sie haben viel Freude an Gold und Silber und edeln Steinen und machen die feinsten Arbeiten daraus. Deswegen nennen Viele sie Hüter des Goldes und des Silbers, und meinen, daß sie von Pabgier besessen und böse metallische Geister sind. Man thut ihnen aber Unrecht, denn sie verschonen viel Schönes an die Menschen. Sie haben das Metall nur lieb wegen des Glanzes. Die mit den schwarzen Zaden und Rüben sind aber wohl geizig und von schlimmerer Natur. Sie lieben gern arge Lücke. Wenn sie die Oberwelt betreten, suchen sie am liebsten Einöden auf. Dem Menschen schlecken sie sich nur an, wenn er sich ihnen verpfändet oder verschrieben hat. Zuweilen verwandeln sie sich in scheußliche Thiere. Sie weben die Rebelskappen, womit man sich unsichtbar machen kann, und verfertigen Zauberwaffen, Panzer, die gegen Stahl und Eisen fest sind, Degen, die nie Scharten bekommen, vor welchen kein Panzer, kein Helm anhält, dünne Kettenhemde, leicht wie Spinnweben, wodurch keine Kugel dringt. Ihre Klängen sind zugleich biegsam wie Rohrhalme, und scharf wie Diamanten. Auch wirken sie noch viel anderes Zauberwerk aus Stahl und Eisen, das zu mancherlei verborgenen Künsten gebraucht wird und zum Theil die seltsamsten Eigenschaften hat. Die Braunen sind aber die Juweliere der Berge, die mehr in Gold, Silber und Edelsteinen arbeiten. Als die ersten Wesen vergangen waren, da spazierte Dietrich oft aus und ließ sich von dem ihm dienstbaren Geist Alles zeigen. Es gab da unten die allerlieblichsten Spaziergänge nach allen Seiten, und er konnte Meilen weit wandeln, ohne daß sie ein Ende nahmen. Man sieht daraus, wie unendlich groß der Berg war, worin die Unterirdischen wohnen, und doch schien die Spitze oben wie ein kleiner Hügel, worauf einige Bäume und Sträucher stehen. Daraus kann man auch

wissen, wie viele Meilen seine Tiefe nach unten hinabgehen mußte. Das aber war das Besondere, daß zwischen jeder Au und jedem Anger, die man hier mit Hügeln und Bäumen und Inseln *) und Seen durchsäet, in der größten Mannigfaltigkeit hatte, gleichsam eine schmale Gasse war, durch welche man wie durch eine kristallne Felsenmauer gehen mußte, bis man zu etwas Neuem gelangte. Die einzelnen Anger und Auen waren aber oft eine Meile lang. Auf den Bäumen wiegten sich Vögel **), die flatterten von Zweig zu Zweig, und die Blumen waren so wunderschön von Farbe und Duft. Aber bei aller Herrlichkeit herrschte hier doch tiefe Stille. Es wehte kein Wind, man süßte bei aller Helle keine Hitze; Rachen, als Schwäne gefaltet, kamen selber an's Land geschwommen, wenn man über einen Strom wollte, und führten aus jenseitige Ufer, ebenso führten sie zu den Inseln. Woher das Alles kam, wußte Niemand. Das sah aber Dietrich wohl, daß die großen Karfunkel und Diamanten, womit die hohe Decke statt des Himmels gewölbt war, und womit alle Bände des Berges geschmückt standen, für Sonne, Mond und Sterne leuchteten. Diese lieblichen Fluren waren meist einsam. Man sah wenige Unterirdische auf ihnen, und die man sah, schienen immer nur so vorüber zu schlüpfen, als hätten sie die größte Eile. Das war hier auch noch besonders, daß, wie die Himmelskörper hier durch Edelgesteine ersetzt wurden, es hier eigentlich keine Jahreszeiten gab, sondern die Luft war immer gleich, d. h. es herrschte ewiger Frühling. Auch das war gar seltsam, daß hier die Nacht nie so dunkel und der Tag nie so hell war, als auf der Oberwelt.

Wenn in dem Vorhergehenden die Bergmännchen in gute und böse abgetheilt, auf die Unsterblichkeit Weider deutliche Anspielungen enthalten sind, die Beschreibung ihres Aufenthaltsorts als ein paradiesischer geschildert wird, so

*) Die Inseln der Seligen.

***) Die Seelen der Gerechten nehmen im Volksglauben diese Thiergestalt, zuweilen auch die der Blumen an. (Grimm S. 786.)

steht dieser Fall nicht vereinzelt da. Afzelius (Schwed. Volksf. II. S. 299) weiß von „Eisengärten“ mit „Früchten und Blumen von wunderbarer Schönheit,“ wo der Besucher „Bäume von herrlicherem Grün als er je zuvor gesehen,“ antraf; aber, „wenn er später den Ort wieder aufsuchte, konnte er den Garten nirgends finden. Vielmehr ist die Stelle nach wie vor eine wilde Berggegend.“ In der Umgegend der Stadt Bösneck im Orlagau steht man einen Berg, auf welchem einst die Burg Ranis stand. Im Innern des Berges sollen Elfen wohnen. Man erblickt hier „goldene Früchte auf silbernen Bäumen, die Blumengewächse sind aus edlem Metall gewunden, deren Blüthen in Rubinen, Saphiren und Smaragden erglühen. Gräser und Disteln wuchern umher, aus glänzenden Krystallen gebildet. Große, hellleuchtende Karfunkel ragen aus dem Gebirge hervor, und verbreiten, in diesen Herrlichkeiten sich spiegelnd, ein zauberhaftes Licht über das Ganze.“ (Börner Volksf. a. d. Orlagau S. 53).

Als im Jahre 1231 Magister Conrad in Deutschland gegen die Ketzer predigte, wollte einer derselben den Meister zur Ketzerei verleiten. Als er nach vielen Reden Conrad noch immer nicht überzeugen konnte, sprach er endlich zu ihm: „Du bist gar hartnäckig in deinem Glauben und daß doch in deinen Büchern kein einziges Zeugniß, worauf du sicher bauen könntest. Wolltest du aber meinen Worten vertrauen, so führte ich dich zu Christus und seiner Mutter, daß du sie mit deinen leiblichen Augen schauen könntest.“ Der Meister ahnte alsbald einen Teufelstrug, doch wollte er sehen, was an der Sache wäre und antwortete: „Könntest du das, dann müßte ich dir wohl glauben.“ Drob war der Ketzler hocherfreut, und setzte dem Meister Tag und Stunde fest, wo sie zusammen gehen wollten. Conrad gelobte zu kommen, kam auch, trug aber unter seiner Ordensklappe ein Buchstein mit einer geweiht-

ten Hostie bei sich. Der Keger führte ihn nun in eine Berghöhle, da sahen sie einen ungeheuern Pallaß, der in wunderbarer Klarheit schimmerte. In dessen Innerm angelangt, erblickten sie Throne leuchtend wie vom reinsten Golde. Auf ihnen saß ein König, umgeben vom hellsten Glanz, neben ihm eine Königin, die mit dem freundlichsten Blick auf die Eintretenden schaute. Zu beiden Seiten der Throne standen prächtige Stühle, auf denen Greise saßen, die Patriarchen und Apostel schienen. Den übrigen Raum füllten unzählige Schaaren von Engeln. Kaum sah der Keger dies Alles, da fiel er auf sein Angesicht nieder, und blieb lange anbetend liegen. Meister Conrad aber stand verwundert da, denn was er erblickte, übertraf seine Erwartung. Endlich erhob sich der Keger und fuhr ihn an: „Warum betest du nicht an, da du doch vor Gottes Sohne stehst? Bring ihm schnell den Zoll deiner Verehrung, damit du aus seinem Munde des wahren Glaubens Geheimnisse erfährst.“ Da schritt der Meister alsbald näher, zog das Büchlein aus der Kutte und reichte es der Königin, die auf dem Throne saß, mit diesen Worten dar: „Bist du wahrhaft Christi Mutter, dann nimm hier deinen Sohn und ich werde dich als Gebärerin unseres Heils erkennen und ehren.“ Kaum aber hatte Conrad das Wort aus dem Munde, als die Erscheinung schwand, und er mit dem Keger in so großer Dunkelheit saß, daß sie sich nur mit Mühe wieder aus dem Berge herausfinden konnten. Der Keger sah nun den Teufelstrug ein und bekehrte sich (Wolf, Deutsch. Sag. Nr. 347).

Also nur der geweihten Hostie hatte Meister Conrad es zu verdanken, daß er den Teufelstrug entdeckte, welcher ihn überreden wollte, das Paradies sey im Berge. Demnach werden wir auch die vorhin von Arndt mitgetheilte Beschreibung der Entdeckungen jenes Räubers Dietrich mit Argwohn zu beurtheilen haben, zumal bekannt ist, daß die „Hügelvölkchen“, wie die Elementargeister in Schweden heißen, jene in heidnischer Zeit Verstorbenen sind, die in den Grabbügeln in un-

gewürbter Erde beigesetzt wurden, und daselbst des Weltgerichts fortbarrend, in ihren Bergen und Geschlechtsgräbern fortleben unter Furcht und Zittern, von der Hoffnung ihrer einstigen Erlösung singen, von sündlichen Begierden wie zur Zeit ihres irdischen Lebens gefoltert werden — wie hätte sonst Frau Holle (oder Venus, wie die gelehrte Geislichkeit sie nannte) den Ritter Tannhäuser in den Venusberg verlocken mögen? — nach der Zuneigung und dem Umgang der Christen sich sehnen — jedenfalls, wie aus S. 163. 165. erhellt, nach ihren Frauen, Jungfrauen und Kindern — aber sobald sie dieselben anrühren, deren Tod herbeiführen (Afzelius II. S. 294). Eber möchte man, in Anbetracht, daß der Eingang in den Aetna als Eingang in die Unterwelt gedacht wurde, und daß in Irland die Besucher der Patrikshöhle die Seelen im Fegfeuer erblicken, das Innere der Berge für die Hölle halten. Auch der Venusberg oder Hørselberg, wohin es den verliebten Tannhäuser so mächtig zog, wird wohl diese Bestimmung gehabt haben. Schon sein Name *Mons horrisonus*, vom Gebrüll der Verdammten, das man hier vernommen haben will, so geheißen, und in Hørsel, Hørsel*) verflümmelt, weist darauf hin. Im Jahre 1398, erzählt Kornmann (de monte Veneris), hatte man bei Eisenach, zwischen welcher Stadt und Gotha der Berg liegt, drei große Feuer in der Luft bemerkt, die sich bald in einen Klumpen zusammenzogen, bald wieder auseinander gingen, und endlich in den Hørselberg hineinführen. Derselbe Kornmann leitet aber diese Sage vom Fegfeuer im Thüringer Hørselberg (de mirac. mort. 1610 II. c. 47) aus England her. Ein König

*) Das Volk etymologisirte: Höre! der Seelen Berg.

soll daselbst ein Mädchen niedern Standes zu seiner Gemahlin erhoben haben, sey bald nachher verstorben, und die junge Wittwe habe durch Gebet und Almosen seine Erlösung aus der ewigen Pein zu bewirken gestrebt. Da sey ihr einst im Traum kund geworden: die Seele ihres Mannes befinde sich unfern von Eisenach in Thüringen im Heggfeuer, und weder Gebet noch Almosen können ihm helfen. Da habe sie gleich nach ihrem Erwachen ein Schiff ausgerüstet, sey mit Frauen und Dienern nach Deutschland hinübergeschifft, und so nach Thüringen gekommen, wo sie in der Nähe jenes Berges eine Kirche und ein Frauenkloster erbaute, in welchem sie zurückgezogen für das Seelenheil ihres Gatten betete. Den Ort selbst nannte sie „Satanstätt“, woraus, als sich noch andere Leute daselbst anbauten, „Sattelsätt“ (!) wurde. Endlich that ein zweites Nachtgesticht kund, daß das fortgesetzte Beten und Wohlthun ihres Gatten Erlösung bewirkt habe. Vauge erkennt den Hörselberg in der That für den Aufenthalt höllischer Geister. In seiner „Thüringer Chronik“ erzählt er:

In den Hörselberg trug einst der Teufel einen Schwarzkünstler, der vom Thüringer Landgrafen Ludwig III. den Auftrag erhalten hatte, nachzusehen, wo sich die Seele seines Vaters, Ludwig des Eisernen, befinde. Der kam unter des Teufels Leitung an eine ungeheure Grube, auf welcher ein glühender Deckel lag, den hob der Teufel ab, und blies mit einer ehernen Posaune so stark hinein, daß davon Himmel und Erde erbeben, und siehe! aus der Grube schlug eine helle Lohzunge mit gräulichem Gesank auf, und mitten in dieser schwebte die Seele des abgeschiedenen Landgrafen und rief mit kläglichem Stimm: Sieh mich Unglücklichen, der ich nicht aus dieser Pein erlöst werde, bis mein Sohn alles das, was ich den Stiftern zu Mainz, Fulda und Hersfeld entrisen habe, ihnen zurückgegeben ist. Als der Schwarzkünstler nun ein Wahrzeichen ver-

langte, daß er auch wirklich der Landgraf sey, sagte er ihm einige geheime Dinge, die nur ihm und seinem Sohne bekannt seyn konnten, und versank sofort wieder in die Grube. Jener hinterbrachte nun dem Landgrafen Alles, was er gesehen; allein da dieser auf den Rath seiner Vertrauten jene Stiftsgüter nicht wieder herauszugeben für gut fand, und sich auf reichliches Almosenspenden für seines Vaters Seelenheil beschränkte, so dürfte dieser noch heute auf Erlösung lauern.

Bechstein in seinem „Thüringer Sagenschatz“ I. p. 149 sq. fügt supplirend hinzu, daß sich dieser Spuk in neuerer Zeit wiederholt habe.

Als einstmahl mehrere Weinkärner in der Dämmerung auf der großen Heerstraße, die von Gotha nach Frankfurt führt, nach ihrem Nachtquartier, dem Dorfe Schönau zufuhren, sahen sie, am Fuße des Hörselberges hinziehend, wie sich an einer Stelle des Berges, wo sie nie zuvor eine Oeffnung wahrgenommen, sich die Erde aufthat; und als sie näher hinzutraten, bemerkten sie eine Glut aus der Höhle aufflackern, wie wenn Eisen in einem Hochofen geschmolzen würde. Als sie aber genauer hinblickten, sahen sie eine Menge Lebender und Verstorbener in einem Flammenmeer sitzen, und es kam ihnen vor, als seyen ihnen einige davon bekannt. Bald erkannten sie sogar mehrere reiche Weinhändler, für die sie oft geladen hatten, und die jetzt dafür mit Feuer gestraft wurden, daß sie den Wein mit Wasser vermischt, oder gar mit schädlichen Ingredienzen versetzt hatten. Als nun aber einer der Fuhrleute ausgerufen hatte: Ach, daß sich Gott erbarme! versank Alles wieder in Finsterniß, und die frühere Oeffnung blieb verschwunden.

Der Umstand, daß das wilde Heer, angeführt von Frau Holle (die Huldra oder Hela des Nordens, die in Helheim — der Hölle — herrscht) alljährlich am Faschnachtsdonnerstag in diesen Berg zieht, wo sie ihre Hofhaltung hat — dieser Umstand begünstigt einerseits

den Volksglauben, der die Unterwelt hieher verlegt; anderseits spielt der Name Tannhäuser, wie jener von Frau Holle in diesen Berg verlockte Ritter hieß, darauf an, daß hier der Aufenthalt der Todten sey, deren Collectivname aber Tannhäuser ist, weil die heidnischen Deutschen, insbesondere die Alemannen, ihre Todten in ausgehöhlten Tannen begruben; vielleicht weil die Tanne verwandt mit der Fichte ist, die schon die Hellenen dem Pluto geweiht hatten (*Picea feralis arbor et funebri indicio ad fores posita Plin. XVI, 10.*) und welche in der Traumsprache (Artemidor. *Oneirocrit II, 25.*) Bild der Zerstörung wurde; auch der Umstand daß im Slavischen peklo: Pech und Hölle zugleich bedeutet (Grimm S. 765), das pechige Harz der Fichte diese Ideenverbindung begünstigt, könnte hier in Betracht zu ziehen seyn. Im schwäbischen Oberland heißen von jener ursprünglichen Begräbnisweise noch jetzt die Särge: Todtenbäume; jeder in der Tanne Wohnende ist folglich ein Tannhäuser, dieser Name also ein *Nomen collectivum* für alle Todten*).

*) Sollte Tannhäuser der von Hagen (Minnesänger IV. p. 421 bis 434) geschilderte Minnesänger Tannhuser seyn, welcher den in seinen Dichtungen enthaltenen Andeutungen zufolge dem östreichisch-bayerischen Hause der Freiherren von Tannhusen angehörte, so erwiese obige Etymologie freilich sich als unhaltbar. Da aber spätere Sagen den Helden der Sage einen fränkischen Ritter nennen, der sich am Hofe Friedrichs des Streibaren aufhielt, so ist es bei so schwankenden Angaben erlaubt, die Vermuthung aufzustellen, daß das bekannte Geschlecht der Tannhuser dem Bewohner des Hirsfelbergs nur den Namen geborgt haben wird, weil dieser — sein Wesen am passendsten bezeichnet. Ein solcher Fall steht nicht vereinzelt da, wie die Zellsage beweist, wo ein Mann Namens Zell seinen Namen dem mythischen Bogenschützen leihen mußte. In den Gedichten des Minnesängers Tannhuser findet sich nirgends eine Andeutung von seinem Abenteuer im Venusberg. Nur dies stimmt in etwas mit seiner Geschichte überein, daß Papst Urban IV. — welcher ihm die Absolution verweigert, und

Wollte man Lannhäuser historisch auffassen, und des Papstes Weigerung, ihm eine Buße aufzulegen, die ihn der Wohlthaten des Christenthums wieder theilhaftig werden ließe (vgl. die Anm.), mit des historischen Lannhäuser Anhänglichkeit an die Hohenstaufen in Zusammenhang bringen, um wegen der damit verknüpften Opposition gegen die römische Curie des Papstes Härte bei dargebotener Gelegenheit zu motiviren (Gräfe's Lannhäuser S. 30), so wäre hier ein natürlicher Anknüpfungspunkt, um die Sage vom Friedrich dem Hohenstaufen zu deuten, der zu Thüringen bei Frankenhäusen im Kyffhäuser Berg sitzt, den Kopf in der Hand haltend, nickend, mit den Augen zwinkernd, der Bart ist ihm groß gewachsen, durch den Steinernen Tisch oder um den Tisch herum, dergestalt, daß er dreimal um die Rundung reichen muß, bis zu seinem Aufwachen, jetzt aber geht er erst zweimal herum. Einer Sage zufolge, hat ihn 1669 ein Bauer gesehen, der aus dem Dorfe Reblingen Korn nach Nordhausen fahren wollte, und von einem kleinen Männchen in den Berg gelockt, darin sein Korn ausschütten mußte, dafür aber sich die Sacke mit Gold füllte. Eine andere Sage läßt einen Schäfer von einem Zwerg hineinführen, den der diesmal nicht schlafende Kaiser fragte: Fliegen die Raben noch um den Berg? und auf die Bejahung dieser Frage ausrief: Nun muß ich noch länger schlafen!

durch seinen später Blüten tragenden bürren Steden seine Härte, obwohl vergeblich, berent haben soll, weil der trostlos gebliebene Ritter wieder in den Hirsberg zurückging — daß dieser Papst allerdings der im Volksliede erwähnte Urban sein könnte. Aber auch dies bewies weiter nichts, als daß die ältere — heidnische Sage uns nur noch in der Umarbeitung eines Dichters aus dem 13. Jahrhundert erhalten wäre.

worauf er dem Schäfer mit einem Fuß seines goldenen Handfasses ein Geschenk machte. Nach andern Sagen sitzt Friedrich in einer Felsenhöhle bei Kaiserslautern oder zu Trifels bei Anweiler oder im Unterberg (Wunderberg) bei Salzburg, oder er geht im Arnothale um. Was hatte denn aber Friedrich Schwere's verbrochen, daß er nach seinem Tode — lebend im Berge zubringen muß? Hat er etwa, wie der Landgraf von Thüringen, geistliche Güter eingezogen? Nein! aber noch schlimmere Anklagen waren über ihn im Umlauf, so daß Jesu Drohung: „Wer mich nicht anerkennt, den werde ich auch nicht anerkennen vor meinem himmlischen Vater,“ auf ihn ihre Anwendung litte. Ein Brief vom Papsst Gregor IX. an alle christlichen Könige und Fürsten (mitgetheilt von Raynald ad ann. 1239) lautet: *Probationes in fidei victoriam sunt paratae, quod iste rex pestilentiae (Friedrich) a tribus baratronibus sc. Christo Jesu, Moyse et Mahometo totum mundum fuisse deceptum et duobus eorum in gloria mortuis, ipsum Jesum in ligno suspensum manifesto proposuerit* *). Diese Beschuldigung gründet sich auf das Zeugniß des Thüringer Landgrafen Heinrich Raspe — desselben, der die Güter seiner Schwägerin, der heil. Elisabeth, an sich riß, und sie mit ihren Kindern in's Elend verwies — welcher diese entsetzliche Lästernng von Friedrich gehört haben wollte **). Anstatt also daß der Papsst dem Kaiser die Geige an den Kopf geschlagen hätte, that er ihn in den Bann, während des-

*) Die Vertheidigungsschrift des Kaisers liefert Harpheim in *Concil. German. III. p. 562.*

***) H. Olgas Flores *tempp. p. 126.* Andere schreiben dem Pietro di Sinci aus Capua die Verfasserschaft dieses Buches zu.

ren er starb, folglich bis zum jüngsten Tag in dem Berge schlafen muß.

Daraus ließe sich aber nur beweisen, daß der Volksglaube den Aufenthalt in Bergen für gleichbedeutend mit dem in der Hölle hielt. Offenbar ein Mißverständnis christlicher Zeit, wo man diese Sage deuten wollte, und nicht mehr konnte. Da erinnerte man sich der Sündel, welche die Hohenstaufen mit den Päbsten hatten; und bei der den Lehtern zugeschriebenen Macht zu lösen und zu binden, konnte ein solcher Schicksal des Kaisers nach dem Tode leicht vermuthet werden. Aber es war zu furchtbar, um es als Folge der Beleidigung eines Papstes zu erklären. Da mußte plötzlich Jesus der Beleidigte seyn, obschon Friedrich mehr zu thun hatte, als sich in der theologischen Polemik zu versuchen. Dennoch würde ich die Erfindung des Märchens loben, wenn nicht zwei Umstände die Sache erschwerten: erstlich, daß erwartet wird: Friedrich werde, wenn Schwaben in Noth seyn werde, erwachen, um es von seinen Feinden zu befreien. Dieß paßt auf keinen Verdammten, der die Ewigkeit der Höllenstrafen erfahren soll, und der seiner dämonischen Natur zufolge lieber Schaden stiftet, anstatt ein Helfer aus der Noth zu werden; zweitens wird auch vom König Sebastian von Portugal, welcher in der unglücklichen Schlacht bei Alcazar blieb, angenommen, daß er noch irgendwo unbekannt fortlebe, und zur rechten Zeit, wenn auch spät, erschienen werde. Eine spanische Sage läßt den Maurenfürsten Boabdil im Alhambra in einem Berg die Zeit abwarten, wo er sich für sein Volk erheben werde, und vorläufig nur in der Johannisknacht mit seinem gespenstischen Hofstaat die schläfrigen Glieder zu einem Umrirt in Bewegung setzen. Die Schweizer lassen ihren

Zell, aber in einer dreifachen Verkörperung, in einer Felskluft am Vierwaldstättersee dem Zeitpunkt, wo sie seiner bedürfen werden, entgegenschlafen (f. S. 117). Der mythische König Artus von England wohnt in der Nähe des Aetna, in einem Berge unweit Catania. Alljährlich eröffnen sich seine Wunden, an denen er nicht ganz verblutete. Daß selbst noch in unsern Tagen die Bauern in Steiermark ihren Befreier von der Leibeigenschaft, den Kaiser Joseph nicht gestorben glauben, wie man dieß auch von Napoleon behauptete, ließe sich allenfalls wie bei Friedrich dem Hohenstaufen aus ihrer Abneigung gegen die Päpste erklären. Auch ein anderer rothbärtiger Kaiser, der sächsische Otto, welcher ebenfalls mit den Geistlichen in Streit gerieth, soll gleichfalls im Kyffhäuser Berg eingeschlossen gewesen, und erst später vom schwäbischen Friedrich, dem Hohenstaufen, abgelöst worden seyn. Harrys erzählt in seinen Niedersächs. Sag. Nr. 1:

Von Kaiser Otto wurde zwar dem Volke gesagt, er sey plötzlich gestorben, man veranstaltete ein feierliches Begräbniß, doch der Kaiser lag nicht im Sarge, sondern schmachtete im Gefängniß. Und als er nach vielen Jahren starb, fand sein Geist keine Ruhe im Grabe, sondern irrte lange umher, bis er sich den Kyffhäuser Berg zur Wohnstatt erkor. Nun zogen einst Musikanten durch das Thal am Kyffhäuser und spielten vor den Häusern; doch nirgends empfingen sie eine Gabe, so daß sie sich den ganzen Tag vergebens bemüht hatten. Da sprachen sie am Abend: „Wir wollen dem Kaiser Otto ein Ständchen bringen, vielleicht schenkt er uns Etwas.“ Als sie mit einem Musikstück zu Ende waren, kam des Kaisers Castellan und überreichte einem Jeden einen grünen Zweig. Die Musikanten warfen aber die Zweige weg und lachten: „Wenn wir nicht mehr hätten verdienen wollen, solch kaiserliche Gnade hätten wir auch sonst finden können.“ Nur Einer

kratte sich den Zweig an den Hut und sagte: So habe ich doch ein Andenken an den Kaiser Otto! Und als sie Abends spät in die Herberge kamen, war der Zweig auf dem Paare des Musikanten zu Gold geworden. Die Andern eilten nun zum Berge nach ihren Zweigen zurück, doch diese waren verschwunden. Am folgenden Morgen spielten sie wieder vor dem Kyffhäuser, und sogar drei Tage hindurch, doch der Castellan brachte ihnen nichts zum Dank.

Ein armer Schäfer hatte gehört, wie der Musikant durch des Kaisers Geschenk so reich geworden, er trieb nun immer auf den Kyffhäuser, und dachte: Wenn ich nur den Weg wüßte, der in den Berg zum Kaiser Otto führt. Er wollte ihm seine Armuth klagen. Und wie er einft daran dachte, bemerkte er vor seinen Füßen eine Fallthür, er öffnete sie, und stieg eine lange Treppe in den Berg hinab bis in einen weiten hochgewölbten Saal. Dort saß der Kaiser Otto mit seinem langen rothen Bart an einem feineren Tisch, um ihn her saßen viele hundert Ritter und Schildknappen in voller Rüstung. Der Kaiser winkte freundlich dem Schüchternen und sprach: „ich weiß schon, weshalb du kommst. Hier nimm dir soviel du brauchst.“ Dabei wies er auf einen Haufen glühende Kohlen in einem Winkel. Der Hirt griff zu, und als er die Treppe wieder hinauf war und die Kohlen ausschüttete, waren sie reines Gold.

Ein anderer Schäfer verlor am Johannisabend seine Peerde, die er auf dem Kyffhäuser gehütet hatte. Er lief durch das Gebüsch, sie zu suchen; dabei streifte er, ohne es zu wissen, mit den Füßen die Wunderblume ab, und sie blieb an seiner Schuhschnalle hängen. Wer diese Blume, die nur in der Johannisnacht blüht, an sich trägt, der kann die Geister sehen. Wie es nun im Thale 11 schlug, war der Schäfer gerade dicht unter dem Gipfel des Berges, und er sah, wie sich der Berg aufthat und Kaiser Otto mit vielen Rittern herausstieg. Sie begannen Regel zu schieben. Als es 12 schlug, flogen sie im den Berg zurück, und dieser schloß sich wie-

ber. Der Schäfer nahm nun zum Wahrzeichen den König der Regel und steckte ihn ein. Am Morgen, als er ihn ausnahm, war er ganz von Gold.

Einer Angabe zufolge soll Otto, nachdem er mehrere hundert Jahre in dem Berge gehaust hatte, ins Grab zur Ruhe eingegangen seyn, eine andere Angabe läßt ihn aber aus dem Kyffhäuser ins Queblinburger Schloß ziehen, wo er noch jetzt in den tiefen Kellern desselben sitzen soll.

Dieses traurige Loos hatte sich nun Kaiser Otto wegen seiner Händel mit der Geißlichkeit zugezogen, daß er nach dem Tode von einem Berge in einen Keller übersiedeln muß, während er bei einer kirchlichen Gesinnung so ruhig und bequem in seiner Abnengruft hätte schlafen können bis zum jüngsten Tage, wo der Kaiser, wie der geringste seiner Untertanen, geweckt werden wird!

Wie aber ließe sich auf diesem Wege begreiflich machen, daß einer der ersten Beschützer des Papstthums, der sogar dem Nachfolger Petri auch politische Macht verschaffte, und dafür die Kaiserkrone in Empfang nahm, wie konnte Karl der Große, überdies ein Heiliger des Kalenders, ebenfalls in den Berg gesperrt werden, wenn ein solches Loos als Höllestrafe gedeutet wurde? Zum Glück widersprechen sich auch hier die Nachrichten, denn nicht nur im Unterberg bei Salzburg sitzt er, sondern auch in der Burg Densenberg im Waderbornschen, ebenfalls am steinernen Tische; auch ihm ist der Bart bis auf die Füße gewachsen; auch er soll noch vor dem jüngsten Tag wieder kommen, um die Regierung seines verlassenen Reiches zu übernehmen. Aber auch zwischen Nürnberg und Fürt liegt „Kaiser Karls Berg“, aus dem in früherer Zeit oft Gesang erscholl (Mone's Anz. d. Vorz. V. S. 174). In Westphalen zwischen Lübbecke und Holzhausen, oberhalb des Dorfes Mehnen an der

Weser, liegt ein Hügel „die Babylonie“ genannt. In diesem sitzt Wittelkind, der Sachsen Herzog, den Karl der Große durch die Ueberredungskraft seines Schwertes zum Christenthum bekehrt hatte, und harrt bis seine Zeit kommt. Daß er gestorben, wurde lange Zeit nicht geglaubt, obschon seine Gebeine in der Kirche von Enger bewahrt werden, obschon Wallfahrten nach seinem Grabe Statt fanden. Doch sitzt er nicht immer übereinander. Wie der obgenannte König von Granada, Boabdil, machte er in gewissen Nächten einen Umritt von der Babylonie nach dem Schlosse Werder (am Einflusse der Werra in die Weser) bei Rehme, aber nur Nachts, und sein Roß hatte immer verkehrt aufgelegte Hufeisen (Redeker Verhdl. d. westphäl. Gesellsch. S. 35). Der letztere Umstand läßt allein schon ihn als ein Abbild des Odin (s. S. 79. 83. 91.) erkennen, wenn auch nicht das Weilen im Berge selber von dem Gotte entlehnt wäre, wofür die Belege bald nachher folgen werden. Außer Wittelkind wurde noch ein anderer zeitgenössischer Fürst in diesen Kreis gezogen, nämlich der im Ardennenwalde umgehende und einmal wiederkommende Regent der Niederlande, Ogier (Dtacher?), den die Dänen unter dem Namen Holger sich aneigneten.

Vor vielen Jahrhunderten ward dann und wann das Geräusch von Waffen in den Gewölben des Schlosses Kronenburg gehört. Niemand wußte den Grund davon, und im ganzen Lande war Niemand, der den Muth besaß, in die Tiefe hinabzusteigen. Endlich sagte man einem Gefangenen, der das Leben verwirrt hatte, daß seine Schuld vergessen seyn sollte, wenn er Nachricht bringen könnte von dem, was in den Gewölben wäre. Er stieg hinab und kam an eine große eiserne Thüre. Als er anklopfte, ging sie von sich selbst auf. Er fand sich in einer tiefen Böschung. In Mitte der Decke hing eine

Lampe herab, die beinahe ausgebrannt war. Darunter stand ein großer steinerner Tisch, um welchen einige in Stahl gekleidete Männer saßen, deren Haupt auf den kreuzweis gelegten Armen ruhte. Der, welcher zu oberst am Tische saß, stand auf. Es war Holger der Däne. Als er aber sein Haupt von den Armen erhob, bors die steinerne Tafel mitten entzwei, denn sein Bart war hindurch gewachsen. „Gib mir die Hand“, sprach er zu dem Manne; dieser wagte es nicht ihm die Hand zu reichen, sondern ergriff eine eiserne Stange, in welche Holger seine Finger eindrückte. Endlich ließ er los und murmelte: „Es ist gut! ich freue mich, daß es noch Männer in Dänemark gibt, wir kehren zurück, wenn nicht mehr Männer in Dänemark seyn werden, als ihrer Raum auf einer Tonne haben.“ (Thiele dän. Sag. I. 23.)

Hier folge eine ähnliche Sage:

Am Tils-Graben, einem Erdfall zwischen Dahlum und dem Flecken Bokenem im Amt Bilderlahn im Hannöverschen, stand, wo jetzt der Teich ist, einst eine Burg. Ihr letzter Besitzer, der Ritter Tils, hing so sehr am Bairdwerk, daß er auch die Feiertage nicht achtete. An einem Christfeste sagte er: „Heute muß ich ein Wild erlegen, und sollte auch meine Burg darüber untergehen.“ Aber vergebens jagte er bis zum späten Abend mit seinen Gefährten. Mißmuthig kehrte er zur Burg, aber als er eben an der üppigen Tafel sein Ungemach vergessen wollte, versank plötzlich die Burg mit Allem was darin war. Aus dem weiten Erdfall quoll das Wasser auf, und bildete den kleinen See, den sie jetzt den Tils-Graben nennen. Einmal wurde ein Taucher in den Graben binabgelassen. In die Tiefe gekommen, sah er die versunkenen Häuser mit einer Kirche, in einem großen Saal, vor einem steinernen Tisch, saß Ritter Tils alt und grau, sein weißer Bart war durch den Tisch gewachsen. (Parrys niedersächs. Sag.)

Zuweilen wird gar keine bestimmte Persönlichkeit ge-

nannt, die Erzählung aber bleibt in den Hauptzügen dieselbe:

Ein Schmied suchte in dem Becken des Odenbergs (Odinsberg) nach einem Weisbörn zum Hammerstiel. Plötzlich entdeckte er ein vorher nie wahrgenommenes Loch in dem Steingefälle, trat hinein und stand in einer neuen Wunderwelt. Starke Männer legelten da mit eisernen Kugeln, der Schmied schaute ihnen zu. Sie forderten ihn auf, mitzuspielen, was er ablehnte: „die Eisenkugeln wären seinen Händen zu schwer.“ Die Männer blieben aber freundlich und sagten, er solle sich ein Geschenk wählen. Der Schmied bat um eine der Kugeln, trug sie heim und legte sie unter sein Eisengeräth. Als er sie nun später verschmieden wollte, und rothgeglüht hatte, zerbrach sie auf dem Ambos in Stücke, und jedes Stück war eitel Gold. So oft er wieder auf den Odenberg kam, fand er die Oeffnung nimmer, jenesmal hatte er eben den Tag (Johannis?) getroffen, an welchem der Berg den Menschen offen steht. (Grimm Myth. S. 905.)

Bei Gemünden liegt der Gudenberg, von diesem geht die Sage, ähnlich der vom Rothbart im Kyffhäuser, daß vor langer Zeit ein Kaiser (welcher?) mit seinem ganzen Heer in diesen Berg versunken seyn soll! Nun sitzt er darin an einem steinernen Tisch, und wenn sein Bart dreimal um den Tisch gewachsen ist, so wird der Kaiser mit allen seinen Wappnern wieder hervortreten. Einst kam ein armer Knabe auf den Berg, welcher in der Gegend Semmeln zum Verkaufe trug, und traf daselbst einen steinalten Mann an, der sprach freundlich mit dem Knaben. Dieser klagte ihm sein Leid, daß er so wenig verkaufen könne und sein Verdienst so gering sey. Da sprach der Alte: „Höre Kleiner, ich will dir einen Ort zeigen, wo du alle Tage so viele Becke verkaufen kannst, als du zu tragen im Stande bist; aber du darfst Niemandem davon etwas offenbaren.“ Darauf führte der alte Mann den Jungen in den Berg hinein, und es war ein Berg wie in einer großen Stadt, und ein gar reges Leben da-

rin. Und an einem Tische saß der Kaiser und sein langer Bart war schon zweimal um den Tisch gewachsen. Dahin brachte nun der Knabe täglich seine Semmelwecke und empfing dafür uraltes Geld. Da aber nun in seinem Orte dessen bald zu viel umlief, wurden die Leute fröhlich, mochten es nicht mehr annehmen und drangen endlich in den Knaben, zu sagen, wo er dieses alte Geld bekäme. Da offenbarte er seinen ganzen Sack. Ein junger Freund von ihm drang sich ihm nun beim nächsten Berggang zum Begleiter auf, um des Gudenbergs innere Herrlichkeit auch wahrzunehmen. Allein der Semmelbube fand nicht nur den Eingang nicht wieder, sondern nicht einmal den Berg, und kam ihm die ganze Gegend anders vor. (Bechstein, Sagen des Grabfeldes Nr. 14).

In Hormanys Taschenbuch (Jahrg. 1831 S. 214) findet sich eine Tradition aufgezeichnet, welcher zufolge Friedrich der Rothbart nicht im Kyffhäuser sitzt, sondern im Unterberg bei Salzburg. Dafür ist als Grund angegeben, daß er als Verwüster Salzburgs durch Otto von Wittelsbach und die Grafen von Plain, die unbeugsame Anhänglichkeit des Salzburger Erzbischofs Konrad an Papst Alexander III. strafen wollte, und nun hier mit einem unermesslichen Heer der Dinge, welche noch kommen sollen, entgegen harrt. Dieß wäre also ein hi storischer Grund für die Bedeutung des Unterbergs als Geisterdomicil. Es gibt aber auch noch einen nat urhistorischen Grund dafür. Nämlich seine Höhe — 4200 Pariser Fuß über das mittelländische Meer erhalten — ist Ursache, daß sich an kühlen Herbstabenden dicke Nebelwolken sammeln, die sich langsam von demselben herabsinken und dort sich über die Ebenen verbreiten. Zu Zeiten lösen sich Reihen von Nebelwolken von der großen Masse ab, schweben dahin und gestalten ungeheure Säulen, Heere, Luftgebilde aller Art.

Dazu trat der Glaube, daß der Berg ausgehöhlt sey, daß in demselben sich anmuthige Gärten, spiegelhelle Quellen und Hügel von Gold und Silber vorfinden. Kleine Männlein bewachen die Schätze, die in der tau-schenden Dämmerung auch wohl außerhalb des Berges sich sehen lassen. Welchen Einfluß die Localität auf Sagenbildungen hat, könnte auch aus andern Beispielen erwiesen werden. So z. B. haften auch am Fichtelgebirge, namentlich an der Gegend um den Ochsenkopf und Schneeberg, Sagen von unterirdischen Gewölben, die sich nur zu gewissen Zeiten öffnen, und ihre Herrlichkeit an Gold, Silber und Kleinodien sehen lassen, aber der Physiker erklärt sich dies Alles aus — einer gewissen Lichtstrahlenbrechung. Namentlich soll die Hauptursache der Grottenbeleuchtung das Moos seyn, das sich vorzüglich schön auf der Louisenburg in einer Höhle links am Eingang in die dortigen Anlagen findet, wo es durch seinen von der Refraction der Lichtstrahlen entstehenden Schimmer die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden fesselt. Es ist eine Art Laubmoos, das dort unter dem Namen des leuchtenden Moores bekannt ist. Auf diese Art dürften Sagen, wie jene vom „Goldkeller“ im Löbauer Berge in der Oberlausitz u. a. m., entstanden seyn. Gewiß ist es, daß manche wundersam mit farbigem Gestein oder mit Stalaktiten versehene Grotte zu Sagen vom Sitz der Zwerg- und Gnomer: Veranlassung gab, wiewohl die Bergstollen und Schächten und die Köpfe der Bergmänner die frühesten Geburtsstätten derselben gewesen sind *).

*) Es ist noch nicht lange her, schreibt ein Correspondent dem „Morgenblatt“ (1841 Nr. 288 S. 1151.), daß ein Bauer, Namens Sebastian Fletscher, an den Petersberg kam, und da an einem Felsen lange Goldsäden herunterhän-

Doch würde ich, solchen Betrachtungen weiter folgend, mich zu weit von meiner eigentlichen Aufgabe entfernen, welche keine geologische Abhandlung werden sollte, sondern die Frage über den Zweck des Aufenthaltes so vieler Helden der Vorzeit in Bergen zc. beantworten will. Daß diese den Besuchern von ihren unterirdischen Schätzen mittheilen, mag allerdings durch das leuchtende Moos sich erklären lassen, wenn nicht überhaupt bei dem Innern der Berge eine natürliche Ideenverbindung zu Gold- und Silberadern hinleiten würde. Oben wurde angenommen: das Innere der Berge sey die Hölle (Höhle), und damit würde folgende von Grimm (D. S. Nr. 143) einer „Beschreibung des Fichtelbergs“ (Lpz. 1716, S. 50 ff.) entlehnte Sage stimmen:

Im 16ten Jahrhundert lebte in Schweidnitz ein Mann, Johannes Beer genannt. Im Jahr 1570, als er seiner Gewohnheit nach zu seiner Lust auf den nah gelegenen Jobtenberg ging, bemerkte er zum Erstenmal eine Oeffnung, aus der ihm beim Eingang ein gewaltiger Wind entgegen wehte. Erschrocken ging er zurück, bald darauf aber, am Sonntag Quasimodogeniti, beschloß er die Höhle von Neuem zu untersuchen. Er kam in einen engen, geraden Felsengang, ging einem fernschimmernden Lichtstrahl nach und gelangte endlich zu einer verschlossenen Thüre, in der eine Glasscheibe jenes wundersame Licht warf. Auf dreimaliges Anklopfen ward ihm geöffnet, und er sah in der Höhle an einem runden Tisch drei lange abgemesserte Gestalten in altdeutscher Tracht sitzen, betrüb-

gen sah. Er versuchte etwas davon abzusprengen, aber da sie mit der Hand nicht loszubringen waren, so ging er nach Hause um eine Hacke zu holen, legte jedoch vorher noch einen großen Steinhaufen zusammen unter den Felsen hin, um die Stelle nicht zu verschlei. Als er mit der Hacke wieder zurückkam, fand er zwar den Steinhaufen, aber die Wurzeln waren nirgends mehr zu erschauen.

und zitternd. Vor ihnen lag ein schwarzsamtnes goldbeschlagenes Buch. Hierauf redete er sie mit „pax vobis!“ (Friede sey mit euch!) an, und bekam zur Antwort: „hic nulla pax!“ (Hier ist keine Ruhe). Weiter vorschreitend rief er nochmals: „pax vobis in nomine Domini!“ (Friede sey mit euch im Namen des Herrn!) Erzitternd versetzten sie: „hic non pax!“ (Hier ist nicht Friede!) Indem er vor den Tisch kam, wiederholte er: „pax vobis in nomine Domini nostri Jesu Christi!“ (Friede mit euch im Namen unseres Herrn Jesu Christi!) worauf sie verstummten, und ihm jenes Buch vorlegten, welches, geöffnet, den Titel hatte: liber obedientias (Buch des Gehorsams). Auf Beers Frage: wer sie wären? antworteten sie, sie kannten sich selber nicht. „Was sie hier machten?“ — „Sie erwarteten in Schrecken das jüngste Gericht und den Lohn ihrer Thaten.“ — „Was sie bei Lebzeiten getrieben?“ Hier zeigten sie auf einen Vorhang, hinter dem allerlei Mordgewebe hingen, Menschengeriippe und Hirnschädel. — „Ob sie sich zu diesen bösen Werken bekenneten?“ — „Ja!“ — „Ob es gute oder böse?“ — „Böse.“ — „Ob sie ihnen leid wären?“ — Hierauf schwiegen sie still, aber zitterten: „sie wüßten's nicht.“

Aus dem Vorhergehenden ist also erwiesen, daß im Mittelalter die Geißlichkeit alle ihr feindlichen Regenten deßhalb in das Innere der Berge versetzte, weil man — wie nicht nur die Geschichte der drei Männer, sondern auch die oben gegebene Beschreibung des Hörselberges errathen läßt — daselbst sich die Unterwelt, den Aufenthalt der Verdammten dachte. Die Einwendung, daß auch Karl der Große, ein Heiliger, diesem Schicksal verfiel, muß aus der Uebertragung der von Göttersagen — durch Verdrängung der Naturreligion — auf Helden der christlichen Zeit angebildeten Erlebnisse erklärt werden. So z. B. wurde der, wie weiter unten gezeigt werden wird, von Odin nicht verschiedene hörnene Siegfried — die heidnischen Gott-

heiten faßte die Kirche als teuflische Wesen auf! — als die kalendarische Bedeutung seiner Schicksale nicht mehr verstanden wurde, im alten Bergschlosse Geroldseck wohnhaft gedacht (D. S. Nr. 21) und zwar in der Gesellschaft noch anderer Helden, wie Herman, der als Befreier seines Volkes zuerst die Vorstellung von dem Wiedererwachen Friedrichs, Karls, Olgers u., wenn sein Volk in Noth seyn werde, erzeugt haben mochte. Da aber guter Grund zur Annahme vorhanden ist, Herman sey der als Schlachtenlenker Odin verehrte Kriegsgott gewesen, dessen Bildniß seinem Streitheer voran in die Schlacht getragen wurde, so wie daß die Irminsäule, wie jene auf die 12 Asen sich beziehenden Balken im Göttersaal zu Upsal in Schweden, keine politische Denksäule, sondern eine dem Interesse des Cultus *) dienende war — so wird Herman, wie Siegfried, der in jedem Frühlinge sein Volk von dem Lindwurm des feuchten schlammigen Winters befreit, also ein Helfer, wenn die Noth, d. h. der Tod (im März) am bestigsten wüthet, während des Bergschlases den im Winter verborgenen Sommer bedeutet haben. Er schläft nur, aber er ist nicht wirklich todt, denn im wiederkehrenden Lenze offenbart er sich wieder.

*) Bei den alten Sachsen wurde die Gottheit unter dem Namen, und unter dem Bilde eines Balkens oder Baumstammes vorgestellt, der dann als der alles erhaltende (haltende) geendet wurde. (Truncum ligni non parvae magnitudinis sub dio colebant, patria enim lingua Irminsaul appellantes, quod latine dicitur universalis columna, quasi sustinens omnia, (Adam. Brom. I, 5.) Dieser Zusammenhang zwischen Gott und Säule erinnert an den alten nordischen Gebrauch, die Götterbilder auf den Balken auszuschnitzen, die den Hochsitz im Hause umgaben, wodurch sich die Vieldeutigkeit des Wortes As erklärt, das in der altnordischen Sprache Gott (As) und Balken (Säule Stütze) zugleich bedeutet.

Darum heißt es von Friedrich: bei seinem Hervorkommen wird er seinen Schild hängen an einen dürren Baum, wodurch dieser grünen und eine bessere Zeit werden wird. Wenn Frau Holle oder Venus im Winter im Hirsfelberge zubringt, weil sie als Naturgöttin, wie die schwarze Demeter oder deren Tochter Proserpine um jene Zeit die unterirdische Ceres ist — daher Proserpine nur im Winter dem Pluto, im Sommer aber dem Zeus vermählt ist; umgekehrt Adonis, im Sommer der Venus, im Winter der Proserpine gehört — so wird Lannhäuser, der Holle Geliebter, auch nur im Winter ein Lannhäuser, d. h. ein Todter seyn, und des Papstes Stab, der zu spät, d. h. als Lannhäuser schon in der Unterwelt war, in einen blühenden Ast sich verwandelte, Mißverständnis der ältern heidnischen Sage seyn. Denn wenn der Papst an diesem Wunder erkannt haben soll, daß der Himmel Lannhäusers Wuse anerkannt und des Papstes Härte mißbillige, so muß man bedenken, daß dieses Wunder, aus dem Standpunkte der Natursymbolik aufgefaßt, nicht eher eintreten konnte, als wenn Lannhäuser schon wieder in den Hirsfelberg zurückgekehrt war, weil ja auch das Ausschlagen und Grünen der Bäume, ihr Blüthentreiben erst nach dem Winter, nicht aber im Herbst — vor dem Eingehen Lannhäusers in den Berg — erfolgt. Der Schild, welcher, kaum an den Baum gehängt, ihn grünen macht, ist die glänzende Sonnenscheibe, die im Lenz ihre ganze Kraft entfaltet, und die Wunden, welche der Winter schlägt, unkräftig macht. Ein solches Sonnenschild war jenes des Mars, das die Salier bei Wiedereröffnung des Jahrs am 1. März in Prozession herumtrugen. Eigentlich waren es 12 Priester des Mars und 12 Schilder, aber Eines nur sollte das echte gewesen seyn, ebenso

wie die Sonne, obschon in jedem Monat in einem andern Zodiakalbilde verweilend, doch nur die eine, nicht aber eine zwölffache ist. Ich erinnere auch hier an jenes Schild (Regis), welchem allein Jupiter seinen Sieg über die Giganten (Winterriesen) verdankt hatte; ich erinnere ferner an „Hectors“ Schild von gerundeter Wölbung, wie aus Nachtgewölk ein Stern hervorblickt, strahlenhell“ (Iliad. 11, 61. 62.) Wenn das noch fortdauernde Umfliegen der Raben um den Berg dem Friedrich ein Zeichen ist, daß er noch hundert Jahre länger schlafen müsse, d. h. daß es noch Winter sey, so ist diese Deutung durchaus nicht gezwungen. Man denke hier an Noah's Raben, der auch ein Zeichen war, daß die Erde noch nicht von den Wassern — diese sind dem Orientalen, was dem Nordländer die Eisdecke: der Winter, wo die Felder bedeckt sind — frei sey; erst die Taube, der Brütvogel, die Plejade, das bekannte Frühlingsgestirn, ist die Glücksbotin, der Rabe ein Unglücksbote, sein schwarzes Gefieder die Winternacht, die Abwesenheit des Sonnenlichts. Im Winter, wo es auf dem Felde keine Nahrung gibt, zeigen sich die Raben häufiger den Menschen, sie sind daher ein winterliches Bild, schon als Nasenfresser, als Todtenvogel, denn Winter und Tod sind in der Idee gleichbedeutend. Friedrichs (und Otto's) rother Bart wurde von Grimm S. 310 auf den Blitzgott Thor bezogen, der im Winter ebenfalls schläft, d. h. untätig ist, und an dessen Stelle in Norwegen Olaf der rothbärtige als Riesenbändiger trat; hingegen

*) Dieser ein Sohn nicht nur des Priamos (d. h. des priavischen Apoll), sondern auch des Apollo selbst (Lycophr. 263), war kein anderer als — der Sonnengott Apollo *Ἡκατορ Ἐκατορ* = *Ἐκατος*, d. i. der aus der Ferne treffende Ausfender der Strahlenpfeile. (Bos myth. Gr. III. S. 190.)

Carls weißer Bart (à la barbe florie ist sein Beinamen im roman. Epos) auf Odin „Langbart“ (vgl. S. 186). Nach der Dreitheiligkeit des nordischen Jahrs, welche Eintheilung durch die drei dem Odin geheiligten Jahresfeste im Herbst, im Winter und im Frühling *) sich kund gibt, mußte auch des Kaisers Bart dreimal um den Tisch gewachsen seyn, bevor er aufwachte. Daß die Becken jenes Knaben im Berge sich in Gold verwandelten, bezieht sich auf das Samenkorn, welches, im Herbst der Erde anvertraut, im Frühjahr zur goldenen Saat aufschießt. Daher verwandelt sich auch das Korn, das jener Bauer im Kyffhäuser Berg ausschütten mußte, in Gold (s. S. 213). Auch der in Gold verwandelte Zweig jenes Musikanten läßt sich kaum anders deuten, denn der Baum verliert im Winter nur sein Laub, nicht auch die Zweige, aber im Frühjahr setzt er Blüthen an, die zur Goldfrucht werden. Die in Gold verwandelte Kohle bezieht sich auf die Erhebung des Lenzes (Lent heißt noch im Engl. die

*) Die ersten beiden am Michaelis und Weihnacht (oder Lichtmess?) wurden gehalten, um ein fruchtbares Jahr zu bewirken, das dritte im Frühling, wo die wieder geöffnete See zu Wikingsfahrten lud, hieß Siegesopfer. (Geijer Schwed. Urgesch. S. 426) Ob das Winterfest in den Dezember oder in den Anfang des Februar fiel, wird dadurch zu einer schwedenden Frage, weil König Halon der Gute in Norwegen die „Weihnacht“ (Hökenatten) oder Mittwinternacht, welche in der heidnischen Zeit nach der Herwararsage zu Anfang Februars eintraf, auf die christliche Weihnacht verlegt hatte. Die Lichtmesse (zur Zeit des alten Winteropfers und Disarlings gefeiert), wird noch in einigen Landschaften die kleine Weihnacht (Litta Jul) genannt. Das Frühlingfest ist das eigentliche und Hauptfest Odins, des Kriegsgotts, des Siegers über die Winterdämonen. Ueber die Herbstfeier als Aernstfeier weiter unten, wo die Identität Odins mit dem h. Michael, d. h. der Nachweis von der Uebertragung der Aemter des heidnischen Gottes auf den Erzengel, nachgewiesen werden soll.

Faſtenzeit) nach dem Aſchermittwoch. Der als golden erkannte Fuß eines Handfaſſes aus des Königs Müſtkammer läßt vermuthen, daß der Schärer den Lenzfuß bekam, denn das Gefäß ſelbſt wird in der Zahl ſeiner Füße mit jener der Jahreszeiten übereingeftimmt haben. Grimm beruft ſich zwar (S. 908) auf eine Tradition, welche Friedrichs Erwachen mit dem Weltende zuſammentreffen läßt, dann ſoll auf dem Waſerfeld eine Schlacht erfolgen, der Antichriſt erſcheinen, die Engelpoſaune tönen, und der jüngſte Tag anbrechen. Allein da, wie der Kirchenlehrer Hieronymus wiſſen wollte, Chriſtus in einer Oſternacht zum Weltgericht kommen wird, ſo dürfen wir vorläufig den Antichriſt für den von Siegfried erlegten Lindwurm, d. h. die alte Höllenschlange, für den unterliegenden Winterriesen halten. Schon Wone ſprach ſich dahin aus, daß in der Sage von Friedrichs ewigem Schlaf im Kyffhäuſer Berg — außer dieſem und dem Unterberg wird auch die Felſenhöhle bei Kaiſerslautern (D. S. Nr. 295) als ſeine Schlafſtätte genannt — nur der Name des Kaiſers hiſtoriſch ſey, und daß die Sage einen mythiſchen, d. h. heidniſch-religiöſen Sinn habe (Heidn. Gur. II. S. 214). Auch von Odin ſagte man, nachdem der Gott als ſterblicher König aufgefaßt worden, man ihn daher in Schweden eines natürlichen Todes ſterben, ihn ſogar ſich ſelber auf dem Sterbelager mit Wehresſpitze rißen, und ſich ſo ſymboliſch, wie ſpäter ſeine Verehrer, „für Odin zeichnen“ ließ*); — von Odin ſagte man alſo: er ſey nach Aſgard hingegangen und werde dort ewig leben. Wenn Krieg

*) So leiteten die Phönizier die Beſchneidung vom Kronos, den ſie Iſrael nannten (ſ. S. 144) her, der Gott, den ſie anbeteten, hatte ſich zuerſt beſchnitten.

bevorstand, schien er sich zu offenbaren u.
 (Geijers Gesch. Schwed. I. S. 20). Es ist daher er-
 laubt, in den Rittern, welche mit Friedrich und Otto
 im Kyffhäuser wohnen — zumal Karl der Große im
 Odenberg sitzt — die nordischen Einherien, die in der
 Schlacht gefallenen Helden, zu vermuthen, die bei Odin
 in Walhalla eintreten. Ich erinnere dabei an Odins
 Speer, den ich oben als Urheber des Todes erkannte,
 und von welchem die Edda singt: „Als Odin seinen
 Speiß unter das Volk warf, war der erste Krieg auf
 Erden.“ (Geijer Urgesch. Schw. S. 272). Darum sind
 in der Walhalla, d. i. in der Todtenhalle, lauter Krieger.

Diese Einherien (einheriar) leben nun zwar in der
 Walhalla in Freuden, aber die Gewohnheiten aus dem
 frühern Leben setzen sie auch jetzt noch fort. Sie ziehen
 täglich zum Kampfe aus, schlagen sich gegenseitig Wun-
 den und tödten einander; aber am Abend versammeln
 sie sich alle wieder zum fröhlichen Mahle. Eben so
 zieht Kaiser Otto in der Mitternachtsstunde mit seinen
 Rittern aus dem Kyffhäuser zum Kegelspiel, und jener
 ungenannte Kaiser treibt mit den Seinen diese Kurz-
 weil innerhalb des Berges (s. S. 217). Das Befrem-
 dende eines solchen Vergleichs zwischen Kampfspiel und
 Kegelspiel verschwindet, wenn man sich erinnert, daß
 noch im christlichen Mittelalter zu Hildesheim die Dom-
 herren am Tobtensonntag (Dominica Laetare) auf
 dem Schloßhofs Klöße aufstellten, Regel darauf setzten
 und diese herabwarfen (Hannov. Landesbl. 1833 S.
 30). Lepner (Hist. Caroli magni Hildesh. 1603
 c. 18) weicht zwar insofern ab, als er für den Tag
 dieser wunderlichen Ceremonie erst den Samstag nach
 jenem Sonntag bestimmt, auch auf dem Domhofs nicht
 die Domherren selbst, sondern die Straßenjungen dieses

Spiel treiben, und das Aufstellen der Regel auf die Klöße von einem Bauer besorgen läßt, und die Regel auf die heidnischen Götzen deutet, welche die Christlich gewordenen Sachsen niedergeworfen haben. Dies Alles soll aber nicht hindern, in den Regeln, die ebenso leicht wieder aufgestellt als umgeworfen werden können, jene fallenden und wieder auferstehenden Walhallakämpfer zu erkennen, zumal Odins Cultus bei den Sachsen noch lange fortgewirkt haben mag, nachdem bereits das Christenthum äußerlich alle heidnischen Elemente ausgeschieden hatte. Da aber der Geist des Heidenthums aus der Schale der Ceremonie, die man nicht aufgeben wollte, längst entwichen war, so konnten Mißdeutungen jener nun längst bedeutungslos gewordenen Spiele, in welchen ehemals der Cultus die Beschäftigungen der Götter und Seligen nachbildete, nicht ausbleiben. Daß Odin (Wodan) von allen deutschen Stämmen als Gott verehrt worden sey, bezeugt Paulus Diaconus. Müller (alt. Rel. S. 84) bemerkt: „Als Gott der Sachsen ist Wodan, wenn wir die niederdeutsche Abschöndungsformel (Masmann die deutsch. Abschwor. S. 22) nicht auf dieses Volk beziehen, doch durch andere Zeugnisse nachweisbar. Der mit Wodan identische Odin wird auch Fornmanna-Sögur 5, 239 geradezu „Sachsengott“ genannt, und die Bedeutung, welche er bei den Angelsachsen hatte, deren Könige ihr Geschlecht auf ihn zurückführten *), sichert seinen Cultus auch den

*) Hengist und Horsa, die (angeblichen) Anführer der Angelsachsen, die 449 nach Britannien übergingen, und im vierten Gliede von Odin abstammen (Geijer Urgesch. Schwed. S. 378 Anm.) halte ich für — Pferdeköpfe, symbolische Zeichen der Gegenwart Odins (vgl. S. 96 mit S. 101), die man dem Heere vorantrug, denn die Auswanderer nahmen den alten Cultus in die neue Heimath mit. Analogien bietet die Geschichte aller Völker. So nannten die Hebräer eine

Daß Odin von den Sueven verehrt ward, merkt man aus den vom h. Columban bei den Sueven am Zürchersee wahrgenommenen Vierlikationen zu Ehren Wodans ab. (Geijer Urg. Schw. S. 242 Anm.) Daß die Longobarden den Odin Langbardr *) verehrten, bezeugt Paul War-

Sautland, Gotland (Skalda I. 195.) der Gothen Land. Obgleich bei alten Schriftstellern erst im zweiten Jahrhundert n. Chr. ihr Name vorkommt, so waren sie doch in Scandnavien kein jüngerer Name. Die Gothen nennen sich vorzugsweise der Götter Volk (Gothlod). Es ist die einzige nationale Benennung in den eigentlich mythologischen Gesängen der älteren Edda. Freyr heißt Folevaldr gotha: des Göttervolks Regierer (Skirnislör Str. 3.) Die Gewißheit, daß die in der Edda enthaltene Götterlehre die Religion der nordischen Gothen war, und daß sie auch bei den ausländischen Gothen sich fand, ist längst anerkannt, sowie die Stammverwandtschaft Beider aus wechselseitigen Traditionen sich bestätigt. Dazu kommen die Spuren eines südlichen und östlichen Ursprungs des alten nordischen Glaubens. Unter allen Völkern, welche diese Lehre bekannten, ist keines, dessen Aufenthalt im Süden oder Osten Europa's so gewiß ist als jener der Gothen. Daß der Stamm einmal beisammen war, ehe er sich zerstreute, ist gewiß. Waren sie die Geten, deren Stammland Thracien? Denn zu Augustus Zeiten werden sie unter Völkern am asowischen Meer erwähnt. Ueber Ost- und Westgothen, wie über viele Nationen vom Don bis zur Theiß, vom schwarzen bis zum baltischen Meere herrschte im vierten Jahrhundert Hermanrich (der Formunrek der Edda) bis der Eindruck der Hunnen in Europa seine Macht brach, und die Gothen aus römisches Reich stürzte. A so wäre eine Asestadt, von wo die Verehrung der Asen oder Ansen — womit die Gothen das Göttergeschlecht, von welchem die Gottheitliche sich abkunftig rühmten, bezeichnen — ausgegangen. Gothische Namen, wie Auden (Odin), Thoror (Thor), Thorismund (Thors Beschrumpung), Thorimuth (Thors Muth, des nordischen Thormodr), Thurisend (Thors Diener) u. a. m. sind Namen von gothischen Königen oder Anführern. Kinder nach Göttern zu nennen war nordischer Brauch.

*) Daraus erklärt sich die Bartpflege, als eine in ihrem heidnischen Cultus begründete Volkssitte. Die Haarpflege der alten Deutschen war eine Aeußerung ihres Dienstes des Strahlen aussehenden Sonnengotts. Aehnlich trugen nach dem Beispiele Odins seine Priester bei den Gothen einen hohen Hauptschmuck, weil Odin Sidhstuar der mit langem herabgehendem Hute (Grimmlam. Str. 46.) heißt. Paul Wagners (l. c. e. 8.) sagt, daß die Longobarden vor einer Schlacht

nesried (de Gest. Long. I, 9.). Ueber seinen Cultus bei den Friesen und Angeln ist Suhm (üb. Ddin S. 59 vgl. Finn Magnusen Edda I, 13.) nachzulesen. Selbst die wendischen und lettischen Völkerschaften haben ihn sich angeeignet, denn die Isländer sprechen von wendischen Runen, und bei Rhetra, dem vornehmsten Cultusort der Wenden, der erst um 1150 zerstört wurde, und an welchen noch der Rhetraberg bei dem Dorfe Prilwitz erinnert, fand man im 17. Jahrhundert Götterbilder der Wenden mit Aufschriften in einer Art Runenbuchstaben. Und in Romowe, dem Hauptort für den Gottesdienst der preussischen Letten, wurde auch Ddin mit seinen Raben verehrt.

Die Ynglinga Saga gibt den Ddin als Stammherrn eines Königsgeschlechts an, als Fremdling soll er in Schweden eingewandert seyn, und alle Gewalt, die der alte König Gylfe gehabt, an sich gebracht haben. Vom Don soll er, durch Sachsen, nach der Insel Fünen

den Boban um Sieg anrufen; die Mutter des Anführers der Longobarden richtete dasselbe Gebet an Freia, welche sich mit Ddin in die auf dem Kampfplatz Gefallenen theilt (Edda Daemia. 24.) Der Stammsage zufolge waren die Longobarden aus Scandinavien gekommen, wie die Schweizer durch das Loos zur Auswanderung von dort gezwungen. Die Benennung zu den langen Bärten der Longobarden erzählt eine Sage wie folgt: Als die vorerwähnte Mutter des Anführers, die weisssagende Gambara, Bobans Gemahlin (Freia = Frigg) um Sieg für die Ihrigen angerufen hatte, stellte sie — da der Gott den Sieg derjenigen Parthei versprochen hatte, welche er zuerst bei Sonnenaufgang sähe — auf den Rath der Göttin die Weiber der Longobarden, welche mit ihren langen Haaren das Gesicht verhüllen mußten, gegen Osten an den Ort, auf welchen Boban gewöhnlich Morgens hinschaute. Als er sie sah, rief er aus: wer sind diese langen Bärte? und die Göttin sagte nun: „denen du deinen Namen gegeben, mußst du auch den Sieg verleihen.“ Und so segten die Winiker, seitdem Longobarden genannt, über die Sarmaten, ließen aber von nun an die Bärte wachsen. (Rone Eur. Ddt. II. S. 192.)

gekommen seyn, daselbst ein Heiligthum gestiftet, See-land gegründet, darauf sich Schweden unterworfen und seinen Söhnen das Nordland ausgetheilt haben. So wurde Odin für das ganze Nordland der gemeinsame Stammherr aller Könige, daher man in den Stammsagen jedes nordischen Volkes entweder ihn oder seine Söhne antrifft, so daß vom Yngwi-Freyr die schwedischen Ynglinger, von Skjöld, Dibins Sohn, die dänischen Skjöldunger, und das Geschlecht des norwegischen Hakon Jarl auch von einem Sohne Odins, dem Saming, abstammte.

Vor der Dynastie der Ynglinger war Fornjeter König in Jotland (Finland), seine drei Söhne: Hler, auch Negir (das Meer) genannt, Loge (Lohe = Feuer) und Kare (Wind = Luft). Diese zeugten Frost (Kälte), den Vater von Snd (Schnee), dessen Sohn war Thorre (Donner — denn der Sommer folgt dem Winter), und (nach einer andern Handschrift bei Björner, die mit dem Flateyrbuch übereinstimmt) hatte Kare auch drei Töchter: Hönn (harter Schnee), Drifva (weicher Schnee) und Njöll (Schneeduft). An dieses vom Kare herstammende Schnee- und Eisgeschlecht schließt sich ein anderes, das auch an den Eigenschaften seines Stammvaters Theil hat. Kare's Bruder Loge (Flamme) hat sich (nach der Forsten Wikingsonsaga) mit der Königin Gldd verheirathet, die ihm zwei Töchter Gofa (Rohle) und Emyria (Asche) gebar. Thorre hatte zwei Söhne: Nor (der Norwegen den Namen gab), und Gor, und eine Tochter Goa. Thorre brachte jedesmal um Mitterwinter ein großes Opfer (Thorra-blot), wovon nachher der Monat seinen Namen erhielt. Einmal begab es sich bei diesem Opferfeste, daß Goa verschwand. Man suchte sie vergebens, und als der Monat

zu Ende war, veranstaltete ihr Vater ein neues Opfer (Goeblot), wovon der folgende Monat seinen Namen erhielt. Er erfuhr aber nicht, wohin Goa den Weg genommen. Nor sollte sie im Lande, Gor an den Küsten suchen. Die Schwester ward bei einem König Rolf in Hedemarken gefunden, der sie geraubt hatte, und nun durch einen Vergleich behielt. Von Nor, der sich mit Rolfs Schwester vermählte, stammen viele Könige her, nach deren Namen die kleinen norwegischen Königreiche sollen genannt worden seyn. Unter seinen Nachkommen machte sich Halfdan berühmt, der ein großes Opfer brachte, um drei Jahrhunderte zu leben, aber nur erlangen konnte, daß in drei Jahrhunderten kein Unberühmter in seiner Familie geboren werden sollte. Wer mochte aber dieser Halfdan*) seyn, da doch die Edda, obgleich sie mit der Heimskringla darin übereinstimmt, daß sie die Ynglinge von Odin abstammen läßt, dieselben doch auch — hier mit einem Liede der ält. Edda (Hyndludrod Str. 16) übereinstimmend — von Yngve, dem Sohne Halfdans, herleitet? denn der vierte Sohn Halfdans war Yngve (Skalda S. 192). Gleich darauf wird aber gesagt, daß die Ynglinge von einem Ingvor abstammen (S. 193), in der Vorrede aber, daß sie von Yngve, Odins Sohn, kommen. Bedenkt man ferner, daß die Namen von Thorre und Goa an zwei Monate des alten nordischen Jahres geknüpft sind (die ungefähr dem Januar und Februar entsprechen), die andern Monate aber theils von natürlichen Kennzeichen, theils von gewissen Beschäftigungen, theils endlich von der Ordnung der Monate in jeder Jahreszeit hergenommen sind**), so ist nicht wahrschein-

*) Ubland weist seine Identität mit dem Donnerer Thor nach.

**) Das alte nordische Jahr fing mit dem Winter an, weil

lich, daß die beiden erwähnten Monate allein ihre Namen ursprünglich von Personen erhalten haben sollten, besonders da diese Namen auch eine andere Erklärung zulassen *). Auch Gylfe, der oberrühnte Zeitgenosse Odins, ist keine bestimmte Persönlichkeit, sondern nur ein poetischer Ehrentitel, der bei allen Dichtern für König überhaupt gebraucht wird (Skalda S. 191). Man hat Gylfe in Gylwe (gylvi: der Goldene) einem Sohne Veilir's (d. i. der Kreuzer, v. heita kreuzen), des Sohnes Gor's finden wollen (Müller Sagabibl. II. 439). Aber Hallenberg hat in seiner Ann. zu Lagerbriegs Gesch. (S. 4. ff.) bewiesen, daß Nor's und Gor's Ländereibellung — Erstere sollte Norwegen, der Andere die Inseln zum Antheil erhalten haben — nur Norwegen betrifft, folglich Gylfe nicht König von Schweden, zu Odins Zeit gewesen seyn kann, wie die profaische Edda glauben machen will. „Es ist ein vergebliches Bemühen,“ gesteht Geijer in seiner Urgeschichte Schwedens, „irgend eine nordische Geschichte über Odin

die Jahre nach Wintern gezählt wurden. Die 12 Monate waren bei den Isländern 1. Gormánadur (Schlachtmonat, der erste im Winter, begann um Mitte October); 2. Fremánadur (Frostmonat, auch Yllr: der Heulende — von den Stürmen); 3. Mörangr (Eisfangen — wegen der langen Nächte, die mehr Beleuchtung fordern); 4. Thorre (Thorres Monat); 5. Goe (Göjemonat); 6. Einmánadur oc Sættid (der einzige — vom Winter noch übrige — Monat, zugleich Saatzeit, weil er auch die erste Hälfte des April in sich begriff); 7. Gaukmánadur (Gudkulsmonat); 8. Solmánadur (Sonnenmonat); 9. Midsumar (Mitte sommer), 10. Heyanair (Herbmonat); 11. Kornskurdarmánadur (Erntemonat); 12. Haustmánadur (Herbstmonat). Jon G am Schediasma de ratione anni solaris secundum rudem observationem vet. pagani. in Islandia. Havn. 1733. p. 113.

*) Der Monatsname Thorre bedeutet den vornehmsten Theil von etwas (hier vom Winter); Björn Haldorson Isl. Lex. Der Name Göjemonat kann vom Zeitwort glasaat, hervorgehen, aufsehen, hergeleitet werden, was hier auf die Erde angewendet ist, die in diesem Monat anfängt, den Schnee von sich zu thun. Gam. h. c. 114.

hinauszuführen. Mit ihm steigen die Erinnerungen auf zum Himmel oder wieder in die Tiefe. Die Unglingasaga fängt die Geschlechtsreihe nach Oben mit Njord an, dessen Sohn Yngve Frey dem Geschlecht den Namen gegeben haben soll. Das alte isländische Langfedgatal hat dieselbe Ordnung. Njord aber scheint hier Obens Sohn vorzustellen, und Yngve Frey seinen Enkel, weil dies Geschlechtsregister in gerad absteigender Linie geht. In der Vorrede zur Edda, in Rimbegla und im Fundin Noregur ist wieder Yngve, Ingestreik oder Freyr, ein Sohn Odins, also der Gott Freir als irdischer König (Yngve) gefaßt. Das älteste einheimische Königsverzeichnis der heidnischen Zeit im Registr. Upsaliense nennt Inge den ersten König Schwedens, frst aber hingu, seine Söhne Neork und Frode wurden als Götter verehrt, folglich war auch Inge ein Gott. Ebenso ist (nach dem isländischen Langfedgatal) Dan, welcher Dänemark den Namen gab, der achte von Odins Sohn Sköld *).

Nach solchen Proben läßt sich auf die Sagacität derjenigen schließen, welche, der Meinung des alten Saxo folgend, den „Allvater“ als einen irdischen König auffassen. „Um jene Zeit,“ sagt Saxo, „als die durch Vermischung der Zauberer mit den Riesen entstandenen Menschen regierten, hielt sich ein gewisser (!) Doin (Othinas quidam), der in ganz Europa fälsch-

*) Eigentlich wird Sköld als Sohn Lodurs aufgeführt, aber Letzterer ist nach Thorlacius (Ant. Bor. Spec. III. §. 27.) selber ein Prädicat Odins. Münster (Reise in Seeland am Anf. d. 19. Jahrh. Sp. 1806. teilt den Namen der alten dänischen Königs- und Opferkadt Lethra von Lodur ab. Nichts desto weniger ist Saxos Lotherus ein Tyrann, wie der alte eddische Gott Hödur ebenfalls, der mit seinem Bruder, dem Lichtgott Balder, Odins Sohn, Krieg führte.

lich (?) einen göttlichen Namen erhalten hatte, sehr oft in Upsala auf, entweder wegen der Einfaß der Einwohner, oder wegen der Anmuth des Orts.* Weiter spricht er von einem Mit-Ödin (Meth-Othinus) oder Mitregent, der in göttlichem Ansehen steht, bis der rechte Ödin wiederkommt und ihn vertreibt (d. h. bis der Lenz den Winter verdrängt, denn in der andern Erzählung im 8. Buche wird der Usurpator Uller genannt, jener Ase, welcher dem ersten Wintermonat vorsteht, und als Schlittschubläufer den Winter überhaupt repräsentirt, wie der Ase Baldr den Sommer). Die Asen geben ihm Ödins Würde und Namen. Ödin wird durch einen Götterath (zu Anfang des Winters) verbannt, und zwar zur Strafe für die Schmach, deren er sich während seiner Bewerbung um Rinda (die zugefrorene, mit einer Eissrinde überzogene Erde) unterwerfen mußte. Nach längerer Zeit gewinnt er seine Macht wieder*), seine Gottheit wird von allen Völkern erkannt, und er verjagt den Usurpator, welcher erst seine Zuflucht nach Schweden nimmt, auch dort ein Reich zu gründen sucht, zuletzt aber von den Dänen erschlagen wird. Ödin ist auch bei Saro Priester, Anführer und Gott**), steht auch bei ihm an der Spitze eines Götterhofes (Collegium Deorum), ihn steht es zu, divini senatus magistratum gerens zu seyn. Asgard, die Asenstadt, ist dem Saro die Stadt Byzanz (! Dii, quibus praecipua apud Byzantium sedes habebatur l. III.) In dieser

*) Saro vermuthet, daß hier Bestechung obgewaltet, und sagt scherzend, daß, wenn einer frage: wie viel etwa gegeben worden sey, er nicht wisse, wie theuer man einen Gott kaufe. (Wergah er etwa an die 30 Silberlinge?)

**) Auch Apollo ist Priester als Chryses, und Anführer als Aetolus.

Fabel schimmert doch die Vorstellung durch, daß die Afa lehre von den Grenzen Afiens nach dem Norden gekommen ist. (Aber auch Paul Warnefried, in seiner Gesch. d. Longobarden, läßt den Bodan aus Griechenland kommen — *qui non circa haec tempora, sed longe antcrius nec in Germania, sed in Graecia fuisse perhibetur*).

Borhin war eines Mit-Obins (oder winterlichen Obins = Uller) gedacht worden. Da aber das nordische Jahr, wie das ägyptische (Diod. I, 26.), persische (*Μεθρας τριπλαισιος* bei Plutarch) und griechische ein dreitheiliges war, daher drei Jahresfeste dem Obin gefeiert wurden (s. S. 247 Anm.), so konnte man auch von drei Obins sprechen. Als ein dreieiniger ist er schon S. 3 erkannt worden. Muthmaßlich dachte man sich, wie unter dem zweiten Obin den Schlittschuhläufer Uller, so unter dem dritten den herblichen Forsete, welcher Oditer und Menschen richtet, weil er dem Monat der „Waage“ vorsteht. In diesem Monat wurde das Erntefest gefeiert, welches in christlicher Zeit dem Erzengel Michael zugewendet wurde, der auf Bildwerken des Mittelalters eine Waage in der Hand hält, in der einen Schale eine Seele wägend, in der andern ihre Thaten, der Satan zu seinen Füßen (s. Kloster VII. S. 536). Da schon Grimm (Myth. S. 798). Michael mit Wuotan identifizierte — obschon aus weniger haltbaren Gründen als jene sind, welche die Verwandtschaft Beider bezeugen, nämlich daß Michael, als Anführer der Engel, gegen die Teufelschaaren und auch als Seelenrichter, wie Obin Kriegsgott und Herr der Todten ist, — so wäre es erlaubt, in sofern Obin auch als Erntegott (s. S. 103) verehrt ward, auch ihn wie Michael als Herbstgott (als dritten Obin = Forsete) anzuer-

kennen. Dieß hat aber auch schon die Volksfage be-
stätigt:

Zu der Zeit, wo Dietrich, Erzbischof von Köln, das Schloß auf dem Gude n s b e r g e (G o d e s b e r g) baute, sah ein Priester, der von Köln zurückkehrte, wie der Erzengel Michael in der bekannten Gestalt, mit ausgebreiteten Flügeln von diesem Berge zu dem benachbarten Stromberg flog, wo man den heil. Petrus verehrt. Zur selben Zeit sah ein Mann, Namens Dietrich, der mit seiner Frau aus einem nahen Dorfe zur Kirche ging, ebenfalls eine Reliquientafel von dem Gudinsberg durch die Luft nach Stromberg führen. Beide sahen sie das, und blieben bis heute der Sache Zeugen. Bis jetzt nämlich hatte der Erzengel auf dem Gudinsberg, auch Wuodinsberg (Wuotensberg) genannt, eine ihm geweihte Kirche. Obgleich der Berg sehr stark war, und zum Schutze der Gegend gar wohl gelegen, hatte es doch noch Keiner gewagt, eine Burg daselbst zu erbauen. Die Einwohner sagten selbst, das könne man nicht des heil. Michael wegen. Der Herr Dietrich aber hatte der Worte wenig Acht; dafür wurde er aber auch abgesetzt, noch ehe die Mauern des Schloßes da standen (Wolf D. S. Nr. 183.)

Hier ist also deutlich gesagt, daß dieser nach Odin, Wuotan oder Gode genannte Berg *) unter dem besondern Schutze des Erzengels Michael stand; daß dieser hier gleichsam wohnte, und erst entwich, als der Erzbischof den Berg durch Erbauung einer Burg zu weltlichem Gebrauche bestimmen, also seiner Heiligkeit berauben wollte, daher der Erzengel erzürnt diese Gegend für immer verlassen hatte.

*) Vom Dienste des Gottes waren in allen Ländern, wo er verehrt wurde, Berge und Ortschaften benannt, von welchen hier nur Einige namhaft angeführt sind, als: Othen s b e r g (jetzt O n s b e r g) auf der dänischen Insel Samsø, Oden s b e r g in Schweden, Oden se auf der Insel Hünen, in Obergötland Oden fors, in Westergötland Oden s l u k k a, ein Gesundbrunnen, Oden s aker. Gode s b e r g bei Bonn; in

Nichts ist klarer, als daß, wenn der nach dem Obin, Wuoban oder Gode genannte Berg der Wohnsitz des Erzengels Michael war, beide Wesen für identisch gehalten haben.

Michael läßt sich zwar aus biblischen Gründen nicht als Patron der Ernte nachweisen, aber die Kirchweihfeste (Kirmsen), die man um Michaelis feiert, scheinen schon frühzeitig nicht bloß eine Kirchenfeier gewesen zu seyn, denn ein altes Lied lautet:

Ayes jys nach sant michelstag,
da der Summer endes pflag,

Besten Wobnesberg, der aber noch in Urkunden 1184 (Schmilke Beschreibung von Cassel p. 30) Wobnesberg hieß. Gubensberg bei Ertshausen, Amts Rotenburg (Niederhess. Wochenbl. 1830 S. 1296), Gubenberg bei Oberlungun (das. S. 1219); in der angelsächs. Chronik (Ingram p. 27) kommt ein Wobnesbeorg vor, woraus näher Wansborough (in Wiltshire) gemacht wurde. Woodnesborg in Kent unweit Sandwich, Wobnesburg in Staffordshire, Wobnesham in Cheshire. Unweit Berg op Zoom und der Scheide gegen Antwerpen liegt Wobensdrecht (i. e. Wodanal trajectum, Wobansfurt). Im Obenburgerischen liegt Gubensholt (ehedem Wobensholt genannt). Wobensel = Wobensfelse (Wodanal aula) liegt unweit Eindhoven am Demmel in Nordbrabant. Namensverwandt ist der durch Jean Paul berühmte gewordene Ort Wunsfelde (Wobans Anfehdung, Wobansitz) im Fichtelgebirge, Wunsdorf (Wobansdorf), Städtchen und Stift in Niederachsen (heißt in einer Urk. von 1179 noch Wobensdorf). Bei Bindbergen in Dirmarschen führt ein Platz den Namen Wobenslag, Wobenslag. Unweit Hordersleben in Schleswig sind die Dörfer Wobensbelle, Wobenslei. Bei Sätuna in Westergötland liegen Wiesen Desangarne (Obensanger), auf welchen des Gottes Pferde gewelbet haben sollen, Obenspiel, Dorin, und Obendahl, Amt im Bergschen, Obenshausen, Dorf im Paderbornschen, Obenskirchen unweit Köln, Obdingen, Dorf unfern von jenem, Obdisheim im Lande Sabeln, Obendach im Weirbrückschen, Obenheim, Dorf am Oberrhein, Obensafen im Fulda'schen, Obensos an der Peggau bei Rürnberg, Godesberg bei Köln, Gobenau unweit Bonn, Godebusch (Obins Heim) im Weidenburgerischen, am Flusse Badegast. Auch Baubemont in Lothringen soll aus Wodanal mons entstanden seyn.

alle di feld berobet find
und das lob der kalte wigb,
zerfüret und zerströbet.

Reynitzsch belehrt uns, daß das Erndtefest ehemals präcise am Michaelstag (Mihiltag) nach vollendeter Erndte seinen Anfang nahm. Es wurden an diesem Dankfeste Erndtelieder gesungen, deren einige noch bekannt sind. Im Fürstenthum Kalenberg lassen die Bauern beim Kornschneiden einige Halme stehen, binden Feldblumen dazwischen, und nach verrichtetem Schnitt versammeln sie sich um die stehen gebliebenen Halme, fassen die Mehren an, nehmen die Hüte herunter und rufen dreimal aus vollem Halse:

Fru Gaue! haßlet ju fauer!
dat Jahr up den Wagen,
dat ander Jahr up de Karre.

Sodann zieht jeder den angefaßten Halm nach sich und rupft ihn ab.

Fru Gaue ist aber kein Anderer als Herr (altb. Fro, Frohn) Gode, wie Wodan, Odin bei den Angeln, Sachsen und Franken hieß*).

Im Mecklenburgischen ließ man früher bei der Roggenerndte am Ende eines jeden Feldeß einen kleinen Streif Getreide unabgemäht stehen, flocht dasselbe mit den Mehren zusammen und besprengte es. Die Arbeitsleute traten um den Getraidebusch, nahmen die Hüte ab, richteten die Sensen in die Höhe und riefen Wodan dreimal mit folgenden Versen an:

Wode, hale dynem roffe un voder,
un distel unde dorn,
thom andern jahr beter korn!

*) Das Wort „Gode“ für Pater hat sich noch die geistliche Bedeutung bewahrt, denn die Priester Odins hießen ebenfalls wie der Gott: Goda (geistl. Väter).

David Frank (Alt. u. N. Mecklenb. I. 57) kannte noch diesen Gebrauch. Das Getraide, welches man für das Pferd des Gottes stehen ließ, war ein einfaches Opfer für den Verleiher der Erndte. Auf den Edelhöfen war es auch Sitte, wenn der Roggen abgeärndet war, das Wodelbier zu geben. Am Steinhudersee wird nach gehaltener Erndte ein Feuer angezündet und wenn die Flamme lodert, ruft man unter Hüteschreien: Waude! Waude! (Müller S. 120). Ruhn (M. S. S. VI.) schildert einen märkischen Brauch, der den Namen Vergodendoel, d. h. Fro (Herr) Gode's Theil (Antheil) führt. Dieser Antheil Wodar's ist der Erndtebüschel, den man dem Gott als Opfer stehen läßt und nach echt heidnischer Sitte umtanzt. Die von Ruhn (S. 341.) geschilderte Sitte, die aus der letzten Garbe gefertigte Gestalt jubelnd in's Dorf zu führen, verräth gleichfalls den alten Segen spendenden Gott.

Erwägt man, daß Saturn in Latium Gott der Erndte war — seine Gemahlin ist die Obflgöttin Ops — aber seine Getraidebüschel in die Todesfense sich verwandelt, wie er auch nach seinem Sturze in den Tartarus Todtenrichter wurde, und als solcher auf orientalischen Kalenderbildern die Waage in der Hand hat; erwägt man, daß Ceres auch die richtende Nemesis in der Unterwelt ist, daß sie die „Jungfrau“ in dem einen Monat ein „Aehrenbüschel“ (spica), im folgenden aber die „Waage“ in der Hand hat, sowie daß ihr Name Demeter, die weibliche Form von Pluto Damator, Damastor (der allesbändigende sc. der Tod), weil sie als „schwarze“ Demeter (μελαινη) selber ihre von Pluto geraubte Tochter, die Königin der Schatten ist, so bemerken wir, wie die Begriffe Erndte, Tod und Gericht in einander fließen. Demzufolge darf es

nicht befremden, wenn der Erndtegott Bodan auch der Todtenherr und Richter zugleich ist und am Micheltag ebendem die Herbstgerichte statt hatten. Sein Speer Gungnir hatte sich in Christlicher Zeit in die Sichel des Todes verwandelt, denn wie von diesem, heißt es auch von Odins Speer, seine Berührung habe immer Tod zur Folge gehabt. Wenn auch oben nur die im Kampf Gefallenen als Odins Gäste bezeichnet worden sind, so scheint er doch ursprünglich ein Todtengott im allgemeiner Beziehung zu seyn, denn auch die an einer Krankheit gestorbenen Fürsten kommen zu ihm, und bei Odin zu Gäste seyn, bedeutet s. v. a. sterben. (Fornald sög. I. 118, 422, 423. II., 366). Odins Hand berührt einen Menschen, s. v. a. er stirbt (Egils-saga p. 624). Wenn der Dänenkönig Hadding (bei Saxo l. 1.) noch lebend in die Unterwelt geführt wurde, um den Ort zu sehen, an dem er nach dem Tode weilen werde, und Müller beweist (a. a. D. S. 263), daß er mit dem Gott Nidrdr identisch sey, Letzterer aber von der Ynglingasaga (c. 11) als Verleiher einer gesegneten Erndte aufgefaßt, und wie der indische Todtengott Varuna bei Seefahrten angerufen, wie Kuvera des indischen Todtengotts Yama Bruder, liegende Gründe und fahrende Habe geben kann (Egilss. 677) und „reich wie Nidrdr“ (Vatnesdaela-Sag. 202) ein Sprichwort war, so unterliegt es keinem Zweifel, daß Hadding selber der Schatz-, Erndte- und Todtengott Odin war. Auch Gerichtsgott war Nidrdr, denn er wurde bei feierlichen Eiden angerufen (Egilss. 365). Dieß führt mich wieder auf Odin, als den Gesetzgeber, unter dessen Schutz alle rechtlichen Handlungen standen. Der „allmächtige Ase,“ welcher neben Nidrdr in der hier erwähnten Eidesformel ange-

rufen wurde, konnte nur Odin seyn, denn Odins Versprechen heißt auf den Orkney-Inseln ein feierliches, gegenseitiges Versprechen, wobei die Partbeien sich durch eine Oeffnung in dem schwarzen Odinssteine (black stone of Odin) die Hände geben. (Jamieson scott. Diet. s. v. Odin).

Wenn nach Saxo Odin eine Zeitlang aus dem Himmel sich entfernte oder verbannt wurde, so ist dieß, wie bei Apollo's Verweisung aus dem Himmel, auf den winterlichen Aufenthalt des Sonnengottes im Schattenreiche zu deuten; denn Admet, dessen Heerden Apollo hütete, war ein Prädicat des Pluto — Admet und Damator, Damastor, vergl. S. 245, sind gleichbedeutend, Ἀδμητός, der nicht zu bewältigende Tod, Δαμαστωρ und Πολυδαμιας, der alles bewältigende Tod. Admet's Heerden sind die Sonnenvinder, die Hercules dem Geryon aus der Unterwelt entführt; Admet's Gemahlin Alceste, die Hercules aus dem Schattenreich befreit, ist Pluto's Gemahlin Proserpine, die im Frühling dem Zeus sich vermählt — somit Apollo im Tartarus. Dieß war im Winter, wo der Segen des Feldes unsichtbar. Man denke hier an den oben erwähnten Todtenrichter Saturn, welcher in Latium (im Sommer) den Ackerbau eingeführt haben soll. Dem Odin wurden, weil er unterweltlicher Gott — er heißt „Herr der Gespenster“ (Drauga drottinn Ynglingaf. c. 7) — Menschen geopfert, aber meist um eine gute Erndte zu erzielen *). Dieß konnte nur bei dem Odinischen Herbst-

*) Bei Seliger Urgefch. Schwed S. 403 lese ich: Als Domsal seinem Vater in die Regierung gefolgt war, herrschte in Schweden Hungersnoth. Da brachte man ein großes Opfer in den Uppsalen (im Göttertempel zu Upsal.) Den ersten Herbst opferten sie Ochsen, das Jahr wurde aber nicht besser darnach; den andern Herbst brachten sie Men-

opfer vorkommen, wo der schlechte Erfolg der Erndte auf Mittel zur Verhütung eines zweiten Mißjahrs Ansehen ließ. Und somit dürfte Daumers Hypothese von Menschenopfern am Michaelstag noch im christlichen Cultus, auf Beachtung Anspruch machen *).

schen Opfer, aber das Jahr wurde eher schlimmer. Den dritten Herbst kamen die Schweden in Masse nach Upsal, wo das Opfer seyn sollte. Die Häuptlinge rathschlagten, und kamen darin überein, daß die Mißjahre von ihrem König Domalbosommen möchten, und daß sie ihn selbst opfern müßten, um ein gutes Jahr zu erhalten; sie beschloßen, ihn zu überfallen und zu tödten und die Stige der Götter mit seinem Blute zu bekränzen, und so thaten sie. — Die Erzählung, sagt Geijer hinzu, hat das Ansehen historischer Glaubwürdigkeit, denn später hatte Olaf Trötälja dasselbe Schicksal, und die Inglingasaga (S. 47) bemerkt ausdrücklich: daß die Schweden gewohnt waren, ihrem Könige die Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Jahre zuzuschreiben.

- *) Im Jahre 1458 und den darauf folgenden machten sich Scharen von Kindern auf, um nach St. Michael, einem an der Küste der Normandie auf einem Felsen gelegenen Wallfahrtsort, zu ziehen, indem sie von dem Drang dahin so mächtig ergriffen wurden, daß sie starben, wenn man sie hinderte, ihm zu genügen. Man nannte diese Kinder Michaelskinder. Von Uzwangen, Schwäbisch Hall und andern Orten brachen sie zu Hunderten auf. Man gab ihnen einen Pädagogen, und einen Esel für die Erkrankenden mit. Die Reise ging bis zur Küste hin, wo sie die Zeit der Ebbe erwarteten, um trockenen Fußes an die ersehnte Stelle zu gelangen. Zurückgekehrt war keines von ihnen. (Schurrer Chron. d. Deutschen, I. S. 373.) Hier fragt sich, was wollten die Kinder dort? Es ist zunächst so viel klar, daß es mit jenem Orte eine besondere Bewandniß gehabt, und ein von ihm gehendes eigenthümliches Gerücht die Phantasie der kindlichen Pilger aufgeregt habe. Die Sache läßt sich nur wie folgt erklären: Es ging das sich auf einen zu St. Michael üblichen Opferrult beziehende Gerücht: daß Kinder dort in Engel verwandelt, und als solche zur himmlischen Herrlichkeit emporgehoben würden. Das reizte die in Kindern mächtige Schwärmererei. Man mag hierbei an ein Bild im Klosterhose zu Memleben denken, wo die Himmelskönigin im rechten Arm ihr Jesuskind, im linken einen gekrönten Engel hat, der wahrscheinlich ein Kind vorstellt, das die Märtyrerkrone mittelst des Opfertodes erworben hatte. Jenen Michaelskindern schwebte die in Aussicht gestellte Glorie vor, aber die Weise, wie sie dazu gelangen sollten, war ihnen nicht deutlich. (Geh. v. Chr. Alt. II. S. 6.)

Daß zuweilen zur Rettung des eigenen Lebens dem Odin stellvertretende Menschenopfer dargebracht wurden, habe ich schon S. 145 durch mehrere Beispiele erläutert. Nun ist aber beachtenswerth, daß die kirchliche Tradition die Einsetzung des Michaelsfestes einer Engelserscheinung zuschreibt. Der Erzengel Michael soll, wo jetzt die Engelsburg steht, einem Papst zur Zeit einer Pest mit bluttriefendem Schwert in der Hand erschienen seyn, und, dieses abweisend, dem Papst die beruhigende Versicherung gegeben haben, daß nun die Seuche aufhören werde. Wahrscheinlich opferte man ihm zur Abwehr der Pest an jenem Tage, und die Daumer'sche Hypothese gewinnt durch diese Tradition eine erhöhte Glaubwürdigkeit. Michaels, als Todtenrichter mit der Seelenwaage, wurde schon oben gedacht. Sein Zusammenfließen mit Odin kann also bei so vielfacher Ähnlichkeit der Aemter gar nicht befremden. Dazu kommt, daß am Michaelstag auch das Herbst-Fhing, der herbstliche Gerichtstag, gehalten wurde. Auf dergleichen *Mihilitagen* sind die Herbstgesetze Königs Karl I. abgeteget worden. Daß bei den Zusammenkünften der Gemeinden aus den verschiedenen Gauen das Abhalten von Märkten — die wegen der damit verbundenen kirchlichen Feier auch *Wesse*n genannt wurden — die nothwendige Folge seyn mußte, ist klar; zumal die Schlichtung von Streithändeln und die Erlegung der Zehnten nach vollendeter Erndte, sowie Zahlungsverbindlichkeiten jeder Art auf diesen Tag angelegt wurden.

Daß Odin als kriegerischer Gott gedacht wurde, bezeugt sein Bild im Tempel zu Uppsäl, das ihn gewaffnet darstellt (Adam. Brem. c. 233: „*Wodanem sculptant armatum, sicut nostri Martem sculpero*

solent.“). Daß auch Michael, der himmlische Streiter gegen die alte Schlange, gewaffnet und (wie Odin) als Reiter abgebildet wird, ist bekannt. Sein Schwert wurde des Todes Waffe, sein Ross das Todtenpferd, worüber unten Ausführlicheres folgen wird, und hier vorläufig nur erinnert wird, daß es an einigen Orten Sitte war, bei Einweihung eines Todtenackers zuerst ein lebendes Pferd in demselben zu verscharren. (Grimm S. 804.) Dachte man vielleicht an Hel, die „Pferdejungfrau“ (Glitnis gna), die ihrem Wohnort den Namen Helheim (Hölle) gab?

Wie aber bei den Griechen Minos, bei den Indern Dharmia die Gerechten richtet, und Dharmia's Bruder Dama, gleich Saturn, dem (wie Satan), in den Tartarus mit den götterfeindlichen Titanen gestürzten, die Sünder verurtheilt, so hat auch die christliche Mythologie aus der Ep. Jud. V. 19, wo Michael und der Satan sich um die Seele Moßis streiten, Veranlassung genommen, in Michael den guten Genius, im Satan den bösen zu personifiziren, und Beider verwandtes Geschäft dennoch zu unterscheiden Michael mit dem blutenden Schwert und der Seelenwaage konnte durch Opfer immer noch veröhnt werden, nicht so der Satan. War es daher nicht ganz natürlich, daß Odin, den wir hier so vielfach im Christenthum durch Michael ersetzt fanden, als „Herr der Gespenster“ noch öfter zum christlichen Teufel ward? Noch in christlicher Zeit pflegte man in Dänemark und Island die Vermünschung zu gebrauchen: „Fahr zu Odin“ (far du till Odens, Worm mon. Dan. 11), nach Burmann (Abhandl. über Provinzialgef. pag. 203) noch jetzt in Schweden ein Eid, mit welchem man auf falschen Schwur den Tod als Strafe herbeiwünschete. Wir in Deutschland sagen nicht mehr:

„fahr zu Odin!“ (d. h. stirb!) sondern: „fahr zum Teufel!“ Odin als Gott des Eides, veranlaßte, daß man den Raum zwischen dem gestreckten Daumen und Zeigefinger in den Niederlanden „Wodanspanne“ (Wodenspanne) nannte, wie ja auch der Römer polliceri (äblich geloben), vom Schwur: me pollice! also vom Daumen (pollex) oder dem Daumengott Pollux herleitete. Wodan der Schatzspender war Gott des Spiels, darum, sagte man, laufe das Spiel auf dem Daumen. (Grimm, S. 145). Als Erfinder des Spiels, war Wuotan auch Erfinder des Würfels — vielleicht zuerst des Todeswürfels? denn das Opfer wurde durch das Loos bestimmt — war es nicht natürlich, daß, christlich gewendet, das Würfelspiel auf den Teufel bezogen wurde?

Ein Bauer und der Teufel mietbeten einmal gemeinschaftlich ein Stück Land. Damit aber später kein Streit um die Ernte entstände, sagte der Teufel zum Bauer: „Laß uns würfeln, wer das, was über der Erde oder wer das, was darunter wächst, endlich haben soll.“ Der Bauer wars zufrieden. Aber der Teufel verstand den Kniff, warf, und hatte die meisten Augen; so sollte er das haben, was oben wüchse. Der Bauer aber hatte das Feld zu bestellen, und besäete es mit lauter Rüben, da erhielt der Teufel, als der Herbst kam, nur das Kraut. Das ärgerte ihn, doch konnte er nichts dazu sagen. Weil sie aber das Feld auf zwei Jahre gemietet hatten, so würfelten sie zum zweiten Male. Da warf der Teufel mit Absicht die wenigsten Augen, aber der Bauer säete nun Weizen, und im nächsten Herbst erhielt der Teufel allein die Wurzeln. Nun schimpfte er erst dem Bauern die Haut voll, als er sich abermals betrogen sah, und sagte voll Aerger: „Uebermorgen komme ich, dann sollst du dich mit mir tragen.“ Hatte der Bauer erst gelacht, so ward ihm nun doch bange. Seine Frau merkte seine Traurigkeit, und fragte ihn darum. Der Mann sagte ihr nun, so und so, und morgen sollte er sich mit dem

Teufel fragen. Da sprach die Frau: „Sei nur ruhig, ich will schon mit ihm fertig werden, geh du nur aus.“ Der Mann ging also am bestimmten Tage aus, und als der Teufel kam, da that die Frau, als wenn sie ganz ärgerlich wäre. „Was fehlt ihr denn kleine Frau?“ fragte der Teufel. „Ach“ antwortete sie: „seh er nur mal her, da hat mir mein Mann eben mit dem Nagel seines großen Fingers diesen großen Riß quer in meinen schönen eichenen Tisch gemacht.“ — „Wo ist er denn?“ — „Wo sollt' er wohl anders seyn als beim Schmied? Er ist schon wieder hin, und läßt sich die Nägel schärfen. Ist das nicht zum ärgerlich werden?“ „Da hat sie ganz Recht“ sagte der Teufel, und schlich sich aus dem Hause, froh, daß er wieder fortkam. (Müllenhof Schleswig-Holstein Nr. 377.)

In der nächstfolgenden Sage verräth sich weit deutlicher die ursprüngliche Idee vom Todeswürfel, d. h. vom Loosen des Opfers, das hier, wo der Gott in den christlichen Teufel sich verkehrte, ein Würfeln um die Seele werden mußte.

Eine Viertelmeile von der Stadt Domnau liegt im Felde ein Stein von mittelmäßiger Größe; in demselben steht man drei vierkantige Löcher, als wenn daselbst drei große Würfel gelegen. Diese sind aber daher entstanden:

Es war vor Zeiten ein Zimmergesell in Domnau, der war gar fromm und gottesfürchtig. Eines Tages aber hatte er sich berauscht, und es kamen ihm böse Gedanken, in denen er den Teufel zum Würfelspiel einlud. Dieser fand sich alsbald ein, und sie giengen zusammen auf das Feld an diesen Stein. Dort würfelten sie um vieles Geld, welches der Teufel gegen die Seele des Zimmergesellen setzte. Der Teufel hatte den ersten Wurf, und warf sofort die höchsten Augen. Da entsetzte sich der Gesell sehr, er wurde plötzlich nüchtern und sah ein, in welchen schlimmen Handel er sich eingelassen. Er bat die Gnadenmutter um Beistand; dann warf er, und es geschah, daß einer der Würfel sich spaltete, und ihm so höhere Augen

gab. Der Teufel verschwand darauf voll Jorns; von den drei Bürfeln waren aber die drei Löcher in dem Stein zurückgeblieben, die darin annoch zu sehen. (Lettau und Lemme Volkf. Preußens und Litth. Nr. 201.)

Der Teufel ist aber auch ein Kartenspieler:

Zu Wetteren saßen an einem Sonntag während der Hochmesse drei Männer in der Schenke und wollten Karten spielen. Es fehlte ihnen aber ein Bierter, um die Parthie voll zu machen, und sie fluchten gotteslästerlich darüber. Da trat plötzlich noch ein Mann in die Schenke und forderte sich ein Glas Branntwein. „Wollt ihr ein Spielchen mit uns machen?“ fragten ihn die drei Bauern. „Warum nicht?“ entgegnete der Fremde, und setzte sich an den Tisch. Während nun der eine die Karten mischte, wollte der zweite der Männer die Tafel abwischen, um anschreiben zu können, rieß jedoch mit dem Arme die Kreide herab, die auf der Erde in kleine Stückerl brach. Er bückte sich dennoch, um wenigstens das größte Stückerl aufzunehmen; — wie sehr aber erschrad er, als er sah, daß der Fremde einen Pferdefuß hatte! (Wolf R. S. Nr. 468.)

Dieselbe Begebenheit soll sich auch zu Neu-Muppin zugetragen haben: dort waren es aber Bürger, die mit Dr. Faust spielten, und sein fortwährendes Gewinnen sich gar nicht erklären konnten, bis eine unter den Tisch fallende Karte eines Mitspielers, welche aufzuheben sich dieser hücken mußte, zur Entdeckung von des Doctors — Pferdefuß führte; da ist allen sogleich klar gewesen, warum er so viel Spielglück habe. (Kuhn, Märk. Sag. Nr. 152).

Im Schachspiel hat der Teufel weniger Glück:

Zu dem Balde von Clairmarais bei Cameryt, wo jetzt die Ruinen eines Klosters sichtbar sind, erhob sich einst eine Burg. Die Frau des Ritters, der sie bewohnte, war zu hochmüthig, um mit Menschen zu verkehren, die

nicht von adeliger Geburt waren. Einmal war der Ritter ausgeritten und Abends noch nicht zurückgekehrt. Doch begehrte ein anderer Ritter Einlaß in die Burg, und die Frau willigte gern ein, sie ließ ihn sogar in ihr Bettstübchen kommen. Da begann der Fremde durch Schmeicheleien sich ihre Gunst zu gewinnen, und sagte ihr endlich, daß er draussen im Walde einen alten Mann angetroffen, der laut geschworen, sich an ihr zu rächen, weil sie ihn aus dem Schlosse gesagt hätte. Auch hätte der Alte gesprochen: er sey der Burgfrau Vater, und sie nicht von Adel, sondern er hätte sie gegen ein todttes Kind von ihrem vermeinten Vater in der Wiege ausgetauscht. Mit dergleichen und andern Reden brachte der Fremde die Frau dahin, daß sie mit ihm vor das Thor eilte und ihren Vater ersuch, worauf sie der Burg wieder jurannten und sich an ein Schachbrett zum Spiel hinsetzten. Nach einer Weile flog die Thüre auf, und der Herr von Clairmarais trat mit zorniger Miene ins Zimmer. Der fremde Ritter brach bei seinem Anblick in ein lautes Gelächter aus. Die Edelfrau aber hätte in die Erde sinken mögen. Der Ritter schritt auf sie zu, und rief ihr mit emporgehobenem Schwerte entgegen: „Du müßte der Teufel holen, du Vaternörderin und Ehebrecherin!“ — Ehe er jedoch noch auf sie zuschlagen konnte, sagte der Fremde sie mit den Worten: „Ich nehme es an“, beim Haupte und verschwand mit ihr unter einem fürchterlichen Donner Schlag. Der Ritter erwachte erst am späten Tage aus der Betäubung, wollte dann aber nichts mehr mit der Welt zu schaffen haben, ging in ein Kloster des heil. Bertinus, und starb dort eines seligen Todes.

Seitdem stand das Schloß verlassen, und keiner wollte mehr auf demselben wohnen, denn in jeder Nacht war in demselben ein gräulich Getümmel. Auch kehrte Keiner von dort zurück, wer auch dahin gehen mochte. Endlich wagte ein frommer Benedictiner den Weg, und trat bei andringender Dämmerung in den Burghof. Eben hatte er, nachdem er noch mehrere Säle durchschritten, sich in einer kleinen Kammer hingesezt, um etwas auszuruhen, als die Thüre aufging, und ein großer Herr, auf dessen Brust

ein Schild mit dem Namen Brudemer — so hatte der Entführer der Burgfrau geheißt — hing, mit einer bleichen Frau am Arme eintrat; hinter den Beiden kam eine glänzende Dienerschaft, und dieser folgten acht Knapen mit schweren Risten auf dem Rücken. Der Herr wies mit dem Finger auf einen Tisch, auf welchem ein Schachbrett stand, und dann auf einen zur Seite desselben stehenden Stuhl, den der Mönch alsbald einahm. Der Ritter ließ sich auf einem andern nieder, und Beide begannen zu spielen. Der Mönch zog nur ganz vorsichtig, und berechnete jeden Zug aufs Genaueste. So sah er bald, daß er den Gegner überwinden würde. Doch da wies die Frau mit dem Finger auf einen Bauer, den der Ritter gleich vorrückte. Dieser Zug veränderte das Spiel, und brachte den Mönch in die höchste Gefahr, denn er wußte wohl, daß seine Seele dem Bösen gehörte, wenn er verlöre; auch brach das ganze Gefolge bei dem Zuge in schallendes Gelächter aus. Der Mönch bereuete schon im Stillen seinen Gang, beschloß aber fortzusetzen, was doch einmal seyn mußte, und schob nach einem kräftigen Gebete einen andern Stein dem Bauer entgegen. Der Herr wurde nachdenkend, denn das Spiel stand nun wieder zu des Mönches Gunsten, und stellte sich mit jedem Zuge besser für denselben, er mochte thun was er wollte. Als Beide noch einige Züge gethan, und der Gewinn offenbar in des frommen Geistlichen Händen lag, geschah plötzlich ein gräßlicher Schlag, der Mönch stürzte nieder und Alles verschwand.

Am andern Morgen fand der glückliche Spieler ein weibliches Gerippe mit zeretzten Lumpen zur Seite des umgestürzten Spieltisches, und an der Thüre acht Risten voll Gold und Silber. Er begrub die Knochen im Burghofe, und wandelte dann das Schloß in ein Kloster um, neben dem er von dem erspielten Schatz eine Kirche baute, und in dem er der erste Prior wurde. (Wolf R. S. Nr. 179.)

Gewiß hätte der Teufel auch die Schachpartie gewonnen, wäre er nicht, wie bei jenem Würfelspiel mit

dem Zimmergesellen, durch ein zur rechten Zeit angebrachtes Stoßgebet seines Gegners confus geworden.

Die Seele auf's Spiel setzen oder sie verpfänden, ist ziemlich das Gleiche. Weil nun die Olaf Tryggvasons-Saga meldet: König Ericr (Eric) von Schweden habe sich dafür dem Odin gegeben, daß er ihm zehn Jahre lang Sieg verleihen solle (Fornm. Sög. 5, 250 und 10, 283, in welcher zweiten Darstellung Odinn ein Teufel (djöfull) heißt; so hat schon Grimm (S. 971) sich der Vermuthung nicht erwehren können, daß diese Sage vielleicht aus christlichen Teufelsgeschichten übernommen sey? sollten diese aber in heidnischer Ansicht zu begründen seyn, so könnten dergleichen heidnische Ueberlieferungen unter Christen die Sage von Teufelsbündnissen veranlaßt haben. Da aber einer Blutverschreibung die nordischen Quellen so wenig, als des Abholens nach dem Verfall gedenken, so müssen diese Vorstellungen von einem Pact mit dem Teufel mittelbar durch die Juden aus Persien zu den christlichen Völkern gedrungen seyn, wie an seinem Orte gezeigt werden soll. Hier mag vorläufig zur Bestätigung für die Richtigkeit dieser Ansicht daran erinnert werden, daß Verschreibungen an den Teufel unheidnisch sind, weil sie erst erdacht werden konnten, nachdem die römische Form der Chirographie in Europa überhand genommen hatte.

Wenn vorhin die Würfel als Todeslose gedeutet wurden, so haben sie in der Wöluspa doch auch eine edlere Bedeutung gehabt. Str. 54 ist von „goldenen Würfeln“ die Rede, „welche die Götter im Anfang der Zeiten besaßen.“ Sie sind also die schimmernden Himmelskörper. Dürfte von diesem weiter gefolgert werden, so sind die „goldenen Kugel“ (S. 217), mit

welchen Kaiser Otto der Rothbart und seine Ritter auf dem Kyffhäuserberg in der Johannisnacht spielen — denn daß sie golden waren, davon hatte sich der beschenkte Schäfer mit seinem Exemplar überzeugt — ebenfalls Sterne. Aus dem Gang der Gestirne wurde die Zukunft prophezeit. Der eigentliche Zeitpunkt war die geheimnißvolle Mittsommernacht. In dieser wurde auch im heidnischen Norden der Wbla Weissagelied (die Wölupa) recitirt. Darin singt sie von der Welterschöpfung, berücksichtigt vornehmlich die Bestimmung der Zeit durch den von den Göttern vorgeschriebenen Gang der Gestirne, und schließt mit Weissagungen von den letzten Zeiten der Welt, von der Auflösung der Elemente, von der Erneuerung der Erde &c. Dieß zu erfahren, mußte den Bewohnern jenes Berges sehr wichtig seyn, weil ihre Erlösung erst bei der Ankunft des Antichrists, d. h. bei dem Weltuntergang erfolgen soll. Daß diese Vorstellung von der astrologischen Bedeutung der Regel auch in Deutschland, und selbst noch in der christlichen Zeit bekannt gewesen seyn müsse, beweist ein in der Hauptkirche zu Annaberg in Sachsen über der Thüre der alten Sacristei befindliches Bild, auf welchem die Engel*) nach aufgesetzten Regeln schieben (s. Schramms Reiselexikon S. 57, Leipzig 1744). An andern Orten mochte die Erinnerung an die heidnische Abkunft dieser Regel länger gehaftet haben, daher die Volkssage sie nicht zum Spiele der Engel, sondern der Niesen machte. So erzählt sie von einem Berge bei Ober-Oderwitz in der sächsischen Lausitz, daß in dem Schooße desselben neun goldene Regel sammt Kugel von gleichem Metall

*) Den Engeln, als Boten Gottes und Verkündigern seiner Rathschlüsse, ist die Erforschung und Kenntniß der Zukunft Berufssache.

sich befinden, mit denen sich einst die Riesen die Zeit vertrieben. Eines Tages, am Allerheiligensfeste, spielten sie bis um Mitternacht beim Lampenschimmer und trieben ihr schönes Spiel, Göttern und Menschen Hohn sprechend. Da öffnete sich plötzlich des Mondes Scheibe, und ein Feuerball fuhr herab, welcher Regel, Kugel und Riesen in die Erde vergrub. Noch liegt unter diesem Berge der geschmolzene Goldklumpen, harrend der Hand eines Glücklichen, die ihn zur Oberwelt bringt. (Gräve, Lauf. Volksf. Nr. 15.)

II. Die Schöpfungsgeschichte.

Im Liebe Ormuismaal (Nr. 49.) sagt Odin: „Mit einem und demselben Namen bin ich nie genannt worden, seit ich unter das Volk fuhr.“ In der That machen alle Namen Odins, die in der Mythologie und bei den Dichtern vorkommen, ein paar hundert aus. Wir wollen uns aber hier nur auf die Aufzählung und Charakteristik der zwölf bekanntesten, nämlich seiner Söhne der Asen, beschränken. Sie heißen die Götter, eigentlich gibt es aber nur Einen Gott, „er heißt Allfader, in Asgard hat er zwölf Namen. Er lebt durch alle Alter und herrscht über Alles, Großes und Kleines. Er schuf den Himmel, die Erde, die Luft und Alles, was dazu gehört. Das Größte ist, daß er den Menschen schuf, und ihm einen Geist (Odem = Odin) gab, der nie vergehen soll, auch wenn der Leib zu Asche verbrennt.“ (Edda Daemis. 3). Zu dieser Stelle merkt Geijer an, daß, wenn auf diese Beschreibung christliche Vorstellungen Einfluß gehabt haben sollen, dennoch der Kern heidnisch, das Christliche nur in der Einkleidung und im Ausdrucke liege. (Urgesch.

Schwedens S. 195 Anm.). Die Einwendung, daß Odin nicht der „Ewige“ seyn könne, weil er am Ende der Zeiten selber mit der Welt vergehen soll, läßt sich dadurch beseitigen, daß in jener Eschatologie Odin als Zeitgott und Sonnengott aufgefaßt ist; der Wolf, der ihn verschlingt, bewirkt die Sonnensfinsterniß; aber dieser Zustand ist nur der Uebergang zu einer neuen Schöpfung. Daß Asfabr von der Sonne wohl unterschieden wurde, bezeugen folgende Stellen: In der Heimstringla Harald Harfagerssaga c. 4., schwört Harald „bei dem Gotte, der über alle Dinge herrscht,“ und der Isländer Thorsten gelobt „dem Gotte, der die Sonne geschaffen hat“ (Vatnsdælasaga c. 37); Forkil läßt sich in seiner Todesstunde in den Sonnenschein hinausstragen, und befehlt sich „dem Gotte, der die Sonne geschaffen hat“ (Landnæma S. 19). Er hatte den Ruhm, als der Tugendbaftefte auf Island bekannt zu seyn. Zu bemerken ist, daß nirgends davon die Rede ist, daß die Asen die Sonne geschaffen hätten. Sie hatten Tag und Nacht geordnet, der Sonne, dem Monde, den Sternen ihren Platz gegeben. Aber die Sonne war aus Muspelheims Funken entstanden, aus demselben Feuer, das einst die Welt verzehren soll. Unter Odins Name kommt auch „Schöpfer der Sonne“ vor (Skaldæ S. 94). Er war also in seiner höchsten Bedeutung der Gott, der die Sonne geschaffen hat, kann also nicht durch sein eigenes Werk zerstört werden.

Zwar steht auch mit der Eigenschaft des Unendlichen Odins Abkunft von Bór im Widerspruche, welcher wieder ein Sohn Buri's, wie dieser vom Riesen Ymir. Das sind aber kosmogonische Personifikationen, die der Uranfänglichkeit Odins so wenig Eintrag thun, wie

die vorodinische Herrschaft des oben erwähnten Königs Gylfe. Man übersehe nicht, daß in der nordischen Schöpfungsgeschichte die Götter nur Ordner der für sich bestehenden zwecklosen Kräfte und Massen sind, daß sie der Sonne und dem Mond, die schon vorher für sich bestanden, nur den Platz anweisen, den sie in der Schöpfung einnehmen sollen. Nun heißt es in der dritten Strophe der Völuspa:

„Im Anfang der Zeiten war es als Ymir baute,
Da war weder Sand noch See, noch Wogen,
Die Erde fand sich nirgend, noch der Himmel,
Ein gähnender Schlund war, aber nirgend Gras.“

Also Ymir baute bloß das schon Bestehende, die Sonne aber war das Werk Odins, dieser kann also nicht jünger als Ymir seyn, sondern er war schon vor dem Anfang der Zeiten, daher sein Name „Uvater.“ Der Riese Ymir ist das ursprünglich Allgemeine, aus dem sich das Besondere entwickelt, wie z. B. in der persischen Kosmogonie aus der Schulter des Stiers alle Thiere und der Mensch hervorkommen. Dort ist unter dem Stier die Erde (gau = Kuh und Erde) gemeint, welche die Nährerin aller Wesen ist; hier Ymir entstanden aus den Strömen elivagar, die von der Feuerwelt Muspelheim sich entfernend, zu Eis gefroren, aber durch die von Muspelheim ausgehende erhitzte Luft aufthauten. Aus den belebten Tropfen entstand Ymir. Er fiel in Schlaf, schwitzte, und da wuchs unter seiner linken Hand Mann und Frau, sein Fuß aber zeugte mit dem andern einen Sohn. Von ihm stammen die Riesen. Also Ymir ist das Chaos, die unentfaltete Gesamtheit der Elemente und Naturkräfte, deren Personifikationen die Riesen sind, die Feinde aller Harmonie. Ihren Gegensatz bilden die Götter, darum beginnt

die Schöpfung nicht mit Obdn, sondern mit Omir. So fährt auch in der griechischen Theogonie erst die dritte Generation der Götter, Zeus mit seinen Brüdern Wasser (Poseidon) und Feuer (Pluto) eine dauernde Herrschaft über die Welt, obschon sonst bald der Himmel (Uranus), bald das Meer (Oceanus) als ältester Gott bezeichnet werden, denn Oceanus heißt der „Alte“ (γενων), und der Meergott Proteus ist im Namen der „Erste“ (πρωτος = primus). Seine Gabe, in alle Gestalten sich zu verwandeln, spielt auf die Entstehung aller Dinge aus dem Wasser an, daher Oceanus der älteste Gott, aber dennoch ist Zeus der Uranfängliche und Eine; der orphische Hymnus nennt ihn „aller Wesen Vater, aller Wesen Mutter,“ „das Eine und das All.“

Omir, obgleich aller Riesen Vater, hätte zu Grunde gehen müssen, wenn nicht die Kuh Audhumla, obschon erst nach ihm hervorgebracht, ihn mit den vier Milchflüssen aus ihren Eutern ernährt hätte. Omir ist Mannweib, wie der Protogonos (Erstgeschaffener) in der orphischen Kosmogonie, d. h. er ist die ungetheilte Materie, sein Leben wird aber durch die organische Milch erhalten, und die Kuh ist die Weltmutter, der bessere Theil der Materie, denn Omir war böse. Salz *) ist

*) Bekannt sind bei den Germanen die heiligen Salzbäche, um deren Besitz blutige Kriege entstanen. Da die Heiligkeit derselben aus heidnischen Begriffen hervorging, so suchten die christlichen Bekehrer sie dadurch in Mißcredit zu bringen, daß sie die Herzen Salz trocken ließen. Die Germanen glaubten, eine Gegend, wo salzhaltiges Wasser ist, liege dem Himmel nahe, und die Gebete der Menschen werden von den Göttern nirgends besser vernommen. Durch die Gnade der Götter komme das Salz in diesen Fluß und in diese Wälder. Nicht wie bei andern Völkern trockne es an dem Erdreich, von dem die wilde Meereskut zurückgewichen sey; sondern das Flußwasser werde auf glühende Baumstämme gegossen, und aus der Vermischung zweier feindlicher Urstoffe, des Wassers und des Feuers, gehe das Salz hervor. Nach Einigen soll die

die treibende und schaffende Kraft der unorganischen Welt, darum leckte die Kuh *) die salzigen bereiften Steine, und so entstand aus dem Felsen am ersten Abend Saar, am zweiten Tag der Kopf, am dritten der ganze Mann Buri **). Buris Sohn Bdr nahm die Kieflin Besla, Böldhore's Tochter, und zeugte mit ihr Ddin, Wile und We.

None macht darauf aufmerksam, daß in dieser Schöpfungsgage sich gar keine Spur von einer Beziehung auf planetarische Verhältnisse vorfindet, keine Idee von Zeitbestimmung ist noch da, denn es gab noch keine Planetenwelt, kein planetarisches Jahr, die vorkommenden Zahlen sind eben sowohl, wie die Menschengestalt Veirs, sinnliche Bilder, um das Ueberfinnliche anzudeuten, weil dafür keine Sprache Begriffe, daher auch keine Worte hat, und die Ideen in Bildern reden, die immer aus der Erfahrung genommen sind.

Ddin, Wile und We ***) ließen sich in einen Kampf

Saale der heilige Salzfluß gewesen seyn, um dessen Ufer sich die Gatten und Hermandurn sritten. Andere behaupten, es sey die Berra gewesen, welche aus dem Salzbrunnen unterm Ursulaberge in der Niseber Markung, und aus dem Salzloch bei Ober-Esfeld entspringt.

*) In der Milchkuh, als dem Urweibe und der Weltmutter, ist die Grundlage zu der großen Frauenachtung unter den alten Deutschen gegeben.

**) Die dreitägige Entstehung ist sammt den zwölf Flüssen Hvergelmir's und den vier Milchströmen der Anfang der Zahlenlehre. Ist diese aber in der Schöpfung schon begründet, so hat sie auch Bedeutung für dieselbe, es ist Strunlande darin enthalten. (None Eur. Pöth. I. S. 318.)

***) Alle drei Brüder sind Einer, nämlich Ddin, denn dieser ist der personifizierte Weltgeist, Luft, Odem, Hauch, das äth. willo bedeutet nicht bloß Wille, sondern auch imperus und spiritus. Bei We läßt sich sogleich an das Wehen denken. Diese von Grimm (S. 148) gegebene Etymologie läßt es nun begreiflich seyn, daß wenn Loki der Frigg, Ddins Gemahlin, die Dablschaft mit ihren beiden Schwägern vorwirft, sie we-

mit Dunt ein, in welchem sie ihn tödteten. Als er zu Boden sank, lief eine solche Menge Blut aus seinen Wunden, daß alle Riesen darin ertranken, mit Ausnahme des Bergelmir und seiner Frau. Diese entkamen in einem Schiffe, und von ihnen stammt das (jüngere) Riesengeschlecht.

Das Wort, welches hier und allgemein durch „Schiff“ übersetzt ist, lautet im Original ludr. Dazu macht Grimm die Anmerkung: „Im Ahd. bezeichnet ludara eine Wiege (Graff Sprachschatz II, 201.); und das würde trefflich passen, weil auch in andern Sündfluthsagen das gerettete Kind in einer Wiege liegt. Snorri redet zwar nicht von einem Riesenkind, sondern von einem erwachsenen Riesen, der mit seiner Frau im ludr sitzt, das kann aber spätere Abänderung seyn.“

Ich weiß nun nicht, in welchen Sündfluthsagen die Wiege eine Rolle spielen soll? wenn nicht etwa in jener süddeutschen, die ich im ersten Bande von Schneiders badischem Sagenbuch vorfinde:

In der Elz liegt das freundliche Sudenthal. Reicher Bergsegen hatte eine Menge Knappen dahin gezogen. Ueberall, ober- und unterhalb der Erde, herrschte geschäftiges Treiben; um das Kirchlein, welches weiter oben im Thale von einem grünen Hüble herabschaut, sah es aus wie ein gewerbfames Städtchen. Unweit davon erhob sich ein stattliches Schloß, die Engelsburg genannt, in welchem die Herrin dieser Landschaft in Glanz und Herrlichkeit lebte. Sie sah es gern, daß die Bergleute auch gute Tage hatten, und diese gaben ihr Wohlleben auf so üppige Weise kund, daß man die Gegend das Paradies nannte. Als aber der Uebermuth auf's Höchste gestiegen war, sollte die

gen der Identität der drei Brüder von dieser Anschulbigung des Ehebruchs freigesprochen werden kann, obgleich sie für die Frau eines jeden der Brüder galt.

Herrlichkeit ein grausvolles und plötzliches Ende nehmen. Es war an einem heitern Maissonntag, als die Berge ringsum vom Jubel herbeigeströmter Gäste widerhallten. Da traf es sich, daß der Priester das Allerheiligste zu einem Sterbenden vorübertrug. Sein Mesner ging, nach altem Brauch, mit einem Glöcklein läutend voran. Als nun Letzterer die Leute wiederholt aufforderte, nur auf so lange, bis der Kranke die heilige Bezehrung erhalten habe, den Tanz einzustellen, ward er verhöhnt, ja das Edelsträulein ließ sich vom Fenster ihres Schlosses gottloserweise vernehmen: „Ihres Vaters Schweine trügen auch viel solcher Glöcklein am Halse,“ worauf das Tollen immer auslassener wurde.

An demselben Tag lag ein alter Bauer im Thale krank darnieder; nur sein jüngster Sohn war bei ihm geblieben, um seiner zu warten. Auf einmal fällt es dem Alten ein, zu fragen, wie es mit dem Wetter stünde; er schickt deshalb den Jungen hinaus, um nachzusehen, ob sich der Himmel nicht zu trüben beginne? Der Knabe kommt mit der Nachricht zurück: es sey noch immer das schönste Wetter. Dieß beruhigte den Alten nicht, er schickte den Knaben wiederholt hinaus, um nach dem Wetter zu schauen. Diesmal kam derselbe mit der Meldung zurück, von allen Seiten sey der Himmel noch ganz blau, nur über dem Gipfel des Berges schwebte ein kleines Wölkchen. Da hatte der Greis keine Ruhe mehr, und befahl dem Sohn, in größter Eile ihn selbst und die besten Sachen seiner Habe auf die Höhe des Berges zu tragen. Da lud der kräftige Jüngling seinen Vater auf den Rücken und trug ihn auf den nahen Berg, alsdann auch nach und nach das beste und unentbehrlichste Hausgeräthe. Kaum war er mit dieser Arbeit zu Stande gekommen, als mit entsetzlichem Wolkenbruch ein Gewitter sich entlud und in wenigen Minuten das ganze Thal in eine Wasserwüste verwandelte. Schloß und Häuser waren verschwunden, sämmtliche Bergstollen und Werke verlandet und verschlammt; nur die Kirche und ein einziges Haus, worin gottesfürchtige Leute wohnten, ragten noch über den Flutphen empor, in welchem bei dreihundert Knappen und fünfzig Bergwerkangestellte ihr Grad

fanden. Nur wenige Menschenleben entgingen dem Verderben. Es waren die Kinder, welche man, als die Wasser sich verlaufen hatten, in ihren zwischen den Wipfeln der Bäume hängen gebliebenen Wiegen fand. Da man nicht wußte, welchen Familien sie angehört, also ihren Geschlechtsnamen nicht herausbringen konnte, nannte man sie Dolden (so viel als Wipfel) zum fortwährenden Gedächtniß der wunderbaren Art ihrer Errettung bei der Zerstörung von Sudenthal.

Menzel in einer Anzeige des hier angeführten Buches im Lt. Bl. zum „Mgl.“ berichtet: Dolden heißt die herabhängende Blüthe oder Fruchttraube mit breitem Boden und oben concentrisch zulaufenden Stielen. Damit kann eine an Zweigen hängende Wiege wohl verglichen werden, nicht aber mit dem Wipfel, der nur die höchste Baumspitze bedeutet.

Da wir aber hier nicht die Dolden, sondern nur die Wiege im Auge haben, so lassen wir jene Glosse auf sich beruhen, und sprechen die Vermuthung aus, daß die nordische Fluthsage — denn einen Odincultus in den Abingegenden haben wir S. 242 nachgewiesen, daher eine so weite Verschleppung der Sage nicht auffallen darf — in der christlichen Zeit mit Bestandtheilen der biblischen Fluthsage gemischt, und daher bis zur Unkenntlichkeit verfälscht werden konnte. So gehören die an die Bergriesen des Nordens mahnenden übermüthigen Bergknappen dem heidnischen Urelemente der Erzählung an, ebenso die Rettung der Kinder in der Wiege; das Paradies, welches durch die Fluth zerstört wird, der Bibel. Begreiflicher Weise mußte, wie in der Bibel, eine Widerspenstigkeit gegen das göttliche Wesen als Motiv der einbrechenden Fluth angegeben werden. Solche Mischungen von Heidnischem und Bib-

lischen begegnen uns in den Sagen dermaßen häufig, daß jede Bemerkung darüber eine Wortverschwendung wär.

Wörs Eöhne schufen aus Omirs Leichnam — die Welt, aus seinem Blute die See, aus dem Fleische die Erde, aus den Knochen die Felsen, aus den Zähnen die Klippen, aus dem Schädel wurde die Himmelswölbung, aus den Haaren die Bäume, und das in die Rüste geflogene Gehirn zerfloß in Wolken. Die aus Ruspelheim umherfahrenden Funken festigten sie an den Himmel, daß davon Alles erleuchtet wurde. Und die Sonne kannte nun ihr Haus und der Mond seine Kraft, und die Sterne ihre Dexter, und Lage und Jahre wurden fortan gezählt. Jetzt strahlte auch die Sonne hernieder auf das kraklose kühle Gestein. Da keimten aus der Erde die grünen Gewächse.

Diese Sage, commentirt None, entwickelt weiter das System der Schöpfungslchre. Die Erde und der Planetenhimmel gehen aus dem Tode des Weltleibes (Omir) hervor. Sie sind selber sterblich, und eben so die Planetenschöpfer, die Eöhne Wörs. Geburt ist Folge des Todes, und umgekehrt. Hierin liegt die Idee der Fortdauer. Tod ist Trennung und Ursache der Zweiheit, durch Omirs Tödtung entsteht Feindschaft zwischen Wörs Eöhnen und den Riesen. Alles ist in der Zeitwelt dem Wechsel unterworfen; Riesen, Götter und Alles, was von ihnen kommt, ist vergänglich; nur der Glue, der außerhalb der Welt, die Hitze aus Ruspelheim geseudet, ist unwandelbar und ewig. Darum stammen auch die Götter mütterlicher Seits von den Riesen, von der Materie, daher der große Haß zwischen Beiden, weil sie verwandt sind. Aus dieser Schöpfungslchre folgt also die Sterblichkeit der Götter, und sie ist die Grundlage zum Glauben an die Fortdauer. Der Saß, daß die Erde aus

dem Wasser, alle Dinge aus dem Feuchten entstanden, ist darin angedeutet, daß das Wasser das Blut aus dem Weltleibe Dmir ist.

Die Gestirne sind verirrte Funken aus Ruspelheim, die in die Raumwelt (Ginnunga-gap) gekommen, und dadurch vergänglich geworden, daher sie dem Wechsel unterworfen. Sie sind nämlich Seelen verirrter Geister, die, mit der Materie vereinigt, als sterbliche Menschen später geboren werden. (Daher Seelen = Sterne, das Schicksal der Menschen von dem Stern abhängig, der in ihrer Geburtsstunde hellaktisch am Horizonte aufging). Jene als Sterne glänzenden Funken sind der Gegensatz der Wolken, d. h. der unklaren, trüben Gedanken des Planetenleibes (Dmir's). Die Sterne, diese verirrten Lichter des Geistes, sind zwar in Dmir's Schädel eingeschlossen, aber höherer Abkunft und die beständigen Feinde der „hartmütigen“ Wolken. Die Eingeschlossenheit der Ruspelheimischen Funken in Dmir's Schädel ist auch der Grund, warum die Planeten dem Einfluß der Niesen ausgesetzt sind.

Später schuf Odin Zwerge aus dem Erdenstaub, nach anderer Angabe empfangen sie Leben in Dmir's Fleische. Begabt mit Verstand und Gestalt der Menschen, blieben diese Maden dennoch im Gestein und in der Erde. Also nur Menschen und Zwerge sind erschaffen, Götter und Niesen gleichsam von selbst aus dem Chaos hervorgegangen, denn Vörs Söhne mußten das erste Menschenpaar aus zwei Bäumen, aus Esche und Erle, zimmern. Odin hauchte ihnen Odem ein, Wile gab ihnen den Willen, Verstand, Denkkraft, und We warmes Blut *). Aber auch zwischen den Zwergen

*) So berichtet die jüngere Edda, hingegen die Voluspa nennt anstatt Wile den Dmir, und statt We den Eodr (Loki).

— jenen in der Stille waltenden elementarischen Kräften, deren Thätigkeit begonnen haben muß, bevor die Erde bewohnbar ward — und den Menschen waltet ein Unterschied ob. Erstere sind aus der rohen unorganischen Natur erschaffen, sie sind Maden, Würmer im Aase, aber der Mensch ist aus der organischen Natur, aus der Pflanzenwelt. Die Abstammung der Menschen aus dem Baumstamm ist in dem „Stammbaum“ und im Worte „abstammern“ angedeutet. Nicht zu verkennen ist auch die verschiedene Art und Weise, in welcher Riesen, Götter und Menschen ihr Geschlecht fortpflanzen. Nur ein einziger Riese war aus dem Eise entsprungen, er muß aus sich selbst Kinder zeugen, aber durch Paarung beider Gattungen. Daß aus dem Fuße Kinder hervorkommen sollen, ist zwar nach physischen Gesetzen undegreiflich, aber der Symbolik ist nichts unmöglich. Ich erinnere hier nur daran, daß die Traditionen der verschiedensten Völker schon das bloße Zeichen eines Fußes auf die Fruchtbarkeit der Frauen einwirken lassen, so z. B. in Indien der Fußtapfen des Buddha auf Seylons höchstem Berge, von den Mahomedanern „Adams Wit“ genannt (Ritter Vorh. d. Völkergesch. S. 335); ferner das bei der Quelle Groosbank zu Spaa in die Erde eingedrückte Zeichen vom Fuße des heil. Remakus, zu welchem unfruchtbare Frauen wallfahren (Wolf N. S. Nr. 143). Auf einem Felsen der Alb bei Heuberg in Schwaben, wo sich die Trümmer der Burg Rosenstein erheben, sah man noch zu Anfang dieses Jahrhunderts die Spur eines Menschenfußes in Stein, den die Regierung mit Pulver sprengen ließ, weil Aberglaube damit getrieben worden (Lang's Taschenb. f. 1800, S. 129—136). Welcher Aberglaube? läßt sich aus dem vorhergehenden Beispiel schließen. Wie alt diese Vorstellung sey, geht

schon daraus hervor, daß das *pedum* (v. *pes, pedis*) des Osiris eine Bürgschaft des Kindersegens war. Die Sprache deutet darauf schon durch die Verwandtschaft v. *ποθος* (*cupido*) und *ποδος* (*pedis*), durch die Ableitung des Wortes *πατήρ* (*pater*) v. *πατεω* an, vgl. *πατήρ* der Beschäler = Hengst und das deutsche „paten“ (*πατεω*) vom Begatten der Hühner. Noch unzweideutiger ist das Knie ein Zeugungssymbol, die Sprache spielt darauf vielfach an^{*)}, und noch eine deutsche Sage (erzählt von Wolf Nr. 198) erhält dadurch ihr Verständniß:

In Radslow bei Dixmüde in Westflandern sieht man in der Kirche einen Grabstein, worauf folgende Geschichte ausgehauen ist: „Es war einmal ein Mann in dem Dorfe, der war dem Trunk und Kluchen ergeben. Es begab sich, daß seine Frau guter Hoffnung wurde. Als sie gebären sollte, trat eben der Mann ins Haus, trunken und stuchend. Die Frau rang und schrie in ihren Schmerzen, er solle doch eine Behmutter holen, aber er achtete ihrer Bitte nicht, so daß sie eines jämmerlichen Todes starb. Ehe sie aber die Augen schloß, wünschte sie dem Gefühllosen, daß er dieselben Schmerzen erdulden müsse, die sie erduldet habe. Mit diesem Bunsche verschied sie. Noch war sie nicht lange todt, als des Mannes rechtes Bein zu schwellen anfing, und immer mehr schwoll, bis zu einer ungewöhnlichen Dicke. Die Aerzte thaten allerhand dafür, legten Pflaster und Salben auf, aber alles vergeblich. Das dauerte neun volle Monate. Als diese herum waren, nahmen eines Morgens die Schmerzen auf eine grausame Weise zu, und ließen nicht nach während dreier Tage. Die ärztlichen Martern hätten nicht so peinigen kön-

* Ganzl. jam sich fortpflanzen, jann das Knie, vgl. *יָבַוּ*, *gi-goo* mit *יָבַוּ*, hebr. brach, brüten, baroch Knie, baricha Fortpflanzung, biranin (nicht Kniee sondern) Mutter Schoos (Hieb 3, 12. vgl. 31, 10.) Aus der Kniescheibe (lat. *poplea*) ging das Volk (*populus*) hervor.

nen. Am Ende des dritten Tages aber öffnete das Weib sich in der Gegend des Knies, und ein — lebendiges Kind ging daraus hervor, welches jedoch bald mit dem Manne starb. Weil die Geschichte so merkwürdig war, hat man sie auf dem Grabstein ausgehauen, und sie daneben auch in dem Kirchenbuche aufgeschrieben.

Was nun die Abstammung der Menschen aus Bäumen betrifft, so finden sich noch in Deutschland dunkle Erinnerungen an diesen Mythos. Unter den Handwerkeru hat sich noch jetzt der Reim erhalten:

Darauf bin ich gegangen nach Sachsen,
Wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen.

Dies erklärt sich daraus, daß die Sachsen mit ihrem ersten König Askanes (Astanes oder Astanius?) mitten im Walde aus den Harzfelsen bei einem Springbrunnen herausgewachsen zu seyn vorgaben. Schon die frühesten Bibelausleger haben den Astanes der noachidischen Völkertafel (1. Mos. 10, 3. Jer. 51, 27.) als den Repräsentanten des deutschen Volkes erkennen wollen. Die Juden nennen noch jetzt Deutschland: Askanes. An Aescanius (den Sohn des Aeneas), mit Grimm, zu denken, ist gar kein haltbarer Grund vorhanden, denn die Deutschen haben sich nie von Troja abkünftig gerühmt, wie es doch die Franken und Briten thaten. Man könnte bei Ask (Esche) auch an Askio, den zweiten Sohn des Mannus (Mann), denken, von welchen die Iscaevonen, ein deutscher Volksstamm, sich herleiten, daher die Askisburg (Naburg, auch Asperg?) der Isävonen am Rhein (Leo in Haupts Btschr. II. S. 534). Grimm findet ein Bedenken darin, daß die Frau, nicht ihrem Manne entsprechend, Eska heißt — weil sich dann Bräute verhielten, wie Meschia

und Meschiano, das aus dem Baume *) hervorgegangene erste Menschenpaar in der persischen Schöpfungsgeschichte — sondern Emla; emla bezeichnet ein geschäftiges rühriges Weib (Graff Sprachsch. I. 252 v. amr, ambr, ambl: labor assiduus). Kanne dachte deshalb das griechische μελια (Esche) hieherziehen zu müssen **), dann durfte bei den ersten Menschen, wenn das Weib gleichfalls nach der Esche hieß, an die Weltesche Djabrail gedacht werden. Ein anderer Gelehrter, der die Itävonen mit dem gothischen Geschlechte der Astingi, Azdingi zusammenhielt, veranlaßte Grimm, hier einen Wegfall der aspirata h zu vermuthen. So würde der Afi zum mythischen Dänentönig Hadding, welchen Grimm aus mehreren Gründen für Odin selbst gehalten hat. Und dieser als Menschenschöpfer konnte anthropisirt gar wohl zum ersten Menschen werden.

Auf den Ursprung der Materie aus dem Feuchten, deutet nach Grimms Herleitung von hrim (Reiß, Bau) der Name Ymir, welcher durch Versetzung der Buchstaben entstand (hrimkaldr = reißkalt), alle Riesen heißen hrimpursar, d. i. Reißriesen. Nahe liegt aber auch die Ableitung von ymjā (tosen), so daß Ymir der Rauschende wäre. Der aus Ymir's Füßen hervorgegangene Buri ist eigentlich aus dem Stein geboren, denn er war dadurch entstanden, daß die Kuh den salzigen bereißten Grund geleckt, die Kuh hatte ihn gleichsam aus den Steinen geleckt, und da Buri einen Gebornen ***) bedeutet, so wäre in Berücksichtigung, daß

*) Er heißt Kelba, also eine Eiche (robor).

**) Aus welcher nach Hesiod (*Egy.* 147) das Menschengeschlecht des dritten Weltalters stammt.

***) Im Rigamal 105a wird Buri das erste Kind von Fadir und Modir genannt.

er vor der Schöpfung Adts aus der Esche da getreten, an die Deucalionische Erschaffung der Menschen aus Steinen (vgl. Matth. 3, 9.) zu erinnern, die das Sprichwort „Stein und Bein schwören“ erklärt, wie auch Stein (*ripa* = litus, *λιδος*) und Bein (Rippe = *latus*) im arabischen Ibn, das Stein und Lind bedeutet, in Einen Begriff zusammenschmelzen. Daß beide Formen der Menschenschöpfung, die aus dem Stein und jene aus dem Baume sehr wohl neben einander bestehen konnten, beweist die Frage der Penelope an ihren Gast (Odys. 19, 163.): ob er aus der Esche oder aus dem Felsen geboren sey?

Nachdem die Götter Himmel und Erde geordnet, das erste Menschenpaar aus Esche und Erle erschaffen, Midgard (die Erde, die man sich als Weltmitte dachte, nämlich zwischen Himmel und Hölle) den Menschen zum Aufenthalt angewiesen hatten, richteten sie sich selbst eine Wohnung ein, die sie Asgard nannten. In dieser Götterburg war ein Ort Ithavollr, wo sich die Asen versammelten, und zuerst einen Hof zimmerten, worin zwölf Plätze waren, ohne den Hochsitz Odins. Dieser stand auf dem Plage Hlidskjalf, von wo aus der Gott alle Welt und jedes Menschen Thun durchschaute *). Mit Hülfe der Zwerge führten sie nun auch eine Brücke auf von der Erde zum Himmel, von ihnen Bi kröst (die bebende Brücke), von den Menschen der Regenbogen genannt. Sie ist das kunstvollste und stärkste Werk, dreifarbig; aber der rothe Streifen in der Mitte ist brennend Feuer, damit

*) In Grimms Nibelung. Nr. 35. wird von einem Menschen erzählt, den der heil. Petrus in den Himmel eingelassen, und der neugierig zuletzt auf den Stuhl des Herrn Sieg. von welchem herab man Alles auf dem ganzen Erdkreis übersehen kann.

den Fremder den Göttern nahe. Einer Weissage zufolge wird diese Götterbrücke, die schon S. 64 als der Weg der Seelen zum Himmel erkannt wurde, am Ende der Tage zerbrechen. Denn da die Götter auf ihr zur Erde niedersteigen, so ist ihre Bestimmung nach dem Weltuntergang, wo die Götter selber aufhören, zu Ende. Halten wir fest, daß man sie vorzugsweise als die Seelenbahn betrachtete, auf welcher die gereinigten Geister den Rückweg zum Himmel antreten, so erklärt sich ihre Bedeutsamkeit im Todtencultus. Denn auf Runensteinen, d. h. auf Grabsteinen mit Runenschrift, liest man, daß Brückenbauen verdienstlich und heilsfördernd für die abgeschiedenen Seelen sey. Mehrere Beispiele führt Geijer (Urgesch. S. 131 Anm. 2) an: „Ragilfr ließ diese Brücke bauen für Anund, seinen „guten Sohn“ — „die Mutter baute die Brücke für ihren einzigen Sohn“. (Auf einem Runenstein in Uppsland, Ödransons Vautil. 146). „Golfast ließ die Brücke machen für Hamme, seinen Vater, der in Wiby wohnte.“ „Golfast ließ den Weg bahnen für Igul und Ura, seine liebe Frau.“ (Runenstein bei Söbertelje, Vautil. 829). Auf dem Sundbystein in Funbo in Uppsland ist die Rede von drei Geschwistern, die eine Brücke über eine Furt geschlagen für ihren Vater (Verelii Runograph. Scand. p. 45). Dieser Glaube, daß eine Brücke, zur Bequemlichkeit für Reisende zu bauen, dem Erbauer nach dem Tode den Untergang über die Seelenbrücke erleichtere *), ist in's Christenthum übergegangen. Einer

*) Die Brücke, als Uebergang aus dem Irdischen in die Ewigkeit, muß auch den Alten bekannt gewesen seyn, denn gerade der Cultus der Todtengöttin Demeter in Eleusis, wo man in ihre Mysterien sich einweihen ließ, um nach dem Tode unmittelbar ins Elysium einzugehen, besaß Brückenpriester (*Γεφυραῖοι*), die Göttin selbst hatte dort das Prä-

Tradition zufolge entstand die Rhonebrücke über die Insel Bartelasse, unfern von Avignon, auf höhere Eingebung. Ein Schäfer in der Umgegend, Namens Benazet (Benedict), erhielt vom Himmel den Befehl, die Bürger Avignons aufzufordern, zum Besten der Pilger, die nach Rom und Jerusalem — letzteres ist als Abbild des himmlischen Jerusalems aus der Apokalypse bekannt — wallfahren, eine Brücke über die Rhone zu bauen. Der Bischof von Avignon forderte einen Beweis der göttlichen Sendung von dem Schäfer. Dieser bestand darin, daß er einen ungeheuern Felsblock auf die Schultern lade, und ihn als Grundstein zur Brücke in den Fluß werfe. Das Wunder geschah, und der Brückenbau wurde beschlossen (Mylus Reis. durch Südfrankreich II. S. 273). Aus diesem Gesichtspunkte wollen auch die vielen Legenden erklärt seyn, in welchen der Teufel die Heiligen am Brückenbau zu hindern strebt. Leicht ließe sich die Quelle von der Verdienstlichkeit des Brückenbaues his nach Indien, dort wo die Wiege aller Religionen ist, verfolgen, denn im Epos Ramayana liebt man: als der Halbgott Rama — in welchen sich Vishnu, das Prinzip des Heils in der brahmanischen Dreifaltigkeit (Trimurti) incarnirt hatte — von dem schwarzen Ravana, dem Anführer der aus dem Lichtreich (Maha Surga) gestürzten rebellischen Geister, mit Krieg überzogen ward, hatte der Affengott Hanuman, mit seiner Affenschaar dem Rama zu Hülfe kommend, weil das Meer hemmend entgegentrat, eine Brücke nach der Südspitze der

vocat *Pontifex* (Brückenfrau). Und in Rom war der Priester ebenfalls ein Brückenmacher (*ponti-fex*), weil er das Amt der Seelsorge verwaltete.

heiligen Insel Lanca (Ceylon) gebaut *). Bedeutsam ist hier, daß eben ein Affe diesen Dienst verrichtet, denn in Aegypten ist der affenartige Kynokephalos das priesterliche Abzeichen, und wird als Führer der Seelen in die Unterwelt auf Numiengemälden niemals vermischt. Er auch hält den Wagebalken, wenn die guten und bösen Handlungen des Verstorbenen im Amenthes gewogen werden, und nimmt den Platz des guten Genius, dem wolfsgehaltigen Ankläger gegenüber, ein. Daß die Indier eine Seelenbrücke kennen, wurde schon S. 64 angedeutet. Von dort mochte diese Vorstellung nach Persien eingewandert seyn, denn Tschinevat heißt: Pfad der Götter (Genien, Geister). Diese Brücke führt aber nicht bloß nach dem Ort der Seligkeit (Behesht), sondern auch in den Ort der Verdammnis (Duzak), während der Islam nur eine Paradiesesbrücke (Sirat) besitzt, hingegen der Scandinavier außer der Regenbogenbrücke (Bifröst) auch noch eine nach Helheim führende Brücke kennt.

III. Die Asen.

Das herrschende Geschlecht der scandinavischen Götter führte den Namen Asen (aesir), eine Benennung, die vielleicht nur zufällig an das gleichbedeutende etruskische aesar (αισοι θεοι υπό των Τυρρήνων, Hesych.) mahnt, was ich nur deshalb hier bemerke, weil diese Vergleichung so oft gemacht worden ist, ohne daß man dabei auch auf die Etymologie Rücksicht nahm, denn das griechische Wort bedeutet: Vertheiler der Schick-

* Dies geschah, indem er 10 Felsen, deren jeder 64 Meilen im Umfang hatte, mit einer einzigen Handbewegung ins Meer warf.

falschloose, αἶσα vgl. Αἶσακος, jenen trojanischen Heros, der von dem Traumdeuter Hermes abstammt; die Asen hingegen hießen ursprünglich anses: Valken, wofür der Grund S. 226 Anm. angegeben worden ist. Fornandes betrachtet die Asen nur als Halbgötter (Semidei), doch bloß, um sie von ihrem Vater Odin, dem eigentlichen und einigen Gott, zu unterscheiden, dessen verschiedenen Thätigkeitsäußerungen in zwölf Monaten des Jahres deren Personifikation durch die Asen veranlaßt haben mochte. Die erste Kraftäußerung des Schöpfers im Frühling ist sein Sieg über die zerstörungslustigen Naturkräfte, welche im Winter die ganze Natur in Banden hielten. Ich eröffne daher die Reihe der Asen mit dem „Asenfürsten“ (Asabragr), wie

T h o r,

der Donnergott, in der Edda heißt. In Norwegen und Island ward er sogar noch über Odin gesetzt, gewöhnlich aber mit ihm zugleich genannt (Grimm S. 147). In der Volksversammlung zu Thrandheim ward der erste Becher dem Odin, der zweite dem Thor gebracht; das Herbartlied setzt Odin über Thor. Wie weit aber des Letztern Verehrung noch außer dem Norden verbreitet war, ließe sich daraus entnehmen, daß auch der feltische Donnergott: Taranus hieß (taran, Donnerschlag, taranu, wettern, gälisch: torun, Donner), bei den esthnischen Finnen hieß Taran, der über die Witterung und den Donner *) herrscht (Mone heidn. Eur. I. S. 74), bei den Lappen: Torben **), bei den Tschu-

*) Ihm wurden Hammer und Eisenhandschuhe beigelegt.

***) Ihm wurden hölzerne Hämmer in Bergspalten oder Felshöhlen zum Opfer hingelegt.

vaschen Tora, bei den Sachsen hieß er Thunar (Donner), bei den Angelsachsen Thunder und Thor. Ferner bezeugen die weite Verbreitung des Thorscultus die vielen nach ihm genannten Ortschaften und Berge, nicht bloß in Scandinavien, wo Thorsberg in Gothland (Thorslund), Thorsklint in Ostgothland u. a. uns begegnen, sondern auch in den verschiedenen deutschen, selbst slawischen Landstrichen, als: Thorn, die bekannte Stadt in Preussisch-Polen; ebenso heißt ein Stift im Rüttichschen, Thoran (jetzt Dremen genannt), Städtchen in Voigtland, Thorenburg (jetzt Dornberg *), Lustschloß im Anhaltischen, Dornburg an der Saale im Weimarschen (hier soll Thor verehrt worden seyn), Thorgau, an der Elbe in Preussisch-Sachsen, Thorsberg in der Grafschaft Falkenstein, Thorberg, Landvogtei im Canton Bern; Tarnow in Polen und Tornow in Schlessen dürften wohl auch hieher gezählt werden, in Anbetracht, daß die Wenden und Slawen so manchen nordischen Gott in ihren Götterkreis aufnahmen. Der Thunersberg bei Warburg, Donnerschnee bei Oldenburg, Donnerkreut in Franken, Donnersted in Braunschweig, Donnerkaute in Hessen, Donnerbühl in der Schweiz u. a. m. Das oldenburgische Donnerschnee scheint wie das oben erwähnte Odense auf einen ehemaligen Tempel (vo) des Gottes hinzuweisen.

Durch die Vermählung des Himmels mit den Dünken der Erde entsteht der Donner, darum ist Thor von Odin mit der Erde (Jörtha) gezeugt. Seine Pfle-

*) Wahrscheinlich ist Dorn, wie Korn ebenfalls, aus Thorn entstanden, der brennende Dorn läßt sich mit dem Donnerkeil sehr wohl vergleichen. Der Hebräer hatte für Dorn und Sommer (dessen Manifestation der Donner ist), nur Ein Wort.

heißt die Donnerstagsziege (Grimm, S. 168), weil sie dem Thor geheiligt war, und da sie mit einer Ziege nicht die geringste Aehnlichkeit hat, so muß wohl zugleich an Thors Böcke, an die Ziege als Sternbild, deren Ausgang die ersten Gewitter bringt, und die schon von der Sprache mit Blitz und Sturm in Verbindung gebracht wurde (siehe S. 287), gedacht worden seyn.

In dem heidnischen Liede Höstlanga, Fragm. 1, Nr. 1 (Thorlac. Ant. Bor. Spec. VI.), heißt Thors Hammer „der Klippensöhne (Zauberer = Riesen) Feuerfeind.“ Noch nennt man glatte, an beiden Enden zugespitzte Feuersteine, die man häufig in der Erde, besonders in Grabhügeln findet, „Donnerkeile“ (Thorviggar). Oben diese Heiligkeit des Hammerzeichens, wodurch die Unholde des Winters überwunden wurden, veranlaßte in der Folge, das Zeichen des Kreuzes mit Thors Hammer zu verwechseln (Geijer, Urgesch. Schwed. S. 127 Anm.). Insofern Thors Hammer die Winterriesen, d. i. die Dämonen der Unfruchtbarkeit, besiegte, konnte er nach der Einführung des Christenthums leicht durch das Vielfältigkeitszeichen (+) ersetzt werden; wobei ich an die Kreuzigung der Psyche durch den Liebesgott (Wöttigers Kunstmyth. II. S. 462), an des Aufonius Idylle: Cupido cruci affixus, an das Venuszeichen ♀ (welches die Vereinigung des Männlichen + und Weiblichen ⊙ bedeutet), an den in ein + sich endigenden Stab der syrischen Venus (Astarte) auf Münzen von Sidon u. erinnere, daß in Indien noch heute als Symbol der Befruchtung verwendet wird, wo es der Ehengott Wolleat auf der Stirne trägt (Paulini Syst. Brahm. p. 172). Aber auch der europäische Norden kannte es, denn Geijer (Urgeschichte

Schwedens S. 127 Anmerk.) bekräftigt dieß mit den Worten: „Das Kreuzzeichen reicht in das älteste Heidenthum hinauf.“ In den sogenannten Kummelgräbern, diesen ältesten Denkmälern Scandinaviens und des westlichen Europa — man findet sie in Scandinavien, auf den dänischen und britanischen Inseln, auf Jütland, in Holland (wo man sie Hölmenbetten heißt), in Frankreich, im nördlichen Spanien und selbst in Portugal — entdeckte man, außer Urnen, Streithämmern und Keulen von Hornstein, auch kleine, gleichsam glatt geschliffene runde Steine, theils in der Mitte durchbohrt, theils ganz und eisförmig mit vielen eingegrabenen Kreuzzeichen (vergl. Ödt. Anz. 1824, Nr. 70., 71.) Hier sollte es wohl, wie der Phallus oder Lingam in indischen Gräbern (N. Müller, Gl. W. u. Kunst d. Hindu S. 555), der sich aber auch in Westindien in Gräbern vorfand (Lit. Gaz. 23. Avr. 1842), ein röthendes Sinnbild der Wiedergeburt aus dem Tode seyn? daher die Mythe: Dionysus habe den Phallus vor die Thore des Hades gepflanzt, und das phallisch dargestellte Bild des Hermes beim Anblick der Todtengöttin Persephone (Cic. N. D. III., 22, 56. cf. Herod. II., 51). Nun ist auch erklärlich, warum das abgerundete Kreuz (T), das in den Isisprocessionen der Aegypter eine wichtige Rolle spielte, und noch von den gnostisirenden Ophiten (Schlangenbrüder) gebraucht wurde, auch auf Denkmälern der Tempelherren vorkommt, in neuerer Zeit zum Hammer der Freimaurer ward.

Daß das Hammerzeichen, welches die Heiden mit dem Kreuzzeichen verglichen, heilig war, erhellt daraus, daß Thor Balders Schwelgerhaufen mit seinem Hammer wrihte (Edda Nämis. 49).

In Süddeutschland hat sich noch eine Sage erhalten, die den Hammer als Einweihungszeichen von Kirchen kennt, ein Beweis, wie weit nicht nur Thors Cultus sich verbreitet hatte, sondern auch, wie schwer ihn das eindringende Christenthum zu überwinden vermochte. Die Sage ist von Baader in *Rone's Anz. f. Kunde deutsch. Vorz., Jahrgang 1839*, mitgetheilt, und lautet wie folgt:

Die drei uralten Kapellen bei Schefersheim, Oberwittighausen und Grünfeldhausen wurden von Riesen erbaut, welche die schweren Steine dazu in ihren Schürzen herbeitrugen. Als das erste Kirchlein fertig war, warf der Baumeister seinen Hammer hoch durch die Luft, mit dem Vorhaben, da wo er niederfalle, wieder eine Kapelle zu bauen. In einer Entfernung von zwei Stunden fiel der Hammer zu Boden, und daselbst wurde das zweite Kirchlein errichtet. Nach dessen Vollendung warf der Riese den Hammer ebenso, wie das vorige Mal, durch die Luft, und erbaute sodann auf dem wieder zwei Stunden entfernten Platze, wo der Hammer niederfiel, die dritte Kapelle.

Daß Thor, der Bekämpfer der Riesen, hier selber zum Riesen wurde, ist Einfluß des Christenthums, das seine Vorstellung von Riesen als Baukünstlern aus dem Heidenthum entlehnt hatte (s. S. 11), aber hier nicht Thor selber eine Kirche bauen lassen konnte, weil sonst Thor dadurch seine Verehrung gegen Christus, der seinen Donnerkeil nun sich zugeeignet (Grimm, S. 167), kund gegeben hätte.

Grimm (in *Haupts Britischr. f. d. Alt. V. S. 72*) findet sich durch eine Notiz in *Thoms Anecdotes and traditions derived from ms. sources Lond. 1839 p. 84*: „The holy mawle, which they fancy

hung behind the churchdoor, which when the father was seaventie, the sonne might fetch to knock his feather in the head, as effete and of no more use“ zu der Bemerkung veranlaßt: „Waren Hämmer (mawle, maillet, mal-lous) oder Schlägel am Eingang heidnischer Tempel wirklich aufgehangen oder bildlich ausgehauen, so mögen die Bilder, wie bei anderm Anlaß, auch noch außwärts an der Mauer christlicher Kirchen eine Stelle gefunden haben, oder in's Stadthor gemauert worden seyn. Ursprünglich konnten sie Darstellungen des heiligen Hammers des Donar gewesen seyn, die man hernach auf jenen Volksglauben (daß grausame Söhne sich des, ob zwar nicht ausgeübten Rechts bedienen konnten, ihre flecken Eltern durch den Hammer einen schnellern Tod sterben zu lassen) deutete. In mehrern schlesischen und sächsischen Städten hängt am Stadthor eine Keule mit der Inschrift:

Wer den Kindern gibt das Brod
Und selber dabei leidet Noth,
Den schlägt mit dieser Keule todt.

Zu Osnabrück stand (nach Strodtmann p. 119) der Reim vor einem Hause (es wird nicht gesagt, ob mit aufgehänger, ausgehauener oder bloß gemalter Keule):

De sinen Kindern gift dat braut,
an lüt süßest naut,
den sall me slaun mit der kusen daut.

Also auch hier Beziehung der Keule auf den Todschlag des Greises, nur so gewendet, daß er ihm gleichsam als Strafe für die Lohrbeit, sich allzufrüh seiner Habe zum Besten der Kinder entäußert zu haben; ge-

bühren soll. Es sind also drei Stufen des Mythos und diesmal zugleich des Symbols: 1) der Hammer des Gottes, 2) der Bezug auf den alten Vater, 3) die mitleidige Deutung dieses Bezugs; die englische Auslegung muß nothwendig der deutschen als frühere vorangehen.“

Diese Betrachtungen regen von selber zu der weitern Frage auf: Bestand vielleicht die Einweihung der Todten mit dem heiligen Hammerzeichen in dieser barbarischen Handlung des Vaternordes? oder schlug man dem bereits Verschiedenen den Schädel ein, um dem Scheintod vorzubeugen? Der erstere Fall wäre insofern der wahrscheinlichere, weil man es für schimpflich hielt, eines natürlichen Todes zu sterben. Wie man in Dänemark sich mit dem Speer für Odin rißte, von einem Felsen sich herabstürzte u. (vergl. S. 147), so wird man in Norwegen und Island, wo Thors Cultus überwiegend war, sich mit dem Hammer dieses Gottes ihm geweiht haben*). Die vom Blitz Erschlagenen galten schon bei den Hellenen für besondere Lieblinge des Zeus, die der Gott sich selber zum Opfer ausgewählt. Herrschte dieser Glaube auch bei den Scandinaviern, so liegt die Vermuthung nahe, daß der Stiche mit dem Symbol des Donnerkeils künstlich nachwies, und wer diesen letzten Dienst dem Sterbenden erwies, wird also mit ganz andern Augen angesehen worden seyn, als es nach den Ansichten eines erleuchteteren Zeitalters der Fall wäre.

Insofern Winter und Unfruchtbarkeit gleichbedeutende Begriffe sind, Thors Donnerkeil aber die Eisziesen er-

* Die wiederbelebende Eigenschaft dieses Hammers, die sich an Thors geschlachteten Böden erprobte, läßt so etwas vermuten: wer an der Krankheit starb, galt nicht als Opfer des Gottes, war der Hella und ewiger Nacht verfallen.

legte, erklärt sich daraus, warum mit Thors Hammerzeichen die Ehen eingeweiht wurden, wie ein Dichter singt:

„— Es bröht mit erstem Donnerschlage
Thor das Jawort in den heiligen Bund.“

Die Gesundheit, die man beim Opfermahl dem Thor brachte, bezeichnete man durch das Hammerzeichen über dem Trinkhorn (Heimskr. Hakan Adelstans Forstressaga c. 18). Das Zerhämmern der Riesen mit dem Donnerkeil oder Thors Hammer bildete, nachdem das Christenthum die naturfeindlichen Eigenschaften der Riesen auf den Tod und den Teufel übertragen hatte, folgende Sage:

Der fromme Schmied von Jüterbol hatte eines Abends einen heiligen Mann beherbergt, der ihm vor der Abreise gestattete, drei Bitten zu thun. Er bat erstlich, daß sein Lieblingsstuhl hinter dem Ofen die Kraft bekäme, jeden ungebetenen Gast auf sich festzuhalten, bis ihn der Schmied selbst loslasse. Zweitens, daß sein Apfelbaum im Garten die Daraufliegenden nicht herablasse. Drittens, daß aus seinem Kohlsack keiner herauskäme, den er nicht selbst befreite. Nach einiger Zeit kam der Tod, gerieth auf den Sessel, und mußte dem Schmied noch zehn Jahre schenken, daß er herunterkam. Als diese Frist verlaufen, kam der Tod wieder, und stieg auf den Apfelbaum. Sogleich rief der Schmied seine Gesellen herbei, die mit Stangen den Tod jämmerlich zerschlugen; diesmal ward er nur unter der Bedingung los, daß er den Schmied ewig leben lassen wolle. Glieder- und lendenlahm zog der Tod ab, begegnete unterwegs dem Teufel und klagte ihm sein Herzleid. Dieser lachte ihn aus und meinte, mit dem Schmied fertig zu werden. Der Schmied verweigerte aber dem Teufel ein Nachlager; wenigstens werde die Hausthür nicht mehr geöffnet, er müsse denn zum Schlüsseloch einfahren. Das ist dem Teufel ein Leichtes, allein der Schmied hatte den Kohlsack vorgehalten, band

ihn alsbald zu, wie der Teufel darin war, und ließ nun auf den Ambos wacker zuschmieden. Und als sie sich müde gehämmert, wurde der Teufel zwar wieder befreit, mußte aber zu demselben Loche hinaus seinen Weg nehmen, wodurch er hereingeschlüpft war. (Grimm Kinderm. III. S. 145.)

Der Schmied von Jüterbock war unstreitig Thor selbst, denn Jüterbock bedeutet den Gott (Bog) der Fröhe (jutra) bei den Wenden. Thors Wirksamkeit beginnt aber mit dem Jahresmorgen. Daß die Wenden dem Thor in ihrem Pantheon einen Platz eingeräumt haben werden, lassen schon die nach ihm genannten Dörfschaften wendischer Bevölkerung vermuten (s. S. 277). Aber eine Lithauische Volksfage, welche die Anbetung des Hammers erklären soll, legt hier ebenfalls Zeugniß dafür ab:

Einst hatte man viele Monate hindurch die Sonne nicht gesehen, indem ein mächtiger König sie in einem festen Thurm in Berlin gehalten. Endlich brachten die Zeichen des Tierkreises ihr Hülf, sie sprangten mit einem eisernen-Hammer die Pforte des Thurmes auf, und gaben die nun befreite Sonne den Menschen zurück. Aus diesem Grunde, berichten die Lithauer, wird der Hammer, welcher das Licht wiedergegeben, angebetet. (Zettlau und Temme, Litth. Volksf. S. 28.)

Jedermann erkennt in dem König den Winterriesen, in dem Verließ die Eisdecke, in den Zeichen des Tierkreises die Afen, in den Hammer den des Thor, das Afenfürßen. Er ist der Befreier der Sonne, denn er führt den Frühling herbei.

Ein dritter Beweis der Mischung von scandinavischen und slavischen Gottheiten unter den Wenden wäre vielleicht in Folgendem enthalten:

Die alten Preußen erzählten, daß die Sonne an den Mond verheirathet gewesen sey. Aus dieser Ehe waren

die Sterne entzünden. Als aber der Mond seiner Gattin später ungetreu ward, und dem Morgenstern seine Verlobte entführte, ward er zur Strafe von dem Donnergott Perkun mit einem scharfen Schwerte zerhauen. Die zwei Hälften, in die er gespalten ward, sind noch in dem ersten und dritten Mondviertel zu sehen. (Edbf. S. 28.)

Hier ist Perkun anstatt Thor genannt, aber der Wechsel des Geschlechts — denn nur die germanischen Völker kennen die Sonne und den Mond, den Elawen ist der Letztere weiblich, die Sonne männlich — beweist eben, daß den heidnischen Preußen durch ihre, als Anwohner der Ostsee unvermeidliche Berührung mit den Dänen und Finnen auch scandinavische Religionsbegriffe nicht fremd geblieben seyn können.

Thor besitzt auch einen Gürtel (den Thierkreis), der ihm, wenn er ihn um sich spannt, doppelte Stärke verleiht *) und ein Paar bezauberte Eisenhandschuh, um des gewaltigen Hammers Schaft zu fassen. Den Gürtel bezieht Wilhelm Müller auf die Gewitterwolken. Hamar bedeutet ursprünglich einen harten Stein, daher trug auch Jupiter einen Kiesel, das Symbol des Blitzes.

Horn (*κερας*) und Strahl (*κεραυρος*) sind in der Idee Eins. Schon darum konnten Thors Gespann zwei Böcke bilden; aber noch aus einem andern Grunde, nicht etwa, daß sie, wie Ubland meint, die Sprungfahrt über die Berggipfel verflüchtigen sollen, sondern, weil die Frühlingstürme sich erheben, wenn das Gestirn: die Ziege, beliatisch aufgeht, daher *αιξ* Sturm und Ziege zugleich bedeutet. (Hesych. v. *αιγης*). Daß des Donners Zeus Ziegenschild auch Stürme bedeute, erhellt aus der Iliade (4, 167. 17, 593 sq.). Der Chaldäer hatte für

*) Thor ist Besizer des Thierkreises, denn in seinem Zeichen, dem „Stier,“ entwickelt die Sonne ihre größte Kraft.

Bock (barcha) und **Bliz** (barka) nur Ein Wort, vielleicht, weil beim Aufgang der „Ziege“ in den Frühlingsstürmen das erste Gewitter sich entladet *), und den Winter verschreckt. Darum verdankte Zeus lediglich dem Ziegenschild seinen Sieg über die Giganten, und Thor fährt in seinem Bocksgespann nach Jotunland, um dann desto sicherer mit seinem Hammer die Riesen zu bändigen. Als die Christlichen Missionäre Thor für den Teufel erklärten, bekam dieser den Bocksfuß und das Bockshorn und den Spottnamen „Meister Hämmerlein.“ (Grimm, S. 166).

Als das Plöner Schloß gebaut ward, stand der Teufel bei Sonnenaufgang auf dem Sageberger Kalkberg, und sah mit Verdruß das schöne Gebäude sich erheben. Als ihm aber die Fenster des Schloßes entgegen funkelten, ergrimmte er so, daß er seinen großen Hammer ergriff und hinüber schleuderte. Er hätte gewiß das Schloß zertrümmert, wenn nicht unterwegs glücklicher Weise der Hammer vom Stiel geflogen wäre. Nun flog er wieder auf eine Koppel der Dorfschaft Pehmen am Plöner See, Gemeinde Bosau, und drang so tief in die Erde, daß er eine Kuhle bildete, die meist mit Wasser angefüllt ist, und noch heute die Hammerkuhl heißt. Ein alter Eichstamm stand früher daneben, und das war der Stiel des Hammers gewesen. Man sagt auch, daß dies zu Herzog Hans Adolphs Zeiten geschehen, und der Teufel so böse geworden sey, weil der Herzog seinen mit ihm geschlossenen Contract nicht hatte erfüllen wollen. Das Loch läßt sich auch jetzt noch nicht ausfüllen, so tief ist es. (Mültenhof Schleswig x. Nr. 360.)

Auf diesen Meister Hämmerlein bezieht sich der Fluch

*) Die „Ziege“ befindet sich in der Nähe des „Stiers“ auf dessen Rücken das Regengekörn die „Spaden“ erblickt werden, welche der Spanier die „sieben Bildein“ nennt (Grimm S. 419.)

„Donner und Teufel“ und die Redensart: „das ist ein Hammer,“ d. h. ein Teufelskerl (Brem. Wb. II., 575); „verhammert“ für: verdonnert, „der Hammer kenne sie alle!“ (Schübe II., 96) für: der Teufel kenne sie alle! In Dänemark versteht das Volk unter gammel Thor den Teufel.

Daß aber die Verehrung Thors noch nicht ganz verschwunden sey, bezeugen folgende Thatsachen. Hartknoch (Alt- und Neupreußen S. 170 ff.) versichert, daß noch jetzt, obschon in Geheimen, die Bauern in Preußen die Ceremonie des „Vockbeiligens“ begehen. Sie kommen aus mehreren Dörfern in einer Scheune zusammen und wählen aus ihrer Mitte einen Kreis zum Priester, machen dann in der Mitte der Scheune ein Feuer an, die Männer bringen einen Vock herbei, die Weiber aber Weizenmehl, welches geknetet wird. Dann setzt sich der Priester auf einen erhöhten Sitz, von welchem er an die Versammelten eine Rede hält. Dann fährt er den Vock in die Mitte der Versammlung, legt seine Hände auf ihn und ruft die alten Götter nach der Reihe an, daß sie gnädig herabschauen wollen. Darauf fallen alle Anwesenden vor dem Priester auf die Kniee, belächeln mit lauter Stimme ihre Sünden und stimmen dann einen Lobgesang der Götter an. Alle fassen nun den Vock an, heben ihn in die Höhe und halten ihn so lange, bis der Lobgesang zu Ende ist. Dann setzen sie den Vock auf die Erde, und der Priester ermahnt nun das Volk, das Opfer in Demuth zu verrichten, sowie es von ihren Vorfahren auf sie gekommen, es auch auf ihre Nachkommen zu bringen. Alsdann schlachtet er den Vock, sängt das Blut in einer Schüssel auf, und besprengt die herumstehenden damit. Darauf wird der Vock in Stücke gehauen und auf Brettern

über das Feuer gelegt, um zu braten. Die Weiber machen nun aus dem mitgebrachten Mehl Kuchen, diese werden aber nicht in einem Backofen gebacken, sondern sie geben sie den Männern, welche sich zu beiden Seiten des Feuers stellen, und die Kuchen einander durch's Feuer so lange zuwerfen, bis sie gar sind. Hierauf wird das Opfermahl gehalten, das die folgende Nacht hindurch dauert. Was von dem Mahle übrig bleibt, wird sorgfältig vergraben.

Das sämtliche Anwesende den Bock anfassen müssen und der Kuchen durch die Hände aller Männer geht, beweist, daß hier ein stellvertretendes Sühnopfer — der Bock aus dem Thierreiche, der Kuchen aus dem Pflanzenreich, der Bock vertritt den Thor, der Kuchen seine Gemahlin, die Erndtegöttin Sif — dem heidnischen Gott dargebracht wird. Wie alle Sühnopfer, wird auch dieses im Frühjahr, wo Thor seinen Hammer wieder schwingt, stattfinden. Nur dem Thor opferte man Böcke.

Jenes Bockopfer steht aber nicht vereinzelt da. In den Mannsfeldischen Dörfern Gddewitz, Finnsedt, Gorskleben, Börniz und Krimpe feiert man am Himmelfahrtstag — also am *Donnerstag*! — ein Fest, bei welchem man eine Tonne Bier trinkt — von Bierlibationen zu Ehren Thors berichtet Geijer (Urg. Schwed. S. 242 Anm.) — und darauf in einer für das Fest erbauten Schune, die neben der Kirche (!) steht, tanzt*). In der Mitte des vorigen Jahrhunderts versammelte man sich vor dem Lanze am Gemeindebrunnen, und trank da sieben Eimer Bier. Hierauf machte Jemand auf die Wichtig-

*) Die Tänze sind wesentlich an den Götterfesten, die vielen Volksagen die Entstehung gaben.

felt des Festes aufmerksam, denn würde es nicht mehr gefeiert, so würde die Obrigkeit den Zehnten und noch dazu ein schwarzes Rind mit weißen Füßen und weißer Blässe, einen Ziegenbock mit vergoldeten Hörnern und ein vierspänniges Fuhrer Semmeln einfordern. (Neue Mittheilungen des thüring. sächs. Vereins V, 2, 130 ff.) Das Geld, mit welchem das Fest ausgerichtet wird, schließen die einzelnen Dorfgemeinden zusammen; sie erwählen zwei Bierherren, die Alles anordnen und nichts zu zahlen brauchen. Das Bier aber muß bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken werden, und jeder Fremde, der vorübergeht, muß mittrinken. In Finnsfeldt, Gorsleben, Jörniz und Krimpe trinkt man das Bier im Dorfe, in Gddewitz auf einem Hügel vor demselben, welcher davon der Bierhügel heißt, und auf den am Himmelfahrtsmorgen aus jedem Hause ein Bewohner kommen muß. Wenn eine Gemeinde das Fest nicht mehr feiern wollte, so wäre sie, wie man jetzt sagt, verpflichtet, einen Bock mit ganz goldenen Hörnern, zwei Fuhrer Semmeln und eine Tonne Rückenfest der Obrigkeit zu liefern. Besonders wichtig ist, daß in diesen fünf Mannsfeldischen Dörfern keine andern Frühlingsgebräuche vorkommen. In dem Bock erkennt auch Grimm (S. 48) ein Thorosier, darauf weisen schon die vergoldeten Hörner hin. Durch das Rind scheint die Viehzucht, durch die Semmeln der Ackerbau vertreten zu seyn, wie man auch überhaupt nicht außer Acht lassen darf, daß Thor, als Lenker des Wetters, auch Befruchter der Erde ist, was schon Adam von Bremen bezeugt: Thor praesidet in aëre, qui tonitrua et fulmina, ventos imbresque, serena et fruges gubernat.

Daß diese Himmelfahrtsgebräuche lediglich dem Thor

galten, geht schon aus dem im Leben des h. Eligius (II, c. 16) ausgesprochenen Verbot hervor, einen Donnerstag im Mai heilig zu halten; und noch an andern Orten, als den hier genannten, scheinen Beziehungen zwischen Thor und dem Himmelfahrtstag obzuwalten. So sollen die aus kleinen Immortellen gewundenen sogenannten Himmelfahrtsblümchen das Haus vor Gewitterschäden schützen, weshalb man sie bis zum nächsten Himmelfahrtstage hängen läßt (Literatur-Blatt 1844, Nr. 1.). Ein ähnlicher Gebrauch wird in Gräters „Bragur“ VI, 1, 126 erzählt: nämlich am Himmelfahrtstage Kränze aus weißen und rothen Blumen in der Stube oder im Stall über dem Vieh aufzuhängen, und sie erst im nächsten Jahr durch frische zu ersetzen. Ferner glaubt man, in das Haus, in welchem am Himmelfahrtstage genächt werde, schlage das Gewitter ein, und es trachte überhaupt nach allen Dingen, an welchen an diesem Tage gearbeitet werde (Müller S. 248). Vielleicht hat man hier die Quelle zu suchen, welche den Himmelfahrer Elias gegen Gewitterschäden als Patron empfahl? (vergl. Kloster VII. S. 477), Christus war bei dem ältesten Troubadour (Reiz p. 15): „Herr des Donners.“ So fehlte nur noch der Patriarch Henoch, als das tertium comparationis.

Während Odin auch als Reiter gedacht wurde, fährt Thor in seinem mit Böcken bespannten Wagen daher, denn es lag nahe, den schallenden Donner mit dem Geräusch zu vergleichen, welches ein rasselnder Wagen verursacht. Daher heißt noch jetzt im Schwedischen aska der Donner und der Blitz, welches Wort aus as und aka, fahren, gezogen werden, entstanden sein dürfte. Thor heißt auch „Herr des Wagens“ (Reid-

hartyr). Auf Gotland sagt man noch jetzt „Thors Fabren“ (Thors akan) von Donner, das Fabren eines Wagens über ein Gewölbe kommt dem Krachen des Donners am nächsten. Auch dem heutigen Krainer ist des Donners Rollen Gottes Fabren.

Das Wirken Thors, als wohlthätiger Gott, hat schon Thiodolf im 9ten Jahrhundert im Mythus vom Riesen Hrungnir besungen, welchen Thor an der Ländergränze auf Griottunahardr einst zum Zweikampf beschieden hatte, und dessen Schädel Thors Hammer sprengte. Die Ländergränze bezieht sich wohl auf den Lenz, welcher das Reich des Winters, in welchem der Riese mächtig ist, von dem des Sommers abscheidet. Die Riesen hatten den Fall Hrungnirs vorausgeahnt, und darum einen langen und breiten Lehmriesen aufgerichtet. Er ist der zähe wässerige Lehmboden am durstigen Fuße des Steingebirgs. Er war so furchtsam, daß er schon das Wasser ließ, als er nur Thor sah*). Mit ihm wird menschliche Anstrengung fertig, während den Hrungnir, dessen Herz von hartem Stein, wie sein Haupt, nur Thor besiegen kann. Hrungnir war also der Urriese, aus dessen Gebeinen einst die Felsen geschaffen wurden. In ihm bezwang Thor, die fessenspaltende Gewalt des Wetterstrahls, die dem Aufbau der Erde widerstrebende Steinwelt; denn der Volksglaube schrieb den Bergsturz, die Felslawinen Thors Hammer zu (Saxo VII., 187.) Mit Einem Streiche auf Hrungnirs steinernes Haupt hatte Thor bewirkt, daß es in kleine Stücke sprang, davon hieß er bei den Eskalen: Schädel sprenger und Riesenzermalmer. Aber Hrungnir war nicht ungerächt gefallen. Er hatte seine Steinwaffe, einen Schleifstein, dem Gott entgegen geworfen, und den Hammer im Fluge getroffen, wo-

*) Stanbildlich für: Thauwetter.

durch zwar der Schleiffstein entzwei brach — der eine Theil fiel zur Erde, und daraus sind alle Wegsteinfelsen geworden — der andere aber fuhr in Thors Haupt, und um diesen herauszubekommen, wandte sich der Gott nach Thrudvang, um die Frau Dervandile, die Weissagerin Groa, zu befragen. Sie singt ihren Zauber über ihn, bis der Schleiffstein los wird. Die zu hoffende Heilung wollte Thor durch die frohe Botschaft lohnen, daß er, von Norden her über Glivagar watend, im Korb auf seinem Rücken Dervandil aus Jötunheim (dem Riesenland) getragen habe. Zum Wahrzeichen sagte er ihr, daß eine Zehe desselben aus dem Korbe vorgestanden und erfroren sey, weshalb er sie abgebrochen, an den Himmel geworfen, und daraus den Stern „Dervandils Zehe“ gemacht habe. Dervandil müsse auch bald heimkommen. Hierüber erfreut, vergißt sie ihrer Zauberlieder, und der Schleiffstein wird nicht loser, sondern steckt noch in Thors Haupte. Upland erkennt nun im Schleiffstein das Gestein, darauf auch in urbarem Felde Pflug und Karste noch immer stoßen. Groa *) ist das Saatengrün, das vergeblich bemüht ist, die Steine des Feldes zu bedecken. Eine Weissagerin war sie, weil die klugen Frauen auch durch magische Mittel heilten. Ueberdies ist sie Vorbotin der künftigen Erndte. Dervandil heißt wörtlich: der mit dem Pfeil (vergl. S. 135) Anstrebende, ist der Fruchtkeim, der, wenn die Saat grünt, bald auch hervorstechen und aufschließen wird *). Ihn hat Thor von Norden her aus der Rie-

*) Dieser Name ist doppelsinnig, er bedeutet: Keimen und Grünen, aber auch Zuwachsen und Vernarben.

*) Von hier sieht also neues Licht auf die Eights-, Toki-, Hemmings-, Hennings-, Teilsage. Der Apfel zeigt die herbstliche Jahreszeit an — Hemming zielt nach einer Haselnuß, was gleichfalls auf den Herbst hindeutet — in welcher Ri-

senkrecht Ibtunheim über Glivagar (die Eißstrome) im Korbe getragen; er hat das keimende Pflanzenleben den eifigen Winter über bewahrt; aber Dervandil hat eine Zebe hervorgestreckt und erstoren. Der Keim hat sich allzufrühe herausgewagt und muß es büßen. Daß die erstorne Zebe an den Sternhimmel versetzt wird, dazu — meint Ubland — hat irgend ein Sternbild von entsprechender Form den Anlaß gegeben.

Diesen Dervandil hat Saxo, der ein ungemeines Talent besaß, auch die erkennbarsten Naturmythen historisch zu verarbeiten, nach seiner Weise umgestuft und Shakespeare dadurch den Stoff zu seinem Hamlet hergegeben. Dieser Umstand dürfte als Entschuldigungsgrund gelten, wenn ich mir hier eine Abschweifung von dem vorgesezten Ziel erlaube, um Dahlmann (Forsch. S. 226) in seinen Nachweisungen der Saxonischen Geschichtsmacherei zu folgen. Amleth's Leiden und Leiden füllen elf Foliosetten Saxo's (III. 48—59), und doch war er nicht einmal König von Dänemark! Es taucht hier ein jütändisches Königshaus auf, von dem schwer zu begreifen ist, woher es komme. Als nämlich König Helge (i. e. der Heilige) den Sachsen Jütland entriß, setzte er dort drei Jarle (Statthalter) ein: Hesta, Eyr und Ler (p. 28); später ist aber nur von Einem, der über Jütland gesetzt ist, *Ödrwendil* (Dervandil = Eyr? se. Der, Dehre, Nehre?) die Rede, und darauf von zweien *praefectis Tutorum* (pag. 48). *Sorwendil* und *Feng*, Ödrwendil's Edknen, als solche vom König eingesetzt. Aus diesem Geschlecht ist Amleth. Bis dahin darf das Abhängigkeitsverhältniß des Hauses gegen

als Widung, der neidische Winter, den Eigill, den Repräsentanten des Sommers zwingt, seine eigene Frucht: *Derendil* — dessen Name *Dehre*, *Yfell* (vgl. S. 135) Ann. bedeutet, aber die *Nehre* ist — zu vernichten.

Dänemark als bestehend angesehen werden, nur daß es auffällt, Horwendils Verwaltung eine tyrannische genannt zu sehen, so auch, daß Koller (Collerus), Norwegens König, ihn, neidisch auf seinen Ruhm als Seeheld, mit Krieg überzieht, als ob er eine Macht für sich wäre. Er sucht Jenen auf, um sich mit ihm zu messen. An einer Insel mitten im Meere legen die Flotten Beider von verschiedenen Seiten an. Die Annehmlichkeit der Ufer lockt die Führer, das Innere der frühlingsgrünen Gehölze (*interiora nemorum verna*) zu durchstreifen und sie begegnen einander ohne Begleitung. Ein Zweikampf wird beschloffen, doch verabreden sie, daß der Sieger den Besiegten ehrenvoll beflaten, und wer den Andern verwunde, ihn mit zehn Pfund Goldes büßen solle. Die Anmuth des frühlingsmäßigen Ortes (*vernantis loci jucunditas*) vermag nicht, sie vom Kampfe abzuhalten. Der kühne Jüngling kümmernt sich in seiner Hitze nichts um den Schild und faßt das Schwert mit beiden Händen. Koller fällt von Horwendils Schwert. Dem Vertrag gemäß, wird er in einem prächtigen Grabhügel beigesetzt. Dann verfolgt Horwendil Kollers Schwester Sela, gleichfalls eine Seeheldin, und erlegt auch sie. Nachmals erhält er die Tochter seines Oberherrn, des Dänenkönigs Rörik, Gerutha (Shakespeare's Gertrude), zur Gemahlin und hat von ihr einen Sohn Amleth. Sein Bruder Fengo stellt ihm nach, ermordet ihn und heirathet die Wittwe (*incestum parricidio adjecit*). Allein als Amleth, zum Ziele seiner Listen gelangt, den weichelmdrberischen Oheim erschlagen hat, gewinnt Alles ein verschiedenes Ansehen. Der Ermordung des Fengo wird als eines Königsmordes (*regia nex p. 54*) gedacht; Amleth, seine That rechtfertigend, nicht bei Dänemarks

König, wie man meinen möchte, sondern vor dem jüdischen Volke, nennt seinen Vater einen mit der größten Milde regierenden König (mitissimum regem), und erbittet sich von den Jüden die Anerkennung als Nachfolger (*regnum, si merui, date habetis paternae potestatis haeredem*). In Folge der langen wohlgesetzten Rede, wird er als König ausgerufen. (*rex alacri cunctorum acclamatione censetur p. 56*). Keine Sylbe davon, daß das Land unter Dänemark stehe, und was Rörik dazu sagen werde. Auch weiterhin wird Amleth als selbstständiger König aufgeführt, bis plötzlich des indef verstorbenen Röriks Nachfolger, Wiglaf, auf den Gedanken kommt, daß doch Amleth den König von Dänemark beleidigt habe, indem er sich zum Könige von Jütland machte (*fraudato rege, cui dignitatum jura dandi tollendique jus esset, Juliae regnum occupasse*), und er vertreibt zuerst Amleths Mutter — die als Röriks Tochter doch Wiglafs Schwester ist — überwindet und tödtet dann ihn selber.

Augenscheinlich findet es Dahlmann, wie hier eine alte Sage ein neues Kleid bekam, das nur zu eng zugeschnitten ist. Der alte Kern deutet auf die Zeit, da das Land der Dänen noch aus einer Mehrzahl von Herrschaften bestand; die neuere Einleidung kann nur aus einer Zeit stammen, wo die Einheit des Reiches schon Alles erfüllt und die Sagen durchdrungen hatte. Eben hieher führt der mehrmalige Geschäftsgebrauch der Schreibekunst in dieser Amleth's-Sage, in dessen Beschaffenheit sich übrigens eine ähnliche Mischung verschiedener Zeiten zeigt. Das verrätherische Schreiben an den König von Britannien, welches bei Shakespearre für Rosenkranz und Gildenslern so übel ausschlägt, besteht

hier aus einem Stücke Holz mit eingeschnittenen Buchstaben, die Amleth's Tod enthalten. Amleth bemächtigt sich des Holzes, während seine beiden Gefährten schlafen; schabt die Schrift ab, setzt eine veränderte an die Stelle, und wendet so den Weiden den Tod zu, sich aber des brittischen Königs Tochter (p. 52). Hier ist also die Farbe des höhern Alterthums beibehalten. Ein zweiter Brief aber, den Amleth von Britannien nach Schottland überbringen soll, wird eine charta genannt, ein scriptum, ist versiegelt (p. 57) und die listige Königin des Landes braucht, um den Brief zu verfälschen, nicht abzuschaben, sie löscht nur aus (obliteravit).

So sprechen also aus dieser Sage zwiefache Zeiten. Zu Saro's Zeit mußte die Einheit des Reiches schon längst bestanden haben, sonst konnte den Geschichtschreiber noch jeder Landsmann Lügen strafen, und ihm von Königen von Jütland und der Inseln erzählen. Die gegenwärtige Einheit hatte zu Saro's Zeit bereits das Andenken der frühern Vereinzelung bezwungen; denn die Gegenwart steigt immer, so lange noch nicht der Geist durch die ungeheure Gewalt gehäufter Schriften zerstückelt worden ist. So haben spätere Dänen seit der eingeführten Erbgerichtsbarkeit und Unumschränktheit ihrer Könige, sogar zum Troß aller schriftlichen Zeugnisse, beweisen wollen, daß eben dieses der uralte Zustand Dänemarks war. Folgerecht entäußerten sich daher die nach Saro schreibenden Chronisten dieses seltsam zwischen zwei Zuständen schwankenden Amleth's, und machten den unverständlichen König von Jütland, Amleth, ohne Weiteres zu einem König von Dänemark, dem auch sein Vater und sein Oheim schon als Könige vorangegangen sind. Wenn dafür auch Wigleij

vom Mafz weichen mußte, so war an diesem, der nichts gethan hatte, als den beliebten Amleth zu tödten, seine Mutter zu tödten, und an einer Krankheit zu sterben, welche Todesart in den Augen der alten Dänen für schimpflich galt (vgl. S. 147 ff.), auch nicht sonderlich gelegen. Wiglef wird demnach von den Spätern als König nach Norwegen verstoßen, folgt aber am Ende doch dem Amleth, dessen Stiefvater er nun seyn soll, und gleichwohl nachher dessen Wittve heirathet. Es macht nichts, schließt Dahlmann seine Deduction, daß so ein Paar Könige von Dänemark mehr werden; so accommodirt man Sagen, deren Aeußerer der Gegenwart nicht mehr entspricht.

Ukstand hat durch alle historische Verkleidung hindurch die Grundzüge des alten Naturmythus wiedererkannt. Forwendil ist Derwandil. Der Gegner, mit dem er den Inselfampf (Holmgang) zu bestehen hat, heißt Koller, d. i. der Kälte*), der von Norwegen (dem Norden) kommt. Es ist der Sieg des aufsteigenden Jahressegens über den Frühlingsfrost, den Nordhauch, der besonders in jenen Gegenden auch dem Saatsfeld Verderben droht. Die Bezeichnung des Lenzes hat sich vollkommen erhalten. Dervandil, der in der frühern Sage von Thor noch erwartet wurde, ist nun gekommen. Aber er ist noch ebenso unbebutsam, als da er die Bebe herausstreckte. Er kämpft sogleich mit weggeschobenem Schilde, der Keim hat die schützende Hülle abgestreift. Dießmal jedoch ist er glücklicher, denn es ist günstigere Zeit, und er selbst ist besser erstarzt, als da ihn Thor über die Eisströme trug. Der prächtige

*) Kollr assimilirt aus koldr (engl. cold: kalt), wie in dem ähnlichen Namen Saakollr (Schneekälte), Fornald Sag. III, 713.

Grabhügel, den er seinem Gegner errichtet, ist der hohe, dichte Halmenwuchs, und die Buße von zehn Pfunden Goldes kann er mit goldenen Körnern zahlen. Gerwendil, des Horwendil Vater, verläugnet die mythische Verwandtschaft nicht. Ist Horwendil (Dervandil) der Arbeiter mit dem Pfeile, so ist Gerwendil (Geirvandil) der mit dem Speer *). Der Name des Sobnes, der in der vorigen Fabel allein hervortrat, wird in dieser durch den des Waters verdeutlicht. Der vollgewachsene Fruchtbaum mit der spitzigen Aehre strebt wie ein Schaft mit dem Speereisen empor; der neukeimende, der von jenem abstammt, dringt nur wie eine Pfeilspitze heran; so ist Dervandil der Sohn Geirvandils. Gerutha (Shakespeare's Gertrud) erscheint in anderer Form (grodhir, gródhi: feracitas, Wildheit, dän. groede) gleichartig mit Groa, wie in der jungen Edda Dervandils Frau heißt. Ob Fengo, Gerwendils Bruder, Mörder und Ehenachfolger, und Sela, Rollers kriegerische Schwester, auch in die mythische Verwandtschaft einschlagen? gesteht Ubland, nicht beantworten zu können; noch weniger sey zu ermitteln, ob die schon in Caro's Erzählung romanhafte Beschaffenheit der Sage von Amleth (Amlodhi Sn. Edd. 126, vgl. Lex Isl. I, 29.) mit dem Mythos, dem sie jetzt aneignet ist, nur durch spätere Willkür oder schon ursprünglich verbunden war?

Es ist dieses Verzagen Ublands an der Lösung der Hauptaufgabe um so mehr befremdend, als er in Grimms Mythol. das erforderliche, etymologische Material vorgefunden haben würde. Wenn Horwendil der personi-

*) Lex. Isl. 8r: sagitta (Pfeil), geirr (haarte Wurfspeiß). Der abb. Name ist kér, wovon der entsprechende Name Kérwendil aus dem 9. Jahrhundert (Schmeller Bair. Wtrrb. II. 334)

fixirte Fruchthaln ist, so muß sein Bruder Fens in irgend einer Beziehung zu ihm stehen. Schlägt man Grimm S. 498 auf, so liest man: „König Frode (der personifizierte Friede, hier als Gegensatz von böser Zeit = Mißjahr aufgefaßt, denn Frode ist ein Beinamen von Freir, dem Fruchtbarkeitspender) hatte zwei Riesensjungfrauen Fensja und Mensja zu Mahlmägden, die ihm auf der Mühle Grotti Gold und Friede mahlen mußten. Hier überrascht ein Zeugniß für das ehemalige Vorhandenseyn dieses Mythos auch in Deutschland, aus den bloßen Eigennamen schöpfe ich es. Manigold ist ein häufig begegnender Mannsname, der sich aus mani, altn. men = monile erklärt; seltener erscheint Fanigold, Fenigold, v. fani, altn. fen = palas, das Gold bezeichnend, das im Schlamm verborgen liegt.“

Es fragt sich nun, welches Gold gemeint seyn könne, das im Schlamm verborgen ist? Eine andere Erklärung gibt es hier unmdglich als die: das Fruchtkorn, denn der Halm schießt am üppigsten aus der fetten Schlammerde hervor, dieses Gold ist auch das einzige, welches gemahlen wird; Fensja gibt es auf die Mühle Grotti (d. i. zermalmend, verwandt damit ist das deutsche: Gries). Daß Fensja im hier erwähnten Mythos weiblichen Geschlechts ist, muß man ihrer Beschäftigung zuschreiben, denn im Alterthum, wo nur noch Handmühlen im Gebrauche waren, besorgten ausschließlich Frauen dieses Geschäft (Jes. 47, 2. Hiob 31, 10. Aristoph. Lysistr. 644. Schol. Plut. Sept. Sap. Conv. 14.). In der symbolischen Sprache bedeutet aber Mühle das weibliche Geschlecht ($\mu\upsilon\lambda\lambda\omicron\varsigma$, wovon mulier), und der Mann ist der Müller, daher der Satyriker Petronius molere mulierem für: Weisclaf ge-

braucht, und Theocrit (Idyll. 4, 48.) *μύλλω* (mahlen) in demselben Sinne. Der durch die Buhlin der Kraft beraubte Samson muß in der Mühle mahlen (Richt. 16, 21.), welche Stelle der Talmud (Sota fol. 10.) wie folgt commentirt: Unter dem Mahlen ist immer die Sünde des Weischlafs zu verstehen. Darum standen am Feste der kruschen Vesta in Rom alle Mühlen still (Ovid. Fast. 6, 310.), hingegen in Cyzicus, welche Stadt den Priap auf ihren Münzen hat (Klausens „Aeneas“ I. S. 100), und deren unzuchtiger Cultus einer Colonie von Cyzicus, der Stadt Priapus den Namen gab (Strab. XIII, 587.), dort, wo alljährlich der Tod des apollinischen Heros Cyzicus mit einem Klagefeste gefeiert ward (Apollon. Rh. I, 1057), wurde als tröstendes Symbol seiner Wiedergeburt ein großes Mahl fest gehalten, an dem alle Theilnehmer des Festes an die Mühle Hand anlegten. Daß dieses Mahlen nur in dem hier bezeichneten Sinne zu verstehen sey, beweist der Umstand, daß des Cyzicus Vater, der priapäische Apoll (Apollon. Rh. I, 948. Schol.) bei Laomedon — wie Simson bei den Philistäern — die Mühle in Bewegung setzte (Stat. Theb. I, 699. 700.). Wie Apollo war auch Zeus ein Müller (*μύλεις* Lycophron. 435), aber schwerlich ein Müller von Profession, sondern insofern er als schaffendes, Leben gebendes Prinzip der Fortpflanzung der Geschöpfe vorsteht.

Ist nun erwiesen, daß jeder Mann ein Müller, und jede Frau eine Mühle, woraus allein sich begreifen ließe, daß jede Vermählung eine Vermählung*), und warum der Hebräer den Sohn (bar) auch das

*) *Confarreatio*, bei Verlobungen pflegten die alten Römer zwei Mehlfäufen unter einander zu mischen.

Getreide (bar, lat. far) nennt, so ist es nicht zu kühn, die mahrende Jungfrau F e n j a ihr Geschlecht wechseln zu lassen, und sie in dem König F e n g o, dem jüngern Bruder des Getreidehalms (Horwandil), wieder zu erkennen. Der jüngere Bruder war er, weil die Kornähre erst reif geworden seyn muß, bevor sie in die Mühle kommt. F e n g o ist also die Personification des Mahlens, die Mühle (Grotti) ist sein Weib G e r u t h a *). Der Brudermord besteht in dem Mahlen des Kornes. Das gemahlne Korn ist, wie schon vorher aus der doppelten Bedeutung des Wortes bar (Sohn und Getreide) sich ergab **), G e r u t h a's Sohn Amleth oder Hamlet. Das A oder Ha ist als prothetisch von der Wurzel mlet oder melt auszuscheiden. Im Englischen bedeutet melt sch—melzen, hebräisch malat, mlal zermalmen, πλαττω: platt schlagen; durch Austausch des t gegen k: μέλω, mulceo, wovon Vulkan der hämmernde Gott: Malleiber, hieß. Durch Erweichung des t in n wurde aus melt: mjeln: mahlen, wovon mjölnir, Thors Hammer. Hamlet ist demnach das gemahlne Korn.

An der Beflegung des Hrungnir hatte Thors Diener Thialf Antheil gehabt, indem er d:n Niesen beredet, sich nach unten mit dem Schilde zu decken, um dadurch seinen Schädel gegen Thors Hiebe unbeschützt zu lassen. Weil Thialf ein Sterblicher, so schloß Uhlund: daß durch Men-

*) Im eddischen Grotta sang wird den Mahl mägden nur so lange Schlaf gekattet, als der Kukul schweigt (Grimm. S. 644), der seine Eier in fremde Nester legt und darum von Plantus (Asinaria in fine): moechus (Ehedröher) genannt wird; also auch in der Edda das Weib: die Mühle.

***) Auch kann hierher gezogen werden ἀλερι, ἀλεριτον, Wehl, ἀλεφροτικος der Buhler, allen Walzen, allecaria die Furc. κριση Gerste = Jüngelied u. a. m.

schensfleisch das Gebirge von unten herauf bearbeitet wird, während der Blitz (Thor) von obenher fährt. Thialf war auf folgende Art dem Gott bekannt worden. Thor hatte nämlich in Gesellschaft Loki's (des personifizirten Feuers) einst eine Ausfahrt gemacht, und war Abends bei einem Bauer eingekehrt. Thor spannte die Böcke von seinem Wagen und schlachtete sie, zog die Haut ab und sott das Fleisch in Kesseln. Den Bauer lud er mit Weib und Kindern zum Essen, und hieß sie die Knochen auf die Bocksjelle werfen. Thialf, des Bauers Sohn, zerbrach mit seinem Messer das Schenkelbein des einen Bocks, um zum Marke zu kommen. Thor blieb die Nacht über, am Morgen hub er aber den Hammer Mjölmir, und weihte damit die Bälle. Da standen die Böcke auf*), doch hinkte der Eine am Hinterfuße. Als Thor bemerkte, daß das Schenkelbein zerbrochen sey, sagte er: Der Bauer und seine Leute müssen nicht verständig mit den Knochen umgegangen sehn. Die erschrockenen Bauersleute bieten Alles, was sie haben, zur Sühne. Den Gott verläßt nun der Zorn, und er nimmt zum Vergleiche die Kinder des Bauers, Thialf und Röstva, dessen Schwester, als Dienstpflichtige an.

Ubland übersetzt Röstva: die Rasche, Rüstige, und weil Thialf der „fußrüstigste“ (Föthvatastr Sn. Edd. 50), flinkste aller Menschen genannt wird, so sey daraus zu schließen, daß damit angedeutet ist: zur Urbarmachung der Erde erfordere es ein Zusammenwirken göttlicher und menschlicher Thätigkeit.

Im Eddaliede von Hymir wird derselben Begebenheit

*) Ueber die wiederbelebende Kraft von Thors weihenden Hammer s. S. 284 Anm.

unter andern Umständen gedacht. Auf der Rückfahrt Thors vom Gebiet des Eisriesen Hymer stürzt einer der Böcke halbtodt vorwärts, er ist schief geworden durch Anstoßen des trugkundigen Loki. Als bekannt wird dabei vorausgesetzt, welchen Ersatz Thor dafür von dem Gesteinbewohner (hraunbui) empfangen habe, der seine beiden Kinder zum Entgelt gegeben (Hym. 36. 37.). Dieß deutet an, daß der Mythus vom Sinken des Bockes und der Erwerbung des Dienstesgefolges eine allgemeinere Bedeutung hatte, also verschiedener Anknüpfungen fähig war. Uhlund meint nun: Loki habe durch hinterlistigen Rath die Zerbrechung des Knochens bewirken wollen, um Thors Fahrt zu hemmen. So erhalte Loki's Mitbewohnerschaft im Hause des Bauers Bedeutung, während sie in der jüngern Edda müßig ist. Der Bauer (bui) wird als Bewohner des Steinichts (hraunbui) bezeichnet. Es handelt sich vom Anbau eines steinigten Geländes, der Bauer ist mit den Seinigen zu Thors Tische geladen, aber sie wollen allzu leichten Kaufes zum Marke kommen. So ersahmt Thors Gespann, der Bauer muß nun selbst behalten, er muß seine Kinder, seine eigene Arbeit, in Thors Dienst geben.

Diese Deutung ist zu sehr im Styl einer modernen Sittenlehre gehalten, während die Götterfabeln aller Völker sich sämmtlich darin gleichen, daß sie nur kalendarische Winke geben. Es ist durchaus nicht nothwendig, in dem Bauer und seinen beiden Kindern menschliche Wesen vorauszusetzen. Bevor ich auf die Bestimmung dieser Drei eingehe, ist das Sinken des Bockes in nähere Betrachtung zu ziehen. Das Sinken der Götter bedeutet die Kraftlosigkeit des kaum gebornen oder des alternden Jahrgotts. Der ägyptische Harpo-

krates, nach Jablonffy schon dem Namen zufolge ein Hinkender, sitzt in Kindesgestalt auf der Lotusblume, dem Symbol der Gebärmutter, und die einzige Locke auf seinem Haupte gibt ihn als den ersten Tag des Jahrs zu erkennen. Am ersten März, mit welchem die Römer das Jahr eröffneten, hieß Mars der Hinkende (Aneus und Salius), und auf diesen Zustand spielten seine Priester, die Salier in ihren Tänzen an. Auch des Ares (Mars) Sohn Salmenus (v. *sallo* = salio) spielte auf dieses Gebrechen an. Hinkend kam im Frühjahr Dionysus aus dem Schattenreich zurück, wo er sich im Winter aufgehalten, und die Lieder, welche der Cultus, der diesen Zustand dramatisch vorstellte, dabei sang, hießen Skollen, denn *σκολιος* bedeutet s. v. a. *claudus*, hinkend. Im Frühjahr wird das Symbol der alten Zeit vernichtet, und durch ein verwandtes neues ersetzt. Bock und Widder wurden im Frühjahr als Sühnopfer geschlachtet, und im nächsten Jahre erlitt um dieselbe Zeit ein ähnliches Thier dasselbe Schicksal. Der hinkende Bock (Repräsentant des Thor oder des im Frühling beginnenden Jahrs) ist die von ihrem Kreislauf ermattete alte Zeit, das Mark des Bockes deutet auf die Opferung desselben, denn das Fett durfte nicht vom Opferer verzehrt werden, es war die Speise des Altarfeuers. Thialf würde nicht gewagt haben, sich es zuzueignen, wenn er nicht wie seine Schwester die Eigenschaften des Gottes im Namen andeuten sollte. Was ist schneller als der Blix *)? Er daher der „Sufgrüfigste“, seine Schwester die „Rasche“, sein Vater ebenfalls Thor als Urbarmacher des Bodens. So heißt

*) Mone erkennt im schnellfüßigen Thialf den lauen Frühlingswind. Wie kommt der aber zum Mark des Bockes?

auch Zeus als Lenkbringer: Adkerer (*γαιωργος*). Darum kehrt Thor bei dem Bauer ein, wenn er aus dem Winterreich der Riesen zurückkommt. Loki, im Namen der Endende (Müller altt. Rel. S. 213) trägt die Schuld am Sinken des Bocks, dessen Lauf zu Ende geht. Er wird geschlachtet, aber im zweiten Bock lebt die nur scheinbar sterbende Zeit fort. In der andern Form der Sage schlachtet Thor beide Böcke, um seinen Wirth für die Nachtberge abzufinden, aber am Morgen, d. h. im Frühlinge ruft sie Thors Hammer, der Blitz, wieder in's Leben, und auch hier ist nur der eine Bock gelähmt. Daß die Knochen wieder belebt werden, hat aber noch einen hieroglyphischen Sinn. Der Knochen, als das Unzerstörbarste am Körper, war ein Sinnbild der Fortbauer. Darum war des Pelops Knochen in Pisa ein Unterpfand gegen die West, die durch ihn in Elis wirklich abgewendet worden seyn sollte. Beispiele ähnlicher Art aus der Geschichte anderer alten Völker aufzuführen, würde zu weit vom Ziele abführen; ich beschränke mich also nur noch darauf, des Weinchens Fuß (d. i. Wiedergeburt) zu erwähnen, von welchem die Rabbinen fabeln, daß es, mit dem Mörser noch so fein zermalmt, unzerstörbar sey, und aus diesem der ganze menschliche Leib wieder auferstehe. Uhlund erklärt auch dieses Wunder nach moderner Anschauungsweise wie folgt: Die Wiederbelebung der am Abend bis auf die Knochen verzehrten Böcke in der Frühe drückt aus, wie die den Winter über aufgezehrte Nahrung durch Thors Macht sich jährlich wiederherstelle.

Eine ähnliche Bedeutung, wie der Kampf Thors mit Hrungnir, haben dessen Abenteuer mit dem Riesen Skrymir, welcher die Schläge des Hammers kaum fühlte, und dessen Handschuh so geräumig war, daß Thor mit

feinen Begleitern darin Platz hatte. Der Riesenhand-
schuh, worin sie übernachteten, war eine Steinluft ge-
wesen; vergeblich hatte sich Thor zu gewaltigen Ham-
merschlägen gegürtet, obschon nachmals des Hammers
Spuren als Vertiefungen im Felsstocke sichtbar wurden,
der Riese selbst blieb unangetastet, und hielt den Spei-
sesack fest zugeschnürt, denn — Thor konnte hier wohl
Felsen kerben, aber nimmermehr nährende Frucht dem
Steingrunde abringen (Uhlund). Oder Skrymnir, in
dessen Handschuh Thor schläft, ist die Winterzeit, wo
die Vegetation todt ist. Daß ihm der Riese den Speise-
sack zuschnürt, und Thor ihn nicht auflösen kann, be-
zieht sich auf die winterliche Nahrungslosigkeit. Die
anauflösblichen Knoten sind die Kälte, die den Speise-
sack, die nährende Erde, zuschnürt. Thors ohnmächtige
Hammerschläge auf den Kopf des Riesen sind die Winter-
gewitter, auf die kein fruchtbarer Regen folgt. (Mone).
In den Kämpfen gegen Geirrodhr *) und seine Töchter
Gialp **) und Greip ***), von denen die eine einen
Fluß, welchen Thor durchwatzen muß, anschwellen macht,
zeigt der Gott seine Kraft gegen die wilden Bergströme.
In den Abenteuern mit dem Eiskiesen Sýmír sind
Thors Anstrengungen gegen die Eismassen des winter-
lichen Meers angedeutet. Sýmír ist der Winter ($\chi \epsilon \lambda -$
 $\mu \alpha \rho$, hiems), von Uhlund, mit Beziehung auf ham
(i. q. crepusculam Lex. Isl.) der Dämmernde
genannt, er wohnt an des Himmels Ende, im Osten
der urweltlichen Eisströme Elivagar. Als er, vom

*) Der Gemitterries, der die lärmende Brandung und die rei-
sende Strömung hervorbringt.

**) Gialp, das Anschlagen der Wogen ans Ufer, Lex. Isl. 281.

***) Greip, die Ergreifende, Räuberische, Greipa ein Flußname
Fornald 86g. 1, 489.

Waidwerk helmkehrend, in den Saal tritt, schallen die Eisberge, der Bart des Greises ist gefroren, vor seinem Blicke berstet die Säule von der zersprengenden Gewalt des Frostes. Die drei Stiere, welche der Riese feden läßt, und von denen Thor vor Schlafengehen allein zwei verzehret, sind die wandelnden Gletscher. Der Name Dämmerer (Hymir) spielt auf die Lichtarmuth des hochnordischen Winters an. Dort sind die Fischplätze des Wallfischfangs, darum schickt sich Thor zum Fischfang an, wenn der Riese ihm Räder gebe. Diesen zu erlangen, geht Thor in den Wald und reißt einem schwarzen Stier den Kopf ab. Dieser heißt Himmelbrecher (Hirminhriotr), also ein hochgezackter Eisblock. Seine schwarze Farbe — er heißt alsvartr — erklärt sich aus der dunklen Farbe des Treibeises *). Von Hymir mußte Thor den Brautkessel holen, wenn die Götter bei Aegir zu Gäste seyn sollten. Aegir ist das Meer (*αἴμα* = *aequor*), besonders in Beziehung auf Schifffahrt. Das Vermissten des Kessels spielt auf die im Winter zugefrorenen Buchte und Sunde an, ihr Auftauchen ist die Zeit, wo der Kessel aus des winterlichen Hymirs Verschlusse kommt. Den Kessel zu lösen, ist daher die Aufgabe des Lenzbringers Thor. Freilich muß der Gott zuvor den Kelch an des Riesen hartem Schädel zerschlagen, d. h. das feste Eiskrystall muß zuvor gebrochen und zerscheit seyn. (Neuern Kelseberichten zufolge fertigt man im äußersten Norden Becher aus Eisen. Ein solcher ist Hymirs Kelch, dessen Zerschlagung stellt den Bruch des Eises vor). Doch mit dem Bruch des Eises ist Aegirs Gebiet noch nicht wirthbar gemacht,

*) Ueber die Eismassen in den nördlichen Meeren s. Ausl. 1835. Nr. 68.

vielmehr tobt gerade dann die See am ungeflümften. Darum muß mit der Erlangung des Kessels die Bändigug der Midgardschlange verbunden seyn, denn sie ist die zurückgedrängte, aber stets zerstörungsgierig anstrebende Urkraft des Elements, während Aegir das in der geordneten Welt, obschon nothdürftig gebundene Wasserreich darstellt. Die Midgardschlange hat darum ihren Aufenthalt weit außen im Ocean, Aegir dagegen bewohnt eine Insel des Binnenmeers. Thor tödert die Schlange mit dem abgerissenen Stierhaupt, d. h. das Meer verzehrt die schwimmenden Eisstrümmen, wie am Abend zuvor der eisschmelzende Donnergott zwei solche Rinder Hymirs aufgezehrt hatte (Ubland). Grimm S. 158 stellt Thors Kampf mit der Welt Schlange den Kampf des Elias mit der Höllenschlange gegenüber, so wie ihn ein altdeutsches Gedicht vom jüngsten Gerichte beschreibt. Aber auch Elias ist der Donnerer, selbst bei slawischen Völkern (s. Kloster VII. S. 477).

Thor als Blitzgott ist zugleich der Feuergott. Daraus erklärt sich der Aberglaube, daß kein Gewitter da einschlägt, wo das Heerdfeuer brennt (W. Müller alt. Mel. S. 243). Und im Hildesheimischen werden an bestimmten Tagen Holzspäne geweiht, welche bei eintretenden Gewittern angezündet werden (Müller l. c.). In niedersächsischen und westphälischen Gegenden wird auf dem Lande das Heerdfeuer erhalten, selbst wenn es nicht benützt wird. Dieß erinnert an das ewige Feuer in den Tempeln Thors (Lex. myth. 930). War Thor der Beschützer des Heerdfeuers, so dürften die S. 198 gedachten, dem Heerdfeuer vorstehenden „rothen Jungen“ nicht aus dem Odinscult, sondern aus dem Dienst des Thor herzuleiten seyn. Ebenso möchte die rothe Farbe überhaupt, mit Beziehung auf

das Feuer, die Heiligung rother Thiere diesem Gotte veranlaßt haben, denn unter den Vögeln war ihm das Rothkehlchen und das Rothschwänzchen geheiligt, unter den Säugethiereu das Eichhörnchen, dessen Asche, in's Wasser geworfen, Donner und Blitz erzeugen soll (Müller S. 250 Anm.) Der Aberglaube wehrt die Aushebung von Rothkehlchennestern, weil sonst das Wetter in's Haus schlägt. Wo ein Rothschwänzchen nistet, schlägt das Wetter ein (Grimm S. 167). Ferner dürfte Thor's rother Bart *) die rothbärtigen Kaiser Otto und Friedrich, die in Bergen dem jüngsten Tag entgegenbarren, nicht als irdische Abbilder Odins, sondern des Thor erkennen lassen; denn Thorolf Mosstrarfögga glaubte, daß er mit allen den Seinigen nach dem Tode in einem Berge wohnen würde, welchen er den heiligen Berg (Helgafjäll) nannte, innerhalb des Landes, daß er dem Thor geheiligt, und in welchem er ihm einen Tempel erbaut hatte (Eyrbyggiasaga c. 4.) Landnæma führt viele Beispiele von einem ähnlichen Glauben auf Island an, wo Thor vorzugsweise verehrt wurde. Dieber gehört auch, was die Nielsfaga c. 79 erzählt, daß man vor Gunnar von Hlidarenda — der im Kampfe gefallen war, also doch auf

*) (Seizer Urgesch. Schw. S. 231 Anm.) Der rothe Bart ist eine Anspielung auf die feurige Lusterscheinung des Bliges. Wenn der Gott zürnt, bläst er in seinen rothen Bart, und Donner schallt durch die Wolken. Aber auch Hülfbedürftige riefen seinen rothen Bart an. In der ersten Beziehung (der Hornedröthe) ruft ein Anhänger des Heidenthums den Thor gegen die Christen an: „Blas ihnen die Stimme deines Bartes entgegen! Dieser rothe Bart lebt noch in Flüssen der spätern Zeit fort, denn noch jetzt kuchen die Nordfriesen: „Des walts der rothhaarige Donner!“ (Grimm S. 162.) „Donnerbart“ heißt ein aufs Dach gepflanztes, gegen den Blitz schützendes Kraut (Grimm S. 167.)

einen Platz in Odins Walhalla Anspruch machen konnte — glaubte, er wohne in seinem Hügel. Erwägt man, daß Thor wie Odin im Sturme herrscht (s. S. 60), daß Thors Hammer mit Odins Speer gleiche Bestimmung hat*), daß Thor die Seelen der Verstorbenen aufnimmt, wie Odin — nur mit dem Unterschied, daß die Odinsverehrer zu Thor bloß die Armen und Sklaven kommen lassen, die keine Schätze mit in's Grab nehmen können, wobei aber zu berücksichtigen, daß in Gegenden, wo Thor allein verehrt ward, folglich die Lehre von der Walhalla nicht durchbringen konnte, alle Todten einander gleichgestellt sein mußten (Geijer Urgesch. Schw. S. 232, 233); — so darf eine Verwechslung Odins mit Thor, folglich auch ihrer Abbilder, nicht befremden. Diese Gleichstellung**) und oft gegenseitige Ueber- oder Unterordnung des einen und des andern bezeugen mehrere Umstände. So wird der Tempel in Upsal zwar Odins Tempel genannt (Er. Müller Sagabibl. III.), aber Adam von Bremen weist dem Thor darin den Ehreplatz an. Thor ist zwar Odins Sohn, aber die Rimbegla nennt, abweichend von der Asenlehre, Odin Thors Abstammung. In einem isländischen Tempel fand man Thors Bild mit-

*) Nicht bloß als Attribut des Tod aussendenden Gottes, sondern auch in den Rechtsgebräuchen, denn wie man zur Bestimmung eines Besitzes in Deutschland einen Speer zu werfen pflegte, so fand in denselben Fällen auch der Wurf des Hammers statt, und der Zuschlag mit dem Hammer in den heutigen Auktionen findet hierin seine Deutung.

**) Diese zeigt sich ganz deutlich in der Schwurformel: Ich schwöre bei meinen mächtigen Göttern Thor und Othan (Juro per deos meos potentes Thor et Othan, Twysden Script. Rer. Anglia-), so wie auch darin, daß nicht nur dem Odin Menschenopfer dargebracht wurden (s. S. 145), sondern auf Island auch dem Thor, dort aber nur Verbrecher (Müller S. 78.)

ten zwischen Odin und Freir (Fricco) und am meisten geschmückt (Subm üb. Odin S. 161). Dasselbe bezeugt der Scholiast zu Adam Bremenſis vom Tempel zu Uppsala *).

In Norwegen wurde unter allen Göttern Thor am höchsten verehrt (Heimskringlasag. Olaf Tryggv. Sag. c. 75.); ebenso auf Island (Finn. Joh. H. E. Isl. I, 8.). In diesen beiden Ländern werden die Götterhäuser vorzüglich dem Thor geheiligte genannt; während von solchen Götterhäusern, die dem Odin geweiht gewesen wären, weder in Norwegen, noch auf Island, wohl aber in Schweden die Rede ist. In dem Tempel auf Wöre in Norwegen saß Thor in der Mitte, mit Gold und Silber reich geschmückt auf einem zierlichen Wagen, vor den zwei von Holz geschnitzte Böcke gespannt waren, die eine silberne Kette um die Hörner gewunden hatten (Olaf Tryggv. sag.) Aus dem Tempel auf Röösb wurde Thors Bild auf diese Weise rings um die Insel geführt. Zuweilen wurde Thor auch ohne Wagen und Böcke vorgestellt (Sinn Magusens nord. Arch. S. 121). Selbst in der Edda (Daem. 21.) heißt Thor „der stärkste der Götter“, selbst diese rufen ihn um Hülfe, wenn sie in Noth sind (Daem. 42.)

Unter den dem Thor heiligen Thieren steht der Wolf oben an. Daß das Woddsopfer der Longobarden, dessen Gregor der Große gedenkt, ihm gegolten habe, läßt sich mittelst der Analogie schließen, denn die Offeten und Circassier opferten bei der vom Bliz getroffenen Leiche

*) In hoc templo, quod tantum ex auro paratum, statuas trium Deorum veneratur populus, ita ut Thor potentissimus eorum, in medio solum habent triclinium. Hinc et inde locum possident Wodan et Fricco. (Ad. Brom. de altu Dan. c. 233. ed. Lindenbrog.)

eine Ziege, und richteten das Fell an einer Stange auf, dieser Gebrauch war aber Longobardisch (Grimm S. 169). Zunächst dem Volke galt der Bär für das heilige Thier des Thor, dessen Beinamen Björn war; vielleicht weil der Bär, wie der Donner, im Winter schläft? Da vorhin Thor als Bekämpfer der naturfeindlichen Mächte erkannt worden ist, von ihm Gesundheit und Abwendung der Seuchen erwartet wurde (s. S. 280), so steht damit der deutsche Glaube im Zusammenhang, daß der Bär die Kraft habe, Zaubereien unwirksam zu machen*), und, wie Thor, böse Geister zu besegen. Einen Beleg dafür gibt die Erzählung von dem gespenstischen Schwertel und dem ihn beslegenden weißen Bären, s. Mone's Unters. z. deutschen Heldens. S. 287, vgl. Tr. Elfenm. S. CXV. sq., wozu neuerdings auch die echte norwegische Sage bei Abbjørnsen und Moe Nr. 26 an den Tag gekommen ist:

Ein Mann in Finnmarken hatte einen weißen Bären gefangen, den wollte er dem König von Dänemark bringen. Nun traf es sich, daß er gerade am Weihnachtsabend (wo die Gespenster vorzugsweise umgehen) zum Dovrefjeld kam. Da ging er in ein Haus, wo ein Mann Namens Halvor wohnte. Den bat er um ein Nachtquartier. „Wie sollt' ich wohl Jemanden Nachtquartier geben können?“ klagte der Mann, „jeden Weihnachtsabend kommen hier so viel Trolle (Unholde*), daß ich mit den Reintigen ausziehen muß, und selber nicht einmal ein Dach über den Kopf habe.“ — „D ihr könnt mich indes immer beherbergen“, sagte der Fremde, „denn mein Bär kann hier unter dem Ofen liegen, und ich lege mich in den

*) Eine Regel des Aberglaubens lautet: Ein Bär im Stall schützt das Vieh gegen Beherzung.

**) Saem. 77b lautet es: Groß würde das Geschlecht der Trolle seyn, wenn nicht Thors Hammer sie zermalmt hätte.

Bettverschlag.“ Falvor hatte nichts dagegen, zog aber selbst mit seinen Leuten aus, nachdem er zuvor gehörig für die Trollen hatte zurecht lassen. Die Tische waren besetzt mit Reißbrot, Stockfischen, Wurst und was sonst zu einem herrlichen Gastmahl gehört. Bald darauf kamen die Trollen an; einige waren groß, andere klein; einige langgeschwänzt, andere ohne Schwanz, einige hatten ungeheure Nasen. Alle aber ließen sich schmecken und waren in bester Laune. Da erblickte einer von den jungen Trollen den Bären, der unter dem Ofen lag, steckte ein Stückchen Wurst an die Gabel, und hielt es dem Bären vor die Nase. „Läshen^{*)}, magst auch Wurst?“ fragte er. Da fuhr der Bär auf, fing fürchterlich an zu brummen, und jagte sie alle Groß und Klein aus dem Hause. Von der Zeit an haben die Trollen nie wieder den Weihnachtsbrot bei Falvor auf Dovre gegessen.

Dies ist nun gewiß einer der auffallendsten Belege für die zähe Dauer solcher Stoffe in der Volksüberlieferung.

Das Gleichhörchen konnte auch aus einem andern Grunde, als wegen seiner rothen Farbe, nämlich weil es auf Eichen haust, dem Thor geheiligt seyn; denn, wie dem Zeus, gehörte auch ihm die Eiche. Eine solche bei Grismar hatte der h. Bonifaz umhauen lassen; eine

*) Das Schretel, welches in dem irischen Märchen und im deutschen, von Rome nach einer Handschrift des 14. Jahrhunderts mitgetheilten, Gedicht an die Stelle des Trollen tritt, ist, wenn man das altir. skratel (malus genius, gigan) berücksichtigt, dasselbe was der Troll, ein Eiertiefe, winterlicher Dämon; gegen diese zog Thor im Frühling oder schon um Weihnacht aus, weil die alsdann zunehmende Tageslänge den Sieg des Gottes verkündet. Schmidts schwäb. Wrtb. S. 478 versteht unter „Schreteln“ einen Schmetterling, also eine Psyche, aber nur die Seele eines unselig Verstorbenen, eine Larve (neresa). Grimm hält „Schrätlein“ für synonym mit Alp, Waldgeist u. Ein solcher, der auf dem Fichtelberg hauste, hieß Kagenvelt, und war ein Kindererschreck. Diesen Beinamen hatte er vielleicht, weil mit der Lage am weißen Bannerei getrieben wurde.

andere, nicht minder berühmte, stand bei Thorn (Lettau und Lemme, Volksf. Ostpreußens S. 37), der Stadt, die von dem Gott den Namen erhalten hatte.

Grimm theilt (S. 647) mit, daß Niemand des Rothkehlchens Nest stören dürfe, sonst schlage der Blitz in's Haus; ebenso, daß das Nest des Rothschwänzchens den Blitz heranziehe. Er fragt daher, ob sie dem rothhärtigen Donar heilig waren? Kuhn (in Hagens „Germania“ VII. S. 431 ff.) hält dieß für noch wahrscheinlicher, wenn man die Legende vom heil. Servan vergleicht: *Mirror Vol. 26 p. 16: „Servan was a saint of approved prowess and great good nature: he slew a dragon in single combat, turned water in to wine, and once, when a hospitable poor man killed his only pig to entertain him and his religious companions he supped upon the pork, and restored the pig to life next morning. p. 31: St. Servan had a tame robin, who used to feed from his hand, perch upon his head or shoulder while he was reading or praying, and flutter its wings and sing, as if bearing part in his devotions. The boys of the monastery one day twisted its head off, and accused Kentigern of having killed it. To prove his innocence he made a cross upon the head, and put it on again, and the bird was nothing the worse for what it had undergone.“* Die Föbtung zum Zweck der Verpfeisung und die Wiederbelebung des Ferkels erinnert an denselben Vorgang, der von Thors Wöden erzählt wird (s. w. u.), und auch die Erlegung des Drachen weist auf Thor als Besieger der Midgardschlange. So enthält auch die

Eage vom getödteten Rothkehlchen vielleicht noch irgend einen Mythos, der ursprünglich vom Donar erzählt, später aber auf den Heiligen übertragen wurde. Die Farbe des Thiers machte es dem Donnergott heilig, weil auch der rothe Fuchs im Island: holtathorr heißt (Grimm, S. 162). Diese Betrachtung leitet zum Gichhörnchen hin. Grimm (S. 582) berichtet, daß zu Bräunrode am Harz, ehe in der Abenddämmerung des ersten Oftertags die Feuer angezündet werden, Alt und Jung aus diesem Dorf und aus Greifenhagen in die zunächst gelegenen Wäldungen zieht und daselbst die Gichhörnchen aufsucht. Diese pflegen sie durch Werfen mit Steinen und Knütteln so lange zu verfolgen, bis die endlich ermatteten Thiere lebend oder todt in ihre Hände fallen. Der Umstand, daß die Thiere vor Entzündung des Ofterfeuers aufgesucht werden, erregt die Vermuthung, daß sie ehemals als Opfer in die Flamme geworfen wurden, welche man dem Gott des Himmelsfeuers entzündete.

F r e i

oder Freir (altd. Fro: der Herr) war in Schweden höchster Gott, wie Thor in Norwegen und Island, wie Odin in Dänemark. Gewöhnlich standen aber die Bilder aller drei Gottheiten in den Tempeln neben einander.

Freir ist vorzugsweise Spender der Fruchtbarkeit, der animalischen sowohl, als der vegetativen. In Beziehung auf die erstere wurde er, dem Adam von Bremen zufolge, mit starrendem Schamglied abgebildet und bei Hochzeiten wurde ihm geopfert. Er ist die Sehnsucht des Mannes nach dem Weibe, so tritt er im Liede von Skirnirs Fahrt auf, welches sein ganzes Wesen am deutlichsten bezeichnet. Ihn rief man um

fruchtbare Erndten an (Sn. 28), vergl. *Ynglingasaga* c. 12. Daß, um solche zu erzwingen, ihm sogar Menschen geopfert wurden, ist aus der *Ynglingasaga* bekannt, die auch unter dem Namen des Helden *Yngge*, d. i. Jüngling, Gott der Jugend, eigentlich von ihm handelt (s. S. 239). Freir's Diener ist Skirnir, d. i. der helle Sonnenstrahl (lex. Isl. *skirnia*: claresco). Ob sein Schiff Skidbladnir, in welchem man stets mit gutem Winde fährt, und das sich, wenn es gebraucht ist, wie ein Tuch zusammenfallen läßt (*Saem.* 45^b), das aber, der *Ynglingasaga* c. 7 zufolge, auch dem Odin beigelegt wird, die Regenwolken seyn sollen, wie W. Müller deuten will, lasse ich dahingestellt seyn, da Andere unter diesem Bilde wieder Anderes finden wollten. Jedenfalls dürfte Mone's Deutung auf größern Beifall Anspruch machen. Dieser sagt: das Schiff sey der Sommer, da im nordischen Eismeer für den Winter kein Bild des Schiffes taugen kann. Die Asen fahren darin, weil sie die Monatsgötter sind. Sie steigen in völliger Rüstung im Mai, dem Monat des Freir, ein, und darum ist auch das Schiff sein Eigenthum. Da die Jahreszeiten ihren beständigen Verlauf haben, so faßt auch das Schiff günstigen Wind, wenn es fahren soll. In der Herbstnachtgleiche aber wird es aus dem Wasser genommen und zusammengelegt, und weil im Winter so äußerst wenig von der Triebkraft des Sommers übrig ist, so muß man wohl das große Sommerschiff zusammenfallen und in die Tasche stecken können. Das thut ja auch jedes Blatt im Herbst, es verliert seine Ausdehnung, dürrt und rollt sich zusammen. Die Wärme dehnt aus, die Kälte zieht zusammen.

Auch ein seltsames Schwert besaß Freir. Es setzte sich nämlich von selbst in Schwung, wenn er es gegen

die Niesen gebrauchte (Saem. 82). Daß er es einst weggab, wird die Ursache seines Todes (Sn. 73), wenn er zur Zeit des Weltuntergangs mit Surtur den Kampf bestehen wird. Was mag dieß wohl für eine Waffe gewesen seyn? Vielleicht erräth man die Bedeutung aus folgendem Verse eines im „Wunderhorn“ (II., 296) mitgetheilten Volkslieds:

„Das Schwert soll weder hauen noch schneiden,
Das Annetein soll ein Rägvelt bleiben.“

Die Orientalen nennen das Weib die Scheide des Mannes. Die Friesen trugen bei Hochzeiten der Braut ein Schwert vor. Da nun Freir der nordische Ehengott ist, so kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß Freirs Schwert für den Mutterschooß dasselbe seyn sollte, was der Pflug für den Erdschooß; ein solches Schwert setzt sich freilich von selber in Bewegung, denn es ist, wie die Hand, ein Glied des Körpers selber, und braucht nicht erst erfaßt zu werden. Aber nur den Niesen, d. h. den zerstörenden, Tod bringenden Naturkräften ist es gefährlich, weil es ihre schädliche Wirksamkeit durch neue — Zeugungen vereitelt. Daß Freir sich seines Schwertes durch Verschenkung an Skirnir entäußerte, und deshalb am Weltende waffenlos seyn wird, ist nicht als Ursache und Wirkung zu fassen, denn würde er seine Waffe behalten haben, würde das Weltende gar nicht erfolgen. So lange die absterbenden Generationen durch neue Geburten ersetzt werden, kann das Ende der Welt nicht denkbar seyn. Da aber alles Geschaffene nicht ewige Dauer hat, so muß Freir sein Schwert einbüßen, damit das Ende der Welt möglich werde. Wilhelm Müller hat diese Symbolik ganz verkannt, denn er erklärt sich den Verlust des Schwertes

aus dem friedlichen Charakter des Gottes, dem nichts verhaßter als Krieg und Zerstörung; daher in seinem Tempel Niemand Waffen tragen, kein Mörder und Gekränkter, oder Friedloser *) eintreten durfte (Müller, S. 169).

Freirs Thätigkeit im Frühlinge ward in Schweden von dem Cultus durch einen Umzug des Gottes mit seiner Priesterin, die seine Gemahlin vorstellte, verbildlicht. Das Volk kam dem Wagen entgegen und opferte für Fruchtbarkeit des Jahrs. (Fornm. Sög. 2, 73—78). Ward die Priesterin schwanger, so galt dies für das Vorzeichen eines fruchtbaren Jahrs. Bei dieser Gelegenheit wurden Ochsen geopfert, vielleicht weil im Mai die Sonne im Zeichen des „Stiers“ weilt, daher unter dem dichterischen Namen des Ochsen „Freir“ aufgezehrt wird (Sn. 221^a). Aber auch weiße Rösse waren ihm heilig, wie dem Odin. Ein solches hieß Freifaxl. Um Wittewinter wurde dem Gott ein Eber geopfert, vielleicht mit Beziehung auf jenen Eber „Goldborste“, welcher in der Walhalla allnächtlich geschlachtet wird, um am nächsten Morgen heil wieder aufzustehen, ganz wie die Sonne, die Abends untergeht, am nächsten Tag aber wieder im gewohnten Glanze leuchtet. Ihre Strahlen sind des Ebers Goldborsten, aber der dem Freir um Wittewinter geopferte Eber bezog sich auf den Tod des Jahres in der längsten Nacht, die der Wiebergeburt des Lichts vorhergeht. Der Eber, das lichtfeindliche, nur feuchte, schlammige Orte aufsuchende Thier, das in der Sommerwende den schlafenden Odin gelödtet hatte (siehe S. 54), muß in der Winterwende es mit dem eigenen Blute bezahlen, und weil es durch den herbeigeführten Tod Odins die Vegetation zerstört, so muß es nun alljährlich in dem Zeitpunkt,

*) Freir heißt darum auch Frode (d. i. Friede, Friedlich.)

wo die Tageslänge wieder zunimmt, als Sühnopfer für ein fruchtbares Jahr dem Freir — denn dieser ist nur der schwedische Name für Odin — geschlachtet werden. Muthmaßlich wurden ihm auch um diese Zeit die von Ears ebenfalls erwähnten Menschenopfer gebracht, denn im Winter ist der Gott ein grollender. In der Sage von Olaf findet sich der Zusatz, daß man ihm in seinen Grabhügel zu seinem Troste lebendige Menschen in das Grab brachte (Olafss. II., 191 ed. Skalh. cf. Yngl. sag. c. 12). Als unterweltlicher Gott (Pluto, Dis) waltet er auch über den Reichthum (Plutus, Dives) Sn. 28 Egilss. S. 677. Und wie Odin nur begüterte Todte in sein Reich aufnimmt (S. 141), so sieht auch Freyr die Armen nicht mit günstigem Auge an (Fornm. sðg. 2, 74). Und weil Götterleiste nur die unterweltlichen Gottheiten anriefen — die Hellenen schwuren beim Styx, die Römer beim Orcus — so rief man in Schweden den Freir zum Zeugen der Wahrheit an (Egilss. 5, 365). Nach Sn. 131 sít er mit Odin und Thor zu Gericht. Und weil der Ober das Thier der Finsterniß — vielleicht seiner kleinen Augen halber und seines stets zur Erde gesenkten Blicks, und weil sein Aufwühlen des Bodens die Sehnsucht nach der Unterwelt verráth? — weshalb schon die Griechen das Ferkel (*porcus*) mit der Unterwelt (*Orcus**) und diese wieder mit dem Eid (*ópxos*) in Beziehung brachten, Þorktyð, den Vater der Schweinszahnigen Gráen (Göttinnen des Alters) in einer Grotte wohnen lassen, und der Tod-

*) Wir haben nur noch die lat. Benennung, aber daß *ΠΟΡΚΟΣ* den Griechen auch die Hölle war, leuchtet aus den Worten des Phaulkes S. 19. hervor, wo er von der Laute des Drachens sagt: *ΟΡΧΕ ΣΤΥΓΓΟΥ ΕΠΕΙΔΕΥ ΎΔΩΡ.*

tenfrau Demeter Schweine in unterirdischen Kapellen (*μεγαρα*) hielten (Paus. IX, 8), so hatte nicht nur in Latium der Fetiale an das erschlagene Ferkel den Fluch für Meineid gebannt (Liv. I, 24. IX, 5), bei Bündnissen das Schwein zum Opferthier gewählt (Aen. 9, 639. 12, 170. Varro R. R. II, 4, 9: *initiis pacis foedus cum feritur, porcus occiditur*), sondern auch der europäische Norden legte auf der Eberhaut stehend Eide ab*). Wer dem Freit kein lebendes Schwein um Wittewinter opfern konnte, der brachte es im Bilde auf einem Backwerk dar, und auf Freit's heiligen Julgalt deutet die noch jetzt in einigen Gegenden Norddeutschlands heimische Sitte, Backwerke mit des Ebers Gestalt um Weihnacht zu verkaufen (Müllenhof, Schlesw. Holst. S. XLIV.) Die Spuren des wirklichen Eberopfers haben sich aber noch in England forterhalten, wo das Haupt des Wildschweins — der Kopf des Opfertiers gehörte stets der Gottheit, der man es opferte, den Rumpf behielt der Opferer — auf festlichen Tafeln in der Christnacht als Schaugericht erscheint, aber im Mittelalter auch mit Lorbeer und Rosmarin geschmückt wurde. Mancherlei wurde dann damit vorgenommen. In einer Ballade von Arthurs Tafel heißt es: Dreimal wird mit einer Ruthe darüber geschlagen, und dann können es nur die Messer tugendhafter Männer anschneiden. Ein ander Mal zeigt sich sogar ein lebendiger Eber im Saal, und ein kühner Held schneidet ihm das Haupt ab. Zu Orford stellen sie auf Weihnachten ein Eberhaupt aus, tragen es feierlich um und singen: *caput apri defero reddens laudes domino!* (Da bringe ich des Ebers Kopf und singe unfres Herrn Lob!)

*) Die Sitte des Ebergelübdes hat Grimm (Deutsch. Rechtsalterth. S. 900 sq.) erläutert.

In Island wurde bei feierlichen Gilden außer dem „allmächtigen As“ (Odin) nur Freyr und

.N j ö r d r

angerufen, der Letztere ist Vater des Freyr — obschon nach anderer Angabe (Forn. sög. 2, 12) Odin; schon deshalb, weil Freyr zu den Asen gehört, die sämtlich Odins Kinder sind — wahrscheinlich Freyr selbst, denn die Ynglingasaga (c. 11) stellt ihn als Verleiher des Friedens und gesegneter Ernten hin, und Grimm will in der von Tacitus erwähnten deutschen Naturgöttin Nerthus die Freia erkennen, und glaubt daraus folgern zu dürfen, daß Freias männliches Ich, Freyr, zugleich N j ö r d r gewesen sey, dessen Name schon einen N ä h r e r oder Nahrungsspender ankündigt. Reich, wie Njördr, gilt sprichwörtlich von einem Wohlhabenden (Vatnsd. s. 202). Zufolge Sn. formali 10 soll Njördr, wie Saturn, im Weinbau und Ackerbau, gleich einer Erdgöttin, unterwiesen haben. Dem Njördr, wie seinem Sohne Freyr, wurde bei feierlichen Opferschmäusen der zweite Becher getrunken — dem Odin (siehe S. 193) oder Thor (siehe S. 285), wohl der erste — um fruchtbare Zeiten zu erlangen (Sag. Hakon. god c. 16); Odin hatte den Njördr mit Freyr zum Vorsteher der Opfer eingesetzt (Yngl. sag. c. 11. Sn. 354), aber die Mythologie aller Völker lehrt, daß die Götter Begründer ihres eigenen Cultus, ihre eigenen Priester sind (Cruzer Symb., 2te Ausg. I. S. 19). Mit Odin berührt sich Njördr, insofern er über den Wind und die Wogen herrscht, daher er auch von Seefahrern und Fischern angerufen wurde. Nur drei Sommermonate läßt sich im Norden das Meer beschiffen, darum wohnt Njördr nur drei Nächte am Seegeflüde, aber neun Nächte

mit seiner Gemahlin Skabi (Schatten?), jener Tochter eines (Eis-) Riesen im Gebirge, d. h. im Berge — in der Unterwelt. Skabi erhielt zur Sühne für den Tod ihres Vaters, des vom Donnergott erlegten Riesen Thiaff, die Erlaubniß, sich unter den Asen einen Gemahl auszusuchen, doch unter der Bedingung, daß sie von ihrem künftigen Gatten nur die Füße sehen sollte*). Sie wählte Njördr, den sie wegen seiner glänzenden Füße für

B a l d r

hielt. Dieser war der eigentliche Repräsentant des Frühlings, denn sein Tod fällt in die Mittsommernacht, wo die Tage wieder zunehmen. Loki's (des Endigers) List hatte ihn dadurch herbeigeführt, daß er — als die Asen sich daran ergöhten, mit Steinen, Geschossen und Waffen aller Art auf Baldr zu werfen — den blinden Hödhr (Hader, Haß), also den Repräsentanten der dunkeln Jahreshälfte**), berebet hatte, mit einer Mistel nach ihm zu zielen. Zu der Wahl der Vogelbeere soll, wie die Mythe berichtet, den Loki der Umstand vermocht haben, daß Baldrs Mutter — als ihr der Sohn einen beunruhigenden Traum, daß sein Leben in Gefahr sey***),

*) Als Wintergöttin und Riesentochter vermählt sie sich dem Spätsommer.

**) Saxo verwandelte diesen ebbischen Gott in einen schwedischen König Hother, der mit Baldr, Odins Sohn, um Ranna's Hand buhlt.

***) Der ähnliche vergebliche Warnungstraum des Förker Barrens, der oben für den Odin erkannt wurde, läßt vermuthen, daß Baldr im Traum nicht die Mistel, sondern einen Eber als die Ursache seines Todes erblickt haben werde, welches Thier die Mistel in den Weihnachtsgebräuchen eine Rolle spielt (s. S. 322. 325 Anm.) Aber den Eber hatte er durch die von seiner Mutter gebrauchte Vorsicht nicht mehr zu fürchten; so mußte denn, damit der Traum kein Schaum würde, die Mistel des Ebers Amt verwalten. Wird aber alljährlich am Wittewinter nicht dem Baldr, sondern dem Freir das Schwein geopfert, so gilt dies als ein Beweis mehr für die Identität beider Götter.

mitgetheilt — allen Thieren, Pflanzen, Steinen und Giften den Eid abgenommen hatte, daß sie ihm nicht schaden wollten. Nur den Mistelzweig, der eben aus der Erde hervorkamte^{*)}, ihr also noch zu jung schien, hatte sie übergangen. Loki hatte sich in Gestalt einer Frau zur Frigg begeben, und sie gefragt, ob sie wisse, was die Asen in ihrer Versammlung vorhätten. Sie antwortete: alle schießen zum Ziel nach Waldr, ohne ihm zu schaden. Da sagte Frigg: Waffen, Thiere und Pflanzen werden ihm nicht schaden, ich habe sie alle in Eid genommen. Da fragte die Frau, ob ihr denn alle möglichen Dinge geschworen hätten, seiner zu schonen? Frigg antwortete: es wüchse ein kleines Bäumchen westlich von Walhall, Namens Mistelstein, das hätte ihr aber zu jung geschienen, um es in Eid zu nehmen. Darauf ging die Frau fort. Loki zog nun den Mistelstein auf, und ging damit zur Versammlung, wo er Hödr zum Schießen verleitete, und weil dieser blind war, ihm die Hand führte. Der wahre Grund aber, weshalb sich Loki von der Mistel den sichersten Erfolg versprach, war dieser: weil sich die Blume der Mistel in der Sommerwende entfaltet; sie blüht also zu einer Zeit auf, wo andere Blumen schon altern, und ist durch ihr beständiges Grün, und weil die Beere in der Winterwende reift, also ihr der Winter nichts anhaben kann, Hödrs passendste Waffe^{**}). Hödr warf und Waldr sank

*) Die Mistel entsteht, wenn ein Vogel eine unverbaute Vogelbeere auf einen Ast der Eiche fallen läßt, wo sie zum gelblichen Boden etwas Moos findet, und daraus hervorwächst.

**) Das beständige Grün der Mistel eignete sie zum Sinnbild der sich stets erneuernden Zeit, daher ihre mystische Bedeutung am Weihnachtsabend — wo sie in Wales von den Landleuten noch jetzt ins Dach gehängt wird, und die Männer ihre nach Leideseugen sich sehnenen Frauen darunter hindurch-

entseelt zur Erde. Die Asen wurden sprachlos vor Schreck, sie wagten aber nicht, Rache gegen den Urheber zu üben, denn der Versammlungsort war heilig und gefriedet. Odin jedoch kannte die Schwere des Unglücks am besten, denn er als Jahrgott, als Inbegriff der gesammten Zeit, als Erntegott insbesondere, konnte die Folgen vom Tode des Frühlings am richtigsten voraussagen. Man beschloß, in Hells dunkle Wohnung einen Voten abzusenden, und Lösegeld für Baldr anzubieten. Hermode, der flinke Götterbote (Hermes), bestieg also Odins achtfüßiges Ross Sleipnir (das wir schon S. 102 als Todtenpferd kennen gelernt), und ritt eilends von dannen. Inzwischen nahmen die Asen Baldrs Leiche, und führten sie zur See, in welche sie das Schiff Hringhorn lassen wollten, um es zu verbrennen, aber es ging nicht von der Stelle, so daß nach der Nißin Strurkin (Feuerwirbel) nach Totunheim geschickt werden mußte. Sie kam, auf einem Wolfe *) reitend, hatte Rattern zu Zügeln, trat zum Schiffe und stieß es mit Einem Ruck in's Meer, so daß es Funken stob und die Erde zitterte. Baldrs Leiche wurde nun in's Schiff getragen, und ein Scheiterhaufen angezündet (das Johannisfeuer in der Mittesommernacht), um die umgehenden Gespenster zu vertreiben **). Als die trauernde

führen — und in der Neujahrsnacht, wo man im südlichen Frankreich: Au gai l'an neuf! ruft d. h. zur Witzel (qui ein ins Franz. übergangenes bretagnisches Wort) das neue Jahr ist da! Dieser Ruf galt in der Drudenzeit als Aufforderung, die Witzel abzuschreiben.

*) Ueber denselben als unterweltliches Symbol s. S. 148.

**) Wie man vorher an Baldrs blutigen Tod gedacht, so erinnerte man sich nun an das blutende Haupt des Täufers, und gab der Staude (Hypericon quadrangulare), an der man einst Baldrs Blut zu sehen glaubte, den Namen Johanniskraut (dän. St. Hans Ur, Bloßblomster, norw. Mandellod), kurz

Wittwe (die weibliche Personification des Frühlings) dieß sah, darft sie vor Kummer, und wurde zu ihrem Mann auf den Scheiterhaufen gelegt. Dorthin wurde auch sein Pferd geführt.

Bei diesem Brande waren vielerlei Leute gegenwärtig. Freir fuhr in einem Wagen herbei, den der Ober Goldborste zog. Heimdalr, der Sohn von neun Müttern, ritt das Roß Gultoppr (Goldkopf), Freia erschien in ihrem Kapengespann; auch Odin und Frigg waren nicht ausgeblieben. Daß die dem Tod sein Opfer aussuchenden Valkyrien und Odins Raben bei einer Leichenseier nicht vermißt worden seyen, läßt sich von selbst schließen. Die Lektorn, Sugtn (Gedanke) und Munin (Erinnerung) genannt, durften schon als tröstende Sinnbilder der geistigen Fortdauer, worauf auch ihre Namen anspielen, nicht fehlen. Der Ynglingasaga (c. 7.) zufolge waren sie es, die durch ihre Fähigkeit der Rede im Stande, aus allen Weltgegenden Nachrichten mitzutheilen, den Odin zum Allwissenden gemacht hatten. Die Raben waren eigentlich, wofür diese Vögel schon von den Indiern gehalten wurden: Seelen der Verstorbenen (*repraesentant animas defunctorum*, sagt P. Paulinus a Bartolomo ausdrücklich). Auch wissen die Brahmanen von zwei unsichtbaren Genien, welche fortwährend auf den Schultern des Menschen sitzen, und nicht nur alle seine Handlungen und Reden belauschen, sondern auch seine geheimsten Gedanken erspähen, um hierauf in der andern Welt Rechenschaft abzulegen von der irdischen Lebensweise des Abgeschlie-

alle Heilkraft Baldrs ward zur Mirakelgabe des neuen Heiligen. Auf Island, den Färöern, in Schonen, Jütland &c. wird die hellstrahlende *Anthemis Cothula*, die in der Sommerwende blüht, noch jetzt Baldrs Braut genannt.

nenen. Nun hatten aber alle Seelen ihren Ursprung von Odin, der Weltseele, daher flogen die Naben, Gedanke und Erinnerung, von Odin aus und zu ihm wieder zurück. Ersterer mochte die Seele vor ihrer Einpuppung in den Leib repräsentiren, der Andere die Seele, welche die irdische Hülle bereits abgestreift hatte. Denn, wenn die Nebelkappe der Sinnenwelt von dem geistigen Auge abgezogen ist, sieht die Seele wieder klar und hell. Sie erinnert sich wieder ihrer himmlischen Heimath und des Zwecks ihres Erdenlebens. Auch alle Handlungen, gute wie böse, die sie auf Erden begangen, und deren Mehrzahl ihr aus dem Gedächtnisse entschwunden, reihen sich jetzt zu einem Ganzen, und bieten eine Uebersicht des ganzen Erdenlebens, so daß die Seele des Lasterhaften ihr eigener Richter wird. Dieser Zustand tritt unmittelbar nach dem Tode des Leibes ein. Darum konnten Odins Naben bei Baldrs Leichensfeier am wenigsten vermist werden.

Odin legte jetzt seinen Ring Draupnir (den trübselnden Thau?) auf den Holzstoß, und Thor weichte den Scheiterhaufen, ehe er angezündet wurde, mit seinem Hammer *). Hermode sah, in Hells Wohnung angekommen, wirklich dort seinen Bruder Baldr auf einem Hochstuhle bei den Todten. Hela antwortete: nun müsse sich zeigen, ob Baldr so reich sey an Freunden, wie man behauptete. Wenn alle Dinge in der Welt ohne Ausnahme ihn beweinten, so soll er wiedertehren dürfen. Da sandten die Asen Botschaft über die ganze Welt, daß alle Dinge Baldr aus der Gewalt der Hela (Hölle) weinen möchten. Alle thaten es, Menschen, Thiere, Erde, Bäume, Steine und Erze, wie man noch

* Der Grund dafür ist S. 280—281. angegeben.

diese Dinge weinen sieht, wenn sie aus der Kälte in die Wärme kommen. Aber da die Gesandtschaft wieder heimkehrte, fanden sie an einem Felsen eine Riesin, Namens Thöck, und sie baten sie, Baldr aus der Hölle zu weinen. Diese aber antwortete: „Thöck möchte weinen mit trockenen Thränen Baldrs Leichenzug, Todter oder Lebender Sohn nöthige ich nicht; Sel behalte ihren Raub.“ Thöck war aber wieder nur der verkleidete Loki gewesen, der als „Erdiger“, was sein Name bedeutet, nur im Interesse der Todtengöttin handeln konnte. Daß er es gewesen, hatte er, dem Gedichte Lokaglepsa (Loki's Schmähung) zufolge (in der ältern Edda), bei Uegirs Gastmahl, wo er sich unter die Götter eindrängte und sie mit Schmähungen überhäufte, selbst gestanden.

Allem Anschein nach war Baldr nur ein anderer Name für Freir — nur daß Letzterer zu den Vanen gezählt wird, wie Jener zu den Asen. — Wie Dithin in der Walhalla, Thor, Nördr und Freir (zur Winterzeit) im Hügel (s. S. 231, 321) haufen, so Baldr in dem dunklen unterirdischen Reich der Hela *). Baldrs Name zeigt einen „weißen Gott“ an, wie es der Viel-

*) Baldrs Hügel in Dänemark, dessen Lage jetzt Niemand weiß, und welcher Saxo in dem Glauben bestärkte, dieser Gott sey ein sterblicher Held gewesen, beweist nichts weiter, als daß Baldr dort im Gesang oder in der Sage des Volkes lebte, denn diese pflegt durch dergleichen Umstände sich überall zu localisiren. Im Chronicon Erici regis heißt es, daß Baldr als König (1) in Dänemark seinem Vater Dithen gefolgt sey; Frithlafs Sohn, „welcher ein großer Jänterer war und als Gott verehrt wurde, weshalb die Griechen von den Dänen ein goldenes Bild von ihm mit großer Ehrfurcht empfingen.“ Hier wird von diesem Dven dasselbe erzählt, was Saxo vom Mith-Dvin (s. S. 240) berichtet; er sey nämlich plötzlich auf Egen (bei Denssee) gestorben und dort begraben worden. (Griexer Urgesch. Schw. S. 220 Anm.)

bog der Slawen, der Welten der Kelten war. Er ist die Personification des hellen Sommerlichts, und wie die Römer den Hercules, d. i. die Alles sehende Sonne zum Zeugen der Wahrheit anriefen (Me Hercole!) oder den Pollux (πολυ-λευκος, d. i. der sehr Weiße, viel Leuchtende), ebenso schwuren die Genter „by den witten god“ (bei dem weißen Gott *), welcher aber kein anderer als Baldr (vgl. S. 331 Anm.) war. Denn auf die weite Verbreitung von Baldrs Cult lassen die vielen Ortsnamen auch außerhalb Scandinaviens schließen, wovon ich hier nur die schwäbischen namhaft mache, als: Balbern, ein Flecken Baldringen, Amt in der Abtei Ochsenhausen, Balderstweil, Dorf bei Kletgau, Balingen, Dorf bei Wiberach **). Das Dorf Welsen zwischen Tübingen und Hechingen ist zwar von Mone auf den keltischen Veal, Welan bezogen worden; gewiß aber sind beide Götter Ein Wesen, so wie es keinem Zweifel unterliegt, daß Belgien, wo man bei dem „weißen Gott“ schwur, vom Dienst dieses Gottes den Namen hat. Für das Vorkommen des Gottes Baldr in Deutschland zeugt ein verschollener Mythos, der uns zugleich mit einem andern im Norden ungenannten Namen des Gottes bekannt macht, und welchen Grimm (S. 205) im Auszuge mitgetheilt. Der Inhalt des Mythos ist: „Als W h o l und W o b a n einmal zu Walde ritten, sey Baldrs Fohlen der Fuß ausgerenkt, und sogleich die größte Sorgfalt der Himmlischen erwiesen worden, ihn wieder einzurichten; doch weder Sindgund und Sunna, noch Frua und Fulla vermochten es, erst Wo-

*) Wolf R. S. Nr. 55.

**) Ein Ort Balderschwang im Borsarlberg, östlich von Bregenz, läßt zweifelhaft, ob er nicht nach einer Person Baldbert benannt sey.

dan der Zauberkundige selbst konnte den Fuß beschwören und heilen.“

Hierzu merkt Grimm an: Dieß Ereigniß ist der Edda so wenig als andern altnordischen Sagen bekannt. Doch was ein heidnischer Spruch schon vor dem 10. Jahrhundert in Thüringen wußte, hat sich seinem wesentlichen Inhalt nach in Beschwörungsformeln geborgen, die noch unter dem schottischen und dänischen Landvolf leben, nur daß auf Jesus angewandt wird, was die Heiden von Baldr und Wodan glaubten *).

Weiter macht Grimm auf mehrere Ortsnamen aufmerksam, die einen ehemaligen Cultus des Wodan in Deutschland voraussetzen lassen, als: das Dorf Wuhlsborn, unfern der Saale; von den Städten Wpolda,

*) S. 93 haben wir uns überzeugt, daß Jesus noch über Wodan steht, denn während Wodan nur den lahmen Fuß des Pferdes heilt, schneidet der Heiland sogar ein gesundes Bein ab, um ein neues Hufeisen etwas bequemer aufzusetzen, und richtet Alles wieder so ein, als ob nichts vorgefallen wäre. Dasselbe Kunststück geriet aber auch einem nicht einmal in besondern Rufe stehenden Sauctus, ich meine den h. Albo, der zufällig mit Baldr etymologisch verwandt ist, denn Albus heißt: der Weiße. Die Legende berichtet: Führte man ein Pferd zu ihm, so löste er den Fuß ab, trug diesen in seine Werkstätte — denn er war ein Hufeisenschmied — beschlug denselben, und brachte ihn dann dem Eigenthümer zurück, indem er ihn vermittelst einiger Gebete und geschlagenen Kreuze wieder an das Bein anfügte. (Kirzel, Anf. v. Ital. I. S. 238 Anm.). Zwar hat das erlahmte Pferd Baldrs, wenn man diesen als Lichtgott auffaßt, seinen vollen Sinn, denn durch Hemmung des Sonnenlaufes würde großes Unheil auf der Erde erfolgen — eine sinnige Deutung Grimms S. 205., welcher ich die Heilung des Rosses vom persischen König Guksap zur Seite stelle, dessen vier Beine (Jahresviertel) nach und nach in den Erdboden zurückgetreten, durch Zoroasters Nachspruch nach und nach wieder hervorgekommen waren, also auch hier kalendrarische Anspielungen — hingegen die beiden Legenden des christlichen Mittelalters von künstlichen Pferdefüren sind planlose Kunststücke à la Bosco, demungeachtet sind wir weit entfernt, den Werth der Heiligenlegenden geringer anzuschlagen, als den der Göttergeschichte.

Dornburg und Sulza gleichweit entlegen. Urkunden des Mittelalters schreiben Bhalßborn und Bfolzborn *). Es befindet sich aber auch ein Falßbrunn auf dem fränkischen Steigerwald an der rauhen Oberach. Noch deutlicher mahnt an eine Gottheit Baldebrunn in der Rheinpfalz, was wohl Baldrßbrunn geheißten haben muß. Saxo erzählt nach einem nordischen Mythos, daß Baldr seinem lebenden Heer in der Hitze der Schlacht einen Brunnen schuf **). Jene Ortschaften ***) bezeugen also in ihrem Namen, daß Baldrß Fohlen auch anderwärts Quellen hervorgekämpft, oder aus der Bildersprache in unsere Redeweise übersetzt: Fruchtbarkeit entwickelt habe.

Es befremdet aber, daß Grimm, um das Gtymon des Namens Bhol zu verfolgen (S. 1210), sogar bis zum Chaldäischen Bel †) zurückgeht, nicht aber an das deutsche voll und füllen denkt, womit Fohlen und Füllen (junges Roß) sich vergleichen ließe; in-

*) Sollte demnach Pforzheim früher Pfolzheim — zumal wegen der Nachbarschaft von Maulbronn! — geheißten haben? denn an Pforte ist doch nicht zu denken, es müßte denn Pfortenheim lauten. Ueberdies hätte der Name keinen Sinn.

***) Victor Balderus, ut afflictum sibi militem opportuni liquoris beneficio recrearet, uovos humi laticea terram altius rimatus aperuit, quorum erumpentes scatebras altitudinem agmen hiansi passim ore captabat. Eorundem vestigia sempiterna firmata vocabulo, quamquam pristina admodum scaturigo deaserit, nondum prorsus exolevisse creduntur.

****) Weiterhin führt Grimm noch einen Ort Phaling an, der auf der linken Seite der Donau unterhalb Stranding liegt. In der Ammergegend gibt es mehrere Polling — dürfte man auch Pollnan in Deutschböhmen an der bairischen Grenze hieher zählen? — Pollendorf bei Gotha heißt in Urkunden des 14. Jahrhunderts Phalsdorf. Zwischen dem Harze und Thüringen liegt ein Ort Pölbe unweit Schwarzfeld. (Gehörte dann auch das weimarsche Apolda hieher?)

†) Wenn durchaus Bhol (Baldr) mit einem orientalischen Gott verwandt seyn soll, so wäre doch zuvörderst an Polleat,

sofern Phol als synonym mit Freir*) dem Geber der Fülle, dem Urheber der Fruchtbarkeit, als deren Sinnbild das Quellen**) hervorstampfende Ross vorzugsweise zu nehmen ist. Ein anderer, dem Baldr angehöriger Name, ist der seines mit Nanna erzeugten Sohnes

F o r s e t i

(Forasizo Grimm S. 212), d. h. der Vorsetzende (praeses), denn dieser dem Monat der „Waage“ vorstehende Ase schlichtet alle Streitigkeiten. Alle, die in schwierigen Sachen zu ihm ihre Zuflucht nehmen, gehen ausgeföhnt von ihm. Götter und Menschen kennen keinen bessern Richterstuhl (Saem. 42^a Sn. 31. 103.) Forseti sucht Alles in's Gleichgewicht zu bringen, und es gelingt ihm auch in dem Zeitpunkte, wo Tag und Nacht gleich sind, wodurch auch wieder der ewige Streit des Lichtes und der Finsterniß, der Wärme und Kälte beigelegt wird. Obgleich vom Geschlechte der Lichtgötter (Asen), so entscheidet er doch — so groß ist seine Gerechtigkeitsliebe — beim Herbst-Fähing (am Michaelstag vgl. S. 241) zum Vortheil der Niesen oder des Dunkels. Forseti wurde auch von den friesischen Bewohnern Helgoland's (Heiligenland) und von den Sachsen verehrt. Forseti bildet aber nur die eine

den Ehegott der Jäder, zu denken, welcher auch dem Apollon seinen Namen geliehen haben mochte, weil Ersterer in Troas und Lampfacus auch als priapaischer Gott gekannt seyn muß, denn nur die etymologische Verwandtschaft von Priapus und Priamus läßt es begreiflich finden, daß die Pyramiden Troilus und Hector auch als Söhne Apollo's ausgeführt werden.

*) Im Sanskrit bedeutet pri fruchtbar seyn, und phul blühen, Blüthe und Frucht beherbergen aber den gleichen Sinn.

**) Aus dem Brunnen holt der Storch die Kinder!

Seite Baldrs, von dem es gleichfalls heißt, daß sein Ausspruch unumstößlich ist; die andere Seite ist

Heimdallr,

welcher (Saem. 72^a) wie Baldr „der weiße As“ *lvitastr asa* genannt ist. Seine weiße Farbe möchte aber nicht, wie bei Baldr, auf die Helle des Tageslichts, sondern auf das bleiche Mondlicht zu beziehen seyn. Er ist der Mond, dem die deutschen Stämme, ausnahmsweise von andern Völkern, männliches Geschlecht beilegen. Er wohnt in *Himlebjörg* (Himmelsberg), und wacht an der Regenbogenbrücke (*Bifröst*) gegen die Ueberfälle der Riesen *). Als Wächter der Götter fleht er bei Nacht wie wie bei Tage (Sn. 30.) Wie der Inber vom Mondgott *Menu* die Repräsentanten der vier Kasten zeugen läßt — weil die Seelen aus dem Monde auf die Erde versetzt werden — so soll Heimdallr einst unter dem Namen *Rig* **) auf Erden gewandelt, und mit drei Frauen (D, O, C), die drei Stände: Sklaven, Freie und Edle gezeugt haben, daher im Anfang der *Völuspa* alle erschaffenen Wesen „Söhne Heimdallrs“ genannt werden. „Distributor mundi“ wird Heimdallr (*Lex. Isl. 137^a*) genannt, weil nach dem Mondwechsel das Jahr und die Zeit

*) Insofern der Regenbogen der Seelenpfad, die Geisterbrücke, so wäre zu vermuthen, daß der Glaube: die Seelen der Abgeschiedenen werden in den Mond versetzt, auch im Norden bekannt war.

**) *Rig* (Glanz) ist *Erisk* (vergl. S 67) der *Wandler* durch die „*Eriskgasse*“, welche die *Milchstraße* ist, die aber, wie der Regenbogen, als eine Brücke der Seelen aus dem Himmel zur Erde gedacht ward. Außerdem ist die *Milchstraße* der Pfad, welchen der leuchtende Gott des Mondes zur Nachtzeit zu wandeln scheint.

überhaupt eingetheilt wird (Müller S. 230). Insofern ist es auch natürlich, ihn bei Erschaffung der Menschen thätig wirkend zu denken. Das feuchte Mondlicht bringt den Mond zum Wasser in Beziehung. Da nun der Meerrieser Regir 9 Töchter zeugte, so sollen, nach Müller, diese die 9 Mütter Heimdalrs seyn. Dieser Ansicht Müllers stelle ich eine andere von Regis (Alfuna S. 75) gegenüber, welcher bei Heimdalrs 9 Müttern an die 9 (?) Farben des Regenbogens denkt; die einzig befriedigende Deutung möchte die S. 140 Anm. angegebene seyn, welche in der Neunzahl eine Beziehung zur Seelenwanderung anerkennt. Heimdalr, der bei Erschaffung der Wesen thätig, wird darum am jüngsten Tage in's Gjallarhorn (Gellhorn) stoßen, d. h. die Posaune der Auferstehung blasen. In ihm sind alle Seelen enthalten, er hat alle 9 Welten bereits durchwandert, von der Schöpfung bis zum Untergang der Zeitwelt. Er ist darum der neunmal Geborne, er hat alle Wiedergeburten bereits überstanden. Mit Absicht wurde ihm im Norden das Mittsommernachtsfest gefeiert, wo die Sonne ihren Kreislauf vollendet hat, und wieder rückwärts schreiten — bildlich: sterben — muß, um in der nächsten Winterwende wieder geboren zu werden. Darum thront auch Heimdalr in „Himmelsberg“, wodurch der höchste Standpunkt der Sonne angedeutet ist. Er ist der Mondgott; und das Zeichen des Krebses, in welchem die Sonne um Sommermitte sich befindet, hieß bei Macrobius: die Mondpforte, durch welche die Seelen in die Geburt herabkommen, entgegengesetzt der Sonnenpforte in der Winterwende, wo die Seelen wieder in's Lichtreich zurückkehren.

Der Umstand, daß in den Abbeingenden der zweite Mai mit dem Namen Þjulfag oder Þulle tag be-

legt wird, daß aber am Abend des ersten Mai dem keltischen Frühlingsgott Beal oder Belen zu Ehren das sogenannte Beltein *) oder Walpurgisfeuer angezündet wurde, ist ein mächtiger Beweis für die Identität Wols und Waldrs; denn, wie vorhin gezeigt wurde, fand Waldrs Tod in der Mittsommernacht Statt, die Anzündung seines Schelterhaufens war das Urbild aller Johannisfeuer, welche an einigen Orten die Walpurgisfeuer ersetzen. Der Zweck dieser beiden Feuer war das gleiche: alle naturfeindlichen Gewalten zu verschrecken. Wol oder Waldr, der Urheber der Fruchtbarkeit, war ja ihr entschiedenster Gegner, jene Feuer eine Erinnerung an seinen stellvertretenden Opfertod, welchem als dem eines Gottes besondere Sübnkraft zugeschrieben wurde. Ähnlich schlachtete man im Dionysuskult im Frühlinge einen Stier, von dem alle Anwesenden ein Stück seines Fleisches essen mußten, wodurch man aller Mißernte vorgebeugt glaubte, weil der Stier den Dionysus, den Spender der Feldfrüchte, selber repräsentirte. Auch noch ein anderer Zug der Sage, nämlich der, daß auch Waldrs Kopf mit der Leiche seines Herrn verbrannt wurde, spricht für die richtige Deutung dieser Ceremonie, denn in Irland wird noch jetzt ein Pferdekopf zur Abwehr bösen Zaubers (s. S. 100) in das Johannisfeuer geworfen. Dort hieß der Gott Bealdäg. Daß ein Opfertod, nach der Weise Waldrs, hier unerläßlich schien, bezeugt Armstrong (s. v. *beal-tain*), wa er in der Beschreibung des Belteuers einer

*) Daher die vielen Ortschaften „Beistein“ in vielen einst von Bekennern keltischer Religion bewohnten Ländern. Die Bekümmlung des Namens trat ein, als man sich der urspr. Bedeutsamkeit dieser Stätten für den Cultus nicht mehr bewußt war.

Ceremonie erwähnt, aus welcher erhellt, daß die Hauptperson ehedem bestimmt war, to be sacrificed to Beal, whose favour they mean to implore in rendering the year productive, the devoted person is compelled to leap three times over the flames. Hierzu merkt Grimm an: Die gottesdienstliche Beziehung läßt sich hier gar nicht verkennen. Man sieht an dem dreimaligen Laufen durch die Flamme, daß es hauptsächlich auf einen Menschen abgesehen war, der den Gott gnädig machen sollte, daß aber später Viehopfer an dessen Stelle traten, und endlich von der leiblichen Darbringung nur ein Springen über das Feuer für Menschen und Vieh übrig blieb. — An die Stelle des wirklichen Opfertodes mochte später in Irland das am Maiabend übliche Weitschen mit Messeln getreten seyn (Fr. Eifenm. S. 229), denn ganz ohne Blut durfte es bei dieser Art von Opfertage nicht abgehen. Da die Basilien der Römer, welche der Göttin Pales zu Ehren im Frühling Statt fanden, mit gleichen Ceremonien begleitet wurden — nämlich man ließ die Herde über das angezündete Strohfeuer springen, in dem Glauben, daß dann die Göttin für die Mehrung des Viehes sorgen werde, der Name Pales aber an palus = *φαλλος*, das Organ der Fortpflanzung erinnert, und palus die Bedeutungen Stammbaum und Baumstamm in sich vereinigt, letzterer bekanntlich jener von den Engländern *maypole* genannte Maibaum ist, welcher den Mittelpunkt bildete, um welchen das Maifeuer angezündet wurde — so braucht man bei der am Tage liegenden Bedeutung dieses Symbols nur das Wort pole (Pfahl) mit dem ältern angelsächsischen *pol* zu vergleichen, um in dem Namen des Gottes, dessen Eigenthümlichkeit dieser Pfahl andeuten sollte — nämlich

den „Bjahl im Fleische“ *), um mich der eigenen Worte des Apostels Paulus zu bedienen — allsogleich den Fruchtbarkeit verbreitenden B o l herauszufinden.

Insofern Baldrs Tod in der Mittsommernacht das Vorbild des Weltuntergangs war, so ergibt sich als natürliche Folge, daß

B a l i

oder Bali (der Weiße, wie Baldr) in der entgegengesetzten Sonnenwende seinen Platz einnimmt, wo das Licht wieder zunimmt, denn Bali war es, welcher den blinden Hdr, den obwohl unabsichtlichen Mörder Baldrs, auf den Holzstoß legt. Darum feierte man um jene Zeit die sogenannte Kyndelmisse (ein Fackelfest = Lichtmess), und erlustigte sich dabei durch Freudenfeuer. Weil er ein Vorbote des wiederkehrenden Frühlings, so mußte die winterliche Gattin Dvins, Rinda (die zugefrorene Erde) seine Mutter seyn. Bali ist der erste Tag des Jahres, oder — weil der Scandivavier nur nach Nächten zählte — die erste Nacht. Darum sagt die Edda (Saem. 6^b 95^b) von ihm: Nur eine Nacht alt, habe er schon den Tod seines Bruders Baldr an Hdr, den personifizirten Winter, gerächt. Eine ähnliche Aufgabe ward einem andern Sohn Dvins,

W i d a r,

zu Theil. Er soll einst den Tod seines Vaters an dem Wolfe Fenrir rächen, welcher beim Weltuntergang den Dvin selber verschlingen wird. Zu diesem Behufe ist ihm der mächtige Eisenhandschuh verlichen, dessen

*) σκωλοψ ἐν σαρκί (σ-κωλοψ ist verwandt mit colas, ein langes Stück Holz, Eytanroden).

oben gedacht worden ist; denn mit diesem tritt er Alles, auch beim heftigsten Widerstande, zermalmend nieder. Ihm wird aber auch gleiche Stärke, wie Thor nachgerühmt. Weil Vidar die Götter und die Schöpfung überlebt, so möchte seine Stummheit daraus erklärt sein, denn auch die Laren (die Todten) sind stumm, ihrer Mutter Lara war die Zunge ausgerissen worden. Andere schließen aus Vidars Sprachlosigkeit auf seine Regentschaft im December, wo die ganze Natur todt ist. Ihm vorher geht der Schlittschuhläufer

U l l e r,

den wir S. 240 als Mit-Odin erkannten, der während Odins winterlicher Entfernung aus seinem Reiche die Welt Herrschaft führt, also gleichsam Mitregent ist. Seine gerühmte Fertigkeit als Bogenschütze gibt ihn als denjenigen zu erkennen, welcher dem Monat des „Schützen“ vorsteht, wo der Tod die meisten Pfeile versendet, aber als Mit-Odin repräsentirt er den ganzen Winter, und ist folglich der geübteste Schlittschuhläufer. Weil der Winter auf den Sommer folgt, darum ist der Donnergott sein Stiefvater — sein eigentlicher Vater war Odin — seine Mutter die Erntegöttin Sif. Eigentlich war er Odin selbst als — wilder Jäger, daher er *Weidi As* (der weidmännische Ase) unter seinen Beinamen zählt.

Bei dem Namen Uller haben Andere an den Sender der Schneeflocken (Ulle = Wolle, wie orrm = Wurm, Odin = Wuodan) gedacht, man vgl. Grimm S. 209 Anm. und Regis „Fundgruben des Nordens“ II. S. 135, ich hingegen möchte nicht Ulle mit Wolle, sondern mit Hülle vergleichen. Der Schütze Uller wäre

demnach der Jäger *H u t b e r t* (*H u b e r t*), *R o b i n H o o d*, den wir oben als trefflichen Schützen erkannten, und dessen Vornamen *Robin* oder *Robert* mit *Rubn* aus *Hruothperaht* (*Glänzender*) für abbrevirt zu halten, zu gelehrt und künstlich erscheint, sondern das eigentliche *Stymon* wäre das sanskritische *rupa* = *ल०ण*, *Robe*, *Hülle*, Uler also der breithutige *Odin* als wilder Jäger, und der *Hut* bezöge sich, wie bei „Hütchen“ dem Zwerge auf die *Gabe*, sich unsichtbar zu machen, so hier auf die *Rebellkappe*, welche der *Sonnengott* im *November* — dem *h. Hubert* gehört der *3. Nov.* — aufsetzt *).

Eine andere Personification *Odins* war, insofern dieser *Gott* die *Wessagung* durch *Runen* schrift lehrte, der *Seher*

B r a g u r

oder *Bragi*. Er heißt der *beste Skalde*, denn der *Dichter* ist ein *Seher*, folglich auch umgekehrt. In *Bragurs* *Zunge* sind *Runen* gegraben. Weil der *Propheet* auch rückwärts in die *entferntesten Zeiten* blickt, darum ließ man ihm die *Greisengestalt* und einen bis zum *Gürtel* wallenden *Bart*. Aus *Bragurs* *Horn* wurde *Minne* getrunken, eine *religiöse Handlung*, von welcher aber die *Trunksucht* der *deutschen* und *verwandten scandinavischen* *Stämme* hergeleitet werden muß, worüber ich an einem andern *Orte* mich ausführlicher verbreiten werde. Dieser *Sitte* des *Minnetrinkens* zu *Ehren* *Thors*,

*) Ullersdorf in der *Lausitz* läßt vermuthen, daß *Wodan* auch unter diesem *Namen* in *Deutschland* verehrt worden sey, zumal es drei *Dörfer* dieses *Namens* in jener *Gegend* gibt, was also nicht als *Erinnerung* an einen *herblichen Erbauer* gedeutet werden kann. Auch der *Mannsname* *Ulrich* könnte hierher gezogen werden, vgl. *Friedrich* für *Frede*, *Freis* *Beiname*. Wie aus *Ulbert* = *Ulfrid*, *Udalbert*, so wurde aus *Ulrich* später *Udalrich*.

Obins und Freia's — sie bestand in Bier — entsagte man auch in christlicher Zeit nicht. Man trank dann Christi, Mariä und der Heiligen *) Minne.

T y r .

ist von allen Söhnen, welche Frigg dem Odin geboren hatte, seinem Vater am ähnlichsten, denn auch er ist Verleiher der Tapferkeit, Kriegsgott, und wurde in der Schlacht angerufen; wie Obins Name auf die bewegte Luft anspielt, so bedeutet *Tis* (*Zeus*, sansfr. *djaus* Himmel) den Aether, denn *div* bedeutet leuchten (lat. *sub divo*: unter dem Himmel). Das *d* ging nicht bloß bei den Griechen in *z* über (vgl. *Djauspiter* = Jupiter *Zeus πατηρ*), denn der altn. Name *Tysdagr* (Dienstag) klingt im *Abd.* *Ziestag*, ags. *Tivesdæg* — *Tyr* hat im Gen. *Tys*, im Acc. *Ty* — das ags. *Tiv* mußte im *Abd.* *Zio* lauten; und wie im Sansfr. *div* leuchten, die Wurzel v. *devas*, *θεος*, *deus* ist, weil der Himmel als Götterwohnung gedacht wird, so findet sich dieselbe Genese der Begriffe auch bei den Völkern des Nordens vor, denn in der *Edda* begegnet man einmal dem Plur. *tivar*, Götter. Grimm bemerkt: Zwar liegt dieses *tivar* von *Tyr* ab, mag aber doch verwandt damit seyn, wie mit *Zeus*, *Διός*, *θεός* und *Deo*. J wird dadurch gesichert, daß die altn. Mundart kurzes *iv* in *y* zusammenzieht. „Ist aber, folgert er weiter, *Tuisco* der erdgeborne Stammgott der Deutschen, für *Tivisco*, *Tiusco* zu nehmen *), so

*) Michaels Minne (Formn. Sög. 1, 162. (Martinsminne) F. S. 10. 178.)

**) *Tuisco* verhält sich zu *Tiu* = *Tio*, wie *manisco* (Mensch) zum ältern *man* (Mann), denn *Tuisco* ist Vater des *Manus* (Tact. Germ. 3.), der erste Mensch oder Stammvater eines Volkes ist *peto* der von ihm verehrt, jedoch anthropomorphe Gott.

läge darin ganz deutlich die Bezeichnung eines göttlichen, himmlischen Wesens, wobei es dahingestellt bleibt, ob man ihn auf Wuodan beziehen will.“

Also Tyr ist Odin = Wuodan, und um so gewisser, als ältere Gefänge den Tyr nicht zu einem Sohn Odins, sondern, wie diesen selber, zu einem Riesensohn machen, auch nach Subms Zeugniß der Cultus des Tyr im Norden älter ist, als der Odins (Subm üb. D. S. 188). Die frühere höhere Stellung des Tyr geht nicht nur aus seiner auch bei slawischen Völkern gewordenen Anerkennung — Tyrol und Steyermark (Styria) haben von ihm den Namen — sondern auch schon aus seiner oben nachgewiesenen Namensbedeutung hervor, die „Gott“ überhaupt bedeutet (er ist der Leuchtende Himmels-gott althd. ziari, glänzend, ags. tir: Glanz). So heißt Odin: Figtýr, Gautatýr, Þor: Reidhartýr (der fahrende Gott) u. a. m.

Wie Odin bei dem Weltuntergang durch den Wolf Fenrir (Jermalmer) seinen Tod finden wird, so Tyr durch den Hund Garmr (Gerberus). Aber auch der Wolf war dem Tyr schon gefährlich gewesen; wenn auch nicht ihn selbst, so hatte er doch das bezeichnende Glied des allmächtigen Wesens, die Hand, einst verschlungen gehabt, und zwar bei folgender Veranlassung. Tyr hatte Loki's Prodigium, den Wolf Fenrir aufzufüttern, übernommen, eine Beschäftigung, die er mit Odin theilte, dessen zwei Wölfe Hati (Haf) und Skolle (Bellender = σκυλαξ, Schakal) alles Eßbare von den dem Odin dargebrachten Opfern erhalten — denn für sich behielt der Gott nur das Trinkbare, Bier und Meth —; als aber die Götter sahen, wie das Thier täglich zunahm, und alle Prophezeiungen verkündeten, daß er bestimmt sey, ihr Unglück zu werden, entschlossen

Sie sich, eine sehr starke Kette (Leding) zu machen und hießen ihm, seine Kraft daran zu versuchen. Dem Wolf schien sie nicht sehr stark. Kaum hatte er sich ausgestreckt als das Band brach. Hierauf machten die Asen ein stärkeres Band (Droma). Auch dieses sollte der Wolf versuchen. Sie stellten ihm vor, daß seine Stärke sehr berühmt werden würde, wenn ein so großes Band ihn nicht halten könnte. Der Wolf merkte wohl, daß es übermäßig stark war, bedachte aber, daß seine Kräfte seit der Zeit, da er das Band (Leding) zerriß, zugenommen hätten, und daß er, um berühmt zu werden, sich einiger Gefahr aussetzen müsse. Er ließ sich das Band freiwillig anlegen. Da die Asen damit fertig waren, schüttelte sich der Wolf, und schleuderte das Band gegen die Erde, so daß die Stücke weit fortfliegen. Den Asen wurde nun bange, daß sie ihn nicht wieder binden würden. Sie schickten also Skirnir, Freirs Diener, nach einigen Zwergen in Schwarzelfenheim, und ließen das Band Glipnir verfertigen, das aus folgenden Bestandtheilen zusammengesetzt war: aus dem Schall des Kapentritts, aus dem Weiberbart, aus des Berges Wurzeln, aus des Bären Sehnen, des Vogels Speichel und aus dem Hauch des Fisches. Es war weich und glatt wie eine Seidenschnur, dabei aber doch stark und sicher. Als das Band den Asen gebracht ward, zogen sie nach der Insel Bygern im See Amtswertner und hatten den Wolf bei sich. Sie zeigten ihm das Seidenband und fragten, ob er es zerreißen könne, da es stärker sey, als man nach der Dike schließen sollte. Sie gaben es sich einander und versuchten es, entzwei zu reißen, aber umsonst, doch sagten sie, würde der Wolf schon damit fertig werden. Fenrir antwortete: es schiene ihm eben keine große Ehre zu

versprechen, ein so dünnes Band zu zerreißen, aber weiß Betrug dabei im Spiele seyn könne, käme es nicht an seine Füße. Die Asen antworteten: er würde leicht ein dünnes Seidenband zerreißen, da er vorher große Fesseln zerbrochen habe. Der Wolf antwortete: er lasse sich das Band zwar anlegen, um nicht der Muthlosigkeit beschuldigt zu werden, aber zu seiner Sicherheit gegen Ueberlistung verlange er ein Pfand, nämlich einer der Asen soll eine Hand ihm in den Rachen legen, dann erst werde er glauben, daß es ohne Falsch zugehe. Die Asen sahen sich verlegen einander an, keiner wollte seine Hand wagen, bis endlich Tyr sich dazu anschickte. Da debnte sich der Wolf aus, das Band ward fester; je mehr er sich anstrengte, desto stärker ward es. Da lachten alle Asen, nur Tyr nicht, der seine Hand einbüßen mußte. Als die Asen sahen, daß der Wolf völlig gebunden war, nahmen sie das Ende der Kette und zogen es durch einen großen Felsen (Giöl), und befestigten ihn tief in der Erde. Dann nahmen sie ein anderes Felsenstück (Twite), womit sie jenen noch tiefer hineintrieben, um ihn desto fester zu machen. Der Wolf riß den Schlund schrecklich auf, aber sie steckten ein Schwert hinein, so daß das Heft im obern, die Klinge im untern Riefer stand. Er heulte entsetzlich, und Schaum rann aus seinem Munde. Da soll er liegen bis zum Weltuntergang (Nübs „Edda“ c. 8.)

Wackernagel (Schweiz. Mus. I. S. 107) hat Tyr's Einhändigkeit daraus erklären wollen, daß der Gott des Kriegs immer nur Einem Theile der Kämpfenden den Sieg verleihen kann. Dagegen bemerkt Wilhelm Müller treffend, daß die ethische Erklärung eines echten und alten Mythos immer bedenklich sey, hier aber besonders, denn warum mußte eben der Wolf dem

Gott die Hand abbeißen? Erwägt man, daß dieser Wolf, welcher einst Sonne und Mond verschlingen wird — wie überhaupt auch die längste Nacht die Wolfsnacht heißt, in welcher der Wehrwolf auftritt, und davon der Christmonat, in welchen die kürzesten Tage fallen, noch zu Karls des Großen Zeit der Wolfsmonat hieß — ein Symbol der Finsterniß, diese aber das Licht regelmäßig verdrängt, so ist Tyr als der der Nacht vorhergehende Tag, wie Odin, Ernährer des Wolfes, wird aber auch, wie dieser, von ihm verschlungen, oder er muß mindestens die Hand, das Sinnbild seiner Kraft und Thätigkeit, einbüßen. Der Mythos von Tyr's Einhändigkeit ist jenem von Odins Einäugigkeit analog; beide drücken, die eine den Schlaf, die andere die Nachtlosigkeit des Tages in der Nacht aus. Eine nicht minder glückliche Vermuthung Müllers ist, daß die in den märkischen Sagen noch fortlebende Frau Herke oder Gre die Gattin des Tyr gewesen sey, mit welcher Loki, wie mit der Erdgöttin Frigg oder Frick, Odins Gemahlin, hublte, denn der Dienstag (*Tys day*: des Tyr Tag) hieß früher *Critag* oder *Crctac* (s. S. 63). Tyr muß aber auch *Er*, *Eor* oder *Ear* geheißen haben, weil diese Namen einer althochdeutschen Rune dem Zeichen für *Z* gegeben werden. Damit stimmt auch der Name *Erzburg* oder *Hereszburg* in Westphalen, wo Karl der Große die Irminsäule umhauen ließ. Irmin oder Armin war der in Gestalt einer Säule — wie Mars als Lanze (*Quirinus v. ouris*) — verehrte Kriegsgott. Daß der dem Tyr geweihte Berg *Erzburg* geheißen habe (wie *Sigburg* früher *Sigberg*), geht aus dem sächs. *Merseburg* hervor, was lat. Uebersetzung seyn konnte, wie *Marsberg* in einer andern Gegend Westphalens, *Marsheim* (*Mar-*

fem) an der Weser u. a. Tyr als Er, Her, war also Ares, der Kriegsgott, dessen heilige Vögel — sobald man wieder Odin an die Stelle Tyr's sich denkt, wozu man auch deshalb berechtigt ist, weil schon oben Odin als wilder Jäger vgl. S. 64) Erich hieß — der Aar und der Rabe *) waren. Der Rabe als Krieg verkündendes Vorzeichen ist über der Thüre des Königsberger Rathhauses in duplo gemalt, so wie auch auf dem untersten Rathhausgiebel sich ehemals ein eiserner Rabe befand, der aber seit vielen Jahren abgenommen ist, s. Kuhn M. S. Nr. 239, wo zugleich nach einer Chronik berichtet wird, daß jenes Wahrzeichen eine Erinnerung an einen im März (also im Märzmonat) 1589 über dem Rathhause wahrgenommenen Kampf von Raben seyn soll, welcher damals als Vorzeichen des bald nachher, noch in demselben Jahre zwischen dem Rath und der Bürgerschaft wegen eines Stückes Land unweit des Wimpinellenberges ausgebrochenen Krieges gedeutet wurde. Und nur, wenn Merseburg die Stadt des Tyr oder Er, Erich war, so läßt sich einigermaßen begreifen, warum, angeblich zum Andenken an den jähzornigen Bischof Thilo von Merseburg (1466—1514), noch jetzt ein Rabe in einem stattlichen Käfig auf dem äußern Schloßhof gehalten wird. Der Wärter dieses Raben genießt die demselben ausgesetzte Penston von 12 Scheffel Korn und 12 Thaler Geld, muß aber auch dafür, wenn der Rabe mit Tod abgeht, einen neuen schaffen. Fragt

*) Die Normannen hatten zum Feldzeichen einen Raben (Bartholin. Antiq. dan. 477.) Dieser Fahne entnahm man Vorzeichen für den Sieg. Zeigte sich der Rabe mit offenem Schnabel und flatternden Flügeln, bedeutete es Sieg, schien er still zu sitzen und die Flügel hängen zu lassen, so war es eine unglückliche Vorbedeutung.

man nach der Ursache dieser seltsamen Stiftung, so gibt die Volksfage zur Antwort: Dem Bischof sey ein Ring abhanden gekommen, und er habe in seinem Jahzern einen schuldblosen Diener, auf welchen der Verdacht des Diebstahls fiel, hinrichten lassen, nach dessen Tode habe man den Ring in einem Rabenneste vorgefunden, und da habe der Bischof, als Beweis seiner aufrichtigen Reue, damit sein Vergehen in ewiger Erinnerung fortlebe, diese seltsame Stiftung hinterlassen. Hier drängt sich die Frage auf, ob nicht der Bischof selber in so üblen Ruf unverdienter Weise gekommen, bloß weil er Thilo (Diminutiv von Tyr, Tys, wie Uthilo v. Odo, Othello v. Otto u. a. m.) geheißten, und der alte heidnische Gott dem christlichen Mittelalter schon unbekannt, folglich auch jede Beziehung auf ihn ganz unverständlich geworden war. Da die Kirchen überall sich als Erben heidnischer Heiligthümer erklärten, und Merseburg früher einen geistlichen Oberherrn besaß, so lag es ganz nahe, daß, als die Herrschaft des heidnischen Gottes (seines Kultus) auf den Bischof übergegangen war, dieser auch der Erbe seines Raben werden mußte. Denn, obschon sich keine directen Zeugnisse in der uns erhaltenen scandinavischen und alideutschen Literatur vorfinden, daß der Rabe auch dem Tyr gehörte, so konnte er doch als Vogel Odins, dessen Identität mit Tyr nun ganz außer Zweifel gestellt ist, auch zum Tyr in Beziehung treten. Auch, wenn wir den Raben, als auf die Lehre von der Seelenwanderung hinweisend, (s. S. 327), betrachten *), und ihn dem Kriegsgott deshalb zum Begleiter geben, weil die im Kampf Ge-

*) Aus diesem Grunde hießen auch die Eingeweihten in die, in einem großem Theil des heidnischen Europa verbreiteten, Mithrasmysterien: Raben.

fallen unmittelbar in Raben verwandelt werden — auf welche Weise sich auch erklären läßt, warum Artus, der auch ein wilder Jäger, in einen Raben verwandelt worden war (s. Grimm S. 637), denn im Gefolge des wilden Jägers befinden sich die Seelen der Verstorbenen — selbst dann ließe sich ein Bindeglied in dem Nachts jagenden König Erich *) auffinden (s. S. 64), von dem die Milchstraße (der Seelenpfad) den Namen Erichsstraße erhalten hatte (s. S. 63).

L o k i

wird zuweilen, wie Odin, sein Bruder, der dreizehnte Ase genannt, und mit Recht, denn er ist Odin selber, nur seine feindliche Seite. Seine auf Zerstörung ausgehenden Handlungen und Rathschläge erläutern seinen Namen: „der Endiger,“ obgleich einer von Logis **) aufgestellten Etymologie zufolge Loge (Logi) die Loh e das Feuer seyn soll — Loki schlägt seine Kinder, sagt man im Norden, wenn das Feuer knistert —, aber wegen der verschiedenartigen Wirkungsweise dieses Elements unterschied man einen Utgard-Loki, dem die Herrschaft über die unterirdischen Zwerge und Riesen zugetheilt ist, dessen Sitz Utgard, die nordische Unterwelt ist, und einen Asa-Loki, welcher mit den Asen verkehrt. So zwischen zwei Welten hin- und herschwebend, bald als vulkanisches Feuer ***) , bald als Meteor am Himmel

*) Erich ist Er = Tyr, das ahd. hern (Schwert) hat Grimm (S. 184) von dem Namen dieses Gottes hergeleitet, denn die Alanen verehrten diese Waffe als Symbol des Mars (Ammian. Marcellin. XXXI. 2.)

**) Aluna S. 80.

*) Ein Erdbeben erklärte man sich als die Zudungen des Gottes, der wegen seiner Schandthaten von den Asen gebunden wurde. Loki hatte nach Baldrs durch ihn verschuldeten Tod noch die Frechheit gehabt, sich beim Mahl der Götter in Ae-

ich zeigend, oder die Atmosphäre durch Bluthitze verengend — „Loki's Brand“ heißt der Hundstern, „Loki trinkt Wasser“ sagt man noch in Dänemark, wenn die Sonne Wasser zieht, „Loki treibt seine Geiße aus,“ sagt man in Jütland, wenn man die in der Sonnenhitze auf der Erde schwebenden Dünste bezeichnen will, s. Grimm, S. 221 —, konnte er leicht zu der Ehre gelangen, der Mittelpunkt des scandinavischen Göttersystems zu werden. Sein Schöpfungstrieb bewährte sich bei der Bildung des ersten Menschen, denn er war jener Ve, Vdrs Sohn und Odins Bruder, weil der Riese Farbanti, welcher Loki's Vater nach einer andern Genealogie ist, nur ein anderer Name für Vdr zu seyn scheint, denn Farbanti's Sohn Helblindi ist in der Edda (Saem. 46^a) ein Prädikat Odins. Loki ist also mit Recht zu den Asen gezählt, und Odins Bruder, obgleich selbst die Ältere Edda nur noch weiß, daß er einst sein Blutsbruder war (Saem. 61^a). Daher heißt Odin Freund des Loptr (Loptsvinr) oder Loki. Zugleich ist Loki auch Surt'r, d. i. der Schwarze (Svartr), ein Feuerdämon*), welchem die Kraft bewohnt, Alles zu

girs Wohnung einzufinden und sie mit Schmäuhungen zu überhäufen. Vor ihrer Rache sich zu sichern, baute er sich ein Haus mit vier Thüren, um nach allen Seiten heranziehende Feinde zu bemerken, verbarg sich aber auch oft in einer Laube. Da klangen ihn die Asen und führten ihn in eine Berghöhle, banden ihn mit den Eingeweiden seines eigenen Sohnes über drei Klippen, und das Band wurde zu Eisen. Ueber sein Haupt wurde eine Otter aufgehängt, so daß das Gift auf sein Gesicht tropfen sollte. Aber seine Frau Sigga sitzt bei ihm und hält den Gifftropfen eine Schale unter. Wenn die Schale voll ist und ausgeleert wird, tropft inzwischen das Gift auf Lokis Gesicht, da schüttelt er sich, daß die Erde bebzt.

*) Auf der Insel Island nennt man noch jetzt einen gewissen vulcanischen Stoff (bitumen lignum fossile): Brand des Surtur (Surturbrandr); ebenso nennt man aber auch feurige Schwefeldünste: Lokis Geruch (loka dunn). B. Nölner S. 212.

fallenen unmittelbar in Raben verwandelt werden — auf welche Weise sich auch erklären läßt, warum Artus, der auch ein wilder Jäger, in einen Raben verwandelt worden war (s. Grimm S. 637), denn im Gefolge des wilden Jägers befinden sich die Seelen der Verstorbenen — selbst dann ließe sich ein Bindeglied in dem Nachts jagenden König Erich *) auffinden (s. S. 64), von dem die Milchstraße (der Seelenpfad) den Namen Erichsstraße erhalten hatte (s. S. 63).

L o k i

wird zuweilen, wie Odin, sein Bruder, der dreizehnte Ase genannt, und mit Recht, denn er ist Odin selber, nur seine feindliche Seite. Seine auf Zerstörung ausgehenden Handlungen und Rathschläge erläutern seinen Namen: „der Endiger,“ obschon einer von Legis **) aufgestellten Etymologie zufolge L o g e (Logi) die L o h e das Feuer seyn soll — Loki schlägt seine Kinder, sagt man im Norden, wenn das Feuer knistert —, aber wegen der verschiedenartigen Wirkungsweise dieses Elements unterschied man einen Utgard=Loki, dem die Herrschaft über die unterirdischen Zwerge und Riesen zugetheilt ist, dessen Sitz Utgard, die nordische Unterwelt ist, und einen Asa=Loki, welcher mit den Asen verkehrt. So zwischen zwei Welten hin- und herschwebend, bald als vulkanisches Feuer ***) , bald als Meteor am Himmel

*) Erich ist Er = Tyr, das ahd. hern (Schwert) hat Grimm (S. 184) von dem Namen dieses Gottes hergeleitet, denn die Alanen verehrten diese Waffe als Symbol des Mars (Ammian. Marcellin. XXXI. 2.)

**) Alfana S. 80.

***) Ein Erdbeben erklärte man sich als die Zudungen des Gottes, der wegen seiner Schandthaten von den Asen gebunden wurde. Loki hatte nach Baldrs durch ihn verursachtem Tod noch die Freiheit gehabt, sich beim Wahl der Götter in Re-

sich zeigend, oder die Atmosphäre durch Bluthitze versengend — „Loki's Brand“ heißt der Hundstern, „Loki trinkt Wasser“ sagt man noch in Dänemark, wenn die Sonne Wasser zieht, „Loki treibt seine Geiße aus,“ sagt man in Jütland, wenn man die in der Sonnenhitze auf der Erde schwebenden Dünste bezeichnen will, s. Grimm, S. 221 —, konnte er leicht zu der Ehre gelangen, der Mittelpunkt des scandinavischen Göttersystems zu werden. Sein Schöpfungstrieb bewährte sich bei der Bildung des ersten Menschen, denn er war jener Ve, Vörs Sohn und Odins Bruder, weil der Riese Farbauti, welcher Loki's Vater nach einer andern Genealogie ist, nur ein anderer Name für Vör zu seyn scheint, denn Farbauti's Sohn Helblindi ist in der Edda (Saem. 46*) ein Prädikat Odins. Loki ist also mit Recht zu den Asen gezählt, und Odins Bruder, obgleich selbst die Ältere Edda nur noch weiß, daß er einst sein Blutsbruder war (Saem. 61*). Daher heißt Odin Freund des Loptv (Loptsvinr) oder Loki. Zugleich ist Loki auch Surtv, d. i. der Schwarze (Svartr), ein Feuerdämon*), welchem die Kraft beizohnt, Alles zu

girs Wohnung einzufinden und sie mit Schmähdungen zu überhäufen. Vor ihrer Rache sich zu sichern, baute er sich ein Haus mit vier Thüren, um nach allen Seiten heranziehende Feinde zu bemerken, verbarg sich aber auch oft in einen Lauch. Da fingen ihn die Asen und führten ihn in eine Berghöhle, banden ihn mit den Eingeweiden seines eigenen Sohnes über drei Klippen, und das Band wurde zu Eisen. Ueber sein Haupt wurde eine Ditter aufgehangen, so daß das Gift auf sein Gesicht tropfen sollte. Aber seine Frau Siggia sitzt bei ihm und hält den Gifftropfen eine Schale unter. Wenn die Schale voll ist und ausgeleert wird, tropft inzwischen das Gift auf Lokis Gesicht, da schüttelt er sich, daß die Erde bebt.

*) Auf der Insel Island nennt man noch jetzt einen gewissen vulcanischen Stoff (bitumen lignum fossile): Brand des Surtur (Surturbrandr); ebenso nennt man aber auch feurige Schwefeldünste: Loki's Geruch (loka dunn). W. Müller S. 212.

schwärzen, denn dieser Beherrscher der Feuerwelt Muspelheim wird am Ende der Tage die Schöpfung der Asen und diese selber verzehren. Ganz dasselbe lehrt die indische Eschatologie von dem Feuergott Siva, zubenannt Kalas (Verbrenner und Schwärzer, lat. calor und caligo), weil er bei dem allgemeinen Weltbrand allein von allen Göttern übrig bleiben wird. Loki heißt nicht umsonst: Endiger*).

Aber nicht bloß das verzehrende Feuer, sondern auch das zerstörende Wasser ist in Loki personifizirt, und auch der Wind, insofern er zerstörend wirkt. Endlich auch der Winter, denn er hatte Hödrs Hand geführt, als der Sommer getödtet werden sollte; die letale Waffe war ein Mistelzweig gewesen, weil die Mistel im Winter wächst und reift, also auch nicht des Lichtes zu ihrem Gedeihen bedarf. Eine andere Waffe wäre dem Lichtgott Baldr unschädlich gewesen, denn das unförperliche Licht ist unverlegbar, die einzige Waffe, die an ihm haften konnte, war das Symbol des Winters (Uhländ, Myth. v. Thor S. 146).

Loki setzt nicht nur die Asen durch seine Zerstörungslust in Verlegenheit, sondern er hilft ihnen auch durch seine List wieder heraus (vergl. S. 8), denn er ist nicht bloß das Ende, sondern auch der Anfang. Seiner

*) Loki gehört zur Wurzel lukan: schließen; das altn. Endst. lok ist: finla, consummatio, repagulum. Loki ist also der deutsche Hölleriegel, verwandt mit dem engl. Feuerdämon Grant, denn das agf. grindel, ahd. krintil, mhd. grintel bedeutet einen Riegel (repagulum, posculus), s. Grimm S. 222. Also ist Loki Pluto, welcher den Schlüssel des Hades besitzt, und davon, Ζαγρεὺς ἤδη der Schließer, heißt — Janus Clavus in der etruskischen Todtenstadt Clusium. Man schloß die Hölle als mit Riegeln gesperrt vor. Als Christus mit Löwenkraft zur Unterwelt fuhr, mußten die Grintel brechen. (Grundr. I. 178.)

List verbanke man die Wiederbringung des Frühlings. Denn als der Riesenfürst Thrym (Sturmesbraus) dem (im Winter) schlafenden Thor seinen Donnerkeil, den Hammer, gestohlen hatte, wollte er ihn nur unter der Bedingung herausgeben, daß man ihm die Liebesgöttin zum Weibe bringe. Freia entrüstet — denn wie mag der Lenz dem Winter sich vermählen? — schnaubte vor Zorn, daß der Asensaal unter ihr erbebe, „die Mannslüfternste will sie heißen, wenn sie mit nach Idtunheim jahre.“ Die Asen berathen sich, wie der Hammer wieder zu erlangen sey? Heimdal räth an, den Thor als Braut zu kleiden und zu schmücken, und die List gelingt; Thor wird mit dem großen Brüstungsschmuck gebunden, Frauengewand umwallt sein Knie. Loki schließt sich als Dienerin ihm an. Abends kommen sie bei Thrym an, es wird Bier herbei getragen, die Braut allein ißt einen Ochsen, acht Lachse, alle Leckerbissen, die den Frauen gehören, drei Tonnen Meth trinkt sie. Nie sah Thrym eine Braut breiter heißen, noch ein Mägdelein mehr Meth austrinken. Loki aber spricht: Nichts als Freia seit acht Nächten, so sehnüchtig war sie nach Idtunheim. Thrym beugt sich lüftern, sie zu küssen, aber zurück springt er den ganzen Saal entlang, so furchtbar sind Freia's Augen, aus denen Feuer zu brennen scheint. Da sagt wieder die schlaue Dienerin: Nicht schlief Freia seit acht Nächten, so sehnüchtig war sie nach Idtunheim. Jetzt heißt Thrym den Hammer hereinbringen, und zur Einweihung seines Ehebundes auf der Jungfrau Knie legen. Kaum hat nun Thor seinen Hammer wieder, als er zuerst Thrym, dann das ganze Geschlecht der Götter erschlägt, und der Winter ist nicht mehr. Um zu ermitteln, wo Thors Hammer verborgen sey, hatte Loki Freija's Falkengefieder anlegen

müssen (über d. Ved. dies. Myth. w. unten), so daß er in zwiefacher Beziehung zur Wiederbringung der schönen Jahreszeit mitgewirkt hatte.

Er hatte dem ersten Menschen die Lebenswärme eingehaucht, die Blutfarbe gegeben, und heißt darum *Lodr* (das lodernde Feuer), also ähnlich dem Götterverächter und Menschen bildenden Feuerdieb *Prometheus*, der von *Hermes*, wie *Loki* von den Affen gefesselt wird, oder der *Demiurg* des *Plato*, der Urheber der materiellen Schöpfung. Er ist darum *Lodhr* (das lodernde Feuer), und tritt neben *Hömir* (*Saem.* 3^b) auf, der dem Menschen den Geist einflößt, obschon (*Saem.* 180 Sn. 135) auch als *Loki* zugleich mit *Hömir* genannt. Beidemale ist *Odin* als mitwirkend aufgeführt, welcher deshalb auch in altn. Denkmälern: *Thridi* (der Dritte) heißt. Eigentlich sind aber alle Drei der Eine. (Ueber *Lodhrs* Identität mit *Odin* s. S. 187). *Loki* ist auch der Vermittler zwischen den Göttern und Zwergen. Er brachte die Werkzeuge, welche sie durch ihre Kraft hervorgebracht, aber nicht anwenden können, in die Hände der Götter. *Thors* Hammer, diese Bürgschaft des Frühlings und *Freirs* Schiff (s. S. 318), sind von Zwergen verfertigt, aber *Loki* brachte sie zu den Göttern. Ohne ihn wäre also ihre Bestimmung nicht erreicht worden.

Wenn aber *Loki* auch nicht das positive Lebensprinzip ist, so doch überwiegend das negative, denn er zeugte den *Wolf Fenrir*, welcher einst in *Odin* die ganze Schöpfung, *Sonne*, *Mond* u. verschlingen wird. Er ist der Vater der *Midgardschlange*, welche das Verderben der Welt seyn wird, er selber ist *Surtur*, der personifizierte Weltbrand am Ende der Tage. *Hela*, die Beherrscherin der Todten, ist seine Tochter, und unter dem Namen

Utgardarloki ist er selber der Herr der Unterwelt. Utgardar sind die äußersten Grenzen der bewohnten Welt, wohin das Alterthum die Stätte der Ungeheuer und Riesen der Hölle selber versetzte. Die ältere Edda kennt den Utgardarloki nicht, aber die jüngere Edda erzählt von ihm, daß er den Thor, der in Begleitung Loki's — hier wird also das Himmelsfeuer von dem Höllenfeuer als besondere Persönlichkeit unterschieden — und seines Dieners Thialf in seine Burg kam, auf eine seltene Art blendete. Es wurden Wettkämpfe an gestellt. Logi (das selbst Metalle schmelzende Erdfeuer), der Diener des Riesen, überwindet Loki (den Endiger) in Schnelligkeit des Essens; denn als Jener das in einem Trog vorgelegte Fleisch bis zur Hälfte verzehrt hatte, war von diesem schon die andere Hälfte zugleich mit den Knochen und dem Trog vertilgt. Ich kann in dem Ueberwundenen nur die Personification des natürlichen Endes aller Dinge erkennen, als Gegensatz zur Flamme, die auf gewaltsame Weise einwirkend, dieses Ende, das einmal, obschon später, herankommen würde, nur beschleunigt.

Saxo IX. p. 163 — 165 erwähnt einen Ugarthilocus als göttliches Wesen, welches der dänische König Gormo mit Gebet und Opfern verehrte, und zu dem auf sein Geheiß Lorkill eine an Abenteueru reichere Fahrt unternahm. Von diesem Lorkill wird auch erzählt, daß er drei von den Haaren des Ugarthilocus ausraufte, welche so groß und so stark wie Lanzen waren (X. 165). Was mochte diese Mythe für einen Sinn beherbergen? Grimm hat sich um die Entzifferung dieses Räthfels nicht bekümmert, sondern nur an ein ähnliches Haarausraufen des Teufels erinnert, wenn er auf dem Schooße seiner Großmutter schläft (Kinderd. Nr. 29.);

ferner an eine niederhessische Sage gemahnt, in welcher die Hand einer Königs-Tochter Demjenigen zur Belohnung versprochen wird, welcher drei goldene Haare vom Kopfe des Teufels bringt. (An die drei Bartthaare des Sultans, welche Hüon von Borbeaur dem König Karl bringen soll, ist nicht gedacht worden!) Endlich erinnert er noch an ein normwegisches Märchen, in welchem einem getödteten Drachen drei Federn aus dem Schwanze gezogen werden. Eine Erzählung aus den Maingegenden, in welcher seltsamer Weise der Teufel zum Phönix (!) wird, werden drei Federn desselben gesucht (Kinderw. III. S. 58). Und diese dürfte es begreiflich finden lassen, wie in nachstehend mitgetheiltem, von Grimm ignorirtem, Märchen der Teufel zu Federn gekommen sey:

Vor vielen hundert Jahren lebte ein Mann, der seinen Sohn zärtlich liebte, in der Folge aber von einem Räuber gefangen ward, der ihn in schweren Ketten schließen und in einen tiefen Kerker werfen ließ, dem Sohne aber nicht die Freiheit raubte. Letzterer bat vergeblich für die Freiheit seines Vaters. Endlich sprach der Räuber: „Soll ich deinen Wunsch gewähren, so bringe mir zuvor drei Federn von des Teufels Haupt!“ Der Teufel nämlich wohnte in einem Schlosse weit über der See, jedes Jahr wuchsen ihm drei neue Federn auf dem Kopfe, und die drei alten fielen ihm aus. Es war aber nicht leicht zu ihm zu kommen, denn nur an drei bestimmten Tagen gestattete dies die See, die Tage waren jedoch nicht bekannt. Kam man zur unrichtigen Zeit, so wurde man in die See geschmissen. Der Junge ging auf gut Glück zu, und als er an die See kam, hielt ein Schiff am Ufer, da stieg er hinein und fuhr drei Tage lang, da hielt das Schiff an einem Schlosse an. Er stieg heraus und ging auf das Schloß zu. Da kam ihm eine Frau entgegen, das war des Teufels Haushälterin; die frug ihn, was er wollte: „Ach“ sprach er, ich hätte gern des Teufels

drei Federn, wenn ich die dem Räuber gäbe, bekäme ich meinen Vater wieder.“ Die Haushälterin hatte Mitleid mit dem Jungen, nahm ihn mit sich in das Schloß, und wies ihm ein Kämmerchen unter der Erde an, und sprach, daß er da fünf Tage bleiben solle, bis sie ihn rufe, gab ihm auch gut Essen und Trinken, so viel ihn gelüskete. Während dem kam der Teufel nach Hause und legte seinen Kopf auf den Schoos der Haushälterin, und entschlummerte. Da zog sie ihm schnell die drei Federn aus, und es wuchsen ihm drei neue. Die alten steckte sie in die Tasche, und als der Teufel aufgestanden war, gab sie diese dem Jungen. Der dachte vor Freude nicht mehr an Essen und Trinken, lief aus dem Kämmerchen der See zu, dort aber begegnete ihm der Teufel, und frug ihn: „Was hast du in meinem Schlosse gethan?“ — „Ich habe Butter und Käse gebracht und komme aus der Küche.“ — „Dann geh' nur!“ sprach der Teufel, und der Junge lief, was er konnte, ans Gestade, und sprang schnell in das Schiff, das auch schnell mit ihm auf dem Wasser dahinlief; doch nicht für lange, denn der Arme hatte lust einen von den unglücklichen Tagen getroffen, und als er mitten in der See war, da schlug das Schiff um, und er fiel ins Wasser. Da schwamm er den ganzen Tag und die ganze Nacht, und konnte nicht ans Land kommen. Endlich sah er des Morgens ganz fern ein schwarzes Pünktchen, und als er darauf zuschwamm, war es ein Schiff. Aber da hatte er wieder Unglück, denn das Schiff gehörte einem Seeräuber, und der verkaufte ihn einem reichen Herrn, bei dem er zwei Jahre als Sklave dienen mußte. Weil er aber seines Herrn Wünsche so pünktlich vollzog, so ward ihm die Freiheit, und da reiste er so lange, bis er an das Schloß des Räubers kam. Dem gab er die drei Federn, und löste also seinen Vater aus. (Wolf D. S. Nr. 28.)

Welchen Dienst dem Räuber des Teufels Federn leisten sollten, wenn nicht den eines Zaubers, ist schwer zu ergründen. Unstreitig sind die Federn älter, als die Haare, und weil an dem Wundervogel Phönix der Begriff des

Zaubers haftet, so mochte der Wödnir mit dem Teufel in Verbindung gebracht worden seyn. Dann gab es sich von selbst, Federn anstatt Haare zu verlangen. In Gegenden, wo die Wödnirmaske des Teufels nicht bekannt war, wo aber doch der Ruf seiner Federn hindrungen seyn konnte, glaubte man, bei der Schwierigkeit, sich diesen Schmuck des Teufels zu erklären, am besten zu thun, wenn man die Federn in Haare verwandelte. Ähnlichen Umbildungen einer Sage oder eines Märchens bei der Verschleppung desselben in die entferntesten Gegenden begegnet man zu häufig, um solche Abweichungen für unwahrscheinlich zu halten. In dem hier erzählten Märchen tritt des Teufels Haushälterin an die Stelle seiner Großmutter, die wieder eine heidnisch-nordische Abkunft verräth. Denn als Thor und Tyr in des Riesen Hymir Haus getreten waren, hatten sie dessen 900häuptige Großmutter (*amma*), aber auch noch eine andere Frau, des Riesen Liebste (die Haushälterin?) angetroffen. Letztere, von freundlicher Gestalt, hielt für nöthig, die Ankömmlinge unter Kessel zu setzen, weil ihr Liebhaber manchmal unfreundlich gegen Gäste sey. Ganz so handelt jene Haushälterin gegen den Sohn, welcher, seinen Vater zu befreien, selbst den Teufel nicht scheute. Upland hat in Hymirs Großmutter (anspielend auf ihre vielen Köpfe) die Ergießung der Schneewasserbäche erkannt, die im Sommer niederströmend, das Strandbeis erzeugen; in der ihre Gäste behütenden Kebbfrau des Riesen, die ihm abhold zu seinem Schaden redet, irgend ein sommerliches, vom Frost- und Dämmerriesen festgehaltenes Lichtwesen vermutet. Es wäre demnach gestattet, dieselbe Deutung auf den vom Räuber gefangenen Vater des muthigen Jünglings anzuwenden, dessen Freiheit nur

zu erlangen ist, wenn die Pödnirfedern dem Winterdämon ausgerupft werden. Der Pödnir ist bekanntlich ein Verjüngungssymbol, aber die Federn scheinen dem Teufel so wenig ursprünglich zu gehören, als dem Loki das Falkengefieder der Freia, welches anlegend, er den Lenz herbeiführte. Nur als der Teufel schlief, waren die Federn zu gewinnen, also im Sommer — umgekehrt war es Winter, als Thrym dem schlafenden Donnergott seinen Hammer stahl — und daß auf dem Kopf des Teufels wieder neue wachsen, beweist nur die Hoffnung, im nächsten Frühjahr ihm wieder neue auszurupfen. Im christlichen Volksglauben steht des Teufels Großmutter freilich ganz müßig da, man hat sich also mit der Erklärung behelfen müssen, daß man Scheu getragen, der Mutter Gottes eine Teufelsmutter gegenüberzustellen, und es daher vorgezogen, Letztere noch älter zu machen, damit sie an Häßlichkeit ihrem Sohne nichts nachgebe.

Hält man nun gegen einander, daß Odin das Licht sendet, Loki aber in der Finsterniß herrscht, daß Odin die erfreuliche Sonnenwärme schickt, welche die Saaten reift, Loki aber Gluthitze, welche sie versengt, daß Odin den Sturm bändigt, den Loki, als Vater des Rosses Sleipnir, erzeugte; so ist Loki von Odin zwar verschieden, aber scheinbar, er ist nur die finstere Seite des höchsten Gottes, der gleichfalls ein unterweltlicher Todsender, „Herr der Gespenster“ (s. S. 247), Menschenopfer Heischender u. ist. In jener Zeit, wo Odin, nach Soro, im Auslande auf Reisen oder in Verbannung lebte, war er in der Unterwelt. Damals hatte Loki als We, mit Frigga, Odins Gemahlin, gehuhlt; ebenso wie Proserpine im Winter in Pluto's Gewalt

sich befindet, im Frühling aber zu Zeus zurückkehrte, mit dem sie den Dionysus Zagreus zeugte.

Das von Loki gezeugte Ross Sleipnir ist, insofern sein Reuter Odin den nie sein Opfer verfehlenden Speer Gungnir schwingt, jenes Pferd, auf welchem Loki's Tochter, Hel, in Bestzeiten reitet.

Der von Thiele (dän. Volksf. I. S. 137) erwähnte Gebrauch, auf jedem Kirchhof, ehe er Menschenleichen empfängt, ein lebendes Pferd zu begraben, von welchem man später glaubte, es sey das gespenstisch umwandelnde Todtenpferd*), läßt hier Beziehungen auf Loki zu. Vielleicht wurde es ihm als Todtengott zum Opfer gebracht? Der entweichende Teufel muß unvermerkt seinen Pferdefuß sehen lassen (vergl. S. 253). Die Münze, welche der Teufel als Buhlerlohn zahlt, verwandelt sich am nächsten Morgen in Pferdeäpfel. (Forst's Zauberbibl.) Als Pferd erscheint der Teufel in den Sagen von Jeno und in Legenden. Schwarze Rosse holen Verdammte zur Hölle ab.

Ueber den Teufel als Pferd vergl. man auch Remigius Daem. I. 23, 151 ff. Gervastus (III., 92) erzählt von dem teuflischen Pferde eines spanischen Ritters, das an des Lhedel von Wallmoden gespenstischen Rappen erinnert. In diese Familie gehört auch jenes schwarze Ross, das den Herzog Friedrich von Oestreich aus seinem Kerker befreien sollte (Tritheim. Chron. 1323).

Der Küster in Siebeneichen im Lauenburgischen erzählte Sebermann, daß in der Franzosenzeit der Pächter in Lan-ken ihm ein Pferd zuschickte, auf dem er zum Hochzeit-

*) Hästweda, ein Kirchdorf in Schonen. hat ursprünglich Hästhwita geheißen, weil bei der dortigen Kirche ein weißes Pferd (häst-hwith) gespuht haben soll. (Afzelius Schwed. Volksf. III. S. 203.)

schmause reiten sollte. Er machte sich auf den Weg. Bald kam er an einen Ort, wo der böse Geist sein Wesen hatte. Das Pferd bäumte und warf ihn ab. Nachdem er es lange gejagt und mit Gras gelockt hatte, gelang es ihm endlich, sich wieder in den Sattel zu schwingen. Nun aber begann das Thier seinen Lauf hoch über die Wiesen und Büsche, über Wälder, Häuser und Höhen hin, und brachte ihn im Nu vor die Thüre des Hochzeitshauses. (Müllenhof, Schleswig-Holstein Nr. 322b.)

An der Landstraße von Oldenburg nach Peilighafen ging eines Abends spät ein Wanderer. Da er sehr ermüdet war, dachte er bei sich: „Wenn du nur ein Pferd zu fassen hättest, so wolltest du bald nach Oldenburg kommen.“ Als er in der Gegend des Galgenbergs ankam, bemerkte er in der Dämmerung einen alten Schimmel, der sich zu ihm gesellte und nicht von der Seite wich. „Du kommst mir eben recht“ dachte der Mann, faßte den Schimmel, schwang sich hinauf und trabte davon. Aber schon nach ein paar Schritten fing das Thier unter ihm an größer zu werden, und wäre der Reiter nicht herabgesprungen, der Schimmel wäre mit ihm, wer weiß wohin gegangen, denn das Pferd war der Teufel selber. (Edbf. Nr. 527.)

Die jungen Leute des Dorfes Raffbe bei Apenrode wollten an einem Sonntagabend nach Hüdewod zum Tanz. Als sie aber an den zwischen beiden Dörfern fließenden Bach kamen, konnten sie nicht hinüber, weil er durch Regengüsse angeschwollen war. Indem sie umherschauten, wurden sie eines in der Nähe stehenden Pferdes gewahr. Sie beschloßen auf dasselbe zu steigen und hindurchzureiten. Als aber ein Paar aufstiegen, bemerkten sie, daß für einen noch Platz sey. Es stieg also noch Einer auf, und abermals war Platz für noch Einen da. So saßen sie endlich Alle auf dem Pferde. Da sie aber mitten im Bache waren, blickte einmal einer der vordersten zurück, und wie er die vielen Leute auf dem Pferde sitzen sah, brach er voller Bewunderung in die Worte aus: „Jesu Christi Kreuz, welch eine lange Mähre!“

Raum hatte er das Wort gesprochen, brach dem gespenstigen Pferde der Rücken, die Reiter fielen insgesammt ins Wasser und das Pferd verschwand mit fürchterlichem Geheul. Die jungen Leute eilten erschrocken nach Hause, denn die Lust zum Tanzen war ihnen vergangen. (Edbf. Nr. 312.)

Merkwürdig ist in dieser Hinsicht auch das sogenannte Teufelspferd, das in Schlachten unwiderstehlich zu schnellen und weiten Reisen durch die Lüfte dient. Ein solches besaß auch Heinrich der Löwe von Braunschweig. In Einer Nacht hatte es ihn aus dem gelobten Lande in die ferne Heimath versetzt, um das Weiklager seiner sich für eine Wittve haltenden Gemahlin mit einem neuen Gespons noch zu rechter Zeit zu verhindern.

Ein anderes Thier Odins, welches von ihm als wildem Jäger leicht auf den Teufel vererbt werden konnte, war der Hund. Ein schwarzer Bubel, der Nachts unter einem Birnbaum neben glühenden Kohlen als Hüter eines Schazes angetroffen ward, wird in Mone's Anz. f. R. d. Vorz. VII. p. 227 erwähnt.

Ein Jäger von St. Lievens Esche ging eines Tages seinem Berufe nach. In dem dortigen Walde ist es höchst verdächtig, und wer nicht muß, vermeidet gern den Weg dahin. Raum war der Jäger am Busche angelangt, sprang ein großer Hund ihm auf die Schulter. Sein eigener Hund nahm sogleich die Flucht. Als der Jäger seine Büchse faßte, anlegte und losdrückte, blieb das Thier vor ihm stehen. Er legte nochmals an, wieder kein Schuß, der Hund stand noch immer, es blieb daher dem Jäger nichts zu thun, als so schnell er konnte, die Flucht zu ergreifen (Wolf R. S. Nr. 437.)

Ueber dem Teufelsgang zu Antwerpen sah man sonst eine Schilderei, die den Teufel darstellte, und die leitete ihren Ursprung davon her: In dem Gange wohnte ein gräßlicher Flucher. Einmal sprach er: „Daß der Teufel

hier in die Kammer fahre!“ Und sogleich trat ein schwarzer Hund herein, in der Kammer nahm er aber menschliche Gestalt an und setzte sich an den Ofen. Der Glucker schickte zum Pfarrer, der gebot dem Teufel, sich wieder fort zu machen. Dieser aber sprach: „Man hat mich ja gerufen, und so bin ich gekommen.“ Nun fing der Pfarrer an ihn zu beschwören, und sprach nochmals: er solle gehen, woher er gekommen wäre. „Das kann ich nicht“ sagte der Teufel, „ich muß einen andern Weg nehmen.“ — „Also durchs Fenster in Gottes Namen!“ rief der Pfarrer, und in demselben Augenblick geschah ein Knall, daß alle Fensterscheiben brachen. In der Stube war ein solcher Gestank zurückgeblieben, daß kein Mensch es darin aushalten konnte. (Ebd. Nr. 467.)

Bei Rübels in Angeln auf Puschhof wohnte ein blinder Bauer mit zwei blinden Söhnen. Er war aber doch nicht hülflos, denn er hatte einen Hund mit dem Teufel gemacht, welcher ihm einen schwarzen Hund gegeben hatte. Dieser sorgte für Alles, wartete der Rube, und fütterte die Pferde bei Nachtzeiten. Wenn der Bauer ausgegangen war, erzählte ihm der Hund Alles, was sein Gefinde gesagt und gethan. Er wußte Alles, als wäre er dabei gewesen, und wenn einer auch nur eine Klotze Wolle genommen hatte. Der Hund pflegte still vor der Scheunenthüre auf einem Pfugrad zu liegen, und wenn der Bauer in den Hof kam, erzählte er ihm Alles. (Müllenhof Nr. 282.)

Hunde als Wahrzeichen von Kirchen, Städten u. lassen auf ein bei der Grundlegung des Gebäudes eingemauertes Thier dieser Art schließen. Die vielen Sagen von Kirchen, Brücken, zu deren Erbauung der Teufel durch persönliche Mitwirkung oder durch Schenkung der zum Bau erforderlichen Summen behülflich gewesen, wenn die Seele des ersten Wesens, das in die Kirche oder über die Brücke ginge, ihm gehören sollte, und den man durch das Hindurch- oder Hinübertreiben eines Thieres listig abfand*), haben in

*) S. l. Grimm D. S. Nr. 336.

dieser Sitte ihren Ursprung. Wie in Griechenland man des Glaubens ist, wer zuerst vorübergehe, wo der Grundstein eines neuen Gebäudes gelegt wird, müsse binnen Jahresfrist sterben, weshalb die Maurer, um das Unheil zu verhüten, auf dem Stein ein Lamm oder einen schwarzen Hahn abschlachten (Grimm, S. 1096), so hatten die Männerstädter beim Bau ihrer Pfarrkirche einen Hund gewählt. Dieß schließe ich aus Folgendem:

Am nördlichen Eingang zur Pfarrkirche von Männerstadt (unfern Rissingen) ist linker Hand ein steinerner Hund eingemauert. Man erzählt, daß dieses Bild den Hund des Maurermeisters der Kirche vorstellen soll, der seinem Herrn überall hin nachlief. Als nun einst der Architect schon hoch oben am Dachstuhl arbeitete, kam der Hund auch hinauf, und sprang, da ihn sein Herr bedrohte, von oben herab, ohne nur im Mindesten beschädigt zu werden. Da fertigte der Meister zur Erinnerung an diesen glücklichen Sprung das Bild seines treuen Hundes, und brachte es an der Stelle an, wo dasselbe sich noch jetzt befindet. (Bechstein fränk. Sagenschatz S. 243.)

Eine so geringfügige Ursache für das Wahrzeichen einer Kirche läßt sich kaum denken. Anders aber verhält es sich, wenn des Hundes stellvertretender Opfertod zu einem Akt der Dankbarkeit, zu einem Denkmal an ihn auf ewige Zeiten die Erbauer aufgefordert hatte.

Was in Franken Sitte war, wird auch im benachbarten Baden in der Praxis gewesen seyn. Somit wäre schon im Voraus das Wahrzeichen des Städtchens Bretten erklärt. Die Sage will es freilich besser wissen. Sie erzählt:

In Bretten lebte vor Zeiten ein Mann, der seinen Hund so gut abgerichtet hatte, daß das Thier vom Metzger Fleisch in einem Korbe holte, der ihm ins Maul gegeben wurde, und in welchen stets ein Zettel mit dem nöthigen Gelde

lag. Einmal aber sandte es sein Herr, der evangelisch war, am Freitag zu einem katholischen Metzger, der sich durch die Zumuthung, am Fasttag Fleisch zu verkaufen, beleidigt fühlte, und aus Rache dem Hunde den Schwanz abhieb, diesen in den Korb legte, und dazu schrieb: Da hast du Fleisch! das Hündlein aber verwundet, trug den Korb treu über die Gasse nach Haus, legte sich nieder und starb. Die ganze Stadt trauerte (! auch die Katholiken?) und das Bild des Hundes ohne Schwanz wurde, in Stein ausgehauen, übers Stadthor gesetzt. — Andere aber erzählen, der Hund habe stets Fleisch und Würste gestohlen, bis es endlich ein Fleischer ertappt und verstümmelt hatte. (Grimm D. S. Nr. 95.)

Die doppelte Relation ist an sich schon verdächtig und die Zeit, in welcher die so wichtige Begebenheit, welche die ganze Stadt in Trauer versetzte, sich ereignet, ist, wie aus der Veranlassung von des Fleischers Rache zu schließen, jene, in welcher bereits zwei sich beseidende Confectionen Bretzens Bevölkerung bildeten, also nicht mehr die ganze Stadt um den Hund trauern konnte. Das Stadthor wird aber jedenfalls von höherm Alter seyn. Berücksichtigt man jedoch die zweite Relation, um ungehindert die Begebenheit in eine frühere Zeit hinaufrücken zu dürfen, so ist ein diebischer Hund noch weniger Gegenstand des Mitleids, um die ganze Stadt in Trauer zu versetzen und sein tragisches Ende durch ein Bild auf dem Stadthor zu verewigen. Die Erklärung, welche die Sage gibt, erklärt also nicht das Wahrzeichen, sondern erzählt nur den Haß der katholischen Parthei gegen die protestantische Bevölkerung Bretzens, indem man dem Wahrzeichen ihrer Stadt ein verächtliches Motiv unterschob. Wenn schon Bischoff das Sprichwort „es geschieht dir wie dem Hund in Bretten“ von übel belohnter Treue verstand, so kann diese Sache so aufge-

faßt werden: der Hund, welcher (nach dem Glauben jener Zeit) sein Leben dafür hingab, daß der Bau des Stadthors ein fester bleiben sollte, mußte zum Danke den Spott der Nachwelt erfahren, die über die Ursache seiner Verstümmelung sich lustig macht. Der Schwanz des steinernen Hundes konnte vielleicht wegen der Höhe des Thores oder wegen der zu kleinen Dimensionen von schwachen Augen nicht erkannt werden, oder das Material hatte sich im Laufe der Zeit abgebröckelt, so daß der Schweif des Thieres unkenntlich geworden. Es circulirt aber noch eine dritte Relation (vergl. Schnezler, bad. Sagenb. II. S. 413). Dieser zufolge befindet sich des Hundes Bild nicht über'm Stadthor, sondern am Dach der Lorenz kirche; und die Stadt hätte wirklich Ursache gehabt, dem Thier Dankbarkeit zu bezeugen, denn zur Zeit einer Belagerung war sie schon ausgehungert, und auf dem Punkte, sich zu übergeben, als man den Feind durch einen wohlgenährten Hund täuschte, der aus dem Thor gemächlich hervorkroch. Den Spott der Belagerten erwiderte der Feind durch Verstümmelung des Thieres. Diese Begebenheit erinnert aber zu auffallend an die Belagerung der Weste Karlstein in Böhmen — wo ein Bock die Rolle des Hundes übernahm und gleichfalls die Belagerer durch seine Wohlbeleibtheit täuschte; aber auch noch an viele andere ganz gleiche Belagerungs-Anekdoten, daß bei so auffallender Uebereinstimmung in der Hauptsache, gegen die Wahrheit der meiste Verdacht entstehen muß. Zugleich aber drängt sich hier die Frage auf: worin bestand hier der Undank, der jenes Sprichwort hervorrief, da der Hund ein Denkmal erhielt?

Den klarsten Beleg für die Richtigkeit der hier vor-

getragenen Deutung enthält folgende holländische Sage von der Gründung der Stadt Hontsdam:

Als Floris III. Graf von Holland nach seiner Hulbigung in Balheren wieder nach Holland zurückgekehrt war, sandte er die besten Werkleute des Landes nach Flandern, um dort die Dämme wieder herzustellen. Als die Meister zu einem dieser Dämme gekommen waren, fanden sie unter seinen Trümmern einen Hund, der während sechs Tagen dort geheult hatte. Keiner wußte dieses Zeichen zu deuten. Da hielten die Deichmeister Rath mit einander, und kamen zu dem Beschlusse, den Hund in die Oeffnung zu werfen, welche bis dahin trotz aller Mühe nicht hatte gestopft werden können. Als Keiner unter den Werkleuten dies zu thun sich anschicken wollte, trat ein mutthiger Holländer zu dem Damme, griff den Hund beim Schwanz, und schmiß ihn mit kräftigem Schwunge in den bodenlosen Schlund; die andern Arbeiter warfen schnell große Erdhäufen nach, und bald bemerkten sie, daß sie Grund hatten. Also bauten sie den Damm fertig. Aus den Hütten, welche die Werkleute dort sich gebaut hatten, entstand allmählig ein Städtchen, dem Graf Philipp viele Privilegien und Freiheiten gab, und welches man, zum Andenken an die wunderbare Geschichte mit dem Hunde an dem Damme, Hontsdamm nannte. (Wolf R. S. Nr. 44.)

Neben Odins Thiermaske wählt der Teufel auch, zumal er „Meister Hämmerlein“ heißt, die Lieblingsthiere des Thor. Der Vocksfuß ist ein eben so sicheres Kennzeichen des Bösen, als der Pferdefuß. Nach einer heftigen Volkssage hütete der Teufel einen Schatz und gestattete Niemandem, ihn zu heben, außer wer ihm einen schwarzen, genau ein Jahr und einen Tag alten Geißbock darbrächte. (Grimm, S. 961).

Ein Bauer vergrub in Gegenwart seines Knechtes viel Geld, trug dem Teufel die Put darüber auf, und band ihm ein, den Schatz nicht eher fahren zu lassen, bis man

ihm einen schwarzen Ziegenbock gebracht haben würde. Der Knecht reiste nach Holland, wo er viele Jahre blieb, der Bauer starb mit dem Geheimnisse dahin, und seine Nachkommen verarmten. Der Knecht kam endlich wieder, fand den Hof heruntergebracht, erinnerte sich des vergrabenen Schatzes und des schwarzen Ziegenbocks, und war so ehrlich, den rechten Erben mit einem aufgefundenen schwarzen Bock zu dem Ihrigen zu verhelfen. (Wolf D. S. Nr. 462.)

Ein reicher Bauer schickte eines Sonntags alle seine Leute aus dem Hause, theils in die Kirche, theils aufs Feld. Darauf grub er im Stall ein Loch, setzte einen Koffer hinein, und schüttete sein Geld muldenweise darin auf. Darnach verschloß er den Koffer, machte das Loch wieder zu und versiegelte es mit den Worten: „Nun Teufel, verwahr' es so lange, bis sie dir einen schwarz und weißen Ziegenbock bringen.“ Ohne Wissen des Geizigen hatten aber seine Kinder einen armen alten Mann über die Nacht beherbergt. Dieser hatte auf dem Heuboden geschlafen, und stand gerade auf, wie der Bauer all sein Geld vergrub, so hatte er Alles mit angesehen. Der Teufel bemerkte ihn gleich und sagte: „Zwei Augen sehn!“ der Schalk paßt auf. Der Bauer dachte, das könnte nur eine Raße seyn, und sagte: „Laß sehen, was sieht!“ In aller Stille verließ der Alte hernach das Haus. Der Bauer starb, und seine Kinder bewirthschafteten nun schon seit einiger Zeit die Stelle; da kam der alte Mann wieder und bat um Aufnahme. Sie wiesen ihn Anfangs ab; bald aber, als sie sich erinnerten, daß sie ihn schon einmal wider des Vaters Willen beherbergt hätten, ließen sie ihn da bleiben. Das Gespräch kam bald auf die schlechte Zeit und die Kinder klagten. Der Alte fragte: ob denn ihr Vater ihnen nicht reichlich Geld hinterlassen hätte? „Ach nein! sagten sie, nichts als Schulden.“ Da versprach er ihnen Geld genug zu verschaffen, wenn sie ihn lebenslänglich versorgen wollten und einen schwarz und weißen Ziegenbock verschaffen könnten. Damit waren die Leute gern zufrieden. Aber es kostete Mühe, einen solchen Bock

zu finden; als man ihn endlich erhielt, brachte der Sohn des Bauern ihn in den Pferdestall und sagte, wie der alte Mann ihm vorgeschrieben hatte:

Da hier Teufel, hast du das Deine!
Nun gib mir auch das Meine!

Sogleich zerriß der Teufel den Bod, die Leute aber holten sich den reichen Schaß. (Müllenhof Nr. 276.)

Auf der Burg Alteberstein liegen fünf Kisten voll Geld verborgen. Dieß hat eine Frau offenbart, welche viel dergleichen Geheimnisse wußte. Vor einigen Jahren hat ein in der Schwazgräberei erfahrener Förster in der Adventszeit fünfzehn Mondnächte hinter einander nach diesen Schätzen gegraben. Schon war er mit der Packe auf eine eiserne Kiste gestoßen, als aus der zerfallenen Halle eine menschliche Gestalt auf einem schwarzen Bode hervorgeritten kam. „Seht, da kommt einer auf einem Geißbode daher!“ rief einer von denen, die dem Förster bei seinem nächtlichen Werke halfen; sogleich verschwanden Bod und Reiter, aber auch die Kiste. (Schneizer, Bad. Sagenb. II. S. 231).

Im Schloß zu Hummelshausen liegt ein ungeheurer Schaß begraben; der ist in einer großen Kiste verwahrt, und auf dieser liegt ein schwarzer Bod. Jedes Jahr sinkt die Kiste eine Klafter tiefer in die Erde. Bis sie gefunden ist, wird weder Glück noch Segen auf dem Schlosse seyn. Die Bewohner desselben sterben und verderben. (Wolf D. S. Nr. 250.)

Nächst dem Bode ist das Lamm des Teufels Opfergabe. Bekanntlich opferten schon die Griechen dem Pluto und der Pecate, überhaupt den unterirdischen Gottheiten ein schwarzes Schaf. In Norwegen werden dem Wassermann schwarze Lämmer und weiße Böcke geopfert (Grimm, S. 461), woraus die Verwandtschaft beider Thiergattungen erhellt. Es kann also nicht befremden, daß das Lamm, obschon es im Ev. Matth. ein dem

Doch entgegengesetztes Symbol, dennoch vom Bösen nicht verschmäht wird. In Niedersachsen glaubt man: wer sich zur Fastnachtzeit im Wald unter eine Egge setzt, der kann Alles mit ansehen, alle Thiere, die durch das Holz ziehen, und allen Spuk, der sich in dieser Nacht sehen läßt. Dieß wußte ein Schäfer, und wollte es versuchen, er ging in den Wald unter die Egge sitzen und schaute durch die Löcher. Als nun der Spuk vorüber war, wollte er unter der Egge wieder hervorkriechen, allein er saß fest und der Teufel stand neben ihm und wies die Zähne. „Hast du kein schwarzes Schaf, das ganz kohlschwarz ist?“ fragte er, „das gib mir, dann kommst du los.“ Der Schäfer blieb liegen, bis es tagte, da gingen Leute durch den Wald und wollten ihn losmachen, aber sie vermochten es nicht; da ließ er sich sein schwarzes Schaf bringen, das nahm der Teufel, ging damit in die Luft auf, und der Schäfer wurde los (Grimm, Myth. S. 961). Azellus berichtet aus Schweden, daß dort in der ersten Zeit des Christenthums (wo also heidnische Opfergebräuche noch lebhaft im Gedächtnisse des Volkes haften) unter dem Altar jeder Kirche ein Lamm vergraben wurde, um dadurch das Fortbestehen des Gebäudes zu sichern. „Wenn man zur Zeit, wo kein Gottesdienst gehalten wird, in die Kirche tritt,“ fährt er fort, „so geschieht es bisweilen, daß man ein kleines Lamm quer durch den Chor der Kirche laufen und darin verschwinden sieht. Dieß ist das Kirchenlamm. Wenn es sich auf dem Kirchhofe, namentlich dem Todtengräber, zeigt, so soll es den Tod eines Kindes bedeuten, welches das nächstemal zur Erde bestattet wird.“ (Schwed. Volksf. III., S. 206). Der gespensterhafte Charakter dieses Lamms sagt deutlich,

daß es zur Unterwelt in Beziehung stehe, und durchaus nicht ein Symbol desjenigen sey, den Johannes mit dem Lamme verglichen hat, sondern seines Widersachers Eigenthum. Damit vergl. man folgende Sage:

Zu Masseman-Bestram im Raemsträschen läßt sich jede Nacht ein weißes Schaf sehen. Man sagt, es sey eine verborgene Höhle in der Pfarre, worin das Thier sich bei Tage aufhalte. Niemand kann das Thier berühren; bei jedem Versuche, den man noch dazu gemacht, schwebte es vor den Füßen des Verfolgenden weg, verschwand plötzlich, und zeigte sich einige Minuten später im Rücken des Gefährten. (Wolf N. S. Nr. 552.)

Die weiße Farbe des Thiers macht es zweifelhaft, ob man hier sich eine Teufelsmaske denken dürfe. Bedeutet vielleicht das weiße Schaf, wie vorher das Kirchenlamm, als vorbedeutend in Beziehung auf Kinderleichen, ein vom Cultus geopfertes Kind (vergl. Daurmer, Geh. d. christl. Alterth. I. S. 145), dessen Seele umgeben muß? Die „verborgene Höhle in der Pfarre“ verräth eine Krypte oder unterirdische Kirche, worin der christliche Priester Christi stellvertretendes Sühnopfer in neuern Exemplaren — am häufigsten wählte man Kinder, ihrer Sündlosigkeit halber — wieder auffrischte.

Der Wolf ist als Odinisches Thier schon oben S. 148 erkannt worden, zugleich aber von infernalischer Bedeutung. Der in der Christnacht umgehende Wehrwolf ist das Abbild des von Loki gezeugten Fenriswolves, welcher am Ende des großen Weltjahrs die ganze Schöpfung verschlingen wird; er ist, als lichtschreues nächtliches Thier, verwandt mit den beiden von Odin gemästeten Wölfen, Skolle und Gate, welche in den Sonnenfinsternissen und Mondfinsternissen die beiden Himmelslichter zu verschlingen drohen, und sie immer

verfolgend am Ende der Tage auch wirklich erreichen werden. Es lag also nahe, das dem Loki gehörende Lichträuberische Thier in christlicher Zeit dem seelenräuberischen *) Satan zur Seite zu stellen, zumal dieser auch den Schafen Christi nachstellt. Eine Anspielung dieser Art enthält ein über der nördlichen Kirchenthüre im Dorfe Eichel am Main ausgehauenes Bild: ein Widder mit dem Kreuze, gegen den ein Wolf den Rachen aufsperrt, welches die Sage wie folgt erklärt:

Als die Gegend bei Eischele noch mit Wald bedeckt war, kam ein Mann mit einem Schafe zu der dortigen Wallfahrtskirche, „Maria zur Eiche“ genannt. Er band das Schaf außen an die Kirchthüre und ging hinein, sein Gebet zu verrichten. Mittlerweil kam aus dem Wald ein Wolf gegen das Schaf, dieses riß sich los und sprang in die Kirche, der Wolf ihm nach. Da lief es zur Thüre zurück, faßte den Strick, der daran hängen geblieben war, und riß die Thüre im Hinauslaufen zu. Der Wolf war nun eingeschlossen, und wurde umgebracht. (Schneizer Bar. Sagb. II. S. 647.)

Das Sprichwort: „in Eichel fängt das Schaf den Wolf“ hat auf diese Fabel, die sehr verbreitet seyn mußte, weil sie ein Sprichwort erzeugte, Bezug.

Wenn aber auch der Wolf am Ende der Tage Alles verschlingen wird, so übersah man doch nicht, daß das Ausschmelzen und Ausbrennen der Materie im Feuer (Loki = Surtur), wie bei dem Verbrennungsprozeß des Phönix, zur Wiedergeburt einer neuen geistigern

*) Seelenräuber heißt der Wolf schon bei den Kirchenvätern (Gregor. M. Opp. I. p. 1486.) Grimm denkt bei *latro* (Räuber) an das bellende Thier, gewissermaßen wäre die Aehnlichkeit erwiesen, wenn nämlich gestattet ist, *latrans* mit *lacerans* (*λακεῖν*) zu vergleichen, denn zerreißen, zerstückeln ist des Wolfes Eigenthümlichkeit.

Schöpfung verhilft, was auch das nordische Alterthum glaubte. Diese Vorstellung muß sehr alt und sehr verbreitet gewesen seyn, weil sie sich in vielen Sprachen wiederfindet, insofern Wolf und Licht durch Ein Wort bezeichnet werden *). Zeus und Apollo hießen nach dem Wolf, (*λυκᾶος*), weil sie Lichtgötter sind, und selbst eine Anstalt geistiger Erleuchtung, das Lyceum zu Athen, bekam vom Wolfe den Namen. Gleichwie das Jahr im ewigen Kreislauf der Wolfsbahn (*λυκαίος*) sinkt auch der Mensch und einst die ganze Welt in Nacht, nur um aus ihr wieder zum Licht zurückzukehren. Das Ei auf dem Wolfskopf, im Zeichen der Zwillinge auf dem Thierkreise von Tentyra (bei Hug Myth. S. 178) spielt deutlich darauf an, daß der Wolf oder der Weltbrand zur Wiedergeburt verhelfe. Nicht nur den in den Wolf verwandelten Lycæon, sondern auch den Todtenerwecker Aesculap hatte des Wolfszeus Zeus (*Ζεὺς λυκᾶος*) Blig verzehrt. So ist auch in der nordischen Eschatologie der gemeinsame Schelterhaufen der Götter und Menschen (Loki = Surtur); ihr letzter Befreier. Auf diese Art verhilft der Wolf zum Sieg über die Finsterniß, und die Begriffe Sieg und Licht vereinigen sich in dem Wolfskopf des Mars auf etruskischen Grabgemälden (Urnen, Vasen). Noch im christlichen Mittelalter war des Wolfes Erscheinen Vorzeichen des Sieges. (Wolf, D. S. Nr. 376), sowie schon den Irpinern,

*) Sanskr. urea (Wolf), von arc (brennen = *ἀργός*, glänzend, lat. arguo, klar machen), *λυκος* Wolf = *λυκῆ*, lux, Licht, u. öft. Selbst der Hebräer, der keine Mythen vom Blig-verzehrten Lycæon, und keinen durch einen Wolf errigten Weltbrand kennt, leitete den Wolf (aseb) vom Leuchten (aub) ab; daher anahab: Gold.

die nach dem Wolfe (irpus) hießen, das Zeichen, wo sie eine neue Niederlassung gründen sollten (Strab. II., 208). Helddenname der glücklichsten Vorbedeutung war das ahd. Wolfbraban (später Wolfram *), weil auch der Rabe den Sieg weissagt. Wolfgang (Lup-ambulus i. J. 1000 act. Bened. sect. 6, pars 1 pag. 3) bezeichnet einen Helden**), dem der Wolf des Sieges vorangeht. Vielleicht stellte also das Umhertragen eines Wolfsbildes am Kolodafeste der Slawen, welches auf den Tag fiel, wo die Sonne wieder zu wachsen beginnt, nicht den Sieg über den Wolf der Finsterniß (der Wehrwölfe in den langen Nächten), sondern den Sieg des Lichts über die Dunkelheit vor? Aus der guten Vorbedeutung, welche sich an das Begegnen des Wolfes (Wolfgang = Gangolf***) knüpfte, glaubte Grimm erklären zu können, warum in der alterthümlichen Segensformel XIV Martin (der christliche Mars) und Wolfgang als Hirtenheilige angerufen werden.

Ich glaube nun, den Leser gebüßig auf die Wolfsbilder an kirchlichen Gebäuden vorbereitet zu haben.

Ueber dem Kirchenthor zu Georgenzell †) fand sich ein großes Wolfshaupt eingehauen. Von diesem geht die Sage:

*) Dieser von Grimm S. 1093 gegebenen Deutung des Namens steht das Vorkommen der gleichen Endsybde in den Mannsnamen Bertram (Bertho), Gunthram (Günther) u. a. m. entgegen.

**) Man denke hier an Wolfdietrich in der Helldensage an die Helldengeschlechter der Welfen (Gwelf in Italien), Wölflingen, Wulfingen etc. Vgl. Grimm D. S. Nr. 406 b. 515. 517.

***) Gang-olf d. i. Gang des Wolfes (Ulph, wie Wurm aus orm, Wotan aus Odin entstand). Das Kloster Wolfsmünster an der Saale zum Stifte Fulda gehörend, hieß auch Gang-olfzelle. (Bechstein a. a. D. S. 140.)

†) Ehemaliges Cistercienserkloster unweit Sinnershausen.

Als man das Kloster baute, war auf drei vorhergehende ungewöhnlich strenge Winter große Hitze und Dürre, Theuerung und Seuchen erfolgt, so daß die wilden Thiere aus Mangel an Nahrung aus den Wäldern liefen. Da fingen die Steinmessen einen Wolf, nährten ihn und machten ihn zahm, dafür bewachte er den Bau (! damit er nicht weggetragen werde?), und sie hießen zum Andenken das Wolfshaupt über das Kirchenthor, daher nannten Viele hernach das Kloster Wolfszelle, statt Georgenzelle (Beschreibung fränk. Sagenschatz S. 47.)

Daß hier der Begriff Sieg vorwaltet, ergibt sich schon aus der Umänderung des Klostersnamens Georgenzelle in Wolfszelle. Georg ist bekanntlich wie Martin ein Patron der Soldaten, welche wurden, wie ebendem Odin, um Sieg angerufen (vergl. Kloster VII. S. 300 Anm. und S. 677 Anm.)

Da aber der Wolf auch in andern Kirchen erscheint, wo diese Erklärung nicht ausreichen würde, so ist man geneigt, jene Erklärungswiese anzuwenden, welche dem Hündchen am Dache der Lorenzkirche in Bretten zu seinem bisher verkannten Rechte verhalf. Man vergl. deshalb folgende von Grimm (D. S. Nr. 186) zuerst mitgetheilte Sage mit der von mir S. 361 versuchten Deutung:

Zu Aachen im Dom zeigt man an dem einen Flügel des ebernen Kirchenthors einen Spalt und das Bild eines aus Erz gegossenen Wolfes. Als Grund dafür wird angegeben: Aus Mangel an Geld habe man mit dem Kirchenbau einhalten müssen; da habe der Teufel sich erboten, die erforderlichen Summen unter der Bedingung herzugeben, daß die erste Seele, die bei der Einweihung der Kirche in die Thüre hereinträte, sein würde. Der Rath zauderte lange, willigte aber endlich ein, und versprach den Inhalt der Bedingung geheim zu halten. Darauf sey mit dem Höllengeld das Got-

teshaus herrlich ausgebaut, indes aber auch das Geheimniß ruchbar geworden. Niemand wollte nun die Kirche zuerst betreten. Da erfann man eine List. Man fing einen Wolf im Wald, trug ihn zum Hauptthor der Kirche; und an dem Festtag, als die Glocken zu läuten anfangen, ließ man ihn los und hineinlaufen. Wie ein Sturmwind fuhr der Teufel hinterdrein, und erwischte, was ihm nach dem Vertrag gehörte. Als er aber merkte, daß man ihm bloß eine Wolfsseele geliefert, warf er in der Wuth das Thor so gewaltig zu, daß der eine Flügel sprang und den Spalt bis auf den heutigen Tag behalten hat.

Entkleidet man das Factum von seiner märchenhaften Hülle, so bleibt als trockene Wahrheit die Thatfache zurück: Um den Grund des Gebäudes zu festigen, wurde ein gefangener Wolf als Opfergabe an den unterirdischen Dämon eingemauert. Den Teufel denkt man sich bekanntlich in der Tiefe (Teufe) wohnhaft.

Oben war auch der Eber zu den auf die wilde Jagd bezüglichen Thieren Odins gezählt worden, scheinbar ihm feindlich, denn der Eber hatte dem schlafenden Gott in der Mittsommernacht das Blut ausgesaugt und wurde deshalb in der Mittwinternacht ihm geschlachtet. War der Eber wie die Mistel also das winterliche Bild (s. S. 325), so wird Loki, der mit einer Mistel des Lichtgotts Balders Tod herbeiführte*), auch jener Eber ge-

*) Eben im Schleswigschen, wo man noch jetzt am Weihnachtsnachwerk mit des Ebers Bild verkauft (Müllenhof, Schlesw. Volkst. S. XLIV.) erinnert man sich außer Danemark (vgl. S. 329 Anm.) noch am lebhaftesten an Balders Tod:

Bei Boldersleben steht man auf einer Anhöhe noch die Spuren eines Schlosses. Da hat früher König (Gott) Bolder residirt. Er gerieth mit dem König Hother (der blinde Höder Balders Bruder), der in Hadersleben wohnte, in Streit und erschlug ihn. Nun liegt noch südlich von der Kirche in Agerstow ein Hügel Boldershöhe, die sollen vom starken Bolder herrühren, der nachher hier begraben ward. (Müllenhof S. 374.)

wesen seyn, welcher dem Odin das Blut ausfaugte, jener Eber, dessen Zahn dem Förster Habelbarend ober Berendt (boar, engl. der Eber), diesem anthropomorphen Odin (s. S. 39) das Leben raubte. Habelbarend wurde oben für das Prädikat des im nebligen November breithütigen, d. h. verhüllten Sonnengotts erklärt. Odin als wilder Jäger in den Adventsnächten war also Huthert ober Hubert, der Schutzpatron der Jäger. Einer Lausitzer Sage zufolge, die auf einen Herrn von Rositz auf Kredwitz das Schicksal Habelbarends ober Berends, selbst auch den vorbedeutenden Traum von des Ebers todtbringenden Zahn überträgt (Gräve, Laus. Sagen S. 191), läßt sich der Reuler, welcher noch nach seinem Tode dem jagdlustigen Herrn den Tod brachte, feuerhauchend am Abende des Hupertustages sehen.

Im Parc-des-Dames, einer Abtei bei Löwen, lebte eine fromme Oberin, die dabei von ungemeiner Schönheit war. In einem unbewachten Augenblicke ward der Satan mächtig in ihr, so daß sie den verführerischen Worten eines Geistlichen glaubte, der häufig das Kloster besuchte, und sich von ihm aus dem Kloster locken ließ. Bald darauf starb sie. Seitdem sieht man sie allnächtlich auf einer glühenden, von Flammen umsprühten, Sau aus einer Laube reiten, in der sie zuerst mit jenem Priester sündigte. In größter Schnelligkeit rennt das Thier mit ihr aufs Kloster zu und wieder zurück. Nach mehrmaligem Hin- und Herrinnen verschwinden Beide in der Laube. (Wolf R. S. Nr. 239.)

Offenbar eine Verwechslung des von Hadr erschlagenen Balder's mit seinem Bruder Freir, dem Siegesverleiher, der in einem Hügel begraben wurde. Der Lichtgott ist Siegesgott, Balder (engl. bold, lähn, stark, davon der Eigennamen Balduin) also der ihm so ähnliche Freir, der aber nur im Winter im Hügel wohnt, d. h. unsichtbar ist.

In Woltersdorf am Fuße der Krauschberge, welche sich an den von Müdersdorf bis zur Spree erstreckenden Steg ausdehnen, treibt sich oft um Mitternacht eine Sau herum, die jeden, der ihr begegnet, zwingt, eine Strecke auf ihr zu reiten. So ging auch Einer noch spät durchs Dorf, da sah er plötzlich die Sau herbeistürzen, er aber trug einen Kreuzdornstock, und wer den hat, dem können die bösen Geister nichts anhaben; mit dem schlug er die Sau über den Rücken; als er aber aus dem Dorfe hinauskam, erhob sich ein so gewaltiger Sturm, daß er kaum weiter konnte. Er wird also wohl die Sau nicht weiter geschlagen haben. (Kuhn N. S. Nr. 198.)

Zum Verständniß des Zusammenhangs muß man wissen, daß beim Losen der Windsbraut Sufert gerufen wird, mit diesem Namen aber ist der Teufel gescholten (Grimm, S. 599), der auch Sauzagal und Schwelnezagal heißt. Ihm mißt der Aberglaube das Aufregen des Windes bei (Bovcick, poln. Sag. I., 81 und 89). Dieß wirkt auch Licht auf Folgendes:

Ein Holzhacker in den Ardennen hatte eines Tages schlechten Verdienst gehabt, unmutig setzte er sich unter eine alte Eiche, um über sein Unglück nachzudenken. Da trat ein altes Männchen vor ihn hin und munterte ihn auf, mit ihm auf die Jagd zu gehen. Der Holzhacker dachte nichts dabei zu verlieren, und willigte ein. Da nahm das Männchen eine Pfeife und pfiß dreimal. Plötzlich kamen von allen Seiten Männer und Frauen herbei, gefolgt von Jägern und Hundern. Ein köstlich Abendmahl wurde bereitet, und der Holzhacker aß von dem Brode, trank von dem Weine, und fand Beides sehr köstlich. Darauf begann die Jagd, die bis gegen Mitternacht dauerte. Man tödtete so viel Wild, daß der Holzhacker vierzehn Tage noch nichts anderes that als Eberfleisch einsalzen, und hatte so viel davon, daß er auf ein ganzes Jahr Borrath besaß (Wolf N. S. Nr. 516.)

Jedermann erräth hier, daß der Ober zu dem Sub-

opfer der Christnacht in Beziehung steht, welches dem Gotte dargebracht wurde, der in dieser Nacht als wilder Jäger mit Sturmesgebräuse daherkommt, s. S. 177.

Hier bringt sich von selbst die Frage auf, wenn Odin als Winderreger „Herr der Gehängten“ hieß, da alle in der Luft Gestorbenen unter seiner besondern Obhut standen *), ob nicht der Teufel als Urheber der Windsbraut, und weil er seine Beute durch die Luft entführt, aus gleichem Grunde der Henker genannt wird? Grimm vergleicht S. 980 den Teufel, welcher einen Canonicus, der sich veräußert hatte, durch die Luft von Bayeur nach Rom zu den Netten, und Klingor und Osterdingen durch denselben Zauber aus Ungarn nach Thüringen versetzt, mit dem Odin, welcher seinen Schüßling, den König Hading, in den Mantel nimmt und durch die Lüfte trägt (S. 133). Beides erklärt sich nur dadurch, daß der Teufel, wie der alte Gott, in der Luft zumeist, seine Thätigkeit äußert. Soll die eine Vergleichung richtig seyn, warum nicht auch die andere? Dennoch denkt Grimm bei dem „Henker“ nur an den biblischen „Mörder von Anfang her;“ und da er sich nicht verhehlen kann, daß „Seelentödter“ ein allgemeiner Begriff, der neben dem Henker noch unzählige andere Todesarten einschließen kann — abgesehen davon, daß das Henken nur von leiblicher Tödtung verstanden werden darf — so erinnert er daran, daß auch dem Tod Strick (?) Baum und Ross zugeschrieben werden; daher die Redensart: „der Teufel hat mich umstrickt.“ Jedoch letzteres Bild bezieht sich nur auf die Rege, mit welcher der Teufel die Menschen umgarnt; was aber soll der Henker mit einem Pferdezaum anfangen?

*) Windstößen verklädet nach einer Regel des Aberglaubens, daß sich Jemand erhängt hat (Grimm S. 601.)

Da auch der Hase zur wilden Jagd gehört, so nimmt der Teufel auch dieses Thieres Gestalt nicht selten an. Wie Hela auf dreibeinigem Rosse reitet, so zeigt sich Satan als dreibeiniger Boß (Grimm, S. 147) und dreibeiniger Hase. In folgender Sage fehlt der vierte Fuß noch nicht.

Zu Ottargem bei Aelft zog einmal ein Jäger auf die Jagd. Eben war er im Felde, als er von fern einen Hasen erblickte, welcher auf ihn zusprang und beinahe im Schußbereich wieder umkehrte. Dies wiederholte sich zu mehrern Malen. Der Jäger aber war noch mehr verwundert, als plötzlich ein auffergewöhnlich großer Hase auf ihn zuschoß, und ihn mit rauher Stimme fragte: „Sind die andern schon lange weg?“ Diesmal kehrte der Jäger vor dem Hasen um. (Wolf R. S. Nr. 387.)

Ein lebender Hase kann, wie die sprechende Schlange im Parablese, nur der Teufel seyn, und ob er auch vier Füße habe. Dieß ist so klar als die Sonne.

Auch des Bären Gestalt nimmt der Teufel zuweilen an*).

In der dänischen Festung Glückstadt spielten im Dezember 1686 einige Soldaten im Wachtthause mit Würfeln. Einer, der immer verlor, fluchte: er wolle des Teufels seyn, wenn er nicht Alles wieder gewinne, was ihm die Andern abgewonnen. Kurz nachher schlug die Stunde, in welcher er seinen Posten antreten mußte. Da stand er noch nicht lange, als ein Bär auf ihn zurannte. Bei'm ersten Geräusch des herzukommenden Thieres rief der Soldat: Wer da? und erhielt zur Antwort: Ich bin's, dem du dich vor einer Stunde zu Eigen gabst. Der Soldat verließ sich diesmal nicht auf sein Gewehr, sondern auf's Gebet, und der Bär kehrte

*) Bei H. Sachs III. 3, 13e will einer zwei alte Weiber mit einer Bärenhaut zudecken und dem Teufel zum neuen Jahre schenken.

um. (Wolf, D. S. Nr. 323). Als Wär erscheint der Teufel auch bei Cäsarius V, 49.

Auch schwarze Hühner werden dem Teufel dargebracht, es darf aber keine weiße Feder daran sehn. (Grimm a. a. D.). Wahrscheinlich gehörten sie auch dem Koft, denn Vblusp. 39 ist von einem „rufffarbligen Hahn in Hela's Saal“ die Rede. In Batern wird noch jetzt bei Todtenämtern von den Laien beim Dffertorium ein schwarzes Huhn dargebracht (Münchener gel. Anz. 1837 Sp. 640). Bei dem großen Todtenopfer zu Leitra wurden 99 Hähne dargebracht, und das Zauberweib, welches den König Hading in die Unterwelt führte, opferte einen Hahn (Saxo I. p. 17). Damit vergl. man folgende Sage, welche das Wahrzeichen an der Sachsenhäuser Brücke in Frankfurt erklärt:

Der Baumeister der Sachsenhäuser Brücke hatte sich verblindlich gemacht, die Brücke bis zu einer bestimmten Zeit zu vollenden. Als diese herannahte, sah er die Unmöglichkeit ein, und wie nur noch zwei Tage übrig waren, rief er in der Angst des Teufels Beistand an. Dieser erschien, und erbot sich, die Brücke in der letzten Nacht fertig zu machen, wenn ihm der Baumeister dafür das erste lebendige Wesen, das darüber ging, überliefern wolle. Der Vertrag wurde geschlossen, und der Teufel baute in der letzten Nacht, ohne daß ein Menschenauge in der Dunkelheit sehen konnte, wie es zuging, die Brücke fertig. Als nun der erste Morgen anbrach, kam der Baumeister und trieb einen Hahn über die Brücke vor sich her, und überlieferte ihn dem Teufel. Dieser aber hatte die Seele eines Menschen erwartet, und wie er sich betrogen sah, packte er zornig den Hahn, zerriß ihn und warf ihn durch die Brücke, wovon die zwei Löcher entstanden sind, die bis auf den heutigen Tag nicht zugemauert werden, weil Alles in der Nacht wieder zusammenfällt, was Tags daran gearbeitet ist. Ein goldener Hahn auf einer Eisenstange steht aber noch jetzt als Wahrzeichen auf der Brücke. (Grimm D. S. Nr. 185.)

Ueber verwünschtes Geld ist der Fluch ausgesprochen: nur der solle es finden, der es mit zwei schwarzen Hähnen auspflüge (Grimm S. 929). In Wilster vergrub ein Reicher sein Geld unter einer alten Linde. Der Teufel wollte es nur für einen pechschwarzen Hahn mit weißem Kamm ausliefern. Des Reichen armer Nachbar hatte gelauscht und fand endlich einen solchen Hahn (Müllenhof S. 203).

Der Knecht eines reichen Pächters hatte all sein Geld durchgebracht, und kam spät Abends trunken nach dem Pacht Hof zurück. Den Prügel des Herrn fürchtend, lehrte er am Thore wieder um, und ging auf einen Kreuzweg, um daselbst sich dem Teufel zu verkaufen. Er rief den Bösen so lange, bis ein Teufel zu ihm kam, und sprach: der Herr und Meister der Hölle könne nicht eher seinem Wunsche genügen, als bis ihm eine schwarze Penne geopfert sey, und dies müsse um Witternacht geschehen. Der Knecht eilte in den Hof zurück, und holte daselbst eine schwarze Penne, mit welcher er auf den Kreuzweg zurückkehrte. Der Pacht wurde auf fünf Jahre abgeschlossen, und der Knecht schrieb sein Handzeichen mit Blut in ein Büchelchen, welches der Teufel ihm hinreichte. Nach Hause zurückgekehrt, hörte er von seinem Herrn auch nicht den leisesten Vorwurf. Seine Taschen waren seit jenem Abend stets gefüllt. Jedesmal, wenn er die Hand hineinsteckte, zog er — sechs Silbergroschen heraus, und führte ein gar lustig Leben. Als aber die fünf Jahre bald um waren, erkaufte den Knecht die Aue. Er entdeckte sich dem Pfarrer. Dieser bestellte ihn auf den verhängnißvollen Tag zu sich. Beide begannen zu beten. Bald vernahm man ein gräuliches Getöse um das Haus herum, und im Schornstein rumorte es, als solle er zusammenfallen. Der Knecht wurde plötzlich in die Höhe gerissen, aber der Pfarrer kam ihm mit dem Johannisevangelium zu Hülfe. Da fiel das Büchelchen mit der Unterschrift durch den Schornstein, und der Teufel war weg, aber der Knecht lag halb todt auf der Erde. (Wolf R. S. Nr. 454.)

Die schwarze Henne im Wappen der Grafen von Henneberg (Wechstein Sag. d. Grabfeldes Nr. 156) scheint zuerst das Wahrzeichen ihrer Burg gewesen zu seyn. Wahrscheinlich hatte man, um diese unüberwindlich zu machen, in der Vertiefung der Burgmauer eine lebendige Henne eingemauert, deren Farbe schon darauf hinweist, daß man den Bösen durch dieses Opfer veranlassen wollte, seine Zerstörungslust nicht an diesem Gebäude auszulassen. Diese Vermuthung erhält durch Nachstehendes eine nicht geringe Unterstützung:

Ueber Rüdlingen, zwischen Münnersstadt und Kissingen gelegen, ist auf einem Hügel, eine alte Burgstätte sichtbar, welche heute Fuhberg, vor Alters aber Hennenberg genannt wurde, wie eine Urkunde vom Jahre 1243 deutlich aus sagt *). Den Namen soll Burg und Berg von einem Hauhuhn erhalten haben, das zur Zeit, als man die erstere gründen wollte, und für dieselbe noch keinen Namen wußte, auf diesen ein Ei gelegt. Zur Unterscheidung des Namens von dem schon früher erbauten Schlosse Hennenberg habe man es Fuhberg genannt, und diese Burg durch das Bild eines Hauhuhns von dem Wappen der erstern, eine Wildhenne, unterschieden. (Wechstein Sag. des Grabfeldes Nr. 110.)

Da es nicht wahrscheinlich, daß ein so unbedeutendes Ereigniß, wie eine Ei legende Henne einer Burg zu ihrem Namen verholfen habe, so ist wohl eher anzunehmen, daß das Wappen der Burg an die Henne erinnern sollte, welche lebendig eingemauert wurde, als ein dem Dämon der Zerstörung gebrachtes Opfer, daß er an diesem Gebäude nicht seine Wuth auslasse (oder wie Grimm S. 1095 deutet: „ein der Erde gebracht-

*) Cum vir nobilis Hermannus Comes de Hennenberg in monte dicto Hennenberg alio super villam Nuttelling edificata — excausasset. 4. Maji. 1243.

tes Opfer, daß sie die Last auf sich dulde.“ Jedoch von einem Erbcultus findet sich selbst im deutschen Heidenthum keine Spur vor, wohl aber schrieb man dem Loki die Erberschütterungen zu. Daß Niemand als der Teufel diese Opferspende erhielt, erweist sich aus der Erklärung des Münnerstädter Wahrzeichens:

Außen an der Pfarrkirche zu Münnerstadt in ziemlicher Höhe, seitwärts über dem steinernen Fund zur Rechten erblickt man einen Wolf, der eine Henne frißt. Man sagt: die Henne bedeute die Grafschaft Henneberg, zu welcher Münnerstadt ehemals auch gehörte, und der Wolf bedeute das Pochstift Würzburg, das sich allmählig, die Verarmung des Grafenhauses benutzend, ein Stück des Henneberger Landes nach dem andern anzueignen wußte. (Beckstein Nr. 107.)

Ich aber sage: der Wolf bedeutet den Teufel, der das ihm dargebrachte Opfer zerreißt, in's Heidnische zurückübersetzt: Loki (der als Vater des Fenriswolves selber ein Wolf war, wie als Vater des Sleipnir selber ein Roß, daher alle Teufelspferde von ihm abstammen.)

Daß der Rabe als Leichenvogel zur Teufelsmaske ward, weiß man schon aus des Hieronymus Commentar zum Hiob 38, 41. Und würde er nicht auch im Volksglauben diese Anwendung erfahren haben, so könnte er nicht im Puppenspiel dem Faust die Verschreibung mit dem Teufel überbringen. Auch der Geier lebt vom Aase, und die ehemalige Fluchformel: „Fahr zum Ddin!“ (Stirb!) hat der Deutsche in: „Hol dich der Geier!“ übersetzt. Aus Kinderm. Nr. 165 ist zu errathen, daß die drei Federn, welche jener mutthige Jüngling aus des Teufels Kopf ausziehen ließ (s. S. 354), dem fabelhaften Greif gehörten, welcher eigent-

lich der Greier ist. Dieser Goldhüter (Herod. III., 116. IV., 13. Mela II., 1.) und Goldgräber (Paus. Attic. 24, 6. Solin. XV., 22. Plin. VII., 2.) konnte leicht, wie der Bock, Hund und Drache des Schätze spendenden Unterweltsgottes Lieblingsthier sehn. Vom Teufel erzählt man, wie vom Greier, daß er seine Beute durch die Luft entführt. Ein uraltes lateinisches Dichterwerk läßt den Herzog Ernst mit dem Grafen Bezel, nachdem sie sich in Ochsenhäute genäht, von einem großen Greifen durch die Wolken über den Ocean seinen Jungen in's Nest tragen. Wappen und Namen von Greifswalde verrathen Spuren einer ehemaligen Verehrung dieses Vogels, denn von den östlichen Wenden an der Nordküste Deutschlands — wo die Greife als Fahnenbild gewählt wurden (Mag. hist. Bibl. II. S. 183), was voraussetzen läßt, daß der Greif ihnen, wie andern Völkern der Adler, ein Bild des Siegesgottes war, der dem Heere in die Schlacht voranzog — von dort war dieser Aasvogel auch zu den deutschen Stämmen eingewandert, und wurde in christlicher Zeit als Tod verkündender Vogel unter die teuflischen Thiere eingereiht.

Man sagt aber auch: „Hol dich der Kuckuk!“ und dieser Vogel ist doch ein Frühlingsbote? Daß er aber seine Eier in fremde Nester legt, hat auch von ihm eine unvorthellhafte Meinung verbreitet. Er ist der Ehebrecher (Plaut. Asinaria in fine.) In der Schweiz heißt ein ungebetener Nebenbuhler: Gugsch. Schon in der Edda ist er als solcher gezeichnet (f. S. 803 Num.). Er ist also der Ehebrecher, und wie für einen solchen der Italiener eine andere Teufelsmaske, den Bock (becco, becconazzo) als Bezeichnung brauchte, daher — weil der Spottname in seiner ursprünglichen

Bedeutung nie den beleidigten Theil ausdrückt, sondern den beleidigenden, also auf jenen angewandt, zum Ausdruck der höchsten Ironie wird — „Jemand zum Boock machen“ (nämlich in der umgekehrten Bedeutung) ihm Hörner aufsetzen, obgleich der Ehebrecher selber der Boock ist *); ebenso bezeichnet der Deutsche den hintergangenen Ehemann als Kuckuk franz. *coca*, altfranz. *coux*, *coucuol*, *cougoul*, *coquard*, (lat. med. *aevi: cugus*) anstatt den Verführer **).

Nach der gewöhnlichen ***) Auffassung der Sage von Robert dem Teufel war er vom Satan mit der Gemahlin des Herzogs von der Normandie gezeugt worden. Demnach ist der Teufel nicht bloß Verleiter zum Ehebruch, sondern begeht ihn zuweilen auch selbst. — Vom Kuckuk sind aber auch noch andere, ihm ungünstige Meinungen im Volke verbreitet. Wie die Ausleger zum Shakespeare (Hamlet IV, 5.) die dem Heiland Brod verweigernde Bäckerstöchter zur Strafe in

*) So erklärt Artemidor (Oneirocr. II, 12): wenn man träumt, auf dem Boock zu reiten, bedeutet es die Untreue der Frau, und auch er braucht schon den Ausdruck: Hörner aufsetzen (*κερατα ποιειν*.)

***) Shakespeare (am Schlusse des Lustspiels: Der Liebe Müß ist umsonst):

The cuckoo then on every tree,
Mocks married men, for thus sings he Cuckoo;
Cuckoo a word of fear
Unpleasing to a married ear.

Ähnlich heißt bei den Deutschen nicht der dem geilen Hahn ähnliche Ehebrecher, sondern der von ihm Beschimpfte: Hahnrei (f. Hahnrei, Hahnrei). Dem Zeitwort haben ähnlich gebildet ist das von Volkstern gebrauchte *coeuher*.

***) Die Tradition, welcher Keller (Altfr. Sag. II.) folgt, läßt Robert zwar vom Herzog der Normandie selber mit seiner Gemahlin gezeugt werden, rechtfertigt aber seinen Namen dadurch, daß die Herzogin durch das dem Teufel gethane Gelübniß, künftig nur ihn anzubeten, plötzlich gesegneten Leibes wird.

eine Gule verwandelt wissen, so sagt man in Deutschland: Der Kuckuk sey ein verwünschter Bäcker, und trage darum sahles, mehlsbestaubtes Gefieder, weil er in theurer Zeit armen Leuten von ihrem Teig gestohlen, und wenn Gott den Teig im Ofen segnete, ihn herausgezogen, bezupft und jedesmal dabei gerufen: *Suck, Suck!* (*Schau, Schau!*). Darum strafte ihn der Herr und verwandelte ihn in einen Raubvogel, der unaufhörlich dieses Geschrei wiederholt. Grimm, welcher dieses Histröchen aus des Prätorius Weltbeschreibung anführt, merkt hierzu an: Des Kuckuks Ruf, wenn er noch nach Johannis vernommen wird, bedeutet Theuerung. Daß der Kuckuk unter die Teufelsmasken gezählt wurde, bezeugt folgende, von Wolf (D. S. Nr. 297) dem Casarius (Dial. mirac. dist. V. c. 17.) nachgezählte Begebenheit:

Abt Theobald von Eversbach erzählte: Ein Laienbruder hörte eines Frühlings den Kuckuk und zählte, wie oft der Vogel seinen Namen schrie, und zählte bis zu zwei und zwanzig. „Ob,“ sprach er alsdann, „ich habe noch 22 Jahre zu leben, was soll ich all die Zeit im Kloster thun? Nein, da gehe ich lieber noch für 20 Jahre in die Welt zurück, und komme für die letzten zwei Jahre wieder.“ Das that er auch, fand sich aber vom Satan betrogen, denn er lebte nur noch zwei Jahre.

Hier ist also der Kuckuk der Lügenvater, wie der Teufel in der Schrift genannt wird. Von Loki läßt sich zwar nicht direct eine Beziehung zum Kuckuk nachweisen; aber Raubvogel und Frühlingsbote ist auch der Falke, dessen Gestalt Odin und Loki abwechselnd annahmen, Lephterer, als er die Göttin der Jugend wieder aus der Gewalt der Riesen schaffen wollte. Vielleicht bedeutete der Raubvogel — wie sonst auch der Adler, vgl. S. 73

— die dem Lenz vorhergehenden Aequinoctialstürme? Dann wäre der Mehl stehlende Kuckuk der mit Mehl beschwichtigte Wind des wilden Jägers? (s. Grimm S. 602 Anm.), worauf ich auch noch in dem folgenden Kapitel zurückkommen werde. Aber noch ein anderer Grund könnte für die Zueignung des Kuckuks an den Teufel angeführt werden. Als Weissagevogel — von Norden her bedeutet sein Ruf Trauer, von Osten und Westen Glück, im Frühling verkündet er Hochzeit und die Zahl der Kinder, nach Johannis aber bedeutet sein Ruf Eheuerung — mußten ihn die christlichen Mönche wegen seiner Berührung mit zauberischen Wesen — denn der Schaum auf Weiden, den die cicada spumaria hervorbringt, wird bald Kuckukspeichel *), bald Herenspeichel genannt — für ein Organ des Teufels halten. Bei Arndt (Reis. d. Schwed.) liest man: Gegen den Kuckuk hüte man sich mit Fragen, daß man sich nicht verstricke. Er vermag die Menschen zu necken und zu bethören. Sein Erscheinen ist oft von böser Vorbedeutung. Einen Beleg dafür gibt Paulus Diaconus VI., 55 aus dem Leben des Longobardenkönigs Hildebrand.

Unter die goldhütenden Thiere gehört vorzugsweise der Drache. Ob jedoch Loki vor dem Teufel als Schlangengeist aufgefaßt worden sey? möchte ich bezweifeln. Die Drachenkämpfe stammen aus dem Orient, gleichwie die Höllenschlange. Die als Genien der Familie mit Milch gefütterten Hauschlangen, deren schon oben flüchtig gedacht wurde, und auf welche an einem andern Orte zurückzukommen sich wieder Gelegenheit bieten wird, gehören, ihres eudämonischen Charakters wegen überhaupt nicht

*) Der Vogelspeichel wurde zum Bande Gleipnir verwendet, womit der Fenriswolf gebunden ward.

in Loki's Reich. Sie galten bei den Longobarden als Wodans Symbol, als Sinnbild des Lebens und der Gesundheit. Auf die Midgardschlange läßt sich nicht berufen, denn sie wird von Einigen als der die Erde umzüngelnde Meeresgürtel gedeutet, von Andern als Zeitkreis, von Niemanden aber als böses Prinzip. Den Göttern wird sie zwar am Ende der Tage Verderben bringen, aber nur, weil sie als personifizierte Zeit alles Endliche zerstören muß, damit — aus den Trümmern der alten Welt eine neue herrlichere erstehe. Die Zeitschlange beißt sich in ihren eigenen Schwanz. Thor stirbt zwar an ihrem Gifte, aber er erlegt sie doch, lauter Anspielungen auf den Satz: daß nichts Zeitliches ewig währe. Diese Zeitschlange ist also nicht das absolute Böse, am wenigsten steckt Loki in ihrer Haut, welcher als Surtur die ganze Schöpfung verzehrt. Wenn also doch der Drache ein Goldhüter ist, d. h. ein zur Unterwelt in Beziehung stehendes Wesen, so kommt dieß daher, weil er der Lindwurm ist. Lind bedeutet nämlich Schlamm*), Roth, und bekannt ist die Traumregel, die auch manche Volksfage schuf, daß Roth**) Gold bedeute. Die Münze des Teufels verwandelt sich bei Tage in Roth oder Pferdemiß. Der Drache ist jene „Nißgeburt von Dreck und Feuer“, denn die Edda hat dreki für Drache (Grimm S. 652), also hier nomen

*) Pincola s. v. a. der Ort, wo eine Colonie in einer Schlammgegend sich anbaute.

**) Löss (Roth) ist mit Π-λυστος (Reichthum) verwandt, die Wurzel ist λείπω, π-λατω verflukern, bedecken, das Metall ist, noch so dünn geschlagen, undurchsichtig. Der indische Golddämon Kuberak ist etymologisch mit κοπρος (Roth) verwandt. Zu den unterirdischen Zwergen zählte man auch Goldemar.

et omen *). Das Gold heißt Wurmbeut bei den Dichtern des Mittelalters, weil der Drache auf dem Schatz liegt (Martial. XII., 53.). Schon die Alten liefen das goldene Vließ und der Hesperiden goldene Äpfel von Drachen bewachen.

Im Sonnenschein glänzte ein Haufen Gold, und rings herum streckte sich ein schwarzer Wurm, doch so, daß er nicht anreichte und zwischen Kopf und Schwanz eine Spanne frei ließ. An dieser Stelle trat der Knecht, der des Schatzes ansichtig geworden, und sammelte Gold. Schon hatte er Taschen und das ausgezogene Oberhemd voll gesackt, als es ihm einfiel, seine Begleiterin herbeizurufen, die den Rest des Schatzes aufladen sollte; aber seine Stimme verhallte in dem furchtbaren Brausen, das sich plötzlich erhob: „Schütt' aus das Gold! schütt' aus das Gold!“ rief es, daß der Erschrockene alles Gold hinwarf und zu fliehen begann. Augenblicklich senkte sich der Wurm mit dem Schatz in den Berg, und die Erde schloß sich wieder zu. Nur wenige Goldstücke lagen da, die beim Hinwerfen außerhalb des Schlangenrings gefallen waren. (Reusch, Samland Nr. 3.)

Die Begriffe Roth und Gold vereinigen sich auch in der Maus. Der Mäsegott Apollo Smintheus (v. *μειδος* Maus), so genannt, weil unter seinem Altar heilige Mäuse nisteten und eine Maus zu seinen Füßen abgebildet war — der smintbische Apoll also wurde in der Goldstadt Chryse verehrt, sein Priester (d. h. sein Prädicat) war Chryses: der Goldene. Auf dieses Priesters Gebet hatte der Gott die Pest in's griechische Lager gesandt, Tod und Verwüstung sind aber wieder die Maus (*μειδος* = *σμενδος*, *λαμος* bei

*) Da aber Drache (*δρακων*) griechischen Ursprungs ist, so denkt Grimm an *δρακω*, schauen, leuchten; warum nicht an *ταρασσω*, schrecken?

Hesych. Maus, *λαμος* Roth, *λομος* Pest, *λυμη* Berber-
ten). Ein weit verbreiteter, bei Völkern, sowohl slawi-
schen als deutschen Stammes vorkommender Aberglaube,
der aber auch schon im alten Rom zu Hause war (Cicero
de divinat. II., 27. Ovid. Fast. 2, 574. Liv.
27, 30. 23, 2. Plin. Hist. Nat. 8, 57. Auson.
Idyll. 12, 3. u. dft.) läßt aus dem Magen einer Maus
oder Ratte auf den nahen Tod eines Hausbewohners
schließen. Glaucus starb spielend mit einer Maus (Tzet-
ad Lycophr. 511.) Die Todten, das Gold und
das Fruchtkorn haben, wie diese Nagethiere, unter
der Erde ihren Aufenthalt. Nun erklärt sich auch, war-
um des Getreidegotts Dagon *) Verehrer den Ju-
bengott — der ihnen zürnte, weil sie ihn mit der Bundes-
lade den Leviten gewaltsam abgenommen hatten, und der
sie dafür mit einer Krankheit an den Sitzhellen strafte —
dadurch versöhnten, daß sie in seinen Tempel vergoldete
Herse und vergoldete Mäuse als Süßneschenke
darbrachten (1. Sam. 6, 1. ff.) Also auch hier eine
Ideenverbindung zwischen Roth, Gold und Maus. Das
von einem Heiligen gebrauchte jüdische Sprichwort:
„Die Maus liegt auf dem Golde“ (Buxtorf Lex.
chald. talm. rabb. p. 1605) wirft Licht auf fol-
gende von Grimm (D. S. Nr. 332) erzählte Sage:

Vor langen Jahren ging ein armer Krämer durch den
Böhmerwald gen Reichenau. Er war müde geworden und
setzte sich, ein Stückchen Brod zu verzehren, das einzige,
was er für den Hunger hatte. Während er aß, sah er zu
seinen Füßen ein Mäuschen herumtrieben, das sich end-
lich vor ihn hinsetzte und aufschaute, als erwartete es et-
was. Gutmüthig warf er ihm einige Bröcklein von seinem

*) Daher übersetzen die LXX diesen Namen: *Σιτων*.

Brod hin, so wenig auch er es selber entbehren konnte. Sie nagte es aber auch gleich weg. Dann gab er dem Thierchen, so lange er noch etwas hatte, so daß sie ordentlich zusammen Mahlzeit hielten. Nun stand der Krämer auf, einen Trunk Wasser an einer nahen Quelle zu thun. Als er wieder zurückkam, siehe, da lag ein Goldstück auf der Erde, und eben kam die Maus mit einem zweiten, legte es daneben, und lief fort, das dritte zu holen. Der Krämer ging nach und sah, wie sie in ein Loch lief und daraus das Gold hervorbrachte. Da nahm er seinen Stock, öffnete den Boden und fand einen großen Schatz von lauter alten Goldstücken. Er hob ihn heraus, und sah sich dann nach dem Mäuslein um, aber das war verschwunden. Nun trug er voll Freude das Gold nach Reichenau, theilte die Hälfte den Armen aus, von der andern Hälfte ließ er daselbst eine Kirche bauen. Diese Geschichte ist zum ewigen Andenken in der Dreifaltigkeitskirche zu Reichenau in Böhmen in Stein ausgehauen.

Aber auch die Begriffe Maus und Tod sind identisch, wie schon der oben erwähnte Aberglaube und die Nebenart „mausetodt“ bezeugt. Nicht anders dachten die Alten. In der ägyptischen Hieroglyphik ist die Maus Sinnbild der Vernichtung (*ἀφανισμος*). Justinus, der Märtyrer, führt sie unter den heiligen Thieren zugleich mit dem Krokodil auf, das den Todbringer Typhon repräsentirte, und noch jetzt in Indien dem Todtengott Yama geheiligt ist. Apollo hatte auf das Flehen seines Priesters Krinis Mäuse unter das feindliche Heer geschickt, wie auf das Gebet seines Priesters Chryses den Griechen die Pest. Auf das Gebet des Priesterkönigs Sethon in Aegypten hatte sein Gott die Bogensehnen und die Köcher der assyrischen Krieger von einem Heer Mäuse in einer einzigen Nacht zernagen lassen. So erzählt Herodot. Die Bibel (Jes. 36, 36. II. Kön. 19, 35. II. Chr. 32, 21.) berichtet dieselbe Begebenheit ;

der König der Assyrer, Sanherib, ist derselbe, nur weicht sie in sofern ab, daß nicht ein ägyptischer Priesterkönig, sondern der König der Israeliten, Siffias, die Gottheit um Beistand gegen die Assyrer anruft, und statt der Mause ist es eine Pest, die das feindliche Heer heimsucht: Es heißt zwar: „der Engel des Herrn tödtete zc.“, eben so lautet eine Parallelstelle II. Sam. 24., wo aber ausdrücklich hinzugefügt wird, daß der Engel mit Pest geblüht habe. Diese Abweichung der beiden Berichte über die Niederlage der Assyrer, hinsichtlich des Werkzeugs der göttlichen Strafe erklären Michaelis (Anm. zu Jes. Cap. 19, S. 107) und Hefz (Gesch. d. israel. Rdn. II. S. 51) dadurch, daß sie annehmen: die Erzählung der Ägypter sey erst später von der hebräischen abweichend geworden, und Mißverständnis einer Hieroglyphe habe hierzu Veranlassung gegeben. Denn die Bildsäule, die dem Priesterkönig Sethon zum Andenken an diese Begebenheit errichtet worden sey, habe doch, wie Herodot erinnert, in der einen Hand eine Maus gehalten, welche nach Horapollon Vernichtungssymbol sey, mithin auch Sinnbild der Pest. Darum ward also der Pestpeile aussendende Apollo im „Mauslande“ Syrien und auch in Troas als Mausgott (Smintheus) verehrt; — auf Münzen der Insel Tenedos ist die Maus neben dem Kopf Apollo's abgebildet (Golz Gr. Inser. tab. 13.), auf Münzen von Alexandria steht sie vor ihm, und noch auf andern hält Apollo sie in der rechten Hand, den Pfell in der Linken. Darum also wird auf einer Silbermünze von Metapont auf der Vorderseite der Kopf der Demeter — nach welcher alle Todten Demetrier hießen, weil sie die Todtenfrau ist — auf der Rehrseite die Maus angetroffen (Müller Denkm. Taf. 42,

Nr. 193). Strabo sagt von den Spaniern: Hier seyen zuweilen eine Menge Mäuse zum Vorschein gekommen, und unmittelbar darauf seyen pestartige Krankheiten erfolgt. Helian meint: die Mäuse zeigen sich häufig, wenn ungesunde Nebel eintreten, welche Krankheiten erzeugen. Da wäre endlich das große Räthsel vom Mattenfänger zu Hameln, an dessen Lösung noch neuerlich Daumer scheiterte, von selber enthüllt!

Ich denke mir die Entstehung dieser Sage, wie folgt: Eine Unzahl Ratten oder Mäuse hatten plötzlich die Einwohner von Hameln mit ihrem Besuche erschreckt, waren aber auch bald wieder verschwunden, muthmaßlich, weil ein Mattenfänger durch magische Mittel*), wie im Orient noch jetzt die Schlangenschwörer**),

*) Dieser Fall ist kein vereinzelter. Südlich von der Insel Rügen liegt die kleine Insel Rattenort. Vor Alters waren auf einer andern kleinen, westlich von Rügen liegenden Insel Ummanz sehr viele Ratten. Diese lockte ein fremder Mattenfänger für ein gutes Stück Geld zusammen und trieb sie bei dem Dorfe Wyß durch das Wasser nach der Insel, die seitdem Rattenort heißt. (Zemme, Volkss. v. Pommern u. Rügen S. 169.) In Neustadt-Eberswalde gab es ehemals sehr viele Ratten, besonders in der städtischen Kornmühle. Um das Jahr 1608 erbot sich ein gewisser Mann bei dem Rath, dieses Ungeziefer gegen eine Belohnung von 10 Thlr. für immer zu vertreiben. Da zahlte ihm der Magistrat 2 Thlr. sofort. Darauf legte der Mann etwas in die Mühle, und am folgenden Tag zogen die Ratten haufenweise aus der Mühle in den benachbarten Fluß, keine blieb zurück. Nach Verlauf des Jahres holte sich der Mann die andern 8 Thlr. Nach der Zeit sind keine Ratten weder in der Mühle, noch in der Stadt zu spüren gewesen. (Wedmann hist. Besch. v. Brandenburg I. S. 819.)

**) Auch über das Vorkommen Solcher in Deutschland hat sich eine Sage erhalten, welche Beckstein (Destr. Sag. S. 101.) der Bergeffenheit entzog:

In die alte Stadt Salzburg zog einst ein berufterer Zauberer, welcher ruhmredig verkündete, daß er alle Schlangen der ganzen Umgegend auf eine Meile Weges in eine Grube zusammenbringen und tödten wolle. Solchen Antrag nahm die Obrigkeit zu Salzburg gern und willig an, wurde auch einst mit dem Schlangenschwörer um den Lohn, und nun

diese Thiere aus ihren Löchern lockte, und bewirkte, daß sie in Schaaeren seiner Pfeife folgten. Ob die Burgerschaft ihm die versprochene Belohnung vorenthalten, oder ob diese nicht seiner Erwartung entsprochen hatte? Diese Frage mag Jeder sich selbst beantworten. Genug, es erfolgte unmittelbar darauf eine ansteckende Kinderkrankheit *), und da glaubte man: der erbohte

begann derselbe unter dem Zulauf vielen Volkes an einem passenden Orte seine Beschwörungen. Auf einer kleinen Pfeife pfeiff er einen seltsamen, eigenthümlichen und unnachahmlichen Ton, und siehe, zu aller Menschen Bewunderung kamen von Wegen und Stegen, aus Häusern und Kellern Schlangen herbei, und ringelten sich in der Grube, daß es graulich anzusehen war. Immer noch blieb der Zauberer auf seiner Pfeife, und marmelte dazwischen die Formeln seiner Beschwörungen. Da kam zuletzt eine ganz alte, über die Massen große Schlange, das war die Königin der Andern, und bei ihrem Anblick erschrad der Zauberer so, daß das Pfeisfein seiner Hand entfiel und er einen Augenblick in der Beschwörung stockte. Plugs sprang die Schlange auf ihn zu, ringelte sich wie ein Gürtel um seine Weichen, schnürte ihm die Eingeweide zu, und riß ihn machtlos in die Grube, wo die andern Schlangen sich über ihn wälzten und ihn langsam zu Tode marterten. Niemand konnte es hindern, Entsetzen ergriff alle Schauenden, bang entflohen sie, und bald darauf verloren sich die Schlangen wieder dahin, woher sie gekommen waren. Rund um Prenzlau, die Hauptstadt der Uckermark, findet sich keine Schlange, ehedem gab es sehr viele dort. Da war aber einmal ein Verbrecher in der Stadt, der das Leben verwirkt hatte. Der erbot sich, alle Schlangen aus der Gegend zu vertreiben, wenn man ihm das Leben schenke. Dies geschah. Seitdem gibt es dort keine Schlangen mehr. (Bodmann hist. Besch. v. Brandenburg I. S. 834.)

*, Folgende Angaben lehren, daß wirklich zu der von den Chronisten angegebenen Zeit des Kinderausgangs (1284) in Palmen in der physischen Welt viel Bedrohliches sich ereignete. In den Jahren 1262 und 1283 starben im Winter und im Frühling so viele Menschen in Böhmen und Nahren, daß man die Leichen wie Heu auf Wagen hinauswarfte und in große Gruben warf. Auch in Schottland und Dänemark herrschten Seuchen. (Webßer). Unter der französischen Armee, die i. J. 1283 unter Philipp III. in Arragonien einfiel, erkrankten Menschen und Pserde fast in gleicher Zahl. Dort sah man als Ursache des Sterbens ein Insect in der Größe einer Eichel an, dessen giftiger Stich oft plöglich getödtet

Rattenfänger habe durch seine Teufelskünste der Stadt dieses Unglück zugefügt. Daß er die Kinder in einen Berg geführt haben soll, hieß in der Bildersprache des Mittelalters: er hatte sie in die Unterwelt entführt (vgl. S. 225). Die Straße, durch welche die Kinder zum Osthor hinausgeführt wurden, meldet die Chronik, habe die hungelose Straße geheißen, weil keine Trommel (Bunge, Bummel) darin ertönen durfte. Geschah es, daß ein Brautzug hindurchging, so mußten die Spielleute über diese Straße hin schweigen. Ist daraus, wie Daumer will, auf eine Straße zu schließen, die zu einer Stätte führte, wo Kinderopfer Statt fanden? Vielleicht hatte die Straße davon den Namen, weil die Todten durch diese zu dem nahen Todtenacker hinaus getragen wurden, daher man es für unziemlich hielt, hier lustige Weisen ertönen zu lassen. Das Stillschweigen der Schriftsteller, die der Zeit jenes Ereignisses nahe lebten, erklärt sich Daumer als ein erzwungenes, denn die Geistlichkeit wollte ihre fanatischen Gräueltaten nicht zur Publicität kommen lassen. Dieser Schriftsteller befindet sich also insofern mit den Autoren früherer Zeiten, welche des seltsamen Factums gedenken, auf dem gläubigen Standpunkte, nur nimmt er (l. S. 275) an: „In Mäuse wurden (von der Sage) die zu opfernden Kinder verwandelt, insofern man ihnen die euphemistische Benennung der Thiere gab, die sonst (warum nicht auch diesmal?) die Stelle der zu opfernden Kin-

habe. (Wilsalba). Im folgenden Jahre war, nach Webker, eine besondere Verdunkelung der Sonne, ein Höherausch und ein Ausbruch des Aetna. (Schnurrer Chron. v. Seuchen l. S. 297. 298.) In Müllners Annalen (S. 513.) steht bei dem Jahre 1283 die Bemerkung: „Dies Jahr ist in ganz Deutschland große Theuerung und Hunger gewesen, auch hat die Pest an etlichen Orten sehr gewüthet.“

der vertraten, so wie man bei christlicher Umwandlung des mosaischen Paschafestes in eine altartig molochistische Menschenopferfeier den geopfertem Menschen, namentlich Christum, als Opferlamm bezeichnete.“

Die geschichtliche Glaubwürdigkeit des Kinderauszugs aus Hameln sollen die am vorigen Rathhause angebrachten Reime:

Im Jahre 1284 nach Christi Geburt
 Zu Hameln wurden ausgeführt
 Hundert und dreißig Kinder daselbst geboren,
 Durch einen Pfeifer unter den Köppen *) verloren,

*) Weil der Berg, in welchen die Kinder verschwunden seyn sollen, Kuppenberg hieß, so wird Daumer verleitet, einen Platz sich vorzustellen, wo das Köpfen (!) der Schlachtopfer zur Abwehr der Sünde statt fand. Dennoch könnte meine vorhin ausgesprochene Vermuthung Beachtung verdienen: hier sey ein Begräbnißplatz, muthmaßlich aus der Heidenzeit, gewesen, der aber durch Jahrhunderte nicht mehr seiner Bestimmung dienend, der christlichen Bevölkerung nur noch als Gräbnerort im Gedächtnisse haftet. Ein Seitenstück bietet sich in dem märkischen Städtchen Köpenik, in dessen Nähe der Müggelsee, was sehr bezeichnend ist, denn die vielen in slawischen, oder von slawischen Stämmen ursprünglich bewohnten, Provinzen vorkommenden Ortsnamen Müggeln, Müglitz, Mägeln, Mochilew u. a. m. bezeichnen Gräberstätten, Grabhügel. Könnte ich das gleichfalls slawische Wort Köppe, Köpenik ebenfalls übersetzen, so würde sich noch deutlicher der Zusammenhang ergeben. „Die Spulgestalten in Köpenik“ (Kuhn M. S. Nr. 115), der kopflose Schimmelreiter, der nächstlich durch die Straßen von Köpenik trottet, die gleichfalls kopflosen Hunde, welche ihm folgen, die im Schlosse daselbst umgehende heidnische Prinzessin, deren weißen Schleier man Nachts von der Plattform ic. herabwehen sieht, der große grane Hund mit feurigen Augen, welcher sich Nachts bei der Pyramidenbrücke zeigt, alle diese Erscheinungen beweisen nur, daß die frühere Bestimmung des Ortes keine andere, als eine zum Tode in Beziehung stehende gewesen seyn könne. Da die Erde daselbst lauter Ingehaufte beherbergt, so mußte die christliche Bevölkerung auf den Gedanken verfallen: die Heiden haben keine Ruhe im Grabe und gehen um. Wie in Köpenik dachte man in Hameln, einem ebenfalls ursprünglich von slawischen Völkern bevölkerten Ort, denn der Gott Ham gehört der slawischen Mythologie an. In den Berg entrückt seyn, galt dem Mittelalter für gleichbedeutend mit dem

bezeugen; ferner eine Inschrift am sogenannten neuen Thore:

Centum ter denos cum Magus ab urbe puellus
Duxerat ante annos CCLXXII condita porta fuit,
welche Martin Scholl in seiner Schrift: *Fabula Hamelensis, sive disquisitio historica, qua ostenditur fabulis accenseri debere, quod referatur de infausto exitu puerorum Hamelensium, qui incidit in annum a Christo nato MCCLXXXIV. etc. Groningae 1659* citirt *).

Ein drittes Zeugniß ist das im Kloster des h. Bonifaz; ehemals vorhandene Denkmal:

Post duo CC mille, post octuaginta quaterque
Annus hic est ille, quo languet sexus uterque,
Orbantis pueros centumque triginta Johannis
Et Pauli caros Hamelenses non sine damnia,
Fatur ut omnis, eos vivos Calvaria sorpsit.
Christe tuere tuos, ne tam mala res quibus obsit.

Außer diesen Denkmälern gab es noch einige andere, welche das Andenken an die Begebenheit der Nachwelt überliefern sollten. So fanden am Koppensberge zwei Steine in Kreuzform, um den Ort zu bezeichnen, wo die Hamelnschen Kinder in die Erde gingen; auch war in einem Hause der Papenstraße, das vor 90 Jahren

Zustand der Unseligkeit nach dem Tode. Warum man aber auch Christkindern die Seligkeit abgesprochen haben sollte? ließe sich vielleicht mit der Betrachung erklären, daß sie gleichsam eines gewaltsamen Todes, an der Seuche gestorben waren, die man zu allen Zeiten für ein Zeichen göttlichen Zornes hielt.

*) Also wäre 272 Jahre nach der Wegführung der 130 Kinder aus der Stadt durch den Zauberer dieses Thor erbaut worden, nämlich, wenn man die Jahrzahl 1284 für die Zeit der Wegführung annimmt, i. J. 1656. Dies stimmt mit der von Sprenger (Gesch. v. Hameln S. 24) erwähnten Inschrift über jenen Versen überein..

(von 1846 an gerechnet) neben dem Wirthshause zum braunen Hirsche stand, der Ausgang der Kinder in Holz gebauen. Aber als die wichtigste Autorität zur Beglaubigung der Sage galt bei den alten Erzählern das Gemälde, welches sich in einem Fenster der Marktkirche in Hameln befunden haben soll. Schon Bier und Lofftus berufen sich darauf, als auf eine Hauptquelle, und Athanasius Kircher sagt ausdrücklich, daß er selber es noch gesehen habe. Von der unter dieser Glasmalerei befindlichen Unterschrift führt Schoof S. 17 folgendes Fragment an:

Am dage Johannes
und Pauli
sind binnen
Hammelen ge
baren tho k(al)
varie *) unde
dorch
allerlei ge
den koppen

Anno 1571.

Wagner, Pastor zu Iben, im Amte Grubenhagen, ermahnt bei Erwähnung dieses Gemäldes in seiner Chronik des Stiftes Hildesheim Cap. 36. alle Eltern, daß sie ihre Kinder nicht in der Irre gehen lassen sollten, damit der Teufel ihrer nicht mächtig werde, welches leicht geschehen könne, da Satanas ihnen (den Bürgern von Hameln?) doch so feind ist.

Alle diese Denkmäler, sagt Lütke (in Hagens „Germania“ IV. S. 60), enthalten von dem eigentlich Sagenhaften, namentlich von den Mäusen, nicht die geringste Spur. Dennoch ist zu vermuthen, daß gerade sie, vorzüglich aber die Glasmalerei in der Kirche, an

*) Der Koppenberg hieß auch Calvarienberg.

deren genauere Beschreibung Niemand gedacht hat, die Zusammenstellung der Sage mit der Geschichte und das Uneignen der Mäuse und des Rattenfängers für die Stadt Hameln hervorgebracht hat. Nachdem nämlich das Andenken an die Begebenheit, welche wirklich dargestellt war, erloschen, suchte man durch Anknüpfung der Sage an das Gemälde dieses dem Beschauer verständlich zu machen. So sind im Alterthum und im Mittelalter mehrere Sagen aus der Anschauung von unerklärlichen Kunstwerken entstanden. Als ein Beispiel dieser Art führt Lütke die Merseburger Sage von dem Stabe und dem Ringe des Bischofs Thilo an, die der Landrath Lepsius in Naumburg aus einem alten Sculpurdurdenkmale gedeutet hat *).

Ob wirklich ein Rattenauszug dem Kinderauszug vorhergegangen, oder ob die Synonymen Maus und Pest jenes Gemälde veranlaßten, in welchen das Sterben der Kinder als ein Mäuse-Auszug dargestellt worden, und das Mißverständniß des Bildes in der Folgezeit das Märchen vom dämonischen Rattenfänger erst erzeugt habe? wage ich nicht zu entscheiden. Daß der Tod oder der Teufel zuweilen auch als Mäusegott gedacht wurde, bezeugt Nr. 279. der Lemme'schen Volksf. von Pommeren und Rügen:

In der Stadt Grimmen fährt jedes Jahr in der Fastnacht ein Wagen mit vielem Gerassel durch alle Straßen. Er fährt so rasch und schwer, daß die Fenster an den Häusern zittern, wo er vorbeifährt. Wenn man nun hinaus auf die Straße sieht, so erblickt man eine große schwarze Kutsche, vor der vier Mäuse gespannt sind. Auf dem Boße sitzt ein Kutscher, der einen Führerfuß hat und einen großen Hut trägt.

*) Neue Mittheilungen aus dem Gebiete hist. antiq. Forschungen, herausgegeben von Horkemann IV. Nr. 2. S. 126.

Die Höllenkutsche haben wir schon S. 69 kennen gelernt; die Walpurgis ist, wie die Christnacht und Johannisnacht, eine Gespensternacht; der Hühnerfuß verrät, wie anderswo, die Hahnsfeder, den rußigen Hahn der Hela, also Loki = Satan. Der große Hut des Kutschers ist die unsichtbar machende Kopfbedeckung, die den Kobolden „Hütchen,“ „Rothkappchen,“ „Rothmützchen“ u. a. m. ihren Namen gab. Es ist der Hut hier, wie anderswo der Helm (s. S. 135), das Anzeichen eines gespensterhaften Wesens. Ich erinnere an das abd. *helethelm* i. q. *latibulum* (von *latere* verbergen), altn. *hialmr* (Helm), in der *Edda Saem.* 50. Wolke bedeutend, *helmu* gehört zu *helan*: tegere, woron *Hela*, die Göttin der Unterwelt. Pluto hatte einen unsichtbar machenden Helm, den er dem Todtenführer Mercur, dem Vater der Laren (Manen), schenkte. Die Geister legten „Grimbelme“ an (Grimm, S. 997), *grima* ist im Altn. Name für eine Zauberin, bedeutet aber ursprünglich Larve, Hülle. Nun ist klar, warum der Kutscher mit dem breiten Hute in Grimmen seine nächtlichen Fahrten hält, d. h. wir haben hier eine von etymologischem Witz erfundene Sage, ähnlich der von Köpenik, vergl. S. 395 Anm.)

Nach dieser kleinen Abschweifung, welche die Beziehung der Maus zu Tod und Teufel erweisen sollte, knüpfe ich den vorhin abgerissenen Faden meiner Untersuchung des historischen Gehalts der Hammelschen Rattenfängersage wieder an.

Der vorerwähnte Jesuit Kircher sagt in seiner 1650 erschienenen *Musurgia* II. lib. IX. p. 3, wo er auf diese fabelhafte Begebenheit zu sprechen kommt, daß von dieser die Stadt bis auf den heutigen Tag ihre Jahre zu zählen pflegt: „seit dem Auszug unserer Kin-

der.“ Weiter sucht er die Glaubwürdigkeit dieses Ereignisses durch den Zusatz zu erhöhen: „Ich bin selbst in jener Stadt gewesen, habe selber den Berg gesehen, und die auf einem kleinen Gemälde in der Kirche dargestellte Geschichte mit Verwunderung betrachtet.“ Es fragt sich also: was das für ein Ton von solcher Kraft in der Weise gewesen sey? Ich antworte, daß es ohne Zweifel (!) der Teufel war, der nach Gottes verborgenem Rathschlusse die verzauberten Knaben in eine andere Gegend des Erdbodens versetzt hat; denn die Chroniken Siebenbürgens bezeugen, daß um dieselbe Zeit in Siebenbürgen plötzlich Knaben mit einer unbekanntten Sprache erschienen seyen, die sich dort angeflebelt und ihre Sprache beibehalten hätten, so daß bis auf den heutigen Tag noch nichts als Sächsisch gesprochen werde.“

Der gelehrte Mann wußte vielleicht nicht, daß die Sachsen in Siebenbürgen schon 1142 unter dem Ungarkönig Geysa II. dahin einwanderten. Auch hat offenbar eine Namensverwechslung auf die Vermuthung geleitet, daß im Lande Siebenbürgen die Hameln'schen Kinder wieder an's Tageslicht gekommen wären; es gibt nämlich unweit von Hameln bei der Schauenburg ein Dorf Siebenbergen. In der mündlichen Erzählung sagte das Volk wahrscheinlich, daß die Kinder bei Hameln in den Berg, und bei jenem Dorfe wieder aus der Erde gekommen seyen (Wone's Anz. f. R. d. Vorz. 1832 S. 294). Hieraus machte der leichtgläubige Kircher, der in einem dicken Follanten sogar die Arche Noah's ausgemessen hatte, daß ihm viel besser bekannte Siebenbürgen, und ließ also die 130 Kinder eine so weite unterirdische Fußreise durch einen halben Welttheil fortsetzen, und an der äußersten

Grenze Europa wohlbehalten wieder an's Tageslicht kommen!

Der Rector am Johanneum zu Hamburg, der bekannte Historiker und Geograph Johann Hübner, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebte, glaubte der Sache einen Anstrich von Glaubwürdigkeit zu geben, indem er (im 6ten Theil seiner „hist. Fragen“) bemerkt: „es hätten zwei von den Kindern nicht folgen können, doch war eines davon blind, und das andere stumm geworden. Das Blinde erzählte, wie der Spielmann mit den Kindern in den Berg hineingegangen wäre; das Stumme hingegen wies den Berg, welcher sich geöffnet und die Kinder verschlungen hätte.“ Ist das nicht sinnreich ausgedacht? Was aber die von Kircher geglaubte unterirdische Fußparthie anbetrifft, so wagt er zwar nicht entschieden sie zu bezweifeln, meint aber doch: „Qui capere potest, capiat,“ er selber begreife nicht die Möglichkeit einer solchen Reise.

Was am meisten der Glaubwürdigkeit dieser Geschichte Eintrag thut, ist die Wiederholung derselben an mehreren Orten. Nicht nur in Deutschland ereignete sich ein ähnlicher Fall im Dorfe Wölnitz, „wo ein gespenstiger, furchtbar anzusehender Vogelsteller *) in allerlei Gestalten umherstreift, Mädchen an sich lockt, und sie in den Berg führt, aus dem sie nicht wieder zum Vorschein kommen (Gottschall, Volksm. II. S. 20 ff.), sondern auch zu Belfast in der Provinz Ulster in Irland (Hannov. Anz. 1825 St. 22) und in Frankreich in der Nähe von Paris im Dorfe Draucy-les-Nouis hat sich Aehnliches zugetragen. Am letztern

*) Sind die Seelen Vögel (Grimm S. 788), so ist der Satan ein Papagayo.

Orte war es ein Kapuziner, Namens Angionini, der für Geld die Ratten vertreiben wollte, alle Mäuse in einen Fluß lockte, wo sie ertranken, er aber, der das Bad zuerst genommen hatte, kehrte wohlbehalten zurück; allein, ob schon er über die Ratten nicht nur Gewalt gehabt, sondern auch seine Macht über das feuchte Element kund gegeben, konnte doch den Bewohnern jenes Dorfes nicht so viel imponiren, daß sie ihn gutwillig bezahlt hätten. Da nahm er wieder zur Magie Zuflucht. Er holte aus seinem Mantelsack ein kleines Horn und stieß hinein. Sogleich kam alles Hausvieh, Pferde, Ziegen, Schafe, Kinder, Schweine, Gänse &c. herbei und sammelte sich um ihn. Diesmal schritt er aber nicht nach dem Flusse zu, sondern nach einer andern Seite, und verschwand mit seinem bezauberten Gefolge, ohne daß Jemand gewagt hätte, ihn daran zu hindern.“ Das Jahr der Begebenheit ist 1240. Demnach hätten wir hier das Original und die andern wären nur Copien; oder die Ratte war als Symbol der Vernichtung allgemein bekannt, und so konnte in verschiedenen Gegenden Europa's dasselbe Factum, d. h. eine Pest oder Viehsterben, worauf die letztere Erzählung anspielt, unter demselben Bilde dargestellt werden. Folgendes Beispiel wird diese Vermuthung begründen helfen. Wolf (D. S. Nr. 199) erzählt:

Kaiser Heinrich IV. hatte einen argen Feind. Nachdem er zu Lüttich gestorben war, saß dieser, ein hochmüthiger Mann, bei einem Gastmahl. Plötzlich drangen aus allen Mauern Mäuse, und die umzüngelten ihn in so großer Menge, daß man sie umsonst von ihm zu entfernen suchte. Sie drangen immer wieder vor, thaten aber keinem Andern etwas, nur auf Jenen hatten sie es abgesehen. Da ließ er sich endlich auf einem Schiffe einen Bogenschuß weit ins Meer führen, um den Thieren zu entfliehen, aber

ſie folgten ihm auch dahin nach, nagten an dem Schiffe, und hätten es in den Grund gebohrt, wären die Schiffeleute nicht in aller Eile dem Lande wieder zugeſegelt. Da ließen ſie den Mann liegen, und die Mäuse fraßen ihn auf bis zum letzten Stückchen Fleiſch.

Wer erinnert ſich hier nicht an den Mäuſethurm in Bingen, wo Biſchof Hatto von Mainz von Mäuſen aufgezehrt wurde? und an jene nicht minder bekannte vom Polenkönig Bopiel, den ein gleicher Tod als Strafe des Brudermordes traf? Der Eine hatte ſich einen Thurm in den Rhein, der Andere einen ſolchen auf einer Inſel bauen laſſen, aber die Mäuse ſchwammen Beiden nach. Sie trieb alſo nicht der Hunger, ſonſt hätten ſie andere Leute angefallen. Daß die Mäuse nur das eine Opfer ſich auſuchen, in allen drei Sagen keinen der umſtehenden Perſonen angreifen, beweist deutlich, daß hier unter einem ſchaudervollen Bilde eine gewöhnliche Todesanzeige gegeben ſey. Freilich mußte Hatto ein hartberziger, gegen die Noth anderer Menſchen ſüßloſer Mann ſeyn, Bopiel mußte alle ſeine Brüder vergiftet haben, weil man ſich ſonſt ein ſo graufames Ende nicht zu erklären vermocht hätte. Eine einzelne Maus kann allerdings keinem Menſchen tödtlich werden, darum mußte ein ganzes Heer dieſer Thiere den der Nemesis Verſallenen angreifen. Es waren aber auch keine gewöhnlichen Mäuse, denn kein Strom hält ſie auf — dem Tod kann man nirgends entrinnen, und nur Einen verfolgen ſie, den dem Tod Geweihten. In der vorhin erzählten Sage wird in Ermanglung eines hiſtoriſchen Grundes für den gräßlichen Tod nur angedeutet: das Opfer ſey ein hochmüthiger Mann geweſen und ein Feind des kurz vorher verſtorbenen Kaiſers, der ihn vielleicht vor Gottes Gericht geladen hatte, ſo daß er

ihm bald nachfolgen mußte. Wußte man gar keinen Grund für solche Strafe anzugeben, so erhielt das Bild nur eine andere Einfassung, wie in Folgendem:

In Thüringen bei Saalfeld, auf einem Edelsteine zu Birbach, hatte sich Anfangs des 17ten Jahrhunderts Nachsehendes begeben. Das Gefinde schälte Obst in der Stube, einer Magd kam der Schlaf an, sie legte sich abseits auf eine Bank nieder, um zu ruhen. Wie sie eine Weile still gelegen, kroch ihr ein Mäuslein (der Tod) zum offenen Mause heraus. Dadurch wurde eine Jofe neugierig gemacht, so sehr es ihr die andern verboten, ging hin zu der Entseelten, rüttelte und schüttelte an ihr, aber vergeblich, und ging dann wieder davon (Prätorius, Weltbeschr. I. S. 40 ff.)

Wie in der Bibel erzählt wird, Mose habe, um dem durch feurige (giftige) Schlangen verursachten häufigen Sterben unter seinem Volke Einhalt zu thun, eine eberne Schlange aufrichten lassen, deren Anblick Genesung bewirkte, so hatten die guten Lübecker, um sich gegen die Pest zu schützen, zum Wahrzeichen ihrer Stadt eine Maus gewählt*), welche (vergeblich) an der Wurzel eines (Stamm-) Baumes nagt, um anzudeuten: der Tod rafft jeden Tag manches blühende Leben hinweg, demungeachtet gelingt ihm nicht, das gänzliche Aussterben der Bewohner Lübecks zu bewirken. Als man aber dieses Sinnbild nicht mehr verstand, glaubte man es durch Erfindung des folgenden Märchleins zu erklären:

Ein Bürger sagte Abends beim Nachhausegehen zu einem Andern, der ihn bis zur Hausthüre geleitet hatte: „Seht Euch doch nicht so närrisches Zeug in den Kopf.“ „Nein, nein, Nachbar,“ entgegnete der Andere, „ich irre mich nicht, es geschehen ganz außerordentliche Dinge. Seht

*) Dieses Wahrzeichen befindet sich in der Marienkirche.

nur dort die flammende Feuerruthe, den Kometen über unserm Kopfe, das bedeutet Lübed's Untergang.“ Der Nachbar schüttelte ungläubig den Kopf, und wollte in sein Haus gehen, der Prophet aber hielt ihn zurück: „So wenig dieser Baum — dabei zeigte er auf einen solchen in der Nähe — in dieser Nacht verdorren wird, so wenig kann ich meine Ahnung von dem Untergang dieser Stadt aufgeben.“ Mit diesen Worten nahm er Abschied. Aber wie ward dem Propheten zu Sinne, als ihm am andern Morgen der ungläubige Nachbar die Kunde brachte, daß der Baum, von dem er gestern Abend gesprochen, bereits in dieser Nacht verdorrt sey! Anfänglich lächelte er freilich ungläubig, als aber auch die Frau Nachbarin dieselbe Nachricht brachte, als die Kinder mit Geschrei hereinstürmten, verließ er das Bett, um mit eigenen Augen das Mirakel zu sehen. Und wahrlich, der Baum ließ seine Blätter hängen und mehrere Zweige waren schon verdorrt. Der prophetische Nachbar untersuchte nun die Ursache des so plötzlichen Verwelkens, da erblickte er eine Maus, die mit ihren kleinen scharfen Zähnen an der Wurzel nagte. Langsam schritt der Prophet in sein Haus, und hat seitdem nie wieder die Aeußerung laut werden lassen, daß Lübed se gefährdet würde. (Asmus, Lübed's Volksf. S. 221).

In Augsburg verkauften ehemals die Mönche im St. Ulrichskloster ein Pulver von der Erde, die das Blut des h. Ulrich geröthet hatte, als Schutzmittel gegen die Ratten, d. h. gegen tödtliche Krankheiten und Seuchen; denn man muß wissen, diese Stadt hat sich reichlich mit Sinnbildern versorgt, welche die Befruchtungsorgane vorstellen. Hier hatte man — wie bei den Griechen und Römern, ein Phallusbild als Talisman gegen die Beschädigung der Dämonen — ein ähnliches Palladium *) für die Stadt gewählt. Man erblickt nämlich in der

*) Der Name schon weist auf phallische Bedeutung hin, denn im Sanskrit heißt der Phallus: *pala*, vgl. auch die Beweisführung von Creuzer II. S. 664.

Domkirche die Jungfrau Maria im Begriffe, aus Adam's Rippe das erste Weib zu zimmern; ferner am Rathhause eine weibliche Statue, deren Schaamglied mit Spinnweben umflort ist. Ein Bild erklärt hier das andere, und Beide wollen andeuten: So lange es in der Stadt nicht an Weibern fehlen wird, kann das Wüthen des Todes wegen der Aussicht auf neue Geburten nicht zu fürchten seyn. Zudem muß man sich erinnern, daß die Schutzpatronin der Stadt die heilige Afra ist, die vor ihrer Bekehrung eine Priesterin der Aphrodite war, oder was wahrscheinlicher, die Göttin selber, denn in der Heidenzeit wurde hier die Göttin Jiza verehrt, die auch der Stadt Jiz den Namen gab. Jiza hieß sie von ihren Jizen oder Brüsten, welche allen Wesen Nahrung spenden. Auf den beiden Siebeln des Rathhauses steht man das Stadtwappen, einen Tannenzapfen, dessen einem phallus erectus ähnliche Gestalt schon in den Mytherien des phrygischen Sonnengottes Atys ihm eine große Wichtigkeit verschaffte; denn er war eben ein Symbol des männlichen Gliedes (Cruizer II. S. 108 d. zweit. Ausg. N. Müller, Glauben u. Kunst der Hindu S. 301). „Pinus grata Deum matri“ sagt Ovid (Met. 10, 103). Cybele und Venus sind aber Beide die Göttermutter, d. h. die Weltmutter. Darum war dieser Baum auch dem Dionysus heilig, dessen Gefolge die geilen Satyrn und Faune bildeten, dessen Fest durch Umtragen des Pballus den Charakter des Gottes errathen ließ. Schließlich kann auch noch der indische Ehengott als Zeuge für die Todesbedeutung des Mausbildes in diesen Kreis gezogen werden. Er hat zwei Namen: Pollear (sansk. phul, blühen, üppig seyn, φλώω, lat. polleo) und Ganesa (sansk. gan = γένω, lat. gi-gno zeugen). Als Ersterer trägt

er den Bhallus in der einen Hand, in der andern den Hochzeitskuchen; als Ganesa reitet er auf der Ratte, zum Zeichen, daß der Gott der Zeugung den Tod unterjocht hat^{*)}. Ganesa ist als Urheber aller Zeugungen ohne Vater, seine Mutter, die Laube Parvati, hatte ihn im Bade — denn die Feuchte ist der Urstoff aller Wesen — ohne Zuthun eines Mannes empfangen gehabt.

Wie die Maus (*συνδος*), ist auch die Fliege Symbol des Kot'es (*μυδος*) und des Todes (die Pestfliege), also Beelzebub (Fliegengott) und Beelzebub (Drecksgeist) zugleich. Aber nicht nur der persische Ahriman hatte die Gestalt der Fliege angenommen, sondern auch Loki ward Fliege (*fluga*), als er die schöne Freia, die Urheberin alles Lebens, betrügen wollte. Märchen erzählen von Teufeln, die als Fliege in einem Glase verschlossen sind (Kinderm. Nr. 99). Die Wallachen bezeichnen den Teufel als den Urheber der Kolumbaczer Fliegen, deren Stachel selbst Pferde und Rinder tödtet. Eine longobardische Sage bei Paulus Diaconus (VI., 6) erwähnt eines bösen Geistes (*spiritus malignus*), der sich als Fliege in's Fenster setzt und dem ein Bein abgehauen wird. Die Acta Bened. sect. I. pag. 238 reden von einem ausgetriebenen Teufel, der in Fliegengestalt aus der Nase des Besessenen hervorkam. Der Teufel dringt als Fliege durch das Schlüsselloch in verschlossene Gemächer.

Bei Grimm (S. 1231) lese ich, daß der Teufel auch als Käfer erscheine, ohne jedoch, wie sonst, Belege angeführt zu finden. „Der Mistkäfer, teuflisch ge-

*) So bedeutet die Maus, wenn sie auf Münzen vor dem Apollo steht, ihn als Fressender an, aber, wenn sein Fuß auf ihr ruht, den Heiligott und Mausstädtler (*μωκτονος*).

nommen *), verbürgt seine heidnische Auffassung.“ Ich muß hier commentirend hinzufügen, daß der Käfer keine Verkörperung Loki's, sondern Thors sey, daher auch Donnerschröter (Thorbagge) genannt. Geheiligt war dieses Insect dem Donnergott, weil er im Viehdünger sich aufhält, und sich in die Erde gräbt, und Thor bekanntlich auch als Beförderer des Ackerbau's (siehe S. 291) aufgefaßt wurde. Mit Bezug auf diesen Käfer, dessen Larve in Norrland Erdochse genannt wird, hat sich noch ein, bei'm Landmann vom Vater auf den Sohn vererbter, Aberglaube erhalten, nach welchem man sieben Sünden sühnen soll, wenn man einen Mistkäfer, der auf dem Rücken liegt, und sich daher nicht selbst zu helfen vermag, wieder auf die Füße legt; denn Thor wurde als ein Versöhner, Mittler oder Fürbitter bei dem Allvater Odin angesehen. Als die christliche Lehre im Lande sich verbreitete, wollten die Befehrer das Volk von der Anbetung der Asagötter abschrecken, und behaupteten, diese und deren Anhang gehörten der Hölle und wären böse Geister. Da erhielt der Mistkäfer (Thorbagge) den Namen Thor-teufel (Thordyfel), wie er noch jetzt in Schweden genannt wird. Gegenwärtig denkt Niemand mehr an Thor, wenn er ein solches armes Insect hilflos auf dem Rücken liegen sieht; aber selten geht der Landmann vorbei, ohne ihm zu helfen und dabei der Versöhnung seiner Sünden zu gedenken. (Afzelius I. S. 29).

Daß der Teufel auch des Fisches Gestalt anzunehmen

*) Auch der Goldkäfer ist eine Teufelsmaske. Mädchen fanden einst, als sie den Vorhang von ihrem Bett zurückzogen, dasselbe voll von diesen Insecten. Sie flohen erschreckt aus der Stube, hörten aber, wie ihnen schreckliches Gekoh und Gepolter nachschallte. (Schurzler B. S. II. S. 369.)

pflanze, habe ich nirgend finden können. Vielleicht verhinderte daran die christliche Vorstellung von der aus dem Taufwasser hergeleiteten reinigenden Kraft des nassen Elementes? Aber daß Loki die Gestalt eines Salmes oder Lachses angenommen, als er den Asen entfliehen wollte, von Thor aber am Schwanz erfaßt worden sey, hatte ich schon S. 348. Anm. 3. erwähnt. Auch diese Episode der Edda ist nicht ohne Einfluß auf christliche Legenden gewesen. Jedermann weiß, daß der Apostelkürst im christlichen Rom an die Stelle des capitolinischen Jupiter getreten ist. Im Norden ersetzte er ebenfalls einen verabschiedeten Blizgeschleuderer, nämlich den „Asenfürsten“ Thor. Diese Andeutungen sollen das Verständniß des hier folgenden, in Form einer Legende gehaltenen etymologischen, Scherzes erleichtern:

Bekanntlich war St. Peter ein Meister im Fischen. Eines Tages nun hatte er lange gefischt, und dennoch nichts gefangen, bis zum letzten Zuge, da hatte er das Netz ganz voll. Er warf die Fische heraus, den einen vor, den andern nach, und schmiß sie in seinen Eimer, den letzten konnte er lange nicht bekommen, denn der sprang so schnell hin und her, daß es fast unmöglich war, ihn zu erwischen. Endlich gelingt es St. Peter doch, ihn oben am Rückgrat mit Daumen und Zeigefinger zu packen. „Du bist mir ein Schelmfisch,“ sprach er, „den Namen verdienst du, und sollst ihn behalten.“ Und von der Zeit an hieß man den Fisch Schelmfisch, auch Schellfisch, und zum Wahrzeichen von der Echtheit dessen, was ich hier sage, steht man noch jetzt den Daumen St. Peters oben auf dem Rücken des Fisches (Wolf, D. S. Nr. 31).

Im Pflanzenreiche gelten der Hagebuttenstrauch, der Hollunder und der Nußbaum als des Teufels Schöpfungen. Des Letztern wird an einem andern Orte ausführlicher zu erwähnen sich passendere Gelegenheit bieten.

Auch den Hollunder, welcher bald dem Thor, bald der Hölle zugetheilt wird, muß ich für jetzt noch übergehen. Für die Hagebutte läßt sich mit Bestimmtheit keine heidnische Gottheit nachweisen, welcher diese Pflanze geweiht war. Wegen der rothen Farbe sollte man auf Thor oder den Feuergott Loki schließen. Auch der Teufel heißt der Rother, wie der wilde Jäger Esau (Edom).

In der Lauffz nennt man ihn den rothen Ödrg:

Bei Ober-Gerlachsheim, am Abhange des Queisserberges, steht ein über 20 Ellen hoher Quarzfelsen, der weiße Stein genannt, etwa 100 Schritte davon auf böhmischer Seite zu, finden sich ebenfalls weiße, doch größere und viel weiter ausgedehnte Quarzfelsen, deren Richtung und Steinart auf ehemaligen Zusammenhang mit jenem weißen Stein schließen lassen. Man erzählt sich davon: In dieser Wildniß habe ehemals ein Klausner gelebt, dessen Frömmigkeit den Bösen gereizt habe, ihn in Versuchung zu führen. Nach vieler vergeblicher Mühe erkannte er seine Ohnmacht, und schleuderte im Zorn ein Felsstück zur Erde, das es in Stücke zerschellte und der zwischen selbigen durchströmende Bach die Wiedervereinigung hinderte. Von dieser Zeit an sieht sich der Böse an jedem St. Georgsabend um, ob nicht wieder ein Klausner sich daselbst angefiedelt, der mit weniger Mühe zu umgarnen sey. Da schleicht er umher mit feuersprühenden Augen, ein langer rother Mantel deckt den Pferdefuß und verbirgt den Drachenschwanz. Oft haben ihn am hellen, lichten Tage Holzbauern in grotesken Sprüngen auf gedachtem Felsen herumgauleln, widrig lachen hören, und andere Poffen treiben sehen; und weil sie ihn immer am St. Georgstag erblickten, wegen des rothen Mantels ihm den Namen: „rother Ödrg“ beigelegt. (Gräve, Lauffzer Sagen Nr. 74).

Vom rothen Teufel stammt jene niederländische Race von Hauskobolden, welche die Bauern in jener Gegend „Rothmüßchen“ nennen, obschon sie von Kopf bis Fuß roth gekleidet sind, und nur ein grünes Gesicht

und grüne Hände haben, und die den Wohlstand des Hausherrn auf jede Art vermehren helfen (Wolf, N. S. Nr. 474.); endlich auch die rothhosiigen Kobolde, welche man ehemals in Greifswalde aus den Schwornsteinen herausgucken sah. Sie hielten sich dort besonders in der Knopffraße auf (Lemme, Volksf. v. Pommern Nr. 215).

Was hier vorzugsweise im Auge zu behalten ist: die rothe Hagebutte wird in Schleswig des Teufels Gewächs genannt:

Als Gott den Teufel vom Himmel auf die Erde hinabgestürzt hatte, gefiel es ihm hier unten schlecht. Um wieder hinaufzukommen, schuf er einen Strauch mit Dornen, der sollte die Leiter seyn. Gott errieth seine Absicht, und um sie ihm zu vernichten, richtete er den Strauch so ein, daß er nicht in die Höhe wuchs, sondern sich nach der Seite umwandte. Da ward der Teufel ärgerlich und machte, daß die Dornen, die ihm als Sprossen hätten dienen sollen, und darum gerade aus standen, sich niederwärts beugten. So entstand der Hagebuttenstrauch. Aber Andere sagen, daß Judas sich an einem solchen Strauch erhenkt habe, und daß seit dieser Zeit sich die Dornen niederwärts gewandt hätten. In Angeln nennt man darum die Hagebutten Judasbeeren. (Müllenhof, Schleswig zc. Nr. 479).

Das dem Judas angebüchete rothe Haar muß auch dem Loffi gehört haben, denn in der Kurmark rufen die Kinder: „Rothkopf, Feuerkopf, steckt die ganze Welt in Brand“ (rothkop, füerkop, steckt de ganze welt in brant!) Dieß letzte Wort hat aber Zusammenhang mit der Eddalehre vom Weltbrand, den Loffi als Surtur aushaucht. Aber die Kinder schelten dort auch den Rothhaarigen: Rothbart, Teufelsbart! (rothbart düvelsart!). Und schon in der Wilkina-

Saga c. 167 hat der ungetreue Sibich rothtes Haar *).

Der Teufel heißt auch der Schwarze (wie Lohk = Sortur, Svartr) und der Mohr (Grimm, S. 945). Ob die Mohrenköpfe als Wahrzeichen an öffentlichen Gebäuden auf den Teufel sich beziehen? Die Stadt Coburg führte schon vor alten Zeiten neben dem offenen Mauerthurm, vor welchem eine Henne auf der Zinne steht, einen Mohrenkopf, der auch auf den ältesten Coburgischen Münzen (Hohlpfennigen) schon vorkommt. Die Sage geht, daß die Leichname der h. drei Könige auf ihrem Wege von Mailand nach Köln, wo sie begraben liegen, durch Coburg geführt worden und hier Nachtraft gehalten, und zwar vor dem Steinthor im sogenannten Stegenbach; zum Andenken habe man den Mohrenkopf Balthasars in das Stadtwappen aufgenommen. (Warum wurden aber Kaspar und Melchior zurückgesetzt?) Eine andere Meinung macht die Ansicht geltend, der Kopf gehöre dem h. Moriz, dem auch die Hauptkirche gewidmet ist. Aber Mauritius war ja kein Mohr, sondern ein römischer Krieger. Der wahre Grund dürfte also darin zu finden seyn, daß Mohrenkopf und

*) Die Abneigung gegen die rothe Farbe, welche auch Jes. 1, 18. als Farbe der Schuld bezeichnet wird, ist uralte. Die Opferung der rothen Kuh sollte bei den Israeliten Aufhebung der Sünden bewirken. Gleichbedeutend war in Aegypten die Opferung rothhaariger Menschen, rother Stiere und rother Esel dem Typhon. Das Thier durfte kein weißes noch schwarzes Haar haben (Plut. de is. c. 31.) Die Hebräer schrieben dem untrweltlichen Habes den Besitz rother Rinder zu (Apolod. II, 5. 10. 12.) In Indien ist die rothe Farbe so verhaßt, daß die Dewadessi (Sayadere) an einem Tage, wo sie ein gewisses Ruchengewächs von blutrother Farbe gegessen hat, keinen Tempeldienst verrichten darf (Fasner Landreise. S. 82), und Manu Gesetz verbietet den Brahmanen, welche durch Dürftigkeit gezwungen werden, Handel treiben zu müssen, bloß den Verkauf von rothen Luchern.

Genne, wie auf jener badischen Kirche Wolf und Schaf*), vergl. S. 370, neben einander abgebildet wurden, um den Teufel immer daran zu erinnern, daß man ihm bei der Legung des Grundsteins zum Gebäude ein Opfer gebracht habe, damit er in der Folge dem Orte keinerlei Schaden (durch Erdbeben, Feuersbrünste u.) zufügen möge.

Der Teufel heißt auch der graue Mann.

Vor vielen Jahren ging ein Bauer aus Auerbach Abends am Schloßberg vorüber; da wurde er plötzlich von einem grauen Mann angehalten, und gezwungen, ihn bis in das Schloß hinauf zu hofeln. Auf einer dunkeln Stiege des Schlosses wurde der Bauer den andern Tag gefunden, wie einer, der sich übermüdet. Er starb kurze Zeit darauf. (Grimm, D. S. Nr. 272).

Der Teufel heißt auch Grünrock, und das Prädicat „Grün Jette,“ welches in Dänemark dem wilden Jäger beigelegt wird, ist nur von Grimm anders gedeutet worden. Bei den Herrentänzen, wo sämtliche Masken in Grün erscheinen, erscheint der Teufel in grüner Kleidung, bei den Opferfesten auf dem Blockberg sitzt er auf grünem Sessel, bei seiner Trauung mit der jüngsten Hexe erscheint der Trauende im grünen Mesgewand, seltner schwarz oder grau gekleidet. Die Schotten und Iren denken sich auch die Erdgeister grün gekleidet, die es sogar übelnehmen sollen, wenn Sterbliche sich dieser Farbe bedienen; daher ein Fuchsjäger, als er auf der Jagd mit seinem Rosse in eine Fuchsgrube stürzte, sein Unglück der grünen Farbe seiner Reitpeitsche zuschrieb. (Morgenblatt 1817 Nr. 190). Grimm denkt hier

*) Von einer Dorfkirche in Thüringen im Langensalzer Kreise (s. Ziehnert Volksf. II. S. 120.) geht dieselbe Sage, nur mit dem Unterschiede, daß die Stelle des Schäfers eine Frau jene des Schafes eine Stiege einnimmt.

an die Farbe der Mooswelschen, welche der wilde Jäger zuweilen jagt (D. S. Nr. 48). Aber auch der Nix trägt ja einen grünen Hut? (D. S. Nr. 52) Nun hier könnte an die Farbe des Meeres gedacht werden, worauf auch die grünen Haare der Seejungfern ansprechen. Niemand hat hier an das Froschgrün gedacht. Der persische Abriman nimmt die Gestalt von Fröschen und Kröten an. In den zehn ägyptischen Plagen spielen neben den Läusen auch die Frösche ihre Rolle. Die letztern Thiere, welche erst zum Vorschein kommen, wenn die Sonne untergegangen ist, waren deshalb der Nachtgöttin Latona (v. latere) heilig. Wie nahe liegt es doch hier, auch den Teufel als Frosch zu denken! In der Stiftskirche zu Römhild, die dem Käufer zu Ehren geweiht wurde, ist an einem Schwibbogen über der Kanzel gegen die Empore zu ein steinerner Frosch angebracht; angeblich soll dieß Wahrzeichen daran erinnern, daß, wo jetzt die Kirche steht, früher ein Sumpf gewesen. Mehr Witzaufwand hätte der Erklärer gezeigt, wenn er mit Beziehung auf den Patron der Kirche, an das häufige Untertauchen des Frosches erinnert hätte. Vielleicht erklären folgende Sagen, wen man sich unter dem Frosche zu denken habe.

Johann das Lamm betete eines Tages in der Gegend von Kemur, doch mitten in seiner Andacht wurde er von dem Geschrei zahlloser Frösche gestört. Der Heilige, erzürnt, daß er nicht ferner beten konnte, beschwor die Thiere, für ewig den Ort zu meiden. Seitdem ist kein Frosch in dieser Gegend zu sehen. (Wolff, D. S. Nr. 299).

In dem bei dem Kloster Ehorin gelegenen Mariensee gibt es viele Frösche, aber so viele ihrer auch sind, so hört man sie dennoch nicht. Als Ursache wird angegeben, die Klostermönche hätten, um nicht künftig in der Andacht gestört zu werden, Gott gebeten, diese Thiere verstummen zu machen. (Kuhn, M. S. Nr. 192).

Diese Frösche waren also teuflische Legionen, die dem Exorcismus der Mönche nicht Stand halten konnten, denn an stumme Frösche wird Niemand glauben. Ein anderer indirecter Beweis, daß der Teufel zuweilen des Frosches Gestalt annehme, ist folgender:

Einem Weinhändler aus Schweinfurt begegnete unter der Peterskirche bei der Mainseite etwas Seltsames. Er war mit seiner Frau mit Brechen des unmittelbar unter der Trümmerstätte liegenden Weinbergs beschäftigt. Die Frau hackte sehr fleißig, und mit einem Male hackte sie bei jedem Schlag in der Erde einen Frosch heraus. So mochte sie wohl 5 oder 6 Frösche herausgehackt haben, als es ihr auffiel und sie zu ihrem Manne sagte: „Pfui! die garstigen Frösche!“ jetzt kommen aber keine mehr. Der Mann trat näher, bückte sich nach den Fröschen und sah keine, wohl aber leuchteten so viele Goldstücke, als zuvor Frösche zum Vorschein gekommen waren, am Boden. Die hob er auf und steckte sie ein, und jankte seiner Frau, daß sie nicht stillschweigend fortgehakt. (Bechstein, fränk. Sagen S. 158).

Was oben von dem Drachen als Schatzspender gesagt worden, gilt auch hier, denn nicht nur der Lindwurm lebt im Schlamm (s. S. 387), sondern auch der Frosch; Roth bedeutet in der Traumsprache Gold, Pluto ist aber — Pluto! Darum nannten die Römer den Letztern auch Dis, d. h. den Reichen (dives).

Auch als Kröte zeigt sich der Teufel:

Auf dem rechten Rheinufer, zwischen Laufenburg und Binzgau, im felsigen Thale des Andelbaches, sollen bis zum dreißigjährigen Kriege mehrere Hammerwerke und sonstige Häuser gestanden haben. Wirklich findet man daselbst noch Mauertrümmer und viele Schlacksteine. Aus jener Zerstörungzeit her liegt daselbst viel Geld vergraben. Einmal in der Frohnfastenzeit ging ein Bürger von Laufen-

burg in genanntes Baldbthal, um Holz zu holen. Es war Mittag und sehr heiß. Er setzte sich unter eine Eiche, um auszuruhen. Plötzlich sieht er unfern von sich gewöhnliche Kohlen langsam aus dem Boden hervorsteigen, die allmählig bis zur Größe eines Korbes anwuchsen. In diesem Augenblicke zeigte sich auf dem Kohlenhaufen eine ungeheure Kröte, die ihn mit feurigen Augen anstarrte. Mit unverwandtem Blicke staunte der Mann eine geraume Zeit diese Erscheinung an, als plötzlich Kohlen und Kröte in den Boden versanken. Als er bei seiner Nachhausekunft erzählte, was er gesehen, sagte man ihm, daß er eine so seltene Gelegenheit, reich zu werden, nicht hätte unbenützt vorübergehen lassen, und sich ohne Umstände der Kohlen hätte bemächtigen sollen. Jene Kohlen seyen ein Haufen Gold gewesen, den der Böse in Gestalt einer Kröte bewacht hätte, welcher aber leicht durch Bekreuzigungen zu vertreiben gewesen wäre. (Schneizer, Bad. Sagenb. I. S. 160, vergl. Bd. II. S. 171 eine ähnliche Schatzkrötensage).

Und als Eidechse:

Es war einmal ein junges Mädchen. Um Schmuck zu bekommen, gab sie sich dem Teufel hin, und lebte mit ihm wie die Frau mit ihrem Manne. Nach einigen Monaten gebar sie zwei Epterchen, eine männliche und eine weibliche Eidechse (Wolf, D. S. Nr. 453).

Grimm macht S. 981 darauf aufmerksam, daß die altheidnische Natur des Teufels sich auch darin bewähre, daß nach ihm, wie nach Göttern *) und Riesen **), Thiere und Pflanzen heißen. Die libellula grandis oder Wassernymphe, ein zart und schlank gegliedertes

*) Das Kraut Valerian (herba valeriana) heißt Balders Braue. Eine Pflanze, aus welcher Liebestranke gekocht wurden, hieß Friggjartgras (herba conjugalis) nach der Göttin Frigg.

***) Riesenbart (tuncus allformis), das Satyrium heißt im Norden „Bröngras“, weil es eine Rieftu Bröna ihrem Schützling Palsdan als Zaubermittel schenkte (Fornald sög. 3, 576.)

Insekt, heißt „Teufelspferd“, die Raupe *): „Teufelskappe“. In Holland heißt ein gewisses Kraut: „des Teufels Garn“, das *alcyonium digitatum* oder *palmatum*: „Teufelsband“, das *lycopodium clavatum*: „Teufelsklaue“, die *Euphorbia*: „Teufelsmilch“, der *convolvulus arvensis*: „Teufelsbarm“ u. a. m.

Wie Odin als Kriegsgott seiner Natur nach gern Streit entspinnt (*inimicitias Othinus serit*, sagt Saxo p. 142), so lassen die Christen vom Teufel den Samen der Zwietracht aussäen. Wie Abri-man tausend Jahre in Ketten, wie der ebenfalls persische Jobak — zu dem sich der Teufel als Koch vermietete, und ihn veranlaßte, Schlangen mit Menschengehirn zu füttern — tausend Jahre in einer Wüste an einen Felsen geschmiedet wird, wie Loki von den Asen gebunden wird, aber alle diese auf eine Zeit der Befreiung hoffen dürfen, so hat sich auch durch lange Jahrhunderte im Munde des Volks die Ausdrucksweise fortgepflanzt: der Teufel ist los! Man muß, meint Grimm, sich dazu das Loswerden des Feuers — doch wohl des die Welt zerstörenden, am Ende der Tage, Loki = Surtur? — denken. Wie den Riesen und Zwergen, wegen ihrer Gabe, unsichtbar zu machen, diebisches Gelüsten ange-dichtet wird, so heißt auch der Teufel „der Dieb“. Die Redensart „eingefleischter Teufel“, hat auf das Besessenseyn von Dämonen Beziehung; kann also nicht wohl auf Vorstellungen aus dem nordischen Heidenthum zurück bezogen werden; aber „schlau wie der Teufel“ mahnt an Loki's listigen Charakter. Auch Saturn = Kronos, der im Tartarus Gefesselte, ist der

*) Wegen ihrer Häutung, Verpuppung und kufenweisen Verwandlung aus einem kriechenden Wesen in ein fliegendes hat sie etwas Unheimliches.

listige (*ἀνηλωμετης*), Saturn hatte die Titanen ver-
 leitet, sich gegen die olympischen Götter aufzulehnen,
 wie Loki es mit den Riesen gegen die Asen hält. Loki
 ist der Lockende, der Verführer, aber als Unbiger (s.
 S. 350 Anm.) schließt er, wie Saturn die Zeit ab, also
 auch die Woche. Des Saturnus Tag (Satur day) ist
 Loki's Tag (schwed. Lögerdag, altn. Laugardagr).
 Grimm, (S. 226) fragt mit Recht: Die sechs ersten
 Wochentage heißen nach Sonne, Mond, Zio (oder Tyr
 Tyß), Wuotan (Odin), Donar (Thor) und Freia, wel-
 chem Gott hätte den Namen des siebenten herzugeben
 gebührt? Für Mars, Mercur, Jupiter, Venus standen
 jene deutschen Gottheiten zu Gebot, wie ließ sich Sa-
 turn verdeutschten? Engländer, Friesen, Niederländer
 und Niedersachsen haben dem dies *Saturni* seinen
 Namen selbst gelassen: Säteresdäg, Säternesdäg, Satur-
 day, Saterdei, Saterdach, Satersdag, auch Irländer
 die Satuirn, Satarn angenommen, während das
 franz. Samedi (Sabdedi span., Sabado, ital. Sa-
 bato) zum Samstag stimmt. Hier ist nicht nur im
 Begriff, wie bei den übrigen Göttern, sondern auch
 im Namen Gleichheit. Weder ein abd. Satarnes
 noch Sazarnestao läßt sich aufweisen, merkwürdig
 aber bedeutet ags. Saetere: Nachsteller, Ueberlister
 (abd. Sazari, vgl. saza, mhd. Saze: insidiae =
 laga, lage). Solche Nachweisungen zeigen deutlich
 die Identität von Saturn und Loki, sowie daß der
 christliche Teufel die Eigenschaften Weiber entlehnt hat.
 Nichtsdestoweniger kennt man auch einen „dummen
 Teufel“. In Verträgen mit den Menschen wird er
 nicht selten überlistet.

Als der Doctor Paracelsus noch in Inspruck studierte,
 ging er eines Sonntags Morgens im Walde spazieren.

Plötzlich hörte er sich rufen, sah aber Niemand, obgleich die Stimme nicht weit entfernt schien. „Wer ruft da?“ — „Ich,“ antwortete es, „erlöse mich aus dieser Tanne, in welche ich eingeschlossen bin.“ — „Wer ist der Ich?“ — „Man nennt mich mit Unrecht den Bösen, wie du dich überzeugen wirst, wenn du mich befreist.“ — „Wie kann ich das?“ — „Schau nur rechts an dem Stamm der alten Tanne hinauf, so gewahrst du ein rundes Zäpflein mit 3 +, dahinter bin ich von einem Geisterbanner eingezwängt, ich kann's von Innen nicht herausstoßen.“ — „Was gibst du mir zum Lohne, wenn ich's herausziehe?“ — „Was verlangst du?“ — „Erstens eine Arznei, mit der ich alle Krankheiten heilen kann; zweitens eine Tinktur, womit ich Alles, was ich will, in Gold verwandeln kann. Wer steht mir aber dafür, daß du Wort hältst?“ — „Ich, so wahr ich der Teufel bin.“ — „Gut, ich befreie dich, wenn ich das Zäpflein herausbringe.“

Also nahm er das Federmesser aus der Tasche, faßte damit das Zäpflein, das etwas hervorkam, und brachte es nach vieler Mühe heraus, trat dann einen Schritt zurück, die Augen auf das Löchlein gefestigt, und sah eine schwarze Spinne hervorkrabbeln, die lief am Stamm hinunter auf's Moos. Kaum aber berührte sie den Boden, so verschwand sie. Auf einmal richtete sich, wie aus der Erde steigend, ein hagerer Mann auf, dessen rother Mantel die Fahrenfüße schlecht verbarg. „Komm mit mir,“ rief der Teufel, freundlich grinsend, brach sich im Gebüsch eine Faselruthe, schlug damit an den nächsten Felsen, der über die höchsten Tannen hervorragte, sprach: „warte hier, ich bin gleich wieder da,“ schlug mit der Ruthe gegen das Gestein, der Felsen spaltete sich in zwei Stücke, und der Teufel verschwand in der Kluft, kam aber sogleich wieder aus der Spalte hervor, in jeder Hand ein Gläschen haltend, oben zugebunden wie Arzneigläser. „Das Gelbe da,“ sagte er, „ist die Goldtinktur, das Weiße die Arznei.“ Dann setzte er hinzu: „Gehst du mit nach Inspruck? Ich hole dort dem Geisterbanner, der gewiß nicht denkt, daß ich los bin.“ Der Doktor hatte Mitleid mit dem Geisterbanner, und dachte: Könnte ich ihn doch retten! Aber ihn

warnen kann ich nicht, da ich nicht weiß, wie er heißt, und wo er wohnt. Auch ist der Teufel schneller auf den Beinen, als ich. Plötzlich kam ihm ein guter Gedanke, auf die Eitelkeit des Teufels zu speculiren. Als Beide wieder der Tanne sich näherten, wo der Teufel gesteckt hatte, fing er an: „Der Geisterbanner muß wohl ein mächtiger Mann gewesen seyn, da er im Stande war, Euch in ein so kleines Löchlein in die Tanne hineinanzuwringen. Aus freiem Willen möchtet Ihr Euch schwerlich so zusammenziehen können zu einer Spinne.“ — „Dem Teufel ist viel möglich, was ihr Menschen nicht begreift. Was gilt's, ich mache mich aus eigenem freien Willen wieder zur Spinne, und kriech vor deinen Augen in's Löchlein hinein?“ — „Ich begreiß eben nicht, aber sehen möcht ich's, ich gäbe gleich meine zwei Fläschchen für das Kunststück her.“ — „So schau!“ rief der Teufel und verschwand, aber sogleich krabbelte er als häßliche Spinne wieder am Boden, lief am Stamm der Tanne wieder hinauf, und kroch ins alte Löchlein. Blißschnell hinter ihm drein kam das Zäpflein, vom Paracelsus mit Kraft nachgedrückt. Dann schlug er mit einem Stein das Zäpflein immer tiefer hinein und kritzte mit seinem Messer drei frische + darüber. Sogleich rannte er aus dem Walde, und als er in die sonnigen Wiesen hinaustrat, sprach er: Jetzt will ich sehen, ob der Teufel auch mich angeführt hat? Er öffnete das gelbe Fläschchen, und ließ daraus ein Tröpfchen fallen. Sieh da, es ward immer schwerer in seiner Hand, pures Gold. Freudig erstaunt, machte er das Fläschchen sogleich wieder zu. Das Eine ist gut, sagte er, das andere will ich an dem kranken Gensensäger dort unten in der Hütte probiren. Die Arznei half dem Kranken sogleich aus dem Bette. — Aber der Teufel steckt noch immer in der Tanne, und hat keine Hoffnung, loszukommen, denn der Wald darf wegen der Schneelawinen nicht abgehauen werden. Paracelsus aber ist der berühmteste Doctor in der Welt geworden, und hat Reiche und Arme, Letztere auch mit seiner Goldtinktur gesund gemacht. (Morgenbl. 1817, Nr. 230).

Noch füge ich hier ein Beispiel aus der Legende vom heil. Bernhard bei:

Als dieser Heilige in der Abtei Afflighem wohnte, verzirrte ihn der Teufel häufig. Eines Abends fing der Böse wieder seinen Spuk an. Da hatte Bernhard einen trefflichen Einfall, er nahm das Kerzchen aus dem vor ihm stehenden Leuchter, und bat den Teufel, daß er es eine Weile halte. Anfangs ging es gut, aber bald lief das heiße Wachs dem Teufel auf die Finger und verbrannte ihn arg, doch er durfte das Kerzchen nicht loslassen. Endlich, als es ungefähr ausgebrannt war, kam die Flamme an des Teufels Daumen und brannte ein tiefes Loch hinein, so daß der Satan vor Schmerz heulte und davon lief, daher kommt in Belgien das Sprichwort: „Es soll geschehen, aber der Teufel muß die Kerze halten!“

Dieselbe Anekdote wird anderswo dem heil. Antonius nachzählt, dessen Klausur bekanntlich der Teufel gar zu oft besuchte. Der Heilige schrieb eben an einem geistlichen Werke, als der Teufel unter der Gestalt eines hübschen Mädchens ihn zu hindern trachtete. Der Heilige merkte aber, wer hinter der Maske stecke, bat sich jene Gefälligkeit wie der heil. Bernhard aus, unter dem Vorwande, er wolle nur die Seite herunterschreiben, um nicht aus dem Concept zu gerathen, sodann stehe er aber der Schönen gern zu Diensten. Der Schmerz, welchen jedoch das auf dem Finger brennende Lichtflümpchen verursachte, ließ den Teufel aus seiner Rolle fallen, denn das Gebrüll, welches er ausstieß, war der Stimme eines zarten weiblichen Wesens am wenigsten ähnlich.

Die Moral dieser Fabel ist: der Geist der Finsterniß kann kein Licht vertragen.

In dem „dummen Teufel“ erkennt Grimm (S. 495) den dummen Riesen, so wie in dem listigen Teufel die schlaunen Zwerge. Dumm bedeutet in der alten Sprache f—tunna und f—tumpf, im Altn. bedeutet dumb

warnen kann ich nicht, da ich nicht weiß, wie er heißt, und wo er wohnt. Auch ist der Teufel schneller auf den Beinen, als ich. Plötzlich kam ihm ein guter Gedanke, auf die Eitelkeit des Teufels zu speculiren. Als Beide wieder der Lanne sich näherten, wo der Teufel gesteckt hatte, fing er an: „Der Geisterbanner muß wohl ein mächtiger Mann gewesen seyn, da er im Stande war, Euch in ein so kleines Löchlein in die Lanne hineinzuzwingen. Aus freiem Willen möchtet Ihr Euch schwerlich so zusammenziehen können zu einer Spinne.“ — „Dem Teufel ist viel möglich, was ihr Menschen nicht begreift. Was gilt's, ich mache mich aus eigenem freien Willen wieder zur Spinne, und kriech' vor deinen Augen in's Löchlein hinein?“ — „Ich begreif's eben nicht, aber sehen möcht ich's, ich gäbe gleich meine zwei Fläschchen für das Kunststück her.“ — „So schau!“ rief der Teufel und verschwand, aber sogleich krabbelte er als häßliche Spinne wieder am Boden, lief am Stamm der Lanne wieder hinauf, und kroch ins alte Löchlein. Blitsschnell hinter ihm drein kam das Zäpflein, vom Paracelsus mit Kraft nachgedrückt. Dann schlug er mit einem Stein das Zäpflein immer tiefer hinein und kritzte mit seinem Messer drei frische + darüber. Sogleich rannte er aus dem Walde, und als er in die sonnigen Wiesen hinausstrat, sprach er: Jetzt will ich sehen, ob der Teufel auch mich angeführt hat? Er öffnete das gelbe Fläschchen, und ließ daraus ein Tröpfchen fallen. Sieh da, es ward immer schwerer in seiner Hand, pures Gold. Freudig erstaunt, machte er das Fläschchen sogleich wieder zu. Das Eine ist gut, sagte er, das andere will ich an dem kranken Gensensäger dort unten in der Hütte probiren. Die Arznei half dem Kranken sogleich aus dem Bette. — Aber der Teufel steckt noch immer in der Lanne, und hat keine Hoffnung, loszukommen, denn der Wald darf wegen der Schneelawinen nicht abgehauen werden. Paracelsus aber ist der berühmteste Doctor in der Welt geworden, und hat Reiche und Arme, Letztere auch mit seiner Goldtinktur gesund gemacht. (Morgenbl. 1817, Nr. 230).

Noch füge ich hier ein Beispiel aus der Legende vom heil. Bernhard bei:

Als dieser Heilige in der Abtei Afflighem wohnte, verzirrte ihn der Teufel häufig. Eines Abends fing der Böse wieder seinen Spuk an. Da hatte Bernhard einen trefflichen Einfall, er nahm das Kerzchen aus dem vor ihm stehenden Leuchter, und bat den Teufel, daß er es eine Weile halte. Anfangs ging es gut, aber bald lief das heiße Wachs dem Teufel auf die Finger und verbrannte ihn arg, doch er durfte das Kerzchen nicht loslassen. Endlich, als es ungefähr ausgebrannt war, kam die Flamme an des Teufels Daumen und brannte ein tiefes Loch hinein, so daß der Satan vor Schmerz heulte und davon lief, daher kommt in Belgien das Sprichwort: „Es soll geschehen, aber der Teufel muß die Kerze halten!“

Dieselbe Anekdote wird anderswo dem heil. Antonius nachzählt, dessen Klause bekanntlich der Teufel gar zu oft besuchte. Der Heilige schrieb eben an einem geistlichen Werke, als der Teufel unter der Gestalt eines hübschen Mädchens ihn zu hindern trachtete. Der Heilige merkte aber, wer hinter der Maske stecke, bat sich jene Gefälligkeit wie der heil. Bernhard aus, unter dem Vorwande, er wolle nur die Seite herunterschreiben, um nicht aus dem Concept zu gerathen, sodann stehe er aber der Schönen gern zu Diensten. Der Schmerz, welchen jedoch das auf dem Finger brennende Lichtstümpchen verursachte, ließ den Teufel aus seiner Rolle fallen, denn das Gebrüll, welches er ausstieß, war der Stimme eines zarten weiblichen Wesens am wenigsten ähnlich.

Die Moral dieser Fabel ist: der Geist der Finsterniß kann kein Licht vertragen.

In dem „dummen Teufel“ erkennt Grimm (S. 495) den dummen Riesen, so wie in dem listigen Teufel die schlauen Zwerge. Dumm bedeutet in der alten Sprache f—tumm und f—tumpf, im Altin. bedeutet dumber

den Riesen, die „*rudis indigestaque moles*“, die plumpe Bergmasse. Die oben angeführte Fabel von dem Teufel, den ein Bauer bei der Ackerbestellung überlistet, erzählt der dänische Mythos von einem Troll (Ehiele IV., 122.).

Auch darin gleichen sich Riese und Teufel, daß sie nur des Nachts bauen, die aufgehende Sonne hinderte jenen Riesen, der sich eine Brücke baute, um trockenen Fußes zu seiner am andern Ufer des Flusses wohnenden Geliebten kommen zu können, an der Vollendung seines Werkes (Grimm S. 972). Auch in Deutschland circulirt eine ähnliche Sage: Auf Alsen wohnte ein Riese, der wollte eine Brücke bauen nach Arrde, wo seine Braut wohnte. Er fing damit an, und legte das große Riff bei Boel, als er aber an die Tiese kam, ertrank er, da weinte seine Braut, und vom Strom ihrer Thränen entstand der Sund zwischen Alsen und Sundewith (Müllenhof Schleswig. Sag. Nr. 369). Des Teufels Fleiß unterbricht der Hahnenruf, der die Morgenröthe anzeigt (f. S. 16). Dieß ist leicht begreiflich, die Riesen sind Wintergeister, ihre Werke Eisberge, welche die Sonne schmilzt; der Teufel ist der Geist der Finsterniß, darum äußert sich seine Thätigkeit nur des Nachts, darum gehört ihm auch die Nordseite.

Der Wächter auf dem Nicolaiturm in Greiffswalde muß des Nachts die Stunden durch Blasen anzeigen. Er bläst aber nur aus drei Fenstern des Thurmes, nämlich aus denen nach Süden, Osten und Westen. Aus dem nach Norden darf er nicht blasen, das leidet der Teufel nicht. Was dieser dabei hat, weiß man nicht, aber so viel ist gewiß, daß er einmal einen Wächter, der es wagte, aus dem Nordfenster zu blasen, plötzlich im Rücken ergriff und ihn von oben aus dem hohen Fenster warf, daß er Kopf unter Kopf über flog und unten auf der Straße

stobt ankam. Seitdem hat es Keiner wieder versucht, aus dem Fenster zu blasen. Der Magistrat soll es auch verboten haben. (Lemme, Volksf. v. Pommern Nr. 119).

Die geglaubte Wohnstätte des Teufels im Norden erklärt auch, warum kein Wurf gegen die Mitternachtsseite geschehen durfte (Grimm Rechtsalterth. S. 57). Aber auch die Riesen wohnen im Norden. Freyr schaut vom Himmel nach Jötunheim (Riesenland), und erblickt die schöne Riesin; dieß wird bei Snorri 39 ausgedrückt: Freyr leit i nordraelt. Im dänischen Volkslied vom Hammerdiebstahl wohnt der Riese, von dem Loki den Hammer wieder herbeischaffen soll — in *Nardensjeld* (Grimm S. 521).

Wie oft erwähnt, repräsentiren die Riesen die feindlichen, Unfruchtbarkeit bewirkenden Naturkräfte. Noth, die Nacht, ist die Tochter eines Riesen. Das erste Menschengebild, Umir, war, wie oben gezeigt worden, ein Riese — er repräsentirte den Weltleib — folglich obse, schon weil seine Natur mehr dem Abgrunde (Gunningap) als dem Himmel angehörte. Reif- und Frostriesen sind seine Nachkommen, denn der obere Theil der chastischen Masse mußte geschmolzen und bewegt werden durch die Wärme des Himmelsfeuers (Muspelheims Funken). Nun erst erhielt der Planet Leben und Bewegung, die sich aus der vorher eiskalten Masse entwickelt hatte. Auch die Kosmogonie anderer Völker nimmt diesen Ideengang. Die rabbinischen Bibelausleger betrachten mit Zoroaster das Nachtprinzip (Abriman, Satan) als den Urfigeschaffenen, und berufen sich auf die Worte: „Gott schied die Finsterniß (Satan) von dem Lichte.“ Die Finsterniß, das Böse, war also die erste Emanation Gottes, sie trennte sich von ihm, weil ihr das Licht zuwider ist, und weil — man sich

das zerstörende, hemmende Prinzip mit dem schaffenden, wohlthätigen nicht vereint wirkend zu denken vermag.

Riesen sind Menschenfresser. Als solche schildert schon das indische Epos *Maha Bharata* die *Rakschasa's*, welche, wie der mit dem Erzvater Jacob ringende Engel (1. Mos. 31, 25.) den Anbruch des Tages scheuen (B. 26.) Beimörter dieser indischen Dämonen drücken aus, daß sie zu Nacht um wandeln (Bopp Gloss. 91. 97.); der Riese *Hidimba* befehlt seiner Schwester, Menschenfleisch, das er mittelt, herbeizuholen. Sie aber nimmt sich, wie oben die Haushälterin des Teufels, ihres Gastes erbarmend an. Auch *Polyphe*m (in der *Odysee*) gelüftet nach Menschenfleisch. Seine Blendung durch *Odyseus* verräth außerdem, daß er ein Nachtwesen sey, was sich schon aus seiner Wohnstätte, der Höhle oder dem *Aetna*, ergibt. In diese Familie gehört auch der personifizierte *Hades*, dessen gähnender Rachen alles Leben verschlingt, der *Orcus esuriens*, der in *Neapel* zum *huoreo*, in Frankreich zum *Ogre* geworden ist, und der im Märchen schwarz- und stark behaart geschildert wird. Zuweilen schützt seine Frau die *Ogresse* oder *Orca* gegen den Menschenfleisch witternden Unhold die im Walde verirrtten Kinder, die auf seine Wohnung zugehen. Die Gefräßigkeit *Loki's*, welche an den Steine verdauenden *Saturn* erinnert, hier aber nicht die alles verzehrende Zeit, sondern die gefräßige Flamme andeutet, haben wir schon oben bewundert. Deutsche Märchen übertragen seine Rolle dem Teufel.

Die Gefräßigkeit des Riesen verräth schon sein Name *Jetta* (altn. *jötun*), welcher im *Jettenbühl* bei *Heidelberg* — war *Jetta* eine Riesin? — und im bairischen *Jettenberg* nachklingt. Nun leitet aber *Grimm* das

Wort *Jölte* vom altf. *etan* (engl. *to eat*) *essen* her (abb. *ezal*, lat. *erlo*, *edax* gefräßig). Diese Gefräßigkeit des Riesen ist aber gleichfalls auf den Teufel übergegangen.

Der Teufel machte einst eine Reise durch Schwaben, auf allen Höfen sprach er bei den Bauern ein, ließ sich tractiren, und wo er einkehrte, schlug er sich den Magen voll von Speck und Mehlbeutel. Damit machte er sich wieder auf den Weg. Aber er hatte des Guten zu viel genossen, und als er an die Hüttener Berge bei Breitenpörf kam, ward ihm so übel, daß er zuletzt alles wieder von sich geben mußte. Seit der Zeit findet man in und auf den Hüttner Bergen die Steine in so großer Anzahl; das werden nämlich die Mehlklöße seyn. (Müllenhof Nr. 364).

Ein agf. Ausdruck für Riese ist *ent*, wovon die Eigennamen *Anzo*, *Enzo*, *Enzio* u. a. m. Im Gedicht *Beowulf* wird neben einem Jotenschwert (*Sword eotenisc*) auch ein entischer Helm (*entisc helm*) als Kostbarkeit erwähnt. Bekanntlich sind aber die Riesen in den Sagen vortreffliche Waffenschmiede, wie Wieland. Noch im 12. Jahrhundert galt *entisch* für riesenhaft. In einer Urkunde des Klosters Formbach v. J. 1130 in den *Monam. boic. IV. p. 22.* heißt es: *usque ad arborem pirum notatam, in via stantem, super montem, qui Huxinberge vocatur, et ab illo arbore usque ad giganteam viam, entisce weg.* Man findet das Wort noch häufig in Ortsnamen (*Entenschieß* in Thurgau, *Etenschieß* zu Unfingen im Breisgau), in Flussnamen (*Enz* in Württemberg, *Enns* in Oestreich u.). Mone vermuthet indische Abkunft des Wortes, denn die niederländische Form für Indien war im Mittelalter *Eudi* (Anz. f. R. v. Vorz. 66). Die Riesen-tempel in Indien, die damascirten Schwerter des Orients

konnten in jenen den Enten zugeschriebenen Steinbauten und Riesenschwertern noch fortleben, denn der älteste Damast wurde in Indien gemacht, von dort kam die geheime Waffenkunst nach Persien. Da die Erinnerung an entische Bauten und Waffen in Deutschland uralt ist, so konnte, wie die Zeugnisse bei Graff (Sprachsch. I. S. 385. 387.) beweisen, entisch: uralt bedeuten. Wie soll man aber die von Enten entlehnten deutschen Ortsnamen verstehen? Nicht in der eigentlichen Bedeutung, sondern in der Aehnlichkeit. Es gab keine Indier in Deutschland, also auch keine Berge, Wege u. dergleichen. Aber Römer waren in Deutschland, sie haben Gebäude, Straßen, Denkmäler aufgeführt, die leicht mit indischen Werken, die ohnehin in der dunklen Erinnerung fortlebten, verwechselt, und darnach genannt wurden. So bezeichnete mancher Entenweg eine römische Straße. Wurden doch auch Namen der Hünen auf römische Ueberbleibsel angewandt, die nichts mit denselben gemein hatten, und es ist überhaupt auffallend, daß die Römer nicht unter diesem Namen in der deutschen Sage vorkommen, sondern gewöhnlich Heiden genannt werden, obschon die Deutschen von den Römern das Christenthum erhielten. Die Deutschen konnten freilich die Römer nicht eher Heiden nennen, als bis sie selber Christen wurden. Der Name Heide konnte also auf die Römer nicht passen. Man wird sie folglich Enten genannt haben, sowie auch Hünen, wofür aber die entischen und hünischen Ortsnamen (z. B. Hünfeld im Fuldischen) noch Spuren sind (Anz. f. R. d. Vorz. 1836, S. 1—5). Hüne ist vielleicht das deutsche Heune, Heinrich, Heinz u. — und der Lob als Riese gedacht: Freund Hain — in lat. Schriften des Mittelalters: Hannus, davon

die *N.* pr. Sunolt, Sumpercht (Sumprecht, Sumpert), Sünther, Sunibert, Sundibert, Sunrat, Kunrad, wie aus Suno, Sunno, d. i. der Höhe (alth. chon, chan, hoch) Suno, Kunz u. wurde. (So bedeuten Canstadt und Kannstein: Hohenstadt, Hohenstein). Hünenbetten nannte das Volk die vermeintlichen Riesengräber. Und wie die Indier, die mit ihnen Krieg führenden Völker Raksha's (Riesen) nannten, ebenso die Hebräer ihre Gegner, welche sie unter Mose bekriegten: Raphaim d. h. Riesen nannten, so wurde Attilas Schreckenshorde in Deutschland die Hunnen genannt, aber der Hunnenkönig im Nibelungenliede, Etzel, ist nicht der historische Attila, sondern der Riese (Ent, Enz).

Die Herleitung des deutschen Wortes Riese von reisan, lat. surgere (engl. to rise, sich erheben) bestreitet Grimm (S. 492), ohne jedoch ein anderes Etymon dafür anzugeben. Insofern das gleichbedeutende veraltete Recke mit ausrecken, ausstrecken verwandt scheint, dürfte auch Riese einen elatus, excelsus, superbus bezeichnen. Oder hatte man bei der Wortbildung an die rebellischen Engel gedacht, welche in der heil. Schrift: Gefallene (Nephilim) heißen, und Riesen bedeuten? Dann würde ihr anderer biblischer Name Raphaim (v. rapha i. e. rabio) die rasenden Geister, wütende Dämonen bezeichnen, und Riese von rasen abgeleitet werden müssen *). Als Namen (Rasende, *Μαρες* v. *μαρω*), unselige Geister werden ja die Raphaim durch ihren Aufenthaltsort, die Unterwelt kenntlich (Jes. 14, 9. Job 26, 5. Ps. 88, 11.). Die indischen Rakshasas scheuen die Morgen-

*) Rehalich: blies von blasen.

röthe, ihr Anführer Navana heißt der Schwarze, und ist bei Holwell der Urheber des Falls der Engel. Bedenkt man die sprachliche Verwandtschaft von Geist und Lebensgeist (animus) ursprünglich Wind (*ἀνεμος* = str. anhuma v. an: *ἀω* wehen, daher das hebr. Ruach, Geruch, Hauch, Wind, auch einen bösen Geist (in der rabb. Dämonologie, wie im N. T. *πνευμα πορευου*, das doch auch v. *πνέω* wehen, hauchen, herflammt); bedenkt man endlich, daß die aus lauter unseligen Geistern sich recrutirende wilde Jagd der personifizierte Windsturm ist, so liegt es nahe, in den Riesen das Raufen des Sturms personifizirt zu sehen. Und das nordische Sprichwort: „Thor (Donner) ist der Riesen Tod“ sagt ja nichts anders aus: als das erste Gewitter bringt die Winterstürme zum Schweigen. Thrymr, der von Thor erlegte Riese, heißt der Losende, und insofern der Sturm das Meer aufregt, konnte man sich auch Wasserriesen denken. Die Feuerriesen (Loki) und Windriesen (Boreas dem Namen zufolge; denn *βορῶ* ist voro, *Βορείας*: vorax) große Fresser sind, die Letztern daher als Raubvögel (*ἀετός* v. *ἀω*, vultur = vulturinus) verbildlicht; der Riese Gräbvelgr im Namen ein Leichenverschlinger *), der Gdda zufolge in Adlergestalt an des Himmels Ende sitzt — „von seinen Flügeln kommt aller Wind über die Menschen“ — so sind die Wasserriesen große Säufer. Gargantua saugt schon als Kind die Milch von zehn Ammen aus; mit jedem Fuß steht er auf einem hohen Berg, und trinkt, sich

*) Weil er die Luft reinigt, und die in ungesunde Dünste sich auflösenden Aeser verzehrt.

niederbeugend, den dazwischen verlaufenden Fluß aus *). Auch Negir, der Negeon des Nordens, war ein Wasserries, denn er wohnt im Meere, seine Brüder sind Feuer (Logi) und Wind (Kari lat. *caurus*), seine Riesennatur bestätigt sich aus seiner Abstammung von Forniotr, d. i. dem alten Riesen (weil er noch vor Odin herrschte). Negirs Bierkessel, aus welchem bei dem bekannten Gastmahl die Götter bewirthet wurden, war der Meeresgrund gewesen. Der Winterries Hymit hatte durch seine Kälte mit Eis die See überzogen, und so den Kessel versteckt gehabt. Nur Thor (der Sommer) konnte ihn wiederschaffen. Jedoch auch in Wäldern haust der Sturm **), daher Riesen auch Waldmenschen von unmäßiger Größe, wie der oben erwähnte Dger, deren Waffen, wie bei dem wilden Mann im Wappen der Hohenzollern, Baumstämme oder

*) Gargantua (*Γεγαντος*) ist dem Namen zufolge der Riese überhaupt. Rabelais entnahm seinen Stoff urspr. einer alten keltischen Riesensage. Das Obenstehende hat Grimm aus den Alpenrosen (1824) entlehnt. Die „Traditions de l'ancien duché de Rex sur Gargantua“ (Mem. de l'acad. celt. V, 392–395) haben mit einer Sammlung der Volksüberlieferungen den Anfang gemacht; aus einem altern Buch, das schon im 15. Jahrhundert gedruckt und im 16. öfter aufgelegt wurde: *Les chroniques admirables du puissant roi Gargantua*, Lyon 1532. 4, *la plaisante et joyeuse histoire du grand Gargantua*. Valence 1547. 8. zuletzt als Volksbuch: *la vie du fameux Gargantua, le plus terrible géant, qui ait jamais paru sur la terre.* (Grimm E. 509. in d. Anm.)

**) Ein Bild der im Walde tosenden Stürme liefert die Edda: Der Riese Strymir entschlafet unter einer Eiche und schnarcht. Als Thor mit dem Donnerkeil auf sein Haupt schlägt, erwacht er und fragt: ob ein Blatt Laub auf ihn herabgefallen sey? Der Riese legt sich unter eine andere Eiche schlafen und schnarcht, daß es davon im Walde rauscht. Thor schlägt härter und tiefer auf den Riesen, da ruft der Erwachende: Hiel mir eine Eichel ins Gesicht? — In der Willka Saga c. 176 biegen sich die Baumäste, wenn der schlafende Riese athmet. Im Gedichte Zwein fällt der getödtete Riese Harpin wie ein Baum zu Boden.

Es überrascht, daß das von Lupe nur zwei Meilen entfernte Leipzig urspr. Lypz, dann Lipiz, Lipz, d. i. Lindenstadt geheißen — auf seinen Lindencultus spielt das benachbarte Dorf Lindenu an, hier sollen die Wenden unter einer hohen Linde (v. slawischen *lipa*) dem Todtengott Flinz geopfert haben (Schramm a. a. D., S. 780) — ebenfalls von Fischern gegründet seyn soll, daher diese noch bis zum Jahr 1539 gewisse Vorrechte genossen und eine eigene Gerichtsbarkeit hatten (Gretschel in den Berichten der deutsch. Gesellschaft z. Erf. vaterl. Alt. in Lpz. 1832 S. 78—86). Diese Auszeichnung läßt darauf schließen, daß ihre Beschäftigung unter dem besondern Schutze der Stadtgotttheit gestanden habe. Diese Vermuthung erhält dadurch besonderes Gewicht, daß das Fischergericht nicht von einem weltlichen, sondern von einem geistlichen Richter, dem Propst des Augustinerstiftes, zu St. Thomas gehalten wurde. Die Linde, nach welcher Leipzig den Namen führt, werden wir im folgenden Kapitel, als der Todtengöttin *) heilig, kennen lernen. Der zu Leipzig **) verehrte Flinz — von ihm wird in der nächstfolgenden Zelle dieses Bandes gehandelt werden — galt für den personifisirten Tod. Da nun der älteste Name Leipzigs, Lypz, mit Lubbe, also auch mit Lübeck verwandt ist, und beide

*) Der Lindwurm ist die Schlange, die den Tod in die Welt brachte.

**) Unter der Linde hielten auch die Deutschen Gericht, wie die Scandinavier unter der Esche. In allen Culten sind aber die richtenden Gottheiten Todsgottheiten, und da Flinz zu diesen gehörte, die Linde ihm geheiligt, so leidet es keinen Zweifel, daß Lubbe von ihm nicht verschieden gewesen sey. Auf dessen weitverbreiteten Cultus, so wenig er uns bekannt ist, lassen die von Slaven bewohnten Ortschaften Lubbow in der Altmark, Löbau in der Lausiz, Lobositz, Liebesitz, Luetta in Böhmen, Libna (bei Prag), Leipniz und Loblowitz in Mähren, Lubicz an der Düna, Lubicz am Dnieper in Rußland u. a. m. schließen.

Orte ehemals von Wenden bewohnt, an beiden Orten die Fischer-Innung Auszeichnung genossen, Luba ein Fischer gewesen seyn soll, und die Leipziger Fischer nur von einem Geistlichen gerichtet werden konnten, so läßt sich aus allem diesem schließen, daß Lübeck nach seiner Stadtgotttheit den Namen führt, daß diese in der Linde verehrt wurde, daß ein Lindenstamm ihr Attribut; endlich, daß bei der Herabwürdigung, welche die heidnischen Götter in christlicher Zeit erfuhren, der Gott zu einem plumpen Riesen wurde, und bei der Communication der Lübecker Seefahrer mit England konnte das slawische Wort auch dorthin verschleppt worden seyn, aber nur von Christen, da Lubber eine schimpfliche Bedeutung hat.

Noch ist aber die muthmaßliche Beziehung des Fisches zum „Fischer“ Lubbe zu ermitteln. Erinnert man sich, daß die Venus auch eine Reichenfrau (Libitina), Aphrodite eine Gräberwandlerin (Epithymia) war, so wird man — weil Geburt und Tod sich gegenseitig bedingen — es begreiflich finden, daß die slawische Liebesgöttin Lada sich ebenfalls die Linde erwählt hatte. Nun belehrt aber Hanusch (slaw. Myth. S. 357), daß der Ehengott der Litthauer Lublenicz (*), aber auch Lubicz und Lubczyk***) geheißen habe. Der Fisch, als Sinnbild der Fortpflanzung, war das Symbol des indischen Liebesgottes Kama. Amor (Cros) reitet auf antiken Bildwerken einen Delphin. Demnach wird der Fisch, wie die Linde (lina), Attribut des Lübecker, wie des Leipziger Stadtgottes gewesen seyn, daher die Fischer-Innung unter dem besondern Schutze des Gottes stand, der selber ein Fischer war; obwohl, wie aus dem

*) Von ihm also hat die Stadt Lublin den Namen!

**) Lypz, ältester Name von Leipzig!

Lindestamm zu schließen, auch ein Waldmann, Baum-
 riese. Und, wie die Weltesche Ygdrasil, unter welcher die
 Asen Gericht halten, — wie dieser nordische Lebensbaum
 der Aufenthalt des Eichhörnchens Ratatoskr war, so
 haben wir oben im Lübecker Stadtwappen die Ratte
 neben einem Baume gesehen, der muthmaßlich eine Linde
 ist, also die Symbole des Lebens und des Todes, welche
 beide von der Gottheit ausgehen, in Einem Bilde ver-
 einigt.

Wie die Waldriesen mit entwurzelten Bäumen
 sich vertheidigen, so bedienen die Bergriesen sich der
 Steine. Schon der biblische Goliath, dessen Namen vom
 Stein (gal, lat. calculus) entlehnt ist, war ein aus-
 gezeichneter Steinschleuderer, und Polyphem gebrauchte
 dieselbe Waffe. Aber der Stein ist ihr eigenes Wesen,
 wie vorhin der Riese mit dem Baum identificirt erschien.

Wie Atlas in einen Berg verwandelt wurde, so er-
 zählen nordische Sagen von Steinriesen:

Bei Sillarða in Nölandasöken in Schweden steht ein
 Grabstein; ein Riese, der einst Nachts auf seinem Aus-
 gange sich zu lange verweilte, wurde vom ersten Strahl
 der Morgensonne *) in diesen Stein verwandelt.

Bei Fremð in Fergelandasöken findet sich der Grund-
 wau eines begonnenen Baues. Ein Riese hatte unter-
 nommen, jede Nacht auf die Stelle, wo jetzt die Kirche
 steht, Steine heranzutragen; da er zu lange verweilte,
 verwandelte ihn die Morgensonne in einen Stein, der

*) Bekanntlich erzeugen dunkere Nebel häufig gigantische Gesal-
 ten, welche vor der Wirkung des Sonnenlichts — nicht des
 Mondlichts, das sie vielmehr erst erzeugt, daher der Mond
 in allen Mythologien als Zauberer aufgefäßt wird — so-
 gleich verschwinden. Folglich wird auch das Gespenst, wel-
 ches der Phantastie des nachtlischen Wanderers sich darstellt,
 augenblicklich in eine Fesselspitze oder sonst einen natürlichen
 Gegenstand verwandelt.

noch jetzt zwischen den genannten Ortschaften bei Striksdorp aufrecht steht, und der Stein, den der Riese im Augenblick der Verwandlung trug, liegt daneben. (Grimm in Haupts's Jtschr. f. d. Alt. 1844 S. 504.)

Wie nach dem nordischen Glauben die Riesen (berg-risi) Bergbewohner sind, so wohnen sie auch in der deutschen Heldensage auf Bergen oder in Höhlen. Einzelne Hügel, Sanddünen oder Inseln sind aus Erdbäufen entstanden, welche Riesen fallen ließen, als sie sich einen Damm bauen wollten.

An der Nordseite des Dorfes Knobloch erhebt sich auf der Anhöhe, an welcher das Dorf liegt, ein Hügel, der oben mit einem Erdwall umgeben ist. Dieser ist ziemlich kreisrund, in der Mitte jedoch nur wenig vertieft. Es scheint ein Damm sich in der Quere mitten hindurchgezogen zu haben. Zu diesem Burgwall haben die Riesen die Erde zusammengetragen, aber einer von ihnen ist bei der gewaltigen Arbeit gestorben, der liegt in der Mitte des Walls begraben. Andere erzählen, es sey hier keiner begraben, sondern ein Riese habe nur einmal vor alten Zeiten hier drei Schürzen voll Erde hingeworfen, davon sey die ganze Erhöhung entstanden. (Kuhn, M. S. Nr. 132.)

Zwischen den Dörfern Roßen und Landin in Havelland liegt ein Hügel, der Riesenberg genannt. Ein Riese wollte einst einen in der Nähe befindlichen See zudämmen, weil er ihm un bequem war, und trug deshalb Erde in seiner Schürze herbei. Als er aber zwischen die beiden Dörfer kam, riß das Band seiner Schürze, und alle Erde stürzte zu Boden. Er raffte jedoch, was er konnte, wieder zusammen, und nur ein kleines Häuflein, das seinen Fingern zu klein war, so daß er's nicht zwischen die Spitzen nehmen konnte, blieb liegen; das ist der Riesenberg. (Ebendasselbst Nr. 141.)

Etwa eine Viertelmeile vom Dorfe Ramin auf Rügen, an der Feldscheide der Dörfer Rodenkirchen und Götiwitz, sieht man auf flachem Felde neun Hügel. Ueber ihre Entstehung erzählt man: Es lebte vor langer Zeit auf Rügen

ein Niese, der auf dem festen Lande Pommern etwas zu thun hatte. Den verdroß es, daß Rügen eine Insel war und daß er immer durchs Meer waten mußte. Er beschloß daher zuletzt, dem abzuhelfen, und er ließ sich eine ungeheure Schürze machen, die band er sich um die Hüften und füllte sie mit Erde, um so einen Erddamm von der Insel bis nach Pommern hinaufzuführen. Wie er aber mit seiner Last bis Rodenkirchen gekommen war, da riß plötzlich ein Loch in die Schürze, und es fielen neun Haufen Erde heraus, das sind die neun Berge bei Rambin (Archt Märchen und Jugend-Erinnerungen I. S. 155).

Bei Grimm (S. 505) liest man Ähnliches vom Teufel:

Zwischen Goffelden und Wetter in Hessen lag vormals ein jetzt ausgestorbenes Dorf Elbringhausen. Die Bauern lebten dort so üppig, daß der Teufel Gewalt über sie bekam, und sie aus ihrer guten Erde auf einen sandigen Boden, den die austretende Lahn jährlich überschwemmt, zu verlegen beschloß. Er nahm also das ganze Dorf in seine Röße, und trug es durch die Lüfte dahin, wo jetzt Sarenau steht. Er fing an, die einzelnen Häuser der Reihe nach aufzustellen. Unversehens stürzte ihm die Röße um, und der ganze Plunder fiel durcheinander zur Erde, daher rührt, daß zu Sarenau die sechs ersten Häuser in gerader Gasse stehen, alle übrigen untereinander.

Bei Saalfeld in Thüringen liegt das Dorf Langenschade, nur 54 Häuser zählt es und ist doch beinahe eine Stunde lang, weil sie einzeln in einer Reihe liegen. Der Teufel flog, Häuser in einer Schürze tragend, durch die Luft. Ein Loch der Schürze ließ unvermerkt eins nach dem andern herausfallen. Als es der Teufel, rückwärts blickend, gewahrte, rief er aus: Das ist Schade!

Zerworfene Felsblöcke rühren von Bauten her, welche in alten Zeiten die Riesen unternahmen:

Bei Miltenberg *) in Hessen sind auf einem hohen Ge-

*) D. i. Riesenberg, die deutschen Ortsnamen Milisenburg, Weisungen etc. — warum nicht auch Miltiz? — leitet Grimm (S. 493) v. lett. milais, und litth. milsonis: Riese, ab.

birge im Walde neun gewaltige steinerne Säulen zu sehen, und daran die Handgriffe, wie sie von den Riesen im Arbeiten herumgedreht worden, damit eine Brücke über den Main zu bauen. (Grimm, D. S. Nr. 19.)

Von Steinen, welche an solchen Orten liegen, daß das Volk nicht begreifen kann, wie sie dahin gekommen sind, heißt es, daß Riesen sie geworfen.

Südwestlich von Stendal und Tangermünde liegt der Landsberg, auf dem ist ein gewaltiger Stein zu sehen. Ein Riese wollte ihn einst auf die Stadt Magdeburg schleudern, was ihm aber mißlang. Da hat er ihn im Aerger auf den Landsberg geworfen, wo er noch liegt. (Kuhn, M. S. Nr. 10.)

Bei dem Dorfe Buxtehufen, unweit von Greifswalde, liegt ein großer Stein, mit diesem wollte ein Hühe (Riese) den Kirchturm des genannten Dorfes einwerfen. Die fünf Finger des Riesen sind noch im Steine zu sehen. (Temme, Pommer'sche Sagen Nr. 176.)

Ähnliches erzählt man aber auch vom Teufel:

Auf dem Bartber Felde auf der Insel Usedom liegt ein großer Stein, in welchen eine Handspur eingedrückt ist. Als nämlich zu Anfang des Christenthums in Pommern eine Kirche zu Povalga auf Usedom erbaut wurde, wollte der Teufel sie zerstören. Er hat deshalb diesen Stein genommen und sich damit auf den Baujoberg bei Lassabe gestellt. Von da hat er ihn nach Povalga hingeworfen. Allein ein heftiger Windstoß gab dem Stein eine andere Richtung, so daß er auf das Bartber Feld flog. Der Teufel hatte bei dem Werfen den Stein so hart angefaßt, daß seine Hand sich darin abgedrückt hat, wie noch jetzt zu sehen ist. (Ebendas. Nr. 179.)

Zu Köln liegt bei der Kirche ein schwerer Stein, in diesen hat sich die Kralle des Teufels eingedrückt. Er warf ihn nach der Kapelle der heil. drei Könige und wollte sie niederschmettern, es ist ihm aber mißlungen. (Rhein. Antiq. S. 725.)

Am Fuße des Schlosses Bentheim stehen einige glatte

Felsen. Einer derselben, oben flach, wie ein aufrecht stehender runder Pfuhl, wird Teufelsohrkissen genannt, weil der Teufel einmal darauf geschlafen habe. Die Spuren seines Ohrs drückten sich in den Stein, und sind noch sichtbar darauf. (Grimm, D. S. Nr. 191.)

Nicht am Mohrinersee, wenn man den Weg nach Guden geht, liegt ein Granitblock, an welchem ein Eindruck, wie von einer Achsel und vier napfförmige runde Vertiefungen sichtbar sind, deren größte etwa einen Durchmesser von drei Zoll hat. Dieser Stein heißt Achselstein, und hat seinen Namen daher, daß die Großmutter des Teufels diesem hier einst kein Essen kochen wollte; da wurde er so wüthend, daß er sie bei der Kehle packte und mit solcher Gewalt gegen den Stein drückte, daß die Form der Achsel darin sichtbar blieb. Auch die große Nasenspitze der alten Frau hat sich abgedrückt, denn das ist das über der Achsel befindliche runde Loch. Seit der Zeit ist des Teufels Großmutter nicht mehr so widerspenstig gewesen, und man kann sie alltäglich dort auf dem Steine in dem kleinen Näpfchen das Mittagessen bereiten sehen. (Kuhn, M. S. Nr. 234.)

Aber auch von Christus und den Heiligen heißt es, daß Felsen, auf denen sie gestanden, die Spuren ihrer Füße zeigen.

Auf einem Felsen der Alp bei Pauberg, im Remsthal in Württemberg, liegen Trümmer der Burg Rosenstein, unlängst sah man noch dort die Spur eines menschlichen Fußes in Stein, den die Regierung aber sprengen ließ. Gegenüber auf dem Schwelberg steht die ähnliche Spur eines Trittes landeinwärts, wie die auf dem Rosenstein auswärts. Gegenüber im Walde ist die Kapelle der wunderthätigen Marie von Beißwang. Links eine Kluft, geheißen Teufelsklinge, aus der bei anhaltendem Regen trübes Wasser fließt, hinter'm Schloß ein geböhlter Felsen, Namens Scheuer. — Vor grauer Zeit zeigte von diesem Berg herab der Versucher Christo die schöne Gegend, und bot sie ihm an, wenn er vor ihm kniebeugen wollte. Als bald befahl Christus ihm, zu entweichen, und der Satan stürzte den Berg hinab. Allein er wurde verflucht, tausend

Jahre in Ketten und in Banden in der Teufelsklinge zu liegen, und das trübe Wasser, das noch daraus strömt, sind seine teuflischen Thränen. Christus that aber einen mächtigen Schritt über's Gebirg, und wo er seine Füße hingesezt, drückten sich die Spuren ein. (Grimm, D. S. Nr. 184.)

Martin, ein Sohn des Grafen von Ramur, Bischof von Tongern (um 250), kam einst nach langer Reise durch Gallien, wo er den Heiden das Christenthum gepredigt, wieder in seine Diöcese zurück. Als er aber im Dorfe Porion, wo das Heidenthum noch mächtig war, um ein Nachtlager bat, trieben ihn die Einwohner mit Spott weg, und der Bischof mußte die Nacht auf einem Felsen zubringen. Der harte Stein erweichte aber unter ihm, und trägt noch jezt die Spuren der Füße des Heiligen. Die Stelle bekam den Namen Pas St. Martin. (Wolf R. S. Nr. 360.)

In der Schloßkirche zu Stettin zeigte man früher einen alten Stein. Es soll derselbe seyn, auf welchem der h. Otto gestanden, als er die Pommern getauft. In dem Steine sieht man zwei lange Tritte, die sich von den Füßen des heiligen Mannes abgedrückt haben. (Temme, Pommersche Sagen Nr. 30.)

Feindliche Riesen springen, wenn Einer in Verfolgung des Andern begriffen ist, schnellen Laufs über Dörfer weg und reißen die große Lebe an der Thurmschwelge, daß das Blut in Bogen sprizt und eine Lache bildet:

Zwischen dem magdeburgischen Städtchen Egeln und dem Dorfe Westeregeln, unweit des Pakels, findet sich in einer flachen Vertiefung rothes Wasser, welches das Volk Hühnenblut nennt. Ein Hühne flog, verfolgt von einem andern, überschritt die Elbe, und als er in die Gegend kam, wo jezt Egeln liegt, blieb er mit einem Fuße, den er nicht genug aufhob, an der Thurmspitze der alten Burg hängen, stolperte, erhielt sich noch ein paar tausend Fuß zwischen Fall und Aufstehen, stürzte aber endlich nieder.

Seine Nase traf gerade auf einen großen Feldstein bei Westeregeln mit solcher Gewalt, daß er das Nasenbein zerschmetterte und ihm ein Strom von Blut entströmte, dessen Ueberreste noch jetzt zu sehen sind.

Einer andern Angabe zufolge wohnte der Hühne in der Gegend von Westeregeln. Oft machte er sich das Vergnügen, über das Dorf wegzuspringen. Bei einem solchen Sprung rißte er seine große Zehe an der Thurmspitze, die er berührte. Das Blut sprügte aus der Wunde in einem tausendfüßigen Bogen bis in die Lache, in der sich das nie verkessende Bühnenblut sammelte. (Grimm D. S. Nr. 325.)

An der Stelle, wo der Teufel in die Erde sinkt, entsteht ein Sumpf:

Als zu Dendermonde eine neue Glocke zum Erstenmale geläutet werden sollte, und die Männer auch noch so sehr an dem Seile zogen, hörte man dennoch nicht den leisesten Ton. Der Klöppel flog ganz wohl und schlug kräftig wider die Glocke, demungeachtet hörte man nichts. Da erinnerte einer der Kirchherren daran, daß sie noch nicht getauft sey, und daß der Teufel folglich im Spiele seyn müsse. Der Pfarrer eilte sogleich mit der Glockentaufe. Noch war sie nicht zu Ende, als ein Geräusch aus dem Thurme drang. Die Glocke hatte sich von selbst in Bewegung gesetzt, und brummte so gewaltig, daß die ganze Kirche davon bebte. Das Wunderbarste bei der Sache war aber, daß man den Teufel in Gestalt eines großen schwarzen Klumpens aus einem der Schalllöcher des Thurmes herausfliegen sah. Einige Minuten schwebte er über der Stadt, dann aber plumpete der Klumpen plötzlich nieder, und fuhr in die Erde. An der Stelle, wo dies geschah, bildete sich sogleich eine Grube, in welche saules stinkendes Wasser drang. Zum Andenken an ihre Entstehung nannte man sie die Höllenspfütze. (Wolf, R. S. 463.)

Der Riese und der Teufel werden fast immer von Göttern und Menschen überlistet, weil sie ihre allerdings bedeutenden Kräfte nicht gehörig anzuwenden wissen.

Sie können nur hemmend und zerschärend wirken. Zuweilen ist es aber lebendig die Uebermacht des guten Prinzips, welche der Böse anzuerkennen gezwungen ist.

Einst stieß Thor, als er bei Linneryd in Smaland mit seinem Diener Thialf vorüberging, auf einen Riesen, der ihn nicht erkannte, und fing ein Gespräch an: „wohin führt dein Weg?“ — „Ich will nach dem Himmel und den Donnerer Thor bekämpfen, dessen Blitz mir meinen Stall angezündet hat.“ — „Du vermisst dich zuviel. Bist du doch nicht einmal so stark, daß du diesen kleinen Stein auf den großen heben könntest.“ — Mit aller Kraft faßte der Riese den Stein, vermochte ihn aber nicht vom Boden zu heben, solche Schwere hatte ihm Thor verliehen. Darauf versuchte es Thors Diener, und hob den Stein leicht wie einen Handschuh. Nun erkannte der Riese den Gott, Thor aber schlug auf ihn so heftig ein, daß er in die Knie sank, Thor aber schwang seinen Hammer und erlegte den Riesen (Grimm, Myth. S. 512.)

Barobirt zeigt sich dieselbe Sage im Christlichen Ausruf:

Nicht weit von Altenburg bei dem Dorfe Ebreberg liegt ein mächtiger Stein, so groß und schwer, daß ihn hundert Pferde nicht fortziehen würden. Vor Zeiten trieb der Teufel sein Spiel damit, indem er ihn sich auf den Kopf legte, damit herumging und ihn als einen Hut trug. Einmal sprach er im Hochmuth: „Wer kann, wie ich, diesen Stein tragen? Selbst, der ihn erschaffen, vermag's nicht und läßt ihn liegen, wo er liegt!“ Da erschien Christus, nahm den Stein, steckte ihn an seinen kleinen Finger und trug ihn daran. Beschämt wich der Teufel und ließ sich nie wieder an diesem Ort erblicken. Und noch heute sieht man im Stein den Eindruck von des Teufels Haupt und von des Herrn Finger. (Grimm, Deutsche Sagen Nr. 205.)

Der Bau, den Riesen und Teufel unternehmen, mißlingt oder wird nicht vollendet, Bauten von seltsamer Structur, die Jahrhunderte überdauerten, und die das heutige Geschlecht nicht mehr unternimmt, werden den

Wiesen oder dem Teufel zugeschrieben. Die Teufelsmauern erklärt das Volk so, als habe der Teufel damit die Gränze seines Reiches abschließen wollen:

Von der Nordgauer Pfahlbede erzählten die Bauern um Oberndorf und Otmannsfeld: der Teufel habe von Gott einen Theil der Erde gefordert, und dieser insoweit darenin gewilligt: dasjenige Stück Landes, das er vor dem Fahnenruf mit einer Mauer umschlossen habe, soll ihm zufallen. Der böse Feind habe sich stracks an's Werk gemacht, doch ehe er die letzte Hand angelegt und den Schlussstein aufgesetzt hat, der Hahn gekräht. Vor Jorn nun, daß das Geding und seine Hoffnung zu Nichte geworden, sey er ungestüm über das ganze Werk hergefallen und habe alle Steine über'n Haufen geworfen. (Grimm, D. S. Nr. 188.)

Grimm commentirt diese Sage: Der Teufel wird hier als Beherrscher eines benachbarten, feindlichen Reiches (Ibtunheim) gedacht, ja als im Streit mit Gott um die Erde begriffen; Beide theilen sich zuletzt darenin und der Teufel baut die abgrenzende Mauer:

Auf dem nördlichen Parz, zwischen Blankenburg und Duedlinburg, steht man südwärts vom Dorf Thale eine Felsenfläche, die das Volk: „des Teufels Tanzplatz“ nennt, und nicht weit davon Trümmer einer alten Mauer, denen gegenüber nordwärts vom Dorfe sich ein großes Felsenriff erhebt. Jene Trümmer und dieses Riff nennt das Volk: „die Teufelsmauer.“ Der Teufel tritt lange mit dem lieben Gott um die Herrschaft der Erde. Endlich wurde eine Theilung des damals bewohnten Landes verabredet. Die Felsen, wo jetzt der Tanzplatz ist, sollten die Grenze scheiden, und der Teufel erbaute unter lautem Jubeltanz seine Mauer. Aber bald erhob der Rimmersatte neuen Zank, der damit endigte, daß ihm noch das am Fuße jenes Felsens belegene Thal zugegeben wurde. Darauf thürmte er noch eine zweite Teufelsmauer. (Ebend. Nr. 189.)

Die von Grimm gegebene Deutung der Teufelsmauer, als einer Grenze, welche der Teufel dem Eindringen

einer fremden Macht in sein Gebiet zu setzen strebe, bewährt ihre Richtigkeit auch in Folgendem:

St. Remaclus, Bischof von Tongern um das Jahr 650, hatte es nach vielen Anstrengungen dahin gebracht, die letzten Spuren des Heidenthums in seinem Bisthum auszurotten (also das Reich des Teufels zu verkleinern). Darob suchte sich der Böse zu rächen. Er baute in Einer Nacht aus Kieselsteinen, die er im nächsten Bache holte, eine lange Mauer, womit er den Lauf dieses Bächleins hemmen und die ganze Umgegend unter Wasser setzen wollte. Als die umwohnenden Leute am Morgen das Bauwerk sahen und die Gefahr erkannten, in welcher sie schwebten, flehten sie die Fürbitte des h. Permes, eines Pauptrons von Tongern an. Und alsbald bewährte der Heilige das in ihn gesetzte Vertrauen. Er sprach nur Ein Wort, und die Mauer brach in der Mitte zusammen, und alle Gefahr war abgewandt. Diese Mauer, bekannt unter dem Namen: les murs du diable, steht noch jetzt, und in der Mitte steht man deutlich den Ort, wo sie in Trümmer stürzte. (Wolf R. S. Nr. 182.)

IV. Sagentreis der Frigg oder Freia (Holle = Berchta).

Wie der Sonnengott: Freir d. i. Herr (Fro s. S. 317), so hieß seine Schwester die Mondgöttin: Frau (Freia). Obgleich die Scandavier und Germanen das Geschlechtsverhältniß dieser beiden Himmelslichter umkehren, so haben sie doch nur bei Sol und Mani es bewenden lassen, der Tag (Dagr) ist doch männlich aufgefaßt, und die Nacht (Nött) weiblich; ebenso die eigentlichen Gottheiten. Der die Erde befruchtende Sonnenstrahl, in Freirs emporgerectem Schamgled verbildlicht, ist das zugehende Princip; das feuchte Mondlicht hingegen das gebärende Princip, weil es die Geburten erleichtern soll (Horat. Od. IV., 6, 37.),

daher Diana gleich nach ihrer Geburt bei ihrem jüngern Bruder Apollo der Mutter Hebammendienste leistete, von den Gebärenden angerufen wurde, daher ihr Name *Lucina* (corr. *Luena*, *Luna*) wörtlich: die Leuchtende, eigentlich die Geburtenförderin. Lüneburg (Stadt der Luna) soll der von den Gelehrten gegebene Name jener Stadt seyn, in welcher Freia verehrt wurde. Die leuchtenden Augen der Kage, jenes Nacht wandelnden Thieres, verhalten der Freia, die Nachts am Horizont dahinzieht, zu einem Kaugespinn; aber auch aus einem zweiten Grunde. Der Mond ist nämlich wegen des magischen, Gesichtstäuschungen bewirkenden Lichts, ein Zauberer *), und die Kage ein zu Zaubereien gebrauchtes Thier, daher sie in Hexensagen eine große Rolle spielt.

Zu dem Opfer und Beschwörungssact des Teigheirms (d. i. Kaugeschrei) brauchten die irischen Druiden schwarze Kagen. Nachdem in der Freitagsmitternacht — in welcher Freia vorzugsweise mächtig gedacht ward — die Kagen allen Teufeln geweiht worden, und solchergestalt dadurch der ihnen verursachte Schmerz magisch-sympathetisch auf die Kagen übertragen war, wurde sofort eine gespießt, und unter entsetzlichem Geschrei bei langsamem Feuer gebraten. Sobald das Geschrei nachließ und die letzten Todeszuckungen des Thiers eintraten, mußte sogleich die zweite gespießt werden, denn es durfte nicht eine Minute Stillstand geben, wenn es die Hölle bändigen sollte, und sofort wurde das Opfer drei Tage und drei Nächte fortgesetzt, ohne daß man Nahrung zu sich nahm. Nach einiger Dauer

*) Sansk. mag zaubern, stammt von ma, der Mond; Hermes, ein Deus Lunus, ist ein täuschender Gott, wie der biblische Laban (Lunus) ebenfalls.

des Opfers stellten sich böllische Geister in der Gestalt schwarzer Katzen ein. Der Lohn des Opfers war die Gabe des andern Gesichts (second sight), das man bis zum Tode behielt. Nicht bloß in Schottland, wovon hier die Rede war, sondern in ganz Europa wurden Katzen bei zauberischen Ceremonien als ein Vehikel gebraucht*).

Die Katze hätte aber den Ruf eines zauberhaften Thieres nicht so allgemein gehabt, wenn nicht die Begriffe, Mond und Zauber, so oft verwechselt worden wären. Die Nachts leuchtenden Augen der Katzen erwarben ihr die Ehre, in Aegypten als Liebling der Mondgöttin (Bubastis) mumifizirt zu werden (Herod. II., 67.). Nach Stephan Byzantinus soll sich die Göttin als Katze den Verfolgungen Typhons entzogen haben. Dasselbe erzählt Ovid (Met. 5, 330.) von der Diana. Schon der Name der Katze ($\gamma\alpha\lambda\tilde{\eta}$ = felis, d. i. Helle, daher $\gamma\lambda\eta\eta$: Glanz) brachte sie zur Diana Lucina in Beziehung. Weil aber der Mond Geburten fördernd**), daher die Fabel: das Erscheinen eines Wiesel's***), dieses der Katze nicht bloß ähnlichen, sondern auch namensverwandten Thieres ($\gamma\alpha\lambda\tilde{\eta}$ Katze

*) Dem Talmud (Tract. Berachoth) zufolge kann man in der Asche einer schwarzen Katze die Spuren von Hühnerfüßen am nächsten Morgen erkennen, d. h. der Dämonen, die ihren nächtlichen Besuch abgestattet haben. Bei den Lappen, die noch immer im Hause stehen, Zauberkünste zu üben, hält sich jeder Hausherr eine große schwarze Katze als — Rathgeberin, die er allnächtlich befragt (Martiniere Reis. in d. nord. Landsh. 1676 S. 18.) Unter den Kobolden der Deutschen sind Katermann und Hinkelmann bekannt genug, der geklöselte Kater hingegen scheint ein Franzose zu seyn. Weil die Katze bei allen Haubereien den Ausschlag gibt, daher der Name Kater, Kager d. h. Kagediener, weil die rechtgläubige Kirche sie beschuldigte, den Satan als schwarzen Kater anzubeten, und sich ihm durch einen Kuß auf seine — Rückseite zu weihen.

**) Die Geburtgöttin Ilithyia hieß Μανη γενετα .

***) In Westphalen heißt das Wiesel „Froie“ (Fräulein), gewiß in Beziehung auf Freia. (Grimm S. 282.)

= γαλανθις Biesel) habe das Gebären der Alenene, als sie den Hercules zur Welt bringen sollte, erleichtert (Ov. Met. 9, 294—306.). Die indische Göttin Sakti (Shavani, sie hat dieselben Functionen wie Freia) reitet auf Katzen, aber sie gilt als Beschützerin der Kinder, daher man sich in Indien hütet, eine Katze zu schlagen, damit es die Göttin nicht den Kindern entgelte (Ward travels I. p. 182). Aber auch der deutsche Volksglaube hält dafür, daß demjenigen ein großes Unglück bevorstehe, welcher eine Katze umbringt (Schraders Germ. Myth. S. 178 Anm.). Auch das Sprichwort: „Katzenliebhaber bekommen eine gute Frau“ scheint das Wechselverhältniß zwischen Freia, die den Hochzeiten vorstand *), und ihren Katzen anzudeuten.

Das Mondlicht wirkt aber auch als Thau spendend auf das Gedeihen der Vegetation; daher weint Freia Gold, denn wie des Zeus goldener Regen, welcher Danae befruchtete, ein Frühlingsregen, so sind Freia's Thränen Gold, weil auch der Thau, welcher des Nachts fällt, die Vegetation fördert.

Insofern nun Freia auf die Fruchtbarkeit der Thiere und Pflanzen einwirkt, ist sie auch Erdgöttin, die Anwährerin, zunächst als Frühlingsgöttin aufgefaßt, eine Maisfrau. Sie ist demnach ihre eigene Schwester Fulla, die nordische Fulla, welche das Merseburger Gedicht die Schwester der Freia nennt. Beide verhalten sich zu einander wie Wöl (Waldr) zu Freir, wie die Blüthe (flos) zur Frucht (frux), Fulla ist die Fülle, welche der Frühling austreut. Und weil Freia die Göttin der Liebe, so muß sie auch Iduna, d. i. die Wollust (ἡδονή), oder nach nordischer Herleitung:

*) Freien sammt v Freial

die wiederkehrende (id) schöne Jahreszeit seyn, deren verjüngende Äpfel, welche die Götter vor dem Altern schützen, die goldenen Äpfel sind, mit welchen Aphrodite den Paris und Hippomenes, ihre Schüßlinge, beschenkte, d. h. Liebesäpfel. Als Loki die Iduna mit ihren Äpfeln aus Asgard gekocht hatte, um sie dem Winterriesen Thiaff zu überliefern, also im Herbst, waren die Götter, wie die herblichen Blätter, runzelig geworden. Von den Göttern gezwungen, die Geraubte zurückzuholen, flog Loki in's Riesenland mit Freia's Falkenhaut, gerade wie damals, als er Thors Hammer, den Donnerkehl, suchte. Er fuhr aus mit der Frühlingsluft, deren Symbol der Falke ebenso gut als der Adler seyn konnte. In Gestalt einer Schwalbe — dieser Frühlingsbotin — oder einer Ruß, die wie der Apfel ein Liebesymbol (S. 152), wurde Iduna von dem Falken zurückgebracht. Die Ruß bedeutet hier, wie Uhlant meint, den Kern, aus dem die erflorbene Pflanzenwelt stets wieder aufgrünt. In enger Schale liegt die Gewähr eines neuen Wachstums *).

Wenn sich auch keine Zeugnisse mehr vorfinden, daß die der Latona geheiligten F rd'sche auch der Freia Lieblingsthiere waren — und warum sollten diese, stets im Fr ühlinge sich wieder ankündigenden Wesen es nicht seyn? — so ist es doch aus nachstehender Sage zu schließen:

Als vor Zeiten einmal ein Kaiser in die Gegend von Freiensee **) kam, übernachtete er in diesem Dorfe, konnte

*) Die Ruß mochte überhaupt Symbol der Wiederschöpfung seyn, denn in der slawischen Flutsage (Janusch Myth. S. 234) retten sich einige Tugendhafte in einer Rußschale, um die untergegangene Menschheit fortzupflanzen.

*) Siedeu bei Grünberg in Solms-Laubach.

aber vor dem Quaden der Frösche im nahen See nicht schlafen. Da gingen die Bauern zum See und störten mit langen Stangen die Frösche im Genist auf, so daß sie vor Schrecken das Musciren vergaßen. Zum Dank dafür schenkte ihnen der Kaiser die Freiheit, gab ihnen ins Wappen einen Frosch, und verehrte ihnen dazu einen goldenen Frosch, der noch im Rathhause aufbewahrt wird. Davon ist auch der Ort Freiensee benannt worden. (Sol D. S. Nr. 456.)

Ich jedoch meine: Nicht nach den frei gewordenen Bauern, sondern schon viel früher nach der Freia ist der ihr heilige See genannt worden, und der goldene Frosch bezieht sich auf die der Frühlingsgöttin geweihten Thiere. Vom Cultus der Freia in Deutschland zeugen sonst noch die Ortsnamen Freienfels in Nassau-Weilburg, Freienbagen (muthmaßlich nach einem Havn der Göttin) im Fürstenthum Waldeck, Freienstein in der Priegniz, Freienstadt an der Schwarzach in Baiern, Freudenthal und Freudenstadt in Württemberg, Freienwalde an der Oder in der Kurmark. Von ihrem Tempel daselbst spricht Reichenbach in den Märk. Altth. S. 249; und Magdeburg erhielt vielleicht von ihr den Namen, denn „Magb“ hatte bei den alten Deutschen noch nicht den verächtlichen Sinn von heute, sondern bedeutete eine reise Jungfrau. Und der Freia opferten Brautleute. Auch ist das Stadtwappen Magdeburgs eine Jungfrau, einen Myrtenkranz (den Brautkranz) in der rechten Hand haltend, Dafür ist das Bild auch von Kranz (Saxon. L. II. c. 12.) erkannt worden: *Veneris Myrtiae* — a myrto herba Veneri potissimum dicata — *simulacrum in Magdeburg tale fuit*, sowie auch der altn. Name: *Barthenopolis* (d. i. Jungfernstadt), welcher schon vom Siegbertus

Gemalacensiß gebraucht worden. Da die Römer nie in diese Gegend kamen, so kann sich das Bild nur auf die Freia beziehen, deren Cultus Karl der Große i. J. 780 zerstörte. Daß die Göttin ihre Macht in dieser Stadt besonders geltend gemacht haben dürfte, beweist das Wahrzeichen des Orts: ein im hohen Chor der Domkirche befindliches geschnitztes Bild, das einen Mönch vorstellt, der auf seinen Schultern eine Nonne in's Kloster trägt. Ein Schautaler der Stadt Magdeburg v. J. 1622, ein nacktes Frauenbild vorstellend, und darunter den Reim:

„Venus, die heidnische Göttin zart,
So nackt hier angebetet ward“

ist vom gemeinen Volk „Surenkarrenthaler“ genannt worden. Diese Münze wurde geprägt zum Andenken des ehemaligen Venustempels und Dienstes (Schmiedes Handwib. d. Münzl. S. 231). Es ist aber aller Grund vorhanden, zu glauben, daß der Schuh der Jungfrau Maria, welchen man im Chor der Domkirche neben den Weinkrügen von der Hochzeit zu Cana in Galiläa vorzeigt, ursprünglich der Jungfrau Freia gehört haben mochte. None hat nämlich in einer Anmerkung zu seiner Recension des Gedichtes „Barlaam u.“ in den Heidelb. Jahrb. 1819 S. 1075 ein Beispiel angeführt, daß man im Mittelalter den Schuh als Symbol des weiblichen Gliedes noch wohl gekannt habe. Auch die noch in Sachsen gebräuchliche Lebensart „auslatzchen“ für ausschweifen, Ehebruch begehen, stammt davon her, es heißt s. v. a. aus seinem Schuh (Latzch, Pantoffel) her austreten, und einen andern Schuh anziehen. Der Pantoffel als Symbol der weiblichen Ober-

herrschaft im Hause *) erklärt sich auch auf diese Weise: Im Anspachischen glaubte man: wenn sich die Braut vom Bräutigam den linken Schuh anschnallen ließ, sie werde im Hause herrschen (Journ. v. u. f. Deutschl. 1786 S. 345). Altdeutsche Sitte war es bei Verlobnissen, daß die Braut durch Anziehen des vom Bräutigam ihr gereichten Schubes sich ihm als unterworfen betrachtete (Grimm Rechtsalterth. S. 155). Im Gedicht vom König Rother läßt der Werbende einen goldenen und einen silbernen Schuh schmieden, und zieht sie der Braut, die ihre Füße in seinen Schoos legt, selber an. Im Märchen von Aschenbrödel wird durch einen Schuh des Prinzen künftige Gemahlin ermittelt, denn er paßt nur der vom Schicksal ihm Vorherbestimmten. Der Schuh oder Pantoffel bezeichnet auch im Orient die weibliche Gehälft, denn der Beduine sagt, wenn er sich von seinem Weibe scheidet: „Ich habe meinen Pantoffel weggeworfen.“ Der Schuh mochte vielleicht wegen seiner Form an das weibliche Becken gemahnt haben, welches die Bürgschaft für die Fortdauer der Generationen ist, daher ist Vidars Schuh (s. S. 338) von so hoher Bedeutung, weil er ein tröstendes Sinnbild der Wiederschöpfung nach der im Weltbrand untergegangenen alten Welt; darum also wurden die alten Nordländer mit ihren Schuhen begraben **), wie man

*) Diese kunbildliche Bedeutung kannte schon Aristophanes.

***) Altn. Helso: Todtenschuh, nach der Unterwelt (Hel) geheihen. Dieser nordisch-germanische Brauch — denn auch in Oberschwaben fand man i. J. 1846 alte Gräber, in welchen Holzschuhe lagen — ist ausführlich in Puchmanns Ausgabe der Erasmus Müller'schen Saga Bibl. S. 126 beschrieben. Im Penneberg'schen nennt man noch jetzt die dem Todten erwiesene letzte Ehre den Todtenschuh. Die Zeichen auf jenen Holzschuhen waren runenartig, enthielten also, wie die Malereien auf ägyptischen Mumienfärgen, Sprache, welche dem

anderstwo Phallusbilder in's Grab mitgab (f. S. 281), lauter Symbole der Auferstehung zu einem neuen Leben. Jason im Namen der Heiland (*ιατρος* = *ιασω* Arzt v. *ιασω* heilen), besaß einen Zauberschuh (Val. Fl. 1, 83.), und Perseus, welcher die Frucht des von Zeus ausgegangenen goldenen Regens war, Perseus, welcher die Welt von der durch den Blick versteinern*) Medusa befreite, also Todtenerwecker, Lenzbringer, besaß ebenfalls einen solchen Schuh (Herod. II., 91.) Auch Frigg, Odins Gemahlin hatte, der jüngern Edda zufolge, ein Paar Schuhe, die wohl nicht zum Gebrauche bestimmt waren, denn ihre Dienerin Gulla (die Fülle) hatte sie stets in einem Kästchen aufbewahrt. Wilhelm Müller (S. 277) vermutet hier ein Rechtssymbol, weil der Schuh im Norden bei Adoptionen angewandt wurde. Der Vater nämlich, der ein Kind legitimiren oder adoptiren wollte, ließ (als Opfer) einen Ochsen schlachten, von dessen rechtem Fuße die Haut ablösen, und daraus einen Schuh machen. Diesen Schuh zog er dann zuerst an, nach ihm der adoptirte Sohn (Grimm Rechtsalt. S. 155). Dieß verstärkt aber nur meine Meinung, daß der Schuh die Stelle der Frau vertrete, und anzeigen sollte: das adoptirte Kind werde wie ein

Todten Schuh gegen die Dämonen sichern sollten. Daß man in jenen schwabischen Gräbern auch einen Kirschkern in der rechten Hand des Todten, Kürbisse und Haselnüsse vorfand, (schwäb. Chr. 1846 Nr. 196) beweist, da diese sämtlich Bilder der Wiedergeburt (vgl. S. 152), daß auch der Schuh diese Bedeutung gehabt, also nicht, wie Grimm (S. 795) meint, „zum Antritt der langen Wanderung“ (!) dem Todten mitgegeben wurde.

*) Plato heißt *Sthenelus*, d. i. der versteinert, = tödtet, auch *Agasthenes*; *Pleisthenes* war der Sohn (Präd.) des Kinderschlächters *Atrous*, *Sthenos* (die Versteinernde) hieß eine Gorgone, *Sthenelos* eine der Männermörderinnen *Danaiden*, welche wie die Gorgonen im Tartarus weilen.

wirklich von der Frau des Adoptirenden erzeugt betrachtet. Wie hier der Schub, so war bei den Hellenen der weibliche Schoos das allerdings deutlichere Symbol für dieselbe Sache, denn Hercules wurde von seiner Stiefmutter, Juno, dadurch adoptirt, daß sie ihn auf ihren Schoos setzte.

Aber Frigg's Schuhe *) wären Freia's Schuhe, denn diese ist Jene, so wie Odur Freia's Gemahl: Odin Frigg's Gatte. Frigg's Rocken (Ihre p. 663), ein Gestirn, sonst auch Jacobsstab und Spindel genannt, hieß auch Freia's Rocken (Finn Magnusen 361^a). (Der gemeine Mann auf Seeland benennt jenes Gestirn Maria's Rock, denn die spätere christliche Ansicht ersetzte die heidnische Göttin durch die Himmelskönigin). Eine Pflanze, aus welcher Liebestränke gefocht werden, die orchis odoratissima, das Satyrium albidum, hieß Frigg's Gras (herba conjugalis). Mehrere Arten des Farrenkrauts heißen Mariengras in Norwegen, auf Island und in Dänemark aber noch Freia's Haar (capillus Veneris). Wie Freia heißt auch Maria: „Unsere liebe Frau“. Der Begriff höchster Schönheit ging von der Liebesgöttin Freia auf Maria über. Und weil Freia auch Frigg, darum stand auch die Letztere den Ehen vor, Kinderlose flehten zu ihr (Forn. sög. I., 117.), daher jenes Gras, aus

*) Frigg's Schuhe commentiren folgende, an sich selbst sehr unverständliche Sage:

Unweit Friedenhansen, Landgerichts Mellrichstadt im Untermainkreise, steht ein ehemals bedeutendes Nonnenkloster, in dessen äußerer Ringmauer eine Schuhsohle eingedrückt ist. Eine Nonne war beschuldigt worden, das Gelübde der Keuschheit gebrochen zu haben, und guter Hoffnung zu seyn. Zum Zeichen ihrer Unschuld trat sie so heftig gegen den Stein, daß die Spur ihres Fußes in ihm haften blieb. (Bechstein fränk. Sagenk. S. 302.)

welchem man Liebestränke bereitet, ihren Namen erhielt. Warum aber hieß jenes Gefirn Frigg's oder Freia's Rocken? Weil beide Göttinnen dem Spinnen vorstanden. Spindeln gab man weiblichen Leichen mit in's Grab, wie den männlichen ein Schwert. Männliche Verwandte hießen Schwertmagen, weibliche Verwandte Spindel-magen. Dem Schwerte, als Symbol des männlichen Gliedes (s. S. 319), stellte man die Spindel als das weibliche gegenüber. Wie alle Repräsentanten des zeugenden Naturprinzips: Schmiede — auch Odin ist ein solcher, und die gegen die Hölle, d. h. gegen die Vernichtung schützende Kraft des Schurzfells (s. S. 157), erklärt sich aus diesem Gesichtspunkte — so sind alle Repräsentantinnen des gebärenden Naturprinzips: Spinnerinnen. Schon die Indier *) und Hellenen kannten diese Symbolik. Artemis, welche von den Gebärenden angerufen wurde, hieß: „die Göttin mit der goldenen Spindel“ (Iliad. 16. 184). Juno, die Vorsteherin der Ehen (Pronuba), wurde mit einem Spinnrocken abgebildet. Athene (Ἐργατή), welche ihrem Vater Zeus bei der Welterschöpfung geholfen, hatte das Weben erfunden; die Geburtsgöttin Ilithyia hieß die „gute Spinnerin“ (εὐλιπὸς Paus. VIII., 22.). Hecabe (i. e. ἡ καβή das weibliche Glied) war eine ausgezeichnete Spinnerin (Iliad. 24, 228.). Omphale, deren Spinnrocken durch Hercules berühmt wurde, war im Namen das weibliche Glied **). Die syrische Venus ward mit der Spindel

*) Im Mythos von Supramanja, dem Sohn von sechs Weibern.

***) Sehr zweideutig ist Jons Wortspiel in der Komödie „Omphale“: „Jungfern, tragt eure Wehr (ὀμφαλός) hinaus!“ d. h. geht fort! denn ὀμφαλός bedeutet auch das

abgebildet (Lucian Dea Syr. p. 117 Bip.). Weil aus dem Tode neues Leben sich erzeugt, darum webt unten in der Tiefe Persephone (Nonn. Dionys. 6, 150.) die neuen Gewänder (der Seele), denn sie ist zugleich Venus Urania, die älteste Parze (Paus. Attic. 19, 2.), welche den Lebensfaden nicht bloß abschneidet, sondern auch spinnt; so wie umgekehrt Penelope, d. i. die Weberin (τένω: f—pinnen) der Hülle (λοπή, Hülle, also auch Leib) Nachts wieder auftrennt, was sie am Tage gesponnen hat. Vom Weben des Leibes spricht auch der Psalmist 139, 13., womit vgl. Job 10, 11. „Das Zerreißen des Lebenskleiders“, „als der Tod das Lebenskleid des Schak zusammengenickelt“ sind Metaphern aus arabischen Schriftstellern, die Gesenius (z. Jes. 1., 2. S. 990) gesammelt hat. Die römischen Penaten, welche der Fortdauer der Familien vorstanden, hießen Weber (Penates v. τένω, panna, Tuch, wie Zeug v. zeugen, aber auch Kinder zeugen, τεύχω = τέκω). Thalassius, dessen Name bei Hochzeiten der Römer angerufen wurde, hieß der Spinner (ταλασία das Wollspinnen). Festus sagt: In pelle lanata nova nupta considerare solet — quod testetur lanificii officium se praestaturam viro. An die gewöhnliche weibliche Beschäftigung kann er hier nicht gedacht haben, sondern an das Weben der Nymphen *) in ihrer Grotte (Schamhöhle), und deren „langen steinernen Webstühle“ (Odys. 13, 96. sq.) die phallischen Regel im Venusstempel zu Hierapolis, wovon auf Raphos die Liebesgöttin den

weibliche Becken, obgleich auch den Kabel, diesen zugleich in der Bedeutung, wie er Jobel. 7, 2. erwähnt wird.

*) Nymphe ist hier in jenem Sinne zu nehmen, der die Nymphomantie erklärt.

Beinamen „Golgo“ (Regelgöttin) führte. Im Besitze des Regels übt sie ihre Functionen aus **).

Die Orpbiker bezeichneten, wie Clemens Alexandrinus aus dem Epigenes (Strom. V.) mittheilt, durch „frumme Weberladen“ (κερκισι καμπυλόχρωσι) den Pflug, durch „Aufzug auf den Webstuhl“ (στημασι) die Furche, und Faden (μυτον) nannten sie allegorisch den Samen. Nun bedeuten aber Pflugschaar (vomer) und Furche (sulcus) bei Lucretz und andern Dichtern immer: Mann und Weib. Das Kind Tages wurde in einer Furche gefunden, der kleine Telemach in eine solche gelegt. Nun wird begreiflich, warum nicht nur die den Ehen vorstehende, von Matronen angerufene Demeter Ibesmophoros ihrem Günstling Iaston (Heiland) den Ackerbau lehrte, sondern auch, warum ehemals in Deutschland die ledigen Mädchen, weil sie die Ehe verschmähten, wenigstens sknubldlich dieselbe eingehen mußten, um den Zorn der Ehenstifterin Frigg zu versöhnen. Sie wurden nämlich vor den Pflug der Göttin gespannt, eine Sitte, die sich bis auf die neuern Zeiten erhalten hat, wo sie aber, da die Bedeutung nicht mehr gekannt ist, zum Fastnachtschwank herabgesunken ist. Sebastian Frank erzählt nämlich S. 51 Col. 1. seines Weltbuchs: „Am Rhein, in Franken und andern Orten sammeln die Junggesellen alle Lanzjungfrauen, setzen sie in einen Pflug, und ziehen ihren Spielmann, der auf dem Pfluge sitzt und pfeift, in das Wasser.“ Genoch Wiedemanns Chronik von Hof meldet: „Fastnachts führten böse Wuben einen Pflug herum und spannten die Mägde darein, Anders folgten nach, säeten Häckerling und Sägeaspäne“ (Sächs.

*) Man vgl. hier colus (Spinnroden) mit caulis (männl. Glied).

Provinzialbl. VIII. S. 347). „In Leipzig führten verlarvte Junggesellen am Fastnachtsdienstag einen Pflug herum, und zwangen die unter Weges aufgegriffenen Mädchen, an dem Joch (*jugum = conjugium*) zu ziehen, zur Strafe, daß sie noch nicht geheirathet hatten“ (Lenzel mon. Unterr. 1638, April S. 387). Auch Hanns Sachs (I., 5, 508^a) erzählt aus Nürnberg, daß die Mägde, welche nicht Männer genommen, in den Pflug getrieben worden. Daß aber dieser Brauch nicht ursprünglich schon ein Schwank, sondern ein Rest des heidnischen Cultus war, dafür bürgen die sonst bedeutungslosen silbernen Pflüge in Kirchen, die im spätern Mittelalter sogar als Abgabe gefordert wurden (Grimm S. 243). Im nördlichen England halten die Landleute im Herbst einen Umgang und führen verumumt alte Länze auf. Sie nennen es den Riesentanz. Den vornehmsten Riesen nennen sie *Woden*, und seine Frau *Frigg*. Die Haupthandlung besteht darin, daß zwei Schwerter um den Hals eines Knaben geschwungen und geschlagen werden, ohne ihn zu verletzen (Mittheilung von John M. Kemble bei Grimm S. 281 aus dem Munde eines alten Mannes von Dorkshire). Man könnte diesen Brauch als einen symbolischen Opfertod zur Erzielung einer guten Ernte im nächsten Jahre deuten (s. S. 247 Anm.); allein Grimm erkennt in diesem Schwert ein hochzeitliches Schwert (vgl. S. 319, wo von Freirs Schwert die Rede war), und erinnert daran, daß noch im vorigen Jahrhundert die Brautführer in Schwaben große Schwerter mit flatterndem Band vor der Braut hertrugen.

Aber auch, wenn statt des Mutter Schoßes nur der Erden Schoß (*μυτρωα ἀρῶρα* Aeschyl. Sept. c. Theb.), d. h. statt des Hochzeitfestes ein Erntefest

gemeint wäre, so sind wir auch hier auf Frigg's Gebiete, denn sie ist als Frau Gode (Frau Odins, der in Deutschland Gode hieß, davon der Godenberg in Süddeutschland) auch Erntegöttin. Bei den Angelsachsen hieß sie Erce (die märkische Frau Herce, Harke, Gattin des Tyr s. S. 345), die Erntegöttin Sif, mit dem goldgelben Haare, das an die Farbe der Aehren erinnert. Diese Sif ist aber nur des Donnergotts sommerliche Gattin, denn im Winter ist er der Riesen Jarnsara vermählt, wie Odin im Winter mit Rinda (der über die Erdoberfläche ausgebreiteten Eiskrinde oder Frostdecke) zusammenlebt, und es dann heißt: er sey auf Reisen, und Frigg buhle mit dem unterweltlichen Loki. In einigen deutschen Gegenden heißt Frau Gode auch Frau Gawe (vgl. Gauerdag bei Grimm S. 114 für Wonsdag, Wobans Tag) und dürfte demnach jene S. 237 erwähnte altnordische Goe seyn, nach welcher der Februar benannt ist, um welche Zeit die Heiden der Naturgöttin eine Lichtmesse feierten, wovon noch in Irland das am ersten Februar der heil. Brigitta in Kildare gefeierte Fest eine schwache Erinnerung ist. Eine Erntegöttin mußte diese „Tochter des Tages“ (Bridgit, the daughter of Dagha, wie sie in einem alten Glossar bezeichnet ist) gewesen seyn, weil noch die heutige Heilige dieses Namens die Scheunen ihrer Verehrer mit Frucht füllt (s. Kloster VII. S. 140). Brigitta heißt die „Leuchtende“ (engl. bright: Glanz), dasselbe bedeutet das altd. Perahtha, jene Bertha oder Bertha die als winterliche Göttin, wenn die ganze Natur das weiße Todtenkleid angezogen hat, als weiße Frau in den zwölf Nächten umherzieht, am letzten Tag des Jahres nachsieht, ob der Flachs abgeiponnen ist, weil sie ihn sonst besudelt,

und denjenigen, welche in dieser Nacht nicht Fische und Gasergrübe essen, zürnt; und wenn im Saalfeldischen in Thüringen die Klöße und Häringe fehlen, dem Ungehorsamen den Bauch aufschneidet, ihn mit Häckerling füllt, dann wieder zunäht, aber statt der Nadel sich der Pflugchar bedient. Daß Bertha am Jahreschlusse allen Flachß abgesponnen haben will, dadurch gibt sie sowohl zu erkennen, daß sie dem Spinnen und Weben, d. h. der Kinderzeugung vorsteht — als Kinderfreundin werden wir sie später kennen lernen — zugleich aber auch, daß man am Jahresende, wo die Zeit stirbt und das Erscheinen der weißen Frau nur ihre eigene Todesanzeige ist, kein neues Wesen zeuge*). Die Fische und die Mehlspeise, welche ursprünglich Opfergaben an die der Fruchtbarkeit in der Thier- und Pflanzenwelt vorstehende Göttin gewesen seyn mochten, dürfen auch jetzt nicht fehlen. Die Pflugchar gibt sie aber am unzweideutigsten als Befruchterin des Mutter Schooßes (s. S. 454), wie des Erden Schooßes zu erkennen. Als Ackerfrau ward sie allgemein an der Saale, im Orlagau aufgefaßt. Dieß-bezeugen folgende, von Börner (Volksf.) gesammelte Traditionen S. 113:

Nirgend stand das Getraide vollkörniger, das Gras der Wiesen üppiger als in der Umgegend von Cosdorf und Rödern, und noch zeigen die Bewohner von Wilhelmshdorf die Spuren des Ackerbaues auf den steilsten Saalgebirgen, wo jetzt kein Nadelbaum mehr Wurzel fassen mag. Pertha die Heimchenkönigin, hatte seit geraumer Zeit ihren Wohnsitz in dieser Flur aufgeschlagen, und ihre, wenn auch unsichtbare Nähe, war es, die Heideen verbreitete. Munter schwärmten die Heimchen umher und hatten sich längst mit den dasigen Einwohnern befreundet. Oft, wenn der Bauer mann den vollen Erntewagen von den steilen

*) Von Advent bis Dreikönigstag schließt man darum keine Ehe.

Höhen herab nach Hause fuhr, saß ein jubelndes Heimgen, bekränzt mit Aehren, auf dem vorgespannten Zugvieh, und sicher war dann der Besizer, daß er das Seine wohlbehalten in die Scheuer brachte. Zerstreute man die Heuschaber, so lüchelte nicht selten ein kleines Gesicht den damit Beschäftigten freundlich daraus entgegen. Schüttelte man das Obst von den Bäumen, so fiel wohl auch ein Heimgen mit herunter und verschwand unter schalkhaftem Gelächter. Erfahren zeigte sich die Schaar der Kleinen in allen Kenntnissen des Landbaues, und wunderten sie die Leute darob, so hieß es: „das haben wir von Persta, unserer Königin, gehört und gesehen. Sie ackert und pflügt mit ihrem Pfluge unter der Erde, wenn ihr oben pflügt und ackert, und streut den besten Samen zugleich mit euch aus, wenn ihr eure Felder besäet. Auf ihr Gebot müssen wir eure Felder und Fluren bewässern, und wenn es zu trocken wird, die Quellen aus der Tiefe zu den Wurzeln eurer Bäume und Früchte leiten.“ So führten die glücklichen Bewohner jener Dorfschaften Jahrhunderte hindurch ein beneidenswertes Leben, Alles gedieh unter ihren Händen. Da kam unter diese Glücklichen ein Mann aus fernem Lande; der belehrte die Leute: Man dürfe der Persta nicht trauen, denn da sie unter der Erde ihre Geschäfte habe, so müsse man sie zu den bösen Geistern zählen. Die Kleinen, über welche sie gebiete, seyen die noch vor der Taufe gestorbenen Kinder, die ihr verfallen sind. Auch sey ihr alljährlich in der Nacht vor dem Dreikönigsfeste die Nacht verliehen, ihre Lücken an den Menschen auszuüben. Da komme sie und verwirre den Mägden, die nicht abgesponnen, ihre Kotten u. dgl. m. Diese Worte fielen leider nicht auf unfruchtbaren Boden. Unheimlich wurde jetzt den Landleuten das Verhältniß zu ihren bisherigen kleinen Freunden. Sie schrieken nun auf vor Schrecken, wenn einer derselben scherzend sichtbar wurde, anstatt wie früher in sein Gelächter fröhlich einzustimmen. Bald fürhten sich auch die Heimgen nicht mehr unter den Menschen hinein, und schreckten zurück vor dem Gekreisch der durch

sie Erschrockenen. Kein Jahr verfloß, und selten wurde nur noch ein Heimchen gewahrt. Am nächsten Tage vor dem Dreikönigsfeste wurde im Dorfe Altar bei dem Besitzer der dasigen Fähre eine Ueberfahrt über die Saale für spät in der Nacht bestellt. Der gewöhnliche Ruf erging um die zwölfte Stunde. Hinaus eilte der Fährmann an den Fluß. Am Ufer angekommen, fand er allda eine große hehre Frau, umgeben von weinenden Kindern. Erschrocken gedachte der Mann, daß eben Perchtenzeit sey, und wollte zurück in seine Wohnung flüchten, doch Perchta drohte ihm mit dem Tode, wenn er nicht sie mit ihren Heimchen sammt allem Hausgeräthe alsbald überschiffen werde. Sie betrat das Fahrzeug, die Kleinen schleppten einen Ackerflug zu ihr hinein unter lauter Beßklage, daß sie die schöne Gegend nun verlassen mußten, und gezwungen begann der Schiffer die Fahrt. Angelangt am jenseitigen Ufer, gebot die Heimchenkönigin, ihr ohne Verzug die zurückgebliebenen Kleinen mittelst einer zweiten Fahrt nachzubringen. Nothgedrungen geschah auch dies. Unterdeß hatte Perchta am Pfluge gezimmert, und sprach zum Fuhrmann, indem sie auf die abgehauenen Späne deutete: „Da nimm den Lohn für deine Mühe!“ „Der Lohn ist gering genug“ dachte der Schiffer, aber um die Frau durch seine Weigerung nicht zu erzürnen, steckte er drei von den Spänen ein, warf sie zu Hause in das Fensterbrett, und schließlich geänßtigt ins Bett. Am folgenden Morgen lagen drei Goldstücke an der Stelle, wo er die Späne hingelagt. Es war die letzte Gabe Perchta's. Verödet ist jetzt die Flur diesseits des Saalstroms, seit sie mit ihren kleinen Unterthanen daraus geschieden ist. Die Felder liegen wüste, denn sie lohnen nicht mehr Mühe und Kosten der Bearbeitung. Die ehemals schönen Dörfer sind im Arzte abgebrannt, Niemand mochte sie wieder bauen, kaum weiß man die Stätte noch anzugeben, wo sie standen.

Die Heimchen, jene Bezeichnung für Zwerge, mahnen an die kleinen schwarzbraunen Thiere, welche in unsern Hausmauern und Gartenrainen wohnen, vielleicht auch nur, weil man längst vergessen hat, daß sie Hein-

Men heißen, denn als Seelen Verstorbenen (Schwarzelfen) machen sie auf den Namen des Todes (Freund Sein) Anspruch, wie auch im Niedersächsischen „Heimtenkleed“ für Todtenkleid gesagt wird. Da nun diese Geister keine Hausgeister sind, so stehen sie durchaus in keiner Beziehung zum Worte „heim“ (Haus) oder zu den Grillen, die im Abb. „Heimill“ (Graff Sprachf. IV. S. 953) heißen. Die Ueberfahrt der Heimchen oder Heimchen in der Dreikönigsnacht über den Strom ist jene der Seelen (in der Sterbenacht des Jahrs, der Dreikönigstag heißt: das „große Neujahr“) über den Styr; und Perchtba, als die absterbende alte Zeit, als weiße Frau und Todesgöttin, führt den Zug an. Dem Ackermann sind die Heimchen zugethan aus Gründen, die zwar schon S. 168 entwickelt wurden, aber hier noch durch eine Sage verstärkt werden*). Die Kunde von Perchtba's Ueberfahrt hat sich auch bei Kaulsdorf an der Saale erhalten, so wie an der Elster zu Rdstriz unweit Oera.

S. 126: Spät in der Nacht ging der Wagnermeister aus Colba von Dypurg, wo er auf Arbeit gewesen, nach Hause. Es war am Vorabend des Dreikönigstags, und an des Driassflüßchens Ufer rief er auf Perchtba, deren zerbrochenen Ackerpflug die Heimchen klagend umringten. „Hast du ein Beil bei dir, so zimmere den Pflug“ rief den er-

*) In Stettin kam eines Abends spät ein Bürger aus dem Birthehause, um nach seiner Wohnung zu eilen. Als er wenige Schritte gegangen, fand ein kleines Männchen mit einem großen schweren Sad vor ihm und fragte: Willst du Brod? Der Bürger konnte vor Schreck nicht antworten. Das Männchen lief aber hinter ihm her, und war immer ganz dicht ihm an den Fersen. Als er an seinem Hause angekommen war, fragte er nochmals: Willst du Brod? Der Bürger antwortete auch diesmal nicht. Da nahm das Männlein den Sad und warf ihn gegen das Haus. Das klang gerade wie Gold und Silber. Gleich darauf waren Männlein und Sad verschwunden. (Lemme Pommer'sche Volksf. Nr. 254.)

schrockenen Mann die Königin der Heimchen an. Er haßt, so gut es in der Nacht und Eile möglich ist, doch von den abgefallenen Spänen als dem ihm zugewiesenen Lohne, nimmt er nichts, indem er sagt: „Dergleichen Zeug hab' ich selbst genug zu Hause“, und läuft, so schnell er kann, nach Hause, den Seinigen zu erzählen, was ihm Bunderbares begegnet sey. Ungebuldig schütteln die den Kopf. „Gut“ rief der Wagner aus, „daß ich euch überzeugen kann, ein Span davon muß mir in den Schuh gefallen seyn, und hat im Laufen bis hieher mich genug gedrückt.“ Er zieht den Schuh vom Fuße, schüttelt ihn aus, und — sieh da! es rollt ein blankes Goldstück auf den Tisch. — „Ei wie dumm!“ dachte des Meisters Knecht — „wäre ich dabei gewesen, mir hätte Perchtva anders zahlen sollen, doch aufgeschoben ist nicht aufgehoben.“ Jahr und Tag verging, aber die Lust nach Perchtva's Gold war dem lockern Gesellen nicht vergangen. In der nächsten Perchtvennacht macht er sich auf den Weg, sucht an der Orta die Stelle aus, wo der Meister auf Perchtva getroffen war, und setzt sich hin. Nicht lange wärrt es, da kommt sie an mit ihrem Kinderzug. „Was suchst du hier um diese Zeit?“ spricht ihn Perchtva zürnend an.“ Er zeigt auf sein Wagnerbeil und stottert etwas her von helfen wollen und Spänen aus dem Ackerpflug, die er gern hätte. „Rein! diesmal habe ich mich mit Werkzeug besser versehen, du aber nimm hin, was für solche Mühe dir gebührt!“ sprach sie, und hieb mit dem Beil ihn in die Schulter.

Das Aehnliche von der Perchtva wiederholt sich bei Kaulsdorf an der Stelle eines Baches, die das Wasser über den Weg genannt wird, in Prefsfeld bei dem Saalhause, und auf dem Sandberg zwischen Rößneck und dem Forsthaufe Reichenbach. Unter dem Gleitsch, einem Felsen bei Fischdorf, weicht dieselbe Sage darin ab, daß dort Perchtva mit den Heimchen auf einem Wagen fuhr, und so eben die Axt zerbrochen hatte, als ein Landmann ihr begegnete; auch er mußte hel-

fen, blüdete eine Rothare, hoffte auf eine Belohnung dafür, und trug, ebenso wie der Wagnermeister aus Golba, als er die Späne verschmähete, ein Goldstück im Schuh mit nach Hause.

Erwägt man, daß am Vorabend des Nicolaitags dem Pferde des in jedes Haus einkehrenden, die Kinder beschenkenden Heiligen (als Nest ehemaliger Opfergebräuche) Hafer in einem Schuh hingestellt wird, was an die für Odins Rosß auf dem Felde stehen gebliebene Garbe erinnert (Seizer Gesch. Schwed. S. 110.), so dürfte der Schuh wohl die Furche, und die Goldspäne die hervorguckenden Aehren bedeuten. Der zerbrochene Pflug weist auf den um Wittewinter unterbrochenen Feldbau hin.

S. 133: Einsam wanderte in der Nacht vor dem Dreikönigsfeste eine Magd, ihre Spindel in der Hand, vom Reidenberge nach Hause ins Altar. Rein hatte sie ihren Klachs abgesponnen, eben dachte sie an die Scherze der jungen Bursche, die sie bis zum Bergabhang, der hinunter an das Ufer der Saale führt, begleitet hatten, als Perchtza mit dem großen Zuge ihres Heimathsvolkes den Berg heran ihr entgegen geschritten kam. Die Spinnerin traute ihren Augen kaum. Eine Mutter mit so vielen Kindern, und alle von so gleicher Art und Größe! (weil sie noch vor der Taufe gekorben waren.) Hier zog und schob eine Schaar der Kleinen mühsam an einem großen Ackerpflug. Dort war ein anderer Haufe derselben besackt und beladen mit mannigfachem Wirthschaftsgeräthe! und alle umdrängten die mächtig große Frau mit Bitten und Fragen, klagten und weinten, daß sie keine Heimath mehr hätten. Die schallhaft muthwillige Gebirgsbewohnerin lachte laut auf über den wunderlichen Zug. Die Kleinen aber schreckten zusammen bei dem unerwarteten Tone, ließen ihr Gepäck fallen, und dieses nebst dem ledig gewordenen Ackerpflug rollte, unter dem Zammerrufe der Heim-

Gen, den ziemlich steilen Abhang des Berges wieder hinunter. Zürnend über diese Störung trat Perchtza vor die Leichtfertige hin, blies sie an, und die Schuldige erblickete auf der Stelle. Die ganze Nacht hindurch irrte sie umher. Erst am Morgen wurde ihr Hilfsgeschrei am Saalufer vernommen. Man fuhr sie über den Strom, und bald wurde das ihr widerfahrne Unglück bekannt. Sie wurde als unbrauchbar ihres Dienstes entlassen, und so blieb ihr nichts übrig, als sich an den Weg zu setzen, der dort die Gegend diesseits der Saale mit dem sogenannten Oberland verbindet, und die Vorübergehenden um eine Gabe anzusprechen. Tausendmal bereute sie es, Perchtza so erkannt zu haben. So war ein Jahr in Roth und Buße ihr verfloßen. Mit dem wiederkehrenden Vorabend des heil. Dreikönigstages lehrte auch Perchtza wieder im Altar ein. Die Unglückliche bettelte, weil sie Niemand kannte, die mächtige Frau gleichfalls an, als sie ihres Weges an ihr vorüber kam, und erzählte dabei wie gewöhnlich die Geschichte ihres Erblindens. Da sprach Perchtza: „Es ist wahr, ich habe im vorigen Jahr hier ein paar Lichtlein ausgeblasen, nun so will ich sie jetzt wieder anzünden.“ Dabei blies sie der Magd wieder in die Augen. Da wurde die Blinde wieder sehend.

Dieselbe Sage findet sich in der sogenannten Sorge bei Neustadt an der Orla. Der Umstand, daß es gerade eine Spinnerin ist, die der Perchtza begegnet, ist darum bedeutsam, weil neben dem Getraide auch der Flachsbau unter der Obhut der Erdmutter steht, aber auch weil Weben des Seelenkleides und Pflanzen eines neuen Menschen in der mystischen Sprache gleichbedeutend war. Aber in der Nacht trennte Penelope das Gespinnste des Tages wieder auf. In der großen Jahresnacht, um Mittemwinter, sollte auch nicht gesponnen werden, wie überhaupt nicht am Ende eines Zeitabschnitts. Die Volksfagen warnen vor dem Spinnen

im Mondschein, d. h. des Nachts *) und vor dem Spinnen am letzten Wochentage **).

S. 159: Zu Dypung fand Perctha bei ihrem jährlichen Umzug in jener Nacht, worin ihr das Land zu durchstreifen gestattet war, eine Spinnstube noch voll von Roden Gästen. Schäfernd erzählte darin eine Spinnerin von der andern, was sie Lachenerregendes aus deren Leben zu erzählen wußte. Hocherzürnt darüber, reichte Perctha durch das Fenster nach der Zahl der Spinnerinnen zwölf leere Spindeln unter dem drohenden Gebat: diese Spulen in Zeit von einer Stunde voll zu spinnen bis zum Rande, sey es nicht geschehen, so würde die Wiederkehrende ernstlich strafen. Ein Schrei des Entsetzens ertönte aus aller Munde. Der Gefürchteten zu entfliehen und den Roden im Stich zu lassen, wagte keine; auch an die zugewiesene Arbeit zu gehen fiel ihnen nicht ein, denn das Geforderte in der anberaumten Frist zu liefern, überstieg sogar die Kräfte der rüstigsten Spinnerin. Eine Viertelstunde verstrich nach der andern unter ängstlicher Erwartung der ange-

*) In Gamburg saß eines Abends eine Frau allein und spann ohne anderes Licht als den Mondschein. Da trat ein weißes Männchen herzu, legte eine Menge Spulen hin und sagte: „Diese Spulen mußt du, bis ich in einer Stunde wieder komme, alle umspinnen haben, sonst drehe ich dir den Hals um!“ Hierauf ging es fort. Die Frau, in größter Angst, wußte sich lange nicht zu helfen, endlich aber fiel ihr doch ein Rettungsmittel ein. Sie umspann jede Spule ein mal, womit sie bis zu des Männchens Rückkunft fertig wurde. Als dieses die Spulen in Augenschein nahm, sprach es: „Das hat dir Gott angerathen, daß du es so gemacht hast! Es hätte dir sonst den Hals geloset!“ Hierauf nahm es dieselben und entfernte sich. Von der Zeit an hat die Frau nie wieder im Mondschein spinnen mögen. (Schneidler Bab. Sg. II. S. 635.)

***) Eine weitverbreitete Meinung ist, daß Spinnen am Samstagabend nur Nachtheil bringt. Zwei alte Weiber, die fleißigen Spinnerinnen im Dorfe, ließen auch an jenem Abende ihre Räder nicht stille stehen. Endlich starb die Eine, aber am nächsten Sonnabend spät erschien sie der andern, die noch eifrig spann, und zeigte ihr ihre glühende Hand hin und sprach: „Sieh, was ich in der Hölle gewann, weil ich am Sonnabend spann.“ (Müllenhof Nr. 229.)

drohten Strafe und vergeblichem Sinnen, wie der Gefahr zu entrinnen sey. „Jetzt weiß ich Rath,“ rief Eine, sprang auf den Dachboden, holte von dort einen Strang Berg und unwickelte damit die leeren Spuhlen. Nun setzte sich die Verschmizte mit ihren Freundinnen ans Spinnrad und überspann das Berg zu ein, zwei bis drei Malen, so daß die Spuhlen vollgesponnen schienen. Peraktha kam, man überreichte der Bertwunderten die fertige Arbeit, und kopfschüttelnd zog sie ab, in ihren Händen den Beweis, was Angst und Noth zu leisten vermögen.

Hier ist sonst nichts für unsern Zweck Wichtiges hervorzuheben, als die Zwölfzahl der Spindeln. Die webende Penelope hatte fünfzig Gehülffinnen (Odys. 18, 315 sq.), in welchen man die Wochenzahl des Mondenjahrs ebenso leicht erkennt, als hier die Monate. Daß jene Fünfzig keine zufällige Zahl sey, beweist der Umstand, daß auch Arete (d. i. der weibliche Ares, nämlich die sonst kriegerisch geschilderte Erfinderin des Webens, Athene) von fünfzig Dienerinnen unterstützt wird (Odys. 6, 52. 7, 107.). Daraus ist zu entnehmen, daß neben dem Weben des Leibes (Wf. 139, 13.) auch ein Weben der Zeit (Jes. 38, 12.) gemeint seyn könne. Das Jahr ist ein Gewand, in welches die in der Einsamkeit wehende, also unsichtbar gewordene Progne (die Schwalbe, deren Abzug das scheidende Jahr verkündet), Progne, die Gattin des in einen andern Vogel, in den Niedehopf verwandelten Lereus, die Geschichte ihrer Leiden eingestickt hatte. Das Doppelgewand, welches Penelope gewebt hatte (Odys. 19, 138 sq.), stülte die Erde im Sommer und im Winter vor. Während sie im Lenz mit Blumen geziert ist, hat sie im Winter ein Leichengewand. Ein solches webte Penelope für den Laertes. Ein solches Jahrgewand war der Pepsos der Athene

in Athen, ein solches hatten Athene, Persephone und Artemis gemeinschaftlich ihrem Vater Zeus gewebt (Kreuzer Symb. IV. S. 185. d. 2. Ausg.), ein solches hatten die Chariten (Venus triplex) dem Dionysus zum Hochzeitgeschenk verehrt, als er sich mit Ariadnen in der Höhle zu Naxos vermählte (Apollon. Rhod. Argon. 4, 425.)

S. 166: Zu Langendembach war eine alte Frau so unermüdlich im Spinnen, daß sie allen Mägden im Dorfe zum Muster dienen konnte. Vom frühen Morgen bis tief in die Nacht saß sie hinter ihrem Spinnrade den Winter hindurch und drehte aus Leibeskraft den Faden flink in die Spuhle hinein. Sogar am Abend vor dem Dreikönigsfeste setzte sie damit nicht aus. Sohn und Schnur warnten: „Wenn Perchtba kommt, wird es euch übel gehen.“ — „Ei was,“ war ihre Antwort, „die Perchtba bringt mir keine Penden, ich muß sie selbst mir spinnen.“ Da legen sich Jene zur Ruhe und die Alte spinnt unverdrossen fort. Nach einer Weile wird das Fenster aufgeschoben; Perchtba schaut in die Stube und wirft ihr eine Menge leerer Spuhlen zu unter der strengen Weisung, sie voll zu spinnen, sonst solle es ihr schlimm ergehen, wenn Perchtba in Einer Stunde wieder komme. Halb todt vor Schrecken weckte die Alte ihre Leute, und klagt ihnen ihre bittere Noth. „Was da“ — lautet der Bescheid, den sie erhält, „war euch nicht zu rathen, so ist euch auch nicht zu helfen. Macht eure Sachen mit Perchtba ab, so gut es gehen will, uns aber laßt in Ruhe.“ Nothgedrungen faßt sich die Spinnerin zuletzt ein Herz, setzt sich an das Spinnrad, spinnt in aller Eile einige Weifen auf jedwede Spuhle, und wirft, als dieß geschehen, die Spuhlen insgesammt in den am Hause vorbeifließenden Bach.

Eine wichtige Rolle spielt in dieser Sage das Wasser. Die Frau hätte die Spuhlen gewiß nicht in den Bach geworfen, wenn sie nicht dadurch Perchtba verhöhnt zu haben glaubte. Letztere muß also nicht bloß in der Erde,

sondern auch im Wasser waltend gedacht worden seyn. Dies war auch in der That der Fall. Es geschieht nämlich bei Schriftstellern des Mittelalters neben dem Herumfahren mit dem Pfluge auch eines Umziehens mit dem Schiffe Erwähnung. Dieser Brauch erinnert an die Umfahrt der Berecynthia (Präd. der Göttermutter Cybele, Rhea, Ops), welche zur Erhaltung der Felder auf einem von Ackerstieren gezogenen Wagen über die Saaten und Weinberge geführt wurde. Ihr Name Cynthia *) spielt schon auf die Fruchtspenderin an. Bei den Römern wurde die Bildsäule der Göttin nach dem Umzug in den Fluß geworfen, daher dieses Fest das Badefest (Lavatio) genannt wurde (Ov. Fast. 4, 337.). Diese Sitte erinnert an den Cultus der von den Sueven verehrten Herttha, die im Namen die Erde **) ist. Tacitus (Germ. c. 40) sagt von ihr: Auf einer Insel des Oceans (Seeland oder Helgoland?) ist ein heiliger Hain, darin ein geweihter Wagen mit Behang bedeckt. Nur der Priester darf ihn berühren. Von Rüben, den Sinnbildern der Erde ***), wurde der Wagen der Göttin, wie jener der Here in Argos, gezogen. Die Zeit der Umfahrt, fährt Tacitus fort, ist eine festliche, Krieg und Waffen ruhen, bis der Priester die Göttin wieder in den Tempel zurückbringt. Barth (Rel. der Deutsch. I. S. 24) macht auf einige Orte aufmerksam, deren Namen die weite Verbreitung des Hertthacultus beweisen, als: der Hertthagau am Harz, Erbingen in Baiern an der Sar, das

*) *Kynthia* = חקקיה l. e. (Weizen.)

***) Chald. ܗܪܬܗ l. e. erda. Damit ist auch der Name der scandinavischen Erdgöttin Herttha zu vergleichen.

****) Sanskr. gav: Kuh und Erde (Gau).

Dorf Erdborn im Mansfeldischen. Gräter (Bragur) hat folgende gesammelt: Herba, Dorf bei Eisenach, Hert, Rittersitz bei Köln, Hert, Vogtei bei Germersheim in der Pfalz, Hertefeld, Schloß im Cleveschen, (gehören auch die vielen Ortschaften „Hertfeld“ hierher?) Hertelberge, Flecken bei Grubenhagen, Hertingshausen in der Grafschaft Leiningen, Hertingen, Vogtei in Baden, Hertenstein, Dorf bei Freising in Bayern, Hertenberg im Ober-Innthal in Tyrol (vielleicht auch Hardenberg in Preußen?). Der heilige Hain, welcher die Göttin aufnahm (castum nemus Deae Herthae, wie Tacitus sich ausdrückt), soll in Deutschland das Reinholz zwischen Gisleben und Quersfurt gewesen seyn, also in einer Gegend, wo Berchtha gekannt ist. Es wäre also die Vermuthung gestattet, daß Berchtha (wie Berchtold = Bertold, vgl. Bertin, Bertram) urspr. schon Bertha geheißen habe, und wie das nordische *Bertha* eine Nebenform für *Hertha* sey, die auch unter dem Namen *Nertha* (latinisirt *Nerthus*) als Nährerin der Menschen verehrt ward. — In einem Tempel wurde Hertha's mit Luchern bedeckter Wagen, den nur die Priester berühren durften, außer der Festzeit aufbewahrt. Man zündete der Göttin, die (gleichzeitig mit der Isis von Phönizien nach Aegypten, also im Januar, wo das Licht wiederkehrt) nun ihre Reise zu den Wölfen begann, und welche man den Flug der Hertha nannte (Meibom *Scr. Germ.* I. p. 253), sowie der ihr vorausfliegenden Gule — die Lut-Osel, welche wir oben als Begleiterin des wilden Jägers in den zwölf Nächten kennen lernten — Lichter an, und machte Feuer auf dem Herde und unter den Bäumen (von denen der heutige Weihnachtsbaum abstammt). Zeichen wurden an den Hausthüren gemacht (damit die um diese Zeit

umberschwärmenden gespenstischen Theilhaber der wilden Jagd die Bewohner nicht beunruhigen könnten, und die furchtbare Erscheinung erwartend, stellte man sich auf die Kreuzwege. Dabei waren Priester und weise Frauen geschäftig, aus den Erscheinungen in dieser Nacht die Fruchtbarkeit und andere Ereignisse des künftigen Jahres zu prophezeien. Vermuthlich wurde aus den Eingeweiden und Zuckungen der Opferrhiere in dieser Nacht geweihsagt, daher der Aberglaube, daß in der Christnacht sogar das Vieh in den Ställen die Weissagungsgabe besitze *). War das Fest zu Ende, so wurden Wagen, Behänge, und das Bild der Göttin selbst in dem ihr geheiligten See gewaschen. Darum also hatte unsere alte Spinnerin, die, ihrer Beschäftigung zufolge, der dem Spinnen vorstehenden Göttin diente, die Spulen, welche Symbole der Herta selber waren — denn auch Berchta ist als Besitzerin des Pflugs, als Königin der Heimchen, d. h. der Todten, die unter der Erde wohnen, die Erde — in den Bach geworfen. Die weiße Frau forderte ja darum (als Opfergabe) in der Nacht ihres Erscheinens Klöße und Fische als Sinnbilder ihres Waltens in der Erde und im Wasser. Darum zürnte sie denen, welche diese Kost in jener Nacht verschmähten, riß ihnen den Leib auf, füllte ihn mit Häckerling, und bediente sich beim Zunähen desselben nicht der Nadel, sondern wieder eines auf den — in ihrer Person verachteten — Feldbau anspielenden Instruments, nämlich der Pflugschar.

*) Jemand, der dies nicht glauben wollte, legte sich in seinen Stall unter die Krippe. Um Mitternacht sagten die Ochsen zu einander: „In kurzem stirbt unser Herr.“ Wirklich war drei Tage nachher der Mann eine Leiche. (Schaezler a. a. D. u. S. 635.)

Wer aber diese nützlichste Beschäftigung ehrt, wird von der Göttin beschenkt, wie folgende Sage bezeugt:

S. 173: Ein Bergmann kehrte in der Perchtennacht von Bucha, wo er in seiner Schicht angefahren war, zurück nach Röniz. Als er auf halbem Wege an den dort befindlichen Kreuzweg gelangt war, kam Perchtba ihm entgegen und verlangte, daß er ihren Wagen verkaufen solle. — „Ach gute Frau, ich verstehe vom Fuhrwert nichts, bin nur ein armer Bergmann und habe weder Holz zur Stelle noch ein Messer in der Tasche.“ — „Wohl kenne ich dich, du bist sehr arm, hast nicht so viel Mehl, daß die Frau daheim für ihre Kinder Brod backen könnte. Noch obendrein sind aufs Neue ein Paar kleine Schreihälse bei dir angekommen. Doch jetzt hilf aus, hier ist ein Messer, und da auch Holz dazu.“ Der Bergmann schnitzte darauf los, so gut es gehen wollte, einen Keil und paßte ihn in Perchtba's Wagen ein. Zufrieden mit seiner Willfährigkeit schenkte ihm Perchtba die abgefallenen Späne. Er steckte sich damit die Taschen voll. Als er nach Hause kam, fand er wirklich sein Weib von Zwillingen entbunden; doch seine Sorgen waren nun gehoben, denn aus allen Taschen zog er in Perchtba's Gabe Gold in Menge.

Anscheinend ist es schwer zu begreifen, warum die Schutzgöttin des Ackerbau's einem Bergmann, der nicht die Erde anbaut, sondern nur nach Metall in ihren Eingewelden wühlt, ihre Gunst zuwendet. Allein der Ackerbau gewährt nur durch Umsatz des Erbauten Schätze, Getreide wird im Verkehr versilbert. Als Vertreterin des Ackerbau's bringt also Perchtba dem Bergmann, der das Geld zum Umsatz ihrer Güter aus der Erde gräbt, und dem es an Mehl zum Brod für die Seinigen gebricht, Nahrung und Lohn; doch sind es immer nur die abgefallenen Späne.

Vorhin wurde das Schiff zunächst dem Pflug (Wagen der Hertba) als Symbol der nicht bloß in

der Erde, sondern auch in der Frucht waltenden Naturgöttin gedacht. Jetzt ist es also am Orte, der von den alten Schwaben verehrten Isis zu gedenken, von welcher Tacitus meldet, daß zu gewissen Zeiten ein ihr heiliges Schiff umhergetragen wurde. Im *Calendarium rusticum* der Römer war der 5. März (*Ill. non, Mart.*) durch „*Isidis navigium*“ bezeichnet. Dem *Apulejus* (*Met. XI.*) zufolge sollte das Umtragen des Schiffes ankündigen, daß die Seefahrt bei eintretendem Frühling sich wieder den Wellen anvertrauen dürfen. Auf alexandrinischen Münzen erscheint Isis, neben dem *Pharus* wandelnd, mit ausgebreitetem Segel. Von Rom aus war der auch dort einheimische Isisdienst, vielleicht schon vor Christi Geburt, nach Frankreich und Deutschland gedrungen. Gegenwärtig herrscht in der katholischen Christenheit *Maria della navicula* an ihrer Statt, und die glücklich heimgekehrten Seefahrer äußern ihre Dankbarkeit nicht mehr in Aufhängung von Isisstäbchen, sondern in Botivgemälden zu Ehren Maria's. Bei eintretender Dürre wird nicht mehr die Hülfe der Isis angerufen, sondern es werden Bittgänge zu Ehren Maria's angesetzt. Die Kräuterfrau Isis *salutaris* *) heißt jetzt *Maria della salute*, und ist in der Kräuterstadt „*Würzburg*“ (*Herbipolis*), so wie im benachbarten *Mergentheim* (*Marienbeim*) vorzugsweise verehrt, viele Heilkräuter heißen jetzt nach Maria. Der Tempel der Isis in Paris wurde zur Kirche „*Unserer lieben Frau*“ (*Notre Dame*) eingerichtet, aber die auf den alten Isisdienst bezüglichen Sculpturen am Portale der Kirche sind geblieben.

*) Nach ihr ist das Eisenkraut (*Verbena*), richtiger: Isiskraut, benannt.

Auch die auf Isis als Getreidespenderin bezügliche entfernte Figur mit dem Aehrenbüschel in der Hand beim Eingang der Karmeliterkirche zu Paris (Schramm Reiselex. S. 1313) ist geblieben. Der Name Isidor (ein von der Isis geschenktes Kind *) ist von der katholischen Kirche beibehalten worden **). Die französische Isis nennt noch jetzt das Volk l'idole de S. Germain des Prez, obschon ihr Bild i. J. 1514 aus der Kirche zu St. Germain weggeschafft wurde. Die kleine Stadt Melun, eine Tagreise von Paris, hatte zur Zeit Karls des Großen nach der Isis geheißen. (Tempore Caroli Magni castrum nomine Iseos: sic dictum a nomine cujusdam Deae Isidi, quae ibi colebatur, quod castrum Meldanum nunc vocatur berichtet Alcuin). Am Thurm zu Beddingen im Badischen hat ein Stein die Inschrift: Deae Isidi templum Lucius etc. posuit, woraus auf Einführung des Isiskult durch römische Colonien in diese Gegenden geschlossen werden darf. Weihschriften auf die Isis wurden bei Baden in der Schweiz (Joh. v. Müller schw. Gesch. I. S. 63) aufgefunden. Flussnamen verrathen, daß man die Isis als Spenderin befruchtender Früchte auch in Deutschland (die Isar in Baiern) und England (die Themse hieß früher Isis, erst bei Hentlay nahm sie ihren jetzigen Namen an) verehrt habe. Auch bei den Griechen in Colchis hatte ein Fluß den Namen der Isis geführt (Plin. VI., 4.).

Die Ortsnamen Isenburg, Isenhagen, Isenberg in

*) Ähnlich: Theodor (von Gott gegeben), Diodor (von Zeus gegeben), Apollodor (v. Apollo gegeben), Artemidor (v. Artemis gegeben), je nachdem man diese oder jene Gottheit um Leibeseugen anrief.

***) Isis kommt auch bei Dithmar (Chron. p. 149) als deutscher Eigenname vor.

Ehurgau, Iſenhain bei Sulz, die Iſenburg bei Ruſſach ꝛ. verdienen hier Beachtung. Und da J (wie im Engl.) öfter Ei ausgesprochen wird (vgl. Schwyz = Schweiz, Pſyffer = Pfeifer, engl. wife: Weib, fire: Feuer) u. ſ. w., ſo gehören nebst dem Eiſentraut (Iſſkraut) auch die Städte Eiſenach (Iſenach) und Eisleben (Iſſleben) hieher. Ach iſt altb. Benennung für Waſſer, Achen hatte den Namen von ſeiner Heilquelle, darum endigen ſich auch andere an Flüſſen und Quellen liegende Städte, z. B. Andernach, Biberach, Bacharach, Schnaitach, Kreuznach ꝛ. mit der Sylbe: ach. Da auch Flüſſe nach der Iſſ heißen, ſo iſt es um ſo begreiflicher, daß Eiſenach von der an Flüſſen verehrten Iſſ genannt worden ſey, als von den Eiſenwerken, welche am Ufer der Hörsel ebendam beſtanden haben ſollen. Daß Eisleben früher Iſſleben hieß, beſtätigt Schadius (Synt. de Diis Germ.). Auch erzählt Franke in ſeiner Mannſfeldiſchen Hiſtorie (p. 127): „es befände ſich auf dem Rathhauſe zu Eisleben ein Bild, welches für das der Iſſ gehalten wird. Ueberdieß ſpreche die in alten Documenten ſich vorfindende Schreibart Iſleben *) für die Meinung, daß die Stadt vordem wirklich Iſſleben geheißen.“ Da gerade bei Eiſenach der berühmte Hörselberg oder Venusberg ſich befindet, in welchen am Faſtnachtsdonnerstag das wilde Heer ſich zurückzieht, dieſer Umzug alſo mit dem Umtragen des Herthaſchiffes ziemlich in dieſelbe Zeit fällt, und die weiße Frau nicht bloß in der Chriſtnacht ſich zeigt, ſondern zu Neuhaus in Böh-

*) Sollten vielleicht folgende Ortſchaften als: Iſenſtein im Fürſtentum Kalenberg: Iſſſtein am Rhein im Breiſgau, Iſſſtein im Raſſauſchen, Iſſſtein ꝛ. Verkürzungen aus Iſſſſtein ſeyn? Da ſie ſämmtlich in einer Gegend liegen, wo ebendam Iſſ verehrt ward, ſo verdient dieſe Frage Beachtung.

men am grünen Donnerstag, wo man, um sie nicht zu erzürnen, einen Honigkloß (süßen Brei) und Stockfisch — also wieder Mehl und Fische, wie in Thüringen am Dreikönigsabend — essen muß, so liegt es nahe, die Fisk, der man im alten Aegypten die Todten empfahl, als weiße Frau, Berchtha, Holle u. wieder zu erkennen.

War nun der Fiskscult in Deutschland so allgemein verbreitet, so wird in Verbindung mit des Tacitus Zeugniß vom Umtragen des Fiskschiffs in Schwaben *) folgender noch in christlicher Zeit herrschende Brauch leicht zu deuten seyn. In Schwaben nämlich wurden zur Zeit des beginnenden Frühjahrs Schiffe umhergezogen, was aus einem im Ulmer Rathsprötokoll v. J. 1530 enthaltenen Verbot des Herumfahrens mit den Schiffen und des Anziehens von Fastnachtskleidern (Jäger's schwäb. Städtewesen des Mittelalters I. S. 525) sich schließen läßt. Also noch im 16 Jahrhundert herrschte diese Sitte, freilich nur noch als Fastnachtsschwank, da das Motiv nicht mehr bekannt war, man aber die altergebrachte Sitte dennoch nicht aufgeben wollte. Dergleichen Travestien heidnischer Religionsbräuche bilden jaß sämmtliche Fastnachtsscherze (vgl. Kloster VII. S. 800 — 832). Auch Grimm erwähnt (S. 237) einen hieher gehörigen Brauch aus dem Jahre 1133. Bei Jnda (in Nipuatien) wurde ein Schiff gezimmert, unten mit Rädern versehen, und durch vorgespante Menschen zuerst nach Nachen, dann nach M a s t r i c h t (wo noch Segel und M a s t gerichtet wurden), hier-

*) Germ. c. 9: Pars Suevorum et Isidi sacrificat, unde causa et origo peregrino sacro, parum comperi, nisi quod signum ipsorum, in modum liburnae figuratum docet advectam religionem.

auf nach Ungern u. s. w. im Land herumgezogen, überall unter großem Zulauf und Geleite des Volkes. Wo es anhielt, war Freudengeschrei, Jubel-
fang und Tanz um das Schiff herum bis in die späte Nacht. Die Ankunft des Schiffes sagte man den Städten an, welche ihre Thore öffneten und ihm entgegen gingen. In einem diese Festlichkeit beschreibenden Buche (Rodulfi Chronicon abbatiae S. Trudonis l. XI.), aus welchem Grimm das hieher Gehörige S. 237—241 excerpirte, wird dieses Schiff: „malignorum spirituum simulacrum“ und „diaboli ludibrium“ also ein Teufelswerk gescholten, man solle es verbrennen oder wegschaffen. Auch dauerte die Um-
fahrt zwölf Tage. (Istis tam nefandis factis plusquam *duodecim diebus* ritu celebratis conferebant simul oppidani quid agerent a modo de deducenda sc. navi). Die Geislichkeit war ungewiß, ob dieses Schiff (als Fahrzeug auf dem Wasser) dem Neptun, oder (wegen der Zeit seiner Frier im März) dem Mars, oder (wegen der bacchantischen Lustigkeit des Volkes) dem Bacchus, oder ob es der Venus gehörte. Letzteres möchte ich wegen des gleichzeitigen Heimzugs der Frau Venus — wie die Geislichkeit die Frau Solde (Holle, Berächtha) nannte — in ihren Venusberg *) bei Eisenach am ehesten glauben. Bekanntlich war wie Isis, so auch Venus eine Segelnde. (*Ἀρροδίτη ἐνπλοία* nennt sie Pausanias Attic. 1, 3.). In Theben fertigte man Venusbilder aus Schiff-

*) Auch zu Waldsee in Schwaben, und in Baden bei Ufhausen, unfern von Freiburg am Fuße des Schinberges, gab es Venusberge. Was die Sage von dem Letztern berichtet (Schröber Tafelb. f. Gesch. l. S. 349.) lautet fast übereinstimmend mit der Mähr vom Tannhäuser.

schwebeln (Paus. Boeot. 16, 2.), denn die Göttin war ja aus dem Wasser entstanden.

Beachtenswerth findet Grimm, daß dieses Schiff, welches wegen seiner heidnischen Abkunft den Geistlichen so zuwider war, das aber im heidnischen Cultus eine hohe Bedeutung gehabt haben mußte, weil die Ausrottung dieses Brauches noch im späten Mittelalter nicht gelingen wollte, — daß dieses Schiff also in den Niederlanden von der Weberzunft auf den Schultern mittelst Seilen gezogen, auch bewacht werden mußte. Daß die Weber dazu gezwungen werden mußten, gleich ganz jener Abthigung unverheiratheter Frauenzimmer zur Theilnahme am Pflugfeste (s. S. 455), das in England dem Montag nach dem Dreikönigsfeste zum Namen „Pflugmontag“ (Plough Monday) verholten hat. Wie dort das Pflügen wird hier das Weben mit dem Schiffen in Verbindung gebracht. Warum? darauf antwortet die Sprache, welche Weib (engl. wife) vom Weben (daher Weifen) und Schiff, Schaff, von schaffen, schöpfen, erschaffen, ableitet. Daß Isis eine Flachs Göttin war, bezeugt schon der von Juvenal ihren Priestern in Rom gegebene Spottname: *linigera turba*. Daß auch Venus eine Spinnerin (als Parze Urania), ist bekannt genug. Daß gerade gegen das Frühjahr hin die „*terrea navis*“ umhergetragen wurde, beweist deutlich den symbolischen Charakter des Festes. Nicht auf Schifffahrt, sondern auf Befruchtung der Frauen, Herden und Acker hatte dieses Schiff Bezug, und sollte an das oben S. 318 beschriebene Schiff des Liebesgottes Freir mahnen, wobei ich auf S. 265 verweise, wo eine Wiege den Dienst eines Schiffes verrichtete.

Eine ähnliche Ceremonie fand auch in Athen Statt,

und zwar zu Ehren der Weberin Athene. An ihrem Feste, den Panathenäen, wurde ihr heiliger, von Jungfrauen gewebter Peplos zu Schiff auf die Akropolis geführt. Das Schiff, an dessen Mast er als Segel hing, bewegte sich zu Lande — also gleichfalls eine „terrea navis“ — durch ein unterirdisches Triebwerk, erst zum Tempel der Demeter (der Erfinderin des Pfluges), um diesen herum, am verlassigsten vorüber zum pythischen, zuletzt nach der Burg. Das Volk folgte in feierlich geordnetem Zug (Philostrat. vit. Sophist. II., 1.).

Da schon oben der Pflug auf das conjugium bezogen wurde, ebenso die Spindel als eine andere Bezeichnung für das Weib gebraucht ist, so wird das Schiff auch eine solche Bedeutung gehabt haben, daß es folgendes Wahrzeichen zu erklären vermag:

Im Gyllertreise der Steiermark liegt ein Ort Gornigrad (Oberburg), in dessen Kirche hängt eine ungeheure Rippe, dergleichen jetzt kein bekanntes Landthier hat. Man weiß nicht, wenn sie ausgegraben worden; die Volksiage schreibt sie einer Peidenjungfrau zu, mit der Anmerkung, daß von dieser Rippe alljährlich ein Tropfen abfällt, und der jüngste Tag komme, wenn sie ganz verträpfelt sey wird. (Wien. Lit. Ztg. 1813. Febr. S. 181.)

Daß die Rippe das Weib bedeutet, sagt nicht bloß die Bibel, sondern auch Artemidors (Oneirocr.) Traumregel: *αἱ πλευραὶ εἰσὶν αἱ γυναῖκες*, und ein griechischer Mythos gibt dem „erfigeschaffenen Weibe“ (*Πρωτογενεῖα*) „den Rippenmann“ (*Πλευρών*) zum Vater. Was der Helene die Rippe (*πλευρά*) nannte, ist dem Lateiner ein Becken (*pelvis*), und im Sanskrit ein Schiff (*pléva*). Darum also hatte Noab's Arche Samen von allen Thieren enthalten, damit die Schöpfung nicht untergehe. Jene Rippe ist das Pallā-

dium von Sornigrab, denn erst am jüngsten Tage wird sie zu tröpfeln aufhören; bis dahin wird die Gebärmutter in voller Thätigkeit bleiben. Ein ähnliches Palladium besaß das ägyptische Ibeben, nämlich ein Schiff, wovon die Stadt den Namen hatte *), die Weltmutter Isis die „Segelnde“ (Pharia) wurde daselbst verehrt. Das deutlichste Palladium dieser Art befindet sich in Nürnberg, und wird für das Wahrzeichen der Stadt gehalten, nämlich ein Frauenbild an einem Brunnen, aus deren Schamtheilen Wasser fließt (Schramm p. 1233). Wenn diese Symbolik noch nicht verständlich ist, dem citire ich Jes. 48, 1., wo die Kinder Jakobs aus dem Wasser der Sara hervorkommen, denn „Wasser ist das Bild aller Erzeugung“ (*ἡ θαλάσση — τῆς γενεσεως συμβολον* Simplie. in Epicreti Enebiridion c. 12.), darum finden Isaaq (1. Mos. 23, 13—20.), Jakob 1. Mos. 26, 2—9. und Mose 2. Mos. 2, 15. die ihnen bestimmten Bräute an einem Brunnen, Hagar wird am Brunnen ein Sohn versprochen (1. Mos. 16, 7—11.), Rebekka heißt selber nach dem Brunnen **), wie die Stammutter der Phönizier: Anobreth ***). Die Athentenser wählten den Poseidon zum Stadtgott, weil er ihnen einen Brunnen mit seinem Dreizack hervorschlug. Der saunische Midas, dessen Ohren fälschlich für Eselsohren gehalten wurden, nicht König, sondern Nationalgott der Phrygier, baute ihnen zu Anchra einen Brunnen.

*) **ΘΗΒΙ** (memphit.) **THBE** (saitisch : area (Arche). Das gleichbedeutende **Ἡβη** 2 Mos. 2, 5. übersetzen die LXX: **Ἡβη** (Sunsens Aegypt. I. S. 524.)

**) Das Wort ist aramäisch, findet sich daher in keinem hebr. Wörterbuch, sondern im Talmud Tract. Thaanith Fol. 23.

*) Ain obereth: überströmender Quell.

Der Brunnen, den Isaaks Knechte gruben, versprach ihm zahlreiche Nachkommenschaft (1. M. 26, 22), am Siebenbrunnen (Beer Sebn) wird dieses Versprechen ihm wiederholt (1. M. 26, 23. 24). Darum mochte Juda nach der Buhlin Thamar, der Abnfrau Jesu (Matth. 1, 4.), am Doppelbrunnen (Enaim 1. M. 38, 21) gefragt haben. Was die Quellnymphe Aegeria den Römern, das war, wie ich später zeigen werde, Fibussa den Böhmen, denn auch das heidnische Europa hatte Quellendienst, und viele Städte, wie Heilbrunn (Heiligenbrunn*), haben ihren Namen davon. Die noch vom jetzigen Volksglauben gekannten Hungerbrunnen, deren Fließen in theurer Zeit baldiges Ende derselben anzeigen soll, weisen auf einstige Wasserorakel hin, die noch jetzt in Sagen fortwirken. Die Heiligkeit dieses Elements kann aber nur in der, ihm zugeschriebenen Leben und Fruchtbarkeit verleihenden Kraft den Ursprung haben.

*) Diese Etymologie ist die allein richtige, denn erstlich gab es nie in jener Gegend Heilquellen, zweitens wird diese Stadt in den ältesten Urkunden (Böhmes reg. Karolov. Nr. 740 a. 841.) Heilaeprunno genannt; drittens läßt sich's mittelst der Analogie schließen, denn die Quelle, welche der Stadt Maulbrunn (Kosquell, Kosbach, Marbach) den Namen gegeben haben mochte, hat nur durch ihre Heiligkeit die Gründung des Klosters daselbst veranlaßt. Der unter allen Völkern Europas weitverbreitete Glaube an die Heiligkeit, folglich auch prophetische Kraft, der Quellen läßt sich bis auf die Edda zurück verfolgen, auf den altnordischen Mimirbrunnen, in welchen Odin ein Auge zum Pfande läßt, um Weissagungsgabe einzutauschen, und auf den Ardarbrunnen unter der Weltesche, wo die Äsen zu Gerichte sitzen, und welcher an den Saal gränzt, aus dem die drei Schicksalsnormen kommen; endlich darf auch des Recht und Orakel sprechenden Gottes Hofete prophetische Quelle auf der ihm heiligen Insel Hergoland nicht übersehen werden. Auch die Quellen der Göttin Diktä, welchen auch Zauberkräfte zugeschrieben wurden, verdienen hier Erwähnung. Die weisen früher von Heen und weisen Frauen bewohnten Brunnen haben jetzt nur noch einem Marienbilde den starken Besuch und die Erhaltung ihres Rufes zu verdanken. Brunn verdankt diesem Umstand seinen Namen.

Selbst die vielen Wolfsbrunnen, von denen der Schweinfurter und der Heidelberger die bekanntesten, scheinen in diesem Rufe gestanden zu haben. Oben wurde erinnert, daß das Begegnen des Wolfes für eine gute Vorbedeutung galt. Hier füge ich aus Grimm (S. 1093) bei: „Die Serbinnen nennen einen erschnittenen Sohn Vak (Wolf), weil ihm dann die Hexen nichts anhaben können. Auch den Griechen und Römern war *Λυκισκος*, Lyciscus von guter Vorbedeutung. Ahd. Glossen verdeutschten lyciscus (das Thier) wolfbizo (Wolfsbiß) und vielleicht war auch Wolfbizo, an den der Wolf gebissen hat, der dadurch gesichert ist, Eigennamen. Ruf (s. v. vukojedina) meldet: wenn eine Schwangere von einem Lamm oder einer Ziege ist, die der Wolf todt gebissen hat, so erscheint am Kinde, daß sie zur Welt bringt, eine Wunde, die man vukojedina, d. i. wolfbizo nennt. Man schneidet auch am Lamm und an der Ziege den Wolfsbiß aus, räuchert und bewahrt ihn als heilkräftig. Unbegreiflich erscheint es allerdings, daß ein so schädliches, gefürchtetes Thier, wie der Wolf, ein seinem Wirken ganz widersprechendes Symbol abgeben konnte. Es findet sich aber ein Analogon in dem Kraut „Teufelsbiß“ (*morsus diaboli*), wie eine Art der *scabiosa* heißt. Diesen Namen führt es nicht nur in Deutschland, sondern auch in Dänemark (*diävels bid*), England (*devils bit*) und selbst bei den Slawen (böhm. *certkus*, russ. *djabolskae ukuschenie*), was auf die weite Verbreitung dieser Symbolik schließen läßt. Den Namen hat dieses Kraut davon, weil die Wurzel unten stumpf, wie abgebissen ist. Oribasius weiß, daß der Teufel mit diesem Kraut solchen Unfug trieb, daß die Mutter Gottes ihm die Nacht benehmen mußte. Ergrimmt biß er die Wur-

zel unten ab, und so wächst sie noch jetzt. Wer sie bei sich trägt, dem können Teufel und böse Weiber nicht schaden. (Grimm, S. 1163). Woran also der Wolf und der Teufel gebissen, das ist vor bösen Einflüssen geschützt; der Göttin Ate, die so gern zu schaden sucht, ist damit ihr Antheil gegeben, und man ist vor dem künftigen Ausbruch ihres Raches gesichert. So erkläre ich mir die guten Wirkungen, die man von dem Berühren bössartiger Wesen erwartet. Wenn der Wolfsbiss so heilsam ist, daß ein Stück vom Wolfe ausgebissenes Fleisch zum Talisman werden konnte, so wird unstreitig ein Brunnen, aus welchem ein Wolf trinkend beobachtet wurde, ein günstiges Vorurtheil erweckt haben. Dieses ist längst im Volke vergessen, daher erfann man für die Benennung des Wolfsbrunnens in Schweinfurt folgendes Märlein:

Vor mehreren hundert Jahren trug sich in einem sehr strengen Winter zu, daß zum obern Thor zu Schweinfurt ein Wolf herein kam, der sich alsbald von einer Menge Menschen verfolgt sah. Er nahm seinen Weg in die erste beste Gasse und sprang, als er sich von allen Seiten umringt sah, aus Angst in einen Brunnen (!) Zum Gedächtniß erhielten Straße und Brunnen die Benennung Wolfsgasse und Wolfsbrunnen. Ueber letztern wurde ein Wolf in Stein gehauen aufgestellt, der noch zu sehen ist. (Weckstein fränk. Sagensch. S. 161.)

Daß die Gasse nach dem Brunnen benannt wurde; versteht sich von selbst, nur dürfte das Bild am Brunnen eher als eine Empfehlung seiner Heilkräftigkeit, seines befruchtenden Wassers — die Kinder holt ja der Storch aus dem Brunnen! — denn als Erinnerung an eines Wolfes Hineinspringen in denselben dort angebracht worden seyn. Wahrscheinlich wird jener Brunnen die Anlegung der Stadt daselbst veranlaßt haben.

Wie unzuverlässig die Schweinfurter als Ausbeuter ihrer Wahrzeichen sind, beweist das am Balkon ihres Rathhauses ausgemeißelte Schwein, da bekannt genug ist, daß Schweinfurt ursprünglich (im 9ten Jahrhundert) Svvinfurt geschrieben wurde, und seinen Namen davon hat, daß etwa zwei Jahrhunderte vor Chr. hier der Sueven (Suen) Furt über den Main gewesen. Ähnlich hat Frankfurt ursprünglich der „Franken Furt“ (über den Main, veranlaßt durch Witttekind's Verfolgung von Karls d. Gr. Heer) geheißen.

Dem Heidelberger Wolfsbrunnen soll folgende tragische Begebenheit den Namen gegeben haben:

Der Hügel bei Heidelberg, auf dem jetzt das Schloß steht, wurde sonst der „Zettenhügel“ genannt. Dort wohnte ein Weib, Namens Zetta, in einer Kapelle, von der man noch Ueberreste gesehen, als Pfalzgraf Friedrich zum Kurfürst erhoben worden war, und ein schönes Schloß (1544) baute, das der neue Hof hieß. Diese Zetta war eine berühmte Wahrsagerin, kam aber selten aus ihrer Kapelle, und gab denen, die sie befragten, die Antwort zum Fenster heraus, ohne sich sehen zu lassen. Unter andern verkündete sie in seltsamen Versen: es wäre über ihren Hügel beschlossen, daß er in künftigen Zeiten von regierenden Fürsten, welche sie mit Namen nannte, bewohnt und das Thal unter demselben mit vielem Volk besetzt werden sollte. Als Zetta einst nach dem Brunnen ging, der am Fuße des Heisberges, nahe am Dorfe Schlierbach, eine halbe Stunde von Heidelberg liegt, und trinken wollte, wurde sie von einer Wölfin, die eben Junge hatte, zerrissen, daher der Brunnen noch jetzt **Wolfsbrunnen** heißt. Nahe dabei ist unter der Erde ein gewölbter Gang, vom Volk das **Heidenloch** genannt. (Grimm D. S. Nr. 138.)

Da bekanntlich von allen Völkern die gegnerischen Nationen, mit denen sie im Streite lebten: „Riesen“

genannt wurden, an welchem Wort der Begriff des Dämonischen, nicht wie jetzt bloß der Begriff ungewöhnlicher Leibeshänge oder Stärke haftete, die deutschen Stämme Riesen: Jetten nannten, woraus die fortbildende Sprache später das Wort Heiden schuf, so wird die pfälzische Zetta, die auch Grimm (S. 486 Anm. 5) aus Eta, Eza (abb. ez, alif. et Riese) ableitet, eine der vielen weisen Frauen gewesen seyn, die in Deutschland und Gallien an weissagenden Quellen ihre Orakel erteilten. Der Name Heidenloch deutet auf eine Orakelhöhle, wie jene des Trophonius in Griechenland hin. Der Name wurde aber von der christlichen Bevölkerung gegeben, die das Hinströmen der die Zukunft zu erforschen strebenden Heiden zur weisen Frau mißbilligte, aber wegen der noch vorhandenen Mehrzahl der heidnischen Bewohner jener Gegend ihrem Aerger nur in jenem Spottnamen: „Jettenbühl,“ „Heidenloch,“ Luft machen konnten. Zweifelsöhne stand auch der Berg im ähnlichen Rufe, und wird also ursprünglich von den spottenden Christen, wegen der Zusammenkünfte der die Seherin aufsuchenden Heiden daselbst „Heidenberg“ geheißten haben. Als das Christenthum alleinherrschende Landesreligion geworden und alle an jener Stelle haftenden gehässigen Erinnerungen aus dem Gedächtnisse des Volkes verschwunden waren; erst dann mochte die an dem ehemaligen Heidenberg oder Jettenberg *) erbaute Stadt den Namen Heidelberg erhalten haben. Die Gelehrten nehmen freilich an, die Stadt sey nach den hinter den Waldungen des Gaisberges und hinter dem Schlosse wachsenden Heidelbeeren (!) geheißten worden, und begründen ihre Meinung durch den Umstand, daß

*) Auch in Hessen und Baiern gab es Jettenberge (s. Grimm l. c.)

sich auf einem alten Wappenstein eine Abbildung des Berges mit Heidelbeerstauben und zugleich eine Jungfrau befindet, welche einen Strauß von dieser Frucht in der Hand trägt, und daß ferner der Löwe auf dem ältesten Stadtsiegel mit einem Heidelbeerkranz geschmückt ist. Allein schon das Schwein, als Schweinfurter Stadtwappen, hat oben (S. 483) die Unzuverlässigkeit solcher Berufungen auf Wahrzeichen erwiesen; und daß die Badenser die Herleitung der Namen ihrer Städte sich leicht zu machen verstehen, davon gibt ihre Erklärung von „Mannheim“ den Beweis. Es soll ihrer Angabe zufolge ein Mannus, König der Deutschen, diese Stadt in vorchristlicher Zeit erbaut haben. Aber aus Hegewalds Schrift „Mannheims röm. Vorz.“ wird man belehrt, daß der Ort noch im Jahr 764 Mannenheim geheißen hatte, nach dem „Mann im Hain,“ d. h. dem Schutzegeist des Waldes, der Platz war also geheiligt als naturwüchsigter Nationaltempel, als Ödterhain.

Daß die Sage nicht einen Wolf, sondern eine Wölfin mit Jungen als Ursache von Jetta's Tod am Wolfsbrunnen anführt, ist gewiß kein müßiger Zusatz. Man wird hier an die den Romulus und Remus unter der Ficus ruminalis säugenden Wölfin erinnert, an welchem Platz später Rom erbaut wurde; an die Gründung der Stadt Alba, wo eine Sau ihre Jungen warf; an die Gründung von Bremen, wo man — worauf das Stadtwappen anspielt — eine Henne mit ihren Küchlein angetroffen hatte u. dergl. m. Sollte die weiße Frau wirklich von einem Wolfe zerrissen worden seyn, so dürfte man ihre Ueberreste als Wolfsbisse (siehe S. 48) zu talismanischem Zwecke für die Erhaltung der hier zu erbauenden Stadt aufbewahrt haben; vielleicht

in diesem Heidenloche; und das starke Hinströmen der gläubigen Menge zu den Reliquien der Seherin möchte wohl zuerst die Gründung einer Stadt hier veranlaßt haben, wodurch zugleich begreiflich würde, warum das Andenken an die Seherin Jetta und ihren Tod am Wolfsbrunnen mit der Urgeschichte von Heidelberg in so enge Verbindung gebracht wurde.

Wie den Wolfsbrunnen, wird man auch den Fuchsbrunnen gleiche Heilkräfte zugeschrieben haben. Das Durchtreiben von Füchsen durch die Saaten, um den Brand des Getraides zu verhüten (Ov. Fast. 4, 681 — 705, vergl. Nicht. 15, 5), läßt voraussetzen, daß der Fuchs nicht bloß als Talisman der Felder, sondern auch der Heerden gedient haben wird. Des Wolfes talismanische Beziehung zu den Lektorn beweißt die Feier der römischen Lupercalien. Wolf und Fuchs sind häufig mit einander verwechselt worden*). Somit wäre Reinhartsbrunn nur eine Uebersetzung von Wolfsbrunn, und die nachstehende Sage — eben nur eine Sage und keine Geschichte:

Als Ludwig, Landgraf von Thüringen, nach Rom zog und vom Papste Buße empfangen hatte für seine und seines Weibes Sünde**), war ihm aufgelegt worden: der

*) Für unsern Zweck ist nicht überflüssig, hier daran zu erinnern, daß wie lupa nicht bloß Wölfin, sondern auch Duhlin bedeutet (daher lupanar und Aphrodite *λυκαινα*), ebenso *βουσαργ* Fuchs und Duhlin; und *volupes* (wohlthätig) stammt v. *αλωπηξ*, *vulpes* (Fuchs = Walf, Wolf).

**) Ludwig stand nämlich im Verdachte, einen Nebenbuhler im Walde erschlagen zu haben, wenn man nämlich einem thüringischen Volksliede, das jedoch nicht über das 14. Jahrhundert hinaufreicht, glauben darf, denn ein gleichzeitiger im 11. Jahrhundert lebender Chronist, ein Mönch des vom Ermordeten gestifteten Klosters Gospehl, läßt den Pfalzgrafen auf seinem Waldgehege von fremden Wildschützen erschlagen werden.

Best zu entsagen und ein Kloster zu bauen. Obnfern der Schauenburg wohnte in einem Thale an einem stark strömenden Born ein Töpfer Namens Reinhard (Fuchs.) Dieser nahm nicht ohne stillen Graus allnächtlich unfern seiner Hütte zwei flackernde Lichter von wunderbarer Farbe inmitten des Thales wahr. Der heimgekehrte Graf sah in dieser ihm mitgetheilten übernatürlichen Erscheinung ein Zeichen des Himmels, daß der von ihm gelobte Klosterbau an dieser Stelle stehen sollte, und rasch gipfelte seine reumüth'ge Begeisterung die Thürme der Abtei empor, die den Namen des Töpfers und des Brunnens erhielt. (Grimm D. S. Nr. 549.)

Urkundlich gründete aber schon Ludwigs Vater „der Bärtige“ ein Dörfchen Reinhardsbrunnen — muthmaßlich nach dem hier befindlichen im Rufe stehenden Fuchsborn — an der Stelle, wo später das Kloster gebaut wurde. Folglich wird auch der Fuchs, welcher dem Brunnen den Namen gab, kein Töpfer gewesen seyn; man müßte etwa dabei sich erinnert haben, daß der Leib des Menschen ein Erdenkloß, aus Lehm, folglich der Bildner desselben — oder doch die Ursache das Wasser des Quells — ein Töpfer. Die beiden leuchtenden Lichter ließen sich auf die Schönheit des einsamen Thales und die Nähe der Schauenburg beziehen, allein

Der Gattin Sünde war aber das vorgebliche Einverständnis mit ihrem Verführer gewesen. Die Erinnerung an den Tod des Pfalzgrafen trat wie ein drohendes Gespenst vor Ludwig und Adelheid, die sich als die Veranlassung jenes Nordes betrachtete. Als nun, erzählt die Chronik weiter, Ludwig an einem Charfreitag seinen Tisch mit Fleischspeisen besetzt gefunden, habe die, ob solcher Sünde zur Rede gestellte Hausfrau ihm erwidert: Wir haben noch größere Sünde begangen und nicht bereut. So lange diese nicht gesühnt ist, mögen wir auch Fleisch am Charfreitag essen, wir werden es dadurch nicht schlimmer machen. Der Graf, heftig erschrocken, beschloß nun, persönlich in Rom für sich und seine Frau Absolution zu erbitten. Die vom Papste Stephan auferlegte Sühne bestand darin, daß nicht nur Ludwig ein Kloster baue, sondern auch Adelheid ein gleiches Werk stifte.

in der Nacht leuchten solche Lichter nicht, und so wäre man zu der Voraussetzung gezwungen, daß der Brunnen des „Schauens“ (Beer Roi 1. Mos. 16, 14), welcher den Hebräer veranlaßte, Quell und Auge mit Einem Worte (gain, wovon γέω, gigno) zu bezeichnen, die Etymologen fons (Quell) v. *galwa* (leuchten) herzuleiten: zeugen, säen für: zeigen, sehen lassen) zu sagen; also der Quell der Erkenntniß — wie es ja auch einen Baum der Erkenntniß mit befruchtenden Liebesäpfeln im Paradiese gab — auch eine in Deutschland gekannte Hieroglyphe gewesen sey. Ludwig ist demnach ebenso wenig mit dem Löpfer und dem Brunnen in Verbindung gekommen, als er den Sprung aus dem Fenster des Schlosses Sibichenslein in die Saale jemals unternommen hat. Kein gleichzeitiger Chronist weiß etwas von dem tollkühnen Sprung. Sein Prädikat: „der Springer“ verdankt er lediglich der Unwissenheit Chronikenschreibender Mönche. Ludwig, wie sein Vater, werden salische Grafen genannt, weil ihr Geschlecht den salischen Franken entflammte. Ein späterer Chronist, dem die specielle Bedeutung des Wortes *Salus* unbekannt war, griff nach der generellen desselben und machte daraus den „Springer.“ War einmal das Wort in dieser Bedeutung erfaßt, so fand sich die Sage von selbst dazu. Dann nannte man ihn weiter fortgehend „saltator,“ was eigentlich nicht einen Springer, sondern einen Länger bedeutet. Der erste Chronist, welcher Ludwigs *salto mortale* erzählte, ist der sogenannte „Erfurter Mönch,“ der 350 Jahre später als Ludwig lebte. Eine so wunderbare Begebenheit wäre den gleichzeitigen Geschichtschreibern, die noch dazu in Ludwigs Nähe lebten und persönlich mit ihm in Be-

rührung kamen, gewiß erwünscht gewesen und ihnen auf keinen Fall entgangen.

Nach dieser kleinen Abschweifung vom mir gesteckten Ziele knüpfte ich den abgerissenen Faden meiner Beweisführungen für die Identität der Begriffe „weben“ und „schöpfen“ oder „Spindel“ und „Brunnen“ wieder an. Es stimmen nämlich viele Volksfagen darin überein, daß sie Seejungfern Spinnstuben besuchen lassen, die sich aber jedesmal pünktlich um Mitternacht entfernen. Ein Schulmeistersohn, der sich in dieser Gesellschaft sehr wohl fühlte und den Zeiger der Uhr absichtlich verrückte, damit die geisterhaften Wesen noch eine Stunde länger bleiben möchten, mußte es am folgenden Tage mit dem Tode büßen. Von wem die Ursache desselben ausgegangen, konnte nicht zweifelhaft bleiben, da gleichzeitig auf der Oberfläche des benachbarten Flusses drei Blutflecken sichtbar waren. (Grimm, D. S. Nr. 306.)

Der sogenannte Hollenzopf oder Wichtelzopf, der Alpzopf oder Trutenzopf, Weichselzopf, so genannt nach Frau Holle, der häßlichen, langnasigen, großzahnigen Alten, mit struppigem, engverworrenem Haare, die das Sprichwort veranlaßte: „Er ist mit der Holle gefahren,“ um einen Mann zu bezeichnen, dessen Haar sich unordentlich wirrt und sträubt, wahrscheinlicher aber, weil sie Haar oder Flachs verwirrt, wenn er zur Dreikönigsnacht — oder Fastnacht, wenn sie heimkehrt — nicht abgesponnen ist; der Hollenzopf, in Niedersachsen Elflatte (Brem. Wtb. I. S. 302), in Dänemark Marelok, in England elflocks genannt^{*)}, hat Beziehung auf das Verfilzen des Flaches, denn ein Mädchen, das der Holle ihre ein Jahr lang nicht gekämmten

*) Das Zeitwort *elf* bedeutet bei Shakespeare (*Leur II, 3.*) die Haare verfilzen.

Haare auskämmt, kämmt aus ihren Locken Perlen und Edelsteine (Kinderm. III., 44). Dieß bedeutet doch nichts anders, als: Flachsbau bringt Segen, oder da von Haaren die Rede ist, welche das ganze Jahr nicht gekämmt wurden, so möchte das Kämmen Leibessegens zur Folge haben, also hier jenen Sinn beherbergen, der die Griechen veranlaßt hatte, den Kamm der Liebesgöttin zu weihen, weil dieser Kamm bei zu häufigem Gebrauch dem Mann alle Haare aus dem Kopfe kämmt*). Davon wußte die Sprache, indem sie „kämmen“ (πέχω) und „sündigen“ (pecco, i. e. pro-pago fortpflanzen) mit Einem Worte bezeichnete, so daß pecten (Kamm) und peccatum (Sünde) aus Einer Wurzel abstammen. Der Spötter Juvenal zielt (6, 370) darauf hin. Daher spielte die κτεῖς (der Kamm, wörtl. Spalte v. κτείνω) in den von den Matronen gefeierten Thesmophorien eine so wichtige Rolle.

Um wieder auf besagten Zopf der Frau Hölle zurückzukommen, so muß ich hier nachträglich bemerken, daß der Graf von Henneberg ihn in sein Wappen aufgenommen hat. Als Beweggrund erzählt man folgende Sage:

Einst spielten zwei Grafen von Henneberg mit einander Regal; sie veruneinigten sich mit einander, und zwar so heftig, daß der eine Bruder den andern erschlug und

*) Der Kirchenvater Clemens Alexandrinus sagt es klar und deutlich, daß der Kamm die Mutterstube bedeute κτεῖς γυναικεῖος ὅς ἐστιν ἐυφημος καὶ μυστικῶς εἰπεῖν, μοριον γυναικεῖον Protr. pag. 14.) Im Pallast degli Uffici zu Florenz, welchen Cosmo I. erbaute, besüßet sich eine Venus, die, mit einem Kamm bewaffnet, auf Amors Haupt Läufe sucht. Dabin führt das Mißverständniß und die Unkenntniß der Bildersprache der Alten!

darauf das Weite suchte. Ein Fuhrmann, zu dem der Flüchtige sich unterwegs gesellte, barg ihn auf seinem Karren und nahm ihn mit nach Frankfurt. In dieser großen Handelsstadt lernte der junge Graf einen Kaufmann aus Moskau kennen und folgte diesem in seine ferne Heimath. Der Kaufmann hatte eine schöne Tochter, in diese verliebte sich der Graf und versprach ihr die Ehe, sobald er in sein Vaterland werde zurückkehren dürfen. Die Zeit kam auch wirklich herbei, denn die Kunde gelangte bis nach Moskau, daß der Graf nichts mehr daheim zu fürchten habe, weil sein Vater gestorben und er alleiniger Erbe des Henneberg-Schleusinger Landes sey. So zog der Graf von dannen, ward aber durch seine Verwandtschaft daheim gezwungen, eine standesmäßige Verbindung einzugehen. Da die Kaufmannstochter in Moskau ohne Nachricht geblieben war, so machte sie sich mit vielen Schätzen auf, und kam in des Grafen Heimath. Ueberall hörte sie festliches Glockengeläute und ersah auf Befragen, daß ihr Verlobter heute Hochzeit mache. Vor Schmerz riß sich die Betrogene ihren schönen Zopf aus, und ging, — sie, die zweifelsobne als Russin einer andern Kirche angehörte! — ins Kloster nach Troststadt. Von ihrem Gelde ließ sie Brücken bauen (vergl. S. 273) und begabte zwei Klöster. Nachher hat der Graf seine Reue dadurch bewiesen, daß er ihren Zopf als Helmzier seinem Wappen einverleibte. (Bechstein fränk. Sagensch. S. 266. *)

Ich will die Glaubwürdigkeit dieser Erzählung auf sich beruben lassen, obschon ich geneigt wäre, im Henneberg'schen Zopf einen Talisman zur Fortdauer jenes gräßl. Geschlechtes zu erkennen, und zwar aus nachstehend angeführtem Grunde.

Ein armer Schäfer, der am nächstfolgenden Tage ausgefändet werden sollte, weidete an den Ruinen einer

*) In Bechsteins thüring. Sagensch. III. S. 230 ff. sind noch zwei andere Zopfsagen aufgenommen.

Burg, da sah er im Sonnenschein an der Schloßthüre eine weiße Jungfrau sitzen. Sie hatte ein weißes Tuch ausgebreitet, darauf lagen Knoten, die sollten in der Sonne aufklinken. Er nahm sie in die Hand, besah sie und legte sie wieder hin. Es waren ihm ein Paar Knoten in die Schuhe gefallen, die drückten ihn auf dem Heimweg, da setzte er sich, zog den Schuh ab und wollte sie herauschütteln. Als er hineingriff, fielen ihm sechs Goldkörner in die Hand. Er wollte zur Burg zurück, die Jungfrau war aber mit den Knoten verschwunden, doch konnte er sich schuldenfrei machen und seinen Hausbalt wieder einrichten. (Grimm D. S. Nr. 10.)

Mit diesen in Goldkörner sich verwandelnden Flachsknoten im Schuh vergleiche man nun nicht bloß die obenerwähnte Sitte, für das Hoß, des den Ackerbau beschützenden Odin oder Wuotan Haferskörner in einen Schuh zu legen, sondern auch den in der Altmark herrschenden Brauch, daß die zur Trauung gehende Braut in ihre Schuhe einige Getreidekörner legt, weil dieß die Fruchtbarkeit des Feldes bewirken soll. (Lemme, Sagen der Altm. S. 74). Was aber hat die Braut und ihre Trauung mit dem Erndtesegen für einen Zusammenhang? Nur Leibesseggen kann hier gemeint seyn, daß Saatkorn ist der Menschenkeim, die Schuhe mahnen an die von der „Hülle“ aufbewahrten Schuhe der Frigg oder Freia, die wir oben für das Sinnbild des Weibes erkannt haben. Mitbin ist es deutlich genug, daß der Flachß der Frau Hölle nicht bloß auf den Flachßbau und die Fruchtbarkeit des Erdenschooßes, sondern auch des Mutterschooßes Bezug habe.

Aber um nicht in Hypothesen mich zu vertiefen, will ich vom Henneberg'schen Jopf zu dem Goldjopf des Gottes Heimdalt übergehen, weil dieser uns nicht nur

die vorige, sondern auch die nächstfolgende Sage klar machen soll. Ich erinnere zuvörderst daran, daß die Nachtgöttin Nött ein Ross reitet, welches, weil von seinen Mähnen Thau trieft, Grimfari heißt. Da nun Heimdalr der Mondgott ist, so wird Jedermann leicht errathen, warum sein Pferd Solbjöf (Sullentopp) genannt wird; denn wie der Regen — man denke hier an der Danae Befruchtung durch Zeus, der das Brädicat: Ackerbauer (*γεωργος*) führt — ist auch der Thau wahres Gold. Frau Holle, als Nachtgöttin, ist folglich auch Thauspenderin, der Thau befruchtet, indem er befeuchtet. So hätten wir die vielen Märchen und Sagen von Mädchen, die am Brunnen spinnen und deren Rocken in den Brunnen fällt (Kinderm. II. Nr. 24. III. S. 42. Reynizsch, über Truten S. 128 — 131. Raubert, Volksf. I. S. 136 — 170 u. a. m.), nicht erst zu deuten nöthig, und setzen nur die folgende ihrer besondern Wichtigkeit wegen hierher:

In Salzwedel erzählt man sich folgende Begebenheit, die sich in einem Dorfe der Umgegend zugetragen haben soll. Dort lebte eine arme Wittwe mit ihrer einzigen Tochter, Namens Marie. Die Mutter konnte wegen Kränklichkeit nicht mehr arbeiten. Das schadete aber nicht, ihre Tochter war die beste Spinnerin, sie konnte täglich drei Stück Garn spinnen, und ihr Faden war doch der feinste. Dadurch ernährte sie sich und ihre Mutter. Sie hatte aber einen großen Fehler, sie war vergnügungsfüchtig; bei jedem Spektakel, bei jedem Tanze mußte sie zugegen seyn. Alle Ermahnungen fruchteten nichts. Besonders im Spätherbst und im Winter ging die Lust des Mädchens los, wenn das junge Volk im Dorfe zum Spinnen zusammentam. Es wurde mehr getollt als gesponnen. Anstatt zur bestimmten Zeit auseinander zu gehen, wurde es immer später, und Marie kam immer die Letzte zu Hause an. Am Martientag, als Marie wie-

der in die Spinngeſellſchaft ging, ſagte die Mutter: verſprich mir nur heute, daß du vor Mitternacht zu Hauſe eintrittſt. Heute iſt unſerer lieben Frauen Tag, und wenn da die Kinder ungehorsam gegen ihre Eltern ſind, werden ſie ſogleich beſtraft. Marie gelobte: ſie wolle gewiß nicht wieder ſpielen, ſo wahr der Mond am Himmel ſtehe. Mit dieſem Verſprechen nahm ſie ihr Rad und ging. Sie hatte aber kaum eine Stunde geſponnen, als draußen Geſang und Muſik laut wurde und die jungen Burſche des Dorfes ankamen. Sie hatten Spielleute geholt, die Spinnräder wurden auf die Seite geworfen, Alles tanzte und ſprang. Marie wollte zwar Anfangs nicht mittanzen, aber die Muſik und die Bitten der Burſche drangen tiefer in ihr Herz als das Verſprechen, das ſie ihrer Mutter gegeben. Es war ſchon lange Mitternacht vorüber, als man ſich endlich zum Auseinandergehen anſchickte. Die Muſik mußte ſie aber noch auf die Straße begleiten, und als ſie an dem Kirchhofe vorbeikamen und deſſen Thüre offen fanden, da ergriffen die Burſche die Mädchen und zogen ſie auf den Kirchhof, wo das Tanzen von Neuem loſging. Marie hatte ihr Verſprechen ganz vergeſſen und ſprang luſtig mit im hellen Mondſchein. Ihre Mutter ſaß unterdeß unruhig in ihrem Stübchen und wartete mit Schmerzen auf die Tochter. Da hörte ſie plötzlich aus der Ferne das Schreien und Lärmen auf dem Kirchhof. Sie konnte ſich nicht mehr halten, ſie folgte dem Lärm. So kam ſie auf den Kirchhof, wo ſie ihre Tochter mitten unter den Springenden ſah. Der Anblick zernahm ihr das Herz. Sie befahl ihr, ſofort mit ihr nach Hauſe zu gehen. Das Mädchen aber erwiderte ihr: „Ei Mutter, der Mond ſcheint noch ſo helle! Geh' du nur, ich komme bald.“ Da ſah die alte Frau in den Mond und verſuchte ihre Tochter. „Ich wollte, ſagte ſie, das ungerathene Kind ſäße im Monde und müßte da oben ſpinnen!“ Die Worte hatte ſie kaum geſprochen, da war die Marie aus den Reihen der Tanzenden verſchwunden und man ſah ſie, mit ihrem Rade in der Hand, raſch wie einen Blitz dem Monde zufliegen. Im Monde ſitzt ſie noch und ſpinnet; wenn er ganz hell ſcheint

kann man sie deutlich spinnen sehen. Sie spinnt feine und zarte Fäden, die fallen zur Herbstzeit auf die Erde herunter; der Wind jagt und zerreißt sie dann und treibt sie auf Felsen und Bäume. Die Leute nennen sie Mariensädchen. (Lemme Volksf. d. Altmark Nr. 49. nach den Akten des Altmark. Vereins f. Geschichte.)

Dieses Märchen bedarf keines Commentars, es commentirt sich selbst. Nur daran muß erinnert werden, daß der Erzähler die tanzlustige Spinnerin absichtlich Marie nannte, um die Mariensädchen zu erklären. Dachte er vielleicht auch an das Gestirn Marirock? (Marienrocken = Frigg's Rocken?) oder an die Himmelfahrt Mariä, weil eben in der diesem Festtag folgenden Nacht auch seine Spinnerin ihre, obwohl unfreiwillige, Auffahrt hielt? Dann wäre erlaubt, den Tanz auf dem Kirchhof als den Tanz oder Umkreis der Gestirne am Horizont zu deuten. Oder sind hier die Seelen der Todten, welche als Sterne an den Himmel versetzt werden (Grimm S. 790), gemeint? Ich erinnere hier zugleich an das nächtliche Tanzen der Elfen (vergl. S. 161) auf Kirchhöfen. Daß Maria schon frühzeitig von einigen Gliedern der orientalischen Kirche mit der Mondgöttin oder „Himmelskönigin“ verwechselt wurde, beweisen die von der Secte der Philomaxioniten oder Kollyridianer (von *κολυρίς* Kuchen) ihr nach dem Beispiel der Syrer (Jer. 7, 18) dargebrachten Mondkuchen, mittelst deren die Göttin bewogen werden sollte, den Frauen Leibesfegen zu spenden, daher auch nur Frauen diese Kladen, welchen wahrscheinlich auch, wie auf den Fischbröckchen, die Figur des weiblichen Gliedes aufgedrückt war^{*)}.

*) *ποπανα πολυμοφαλα*. Clem. Al. Protr. p. 14 Die Böhemer und Polen haben für Weib und Kuchen Ein Wort: *baba*.

darbrachten. Eine diesem Mondkuchen*) ähnliche Bestimmung werden ursprünglich wohl auch Frau Berchta's Kibse, der süße Brei der weißen Frau von Neubaus, und die in der Mitternachtsnacht der Freia gebackenen Kuchen mit des Übers Bild, endlich auch die Butterzöpfe der Christnacht, in welcher Hölle ihren Umgang hält, gehabt haben.

Daß der der Mondgöttin dargebrachte Kuchen (libum), wie der bei keiner Vermählungsfeier vermißte Hochzeitkuchen auf die Küchlein (liberi) anspielen soll, welche sich die Brutheime wünscht, ist klar; weniger deutlich wäre aber seine Beziehung zum Monde, wenn man nicht an den Thau, als den Vermittler zwischen dem Monde und der Erde, dächte, deren Fruchtbarkeit allein es möglich macht, den Dank dafür in Kuchenform darzubringen. Auch hier wurde das Saatkorn ein Symbol des thierischen Keims, und das Gedeihen der Familie und der Heerden wurde, wie der Grundsegen, auf den Mond zurückgeführt.

Daß man eine starke Vegetation vorzugsweise dem Monde, d. h. dem von ihm ausgehenden Thau, verdanke, sagt uns folgendes Märchen:

Zu Monde steht ein Mann, der hat einen Kohlstrauch in der Hand. Dieser wollte gern am Christabend (in jener der Freia = Hölle geweihten Nacht) Kohl essen; und weil es nun das ganze Jahr über Glück bringt, stahl er ihn, obgleich es Gott ausdrücklich verboten hatte. Zur Strafe dafür ward er nach seinem Tode in die Sonne gesetzt. Da war es aber gar zu heiß, so daß er es nicht aushalten konnte. Darum bat er den lieben Gott: er möge ihn von da fortnehmen. Das geschah auch, und,

*) So konnten sie schon deshalb heißen, weil sie bei einigen Völkern mondförmig waren (Grenzer II. S. 139.).

wann kam er in den Mond, wo ihr ihn beim Vollmond noch mit seinem Kohlstrauch in der Hand sehen könnt. (Luhn Märk. Sag. Nr. 130.)

Auf Silt in Ditmarschen erzählt man: Der Mann im Monde sey ein Schafdieb gewesen, der mit einem Kohlbüschel fremde Schafe an sich gelockt^{*)}, bis er zur ewigen Barmung für Andere in den Mond versetzt worden sey, wo er noch immer seinen Kohlbüschel in der Hand hält. (Müllenhof Nr. 583.)

Da die Hellenen für Ruchen (*λαγρον*) und Kohl (*λαχανον*) ein Wort haben, Beide von derselben Wurzel (*λαγρος*, geil) stammen, ebenso ein Kohlstengel (*καυλος*) ihnen zugleich den Priap bedeutete, dessen Bildniß die Römer in Kohlgärten setzten^{**}), so steht man klar, daß alle diese Bilder auf die vom Mond ausgehende Fruchtbarkeit anspielen.

Nur zur Nachtzeit konnte Actäon Dianen im Bade überrascht haben. Daß sie sich aber nur in Thau gebadet, beweist die Wirkung der auf ihren Liebhaber gesprengten Tropfen. Er wurde in einen Hirsch verwandelt. Dieses Thier, das feuchte Orte aufsucht (Wf. 42, 2), ist darum ein Symbol des Thau's. Die Odys

*) Der Sinn ergibt sich aus folgender von Luhn (in Haupt's Ztsch. f. d. Alt.) gegebener Notiz: „Im Osten der Mittelmark bei Fürstenthal und in Wendisch-Buchholz sagt man, wenn in den Zwölften der Flaß nicht abgesponnen, so komme die Murawe und besuble ihn, wer in den Zwölften spinnt, dessen Schafen bringt sie die Drehkrankheit.“ Murawe ist die slawische Todesgöttin Morana oder Morjana, die wir in der nächstfolgenden Zeile kennen lernen werden. Sie also die weiße Frau und wilde Bertha, Frigg mit dem Roden — Friggs Roden ist das Gefirn, welches in Orions Gürtel sich befindet, und auch die „drei Könige“ heißt, Orion ist bekanntlich den Griechen der „wilde Jäger“ — die den Lebensfaden abschneidende Parze, daher muß in den Zwölften, wo das Jahr stirbt, die kürzesten Tage sind, der Flaß abgesponnen seyn.

**) Camis (Kohl) hat bei Celsus ebenfalls priapäische Bedeutung.

läßt vom Geweih des Hirschbes Giltyrnit Ithau herabtriefen. In Athen, wo das Pandrosium (Ἰδοσσος Ithau) stand, wo die Ithaugöttin Herse verehrt ward, dort war der Hirsch auch der Stadtbeschützerin Athene Symbol. (Creuzer II. S. 731.) Ellops, im Namen der Hirsch, der Enkel der Ithau Nymphe Herse, war ein Sohn desselben Lithon, den die Morgenröthe (Eos) entführt hatte (denn die ersten Strahlen der Morgensonne lecken den Ithau weg). Eine Hindin (Hirschkuh) der Morgenröthe kennt auch der Psalmist (22, 1). Das Verhältniß des Hirschbes Actäon zur Mondgöttin Diana erklärt auch ihre Vorliebe für ihre Priesterin Iphigenie, an deren Stelle eine Hirschkuh geopfert wurde. Nicht die Jägerin Diana hatte Actäon geliebt, sondern die Mondgöttin, darum kommt auf Münzen (Vailant Num. Imp. p. 277) der Hirsch auch neben der Juno vor, die keine Jägerin, wohl aber Mondgöttin war, die an jedem Neumond, wie Frau Gertha im Jungbrunnen Partbenion habend, wieder Jungfrau wird. Der Mondgöttin Iphis hielt der Cultus heilige Hirschkuhe (Aelian. X, 23). Die befruchtenden Gangaströme waren aus dem Ithau entstanden, der sich an der indischen Mondgöttin Siger gelegt hatte, als sie mit diesen die Augen Schiva's, ihres Gemahls, des verzehrenden Sonnenfeuers, bedeckt hatte, denn nur Nachts entsteht der Ithau. Ganga wird bekanntlich mit dem Halbmond auf dem Kopfe abgebildet. Diese Beziehung des Hirschbes, dessen Name schon an den Ithau erinnert*), zum Wasser, läßt auch das Vorkommen sei-

*) Hirsch und Ithau bezeichnet der Hellene durch das Eine Wort ἰδοσσός; auch hieß er ἰδοσσός nach dem glitzernden (δέφρω) Ithau, außerdem πρῶς, wie der Ithau πρῶς.

weß Bildes an Lauffbecken der alten Kirchen, und die vielen in Legenden den Heiligen erscheinenden Hirsche mit Crucifixen zwischen den Geweißen, begreiflich finden. Aber auch die deutsche Sage erzählt von der Sehnsucht des Hirsches nach der Quelle:

Vor langer Zeit war die Gegend, wo jetzt der dritte Stadttheil von Schleswig, der Friedrichsberg liegt, mit Gestrüpp und Holz dicht bewachsen. Einige Hirten und Jäger sammelten sich jedoch nach und nach um eine Quelle, und es entstand ein Dorf. Eines Tages aber versiegte die Quelle. Die armen Leute standen nun rathlos da, denn weit und breit war sie die einzige gewesen. Da ging ein Jäger Nachts in den Wald, um, er wußte nicht wie, Abhilfe zu schaffen. Nach langem Suchen sah er ganz nahe plötzlich einen weißen Hirsch mit goldenem Geweih. Schon legt er an, als Mitleid ihn beschleicht, er die Büchse absetzt und nach Hause geht. Am andern Morgen fand man das goldene Geweih bei der Quelle. Den Hirsch aber hat Niemand gesehen. Jetzt konnte man den stattlichsten Brunnen bauen, der noch jetzt Hirschhornbrunnen heißt, der das schönste Wasser in Friedrichsberg gibt, das vor Zeiten auch heilkräftig war. (Müllenhof, Schleswig st. Nr. 122.)

Das goldene Geweih sollte unstreitig den hohen Werth des glitzernden Thau's bezeichnen, rücksichtlich seines Ein-

Derse (Ἐρση), die Thaugöttin, erinnert im Namen an den in der Gestalt dem Thau ähnlichen Hirse (engl. hirse, schwed. hera), und dieser wieder an den Hirsch. Aber eben weil der Thau ein Geschenk der Mondgöttin, darum hieß Aphrodite: die Hirschfrau (Κερχοεις), und weil der Thau das Raß, darum war „Hirse“ (Κερχοεύς) ein Sohn Neptuns (Diod IV, 74.), und eines andern Hirschmanns (Κερχοίας). Mutter war in eine Quelle verwandelt worden. (Pans. Cor. II, 3.) Hier drängt sich von selbst die Frage auf, ob nicht die sächsische Sitte, in den Zwölften Hirse zu essen, sich auf das ehemalige Baden der Frau Pertha oder Hells um jene Zeit beziehe?

fließt auf die Fruchtbarkeit, denn in welchem andern Sinne hieß die aus dem Wasser entstandene Liebesgöttin die „Vielgoldene“? (*Αφροδιτη πολύχρυσος* bei Hesiod). Man denke hier daran, daß eben am Feste dieser Göttin der reiche Crösus (im Namen der Goldene *Κροισος = χρυσος*) geboren ward, und daß Midas, dem Amrisen schon in die Wiege Getraidkörner brachten, Alles, was er berührte, in Gold verwandelte.

Das Bad der Diana bedeutete also — ich wiederhole es — wie das Bad der Hērtha und Juno, das Baden der Himmelskönigin im Thau. Dieß geschieht zwar allnächtlich, aber seine eigentliche Bedeutung erhält dieses Bad im eintretenden Frühling oder auch in der Christnacht, wo die Grenzscheide der alten und neuen Zeit sich befindet, und wo der Landmann nach Zeichen umblickt, die ihm die Witterung des künftigen Jahres deuten sollen. In Gamburg und der Umgegend glaubt man, daß während der Christmette die Aepfelbäume blühen, abblühen und Früchte tragen (Schneiler, Bad. Sag. II. S. 634).

Von der Frau Holle (richtiger Holde), die nordische Huldra, unter welchem Namen nach den von Grimm gesteckten Grenzen ihres Gebietes, die Naturgöttin in Hessen, Thüringen und im Voigtlande am bekanntesten war — denn Schwaben, die Schweiz, Baiern, Oestreich (? wie wäre dann die Stadt Hollabrunn zu deuten, die an den Hessischen Hollenteich erinnert?), Nordachsen und Friesland kennen sie nicht — heißt es, daß sie auf dem nach ihr genannten Hollenteich, auf dem Meißner Berge, vier Stunden von Cassel, sich zuweilen als schöne weiße Frau zeige, daß sie in dem benachbarten Hollenbad bade. Weiber, die in ihren Brunnen steigen, werden frucht-

har *), wie Barth (Altd. Rel. I. S. 125), jedoch ohne Quellenangabe, versichert.

Aus Holla's Brunnen**) kommen die Kinder.

Auf dem Fabermarkte in Flensburg steht ein alter steinerner Brunnen, der die Grönnnerkeel heißt. Sein klares reiches Wasser fällt aus vier Hähnen in ein weites Becken und versorgt einen großen Theil der Stadt. Die Flensburger halten diesen Brunnen sehr in Ehren, denn in dieser Stadt bringt nicht der Storch die kleinen Kinder, sondern sie werden aus diesem Brunnen aufgefischt. Dann erkälten sich die Frauen dabei, und darum müssen sie das Bett hüten. (Müllenhof Nr. 124.)

Auf der Straße von Schweinsfurt nach Königshofen steht das Lindenbrunnlein, aus ihm schöpfen die Ammenfräulein in silbernen Eimern die kleinen Kinder, und seine Fluth ist nicht Wasser, sondern Milch. Wenn die Kleinen zu diesem „Kindsbrunnen“ kommen, so sehen sie durch das Loch des Mühlsteins hinab auf sein stilles Wasser, das ihnen das eigene Bild zurückspiegelt und glauben dann ein Brüderchen oder Schwesterchen erblickt zu haben, das ihnen recht ähnlich sieht. (Beckstein fränk. Sagensch. S. 174.)***)

*) Dieser Glaube findet sich bei allen Völkern und zu allen Zeiten vor. Die indische Göttin Parvati war im Bade ohne vorheriges Huthun eines Mannes fruchtbar geworden, und hatte den Ganesa geboren, auf gleiche Weise war der chinesische Ho, waren Buddha, Jorvaster (Jerduscht) u. entstanden. Die Mütter dieser Männer verdankten sämmtlich dem Bade, daß ihre Unfruchtbarkeit von ihnen genommen wurde.

**) Die ältere Form v. Brunnen, Born, mahnt, wie das nord. björn, an ge: bären, Barmutter. Ebenso kommt $\varphi\rho\epsilon\omega\rho$ (Brunnen) v. $\varphi\rho\epsilon\omega = \varphi\epsilon\rho\omega$, fero, Frucht tragen, $\kappa\rho\iota\eta\eta$ (Quell) v. $\kappa\rho\alpha\omega$, creo, schaffen, erschaffen.

***) Noch steht man auf dem Rammelsberg bei Goslar einen „Kinderbrunnen“ angeblich von den Zwillingssknaben so genannt, mit welcher eine Frau an demselben niedergekommen war. Auf diesem Brunnen stehen zum Andenken an jene Begebenheit zwei in Stein gehauene Kinder. (Grimm D. S. II. S. 165.)

Daß der Storch die Kinder aus dem Brunnen hole, ist vielleicht mit der Zärtlichkeit dieses Vogels für seine Jungen zu erklären, daher auf Bildwerken der Inder (bei R. Müller Gl. W. u. Kunst d. Hindu Tab III. Fig. 103) die Erdbgöttin, als Nährmutter aller Wesen, den Storch auf der Hand trägt. Noch jetzt sieht man es gern, wenn dieser Vogel auf kirchlichen Gebäuden, Rathhäusern u. sein Nest baut, denn man betrachtet ihn als lebendes Wahrzeichen des Fortbestands des Ortes.

Holde wandelt sich aber auch in die Unholde um. Nicht nur bringt sie die Kinder aus dem Brunnen, sie zieht sie auch in ihren Leich; sie lockt — wer kennt nicht Hulda, das Donauweibchen? — manchen schmuckden Ritter zu sich in ihr feuchtes Bett. Als Wolfsdietrich Nachts im Walde an einem Feuer saß, nahete sich die raube Elfe (Elfe?) und entführte den Helden in ihr Land. Sie war eine Königin. Im Jungbrunnen habend, legte sie ihr rauhes Gewand ab und hieß dann Frau Sigeminne, „die schönste über alle Lande.“ Vergleicht man damit, was die Schweden von ihrem Heilbrunnen erzählen, deren Kraft sie weißen Schlagen (Hygieen) zuschreiben, welche von schönen, am Ufer sitzenden Jungfrauen — was aber nur alle hundert Jahre einmal gesehen werden kann — den Besuchern der Quelle gezeigt werden (Grimm, S. 554 Anm.), so wäre der Ursprung der Fee Melusine, trotz ihrer behaupteten keltischen Abkunft, entdeckt.

Ich gebe hier die Geschichte der Melusine aus den Chroniken von Boitou (Paris 1698), verglichen mit andern Quellen:

Ein König von Albanien (Arragonten), Namens Elimas (Pelmas), kam auf der Jagd zu einer Quelle, um seinen Durst zu löschen. Als er sich derselben näherte, hörte er

weiblichen Gesang und fand, daß es die Stimme der schönen Fee Pressine (Perfne) sey. Sie vermählte sich ihm unter der Bedingung, daß er sie nie im Wochenbett besuche. Sie gebar ihm Drillingsstöchter: Melusine, Meliore und Palatine. Des Königs Sohn aus früherer Ehe, Rathas, beeilte sich, dem Vater die erfreuliche Nachricht zu bringen, welcher, ohne sich zu besinnen, ins Zimmer der Königin rannte, und gerade eintrat, als sie ihre Töchter badete. Als Pressine ihn erblickte, rief sie, er habe sein Wort gebrochen, sie müsse scheiden; ihre drei Töchter auf den Arm nehmend, verschwand sie. Sie zog sich nach einer Insel zurück, wo sie ihre Kinder heimlich erzog und ihnen die Wortbrüchigkeit ihres Vaters erzählte, ihnen auf einem hohen Berg an jedem Morgen das Reich ihres Vaters zeigte, und ihnen vorstellte, wie glücklich sie dort hätten leben können, wenn nicht des Vaters Schuld sie von dort vertrieben hätte. Als sie 15 Jahre alt waren, fragte Melusine, was ihr Vater eigentlich verbrochen habe. Sobald sie es erfuhr, sann sie auf Rache. Sie forderte ihre Schwestern auf, sie in ihr väterliches Reich zu begleiten; dort angekommen, verbannte sie den König in einen Felsen, worin er bis zu seinem Tode verbleiben mußte. Diese Strafe dünkte der Mutter zu hart, sie strafe daher ihre Töchter damit, daß Meliore als Gespenst ein Bergschloß in Armenten (!) bewohnen mußte, Palatine auf einem Berge in Arragonien ihres Vaters Schätze bewachen sollte, und Melusine jeden Samstag an der untern Hälfte des Leibes zur Schlange werden würde, welches Geheimniß nur zu ihrem Schaden geoffenbart werden könnte.

Melusine streifte jetzt durch die Welt, um einen Befreier aufzusuchen. Sie ging durch den Schwarzwald und die Ardennen und kam zuletzt nach dem Walde von Colombiers in Poitou, wo die Feen aus der Nachbarschaft sie zur Königin wünschten. Graf Raimund von Poitiers, der durch einen unglücklichen Wurf seines Jagdspießes seinen Oheim, den Grafen von Emmerich, getödtet hatte, wanderte eben in dieser Nacht, traurig und niedergeschlagen, durch den Wald von Colombiers. Er kam zur Feen-

quelle (la font des Fees noch i. J. 1698 genannt), die dort am Fuße eines hohen Felsens entspringt. Als er ankam, ergößten sich eben drei Damen daselbst beim Mondschein. Melusine gefiel ihm am besten. Sie heirathete ihn, nachdem er eidlich ihr gelobt, sie nie am Sonnabend sehen zu wollen, weil sie ihm vorgestellt, daß dies Beiden für das ganze Leben Unglück bringen würde. Melusine errichtete an der Stelle, wo sie ihren Geliebten zum ersten Male gesehen, das Schloß Lusignan. Aber das Schicksal, das Melusinen unvermählt haben wollte, verfolgte sie zuerst dadurch, daß sie lauter mißgestaltete Kinder erzeugte, denn Uriens hatte lange Ohren, ein rothes und ein grünes Auge, Gedes ein rothes Gesicht, Grot zweierlei Augen, Anton eine Löwentatze auf dem Backen, Reinhard nur ein Stirnauge (wie die Cyclopen), dagegen war Horribel dreiäugig, Geoffroi hatte einen langen Zahn, *) Freimund eine Wolfsbaut auf der Nase, nur Dietrich und Raimund waren fehlerlos. Dennoch blieb der Graf seiner Gemahlin treu, bis ihn ein Diener endlich zum Treubruch verleitetete. Er rieth ihm, sich am Sonnabend zu verbergen und Melusine heimlich zu beobachten, ob sie nichts Böses treibe. Er schlich an diesem Tage also in ihr Badgemach, und als er durch einen Spalt in der Wand schaute, gewahrte er, daß die Hälfte ihres schönen Leibes die Gestalt einer Schlange hatte, graublau und weißlich glänzend anzusehen. Zu spät erinnerte er sich, daß er seinen Eid gebrochen. Beängstigt kehrte er in sein Gemach zurück, wo er keine Ruhe finden konnte. In solcher Noth traf die traurige Nachricht ein, daß sein Sohn Geoffroi mit dem Zahn, aus Rache, daß sein Bruder Freimund Mönch geworden, diesen mit dem Abt und dem ganzen Kloster verbrannt hatte. Da konnte der Schmerz des Vaters keine Grenzen mehr. Als Melusine ins Zimmer trat, brach er daher vor allen Postenten in die Worte aus: „Hinweg, du gefährlicher Wurm, Befleckerin meines Geschlechts.“ Sie fiel in Ohnmacht; als sie wieder zu

*) Ein Eberzahn war es. Nach Brantome stand sein ausge-
weißtes Bild über dem Portal des Melusinenthums, der
1574 zerstört wurde.

sich kam, erklärte sie, sich von ihm scheiden zu lassen, setzte aber hinzu: „Bis zum jüngsten Tag werde ich als Gespenst auf der Erde wandeln, und nur dann sichtbar seyn, wenn im Schlosse Lufignan ein Todesfall eintreten soll, oder wenn es in demselben Jahre seinen Herrn wechseln wird. Wenn mich aber die Leute auch nicht in der Luft sehen können, so werden sie mich doch bei der Quelle des Durstes erblicken, und das soll geschehen, so lange das Schloß in Blüthe steht, besonders am Freitag, ehe der Herr des Schlosses sterben wird.“ Sogleich verließ sie noch klagend das Schloß, als gräßlicher Wurm erschien sie in der Luft, umschwirrte dreimal in Kreisen den Schloßthurm, und ist dann auf immer verschwunden. Ihr Gatte starb als Eremit auf der Mont-Serrat.

Aus dem Vorhergehenden erfährt man also: 1) daß Melusine eine Seerjungfer, Nixe sey, denn an einer Quelle war sie ihrem künftigen Gatten zuerst begegnet, nicht zufällig, denn schon ihre Mutter war eine Meerfrau gewesen; 2) daß wie bei jeder Verbindung zwischen Menschen und geisterhaften Wesen auch hier nur ungestaltete Kinder erzielt wurden; 3) daß ihr Schlangengeißel sie als den Genius der Familie zu erkennen gebe (vgl. S. 200), wodurch zugleich klar wird, warum ihr Erscheinen in der Familie auch einen Todesfall oder sonst eine wichtige Veränderung anzeigt. Da sie seitdem nur von ihrer feindlichen Seite sich zeigt, so erscheint sie nur am Freitag, welcher Wochentag zur Ausübung Unheil bringender Zauberkünste am geeignetsten ist, darum ist die Quelle, an welcher sie jetzt sich zeigt, nicht mehr ein Heilquell und Segenshorn, sondern des Durstes, der Unfruchtbarkeit.

Der Präsident de Boisseau sagt in seinem Gedicht „Melusine“, daß er der Königin Christine von Schweden bediente, daß diese Fee einen Berg von Cassenage

bei Grenoble zu ihrem Aufenthalt wählte, und zwar wegen gewisser, daselbst befindlicher Kufen, denen sie eine Kraft mittheilte, die dieselben noch jetzt zu einem der sieben Wunder der Dauphiné macht. Die Kraft, welche sie diesen Kufen, in welchen sie zu baden pflegte, ertheilte, bestand in der Eigenschaft, daß die größere oder geringere Wassermenge, welche sie enthalten, die bessere oder schlechtere Ernte anzeigt. Bei vorzüglicher Ernte steigt das Wasser über den Rand und läuft über, in Mitteljahren sind sie halbvoll, und in Mißjahren ganz trocken. Eine dieser Kufen ist dem Korn, die andere dem Wein geweiht.

Daraus geht wieder deutlich hervor, daß Melusine schon aus dem Heidenthume stammt, wo Quellen Orakel gaben. Auch in Deutschland sind solche Weissagebrunnen überall anzutreffen, nur bedeutet ihre größere oder geringere Wassermenge den entgegengesetzten Erfolg.

Zu Halle auf dem Markt am rothen Thurm ist ein Brunnen, der für eine Hungerquelle ausgegeben wird, dessen stärkeres oder schwächeres Ueberlaufen läßt auf theure oder wohlfeile Zeit schließen (Grimm D. S. I. S. 163). An der Chauffee von Gutin nach Oldenburg liegt eine kesselförmige Vertiefung, deren Wasser der Abfluß fehlt. Sie heißt die „theure Zeit“. Denn für den Kornhandel sagt sie untrüglich die Preise vorher. Vor einem halben Jahrhundert kamen am ersten Maimorgen die Hamburger Kornkaufleute noch da zusammen und sahen nach, wie es stand. Wer viel Wasser darin, gab es hohe Preise, war aber nur wenig da, niedrige. Eben solche Gruben findet man im Gehölz bei Preez und im Gute Gaarz im Oldenburgischen

(Müllenhof Nr. 121). Eine halbe Stunde von Schweinfurt fließt das „Theuerbrünnelein“. Läuft die Quelle stark, was oft auch bei der trockensten Witterung der Fall ist, so steigen die Getreidepreise, läuft sie sparsam oder versiegt sie auf kürzere oder längere Zeit, so hofft man ein fruchtbares Jahr (Bechstein fränk. Sagensch. S. 174). Ein „Hungerborn“ bei Hüselrietb im Hennebergischen zeigt dieselben Eigenschaften (Bechstein a. a. D. S. 265). Hinter dem Schloßgarten in Baden oberhalb des Türlenweges befindet sich der Hungerberg, der heißt nach dem Hungerquell, welcher zwischen den Tannen und Buchen des Waldes herabrauscht. Fließt er in der Adventszeit voll, so zeigt er ein fruchtbares Jahr an, hat er wenig Wasser, bedeutet es Mißwachs (Schnezler B. S. II. S. 194), also von gleicher Eigenschaft mit Melusinen's Rufen. Hingegen das Brünnelein zu Büdensohl (Schnezler I. S. 284) ist ganz deutsch gekannt, denn es sprudelt nur dann in reichlicher Fülle, wenn eine Theuerung bevorsteht. Auf dem Schloßberge ob Freiburg im Breisgau trinkt man von dem dortigen „Weisbrunnen“ das köstlichste Wasser. Wer aber in der Neujahrsmitternacht hingehet, wird dort ein Männlein finden, das nicht viel Worte macht, und doch viel andeutet. Denn, wird das Jahr gut, so hält es drei Aehren in einer Hand und drei Trauben in der andern und nickt freundlich zu; wird aber das Jahr schlecht, so macht es ein faures Gesicht, und seine Hände sind leer (Schnezler Bad. Sagenb. I. S. 369). Zu Waldenhausen im Keller des Hauses am „Kindenbrunnen“ läßt sich, wenn der folgende Herbst gut ausfallen soll, ein Klopfen vernehmen. Dieß geschieht in der Zeit vom ersten Advents- bis zum Dreikönigstage, je besser die Weinlese,

besto deutlicher und häufiger das Klopfen (Schnezer II. S. 637). In einem Berge in Franken quillt ein Brunnen, dessen Versiegen jedesmal einen nahen Sterbefall in der hart anwohnenden adeligen Familie andeutet (Grimm D. S. Nr. 103).

Das jetzt angeführte Beispiel erinnert wieder an Melusine als Todesbotin. Brantome, welcher das Eloge du Duc de Montpensier schrieb, desselben Herzogs, der i. J. 1574 Lufignan nebst andern Zufluchtsorten der Hugenotten zerstörte, erzählt in jener Schrift: Es sind jetzt über 40 Jahre, als ich von meinem alten Diener mit sagen ließ, daß die alten Weiber, die ihre Wäsche im Durstbrunnen wuschen, der Katbarina von Medicis versicherten, Melusinen zuweilen an demselben erblickt zu haben, wenn sie in demselben baden wolle. In Gestalt einer schönen Frau und im Wittwenkleide komme sie dahin. Andere sagten aus: sie hätten sie nur an Samstagen zur Vesperzeit erblickt, ihr Körper wäre dann zur untern Hälfte eine Schlange. Wieder Andere sagten, sie sähen sie auf der Höhe des Lufignaners Thurms, halb als reizende Frau, halb als Schlange. Einige sagten, daß wenn Frankreich Unglück bevorstehe, oder dessen Könige mit Tod abgehen sollen, man sie drei Tage mit einem sehr schrillenden entsetzlichen Tone dreimal schreien höre. Mehrere Personen von dort haben diese Tradition von ihren Vätern vererbt. Viele wollen es selbst gehört haben. Auch eine Menge Soldaten, die der Belagerung Lufignans beigewohnt, versicherten, daß, als Befehl zur Abtragung der von Melusinen erbauten Schlösser gegeben worden, man lautes Klagen vernommen habe. Jean d'Arres erzählt, daß Serville, welcher das Schloß Lufignan

für die Engländer gegen den Herzog von Berry vertheidigte, diesem Fürsten betheuert habe, drei Tage vor Uebergabe der Festung eine weiß und blau gefleckte große Schlange in seinem Zimmer gesehen zu haben, obgleich die Thüren verschlossen waren. Mit dem Schwanz habe sie mehrmals gegen den Fuß des Bettes, in welchem er mit seinem Weibe gelegen, angeschlagen. Als er sein Schwert ergriffen, habe sich die Schlange in ein Weib verwandelt, und ihn angeredet: „Wisse, daß ich die Herrin dieser Burg bin, sie gebaut habe, und daß du sie sehr bald übergeben mußt.“ Als sie dieß gesprochen, nahm sie wieder die Gestalt einer Schlange an, und entglitt seinen Augen so schnell, daß er es nicht bemerkte. Der Verfasser fügt hinzu, der Prinz habe ihm erzählt, andere glaubwürdige Leute hätten ihm geschworen, sie hätten sie zu derselben Zeit in derselben Gestalt auch an andern Plätzen gesehen.

Aus dem Vorhergehenden nimmt man ziemlich deutlich ab, daß Melusine der Schutzgeist oder eigentlicher die durch den Mariencult verdrängte Schuttgöttin Frankreichs sey, daher zeigt sie den Tod seiner Könige an, denn sie sind ihre Kinder *), daher ihre das Schicksal des Landes weissagenden Rufen, daher endlich ihre Untröstlichkeit niemals größer war, als wie Lusignan in den Besitz der Engländer übergehen sollte. Ihr Schlangeneisb verräth sie anderer Seits als genius loci oder regni, als Schutzgeist der großen Staatsfamilie Frankreichs. Sie ist die ehemalige weissagende Jungfrau aus der Druidenzeit, wo die Schlangeneier ihren Be-

*) Auch auf dem Schlosse Engdlen erschien Melusine jedesmal, wenn ein Mitglied der Familie sterben sollte. Dies hat der Herzog von Aerschot der Schwester Heinrichs IV. von Frankreich verköhert (Wolf R. S. Nr. 224.)

figer unüberwindlich machten *); mit Einem Worte: sie ist die Isis der heidnischen Gallier, sie ist die wohlwollende Fee, welche den Neugeborenen Pothengeschente bringt, sie ist die Meerfrau, welche die Brautleute zur Hochzeit laden, sie ist endlich die weiße Frau, welche wie die Bansht (eine Elfin) in Irland, welche sich nur in gewissen altadeligen Familien zeigt, um einem Gliede derselben den nahen Tod anzukündigen, bei dem Fenster, wo der Kranke liegt, ihren Platz einnimmt, die Hände zusammenschlägt und in den jammervollsten Tönen klagt. Ihr weißer weiter Mantel, ihr Schleier auf dem Kopf (Irische Elfenm. S. XVII.) erinnert an die weiße Frau von Neuhaus, von welcher man aber weiß, daß sie nicht bloß Todesbotin ist, sondern wie jene Frau auch eine Kinderfreundin, die ihre kleinen Sprößlinge der unachtsamen Wärterin abfordert, und sie selber wiegt (Grimm D. S. Nr. 267).

Aber jedes Land hat seine Melusine, d. h. seinen weiblichen Schutzgeist, und wenn sie nur in Baden ihren Namen nicht gegen einen andern eintauschte, so mochte die Nähe Frankreichs davon die Ursache seyn. In Hessen im Fulda'schen hat ihr Name schon eine Verstümmelung erfahren, denn der ihr geweihte Melu-

*) Auch die Günst des Königs gewann man durch sie. Diese Amulette erhielt man also: Wenn sich im Sommer die Schlangen zur Begattung versammeln und durch Umschlingung ihrer Körper Speichel und Schaum bilden, wurde dieser, nach Aussage der Druiden, durch das Geziß in die Höhe geworfen, mußte mit einem Rod aufgefangen werden, damit er die Erde nicht berühre. Sogleich entfloß der Rauber zu Pferde, weil die Schlangen nicht eher mit der Verfolgung abließen, bis sie an ein fließend Wasser kamen. War das Schlangenei eck, so mußte es, auch mit Gold eingefaßt, gegen den Strom schwimmen. Plinius (XVI. 95.) sah ein solches in der Größe eines kleinen Apfels, mit einer knorpeligen Kruste überzogen, und wie bei den Korallen mit Warzen bedekt.

finenberg, auf welchem sich öfter eine große Schlange mit einem Frauenkopf sehen lassen soll, wird gewöhnlich Milkenberg genannt (Lothar Volksf. S. 239 Anm.). In Baden im Stollenwalde hat sich ihr Name unverändert erhalten, nur gilt sie dort für ein Gespenst, das auf Erlösung harret, und war ehemals die Tochter eines Ritters Stoll von Staufenberg. Sebald, der Sohn des Amtmanns von Staufenberg, war im Walde durch ihren Gesang aufmerksam auf sie geworden. Er fand sie als ein sehr schönes Weib, deren Erlösung *) er durch drei Küsse hätte bewirken können. Als er sie fragte, wer sie sey? gab sie ihm folgenden Bescheid:

„Ich bin Rollers Tochter und heiße Melusine, ich habe einen großen Brautshaß und wenn du mich erlösest, so bin ich und der Schaß dein eigen. Du mußt mich drei Morgen nacheinander, um 9 Uhr in der Frühe, auf beide Wangen und auf den Mund küssen, dann bin ich erlöst. Fürchte dich nicht, besonders nicht am dritten Tag.“ Sebald betrachtete sie, als sie aus dem Busche hervorkam, sehr genau. Sie war blond, hatte blaue Augen und ein schönes Angesicht, aber an ihren Händen statt der Finger nur eine trichterartige Höhlung, statt der Füße einen Schlangenschwanz. Sebald gab ihr die ersten drei Küsse, worüber sie, wie man sich denken kann, sehr froh war, und ihn bat, am zweiten und dritten Tag wieder zur rechten Zeit da zu seyn. Sie froh in ihren Busch zurück und sang: „Komm und erlöse deine Braut, hüte dich wohl, zu erschrecken:

„Sebald, nimm dich wohl in Acht!
Einmal war es recht gemacht.“

Darauf versank sie rasch in die Erde und Sebald ging heim. Am andern Tage kam er zur rechten Zeit wieder

*) Seitdem die christlichen Mönche die heidnischen Gottheiten kraft eines Wortspruchs der Kirche in Dämonen und Gespenstern verwandelten, mußten sie auch der Erlösung bedürfen, wie jene Wassernixe in Schweden vergl. S. oben.

in den Stollenwald und hörte sie auf der Höhe klingen. Diesmal hatte sie Flügel und einen Drachenschweif, aber Sebald nahte sich mutbig, und gab ihr die drei andern Küsse. Sie sang ihm wieder dankbar zu wie am ersten Tage, und bat ihn, wieder zu kommen, worauf sie abermals in die Erde verschwand. Sebald konnte die Nacht über nicht ruhen, und ging früh wieder in den Stollenwald, und hörte Melusdens Lied wie an den vorigen Tagen. Aber diesmal hatte sie einen Krötenkopf, und der Drachenschwanz umschlang furchtbar ihren Leib. Es grauste dem Liebhaber vor dieser Schönen, er sprach zu ihr: „Kannst du dein Gesicht nicht entblößen, so kann ich dich nicht küssen.“ „Nein!“ rief sie, und streckte mit einem lauten Schrei die Arme nach ihm aus. Angst ergriff ihn. Er sprang den Berg hinab, und gerade schlug es 9 Uhr, als er im schnellsten Laufe bei seinem Vater ankam, und diesem erzählte, was ihm begegnet war. Er ward jedoch über seine Furchtsamkeit von dem Vater gescholten, der die Geschichte zum ewigen Andenken aufschreiben ließ, wodurch sie bis auf den heutigen Tag bekannt ist. So vergingen zwei Jahre. Sebald besuchte nicht mehr den Stollenwald, und dachte wohl manchmal daran, daß er die Melusine betrogen habe. Doch war ihm seitdem nichts geschehen. Als er nun den Dienst seines Vaters bekommen sollte, sah sich dieser um eine Frau für seinen Sohn um, und gab ihm die Tochter eines Amtsvogtes. Bei der Hochzeit im Schlosse Staufenberg war Alles recht fröhlich am Tische, als plötzlich die Decke des Saales einen Spalt bekam, woraus ein Tropfen in den Teller Sebalds fiel, der, ohne dieß zu wissen, von der Speise aß, augenblicklich aber todt niedersank. Man sah zu gleicher Zeit einen kleinen Schlangenschweif sich in die Decke zurückziehen. Noch ist die Geschichte in Stein gehauen auf dem Staufenberg zu sehen. (Mone Anz. f. R. d. Borz. 1834. S. 88.)

Eine andere Sage führt uns in Melusdens Behausung in das Innere des Stollenberges ein. Am Ein-

gang lagen drei ungeheure Riesen mit Speer und Harnisch bewaffnet, aber schlafend. Weiterhin traf das Hirtenmädchen, welche das Gespenst hier herumführte, in der Hoffnung, von ihr erlöst zu werden, große Weidstücken, auf jeder saß ein schwarzer Hund. Vor Melusinen sprang jeder Hund gehorsam herab, und sie öffneten die Risten mit ihrem Schlüsselbund. Die weitere Beschreibung mag, wer mehr zu wissen begehrt, in der vorhin citirten Zeitschrift selbst nachlesen; für unsern Zweck reicht es hin, zu erfahren, daß Melusine im Berge haust, d. h. in der Unterwelt (s. S. 209), also eine Unterweltsgotttheit, woraus man sich erklären dürfte, warum die weiße Frau auch Todesbotin ist. Daß auch Melusine dieser Art geisterhafter Wesen angehört, sagt uns ihr Schlüsselbund, den auch die weiße Frau von Neuhaus nicht entbehrt. Freilich dort wird er als das Kennzeichen der Ausgeberin gedeutet, die noch nach dem Tode alle wirthschaftlichen Ausgaben im Schlosse besorgt, wie wir es auch an gewissen Hausgeistern (vgl. S. 195) gewohnt sind, daß sie über Keller und Küche die Aufsicht führen. Ich muß aber wiederholen, daß der Schlüsselbund der weißen Frau kein so sehr profaisches Anzeichen ist. Bevor ich diese Behauptung zu begründen suche, muß ich eine von Grimm (D. S. Nr. 221) mitgetheilte Sage hier beifügen, weil sie den Uebergang zu dem Folgenden zeigt:

Zwischen Dinkelsbühl und Dahnkamm stand auf dem Dieberg vor alten Zeiten ein Schloß, wo eine Jungfrau ihrem Vater als Wittiber Haus hielt und den Schlüssel zu allen Gemächern in ihrer Gewalt gehabt. Endlich ist sie mit den Mauern verfallen und umgekommen, und das Geschrei kam aus, das ihr Geist um das Gemäuer schwebte, und Nachts an den vier Quaternern in Gestalt eines Fräuleins, die einen Schlüsselbund an der Seite

trägt, erscheine. Dagegen sagen alle Bauern dieser Orte aus, von ihren Vätern gehört zu haben: diese Jungfrau sey eines alten Heiden Tochter gewesen und im eine Schlange verwünscht worden; auch werde sie als solche mit Frauenhaupt und Brust, ein Gebund und Schlüssel am Halse, zu jener Zeit gesehen.

Wenn irgendwo, so dürfte in dieser Erzählung der Schlüsselbund auf die Hausverwalterin bezogen werden; aber daß der Schlüsselbund eine Halskette bilden muß, endlich auch der Schlangenleib, zwingen, nach einer andern Erklärung sich umzusehen. Oben S. 40 haben wir die Lut-Osel als eulenhafte Begleiterin des wilden Jägers gesehen. Den Unterberg fanden wir S. 213 ff. als die unterweltliche Behausung von Personen, die gewissermaßen zur Familie des wilden Jägers gehören. Wir haben diesen Unterberg, so wie den Kyffhäuser und andere Berge, als Wohnung unseliger Geister mit dem Hörselberg verglichen, wo Frau Holle oder Venus den Ritter Lannhäuser in ihren Armen hält. Das Britzener Volksbuch weiß aber, daß auch im Unterberg wilde *) Frauen haufen.

Einmal geschah es, daß ein Knabe auf einem Pferde saß, das sein Vater zum Umackern eingespannt hatte. Da kamen aus dem Untersberg die wilden Frauen hervor und wollten ihn mit Gewalt hinwegnehmen. Der Vater aber, dem die Geheimnisse dieses Berges schon bekannt waren, eilte auf die Frauen zu und nahm ihnen den Knaben mit den Worten ab: „was erfrecht ihr euch, so oft herauszugehen, und mir jetzt sogar meinen Bubcn wegzunehmen? Die wilden Frauen antworteten: „Er wird bei uns bessere Pflege haben als zu Hause.“ Allein der Vater ließ ihn nicht aus den Händen. Sie mußten also

*) Die „wilde Bertha“ ist das weibliche Seitenstück zum wilden Jäger.

Teer abziehen. Abermals kamen sie aus dem Wunderberge und nahmen einen Pirtensjungen mit sich fort. Diesen Knaben, den Jedermann kannte, sahen die Holzknechte erst über ein Jahr im grünen Kleide auf einem Stock dieses Berges sitzen. Den folgenden Tag nahmen sie seine Eltern mit sich, Willens, ihn am Berge aufzusuchen, aber sie gingen alle umsonst, der Knabe kam nicht mehr zum Vorschein. (Grimm D. S. Nr. 50.)

Schon das grüne *) Kleid mußte den Holzknechten den Tod des Knaben verrathen haben, denn wen die wilden Frauen zu sich in den Berg nehmen, der gebürt ebenso den Todten an, wie Lannhäuser. Wie Artus auf der Insel Mona von der Fee gefangen gehalten wird, so Lannhäuser im Berge. Sein Willen darin ist nicht Folge des vom Papst ihm verweigerten Ablasses, denn diese Sage ist älter als das Christenthum. Das ganze Motiv ist so rein heidnisch, daß lediglich an den Gegensatz der gemeinen irdischen Welt und der geheimnißvollen Feenwelt zu denken ist, und noch nicht an den christlich aufgefaßten Gegensatz zwischen Welt und Hölle. Damit stimmt auch die Doppelseitigkeit der Sage überein, wornach sie bald von einer Berg-, bald von einer Wasserfee handelt. Als die Sage christianisirt wurde, hatte das Wasser freilich keine Bedeutung mehr, und man mußte, um auf den Begriff der Hölle zu kommen, die Bergfee vorziehen. Dieß zeigt schon eine flüchtige Vergleichung der französischen Melusine, welche wir an der Quelle fanden, und die an jedem letzten Wochentag in ihr feuchtes Element zurückkehrt, mit ihrer jüngern deutschen Namensschwester, die im Berge haust, der ihre Schatzkammer ist, weshalb der Schlüssel ihr Attribut. Doch davon mehr

*) Die Bedeutung dieser Farbe s. S. 413.

weiter unten. — Jetzt muß ich noch den Wassernixen die erforderliche Aufmerksamkeit zuwenden, die ebenfalls in der feuchten Tiefe ihren Liebhabern herrliche Schätze anbieten, und sie aus Liebe in das nasse Grab hinabziehen, so daß sie trotz aller Bärtlichkeit für den Gegenstand ihrer Neigung seit der Herrschaft des Christenthums in sehr unvorteilhaftem Rufe stehen. Sie tanzen auf dem Wasser, wenn Jemand ertrinken soll (Praetorii Anthropodemus p. 521), sind also wie die weiße Frau Todesbotinnen, aber im Grunde freuen sie sich nicht über das bevorstehende Unglück des Sterblichen, sondern über sein bevorstehendes Glück in ihrer bräutlichen Umarmung; denn wer sich einmal in dem herrlichen Krystallreich da unten umgesehen hat, den zieht es nicht mehr nach der Oberwelt herauf. Gleichwie das Heidenthum und noch die christlichen Martyrologen einen unmittelbaren Uebergang des der Gottheit Geopferten zur Seligkeit dachten, obschon der sinnliche Mensch nur einen Getödteten beklagen zu müssen glaubte, ebenso entgegengesetzte Vorstellungen herrschten zwischen Heiden und den spätern Christen über den Zustand der Ertrunkenen nach dem Hingang aus diesem Leben. Der Begriff des Opfertodes hat sich aber noch in christlicher Zeit erhalten, nur mit dem Unterschiede, daß jetzt der Wassergeist oder die Wasserfee das Opfer sich selber nimmt, das man ihnen sonst freiwillig brachte.

Zu Nidden am Gestade des kurischen Haffs wohnt im Wasser eine Jungfrau, welche mit süßen Klängen den Wanderer zu sich heranzockt, die Schönheit ihres Aufenthaltes rühmt, und ihm, wenn er ihr folge, ein Leben voller Freude und das Glück der Liebe verheißt. Wenn aber (fügt der christliche Erzähler hinzu) der Gelockte, beihört von den Verheißungen und dem zauberischen Gesang, sich in die Fluth stürzt, um nach dem Erlande, auf

welchem er die Jungfrau vor sich zu sehen glaubt, hinüber zu schwimmen, so öffnet sich plötzlich der Abgrund und verschlingt den Schwimmer nebst der Insel. Schon viele Opfer hat die Jungfrau zu sich hinabgezogen. (Zeltau u. Temme, Volksf. Ost- u. Westpreußens Nr. 169.)

Sobald die personifizirten Naturkräfte dem Christen als dämonische menschenfeindliche Wesen geschildert wurden, mußten die frühern heitern Vorstellungen von dem Zustande nach dem Tode — wenn der Hingeshiedene nicht vor seinem Ausgang aus dem Leben die himmlische Wegzehrung erhalten hatte und im Schooße der Kirche gestorben war — nothwendig einer finstern, Furcht einflößenden Ansicht, Platz machen. Doch nicht überall schien es den Mönchen zu gelingen, da sich bis heute noch Sagen wie die folgende erhalten haben, in welchen jene geisterhaften Bewohner der Ströme Sterblichen auch ohne persönliche Absichten Theilnahme an ihrem Geschehe zeigen, und sogar Ehebündnisse stiften und einsegnen *).

In der Tiefe des Brahesflusses haben Wasserjungfrauen ihre Wohnung, welche sich meist zur Zeit des Vollmonds zeigen und guten Menschen gern wohlthun. Vor allen andern nehmen sie sich unglücklich Liebender an. In einer auf dem Brahesfluß belegenen Mühle wohnte vor vielen Jahren ein Müller, der eine überaus schöne Tochter

*) Die Bewohnerinnen des Blidses in Baden, die das Volk für gespenstische Nonnen halt, wurden in der dortigen Gegend zu Hochzeit gebeten, denn sie brachten der Braut Heil und Segen, daher gingen die Hochzeiterinnen drei Tage vor der Trauung an den See, und luden sie ein mit dem lauten Ruf: „Ich habe Hochzeit, kommt zum Tanze!“ Wurde der Einladung Folge geleistet, so merkte man es an einem Geplätscher im Wasser. Die Nonne ließ sich aber vom Brautpaar beim Feste feierlich versprechen, ihr es sogleich zu sagen, wenn die Glocke Nachts 12 schlug. Sie segnete dann das Paar ein, ließ sich bis zur Hausthüre begleiten, und verschwand. (Schneizer S. 8. II. 129.)

befah. Diese hatte der Sohn eines benachbarten Ritters liebgewonnen, und die Jungfrau war auch ihm zugethan, aber der Ritter wollte seinen Stamm nicht durch eine Schnur aus geringem Stande verunehren, und verweigerte daher seine Einwilligung. Da wandten sich die Liebenden an die Flußmädchen. Diese erschienen auch dem Ritter, und verkündeten ihm Heil und Segen, wenn er in die Verbindung willige, aber Verderben, wenn er widerstrebe. Doch auch dies vermochte nicht ihn zu bewegen. Da führten die Strommädchen die Jungfrau und den Jüngling mit sich hinab in die Tiefe, wo sie nun mit ihnen in ihrem Krystallpalaste wohnen, und sich häufig noch jetzt auf dem Wasserspiegel zeigen, durch lieblichen Gesang sich kund gebend. (Ebd. Nr. 262.)

Das Mittelalter, welches noch manche Erinnerungen aus der heitern Weltanschauung des Heidenthums sich bewahrt hatte, konnte den freiwilligen Wassertod zweier unglücklich Liebenden, denen das Leben durch Trennung ihres Bundes keinen Werth mehr hatte, noch mit diesen reizenden Farben ausstatten; die düstere prosaische Gegenwart würde nur von dem verzweifelnden Ende jenes Liebespaares erzählen, das der Satan berückt hatte, um sie für seine Hölle zu werben, und denen daher mit Recht ein christliches Begräbniß verweigert wurde.

Die Wasserfee spendet Schätze wie die Bergfee, denn in der Tiefe sind die Reichthümer verborgen.

Auf der Scheibensfluh findet man weder Grün noch Gras; oben auf der Spitze ist eine Höhle, darin wohnt eine verwünschte Jungfrau, Satina (Salzfrau), die bewacht daselbst einen Schatz (das Salz), und sitzt darauf. Viele, die hineingestiegen, haben Goldklumpen (Salzklumpen) von da mitgebracht. (Wolf, D. S. Nr. 87.)

Folgende Sage zeigt uns die Wassernixe unter dem Bilde eines menschenfeindlichen Dämons, der an einem bestimmten Jahrestage das ihm bestimmte, nunmehr ausbleibende Opfer selber eingefordert.

In dem von steilen Ufern eingeschlossenen Mabriner-See liegt ein großer Krebs, der ist mit einer großen Kette an den Grund angeschlossen. Reißt er sich aber einmal los, so muß die ganze Stadt untergehen. Oft genug hat man deshalb schon in Angst geschwebt, denn wenn der See heult, sagen die Leute, so tobt unten der Krebs und will sich lösen. Im See muß auch alle Jahre einer ertrinken, und trifft das in einem Jahre nicht zu, so müssen sicherlich im nächsten Jahre zwei dafür büßen. — Man sieht auch oft einen Schimmel aus dem Wasser hervorkommen, besonders während der Nacht. Er geht ruhig neben dem Wanderer her, der noch spät des Weges kommt, und begleitet ihn eine Strecke. Am Marien tag aber zeigt sich auch eine weiße Gestalt, die lockt die Leute auf allerlei Weise, herabzukommen, und wer sie einmal erblickt hat, der muß hinunter, mag er wollen oder nicht, (Ruhn, N. S. Nr. 230.)

Der an Flüssen sich aufhaltende Krebs ist das passendste Symbol eines Wasserdämons. Mit seinen Scheren sucht er die Beute zu umfassen. So lange der See ruhig ist, denkt man sich das böse Prinzip gebunden, aber wenn der Sturm die Wellen peitscht, dann ist der Teufel los. Der aus dem Wasser hervorkommende Schimmel ist wieder der Nix, den wir schon S. 79 mit Pferdefüßen erblickten. Diesmal ist mehr Wahrscheinlichkeit für eine Stute vorhanden, denn am Marien tag wird die gewohnte Opfergabe erwartet. Maria ist aber an die Stelle weiblicher Gottheiten getreten. Die weiße Gestalt bezieht sich ebenfalls auf die Wasserfee, denn wer die weiße Frau gesehen hat, der stirbt unfehlbar bald nachher.

Wie die Berge als Aufenthaltsort der Todten geglaubt wurden (siehe S. 209), so dachte man sich auch auf dem Grunde von Brunnen und Teichen einen Ort,

an welchen die Seelen gelangen. Dieß gilt zunächst von den Seelen der Ertrunkenen, welche die nordische Meer-göttin Ran bei sich aufnimmt (Egils-Saga, Forn-sög. Eyrb. sag. Fornm. sög. u. öst.). Diese ist in der deutschen Volksfage wieder Frau Holle, aus deren Brunnen zwar die Kinder auf die Welt kommen (siehe S. 501), die sie aber auch zu sich hinabzieht. Demnach ist es kein Widerspruch, wenn Kaiser Karl, den wir S. 231 in einem Berge fliegend fanden, auch in Nürnberg in einem tiefen Brunnen weilen muß, wo sein Bart durch den Steintisch gewachsen ist, vor welchem er sitzt. (Grimm, D. S. Nr. 22.) Die vielen Sagen von Städten und Burgen, die im Wasser versunken sind, und manchmal noch auf dem Grunde erblickt werden, finden dadurch ihre Deutung.

Frau Holle, die ich künftig schlechtbin die „weiße Frau“ nennen will, besitzt alle Anzeichen, welche ihr doppeltes Wirken in der Tiefe des Erdschooßes und des Wassergrabes, als Kindermuhme und als Todtenfrau, als gebärendes und zerstörendes Prinzip erkennen lassen. Betrachten wir zuvörderst ihre Kleidung, denn Alles an ihr ist bedeutsam. Sie trägt entweder ein weißes Gewand, wovon sie den Namen die „weiße Frau“ erhalten hat, oder, doch seltener, ein schwarzes. Bei Hennickendorf in der Mark zeigte sie sich einem Schäfer, aus einem Berge hervortretend und ihm Schätze anbietend, wenn er sie erlösen wolle, halb weiß und halb schwarz (Kuhn, M. S. Nr. 99.) In der Döblauer Heide zeigt sich ebenfalls eine verwünschte Frau in schwarzem Kleide mit weißer Schürze, hoher, weiß und schwarz gewürfelter Mütze, mit einem Schlüsselbunde am Gürtel. (Sommer, Thüringer Sag. S. 23).

Diese Getheiltheit erinnert an die halb weiße und halb schwarze Rüge des Seelenführers Mercur, und ich möchte diese Doppelfarbe so deuten, daß die Naturgöttin die Seelen als gebärendes Prinzip aus dem Mutter Schooße an's Licht heraufführt (Lucina, die Hebamme!), aber als zerschneidendes Prinzip wieder in Grabesnacht versenkt, denn — Freia ist nicht bloß die Göttin des Freiens und des Freuens, die Spenderin des Liebesglücks, sondern sie ist auch die Todtenfrau. Ihr Reich heißt Volkvangr, d. h. Volksanger, Todtenwiese, weil die Hälfte der im Kampfe Gefallenen ihr Antheil ist. Die an Krankheit Gestorbenen kommen zwar in das dunkle Reich der Hela; daß aber diese Tochter Loki's und Freia, welche einmal auch dem Loki ihre Gunkl schenkte, Ein Wesen sind, könnte schon daraus gefolgert werden, daß, wie die im Tartarus hausende Demeter Erinnys oder Furie, bald schwarz, bald halbweiß und halbschwarz, so auch Hela bald schwarz, bald halbweiß und halbschwarz geschildert wird; siehe Grimm S. 289. Als Unterweltsgottheit steht Freia, wie Hekate, auch der Zauberei vor (Saem. 64^a Yngl. sag. c. 4) und die Ragen der Freia geben den Hunden der Hekate nichts nach. Freia, als unterweltliche Gottheit, ist nun die weiße Frau, die aus Bergen hervorsteigt, in welchen sie Schätze hütet, die sie denen anbietet, welche sie erlösen wollen. Die letztere Vorstellung verräth den neuern Ursprung, die heidnische Göttin bedurfte keiner Erlösung; seitdem sie aber als der spukende Schatten einer Verstorbenen, die ebendem der Menschenwelt angehörte, gedacht wird, bedarf sie der Erlösung. Wie wohnte sie sonst in der Unterwelt? Die weiße Frau, die in allen europäischen Ländern sich zeigt, kann also nicht die Ahnfrau einer einzigen Familie seyn, wie man bisher angenommen,

und deren Erscheinen an den Höfen von Berlin, Stockholm, Baden, Hessen u. man aus den Verheirathungen der Rosenberge mit so vielen fürstlichen Geschlechtern zu erklären suchte; sondern sie ist die Lobesgöttin, welche auch in die ruhige Hütte des irlischen Landmanns eintritt, wenn sein Tod bevorsteht. Sie ist die Walkyre, welche sich ihr Opfer aussucht, bevor es noch gestorben ist.

Was soll aber der fast nie an den weißen Frauen vermischte Schlüsselbund? (Grimm, D. S. Nr. 12. 221. Ruhn, M. S. Nr. 67., 169., 190. Harris Rieberf. S. I. Nr. 30. II. Nr. 19., 23. Mone, Anz. f. R. d. Vorj. III. S. 90. V. S. 321. VII. S. 370. VIII. S. 304, 310.) Was sonst, als die Borräthe aufzuschließen, die sie — nicht aus der herrschaftlichen Speisekammer, sondern — aus den Eingeweiden der Erde heraufholt. Darum ist sie die Heinnichensönigin, die Gebieterin der Zwerge, die mit dem Erdmanns Kuchen (Schneizer, B. S. II. S. 378) beschenken, die Beförderin des Ackerbau's. Darum ist sie zuweilen mit Blumen geschmückt (Mone, Anz. V. S. 321. VIII. S. 304) und das goldene Spinnrad, das sie zuweilen trägt (Ruhn, M. S. Nr. 165.) gehört zu den goldenen Flachsnoten (siehe S. 492), mit denen sie die von ihr begünstigten jungen Frauen beschenkt. Denn die weiße Frau nimmt sich auch der Kinder an. Da aber Meerestiefe und Erdentiefe in der Idee gleichbedeutend erscheinen, folglich auch die Nixen ihre Lieblinge mit Schätzen der Unterwelt reichlich beschenken (siehe S. 518), auch die Seejungfrauen sich der Liebenden annehmen (f. S. 517), bei Hochzeiten erscheinen (f. S. 517 Anm.), und Hebammendienste bei irdischen Frauen versehen (Ruhn, M. S. Nr. 83.), so werden die grünen oder gel-

ben Schuhe, welche zuweilen die Füße der weißen Frau bedecken (Mone, Anz. V. S. 321. Rubin, M. S. Nr. 190), zumal schon Melusine sich als Quellfrau und Lobesbotin zugleich auswies (siehe S. 506, 508), auf das Wasserreich, als die eigentliche Heimath der weißen Frau, schließen lassen. Die gelben Schuhe verathen nämlich den Gänsefuß der Frau Bertha, welche die Franzosen als Mutter Karls d. Großen aufführen. Es ist der Schwanenfuß der Walkyre, die ebenfalls Wasserfrau und Todtenfrau zugleich ist, wie nachstehend bewiesen werden soll.

Bertha ist eine Spinnerin, daher das in Italien und Frankreich übliche Sprichwort: „aus jenen Zeiten, wo noch Bertha spann,“ um eine graue Vergangenheit zu bezeichnen. Man hat sich aber unter ihr eine der den Lebensfäden spinnenden Parzen zu denken, deren Stelle im europäischen Norden die Nornen, d. i. die das Verborgene (nor) wissen, in Frankreich und Italien aber die Feen einnehmen. Die Dreizahl der Nornen stört die Vergleichung Bertha's mit ihnen eben so wenig, als die der Parzen, denn ursprünglich gab es auch nur Eine Parze: Venus Urania. Die Nornen Urdbhr (Gewesen), Berdhardi (Werdend) und Skuld (Zukunft) sind zunächst Personifikationen der Zeit, folglich Schicksalsmächte, sie bestimmen des Menschen Lebenszeit. Daß sie an dem Brunnen sitzen, welcher unter einer Wurzel der Weltesche Yggdrasil sich befindet, bezeichnet mindestens die erste und älteste Norne als diejenige, welche den Menschen in's Daseyn ruft, denn von ihr hat der Brunnen den Namen Urdbharbrunnen. Einer Sage bei Saxo (VI. pag. 102) zufolge, ist die jüngste Norne Odse; muthmaßlich schneidet sie, wie Atropos, den Lebensfäden ab. Eine dunkle Ahnung von dem odseitigen Cha-

rakter der Letztern hat sich im Volke noch bis auf die neueste Zeit erhalten.

Im Anfang d. J. 1832 begegneten im Hartwald bei Carlstrube nach Sonnenuntergang einem Jäger drei weiße Gestalten. Die eine sprach: „Wer wird all' das Brod essen, das es dieses Jahr gibt?“ Die Andere: „Wer wird all' den Wein trinken, der dieses Jahr wächst?“ Die Letzte: „Wer wird alle die Todten begraben, die dieses Jahr sterben?“ (Mone's Anz. f. R. d. Vorj. IV. S. 307.)

Die jüngere Edda kennt außer jenen drei Nornen, die eines Riesen Töchter sind*), noch andere, welche herzutreten, wenn ein Kind geboren wird, und ihm seine Lebenszeit bestimmen. Oft werden aber nur weiße Frauen unter ihnen verstanden. Diese meint die Nornagefsage, wenn sie erzählt, daß sie zu Nornagefs Vater gekommen, als das Kind in der Wiege lag. Die ersten Weiden beschenkten es mit segensreichen Gaben, die Jüngste aber, welche man im Gedränge von ihrem Sitze herabgeworfen hatte, schuf in ihrem Horn, daß das Kind (wie Meleager!) nicht länger leben solle, als die neben ihm angezündete Kerze brenne. Die älteste Ibschte diese Kerze sogleich, und ermahnte die Mutter, daß sie die Kerze nicht eher wieder anstecke, als an dem letzten Lebenstage des Kindes.

Die omdinse Zahl „Dreizehn“ gibt ihren lebensfeindlichen Charakter im Grimm'schen Kindermärchen (Nr. 50.) zu erkennen:

Als Dornröschen geboren war, lud ihr Vater die zwölf weisen Frauen seines Reiches zu dem Feste, welches er deshalb anstellte. Jede beschenkte das Kind mit ihren Wundergaben, aber die dreizehnte, welche nicht eingeladen worden war, rächte sich dadurch, daß sie den frühen Tod des Kindes weissagte.

*) Sollte man dadurch etwa ihre vorodinische Existenz andeuten?

Diese Zahl ist auch die der Valkyren (Grift, Mist, Steggöld, Stögul, Hildr, Lhrudr, Blöck, Herfiötr, Öðl, Geiraböð, Randgrid, Rabgrid, Reginleif), deren Namen sämmtlich auf Krieg, Schlacht und Waffen sich beziehen. Da es aber von den Valkyren nur zu bekannt ist, daß sie Todesgöttinnen (Wal-kyro: Todtenwählerin) sind, auch sie ursprünglich eine Dreizahl (Gudr, Notq und Skuld) bildeten, ihre Identität mit den Nornen auch von den Meisten zugestanden wird, so erinnere ich nur an Cap. 158. der Nialsfaga, in welcher Þórrudr durch einen Felsenspalt singende Frauen an einem Gewebe erblickt (wobei ihnen Menschenhäupter zum Gewicht, Därme zum Garn, Schwerter zur Spule, Pfeile zum Kamm dienen), um die spinnenden Parzen auch im Norden wieder zu finden. Man darf also die obervähnten weisen Frauen geradezu für weiße Frauen, d. h. für Todesgöttinnen halten. Das Hauptgeschäft der Valkyren ist freilich nur, die Seelen der gefallenen Helden in Empfang zu nehmen, sie ziehen deshalb dem Heere nach und sind Óðins Begleiterinnen in die Schlacht. Von der Wahlstatt (altn. val wählen, nämlich das zum Tod bestimmte Haupt dann Tod überhaupt: Walhalla: Todtenhalle) haben sie den Namen. Nach Sn. 39 nimmt die Norne Skuld am Geschäfte der Valkyren Theil, da sie es ist, welche den Tod der Menschen bestimmt. Dieß ist aber leicht begreiflich, da die dritte oder dreizehnte Norne sämmtliche Valkyren repräsentirt, die nicht bloß Helden, sondern alle Menschen in den Tod sendet, und die alle wieder in die Person der Freia zusammenschmelzen, welcher bekanntlich die Hälfte aller Todten (vielleicht die weiblichen Leichen), demnach keine Krieger, gehört.

Nach Saem. 133 traf Bölundr (Wieland) mit

seinen beiden Brüdern am Ufer drei spinnende Walkyren. Ihren Besitz verschaffen sie sich dadurch, daß Wieland ihnen ihre Schwanenhemde stiehlt. Oben wurden diese drei Brüder als der dreifache Odin in seiner Eigenschaft als Todesgott erkannt (s. S. 143, vgl. 152). Demnach werden die drei Walkyren die dreifache Freia sehn, welcher die Hälfte der Todten zukommt. Freia's Falkengewand ist der Walkyre Schwanenhemd. Wie man bei dem Eber, dem Lieblingsthier des Freir und der Freia, schwur, weil man es in Beziehung zum Dreus dachte (siehe S. 321), ebenso legte man in England Gelübde bei Schwänen ab (Müller, altd. Rel. S. 264 ff.) Es wird also auch der Schwan der Freia, als einer Unterweltsgöttin, gebilligt gewesen seyn. Dies zu beweisen, fehlt es freilich an Zeugnissen, aber wie sonst Wolf und Fuchs von der Symbolik gegen einander ausgetauscht werden, ebenso Gans und Schwan. Nun aber war die Gans bei den Griechen der Vogel Proserpinens und Pluto's. Sie erscheint bei Proserpinens Entführung in die Unterwelt (Weller, Zeitschr. f. Ausleg. d. Kunst Taf. I., 1.) Auch begegnet man ihrem Bilde auf Grabmonumenten (Böttiger, Kunstmyth. II. S. 442 Anm.) Bei den Deutschen galt sie als Zaubervogel (Grimm, S. 1052). Hexen nehmen häufig ihre Gestalt an. Aus dem Gänselein wurde die Bitterung des nächsten Jahres geweihsagt (Grimm, S. 1067). Aber auch der Schwan ist ein prophetischer Vogel, denn Schwänen bedeutet s. v. a. ahnen. Die spinnende Bertha mit dem Gansfuß (pedaque), den die jüngere Sage in einen durch vieles Treten des Spinnrads entstandenen Blattfuß umtauft, ist also die Walkyre mit dem Schwanenhemd, die weiße Frau mit den — gelben Schuhen. Diese sind aber gleichbedeutend,

nicht bloß der Farbe wegen, mit der gelben Schwimmbaut des Gänse- oder Schwanensfußes, sondern weil der Besitzer eines Schubes *), wie der eines Zauberhemdes **) sich unsichtbar machen. Es sind also Beide Attribute von geisterhaften Wesen. Schwäne und Gänse sind aber Schwimmdogel, folglich die Dame blanche mit dem Gänsefuß eine Wasserfee, eine Geburtsnorne, eine „milde Bertha,“ die fleißige Spinnerinnen begünstigt, und selber spinnet, wie Wieland schmiedet, d. h. schafft; aber am Jahresende verwandelt sie sich in Proserpinens Todtenvogel, singt ihr Schwanenlied, wird eine „wilde Bertha“ den Mägden, deren Flachs nicht abgesponnen ist, denn spinnen = schaffen ist ihr jetzt unleidlich, weil sie sich in die Todes-Norne, in die Valkyre, umgewandelt hat. Sie verunreinigt den nicht abgesponnenen Rocken, sie schneidet denen den Bauch auf, welche in der Berchten-Nacht keinen Haring oder Fische essen, denn diese Thiere beziehen sich auf sie, die weiße Frau, als Wasserfee. Wer in dieser Nacht keine Fische isst, erkennt durch Verweigerung dieser Opfergabe ihre Macht nicht an. Aber sie waltet auch in der Erde, ist Förderin des Feldbaues, und fordert daher, daß man zu ihrem Gedächtnisse in ihrer Nacht Klöße esse (in Böhmen den süßen Brei). Dem Ungehorsamen schneidet sie den Bauch auf, füllt ihn mit Häckerling, näht ihn aber nicht mit der Nadel zu, sondern mit einer Pflugschaar, um an den verschmähten Pflug zu erinnern, und heißt davon die „eiserne Bertha,“ woraus vielleicht später die „eiserne Jungfrau“ wurde, jene bekannte Maschine bei heimlichen Hinrichtungen, deren Umarmung den Tod

*) Man denke an den gefleischten Vater!

**) Grimm S. 1063.

zur Folge hatte, also die Eisenfrau wieder die weiße Frau, die Todesgöttin.

Von den Valkyren heißt es, daß sie durch Wasser und Luft ziehen (Saem. 142^b 159^b), daß von den Mähnen ihrer Rosse, wenn diese sich schütteln, Hagel auf die Bäume fällt. (Saem. 145^b), denn gewöhnlich reiten die Valkyren (Saem. 156^a). Wirklich heißt auch eine der Valkyren: Mist, d. i. Nebel, Wolke. Wenn also die Valkyren Hagel und Regen entsenden, so gehört ihnen das Schwanenhemd mit Recht. Sie können mit diesem die Luft durchfliegen; aber auch auf dem Wasser schwimmen (weßhalb auch der Schwan dem Meergott Njordr lieb ist, Sn. 27). Wem es gelingt, sie, wie Wieland, des Schwanenhemdes zu berauben, der hat sie in seiner Gewalt. Wir haben bisher die weiße Frau nur als Erd- und Wassergeist, als Berg- und Quellfrau kennen gelernt. Soll sie dem Odin in allen drei Reichen der Natur waltend zur Seite stehen, so wird man sie auch in der Luft finden müssen. Als Thauspenderin hatte sie ihre wohlwollende Thätigkeit entfaltet, als Hagelmacherin haben wir sie jetzt in entgegengekehrter Wirksamkeit angetroffen. Als weiße Frau (Dame blanche) trat sie aus den Bergklüften hervor, als weiße Seejungfrau (Lady of the lac) tauchte sie aus den Wellen auf; wird sie diese Lichtfarbe auch in der Luftregion behalten? Die Volksagen kennen keinen Fall dieser Art, wohl aber berichten sie von einer „schwarzen Grette,“ als weiblichem Seitenstück zum wilden Jäger.

Gott strafte die alte Königin Margareth so für ihr ruheloses Leben, daß sie keine Ruh im Grabe hat, und in jeder Nacht über den alten Wall, den sie mit des Teufels Pülse gebaut hat, hinreiten muß. Das haben viele Leute ge-

sehen. Sie trägt ein schwarzes Kleid, reitet aber auf einem weißen Rosse, das Dampf und Feuer anschaudt^{*)}, ihr nach folgen zwei andere Geister in schneerweissem Gewande. So macht sie jedesmal die Runde im vollen Rennen von Hellinghade bis Pardeby. Einmal war eine Magd ausgeschiedt, an dem Walle Kartoffeln auszugraben; es war Mittags um Zwölf. Da kam sie plötzlich nach Hause gesprungen und schrie: die schwarze Gret sey vor ihr vorbeigefauscht und ihre Begleiter seyen auf sie gekommen. Da habe sie den Kartoffelsack im Stich gelassen und sey davon gelaufen. Als man hinging und nachsah, so fand man die Kartoffeln umhergestreut und zertreten. Das hatte aber die schwarze Gret gethan, weil sie nicht will, daß auf ihrem Wall gebaut werden soll.

Noch in der Neujahrnacht d. J. 1844 geschah es, daß die Kinder der Leute, die bei Rurburg am alten Walle wohnen, Abends spät nach eils von der Nachbarschaft nach Hause gingen. Da kam ihnen auf dem Walle das weiße Pferd entgegen, mit einem weißen Tafen behangen, große Rinker an den Ohren, mit einer Laterne vor dem Kopf, es gab Dampf von sich, und darauf saß eine hohe schwarze Gestalt; das war die Gret. Zwei andere weiße Gestalten folgten ihr zu Fuße. Die Mädchen liefen eilig ins Feld, da fauchte das Pferd weiter den Wall entlang, aber die weißen Gestalten verfolgten sie. Die Mädchen waren in großer Roth. Die Kleinste fiel und fing an zu beten, die andern kamen davon. Als nun die Eltern die Kleinen nach Hause holten, konnten sie kein Wort reden als: das Pferd! das weiße Pferd! Noch mehrere Tage redeten sie irre, und als der Vater diese Geschichte erzählte, ward ihr wieder angst, und sie hielt die Hände vors Gesicht, war auch nicht zu bewegen, etwas davon zu erzählen (Müllenhof, Schleswig 2c. Nr. 459.)

Auch in Niederland kennt man eine „schwarze Greta“ (Wolff, D. G. Nr. 19.) Dort wird sie Nachts von ihrer Mutter gegen die schönere glücklichere Nebenbuh-

^{*)} Die reitende Valkyre!

lerin ausgetauscht, und der verliebte König entdeckt erst am folgenden Tage den Betrug. Dürfte mir hier eine Hypothese vorzutragen erlaubt seyn, so würde ich, gestützt auf den S. 302 Anm. aufgestellten Satz: Grotti bedeute Frau und Mühle zugleich, die Behauptung aussprechen: Greet sey nur Umschreibung von Frau. Ein gewissermaßen directer Beweis ist in folgender Sage enthalten:

Herzog Ott, Ludwigs von Baiern jüngster Sohn, verkaufte die Mark Brandenburg an Kaiser Carl IV. um 200,000 Gulden, räumte das Land und zog nach Baiern. Da verzehrte er sein Gut mit einer schönen Müllerin, Namens Margaret, und wohnte im Schlosse Wolfstein, unterhalb Landsbut. Diese Mühle wird noch die Greetmühle genannt, und der Fürst Otto der Finner. (Grimm D. S. Nr. 496.)

Finner bedeutet wie Fengo (vergl. S. 300, 301) den Müller (Fenja, altn. die Müllerin), denn die Vermählung ist eine Vermahlung, das Kind ist das gemahlene Korn, das Mehl. Bedeutet nun Greet, Grete schlechtweg die Frau, so haben wir in der schwarzen Grete eine schwarze Frau. Zugleich wird dadurch klar, warum die h. Margareth von den Schwängern angerufen wird. Wie Margareth, scheint aber auch Gertrud — so hat Shakespears Hamlets Mutter, die Gerutha (Grotta: Mühle) hieß (siehe S. 300) umgetauft — eine Frau überhaupt zu bedeuten; denn von der Nonne zu Delft in Niederland, die diesen Namen trug, berichtet die Legende, daß eine Frau nicht eher hatte gebären können, bis man sie habe holen lassen. Auch wird sie mit Stab und Becher, den vielbekanntesten Symbolen der beiden Geschlechter*), abgebildet. Ihr zu Ehren

*) Der ebedeckerische Kukul, der seine Eier in fremde Nester legt, befruchtet sich, als Jesus zuerst der Erde naht, auf einem

trinkt man Getrubens Minne. Dieses Wort bedeutet Liebe, Minnefänger = Sänger von Liebesliedern. (Daß auch andern Heiligen Minne getrunken wurde, bezieht sich auf die Liebes- oder Gedächtnismahl in den ersten Jahrhunderten der Kirche, und darf mit dem Minnetrinken auf das Wohlergehen einer geliebten Person nicht verwechselt werden). Es gibt auch eine Johannisminne. Diesen zwei Heiligen wurde im Mittelalter vorzugsweise Minne getrunken. (Sie sind ja Hanns und Grete, die Repräsentanten von Mann und Frau). Grimm erinnert (S. 54) daran, daß Gertrud an Freia, Hulda und Bertha auch daran erinnert, daß sie spinnend (den Lebensfaden) vorgestellt wurde. S. 282 merkt er an: Gertrud gleicht darin der Freia, zu der alle sterbenden Frauen in Volkvangr ankommen, daß sie die Seelen der Abgeschiedenen in der ersten Nacht beherbergt (*aliqui dicunt, quod quando anima egressa est tunc prima nocte pernoctabit cum hosta Gertrude* *), in der zweiten sind sie bei St. Michael (welcher in der Sp. Jud. B. 9. die Seele Moses dem Teufel abzu-

Stab, ein die Hochzeitsprocession Weiber vorstellendes Basrelief läßt auf des Jenu Scepter einen Kukul sitzen (Welker in Schwenk's Et. And. S. 269.) Dieser Scepter war aber Juda's „Gesetzgeber zwischen den Füßen“ (1 Mos. 49 10.), welchen die Sühlin Thamar, Jesu Ahnmutter (Matth. 1, 3.) von diesem Patriarchen nebst einem Hod als Liebespfand verlangte (1. Mos. 38, 17. 18.) Dieser Stab war es, an welchem Jethro die Freier seiner Töchter probirte (Eisenmenger I. S. 379), er war das unalternde Scepter des Pelops (Iliad. 2, 104), der unalternde Stab des Hermes (Hom. hymn. 3, 630.), der von der Phakusschlange umwundene Stab des Todtenerweckers Aesculap, das passende Seitenstück zu Hygieens Becher, aus welchem diese Schlange trinkt, und zu Dischampsids Becher, in welchem man alle künftigen Generationen erblicken konnte, weshalb auch der weise Salomo seine Geliebte mit einem Becher verglichen hatte.

*) Aus einer Handschrift des 15. Jahrhunderts.

ringen suchte), die dritte da, wo sie hin verdienten. Den Erzengel Michael haben wir schon S. 241 in Buotan wieder erkannt, Odin aber ist Dithur oder Oddr, Freia's Gemahl, um dessen Entfernung sie goldene Thränen weinte.

Also ist auch Gertrud eine Todtenfrau, eine weiße Frau? Nicht doch! sie ist die schwarze Grette, denn der Schwarzspecht heißt in Norwegen Gertruds Vogel. Warum? Darauf gibt folgendes Märchen Bescheid:

Als Christus und Petrus noch auf Erden wandelten, kamen sie einmal zu einer Frau, die bei ihrem Badtrog stand und den Teig knetete. Sie hieß Gertrud und hatte eine rotte Mütze*) auf. Da beide den Tag über schon weit gegangen, und daher sehr hungrig waren, bat Christus die Frau um ein Stückchen Brod. „Das soll er haben,“ sagte sie, und nahm ein Stückchen Teig und fertete es aus. Aber da ward es so groß, daß es den ganzen Badtrog ausfüllte. „Rein, das ist allzugroß, das kann er nicht bekommen!“ sagte sie. Sie nahm nun ein kleineres Stück, aber als sie es ausgeknetet hatte, war es ebenfalls zu groß geworden; das konnte er auch nicht bekommen. Das dritte Mal nahm sie ein sehr kleines Stück, aber auch diesmal ward es wieder zu groß. „Ja, so kann ich Euch Nichts geben,“ sagte Gertrud, „Ihr müßt daher ohne Mundschmack wieder abziehen, denn das Brod wird immer zu groß.“ Da ereiferte sich Christus und sprach: „Weil du ein so schlechtes Herz hast, und mir nicht einmal ein Stückchen Brod gönnst, so sollst du zur Strafe dafür in einen Vogel verwandelt werden und deine Nahrung zwischen Holz und Rinde suchen, und nicht öfter sollst du zu trinken haben, als wenn es regnet.“ Und kaum hatte er die Worte gesprochen, so war sie zum Gertrudsvogel verwandelt, und flog zum Schorn-

*) Zeichen des Dämonischen s. S. 411.

kein hinaus. Noch jetzt sieht man sie herumfliegen mit der rothen Mütze auf dem Kopf, und schwarz über dem ganzen Leib, denn der Ruß im Schornstein hat sie geschwärzt. Sie hackt und pickt beständig in den Bäumen nach Essen und piept immer, wenn es regnen will, denn sie ist beständig durstig. (Ausschnitten, Norw. Volksm. I. Nr. 2.)

Die schwarze Greet ist also ein Trauervogel, ein Todtenvogel*), ein Pechvogel**), ein Diebshvogel, denn die Gfister (Pica) ist nicht nur dem Namen nach, sondern auch der schwarzen Farbe wegen, mit dem Specht verwandt, und diebisch zeigte sich auch unsere Gertrud, indem sie die bereits versprochene Gabe aus Gewinnsucht wieder vorenthält. Sie erinnert an die Gule, die Shakespeare's Ophelia als verwünschte Bäckerstochter kennt. Wehl sollte sie gestohlen haben. Dann wäre sie ja die den wilden Jäger, der Brod stiehlt (siehe S. 103) und dessen Hunden man Wehl vorstreuen muß (siehe S. 59), begleitende Lut-Diël, sie also ähnlich dem durch den Schornstein, wo der Rauch hinauszieht, seinen Ausweg suchenden Teufel; insofern das wüthende Heer aus Sturmwinden besteht, als Regen verkündender Specht, des Teufels Braut, Frau Hülte, die Windsbraut, die man noch in folgender Sage wieder erkennt:

In Binsenthal erzählt man: Die Windsbraut war ein reiches Edelfräulein, welche die Jagd über Alles liebte,

*) Suidas sagt: Der sterbende Zeus verlangte in Kreta begraben zu sein. Auf seinem Grabe daselbst las man die Aufschrift: Hier liegt nach seinem Tode: Pleus (Specht) der Zeus (Πικρος ὁ Ζεὺς). Der Specht, als Regen anzeigender Vogel, konnte auch darum dem Zeus Ἰετῶν, Jupiter pluvius geheiligt sein.

**), Pleus kommt v. plix, Pech.

aber die Acker der Bauern für nichts achtete, und mit Ungeflüm durch Saatsfelder und Pflanzungen dahin stürmte. Dafür ist sie verwünscht in alle Ewigkeit, mit dem Sturm dahin zu fahren, und wenn der sich erhebt, so eilt sie ihm voran, und wird von feurigen Ungeflümen gejagt, die sie nirgends ruhen lassen. (Kuhn, M. S. Nr. 167.)

In der Briegnitz heißt sie „Frau Gode“, und wird dort ihre Strafe aus einer andern Ursache hergeleitet:

Eine Frelfrau, die Frau Gode genannt, war gar böse mit ihren Mägden umgegangen, daher verwünscht werden, ewig durch die Luft zu jagen. Ramentlich zieht sie in den Zwölften dahin, und da hat sie auch einmal eine Frau eines Sylvesterabends gehört. Sie ging noch spät in der Nacht aus dem Hause, und der Mond schien gerade recht hell, da hört sie auf einmal Lärm und Gebrause, als wenn eine ganze Jagd daher käme, das kam immer näher und näher, so daß sie zuletzt sogar die Schellen der kleinen Hunde im Getöse unterscheiden konnte, aber sehen konnte sie gleichwohl nichts, obschon es eine sehr helle Nacht war. (Ebd. Nr. 217.)

Wer war nun eigentlich die Frau Gode? Ueber sie gibt Kuhn in Haupts's Jtschr. für d. Alt. Auskunft: „Frau Gode oder Herke, Harke heißt die Frigg, die Gattin Odins oder Godens *) jenseits der Ultramark'schen Grenze. Nach ihr ist Godendorf genannt. Eine Meile südlich von Fürstenberg an der preussischen Grenze in Buchholz heißt sie wieder Harke. Am Nordharz im Halberstädtischen und Braunschweigischen sagt man, wenn während der zwölf Tage sich noch Flachs auf der Dieße findet, so komme die Halksche, und zerzaue ihn. In der Briegnitz sagt man an mehreren Orten, z. B. im Heiligengrab: die Godesche

*) Er gab dem Godeusberg, wie als Woban dem Goden-see den Namen.

Stbsche. Uebrigens ist die Hafsche, wie Bertha zur Kinderscheuche geworden. Unartige Kleinen werden bedroht: „wart, die Hafsche kumt.“ In der Utmart, in der Umgegend von Salzwedel und Osterburg wird Gode auch Frau Goe geheissen, bei Fallersleben im Hannover'schen: Frau Koe. Im Ballenstedtischen findet man wieder Frau Harke.

Ebendasselbst liest man: „In der Ufermark kommt die Frigg unter dem Namen Fuik vor, sie verunreinigt, so sagt man dort, den Flachs auf dem Rocken, wenn die Mädchen bis zu dieser Zeit nicht abgesponnen haben. Die Alten erzählen: Fuik sey des Teufels Großmutter, und man habe sie oft des Nachts umhertoben hören. Mancher hat sie auch gesehen, und leicht an den großen Hund erkannt, welche sie stets mit sich führt, denn wenn diese gebellt haben, so sind ihnen große Feuermassen aus Maul und Nase gestiegen. Hietauf erzählt mein Gewährsmann eine Geschichte, aus welcher wir uns überzeugen, daß Fuik = Frigg die, wegen Mehldiebstahl, in den Regen verkündenden, Wolken jagenden Specht verwandelte Bäckerfrau Gertrud sey.

Vor Jahren, als noch der Mahlzwang herrschte, mußten die Raugartner nach der Boizenburger Mühle, um dort ihr Korn mahlen zu lassen. Dahin war auch einmal ein Bauer gefahren und hatte sich etwas verspätet, so daß er erst in der Dunkelheit mit seinem mit Säcken beladenen Wagen nach Hause fuhr. Da hörte er plötzlich ein gewaltiges Toben, gleich darauf kam auch die Fuik mit ihren Hund an dahergeklümt. Der Bauer wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er seine Mehlsäcke freiwillig den Hund der Fuik ausschüttete, die auch sogleich gierig darüber herfielen und das Mehl auffraßen. Hätte er das nicht gethan, so wäre es ihm schlecht gegangen. Betrübte kam

er nun mit seinen leeren Säcken nach Hause, und erzählte seiner Frau, was ihm begegnet sey. Da sagte die Frau: Sind die Säcke leer, so wirf die nur auch hin. Das that er, aber wie verwundert war er, als er am andern Morgen an dieselbe Stelle kam. Da standen seine Säcke wohl gefüllt, wie er sie am Abend vorher aus der Boizenburger Mühle geholt hatte.

Daß man in dieser Gegend Fuik für Frigg ausspricht, erklärt Kuhn damit, daß „der ganze Strich, wo sich das Andenken an die Fuik erhalten hat, von West nach Ost quer durch die Uckermark vom Flecken Gramzow bis Thomsdorf an der Mecklenburgischen Grenze, man kein linguales, sondern nur ein gutturales r hat, weshalb die Sylbe er auslautend immer a wird; der Uebergang von diesem gutturalen r zu u ist aber nach dem gehauchten Lippenbuchstaben leicht erklärlich“ *).

Das Vorhergehende gibt den Schlüssel zu nachstebendem höchst sinnreichen norwegischen Märchen, durch welches die altheidnische Vorstellungsweise nur dunkel durchschimmert.

Eine kränkliche Frau, die selber nicht mehr recht fort konnte, schickte ihren Sohn auf den Stabur **) nach Mehl. Der Bursche wollte eben die Treppe hinuntersteigen, als der Wind gestoben kam, ihm das Mehl weg nahm und damit durch die Luft fuhr. Der Bursch ging nochmals hin, der Wind nahm ihm abermals

*) Um Wollmirkeht und Fisleben, in Röblingen, Erdebörn, Pelfta, Bölskådt, Felfra, und von da aufwärts nach der Saale zu in Federleben, Federkeht, Schochwiz, Gorskleben wird sie statt Holle — wie sie in Zeitz, Weissenfels, Naumburg und Magdeburg heißt — Frau Wolle, in dem nur eine halbe Meile entfernten Jeschwitz an der Saale und in Wellin Frau Rolle, in Gutenberg bei Halle Frau Parre (s. Parke), in Rothenburg Frau Parre, und in Raglitz bei Gutenberg Frau Archen genannt.

**) Ein auf Pfosten über der Erde aufgeführtes Gebäude, das als Vorrathskammer dient.

das Mehl weg, und so geschah es auch das dritte Mal. Das verdross den Burschen und er meinte, es wäre Unrecht von dem Winde, ihm so mitzuspielen, er wollte ihn daher auffuchen und sein Mehl zurückfordern. Als er dem Winde seine Armuth geklagt und die Rückgabe des Mehls aus diesem Grunde um so zuversichtlicher erwartet hatte, erhielt er zur Antwort: Ich habe kein Mehl, aber wenn es dir so dürstig geht, will ich dir ein Luch geben, das schafft dir Alles, was du nur zu essen wünschest, wenn du blos sagst: „Luch decke dich mit allerlei köstlichen Speisen!“ Damit war der Bursch zufrieden. Da aber die Heimath an demselben Tag nicht mehr erreicht werden konnte, lehrte er bei einem Gastwirth auf der Landstraße ein. Als er in der Herberge Abends sein Luch auf einem Tisch in der Ecke ausgebreitet, und sein „Luch deck dich u.“ ausgesprochen hatte, that das Luch seine Schuldigkeit. Da meinten alle, besonders die Wirthin: das Luch sey sehr werthvoll. Als alle Gäste schon schliefen, tauschte sie dieses Luch gegen ein ähnlich aussehendes ein. Am andern Tag berichtete der Bursch seiner Mutter, was er für eine herrliche Entschädigung mitbringe. Diese jedoch wollte erst sehen und dann glauben. Als er seinen Spruch sagte, deckte sich das Luch nicht einmal mit Brod. „Es ist kein anderer Rath, ich muß wieder zum Nordwind,“ sagte er, und machte sich auf den Weg. „Das Luch, das du mir gegeben, sagte er zum Wind, das taugt nichts.“ „Ich habe kein Mehl,“ lautete der Bescheid, aber da hast du einen Bock, der macht lauter Goldducaten, wenn du blos sagst: „Bock mach Gold!“ Damit war der Bursch zufrieden. Als er Abends wieder in die Herberge einkehrte, probirte er seinen Bock, um zu sehen, ob es auch wahr sey, was der Wind ihm gesagt. Die Sache verbielt sich aber wirklich so. Als der Gastwirth das Experiment sah, meinte er, das wäre ein prächtiges Thier, und wie der Bursche eingeschlafen war, holte er sich den Bock und setzte einen von gleicher Farbe an die Stelle, der machte aber keine Ducaten. Am andern Tage berichtete der Bursch, zu Hause angekommen, den Erfolg seiner diesmaligen Reise.

Die Mutter behauptete wieder: Nur was die Augen sehen, glaubt das Herz. „Vod mach Gold!“ rief der Bursche, aber umsonst. Da ging er wieder, dem Wind seine Roth zu klagen, und erhielt von diesem folgende Antwort: Nun habe ich nichts Anderes zu geben, als den alten Stod, der da in der Ecke steht; der hat die Eigenschaft, daß wenn du sagst: „Stod, Schlag zu!“ er so lange zuschlägt, bis du wieder sagst: „Stod, steh still!“ Weil nun der Weg nach Hause wieder nicht kurz war, so kehrte der Bursch auch an dem Abend wieder bei dem Gastwirth ein. Da er aber wohl so halbwegs begreifen konnte, wie es mit dem Tuch und dem Vod zugegangen, fireckte er sich sogleich auf die Bank hin und fing an zu schnarchen. Der Wirth, der sich wohl denken mochte, daß der Stod zu etwas taue, suchte einen Andern hervor, der diesem ganz ähnlich war, und wollte ihn an die Stelle setzen, denn er glaubte, der Bursche schliefe. Wie er aber den Stod wegnehmen wollte, rief der Bursch: „Stod, Schlag zu!“ Der Stod schlug auf den Gastwirth los, daß dieser über Tisch und Bänke fuhr, und rief und bat: „Ach Pergott! laß blos den Stod wieder aufhören, sonst schlägt er mich noch todt! Ich will dir auch gerne dein Tuch und deinen Vod wieder geben.“ Als es dem Burschen schien, daß der Wirth genug hätte: rief er: „Stod, steh still!“ Er nahm nun sein Tuch und steckte es in die Tasche, band dem Vod eine Schnur um die Hörner und nahm den Stod in die Hand, und fort ging er mit Allem, bis er nach Hause zu seiner Mutter kam, und nun hatte er guten Ertrag für's Mehl bekommen. (Abjörnsen, Norw. Volksm. I. Nr. 7.)

Der Wind, welcher das Mehl des Burschen gestohlen hatte, wird kein anderer als Gode (Odin) oder seine Frau gewesen seyn. Die Zeit des Diebstahls: die Christnacht oder Neujahrnacht, denn man glaubt, daß Frau Holle in den Zwölfen die Witterung für das ganze Jahr mache, und daß jeder Monat desselben ganz so ist, wie sein Tag zwischen Christnacht

und der Nacht vor dem Dreikönigsfest (Meinhard, Potsdams Vorz. S. 164). In Memitz bei Halle denkt man sich in den zwölf Nächten eine Taube durch die Luft fliegend. Hört man ihren Flügelschlag (Wunschwind), so freuen sich die Landleute, denn dieses Aussehen ist das Anzeichen eines fruchtbaren Jahrs. Wo sie sich niedergelassen hat, da grünt und blüht es im kommenden Sommer am schönsten, wo sie vorüberzieht, werden die Felder fruchtbar (Sommer, Thür. Sag. Nr. 9). Der Wind in dieser Nacht heißt aus diesem Grunde der Wunschwind, und Odin hat davon das Prädicat Oski: der Gewünschte, wovon der Mannsname Oskar. Odin besitzt aber auch die Wunschruthe (s. S. 75), einen Zauberstab, mit dem man Alles erreichen kann, wie der Bursch in unserm Märchen, der mittelst des Stockes Luch und Vock wieder erblickt. Das Luch war die Schneedecke, welche in der Christnacht über die Erde ausgebreitet ist, Letztere, weil sie allen Wesen Nahrung gibt, ein mit Speisen besetzter Tisch. Wenn es aber im Winter nicht schneit, so erfriert das Saatkorn im Boden, und es gibt ein Hungerjahr. Darum ist am Besten dieses Luches so viel gelegen. Fehlt es, so werden die Speisen ausbleiben. Daß der Schnee ein Geschenk des Windes ist, sagt schon das Wort Schneegestöber, darum muß das Wunschtuch vom Winde geholt werden. Daß der Vock Sturm und Blitz zugleich bedeutet, habe ich schon S. 287 durch sprachliche und andere Beweisgründe festgestellt. Das Gestirn die „Ziege“ bringt mit den Frühlingsstürmen das erste Gewitter. Der Blitz electrifizirt die Erde, und die goldene Saat schießt alsbald üppig hervor. Daß Getreide unter dem Golde zu verstecken sey, hat schon Homer gewußt, als er den „goldenen Halm der Demeter“ pries.

Über auch an mehreren Stellen dieses Buches ist gezeigt worden, daß dieses Bild auch den germanischen Völkern bekannt war. Die Gaben der Erdmännlein verwandeln sich in Gold oder in Brod. Der Bursche in unserm Märchen mit seinem: „Luch deck' dich!“ erinnert an Fortunatus Wünschhütlein mit seinem: „Lisch decke dich!“ im Kindermärchen. Wünschhut und Wünschelruthe erinnern Grimm (S. 828) nicht nur an den Petasus des Gottes Hermes und seinen caduceus, sondern auch an Wuotans (Odins) gekrempten Hut, wovon er Höddr: der „Bebutete“ hieß und seine Wünschelgerte. Den Hut (die Wolkendecke) hat Odin als Sturmwind auf. Da wir aber es jetzt mit Frau Gode, nicht mit ihrem Mann zu thun haben, folglich ist nachzuweisen, daß sie der Wind war, welcher dem Burschen das Mehl stahl. Wenn Odin der personifizierte Wunsch, so ist seine Frau die Fortuna. Daß auch sie den Hut besitzt, zeigt ihr Name: „Frau Hütt“. Sie wohnt auf den Gebirgen um Innsbruck. Sie war eine Riesenkönigin, jetzt ist sie versteinert. Wie dies zugegangen, berichtet folgende Sage:

Frau Hütt hatte einen Knaben, der hatte sich eine Tanne zum Stedenpferd abknicken wollen, weil aber der Baum am Rande eines Morastes stand, so war das Erdreich unter ihm gewichen, und er bis zum Haupt in den Roder gesunken, doch hatte er sich noch glücklich herausgeholfen. Frau Hütt tröstete ihn, versprach ihm ein neues Kleid, und rief einen Diener, der sollte weiche Brosamen nehmen, und ihm damit Gesicht und Hände reinigen. Kaum aber hatte dieser angefangen mit der edlen Gottessgabe so sündlich umzugehen, so zog ein schweres Gewitter daher, das den Himmel ganz zudeckte. Als dieser sich wieder aufhellte, waren die reichen Kornfelder und die grünen Wiesen verschwunden, überall nur Blöße mit zertrünten Steinen, wo kein Grasspaln mehr wachsen konnte,

in der Mitte aber stand Frau Hütt — versteinert. (Mythl. 1811. Nr. 28.)

Frau Hütt ist die Personification der unfruchtbaren steinigen Erde — Rindr (Rinde) Dvins andere Gemahlin — im Gegensatz zur Fruchtbarkeit spendenden Frigg. Ihr Name kann sich ebensowohl auf den steinigen Acker beziehen, durch welchen kein Grashalmchen durchzudringen vermag, als auf den Wolfenbimmel, der die — im Winter, wo man Schnee, nicht aber Gewitter braucht — Verderben bringenden Blitze barg. Das Brod, womit der Riesin Sohn gereinigt wurde, war der fruchtbare Schlamm selber, von dem er gereinigt seyn wollte, und bezieht sich auf den morastigen Boden um Weihnacht, wenn der Frost bis dahin ausblieb, was der Landmann nicht gern sieht, wie auch wirklich hier das winterliche Gewitter die ganze Umgegend unfruchtbar machte. Dieser Hut der Frau Hütt war also kein Wunschhut, so wie die Lanne, nach welcher ihrem Knaben gelüftete, keine Wunschruthe, denn sie hatte ihn nur in den Morast gelockt.

Daß aber Frau Fuil oder Frigg die Wunschruthe besaßen, bestätigt Kuhn a. a. D. mit folgendem Märchen:

Ein paar arme Kinder, Bruder und Schwesterchen, gingen einmal in den Wald, um Beeren zu suchen, und kamen dabei immer weiter vom Wege ab. Als sie nun heimkehren wollten, konnten sie ihn nicht wieder finden. Da waren sie gar traurig und betrübt, und stiefen bald hierhin, bald dorthin, ob sie nicht Jemand fänden, der sie auf den richtigen Weg brächte. Als sie so umherirrten, kamen sie an eine Thüre, die zu einer unterirdischen Höhle führte. Da klopfen sie an, und heraus trat die alte Knit. Die war eine gewaltige Zauberin und Menschenfresserin. Sie führte sie hinein in ihre Höhle, und als sie die Kinder eine Weile betrachtete hatte, sperrte sie den Bruder in

Über auch an mehreren Stellen dieses Buches ist gezeigt worden, daß dieses Bild auch den germanischen Völkern bekannt war. Die Gaben der Erdmännlein verwandeln sich in Gold oder in Brod. Der Bursche in unserm Märchen mit seinem: „Tuch deck' dich!“ erinnert an Fortunatus Wünschhütlein mit seinem: „Tisch decke dich!“ im Kindermärchen. Wünschhut und Wünschelruthe erinnern Grimm (S. 828) nicht nur an den Petasus des Gottes Hermes und seinen caduceus, sondern auch an Buotans (Odins) gekrempten Hut, wovon er Höddr: der „Bebutete“ hieß und seine Wünschelgerte. Den Hut (die Wolkendecke) hat Odin als Sturmwind auf. Da wir aber es jetzt mit Frau Gode, nicht mit ihrem Mann zu thun haben, folglich ist nachzuweisen, daß sie der Wind war, welcher dem Burschen das Mehl stahl. Wenn Odin der personifizierte Wunsch, so ist seine Frau die Fortuna. Daß auch sie den Hut besitzt, zeigt ihr Name: „Frau Hütt“. Sie wohnt auf den Gebirgen um Innsbruck. Sie war eine Riesenkönigin, jetzt ist sie versteinert. Wie dieß zugegangen, berichtet folgende Sage:

Frau Hütt hatte einen Knaben, der hatte sich eine Lanze zum Steckenpferd abknicken wollen, weil aber der Baum am Rande eines Morastes stand, so war das Erdreich unter ihm gewichen, und er bis zum Haupt in den Morde gesunken, doch hatte er sich noch glücklich herausgeholfen. Frau Hütt tröstete ihn, versprach ihm ein neues Kleid, und rief einen Diener, der sollte weiche Brosamen nehmen, und ihm damit Gesicht und Hände reinigen. Kaum aber hatte dieser angefangen mit der edlen Gottesgabe so sündlich umzugehen, so zog ein schweres Gewitter daher, das den Himmel ganz zudeckte. Als dieser sich wieder aufhellte, waren die reichen Kornfelder und die grünen Wiesen verschwunden, überall nur Wüste mit zerstreuten Steinen, wo kein Grashalm mehr wachsen konnte,

in der Mitte aber stand Frau Hütt — verkleinert. (Mgbl. 1811. Nr. 28.)

Frau Hütt ist die Personification der unfruchtbaren steinigen Erde — Rindr (Rinde) Odins andere Gemahlin — im Gegensatz zur Fruchtbarkeit spendenden Frigg. Ihr Name kann sich ebensowohl auf den steinigen Acker beziehen, durch welchen kein Grashalmchen durchzudringen vermag, als auf den Wolkenhimmel, der die — im Winter, wo man Schnee, nicht aber Gewitter braucht — Verderben bringenden Blitze barg. Das Brod, womit der Kiefern Sohn gereinigt wurde, war der fruchtbare Schlamm selber, von dem er gereinigt seyn wollte, und bezieht sich auf den morastigen Boden um Weihnacht, wenn der Frost bis dahin ausblieb, was der Landmann nicht gern sieht, wie auch wirklich hier das winterliche Gewitter die ganze Umgegend unfruchtbar machte. Dieser Hut der Frau Hütt war also kein Wunschhut, so wie die Lanne, nach welcher ihrem Knaben gelüskete, keine Wunschruthe, denn sie hatte ihn nur in den Morast gelockt.

Daß aber Frau Fuit oder Frigg die Wunschruthe besessen, bestätigt Kuhn a. a. O. mit folgendem Märchen:

Ein paar arme Kinder, Bruder und Schwesterchen, gingen einmal in den Wald, um Beeren zu suchen, und kamen dabei immer weiter vom Wege ab. Als sie nun heimkehren wollten, konnten sie ihn nicht wieder finden. Da waren sie gar traurig und betrübt, und liefen bald hierhin, bald dorthin, ob sie nicht Jemand fänden, der sie auf den richtigen Weg brächte. Als sie so umherirrten, kamen sie an eine Thüre, die zu einer unterirdischen Höhle führte. Da klopfen sie an, und heraus trat die alte Fuit. Die war eine gewaltige Zauberin und Menschenfresserin. Sie führte sie hinein in ihre Höhle, und als sie die Kinder eine Weile betrachtet hatte, sperrte sie den Bruder in

einen Stall und sprach: „Du sollst mir fett werden, dann will ich dich fressen“. Das Schwesterchen aber behielt sie bei sich in der Höhle, daß sie ihr in der Wirthschaft beistehet. Das that die Arme, obwohl mit innerem Grauen, denn sie fürchtete sich vor der Alten, aber sie hoffte doch, daß es ihr vielleicht noch gelingen werde, ihr Brüderchen vor dem grausamen Tode zu retten. Endlich machte sie einen Weg ausfindig, auf den sie hoffte, ihren Wunsch zu verwirklichen. Die Hülfe trug nämlich eine große Tasche am Gürtel, in der war ein Stäbchen, wenn sie das nahm und damit durch die Luft strich, war gleich da, was sie wünschte. Das hatte die Kleine zufällig einmal gesehen, denn die Alte trug die Tasche stets bei sich und legte sie niemals ab. Als daher die Hülfe eines Tages ein Mittagschläschen machte, holte die Kleine eine Scheere vor und schnitt ihr die Tasche, in der sich das Stäbchen befand, ab. Dann lief sie eiligst zum Stall, in welchem das Brüderchen schmachtete, holte das Stäbchen hervor, hielt es an die Schösser und Riegel, welche die Hülfe vor die Thüre gelegt. Da sprangen sie auf und das Brüderchen war frei. Nun liefen sie eilig davon, daß sie der Hülfe entkämen, und waren auch schon eine weite Strecke fort, da erwachte diese erst. Sogleich vermißte sie ihre Tasche, und sah, daß die Kinder entflohen waren. Mit gewaltigen Schritten war sie hinter den Kleinen her, immer näher kam sie, immer näher, jetzt konnten die Kleinen, die sich aus Furcht vor ihr von Zeit zu Zeit umschauten, sie schon sehen. Nun waren sie gerade an einem großen See. Rasch nahm daher das Schwesterchen das Stäbchen aus der Tasche, und verwandelte sich in eine Ente, das Brüderchen in einen Erpel, und so schwammen sie nun auf dem breiten Wasser dahin, und die Alte lief wüthend am Ufer auf und ab, denn so groß sie auch war und so lange Arme sie auch hatte, sie konnte doch weder zu ihnen herüberwaten, noch sie mit den Händen greifen. Aber da kam ihr plötzlich ein Gedanke, und hätte sie den ausführen können, so wäre es beiden Geschwistern gar traurig ergangen. Sie setzte sich nämlich nieder an den See und

begann ihm auszutrinken. In gewaltigen Zügen schlürfte sie das Wasser hinunter, immer enger und enger ward der Raum, auf dem die Beiden umberschwimmen konnten, immer gewaltiger schwoh der Leib der Fuik auf. Schon konnten sie ganz nahe ihr wildes Antlitz sehen, da that sie noch einen großen und gewaltigen Zug. Sie war geploßt und stand nimmer wieder auf. Nun schwammen Bruder und Schwester lustig ans Ufer, die Kleine nahm das Stäbchen und schaffte ihnen die frühere Gestalt wieder, strich mit ihm durch die Luft, und wünschte dies und das. Sie fanden auch mit ihm den richtigen Weg wieder und kamen zu ihren Eltern zurück und wurden reiche Leute.

„In diesem Märchen,“ bemerkt Kuhn, „ist die Fuik ganz so zur Here und Zauberin geworden, wie Frau Holle und Frau Berchta in andern Märchen und Sagen. Außerdem ist das Zauberstäbchen bedeutsam. Die Fuik scheint es zu führen wie Wuotan die Wünschelruthe, doch nicht als ihr ursprünglich *) eigentümlich, sondern wie die spätere christliche Zeit alle Eigenschaften der Götter auf Göttinnen übertrug, und das Andenken an Jene entweder ganz unterging oder nur noch in dem einen Teufel fortlebte, so wird auch die Wünschelruthe von Wuotan auf die Fuik übertragen seyn.“ Was das Ausstrinken des See's zu bedeuten habe? hat Kuhn zu beantworten unterlassen. Sollte vielleicht das Einsaugen der Nässe, welche der Winter erzeugt, in welchem die Sonne zu schwach ist jene auszutrocknen, hier zu verstehen seyn? Bedeutet das Plagen der Erde die Risse, welche die austrocknende Frühlingssonne bewirkt?

*) Warum nicht ursprünglich? Einen Beweis für die Ursprünglichkeit dieses Besitztums könnte der Aberglaube abgeben, daß die Springwurzel — und diese ist doch von der Wünschelgerste und dem Zauberstab nicht verschieden — ein Geschenk des Schwarzspruchs sey. (Grimm S. 925.) Der Getreidevogel ist aber die schwarze Grett, die schwarze Frau, nach Umständen wohl die weiße Frau, obschon wir diese S. 539 unter der Gestalt einer Taube erkannt haben.

Man hat die weiße Farbe der gespenstlichen *Altenfrau* erlauchter Häuser als die ehemalige Trauerfarbe der Wittwen zu deuten versucht, gegen welche Behauptung die schwarzen Frauen, die ein gleiches hohes Alterthum im Anspruch nehmen, protestiren dürfen. Da es nun so ziemlich erwiesen ist, daß die älteste weiße Frau die in der Christnacht umziehende *Berchiba*, *Bertha* oder *Holle* sey, nämlich die Naturgöttin *Frigg* oder *Freia*, so möchte ich ihre weiße Farbe auf das Leichenkleid beziehen, das die mütterliche Erde um Mittemwinter einhüllt, nämlich auf die Schneedecke, und nur wenn der Schnee bis dahin ausbleibt, ist sie eine schwarze Frau, welches Prädicat auch die winterliche Naturgöttin von den Griechen (*Demeter melanis* = die schwarze *Ceres*, *Aphrodite melainē* = die schwarze *Venus*) erhalten hatte. Die wichtigste Stütze findet diese Behauptung in dem Umstande, daß in der Mittesommernacht, also in jener der Christnacht entgegengesetzten Jahrbälfte, in manchen Gegenden sich eine grüne Jungfrau zeigt.

Auf dem Hausberge bei Eisleben stand vor alter Zeit ein mächtiges Schloß, welches in den Berg versunken ist, doch sich einst wieder aus ihm erheben wird. Das Burgfräulein ist mit in den Berg verwünscht, und wird nur in einer Johannisnacht frei. Dann wandelt sie auf dem Berg umher, trägt einen Schlüsselbund am Gürtel, und ist ganz grün gekleidet, weshalb sie das Volk die grüne Jungfer nennt. Wer ihr begegnet, wird reich beschenkt, das größte Glück aber ist dem bestimmt, dem es einst gelingen wird, sie zu erlösen. Jedem nämlich, den sie trifft, gibt sie einen Schlüssel und führt ihn zu einer Fallthüre auf den Gipfel des Berges, die auch nur in der Johannisnacht zu sehen ist. Die Thür heißt sie ihn aufschließen, und dann begleitet sie ihn durch die weiten Gemächer des Schloffes, zeigt ihm alle Herrlichkeiten, und führt ihn zuletzt vor ein Buch,

welches ihre und des Schlosses Geschichte enthält. Dieses Buch heißt sie ihn lesen, denn es ist in so alter Schrift geschrieben, daß noch Niemand es zu lesen vermocht hat. Wenn aber einst Jemand das Buch wird lesen können, so wird sich das Schloß aus dem Berge auf den Gipfel desselben heben, und die Jungfer wird erlöst seyn, und ihren Erlöser zum Herrn des Schlosses und zu ihrem Gemahl machen. (Sommer, Thür. Sag. Nr. 12.)

Das Buch, welches die Geschichte des Schlosses enthält, ist unstreitig jenes Buch, welches die Geschichte der Welterschöpfung bis zu ihrem Untergange, eigentlich der Jahreszeiten, enthält, die Völuspa, welche von der weissagenden Böla, einer priesterlichen Jungfrau, in der Mittsommernacht recitirt wurde (vgl. Legis Fundgruben v. Nord. II. S. 6). Wenn das Zeiträthsel der Sphinx gelöst ist, stürzt sie sich in den Abgrund, und ist erlöst, d. h. sie ist nicht mehr an die Zeitlichkeit gebunden, sie selber, die personificirte Zeit, hat aufgehört. Darum kann derjenige, welcher sie zu erlösen berufen ist, nur der letzte Mensch seyn. Seit die Göttin nach christlicher Auffassung nur für ein dämonisches Wesen, oder gar für eine im Zustande der Unseligkeit Verkörperte gilt, mußte sie auf die Erlösung im christlichen Sinne harren.

Man wird zwar einwenden, daß die grüne Farbe sich auch auf die im Korn umwandelnde Roggenmuhme, auf die Erbsenmuhme, oder auf die Moosweibchen, welche der wilde Jäger vor sich hertreibt, beziehen könne. Dem steht aber entgegen, daß auch die Seerjungfrauen, welche wir oben als weißgekleidete Nonnen erblickten, von den Volksfagen als grüne Nixen gekannt sind. Endlich würde, wenn man nicht die abwechselnd weiße und grüne Farbe auf Winter und Sommer deuten wollte, eine andere Frage, warum manchmal die

weiße Frau zur Hälfte auch schwarz gekleidet erscheint (f. S. 520), neue Verlegenheiten bereiten. Daß die weiße Frau eine Kalenderfigur, nicht aber die auf Erlösung harrende Ahnfrau irgend eines fürstlichen Geschlechtes sey, bezeugt ihr regelmäßiges Erscheinen beim Abschluß von wichtigen Jahrsepochen.

Zu Osterode liegen auf einem Hügel vor dem Thor die Trümmer einer Burg. Ihr letzter Besitzer hinterließ eine wunderschöne Tochter, und weil sie den Bewerbungen eines in der Magie erfahrenen Ritters kein Gehör gab, so zerstörte er die Burg und fluchte der Jungfrau, daß sie als Hund tief unten in dieser Burg hausen, und nur am Ostermorgen sich in ihrer natürlichen Gestalt den Menschen zeigen soll. Das thut auch die Bezauberte, sie erscheint dann im schneeweißen Gewande, wandelt langsam vor Sonnenaufgang auf den Bach zu, wäscht sich daraus, und wartet, daß sie Einer erlöse. Schon Manchen hat sie reich beschenkt, aber es hat noch Keiner mit ihr durch die eiserne Thüre kommen können, die ihr Gewölbe verschließt. (Parrys, Niedersächs. Sag. II. S. 58.)

Das Gewölbe ist das Innere der Erde; die Schätze, welche die Jungfrau mittheilt, beziehen sich auf den Ackerbau; der Bach, in welchem sich die Jungfrau am Ostermorgen wäscht, ist das vom Volksglauben gerühmte, die Jugendreize conservirende Osterwasser, die Wirkung des Märzschnee's (f. Kloster VII. S. 244), also ein Jungbrunnen, ein Hullenbrunnen, ein Hertha- bad (vgl. S. 500).

Wie Ostia *), die von Ost, Licht, als Lenzverkün-

*) Von dieser Frühlingsgöttin haben sehr viele Ortsnamen den Namen als: Ostia (Gorwerk bei Dresden), Ostia (Dorf bei Halle), Ostied, Ostberg, Ostborn, Ostburg (in der Altmark), Ostbagen, Ostholz, Osthofen, Ostig, Ostloch (eine Höhle im Landgericht Sulzbach), Ostnobe (ein Markt unweit davon), Ostwald, Ostwiese, Ostluppe (in Thi-

berin den Namen hat, den Harzbewohnern am Ostermorgen, so erscheint in Baiern und Deutschböhmen am Zucientag (13. Dec.) Frau Luz, im Namen eine Lichtbotin, denn noch vor Ausgang des December nehmen die langen Nächte ab. Auch sie ist, wie die in der Dreikönigsnacht schreckende Bertha, eine Bauchaufschneiderin (Grimm S. 1212). Die Frau des Hirsfelberges zeigt sich nur am Fastnachtsdonnerstag, viele weiße Frauen nur in der Frohnfaste, das gespenstische Postell in der Schweiz am Donnerstag vor Weihnacht, die weiße Frau von Neuhaus am grünen Donnerstag u. s. w.

Wie das Erscheinen vieler gespenstischen Frauen an die Jahreszeit gebunden ist, ebenso das Sichtbarwerden mancher ihrer Mitschweftern an die Tageszeit; Einige erscheinen um Mitternacht*), Andere um Mittag**), wieder Andere bei Sonnenaufgang***), wie die Ostra am Jahresmorgen u. s. w.

Man hat demnach alle diese Wesen, die unter den Namen Holle, Bertha, Harte, Gode, Fried, Luz u. in den verschiedenen Provinzen Deutschlands bekannt sind, gleichwie die Göttinnen der alten Germanen und Scandinavier, als verschiedene Manifestationen eines und desselben Wesens, der Freia (Frau) zu erklären. Die Identität von Odins Gattin: Frigg (Fried) mit der Freia, ist schon oben festgestellt worden (s. S. 452), als gespenstische weiße Frau um Winter haben wir sie in der Huil (S. 535) wieder erkannt; wenn demnach Odin noch andere Frauen zugeheißt wurden, so

zingen), Oftergard (eine schwed. Insel), Ofterode (im Harz), Oskrow, (vielleicht auch Oskralow, Oskralenta) u. a. m.

*) Stahl westphal. Sag. S. 123.

**) Wolf D. E. Nr. 210. 211.

***) Müllershof Nr. 455.

können es nur verschiedene Prädicate der Frigg seyn, denn wie es nur Einen Gott gibt (in Odin sind alle Asen x. enthalten), so auch nur Eine Göttin, jener das zeugende, diese das gebärende Prinzip. Odins zweite Gemahlin, die Mutter des Donnerers Thor, heißt *Jörð*, d. i. Erde = *Hertþa*, vielleicht auch *Bertþa*? Ihr anderer Name war *Flodhyn*, die deutsche *Fludana*, vielleicht auch *Hulda*, *Holle*? Im Altn. bedeutet *Haldr* die Dunkle, also die winterliche oder nächtliche, gespenstische. Der Hollunder, welcher prophetische Träume (*Somnambulismus*) erzeugen soll, hat von *Holle* den Namen. Der Volksglaube läßt auf ihm sich die Gespenster wiegen. Auf vielen Kirchhöfen findet man nur diesen Baum angepflanzt. Gehört auch der (Schlafwachen erzeugende) *Wachholder* der *Holle*? Auch er ist der Sammelplatz von Geistern, guten wie bösen (*Lettau* und *Lemme Sag.* *Östpreussens* S. 259). Odins winterliche Gattin war *Rindr* (*Frostrinde*, *Eisdecke*). Diese hatte ihm den Lichtgott *Vabi*, den dem Januar vorstehenden Asen, den *Rächer Baldrs* geboren, denn nach der längsten Nacht bricht eine neue Sonne hervor. Von *Rindr* hat *Saro* einen *Mythus* aufbewahrt, welcher an die *Demeter Erinnyis* (d. i. die *Furie*, *Ceres* in der Unterwelt, die im Winter unsichtbare Naturgöttin) erinnert. Denn wie diese sich gegen die Umarmung *Poseidons* gestraubt hatte (die gefrorne Erde saugt kein Wasser ein und widerstrebt der Befruchtung), so soll *Rindr* gegen *Odin* spröde gewesen seyn, bis sie endlich seiner List unterlegen war. *Odin* als *Qdr* ist Gemahl der *Freia*. Da diese der weibliche *Freir*, wie *Artemis* der weibliche *Apollo* ist, *Freirs* Identität mit *Odin* S. 321 nachgewiesen wurde, so hat man ein Recht, *Freirs* Geliebte,

die schöne Niesentochter *Gerdr*, für die Frühlingsgöttin *Freia* zu halten. Ihr Name spielt auf das *Gitterwerk* an, von welchem ihre Wohnung umgeben, in welcher sie eingeschlossen und von wüthenden Hunden bewacht war (*Saem.* 62), und aus welcher ihr Geliebter sie erst befreien mußte, ehe er zu ihrem Besitz gelangen konnte. Die erwärmenden Sonnenstrahlen waren es, mit welchen der Lenzgott die mit der Waberlohe umgebene Geliebte befreit, und sich mit ihr vermählt hatte. Auch der höhnere *Sigfried* hatte seine Geliebte sich aus einer solchen Waberlohe erobern müssen, und vielfach entstellt kommt das wabernde Flammenschloß noch in den Volksagen vor (*Grimm D. S.* Nr. 281). Während ihrer Gefangenschaft war *Gerdr* die in der Unterwelt hausende *Hel* (*Freia* als schwarze *Greet*) gewesen, *Freia*, welche die Todten bei sich aufnimmt. *Helheim* wird nämlich als ein umschlossener, von festem *Gitterwerk* umgebener, von dem Hunde *Garrur* bewachter Ort gedacht, darum heißt *Loki*, der Vater der *Hela*, *Loki*, d. h. *Einschließer*. Da nun die nordische Unterwelt, wie eine *Beste*, mit *Graben* und *Gitterwerk* umgeben, dargestellt wurde, so erklären sich hieraus die in den Volksagen vorkommenden *Burgen* (*Grimm D. S.* Nr. 291. *Mone Anz. f. R. v. Borz.* IV. S. 407 u. dft.), deren Eingang ein schwarzer Hund oder sonstiger gespenstischer Wächter behütet (*Kinderm.* III. S. 14). *Utgardar* haben wir S. 353 als die Wohnung *Loki's*, des zerschredenden *Prinzips*, kennen gelernt. Dieses Gebiet ist eben *Helheim*, also *Gerdr* identisch mit *Hela*, die unterirdische oder schwarze *Venus*, im *Hörselberge* den *Tannhäuser*, wie *Hela* den *Lichtgott Baldr* festhaltend, aber im Lenz, wenn *Skirnir*, d. i. der *Aufsteiger*, die *Gerdr* an das Licht wieder herauf-

bringen soll, und für diese Dienstleistung sich Freir Schwert, den die Erde spaltenden befruchtenden Sonnenstrahl erbittet, dann wandelt sich Gerbr aus einer schwarzen Hel in die freundliche Nanna, Baldrs Gattin, um. Auch ein Ross, welches durch Flammen setzen kann, hatte sich Skirnit zu dieser Reise von Freir erbeten; es ist dasselbe Ross, dessen weiße Farbe den Frühling anzeigt, und das Sigfried und St. Georg ritten, als sie gleichfalls eine schöne Jungfrau den Zähnen des (Winter-) Drachen, dem Höllenrachen, entriffen; es war derselbe Schimmel, auf welchem Odinoghue in Irland noch jetzt alljährlich am ersten Mai aus der Fluth emporsteigt, wie die Lenzgöttin Osra, Hertzha aus dem Jungbrunnen; denn die Frucht ist der Zeugungsstoff, alle Wiedergeburt ist aus dem Wasser, welches auflösendes und schaffendes Element zugleich ist. Gefjun, welcher der jüngern Edda zufolge alle diejenigen dienen, welche als Jungfrauen starben, also eine Unterweltsgotttheit, Gefjun ist, ihrem Namen zufolge, eine Meergöttin, wie Ran; deren Netz (Saem. 180) ein Todesnetz^{*)}, dem Gitter der Hel entspricht; also das Prototyp aller weißen Frauen, die nicht aus Bergen (aus Helheim), sondern aus Seen hervorkommen; aber Gefjun ist auch die dem Meer entfliegene Venus, die eine neue Zeit, eine Wiederschöpfung verkündet. Gefjun ist ein Prädicat der Freia! (Sn. 37). Seeland war auf ihr Geheiß aus dem Meere hervorgetaucht; oder mit vier Siteren (die Frühlingsstürme) hatte sie es von Schweden losgerissen und zu ihrem Eigenthum gemacht (vgl.

*) Ran (Rahana) heißt: die Räuberische (raena: rapere, spoliare). Wie Hel gibt auch sie ihren Raub nicht heraus. Extraktens sind ihre Beute, „zur Ran fahren“ (fara til Ranar, Fornm. Sög. 6, 376) s. v. a. ertrinken.

Haupt Ztschr. I. S. 95, wo Stiere Stürme bedeuten). Die neue Erde ist in der Göttin mit den verjüngenden Äpfeln, in der jugendlichen Iðhuna (i. e. Wiederkehr 20. des Jahrs) personifizirt. Darum ist Iðhuna die Gemahlin Bragi's, welcher seinem Namen zufolge ein Glänzender (Lenz = Glanz). Aber auch Iðhuna weilt nicht immer auf der Oberwelt, denn wie Proserpine, die Saatenpflückerin, das blühende Kind der Ceres, im Herbst von Pluto in sein dunkles Reich entführt ward, so Iðhuna in derselben Jahreszeit von dem bösen Loki, der sie, wenn die grüne Pflanzenwelt von der Erde entwindet, in die Gewalt des Winterriesen Thiaff bringt, dem sie aber im Frühjahr durch denselben Gott wieder entrisen wird. So ist Iðhuna schicksalsverwandt mit Gerdr, der Geliebten des Frekr, des nordischen Liebesgotts, und im Winter, wo der Gott „im Hügel“ weilt (s. S. 321), lebt sie in der Unterwelt, sie ist also Freia, zu der alle weiblichen Leichen kommen *). Aber im Sommer, dessen Wiederbringung nur dadurch möglich wird, daß Loki Freia's Falkengewand anzieht, und der Donnerer Thor, Freia's Gestalt annehmend, dem Winterriesen den gestohlenen Donnerkeil ablistet, im Sommer heißt sie Freia, als Thors Gemahlin, Sif, d. i. die Getreidegöttin; ihr schönes Paar, welches die Edda so sehr rühmt und das Loki (im Herbst) abschneid, dafür aber ein schöneres aus Gold schmiedete (Snorr. 119. 130.) ist — der goldene Halm der Demeter, der Flachsstopf der Holle (s. S. 439). Auch Ceres heißt die Blonde (*Ἐρινύς Ἰμυρῆος* Iliad. 5, 500.). Die Jungfrau mit dem Aehrenbüschel tauscht

*) Thorgerdr (Egilsa. p. 603) weigert sich irdischer Nahrung. Sie denkt bald bei Freia zu speisen!

dieses im nächstfolgenden Monat gegen eine Waage aus, Ceres wird dann Themis (*Ἀθηναία Θεμισσοπος*). So wandelt sich Sif in Syn, die Göttin der Sühne, der Gerechtigkeit um, welche die Angeklagten schützt (Sn. 38.). Mit ihr in gleicher Reihe steht Þór, genit. Varar, Göttin der Treue und des abgeschlossenen Vertrags (Sn. 37. 38.). Diese beiden Göttinnen sind also wieder Freia, bei deren Eber man Eide ablegte (s. S. 322), oder Frigg, welche den Eiden vorsteht (Grimm S. 280), vermuthlich auch als eine nordische Nemesis und Todten richtende Persephone gekannt war, weil in Nordengland im Herbst — wo die Natur abstirbt — noch jetzt Vermummte einen „Riesentanz“ aufführen, bei welchem zwei Schwertter um den Hals eines Knaben geschwungen werden, ohne jedoch ihn zu verletzen (also wie das Geißeln der Knaben am Altare der Mondgöttin in Sparta, ein symbolischer Opfertod). In Niedersachsen ist an die Stelle der Frigg „Fru Freke“ getreten, die sonst Frau Holle heißt (Eccard de orig. Germ. p. 398: *celebratur in plebe saxonica Fru Freke, cui eadem munia tribuuntur, quae superiores Saxones Holdae suae adscribunt*). Grimm bemerkt (S. 281), daß das altwestphälische Stift Frickehorst auf einen ehemaligen Hain der Frigg hindeutet. An das fränkische Frickehausen im Untermainkreise hat er also nicht gedacht, von dessen See die Bewohner der Umgegend so viel Märchenhaftes zu erzählen wissen, z. B., daß er auf seiner Oberfläche durchaus keinen Körper trage, sondern ihn urplötzlich verschlinge, daß sich von den Vätern eine Tradition vererbt habe, dieser See werde einst ganz Franken überschwemmen, denn er sey eine Ader des

Meeres, deßhalb auch in der Domkirche zu Würzburg, wie man sagt, alljährlich eine Messe gelesen wird, daß Gott die Ueberschwemmung Frankens durch diesen See verhüte. Daher getraue man sich auch nicht, mit einem Kahn das verrufene Wasser zu befahren. Fische sollen darin sich aufhalten, aber nur selten sichtbar geworden seyn. Im Jahre 1793 will ein Jäger hier einen Fisch von der Größe eines Schweins gesehen haben; ein anderer Jäger gewahrte aber an der Seefläche zwei riesige Fischungeheuer, die, als er nach ihnen schoß, sogleich untertauchten, aber einige Schuppen schwammen von den Getroffenen auf dem Wasser, die der Jäger aufsuchte und den Leuten zeigte, sie waren so groß wie ein zinnerner Teller (Wechstein fränk. Sagenschatz S. 300). Hier zeigt sich Frigg, nach welcher dieser dem ganzen Lande Untergang drohende See heißt, als die Göttin Ran, die vorhin als die Eigenschaften von Hela und Freia in ihrer Person vereinigend, dargestellt wurde.

Wie Frigg Fried, nach welcher jener See heißt, im Wasser waltet, so auch in der Luft; wir haben sie oben unter dem Namen Fulk als Mehl fehlende Windsbraut kennen gelernt, als Gertrudsvogel „schwarze Greet,“ war sie der Regen verkündende Specht, ihm verwandt ist die diebische Elfter, deren altn. Name Skadi (Grimm. S. 639). So hieß aber die Gattin Nördens, dessen Identität mit seinem Sohne Freir ein Recht gibt, Skadi, die an Gefstaden wohnende, nach Gebirgen sich Seh nende für einen Witterungsvogel zu halten. Die halb weiße, halb schwarze Farbe der Elfter, sowie ihr Name (Skadi: Schade) stellt sie mit Hela, die auch im Berge wohnt, zusammen, aber ein von ihr in der Edda erzählter Zug gibt auch ihre Umwandlung in eine Frühlingsgöttin (wie Freia und Gerdr) zu. Nämlich bei Snorri (82).

liest man, daß die über den durch Thor (also im Frühling) erfolgten Tod ihres Vaters trauernde Skadi durch Loki's Gaukelfünfte zum Lachen gebracht worden sey. Da nun auch Demeter, die im Winter bei ihrer Tochter Persephone in der Unterwelt, im Sommer den Ackerbau fördernde Göttin, bei ihrer Zurückkunft aus dem Schattenreiche durch die Entblößung der Magd Proserpina (d. h. durch das Aufackern der Erdschollen mit dem Pfluge) zum Lachen gereizt wurde, so muß auch Skadi zu irgend einer Zeit im Jahre, d. h. im Frühling, eine heitere Seite gezeigt haben; wie hätte sie sonst nach Waldr's, des Lichtgotts, Umarmung sich sehnen können? (vergl. S. 324). Schon ihre Doppelfarbe (als Elfer) konnte auf ihren, mit jeder Jahreshälfte sich ändernden, Charakter anspielen.

Unter die Göttinnen der alten Deutschen muß aber noch eine, die der Aufmerksamkeit der Anthologen sich bisher zu entziehen wußte, nämlich eine Hilde, eingereiht werden. Grimm gedenkt einer Walkyre dieses Namens (Hilde). Die Walkyren haben wir als Hagelmaschinen, aber auch als Thauspenderinnen kennen gelernt, denn Thau triefte von den Mähnen ihrer Köpfe. Sie werden also auch den Schnee bewirkt haben. Wie es ursprünglich nur Eine Norn gab (siehe oben), so vielleicht auch nur Eine Walkyre, nämlich Freia, die Todtenfammilerin, die auch Val Freyja heißt (Nials-saga pag. 118) oder Frigg, die Gattin Odins, zu dem alle Todten eingehen und den die Walkyren in die Schlacht begleiten. Freia, oder Gerdr in der Unterwelt, war gewiß auch jene Brunhilde, die sich Siegfried, wie dort Skirnir die Gerdr, aus der flammenden Burg, aus der Unterwelt herausholen mußte. Bruno, d. i. der Braune, hieß Odin als Todtengott (s. Müller alt.

Nel. S. 200), folglich wird Brunhilde die Walkyre Hilde gewesen sehn, und da grim im Altn. eine Larve bedeutet, so ist sie mit ihrer Nebenbuhlerin (Chrimhilde*) ebenso identisch, wie Freia mit Frigg, wie Oddr, Freia's Gatte mit Odin. Wenn nun die Walkyre Hilde auch Frau Holle wäre, die ihr Bett schüttelt, wenn es schneit (Grimm, S. 246), weshalb sie an einigen Orten auch Frau Wolle genannt wird (s. S. 536 Anm.), denn die Schneeflocken wurden schon vom Psalmisten (147, 16.) mit der Wolle verglichen, so wäre die von Grimm (D. S. Nr. 456) erzählte Veranlassung zur Namengebung von Hildesheim = Hilde's Schnee ein wichtiger Stützpunkt für die Richtigkeit der hier ausgesprochenen Vermuthung. Auch an Hildens Stelle hat sich in christlicher Zeit Maria „Schnee“ (Maria ad nives, Maria della neve, Notre dame aux neiges) eingebrängt, so wie sie, eine christliche Walkyre, auf dem Schlachtfelde sich die dem Tode zu Weibenden auswählt (Festtau und Lemme, Volksf. Ostpreußens Nr. 35.) Nur mußte man, da Maria — obschon sie in trockenen Sommern um Regen angefleht wird — im christlichen Interesse ihre Beziehung zu Naturerscheinungen verläugnet, ihren von der heidnischen Hilde ererbten Schneetitel durch ein Wunder erklären, und sie im August, überdies in Rom, durch Schneefall die Stätte bezeichnen lassen, wo man ihr eine Kirche erbauen sollte. Seitdem hat sich dieß Wunder noch an andern Orten, wo „Maria Schnee“ Kirchen erhielt, zugetragen; aber die von Grimm erzählte Sage, die zwar auch schon Maria in's Spiel mischt, läßt den Schnee, welcher die Gründung der Kirche „Unserer lieben Frau“ zu Hildesheim veranlaßte, doch noch im Winter eintreten, was als Beweis gelten

* Hildegrim hieß der Hilm Ditmars.

kann, daß diese Sage das Vorbild der römischen Legende sey; denn es wird das Wunder nicht in das Fallen des Schnees gesetzt, sondern in die Unmöglichkeit: das Marienbild von dem Stein wegzubringen, wo es Kaiser Ludwig hingelegt hatte, und in die Stimme vom Himmel, welche befehlt: „So weit und so groß sollt ihr einen Dom bauen zu Marien Ehre, so weit ein Schnee fallen wird.“ Grimm verräth durch die Frage (S. 246 Anm. 3): „Sollte die sonst unverständliche Hildekeimische Sage von dem Hüllensnee aus einem „Golde Snee“ entsprungen seyn?“ daß ihm gar nicht eingefallen, der Regen, Hagel und Thau sendenden Walkyre Hilde auch die Erzeugung des Schnees zuzuschreiben. Freilich konnte er, da er S. 393 Hildir durch „Bellona“ wiedergibt, nicht an Schnee denken, während der Hagel schon eher mit den Pfeilen einer Tod aussendenden Gottheit sich vergleichen läßt. Aber Grimm selber sagt S. 389 von der Walkyre: „In der Edda heißt sie *twit 168* hvit und *hialmi* (alba sub galea) 145^a, *hialm-vitr* 157^a. Beinamen, die Schönheit und Helmschmuck ausdrücken. Auch wurden die Walkyren *Skialdmeyjar* und *hialmmejar* genannt, Helm und Schild sieben den Helmfrauen und Schildfrauen gleich Helden zu x.“ Da aber die Schneedecke ein Schild der Erde gegen den Frost ist, so ließe sich der Schild der Walkyre auch auf den Schnee beziehen, mit demselben Rechte, wie Homer den Schild der Pallas, die Aegis mit Sturm und Regen in Verbindung bringt (vergl. S. 287).

Daß man bei der Göttin Hilde wohl an einen Schild denken dürfe, bezeugt das Hildekeimer Wapen. Es besteht in einem die Länge herab von Gold und roth getheilten Schild, welcher, mit einem gekrünten Helm bedeckt, auf dem ein Marienbild (Hilde) zwischen zwei Fähnlein steht. (Schramm, Reiselexicon

S. 698.) Im Würzburgischen ist die Ruine einer „Hildenburg,“ deren Erbauung man der frommen Hiltiburg, einer Zeitgenossin des fuldaischen Abtes Rabanus Maurus zuschreibt, aber Chronisten des Mittelalters sind sehr unzuverlässige Zeugen. Noch nennt Bechstein (Frank. Sagenf. S. 225) im Frankenland eine „Heldburg,“ die ein „gewisser“ Hilpert (Hildebert?) aufgeführt haben soll, aber sein Werk ist nur der hintere Theil des Bau's, der ältere Burgtheil heißt noch jetzt der *Heldenaubau*. Spricht dies eine Wort nicht deutlich genug? Derselbe Hilpert soll auch Hilburgshausen erbaut haben, die alten Chronisten aber nennen ihren Erbauer Schilderich (Hilbert), den Sohn des Frankenkönigs Chlodwig. Hiltiburg ist aber ein altb. Frauennamen, folglich ließe sich auch hier an die Kultusstätte einer Schlachtgöttin Hilde — die etwa dem Odin so gegenübersteht, wie Athene dem Zeus, welche gemeinschaftlich den Ziegenschild besitzen — zurückdenken (vergl. Wilh. Grimms „deutsche Heldens.“ S. 328). Auch im nordischen Sagenkreis tritt eine kriegerische Hilde, Tochter Hildebrands (Schildesglanz?) auf, ihr Bruder heißt Hildr. (Sagabibl. II. S. 437, 489, vergl. S. 569), wo dieselben Namen abermals unter andern Verhältnissen vorkommen, was sich leicht begreifen läßt, da Hildegrim eine allgemeine Benennung für Helm ist.) W. Grimm (S. 269) sagt: Hildegrim habe Dieterichs Helm geheißen, mit Beziehung auf einen darin befestigten Stein, einen leuchtenden Karfunkel, der Glanz ausstrahlt. Ließe sich hier nicht auch an Hilde, die Walkyre, aber als Wetterleuchtende denken? denn sie ist Hagelmacherin, und Hagel und Blitz sind gewöhnlich gleichzeitige Wettererscheinungen. In der nordischen Heldensage erscheint Hilde ganz deutlich als Tod verbreitende Walkyre, denn ihr Vater Högni (Hagen, Freund Hagn),

welcher das Schwert Dainsleif besitzt, welches, „einmal aus der Scheide gezogen, den Menschen tödten muß,“ und welches die Eigenschaft besitzt, daß „die Wunde, die es schlägt, nie wieder heilt,“ demnach an das Schwert Tyrking erinnert, dieser Högni ist unstreitig der Schlachtengott Odin, mit dem nie fehlenden Speer Gungnir. Ueberdies liest man von Högni's Tochter Hildur — welche der schon vor Harald dem Schönhaarigen lebende Bragi der Alte (853—936) nur noch als ein böses Zauberweib kennt, selbst bei Saxo, der doch sonst Gottbelten so gern anthropisirt, und durch seinen geschichtlichen Firniß unkenntlich macht — daß sie Nachts auf die Wabstätt sich begab, und durch Murmeln von Zauberliedern die in einem von ihr ausgegangenen Kampfe Erschlagenen zu neuem Kampfe auferweckte. Der Erzähler gibt freilich als Motiv ihrer Handlungsweise bloß an: daß sie nicht den Sieg ihres Vaters über ihren Vatten Herdin wünschte, und auch jenem die Schmach nicht gönnen mochte. Da es aber in alten Liedern heißt: dieser Kampf werde bis zur Götterdämmerung, d. h. bis zum Ende der Welt währen, so ist klar, daß Hilde nur ein anderer Name für Freia, welche durch neue Geburten (durch Auferweckung der Todten) nichts anderes bezweckt, als dem Tod stets neue Speise zuzuführen. Die Gebärmutter und das Grab sind unersättlich. Venus, die Allgebärerin, ist auch die Leichenfrau (Epithymbia, Libitina) und Freia führt als Todtensammlerin also mit Recht den Namen Wal-Freia (siehe oben), denn sie war die nordische Venus armata (Aphrodite ὄπλις Paus. Lac. 23, 1), nämlich die Walkyre Hildur und als die schöne Gerdr, welche Freir sich aus der Unterwelt holen mußte (siehe S. 549), das erste Weib, welches den Namen Hilde-gard führte.

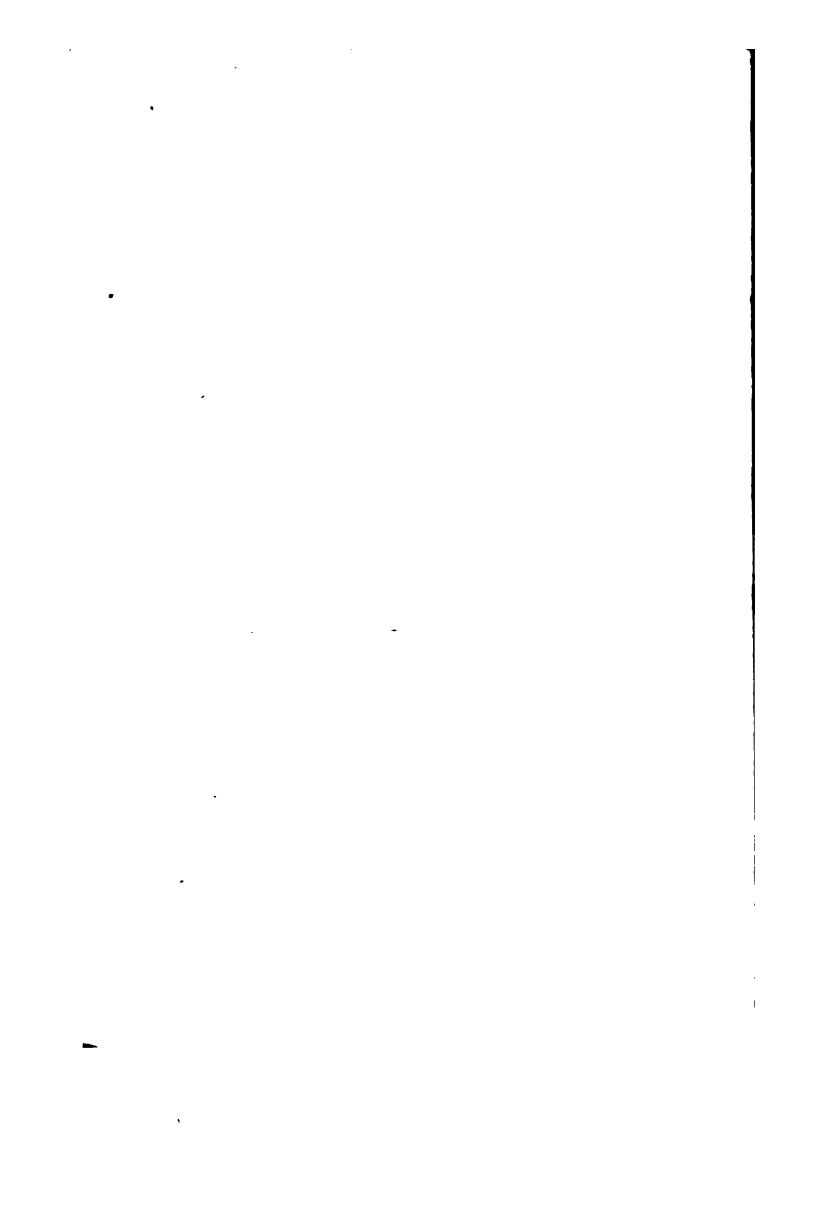
Vierunddreißigste Belle.

Heidnisch = geistliche

Sagenbildungen

der

slawischen Völker.



I. Verehrung des einigen Gottes

unter verschiedenen Namen, die seine doppelte Wirksamkeit als Schöpfer und Vernichter aller Creatur bezeichnen.

„Alle Anzeigen,“ beginnt Mone seine Abhandlung über die Lichtgötter der Slawen, „stimmen damit überein, daß Swantowit zu Arkona jener Eine große Gott, wovon Helmold *) redet. Daß zeigen unter Anderm seine vier Häupter, nach den vier Weltgegenden gerichtet, (um seine Unwissenheit anzuzeigen). Daß bezeichnet sein nie verfliegendes Füllhorn, denn durch dieses hat er die Sonne in sich aufgenommen, und wenn sie stirbt am Ende der Welt, so bewahrt er noch das Horn des Lebens, woraus die Seelen himmlische Nahrung empfangen, wie sie in ihrem Erdenleben irdische Nahrung von dem segenvollen Gott empfangen haben. Dieser große Nährvater ist aber das Weltlicht (Anton

*) Chron. Slav. I. 53: Inter multiforma Deorum numina, quibus arva, silvas, tristitias atque voluptates attribuunt, non distentur unum Deum in coelis ceteris imperitantem, illum praepotentem coelestia tantum curare; hos vero, distributis officiis obsequentes, de sanguine ejus processisse et unumquemque eo praecantantorem, quo proximorem illi Deo Deorum. Helmolds Zeugniß ist um so wichtiger, da er die heidnischen Wenden persönlich kannte, und mit Lebensgefahr an ihrer Verehrung Theil nahm.

Gesch. d. alt. Slawen I. S. 44. übersetzt Swato-wjt: Heiliges Licht). Die Speise der Seelen in jener Welt ist Licht. Durch stufenweises Aufsteigen zur größten Reinheit gelangen sie zuletzt zum Swantwit, oder Swantewit, der die geprüften und leidenschaftslosen wieder in sich aufnimmt, wie sie früher von ihm ausgegangen. Er ist Seelenvater, weil er Göttervater ist, und alle nur Ausflüsse seines Wesens sind. Was aber außer ihm, das ist dem Wechsel unterworfen und diese Unterwürfigkeit nimmt zu, je weiter sich die Wesen vom höchsten Gott entfernen. Daher sind die Götter der zweiten Ordnung schon getheilt in weiße und schwarze, und alle göttlichen Wesen, die unter ihnen stehen, bis hinab auf den Menschen, sind in immer größerer Abhängigkeit und Unterwürfigkeit, einem weit häufigern Wechsel ausgesetzt, je niedriger ihre Stufe ist. In Arkona wurde außer der höhern Bedeutung Swantewit auch als planetarisches Wesen verehrt, als Kämpfender (denn auf der Abbildung bei Arnkiel hatte er ein großes Schlachtschwert an der Seite, so im Tempel zu Arkona, hingegen im Tempel zu Rhetra hat er außer dem Füllhorn des Friedens, den Bogen des Kriegers in den Händen, wenn nicht etwa die von diesem abzusendenden Pfeile den Gott als Todsender bedeuteten), richtender (wegen des Schwertes) und segnender (wegen des Füllhorns) Sonnengott. Weil — schließt Wone — die Priesterschaft die Lehre vom einzigen Gott festhalten wollte, weshalb sie selbst nach dem Beispiele der Götter in eine Rangordnung eingetheilt war *), so mußte sie

*) Bei den Wenden bestand eine vollständige Hierarchie, und dem Hohenpriester des Swantewit zu Arkona war alle geistliche und weltliche Obrigkeit untergeben. Der Hohenpriester hieß Kriwe, d. i. Blutopferer (v. slaw. erow), somit dem Blod-

viele untergeordnete Eigenschaften auf das höchste Wesen häufen, um sowohl den vielgötterischen Sinn des Volkes zu befriedigen, als auch um den sinnlichen Menschen etwas Sichtbares vor Augen zu stellen.“

Swantewit wurde, wie dem Odin, ein Herbst- oder Erntefest gefeiert, bei welchem Gefangene zur Erwirkung einer guten Ernte im folgenden Jahre geopfert wurden. Am Tage des Festes besah der Krime das Horn des Gottes und weissagte aus dessen Inhalt. War dasselbe noch voll von dem hineingegossenen Meth, so war es ein gutes Vorzeichen, fehlte etwas an dem Meth, so bedeutete es Theuerung. Hierauf sprengte er den Inhalt des Horns als Opfergabe vor die Füße des Gottes — denn das Bild war colossal, und im Vergleich mit den Bildnissen anderer Götter von auffallender Größe, um anzuzeigen, daß er der oberste Gott sey — füllte es dann mit frischem Meth und flehte um Segen für das Land und um Sieg gegen die Feinde. Darauf leerte er das Horn, ohne abzusetzen, füllte es wieder, und stellte es dem Odhen zurück. Hierauf nahm er einen Opferkuchen, der rund und so groß war, daß er fast die Größe eines Mannes erreichte, den stellte

mach der nordischen Priester entsprechend. Wenn der Krime alt geworden, opferte er sich selber dem Gotte, um sich selbst ihm zu vereinnagen, was also auf eine ausgebildete Emanationslehre, wie in Indien, schließen läßt. Der Unterpriester hieß *Milke*, der Priester des untersten Grades *Kaba* (Diener). Der Oberpriester ließ, um seinem Gotte, wie ihn die Bildwerke darstellten, ganz zu gleichen, sich, gegen die wendische Sitte, Bart und Haupthaar (Sinnbilder der Sonnenstrahlen) wachsen. Es gelangte nur ein besahrter Mann zu dieser höchsten Würde, den die Priester unter sich wählten. Sein Amt behielt er bis an den Tod. Doch konnte er freiwillig sich desselben entledigen. Es geschah aber nur, wenn er sich durch den FeuerTod seinem Gotte opfern wollte, um dessen Horn vom Volke abzuwenden. (Vgl. Gesch. Preussens I. S. 604.)

er zwischen sich und das Volk, und fragte dieses, ob man ihn auch sehen könne. Wenn dieß verneint wurde, so bedeutete das Glück, und er wünschte nun, daß man ihn auch im künftigen Jahre nicht möge sehen können. Wie Obin besaß auch Swantewit ein weißes Ross. Dieses durfte nur der Hohepriester (Kriwe) besteigen. Er allein mußte es füttern. Auf diesem Schimmel, glaubte man, ziehe der Gott allmächtig gegen die Feinde des Landes (d. h. gegen die Schaden stiftenden Nachtgeister) aus. Gar oft fand man des Morgens das Pferd mit Schweiß bedeckt, so daß es einen weiten Weg mußte gelaufen haben. Hieraus entstand, seit die Heidenbekehrer den Gott in einen Teufel verwandelt haben, das in den Volksfagen so oft nachtwandelnde Teufelsross. Nachstehend erzählte Begebenheit dürfte, da ihr Schauplatz früher von den Bekennern der Swantewit'schen Religion, von den Wenden, bewohnt ward, unstreitig dem Rosse Swantewits ihre Entstehung verdanken. Kuhn erzählt nämlich (M. S. Nr. 240):

Im Jahre 1590 zeigte sich zu Königsberg zwischen 11 und 12 Uhr Nachts ein feuriges Pferd, das lief in allen Gassen mit erschrecklichem Geräusche auf und nieder, und sprang dergestalt, daß Feuer aus den Steinen gesprungen. Andern Morgens fand man das Bernekowsche innere Thor offen und das Pferd im Raume zwischen diesem und dem äußern Thor liegen. Sobald aber der Thormwärter dazu kam, sprang es in die Höhe und verschwand.

Das dem Swantewit geheiligte Pferd wurde auch zu Weissagungen gebraucht, denn wenn man in's Feld ziehen wollte, wurden vorher neun Speere in die Quere auf die Erde gelegt, und darüber wurde das Pferd dreimal hingeführt. Schritt es jedesmal mit dem rechten Fuße zuerst vor, und berührte auch die Stangen nicht, so

bedeutete dieß einen glücklichen Ausgang des Feldzugs. Berührte es sie aber, oder schritt es zuerst mit dem linken Fuße aus, so war es ein schlimmes Vorzeichen. Roskorakel gab es in allen heidnischen Culten. Die Rosse gehörten an den Sonnenwagen. Swantewit war vorzugsweise ein Rossgott, denn ihm hielt der Cultus dreihundert Rosse. Als Sonnengott *) wurde er von Eckard schon erkannt (Monum. Jutreboc. p. 57: Slavi omnino Solem sub nomine Suantiviti coluerunt). Daher deutete man seine vier Köpfe auch auf die Jahreszeiten, die Pfeile seines Bogens auf die Schnelligkeit des Lichts, sein Schwert auf den die Erde im Frühling spaltenden Sonnenstrahl, den langen Rock auf das Jahrgewand, den ihm heiligen Vogel, den (totken?) Hahn auf den Sonnenbrand.

Die Chronisten lassen, als Arcona von den Christen unter Waldemar I. belagert wurde, einen derselben die Weissagung aussprechen: am Tage des heil. Vitus werde die Stadt erobert und der Götze zertrümmert werden, zur Strafe des Verraths und der Abgötterei der Einwohner, die vor mehreren Jahrhunderten den heil. Vitus verstoßen, und statt seiner den Swantewit angenommen hätten. Weil dieß eingetroffen, so hätten die christlichen Eroberer die Verehrung Swantewits auf

*) Das Grundwesen dieses Gottes: Licht (wit) erklärt die Zusammensetzungen Witalaw, Mizalaw, Serovit, Herovit, Borovit, Rugevit. Es sind dies sämmtlich Beinamen Swantewits. Perovit oder Serovit bedeutet Frühling, (Jaro) Licht, Porevit: Wintergott (v. bary, dunkel, buria, Sturm, burze zerhören.) Rugevit hieß er auf der Insel Rügen. Der Umstand, daß Rugevit sieben Schwerter hat, Porewit aber unbewaffnet abgebildet wurde, gibt jenen als den sonnenmerklichen Strahlensender, diesen als den Lichtarmen zu erkennen. Wjzislaw, d. i. der corrupte Witislaw oder Swatowit in Rahren, hatte in seiner Gestalt einen in vier Lichtstrahlen ausgehenden Hauch.

jenen Heiligen übertragen. Helmosb behauptet nämlich: Schon unter Ludwig II. hätten Mönche von Corves l. J. 879 eine Kapelle dem heil. Vitus auf der Insel Rügen aufgeführt. Später wären die Inselbewohner wieder in den Götzendienste zurückgefallen, und da glaubte man, sie hätten sich aus diesem St. Veit einen neuen Götz gebildet (Chr. Sl. 1, 6.). Allein Swantewit ist viel älter als der heil. Veit, der erst drei Jahrhunderte nach Christus unter Kaiser Diocletian den Märtyrertod litt. Daß er aber in Böhmen von den ältesten Zeiten her verehrt worden sey, bezeugt Legis (Glückselig, selber ein Böhme) in seiner Alkuna. Swantewits Tempel wurde in eine Veitskirche umgewandelt, und damit Swantewits Schimmel nicht fehle, steht man noch jetzt dieser Kirche gegenüber die Reiterstatue St. Georgs, welcher Heilige an dieser Stätte ehemals eine Kirche und ein Kloster hatte. Die im Lichtdienste der Böhmen üblichen, den Umkreis der Gestirne um die Sonne verbildlichenden Rundtänze (kolos), wovon das Sonnenfest, und ein Ort in Böhmen ebenfalls den Namen Koleda erhalten hatten, und von welchen im „Kloster“ VII. S. 401 ff. ausführlich gehandelt worden, gaben durch diese Verwechslung des Gottes und des Heiligen dem „Veitstanz“ seine Berühmtheit. Der Umstand, daß die Polen für „Tanz“ das deutsche Wort mit nur geringer Veränderung (Tanez) in ihre Sprache aufgenommen haben (Anton Gesch. d. Sl. I. S. 147), gibt der Etymologie des Namens Danzig vom Tanzen einen schwachen Schein von Glaubhaftigkeit.

Unweit der Stelle, wo jetzt Danzig gelegen, war vor Zeiten ein Dorf, die Biele genannt. Die Einwohner waren Fischer. Insbesondere hatten sie den Gebrauch, an ihren Feiertagen in und außer dem Dorfe

Freudenfeuer anzuzünden, wobei sie tapfer zechten, und mit Weib und Gefinde, Fremden und Gästen um das Feuer tanzten. Der Herr des Dorfes, ein vornehmer Wende, der nicht weit vom Dorfe in einem hölzernen Schlosse wohnte, behandelte seine Untertanen so hart, daß sie sich heimlich beriethen, wie sie seiner los würden, denn mit Gewalt war nichts auszurichten, weil der Gutsherr sich außerhalb seines Schlosses gar nicht zeigte. Als nun wieder ein Jahresfest eingetreten war und die Freudenfeuer angezündet wurden, gingen alle Dorfbewohner, mit zusammengefaßten Händen tanzend, den Schloßberg hinauf, wo sie zu Ehren des Herrn und seines Hofgundes drei Tänze machten. Dagegen mußte ihnen der Gutsherr ein Faß Bier herausgeben, welches sie nach altem Brauche auf seine Gesundheit vertranken. Diese Gelegenheit hatten die Wielek zur Ausführung ihres Vorhabens anersehn. Als die festen Thore geöffnet wurden, um das Bier herauszulassen, da verließen die Wielek, welche bisher dem Anschein nach sorglos getanzt hatten, ihren Tanz und sprangen neben der Sonne vorbet durch das Thor. Unter ihren Kleidern hatten sie kurze Schwert und Beile verborgen, und wie sie in die Burg kamen, wo man an solchen Ueberfall nicht dachte, würgten sie ohne Widerstand Jeden, der ihnen entgegen kam. Nur die Tochter des Burgherrn blieb verschont. Sie erhielt der Urheber des Anschlags zum Weibe. Als die Reihe an den Burgherrn kam, daß er sterben sollte, da rief er aus: „o T a n z, wie hast du mich betrogen!“ Als nachmals die Burg verbrannt und dort eine Stadt gebaut wurde, gab man dieser zum Andenken an jene Worte Hagels — so hatte der Zwingherr geheißt, — den Namen Tanz-Wielek, daraus wurde späterhin Danzig. (Lettau und Lemme, Volkst. Ostpreußens. Nr. 208.)

Bezeichnend ist in dieser Sage, daß Hagel seinen Untergang einem Rundtanze an einem Jahresfeste, wobei Freudenfeuer angezündet und gezechet wurde, verbankte. Dieß mahnt an das Johannisfeuer, wobei die Tanzenden über die Flamme hüpfen, und durch das

Ausstreuen der Asche auf die Felder diese vor Hagel schützen. Dabei ist zu beachten, daß die Hirten von Boglija in Dalmatien das Fest des h. Veit noch jetzt durch Anzünden wohlriechender Hölzer feiern (Knauth Kirchengesch. d. Oberlausitzer Sorbenwenden p. 52), daß das Johannisfeuer nur wenige Tage nach dem Weistag angezündet wird, daß Swato Wit: „heiliges Licht“ bedeutet, daß die Johannisfeuer noch jetzt in Böhmen angetroffen werden (Palaezky Gesch. Böhm. I. S. 183). Danzig konnte aber ursprünglich vom Lanz (Dansk) genannt worden seyn, die Endsyllbe sk verräth, wie in Leipzig (Lipsk), Dölzig (Dolsk) u. a. m. slawischen Ursprung. Der Name Weik ist also unechter Zusatz der Sage.

Wie Sanctus Vitus (St. Veit) den Lanz vom Swanto Wit geerbt hatte, so der Bekehrer der Pommern, der heil. Adelbert, das weiße Roß des Gottes, auf welchem sein Geist als Helfer in der Schlacht erschien (Kannegießer Gesch. v. Pommern S. 357), und der heil. Otto, der ebenfalls zur Bekehrung der Pommern auszog, seinen Hahn.

Im Dom zu Bamberg befindet sich ein Hahn, von dessen Bedeutung man sich Folgendes erzählt: Die alten Pommern verehrten den Hahn. Dies benutzte der Bischof Otto, als er zu ihrer Bekehrung auszog. Denn indem er in einen silbernen Arm die Gebeine des h. Veit einfassen, und an demselben zugleich das Bild eines Hahns anbringen ließ, bewirkte er, daß die heidnischen Pommern, weil sie vor dem Hahne niederfielen, zugleich den Reliquien des Heiligen Verehrung erwiesen. Dieses Letztere geschah zwar unwissend von ihnen, aber sie wurden dadurch doch der gnadenreichen Einwirkung der heiligen Gebeine theilhaftig, und um desto leichter waren sie zum Christenthum zu bekehren. (Barthold, Gesch. v. Rügen u. Pommern. I. S. 230.)

Hierher gehört die Notiz, welche ich bei Anton (a. D.) lese, daß die Ischari, ein finnischer Stamm in Rußland, noch jetzt in das Johannisfeuer einen weißen Hahn werfen, woraus wieder ersichtlich, daß die beiden Heiligen, von denen der Eine (Vitus) dem 15. Juni, der Andere (Johannes Baptist) dem 24. dessen Monats vorsteht, gemeinschaftlich den alten Swantewit beerbt haben.

Zwar ist das Hauptfest des Swantewit ein Erntefest gewesen, das gegen Michaelis gefeiert wurde, aber man feierte ihn auch in den beiden Sonnentenden. Uebrigens werden auch bei dem Erntefest noch jetzt in der Oberlausiz Tänze gehalten (Anton I. S. 78).

Da Jutro (Morgen) der erste März genannt wird (Anton S. 70), an welchem Tag in einigen slawischen Ortschaften der Tod in Gestalt einer Stroh puppe ausgetragen wird, so dürfte das Märchen vom Schmied zu Jüterbog, welcher über den Tod Meister wurde (s. S. 285), ursprünglich den slawischen Morgengott (Jutro bog) gemeint haben, denn Anton a. a. D. S. 41 sagt: „Der weiße Gott (Bjel bog), wie Gott in seiner wohlthätigen Wirkungsweise — zum Unterschiede von seiner vernichtenden Thätigkeit, die ihm den Namen „schwarzer Gott“ (Czerny bog) verschafft hatte — genannt wurde, der weiße Gott also, der Gott des Lichtes, war auch der Morgengott Jutrobog, von welchem die Stadt Jüterhof den Namen hat. Wenn Swantewit durch „heiliges Licht“ übersetzt werden darf, so würde es noch eine andere Benennung des guten Gottes seyn.“ Da der Morgen die Nacht verschucht, so kann des Schmiedes Sieg über den Tod auch ebenso gut auf den Morgen als auf den Frühling passen, der den Winter verdrängt. Schmieden bedeutet in der mythischen Sprache dasselbe wie Weben,

Spinnen, nur wird Jenes von der Thätigkeit des Mannes, Letzteres aber von der des Weibes gebraucht. Schon die Alten verstanden unter den hämmernden Rabiren die zugehenden Naturkräfte. Die phönizischen Seefahrer empfahlen sich ihrem Schutze. Vulkan schmiedete die Donnerkeile, welche die bösen Titanen bändigen sollten; Thors Hammers erschlägt die Winterriesen, und der Schmied Wieland ist zugleich auch Arzt. Ueber das Schurzfell des Schmiedes als Heilzeichen vgl. S. 157. Aus Ruhs Märk. Sag. Nr. 87 erfahre ich, daß der Tempel des Jutryhog zwischen der jetzigen Schmiede und der Kirche gestanden hat; (was also ein deutliches Zeugniß für die ursprünglich geistliche Bedeutung der Sage seyn dürfte, denn nur aus diesem Gesichtspunkte erklären sich auch die vielen Hufeisen in Kirchen, s. S. 88 ff). Noch gar nicht lange ist es, daß er verschwunden, denn der Diaconus Hannemann beschreibt ihn in seiner i. J. 1607 herausgegebenen Jubelschrift also: „Von einer solchen heidnischen Aufhebung der Stadt hat auch Anzeige gegeben das uralte Templein, welches ungefähr vor eilichen und vierzig Jahren ist eingerissen worden, darin der heidnische Götzendienst der wendischen Morgengöttin *) soll seyn geleistet worden. Dieses Templein, welches auf dem Neumarkt bei dem steinernen Kreuz gestanden, ist in der Länge, Breite und Höhe bis an das Dach recht viereckig von Mauersteinen aufgeführt gewesen, hat oben ein Kreuzgewölbe, und darüber ein viereckig zugespitztes Dach gehabt. Die Thür oder Eingang von abendwärts ist niedrig gewesen, so daß man im Eingehen sich etwas hat bücken müssen. Es hat auch keine Fenster gehabt,

*) Der gute Mann dachte an das Geschlecht der Aurora.

sondern nur ein rundes Loch, mit einem starken Eisengitter verwahrt, gegen Morgen, und zwar genau gegen Sonnenaufgang zur Nachtgleiche so groß als der Boden von einer Sonne, daß das Licht hat hinein geben können. Also hab' ich's von mehreren Personen, die noch am Leben sind, beschreiben hören." Weiter bemerkt Kubn: „Frühzeitig schon hat man ein Kreuz aus Granit, das jetzt nur noch $1\frac{1}{2}$ Fuß aus der Erde hervortragt, ehemals aber mehrere Ellen Länge gehabt haben soll, neben diesem Tempel aufgerichtet, und es steht jetzt noch dicht vor dem Hause des Schmieds. Als man es von da zur Zeit des Großvaters des jetzigen Schmieds, weil es abgebrochen, weggenommen, da hat sich des Nachts ein fürchterliches Woltern hören lassen, und ein weißer Hund hat unausgesetzt an der Stelle gelegen, wo das Kreuz gestanden, und ist auch nicht eher gewichen, als bis man dasselbe wieder an die alte Stelle gebracht hat. Zur linken Seite der Schmiede liegt auch eine kleine runde Anhöhe, auf der man in neuern Zeiten einen Kreis von Linden, und mitten hinein einen eben solchen Baum gepflanzt hat. Diese kleine Höhe heißt der Langberg und hat, wie man sagt, davon ihren Namen, daß die heidnischen Wenden hier ihre Länze gehalten haben.

Wie Thor der personifizierte Frühling ist, weil sein Hammer die Winterriesen erschlug, so auch der slawische Donnerer Perun*) oder Perkun, der vorzugsweise bei den Preußen und Letten in Ansehen stand, obschon er auch in Böhmen und Mähren, selbst bei den Russen verehrt ward. Mit Unrecht hat ihn Legiß in

*) Perun, ich schlage, daher perann ($\kappa\epsilon\rho\alpha\nu\nu\omicron\varsigma$) Blitz, Donnererschlag. Davon die Stadt Perann in Böhmen.

der „Alkuna“ unter die feindlichen Gottheiten einreicht, bloß weil sein Bild das eines zornentbrannten Mannes ist. Dieser Zorn gilt ja eben, wie beim blühenden Jupiter, nur den bösen Mächten, welche das Wachsthum der Thiere und Pflanzen durch Krankheit und Kälte hindern wollen. Das Gesicht ist feuerfarbig mit krausem Bart, das Haupt mit Feuerflammen gekrönt (Hartknoch, A. u. N. Pr. S. 131). In Rußland stand sein Bild von Holz mit einem silbernen Kopf und einem goldenen Schnurrbart in Kiew. Im Tempel zu Rhetra lehnt er sich mit der rechten Hand auf den (Frühlings-) Stier, in der linken trägt er eine Fackel, woraus zwei Flämmchen hervorgehen. (Masch, Obotr. Alt. S. 70). Auf einem andern Bilde hat er zwei Häupter, vorn ein menschliches behelmtes (als Streiter gegen die Naturfeinde), hinten ein grimmes Löwenhaupt (als Symbol seiner Kraft), vor der Brust eine Pflugschaar (zum Zeichen, daß er den Ackerbau begünstigt), zwölf Strahlen um dieselbe, denn er ist der Anführer der Monate. — In Preußen war Perkun so hoch verehrt, daß es kaum einen heiligen Ort gab, wo ihm nicht Opfer gebracht worden wären, keinen heiligen Wald, in welchem nicht sein Dienst gefeiert wurde. Noch jetzt sind die Anzeichen der einstigen göttlichen Anbetung nicht gänzlich aus der Erinnerung verschwunden. Noch oft findet man in einzelnen Namen die Orte der einstigen Feier bezeichnet. Besonders oft weist der Dörfername Perkunien, d. h. Perkunsdorf, auf den alten Gott hin. Ein Solches findet sich in Samland am Frizenschen Forste am See bei Mischen; ein zweites unfern von der Deime auf der Landstraße zwischen Tapiau und Labiau, ein drittes unfern von Bartenstein am Allauf, ein viertes nördlich von Preuß. Gilau. In Litthauen

unter gleicher Bedeutung Perkunischen, westlich von der Inster und von Moultramm, ein anderes an der Ruß bei Schakubnen. Perkunlaulen erinnert deutlich an das Feld Perkunob. Es lag bei Gumbinen, in einer Gegend, die überhaupt in religiöser Hinsicht merkwürdig ist; denn in der Nähe ist der heilige Berg Rattenau. Vor allem aber brannte ihm zu Komowe *) vor der heiligen Eiche ein ewiges Feuer aus geheiligtem Eichenholz, dessen Verlöschten die Priester, die es unterhalten mußten, mit dem Leben büßten (Arnkief, Ambr. Alt. 109). War neues Feuer dem Steine wieder entlockt, so krochen die Priester auf den Knien an den heiligen Eichenbaum hinan, entzündeten die heilige Flamme wieder und verbrannten dann in ihr den säurigen Priester zur Sühne des erzürnten Gottes. (Prätorius nach Rosenzweigs Chronik S. 316). Diese Eiche soll 6 Ellen dick zwergüber gewesen seyn, oben sehr breit und so dicht, daß weder Schnee, noch Regen durchdringen konnte. Sie blieb auch im Winter grün. Um sie her waren seidene Vorhänge gezogen, 8 Ellen hoch. Diese wurden von den Priestern nicht abgezogen, ausgenommen an hohen Festtagen. Wenn es donnerte, kniete alles Volk vor dem Bilde des Perkun nieder und rief: „erbarme dich unser!“ Dem Perkun wurden Kasse, Rinder und Kleinvieh, aber auch Gefangene dargebracht (was wieder seine Identität mit dem Kriegsgott Swantewit andeutet). Der vom Blitz Erschlagene ward als ein vom Gott selbst gewähltes Opfer betrachtet, daher geheiligt, daher des Oberpriesters höchster Wunsch, seinen Tod durch die himmlische Flamme zu finden. Aber nicht bloß als Donnergott, sondern auch als Spender des

*) Gleichbedeutend mit ῥωμη = robor, Eiche.

Sonnenscheins und Regens, und überhaupt als eine Macht, welche alle Lusterscheinungen bewegt, wurde er allgemein verehrt (Luc. David I. S. 89). Mit Thor hat Perkun auffallend viel Aehnliches, nicht bloß als Donnerer, sondern auch als Heilgott (was auch Zeus *σωτηρ* war). Er ward nämlich von den Kranken angerufen, die Asche seines heiligen Feuers galt als Heilmittel; daher richtete man an ihn auch Gelübde und Dankopfer für die Wiedergenesung der Kranken (L. David I. S. 137). Auch dem Genässer der ihm geheiligten Seen, die deshalb seinen Namen Perkune trugen, schrieb man Heilkräfte zu. Es gab deren mehrere im Lande. (Ein lacus Percun dictus bei den Dörsfern Seefeld, Wappen und Glanden, östlich von Welsch, wird in einer Urkunde v. J. 1374 erwähnt. Voigt, Gesch. Pr. I. S. 584). Bei Gewittern wird noch jetzt, wie ehemals, dem Donnerer eine Speckseite geopfert. Der Bauer nimmt eine Seite Speck auf die Schulter, geht mit entblößtem Haupte zum Hause hinaus, trägt sie nach seinem Acker hin, und ruft: Gott, schlage nicht in das Meinige, ich will dir diese Seite Speck schenken. Wenn aber das Gewitter vorbei ist, so holt er die Seite Speck wieder nach Hause und verzehrt sie mit seinen Hausgenossen (Hartknoch, S. 160). Vermuthlich galt sie ihm dann als geweiht und heilkräftig. — Die Elawen in Südrussland und die Wallachen haben, seitdem das Christenthum die alten Götter ihrer Aemter entsetzte, einen Propheten des alten Testaments, den Regengemacher Elias, in die Würde eines Donnerers *) eingesetzt. Das weite Gewand, welches ein Gürtel zusam-

*) Daß der preussische Donnerer auch dort gekannt war, bezeugt der Wald Pirun Dubrawa in Dalmatien.

menhät und die nackten Füße hat er auf Abbildungen (siehe Kloster VII. S. 486) mit Perkun gemeinschaftlich, mit Thor den Gürtel und die Ziegenopfer und den Himmelswagen. In serbischen Liedern wird er Gromownik Ilija (Donnerer Elias) angerufen. Heißblütig wie Thor ist auch Elias. Davon wissen die Walachen zu erzählen:

Der h. Elias war einst Husar in Diensten des Kaisers. Da lag ihm der Teufel vor, sein leiblicher Vater *) halte es mit seiner Frau **). Sofort eilte der hylköpfige Heilige noch in der Nacht nach Hause, und fand wirklich einen Mann und eine Frau im Bette beisammen. Voll Wuth erschlug er sie auf der Stelle; als er aber Licht herbei brachte, erkannte er seinen Irrthum, denn er hatte seine Eltern gemordet. Verzweifelt floh er, und fand nirgends mehr Ruhe. Auf dem Wege begegnete ihm der Herr in Begleitung des h. Petrus, die er aber Beide nicht erkannte. Ersterer fragte ihn: wohin er gehe? worauf ihm Elias klagte, und erzählte, wie ihn der Teufel betrogen habe. Er bekannte auch, daß er nun Gott auffuchen möchte, der werde ihm um seiner mächtigen Reue willen verzeihen. Auf dieses fragte der Herr den niedergeschlagenen Elias, was er denn mit dem Teufel anfangen würde, wenn er ihn in seine Gewalt bekäme. „Ich würde ihn mit meinem Reil tief in die Erde schlagen“, war des Heiligen Antwort. „So ziehe aus!“ sprach hierauf der Herr, „ich gebe dir Gewalt, den Teufel zu vernichten, die Sünde sey dir auch vergeben, denn ich bin der Herr, dein Gott.“ Hocherfreut zog nun Elias weiter, und wo er von jetzt an glaubte den Teufel oder einen seiner Helfer gefunden zu haben, setzte er ihm so fürchterlich zu, daß ringsum Alles mit Schrecken erfüllt, ja daß die Samen aller Pflanzen taub wurden. Ebenso ging auch jede Frucht im Mutterleibe von Menschen und Thieren zu Grunde; so schrecklich war

*) Dem Talmud zufolge hat er nie Eltern gehabt!

**), Auch keine Frau hatte er, wie wäre er sonst Karmelitermönch?

des Heiligen Zorn. Dies nahm der Herr mit Schrecken wahr, und lähmte schnell dem furchtbaren Eiferer den rechten Arm, damit er nicht die ganze Schöpfung vernichte, wenn er fortmächte, wie er angefangen. So kämpft der erzürnte Heilige noch jetzt mit der Linken, auf daß mit dem Teufel nicht auch die Welt zu Grunde gehet. (Schott Ballach. Märch. S. 281).

Wie Thors Bildsäule in den Tempeln Norwegens zwischen dem Lebenspender Freir und dem Todsende Odin zu stehen kam (f. S. 317), so sah man an der Ecke des Bertun eine jugendliche, freundlich den Bertun anblickende Gestalt, den Getreidespender Botrimpos, er war bartlos und sein Gesicht mit Kornähren gekrönt; zur Linken des Bertun aber stand der greise, finstere blickende Todestgott Mikolos, ein langbärtiger, bleich aussehender Mann. Diese Beiden sollten also die doppelte Wirksamkeit des Donners, als Begünstiger der Vegetation und als zerstörende Kraft, verbildlichen. Dem Botrimpos brannten als Opfer Getreidegarben und Weidrauch, in brennendes Wachs gestreut. Es galt als Ehrendienst, in einer großen Urne ihm eine Schlange zu ernähren, auf deren Erhaltung und Pflege die Priester die strengste Sorgfalt wenden mußten. Milch war ihre Nahrung und unter Getreideähren ward sie beständig verborgen gehalten. Der Cultus nahm hier Rücksicht auf den unter vielen Völkern verbreiteten Glauben, daß die Schlange Symbol der Seele sey. Von Grimm (S. 651) wird einer Sage erwähnt, daß in jedem Hause zwei Schlangen, eine männliche und eine weibliche, befindlich sind, deren Leben mit dem des Hausvaters und der Hausmutter zusammenhängt. Sie lassen sich nicht eher sehen, als bis diese sterben, und erleiden dann gleichfalls den Tod. Andere Erzählungen berichten von Schlangen, welche mit einem Kinde zusammen leben. Sie

Bewachen es in der Blige, essen und trinken mit ihm. Ihr Zusammenleben mit demselben bringt ihm Glück; tödtet man das Thier, so nimmt das Kind ab und stirbt bald. Hier wählen wir aus vielen Beispielen, welche diese Behauptung stützen könnten, nur Eines aus, welches einer Gegend entnommen ist, in welcher der hier erwähnte Gott, dem der Cultus heilige Schlangen hielt, verehrt ward, so daß man annehmen darf, der zur Zeit seines Dienstes mit der Schlange verbundene Begriff eines Genius habe sich bis heute noch im Volksglauben erhalten. Lemme berichtet nämlich in seinen sammer'schen Sagen Nr. 257:

In der Barkowschen Haide liegt ein einsames Bauerhaus. In demselben wurde noch vor wenigen Jahren eine Schlange gezeigt, von der man sich Folgendes erzählte. In dem Hause wohnten vor langen Zeiten einmal vier Leute, die nur ein einziges Kind hatten, ein Mädchen von vier Jahren. Im Sommer ließen sie das Kind vor dem Hause spielen, wohin sie ihm auch des Mittags seine Mahlzeit mit eingebrodter Semmel brachten. Wenn nun das Kind dies verzehrte, so kam jeden Mittag plötzlich eine große Schlange herbei, die sich zu ihm setzte, und mit ihm von der Milch trank und von der Semmel aß. Es fürchtete sich gar nicht vor ihr, wurde vielmehr so vertraulich, daß es sie ohne Scheu auf den Hals klopfte, und zuweilen sagte, sie solle ihm nicht zu viel abtrinken. Sein Vater sagte es nichts hiervon. Als es aber eines Tages viermal nach einander Milch forderte, da fiel die Mutter auf, und wie sie das letztmal die Milch gebracht hatte, blieb sie hinter der Thüre stehen, um zu sehen, was das Kind mit der vielen Milch anfange. Einmal sah sie die Schlange herbeikommen, welche die Milch aufzehren half. Darüber entsetzte sie sich, und sie lief ihren Mann zu Hilfe, der mit einem Knüttel herbeikam, um das Thier todt zu schlagen. Das Mädchen weinte sehr, und bat den Vater, die Schlange zu schonen,

des Heiligen Jorn. Dies nahm der Herr mit Schrecken wahr, und lähmte schnell dem furchtbaren Eiferer den rechten Arm, damit er nicht die ganze Schöpfung vernichte, wenn er fortmachte, wie er angefangen. So kämpft der erzürnte Heilige noch jetzt mit der Linken, auf daß mit dem Teufel nicht auch die Welt zu Grunde gehe. (Schott Wallach. Märch. S. 281).

Wie Thors Bildsäule in den Tempeln Norwegens zwischen dem Lebenspender Freir und dem Todsender Odin zu stehen kam (s. S. 317), so sah man an der Eiche des Perkun eine jugendliche, freundlich den Perkun anblickende Gestalt, den Getreidespender Potrimpos, er war bartlos und sein Gesicht mit Kornähren gekrönt; zur Linken des Perkun aber stand der greise, finstere blickende Todestgott Bikolos, ein langbärtiger, bleich aussehender Mann. Diese Beiden sollten also die doppelte Wirkksamkeit des Donners, als Begünstiger der Vegetation und als zerstörende Kraft, verkörperlichen. Dem Potrimpos brannten als Opfer Getreidegarben und Weibrauch, in brennendes Wachs gestreut. Es galt als Ehrendienst, in einer großen Urne ihm eine Schlange zu ernähren, auf deren Erhaltung und Pflege die Priester die strengste Sorgfalt wenden mußten. Milch war ihre Nahrung und unter Getreideähren ward sie beständig verborgen gehalten. Der Cultus nahm hier Rücksicht auf den unter vielen Völkern verbreiteten Glauben, daß die Schlange Symbol der Seele sey. Von Grimm (S. 651) wird einer Sage erwähnt, daß in jedem Hause zwei Schlangen, eine männliche und eine weibliche, befindlich sind, deren Leben mit dem des Hausvaters und der Hausmutter zusammenhängt. Sie lassen sich nicht eher sehen, als bis diese sterben, und erleiden dann gleichfalls den Tod. Andere Erzählungen berichten von Schlangen, welche mit einem Kinde zusammen leben. Sie

bewachen es in der Wiege, essen und trinken mit ihm. Ihr Zusammenleben mit demselben bringt ihm Glück; tödtet man das Thier, so nimmt das Kind ab und stirbt bald. Hier wählen wir aus vielen Beispielen, welche diese Behauptung stützen könnten, nur Eines aus, welches einer Gegend entnommen ist, in welcher der hier erwähnte Gott, dem der Cultus heilige Schlangen hielt, verehrt ward, so daß man annehmen darf, der zur Zeit seines Dienstes mit der Schlange verbundene Begriff eines Genius habe sich bis heute noch im Volksbewußtseyn erhalten. Lemme berichtet nämlich in seinen Pommer'schen Sagen Nr. 257:

In der Barlowschen Parde liegt ein einsames Bauershaus. In demselben wurde noch vor wenigen Jahren eine todtte Schlange gezeigt, von der man sich Folgendes erzählt. In dem Hause wohnten vor langen Zeiten einmal Bauersleute, die nur ein einziges Kind hatten, ein Mädchen von vier Jahren. Im Sommer ließen sie das Kind vor dem Hause spielen, wohin sie ihm auch des Mittags seine Milch mit eingebrachter Semmel brachten. Wenn nun das Kind dies verzehrte, so kam jeden Mittag plötzlich eine große Schlange herbei, die sich zu ihm setzte, und mit ihm von der Milch trank und von der Semmel aß. Es fürchtete sich gar nicht vor ihr, wurde vielmehr so vertraut, daß es sie ohne Scheu auf den Hals klopfte, und zu ihr sagte, sie solle ihm nicht zu viel abtrinken. Seinen Eltern sagte es nichts hiervon. Als es aber eines Mittags viermal nach einander Milch forderte, da fiel dies der Mutter auf, und wie sie das leztmal die Milch hingebracht hatte, blieb sie hinter der Thüre stehen, um zuzusehen, was das Kind mit der vielen Milch anfangte. Auf einmal sah sie die Schlange herbeikommen, welche die Milch ansehren half. Darüber entsetzte sie sich, und sie rief ihren Mann zu Hilfe, der mit einem Knüttel herbeikam, um das Thier todt zu schlagen. Das Mädchen weinte zwar sehr, und bat den Vater, die Schlange zu schonen,

er aber tödtete sie doch. Von der Stunde an schwand das Kind an allen Gliedern, und nach wenigen Tagen war es todt.

Den Preußen war die Schlange überhaupt ein heiliges Thier (Arntkiel, S. 43), sie galt denen, die zum Kampf auszogen, als ein Zeichen der Gegenwart des freundlichen Gottes Potrimpos (Hartknoch, S. 163), vielleicht, wie die eberne Schlange des Mose, denen, die sie anblickten, ein Talisman gegen den Tod?

Das dritte Bild, an der heiligen Eiche zu Romowe aufgestellt, war das des Gottes Pekolos (slawisch peklo, die Hölle), oder Potolos (im Sanscrit patal: die Hölle) des personifizirten Todes; denn was Potrimpos schuf, ward durch ihn vertilgt. Wie jener das Prinzip des Schaffens, so war dieser das Prinzip des Vernichtens. Dem entsprach auch sein zu Romowe aufgestelltes Bild, die Greifengestalt mit der bleichen Gesichtsfarbe, und dem weißen Tuche, das sein Haupt umwand. Drei Todtenköpfe, der eines Menschen, eines Pferdes und einer Kuh waren seine Sinnbilder (Hartknoch, S. 134, 160). Beim Opferfeste brannte ihm ein Topf voll Talg, aber auch Menschen, Kinder, Pferde, Böcke und Schweine wurden ihm geopfert*), und ihr Blut zur Sühne des zürnenden Gottes am Stamm der heiligen Eiche ausgegossen (Brätorius nach Rosenzweig's Chron. S. 313). War irgendwo ein Sterbefall eingetreten, so mußte dem Pekolos geopfert werden; der Säumige ward durch Schreckgefallen verfolgt, und fiel dem Gott das verlangte Opfer nicht bis zum dritten Tag, so konnte der Erzürnte nur durch Blut wieder versöhnt werden. (Hartknoch, S. 161). Im ganzen

*) Die oberrwähnte Speckheiligung galt also dem Pekolos, der zerkhörenden Aeußerung des Perkun.

Landen waren ihm heilige Orte geweiht, überall brannen ihm Opfer zur Versöhnung seines Zornes, zur Abwehr seiner Strafen. Noch jetzt erinnern zahlreiche Orte seines bald Pefoll, bald Potoll lautenden Namens an seine einstige allgemeine Verehrung, als Potollen, ein ehemaliges Gut im Kammeramt Brandenburg (Urk. von 1467 und 1515); Pachollen bei Christburg, wo sonst der heilige Wald stand; Pofellen, einst ein Dorf bei Preuß. Mark; Patollen, ein Hof bei Cremitten am Pregelstrom, ebenfalls da, wo sonst ein heiliger Wald war (Urk. v. 1483); ein Ort Potollen, einst an der Stelle, wo nachmals das Dreifaltigkeitskloster nördlich von Domnau erbaut ward (Urk. v. 1465); Pakollen, einst ein Dorf in Samland, nachmals Wirbegithen genannt; Pakullen, ein Dorf in Litthauen, nordwestlich von Ostwethen; Pakalnischnen, nördlich von Gumbinnen, und ein anderer Ort dieses Namens nördlich von Trakehnen. Bei Germau in Samland noch jetzt eine Pachullen-Wiese. Sonst lag ein Dorf Pofoll bei Bartenstein im Kammeramt Kirchbitten (Urk. von 1357, 1392 und 1404).

Nächst dem Donnerer Perun oder Perkun ist noch ein anderer in Holstein, in den Elbgegenden sc. verehrter Frühlingsgott zu erwähnen, nämlich jener Ham, von welchem die Städte Hamm, Hameln, Hamburg, Hammeburg sc. den Namen haben. Leibniz (Script. rer. Br. I. p. 191) sagt von ihm: *Hammon* sc. Sventobuck, letzterer Name ist aber nur ein Präd. des Swantowit und bedeutet: Heiliger Gott. Jungmann sagt im „Krot“ II. p. 343: „Bei den Holfaten wurde in Hamburg zu Karls d. Gr. Zeit Perun (der Donner) unter dem Namen Hambog oder Swentobog mit Widderhörnern verehrt,“ also hatte er einen

Hammerkopf wie Jupiter Hammon. Mit diesem ist Ham auch von Naruſenicz verglichen worden, welcher belehrt: *Hammonia* ſey der alte Name Hamburgs nach dem dort üblichen Hammonsdienſt und nach dem Hammonstempel daſelbſt: *castrum Jovis*. Auch in der Mark fand man Spuren ſeiner Verehrung. Auf der Feldmark des Dorfes Booke, öſtlich von Oſterburg, iſt ein Ort: der Teufelswinkel genannt. Hier ſtand ebedem, berichten die Bewohner jener Gegend, ein Götzentempel, die „*Hammonsklauſe*“ genannt, wie auch das vorbeifließende kleine Waſſer die *Hammeſy* heißt. Engelſt ſagt: der Name rühre daher, daß die alten Deutſchen (?) dort einen Gott verehrten, den ſie *Hama magnum* genannt, welcher eigentlich Jupiter Hammon geſeyen, ihm hätten ſie auch einen Tempel zu Hamburg gebaut.

Auch *Radegaſt*, Rathgeber, v. *reda*, Rath, wend. *radehaz*, nach welchem ein Dorf in Mecklenburg und eines in Thüringen heißt, richtiger: *Radhof* *), auch *Roswodiz* **) genannt, war ein Sonnengott, der bei den Böhmen, Laußnern, Obotriten (Mecklenburgern) u. in hohem Anſehen ſtand. *Radost* (*radosc*) bedeutet Freude, aber auch Erzeugung (*radithi*, ſanſkr. *radh*, wovon *radiz*, *radix*); es iſt alſo nicht nothwendig, ihn vorzugsweiſe als Rathgeber, d. h. als Drakelgott zu denken, denn der Tempel des *Stranowitz* und die *Eiche Peruns* waren ebenfalls Drakelſtätten. *Radegaſt*, *Radhof* bedeutet alſo einen freundlichen, Freude ſpendenden Gott, was auch aus ſeinem Beinamen „*Dobropan*“ (der gute Herr) erhellt, unter welchem er

*) So heißt auch ein Berg in Mähren, wo ein Tempel dieſes Gottes war.

**) Anführer (*wodiz*), im Krieg *rozno*.

zu Doberan in Mecklenburg verehrt worden seyn mochte. Das Mecklenburger Wappen, den Stierkopf, das Symbol der Stärke, trägt er vor der Brust, den Sitz des Muths; der Schwanz mit den ausgebreiteten Schwingen auf dem lockigen Haupte dürfte den Weissager (Schwammen = ahnen) andeuten. Daß der Gott nackt und jugendlich abgebildet wurde, gibt ihn als den Sommer zu erkennen. Aber auch dieser Gott hat seine Schattenseite; denn auf manchen Bildwerken (bei Rasch Dbotr. Alt. p. 54) hat er einen Löwenkopf mit weit geöffnetem Rachen. Die den Kopf umgebende Mähne, gewiß ein Sinnbild der Sonnenstrahlen*), verräth wohl die Verderben bringende Sommerglut in jenem Monat, wo die Sonne im Zeichen des „Löwen“ steht. Sein Postament, die runde Scheibe, bezieht sich wohl auf die Sonnenscheibe, sowie der Speiß auf die Kraft ihres Strahls. Sein Haupttempel stand zu Rhetra im jetzigen Stargard. Man mußte über eine große Brücke in denselben, aber nur denen war es vergönnt, welche opfern wollten. Otto v. Gr. zerführte das Bildniß dieses Gottes i. J. 990.

Ihm zunächst setze ich Wodan (wodiz, Anführer), den Gott des Krieges. Er ist muthmaßlich der von den Wenden angenommene deutsche Wuotan oder Odinn. Er ist mit einem Panzer bekleidet, trägt in der Rechten ein in die Höhe gehobenes Schwert, am linken Arm ein Schild. Zuweilen wird er nackt abgebildet, zuweilen ist er jedoch in einen Mantel gehüllt.

Prowo hieß der Gott der Rechtspflege (prowo, Recht). Abgebildet wurde er als Greis mit langem faltigen Gewande, bisweilen mit Ketten um den Hals

*) Brgl. $\varphi\omega\beta\eta = \varphi\omega\beta\omega\varsigma$, Juba = Jubar.

und einem Opferrmesser in der linken Hand. Seine gewöhnlichsten Symbole waren ein Prüfeisen (in Form einer Pflugschar, was sich dadurch erklären läßt, daß die Fruchtbarkeit der Erde gleichfalls mit dem Pfluge erprobt wird), oder ein glühender Schild, den man in zweifelhaften Rechtsfällen zur Feuerprobe angewendet haben mochte. Prome wurde vornehmlich in Altenburg (Stargard in Bagrien) verehrt. In seinem nächst der Stadt gelegenen Eichenhain versammelten sich am Montag (*secunda feria* Helm. I, 83) Volk, Priester und Könige zur Opferung und zum Rechtsprechen. Als Rathgeber wurde Prome auch hier von den Priestern befragt; vorher aber tranken diese vom Opferblut, um zur Verkündigung des Orakels sich Kraft zu erwerben (*Post caesam hostiam sacerdos de cruore libat, ut sit efficacior oraculis capessendis.* Helm I, 12). Die Opfer waren gewöhnlich Kühe, Schafe und Vögel, zuweilen aber auch gefangene Christen. Nach beendigten Rechtsentscheidungen und Opferungen wurde die Opfermahlzeit gehalten, und Spiel und Tanz währten die Nacht hindurch.

Auch Satar — der slawische Saturn — bekannter unter seinem andern Namen Krodo (Kronos), nach welchem die Ortschaften Krottendorf bei Bärenstein in Sachsen und Krotoschin in Preussisch Polen heißen, auch dieser Gott ist gut und böse zugleich. Als Prinzip der Fruchtbarkeit hält er in der Rechten ein Gefäß mit Blumen, und steht auf einem Fische, das Zeitrad hält er in der Hand; aber er hat auch eine gehässige Nebenbedeutung gehabt, wie sich aus den Worten „Grobendüvel,“ womit man in Sachsen etwas Abscheuliches bezeichnet, und das bald im Scherz, bald aber auch im Ernst genommene „Teufelskröte“ vermuthen lassen.

In der Kirche Simon und Juda zu Goslar fand sich ein dem Krodo geweihter Altar von Erz, oben mit marmorner Einfassung, der jetzt im dortigen Museum ist.

Auf dem Stubenberge zwischen Heiligenstadt und Gschwege wurde ein Gott Stuvo oder Stuffen als Drakelgott angebetet, der aber muthmaßlich deutscher Herkunft ist. Den Namen erhielt er, weil die Sachsen in ihn ihre Hoffnung (?) setzten. (Krehfeler, sorben-wendische Alt. S. 73). Doch bedeutet Stauffen einen Kelch, wie aus dem Wappen der adeligen Familie von Stauffen erhellt, welche drei Becher in ihrem Wappen führt. Demnach war er ein Weingott. Auf dem alten Bergschlosse Stauffen bei Sandersheim wurde er von den alten Sachsen angebetet. Sein Bild, wie das des Krodo, zu zerstören, hatte Karl d. Gr. sich zum Verdienst gemacht.

In der Lauffz und in Preußen, Litthauen u. verehrte man auch einen Gott der Fruchtbarkeit, Pillwitz*), der vielleicht den Ortschaften Pillnitz und Beilwitz den Namen gab.

Podaga wurde von den Holfsteinischen Wenden als Gott der Jäger und Hirten verehrt, darauf zielt das Jagdhorn in der Rechten, der (Hirten-) Stab in der linken Hand. Er trug eine spitze Mütze, aus welcher zwei Hörner hervorgingen, auf dem Kopf. Auf andern Abbildungen hat er ein unförmliches, von Strahlen umringtes Doppelantlitz, das bis auf den Bocksbart einem Löwenhaupte gleich. Seine Opfer bestanden in Wildschweinen.

Die zu Rhetra und Karenz auf der Insel Rügen verehrten Götter Rugewit und Karewit, werden

*) Bon pilli, füllen, pillaan, voll.

zwar für besondere Wesen gehalten, es ist aber Seite 565 Anm. gezeigt worden, daß sie nur Prädikate Swantemits waren, gleichwie Schwairtir, ein Name, welcher sehr unslawisch klingt, und offenbar aus Swatemi verderbt ist. Seine Lichtnatur gibt sich in der von Blammen umgebenen Kleidung und in dem Strahlenhaupt, sowie in der von ihm getragenen angezündeten Fackel zu erkennen. Man findet ihn auch Euicz geschrieben, und darin liegt deutlich der Begriff des Glanzens und Leuchtens.

Auch eine männliche Mondgotttheit sollen die alten Wenden verehrt haben, einen Zisibog. Die Arme ohne Hände sind erhoben und bilden einen Halbmond, an der Seite hängt ein Köcher mit Pfeilen, anspielend auf die Krankheiten, die man dem Monde zuschrieb. War er vielleicht die Naturgöttin Ziza in männlicher Gestalt (eine Venus barbata)?

Die Preußen, Ruffen und Letten verehrten einen Rechtsgott Antrimpos und einen Wellengott Bangputys (v. banga, Welle und putts, Schaum). Puskaitis, ein Wald- und Baumgott, wohnte im HOLLUNDER, der darum das heilige Holz hieß und nicht umgehauen werden durfte. Aufschweikis war der slawische Wesculap (v. sweiks, gesund, sweikas, Gesundheit). Zemberis (v. zeme, Erde und beriu, streuen), streute Samen über die Erde und kleidete sie in Blumen und Kräuter. Honidlo (v. wend. honzu, ich halte ab) war in der Lausitz, Meissen, Thüringen u. ein göttlicher Nachtwächter. In der Gegend von Merseburg wurde er in Gestalt eines Stabes angebetet, an dessen oberstem Ende eine Hand befestigt war, die einen eisernen Ring hielt. Diesen Stab trug der Hirte von Hause zu Hause, und rief an jeder Thüre aus: Wache

Honä! Switebor (von Swjaty, heilig, und bor, Sichte) wurde in einem Haine bei Merseburg verehrt, der in solcher Hochachtung stand, daß Niemand auch nur ein kleines Reis von einem Baume abbrechen durfte, ohne dem Tode zu verfallen. Brotuff, ein Merseburger Chronist, meldet, daß die Merseburger diesen bis zur Zeit Karls d. Gr. an der hohen Brücke bei der Saale verehrten; an der Stelle, wo dieser Gott gestanden, hatte im 10ten Jahrhundert Bischof Wigbert dem heil. Romanus eine Kirche erbaut.

Alle wohlthätigen Gottheiten hatte der Slawe unter dem Collectionnamen „der weiße Gott“ (Biel bog) vereinigt, obschon, wie vorhin gezeigt wurde, jeder derselben auch seine dunkle Seite hat. Damit wollte er sie von dem durchaus bösen, dem „schwarzen Gott“ (Czerny bog) unterscheiden, welcher Letztere nur an Zerstörung Gefallen hat, und dessen Stelle im heutigen Volksglauben „der Schwarze“ *) einnimmt. Furcht und Schrecken haben ihm Bildnisse und Altäre errichtet. Auf rathraischen Denkmälern kommt häufig das Bild eines Löwen vor (der 1. Petr. 5, 8. umhergeht und Opfer sucht, die er verschlinge).

Auch der wendische **Flins**, von dessen Cultus Flinsberg den Namen hat, obschon seine Existenz oft bestritten worden ist, Flins, der in Greifengestalt, den flatternden Mantel um den Leib herumgeschlagen und mit nackten Füßen auf einem Flintstein stehend, abgebildet wurde,

*) Im Slawischen sind fast alle Benennungen, die irgend eine Verbindung mit dem bösen Princip andeuten, aus dem Begriff **Schwarz** (czerny, spr. Tschorny) gebildet. So bedeutet z. B. das russische Czarodsej, poln. Czarnokstecznik, böhm. Czarodogajk einen Zauberer, Czárównica, Perz, Czart (Czert) Teufel, Czary, Pereret, denn diese ist auch bei den Slawen eine schwarze Kunst, des Teufels Handwerk.

trug auf der linken Schulter einen aufgerichteten Pöden, in der rechten Hand eine brennende Fackel (vermuthlich einen Strohwißch an einer Stange, wie ihn die Slawen gewöhnlich bei Todtengebräuchen umhertrugen, siehe Anton, Gesch. d. Slaw. I. S. 71), denn Flins ist der Tod. Daher wurde er zuweilen auch als Skelet abgebildet (Paußzer Monatschr. 1796 S. 21), aber auch hier fehlte der Pöde nicht als sein Attribut. Endlich gab es noch eine dritte Art von Abbildungen des Flins*): eine kleine dicke Unholbsgestalt, an Händen und Füßen mit großen Klauen versehen.

Bevor ich dieser die gebührende Aufmerksamkeit zuwende, denn eben sie hat auf viele Sagenbildungen nicht nur der Slawen, sondern auch der Deutschen eingewirkt, sind die Gründe zu prüfen, welche seit Anton (Verf. üb. Gesch. d. Slawen) das Bezweifeln eines Gößen Flins zur Modesache gemacht haben. Ein Haupteinwurf der Skeptiker ist: Flins sey ein deutscher Name, vom Flintstein, auf dem er stand, entlehnt, die slawische Sprache kenne durchaus kein F. Jene, bei Dehna, einem Dorfe unweit Bauzen gestandene Statue soll ein neuer Einfall seyn**), die andere in Görlitz (von einem Hrn. v. Westphalen in den Monum. Cimbr. IV. praef. ad. p. 199: Flins Görlizensis genannt)

*) In Leipzig führt noch gegenwärtig eine Kaufmannsfamilie seinen Namen.

**) Ein neuer Einfall? Das Bild ist ja schon i. J. 1126 vom Magdeburger Erzbischof Adelgott zerstückt worden, der es in die gleich unter dem Berge hinstütende Eyree führen ließ. Bei Dehna in geräumigen Kellern wohnten die Priester des Flins, welche aus der Schale, die das aus reinem Golde gearbeitete Idol in der Hand hielt, Feuer flammen ließen, worauf die Bewohner der Umgegend hinstömten, und neue Opfer dem Priester für ihren Gott brachten. (Grave Raub Sag. S. 139.)

sch — ein Löwe. Der ihn im 17ten Jahrhundert zum Flins schuf, bildete ihn aus, um ihn ehrwürdig zu machen, aber das Original vom Jahr 1557 kennt diese Attribute nicht. Dieser Löwe ist nur ein Schildhalter, und das Dorf Flinsberg in Schlessen hat nicht von dem vermeintlichen Obgen den Namen, sondern von dem dabei liegenden Berge: der weiße Flins (der weiße Stein).

Hingegen hat einer der neuesten Forscher, Hanusch (Wissensch. v. slaw. Mythus), die Existenz des Flins wieder zu retten gesucht. Er sagt S. 303: In den meisten slawischen Ländern findet man noch jetzt eigens aufgerichtete Felsblöcke, theils zu Opfer-, theils zu Begräbnissfeierlichkeiten dienend (Steinaltäre, Todtensteine, Wendengräber, vgl. „Ausl.“ 1839 Nr. 279). Bemerkenswerth sind besonders die Steinmassen des Lausitzer Berges Czernobog (zwei Meilen von Budetjin). Auf der einen Seite desselben wird noch der breite Felsenrücken gezeigt, auf welchem die Opfertiere geschlachtet wurden. Die andere Seite des Berges heißt Prasica (Drakelberg, von prasiť, fragen). Eine Felsöffnung dieses Berges galt nach der Sage für das Ohr der im Innern des Berges verborgenen Gottheit. Da Czernobog im spätern slawischen Mythus jeder Todtengott war, so scheint die unweit des Berges befindliche Statue des Todtengotts Flins damit in Zusammenhang zu stehen. (Vergl. Cesta do Luzic od L. Stara in Casop. cesk. Mus. Prag 1839 Heft IV. p. 476).

S. 410 bemerkt Hanusch, daß alle unterirdischen Götter Czernobogi genannt werden, im Luchowischen noch jetzt: Czerny Shimeniki, d. i. schwarze Erdgeister (von zem, Erde) oder finstere Wintergeister (von zima, der Winter). Sieher gehört auch Flins

(Flynis) mit seinem rothen Mantel und bleichen Gesicht und der brennenden Fackel zc.

Damit vergleiche man einen ältern Zeugen, *Wass* (Gottesdienstl. Alterth. d. Obotriten p. 102): „So viel ich weiß, hat noch Niemand die eigentliche Gestalt und Bildung des Czernobog mit Gewißheit beschrieben. Jetzt ist dieselbe entdeckt. Der böse Gott hat die Gestalt eines ergrimmtcn Löwen, welcher etwas anders gebildet ist, als der Löwe des Flins.“

§. 104: „Flins gehört zur Zahl der sächsischen Götter. Man bildet ihn entweder als einen Menschen, oder als ein Knochengertippe. In beiden Fällen trug er einen Löwen mit aufgesperrtem Rachen auf den Schultern. Ich weiß nicht, wer unter beiden der älteste? Czernobog oder Flins? Beide scheinen in einer genauen Verbindung zu stehen. Flins war Todtengott, ihn mußten die Wenden, welche wie andere nordische Völker vor dem natürlichen Tod einen Abscheu hatten, für den fürchterlichsten Feind halten, denn er beraubte die durch Krankheit Gestorbenen der Glückseligkeit nach dem Tode. Der Löwe war sein passendstes Bild, denn auch er gibt die einmal erfasste Beute nicht wieder zurück; was er berührt, muß sterben. Ist Flins der ältere, so hat man Ursache gehabt, den Czernobog von ihm zu entlehnen; ist Czernobog der ältere, so hat es nicht an Gründen gefehlt, denselben dem Tode auf die Schultern zu setzen.“

Also Flins hat existirt, er war der eigentliche Todtengott der Wenden, als man aber Czernobog nicht mehr für den Sammelnamen aller bösen Gottheiten, sondern für ein besonderes Wesen hielt, stieß man sich an das unslawisch klingende Flins und hielt, wegen der Ähnlichkeit der Attribute, Letztern für eine Copie

des Czernobog, aber im Cultus gar nicht existirend. Wie, wenn ein deutscher Schriftsteller den slawischen Bilnits in einen Flins verballhornt hätte? Eine falsche Orthographie hat schon manche Verwirrung in die Alterthumskunde gebracht. Den Gott Bilniz, wie er in der Lausitz hieß, denn die Letten nannten ihn Bilwiz, haben wir schon oben als einen unterirdischen Gott kennen gelernt, zwar als dämonischen Schatzspender, aber Plutus ist ja auch Pluto, warum sollte nicht Flins auch Bilnis seyn? Ursprünglich hieß er Bilwnik, d. i. der Fruchtbarkeitsspender, denn aus der Verwesung geht das neue Leben hervor. Darum pflanzten auch so viele Völker des Phallus Bild auf Gräber, oder geben ihn dem Todten mit.

Die Identität des Flins mit dem Czernobog gibt sich nicht nur in dem ihnen gemeinschaftlichen Symbol, dem Löwen, zu erkennen, sondern auch in der ihnen gemeinschaftlichen Verehrungsstätte, denn $\frac{1}{2}$ Meile von Bauzen stand die Bildsäule des Flins (siehe oben), und eine Meile von Bauzen bei den Dörfern Racklau und Döhlen liegt ein Berg Czernobog, wo vermuthlich der Gott verehrt wurde. Es ist ein einzelner, mit einer Höhlung versehener Felsen, die Koboldkammer (wend. kolski domy) benannt, weil hier Kobolde (kodolty) hausen sollen, welche die Menschen necken und irre führen. Wenn sie aber bei guter Laune sind, so beschenken sie die Sterblichen, daher die Wenden von einem Glücklichen zu sagen pflegen: Er hat den Kobold! (Gräve, Laus. Sag. S. 57.) Masch sagt ausdrücklich: Czernobog ist ein Beinamen des Berstuf, und Berstuf ist im Altpreussischen das, was im eigentlich Slawischen Bilunik ist. Dieser ist aber ursprünglich der Höllengott Bekelnik, Bilolo (s. S. 578). Nun

bedeutet aber Verstuf oder Verstuf einen Däumling (v. perst: Finger). Strzypkowski erwähnt der Verstufi zugleich mit Peklos, dem Gott der Unterwelt und der bösen fliegenden Dämonen. Sie necken in der Dämmerung die Menschen und halten sich gern unter Hollundersträuchen auf. (Hanusch, S. 229). Sie sind also zwergartige Kobolde, wie im indischen Mythos die im Berge hausenden Daksha's, die Diener des dickhäuchigen Däumlings Kuberak, der Schätze spendet, aber ein Bruder des Todesgottes Yama ist. An diesem Doppelcharacter erkennt man leicht den vorerwähnten Bilwnik oder Bilniz = Fliak. Oben erwähnte ich, einer dritten Art, den Fliak vorzustellen, nämlich als kleinen dicken Unhold. Diese dickhäuchigen Gnomen sind ja eben die gespenstischen Erdgeister, die zu den Todten und zu den Schätzen in gleicher Beziehung stehen. Bei den eigentlichen Slawen hieß Bilwit: Dajba, Dajobog, d. h. der Geber (Hanusch, S. 376), also ein Schätze spendender Giebig, wie der Berggeist des Harzes genannt wird (s. S. 160). Diesen Letztern stellt Grimm mit dem neckischen und doch freigebigen Bewohner des Riesengebirges, Rübzahl, zusammen, ohne sich jedoch in eine tiefere Untersuchung seines Wesens einzulassen. Da der Name einer Gottheit über ihre Natur und Eigenschaft den sichersten Aufschluß gibt, so ist vorerst die Etymologie des Wortes zu ermitteln.

Ursprünglich mochte der Beherrscher des Riesengebirges, wie Prätorius meint: Riesenjabel (lat. Riphaeorum sc. montium Zabulus) geheißen haben, wobei man sich Jabel aus Diabolus verderbt denken muß; das Riesengebirge hieß nämlich: montes Riphaei. Nabe lag es, aus Riphaeorum Zabulus einen Rübzahl zu machen, da der dämonische

neckische Charakter dieses Berggeistes die des Lateins Unkundigen zunächst an die Rübe denken ließ, welche schon den Alten als Wurzel des Streitens bekannt, (s. Noth's symb. Wtb. u. Rübe), auch im deutschen Volksglauben ähnliche Vorstellungen beherbergte *). Den dämonischen Charakter der Rübe, d. h. daß sie einem bösen Geist zur Wohnung diene, erräth man schon daraus, daß der Papst in Rom an dem Tage, wo die alten Römer die Dämonen vorzugsweise losgelassen dachten, zur Erinnerung daß Jesus, und folglich auch sein Stellvertreter auf Erden, Macht über die bösen Geister habe, daß der Papst gerade an jenem Tage, Petri Stuhlfeier (die Einsetzung des Papstthums) begehend, zugleich auch — den Meerrettig weicht (s. Kloster VII. S. 171). Das deutsche Rübe ist das sanskritische rupa (Schattenbild, *ῥωπος*, Puppe, Poppel, Popanz, Rüpel). Darum schnitzte man aus der weißen Saunrübe die Galgenmännchen (Barth, Alt. Rel. II. S. 137.) Verband man mit der Rübe den Begriff des Dämonischen und des Zaubers, so konnte das Volk leicht den Riphæorum Zabulus der Gelehrten in einen Rübenzabel parodiren, und da es sich bei Zabel nichts denken konnte, so änderte es Zabel in Zigel (vgl. Sauzigel S. 376) um; welches Wort, wie Pfingstzigel, Pfingstzahl *) ein An-

*) In Grimm's Kindermärchen (Nr. 146) führt eine Rübe beinahe zum Brudermord, der nur durch Zufall verhindert wird.

*) In Saalfeld wurden ehemals von muthwilligen Buben am Pfingstsonntage diejenigen Leute, so am spätesten aufstanden, „Pfingstzahl“ geschimpft, weil man ihnen von Weiden oder Birkensträuchen ein zusammengeflochtenes Zeug, daran ein langer Schwanz herunterhing, unvermerkt hinterwärts an die Kleider heftete, von denen es nicht so leicht losgemacht werden konnte. Ebenfalls hieß zu Pratorius Zeit eine Familie „Lammerzahl“ (d. h. Lammerzigel, Lammerchwanz).

hängsel bedeutet, also Rübezahl f. v. a. Rübenschwanz, verächtliche Benennung jenes Gebirgskobolds. In der Folgezeit, als auch die Bedeutung des Wortes in Vergessenheit gerathen war, und bei Zahl Niemand mehr an Jage l dachte, erstand zur Erklärung des Namens Rübezahl folgende ethnologische Sage:

Der Berggeist der Sudeten sah, als er eines Tages von seinem Hochgebirge herunterkam, eine liebliche Jungfrau in einem anmuthigen Wäldchen inmitten ihrer Gespielinnen lustwandeln. Sie war eine Fürstentochter, ihr Geliebter gleichfalls aus fürstlichem Geschlecht. Der Berggeist beschloß, die Schöne unsichtbar zu entführen. Er zauberte sie auf sein Gebirge in ein auf seinen Wink entstandenes Schloß, woran ein Lustgarten hieß. Er selbst nahm die Gestalt des schönsten Prinzen an. Als er sie nun in den schönen Zimmern umherführte und ihr im Garten die herrlichen Blumen und Früchte zeigte, war sie ganz erfreut; wie er aber hinzusetzte, daß dies Alles ihr gehöre, und sie müsse ihn nun zu ihrem Gemahl nehmen, da weinte sie, daß es einen Stein in der Erde hätte erbarmen mögen. Sie härmte sich sichtbar ab, und sagte: er möge sie nur wieder zu den Ahrigen bringen; denn sie habe bereits einen Bräutigam und könne keinem Andern angehören. Der Berggeist ging darauf nicht ein, er hoffte, mit der Zeit werde sie sich an die Einsamkeit ihres jetzigen Aufenthalts gewöhnen. Aber sie ward zusehends schwermüthiger. „Ach“ seufzte sie, „wenn ich nur meine Gespielinnen hätte!“ Der Geist eilte flugs hinab in den Garten und zog eine Menge Rüben heraus, brachte sie ihr, gab ihr einen Zauberstab in die Hand, und sagte ihr: sie solle damit nur die Rüben berühren, so würden diese gleich die Gestalten bekommen, die sie wünsche. Sie that es, und sogleich standen die Gespielinnen vor ihr, und war große Freude des Wiedersehens. Aber sie währte nur kurz; denn bald welkten die Gestalten dahin, verloren ihre Feiterkeit, und schrumpften endlich zu alten Mütterchen zusammen. Die Prinzessin war darüber außer sich vor Schmerz. Der Berggeist verteidigte sich auf die

ihm gemachten Vorwürfe: die Mägdelein blieben nur so lange jung und frisch, als Saft in den Rüben sey, aber er wolle ihr frische Rüben bringen. Sofort eilte er in den Garten, besäete da viele Beete mit Rübsamen, und befohl zugleich seinen dienbaren Geistern, ein unterirdisches Feuer zu erhalten, damit der Same aufgehe. Weiber wissen sich zu helfen. Also überlegte die Prinzessin, ob nicht der Zauberstab ein Mittel zu ihrer Befreiung werden könnte. Als nun die Rüben aufgingen, und endlich reiften, zog sie eine derselben heraus, berührte sie mit dem Stabe und verwandelte sie in eine Biene. Diesem Thierchen sagte sie: es solle hinfliegen zu ihrem Bräutigam und ihm sagen: wer sie gefangen halte; er solle nach drei Tagen an der Grenze des Gebirges auf sie warten und sie erretten. Das Bienschen flog fort, kam aber nicht wieder, denn eine Schwalbe ergriff es unterwegs und fraß es. Nun machte die Prinzessin eine Grille, und schickte sie mit demselben Auftrag fort. Als aber auch diese nicht zurückkehrte, weil sie ein Storch unterwegs gefressen, so machte sie eine Elster. Diese war glücklicher mit ihrer Sendung. Sie fand den Bräutigam unter einer Eiche, und da klagte sie ihm das Leid seiner Liebsten. Sogleich kehrte der Prinz heim, und zog mit einem großen Gefolge von Reifigen der bestimmten Grenze zu, wo er auch am dritten Tage ankam. Unterdeß hatte die Prinzessin sich gegen den Berggeist freundlicher gezeigt, ihm eines Tages sogar erklärt: sie wolle die Seine werden, wenn er unten im Garten alle Rüben zähle, die sie hernach in Brautjungfern verwandeln wolle. Aber, setzte sie hinzu, gib wohl Acht, daß du dich nicht verzählst, auch nicht um eine, sonst nehme ich meine Zusage zurück. Der Berggeist zählte nun ganz eifrig, und um gewiß zu seyn, daß er sich nicht verzählt, zählte er noch einmal, und er fand, daß er sich wirklich verzählt. Das geschah aber noch ein paar Mal, bis er überzeugt war, nun sey alles ganz richtig. Während dem hatte die Prinzessin aus der größten Rübe ein Ross gemacht, sich darauf gesetzt, und war schnell nach der angegebenen Grenze hingerritten, wo sie der entzückte Prinz im Fluge nach dem Schlosse ihrer Eltern brachte.

Als nun der Berggeist aus dem Garten nach der Burg zurückkehrte und seine Geliebte nicht fand, schwang er sich in die Luft, um ihr nachzueilen. Er kam eben, um zu sehen, wie sie über die Grenze seines Gebietes hinüberzagte. Die Geschichte wurde unter den Umwohnern des Gebirges bekannt, und der Geist erhielt von ihnen den Spottnamen Rübzahl. Es ist also nicht zu verwundern, wenn dieser seiner Natur nach mehr wohlthätige als schreckhafte Berggeist sogleich zornig wird, wenn man ihn bei seinem ihm aufgedrungenen Namen nennt.

Man sieht deutlich, dieses Märchen verdankt seine Entstehung dem Bestreben, den Namen Rübzahl zu deuten, da ja auch die oben gegebenen etymologischen Versuche nicht ganz zu befriedigen vermögen, weil sie theils zu gelehrt und weit hergeholt, wie des Prätorius Ableitung aus dem Lateinischen, theils auch die Rüb den Character eines Berggeistes eben nicht sonderlich bezeichnet, zumal des Rübzahl, der zu den mehr gutartigen als streitlustigen Dämonen gehört. Die einzig richtige Annahme wäre also, daß, in Anbetracht, daß das Riesengebirge, ehemals als Schlessien noch theils zu Polen, theils zu Böhmen gehörend, von Bewohnern slawischer Mundart bevölkert gewesen, die spätern deutsch redenden Einwanderer, weil sie den slawischen Namen des Berggeistes: Ryp zela (Berggeist *) sich nicht ins Deutsche übersetzen konnten, es mit rjpa a zelj (Rübenkohl **) verwechselnd, ein gleichlautendes deutsches Wort „Rübenzahl“ (!) „Rübzahl“ schufen, unbekümmert darum, ob es auch den ursprünglichen Sinn des Namens wiedergebe oder nicht. Beispiele dieser Art kommen so häufig vor, daß diese Erklärung den Leser vollkommen befriedigen dürfte.

*) Zelu war ein unterirdischer Gott in Krötengestalt, der in Bergen Schätze hütet s. w. n.

***) Auch umgekehrt: Zeli ropus, Kohlrübe.

Unter dem Namen *Sirnitra* (vollst. *Czerny tra-eica*: der schwarze Drache) verehrten die Wenden den geflügelten Drachen, welcher sich noch in ihrem Wappen erhalten; und auf das Banner geflügt, nach altem Glauben den Feinden so oft den Untergang brachte. Dieses Feldzeichen, das *Saro Stanitia* (altflaw. *stanice*: Standarte) nennt, wurde zu *Arkona* aufbewahrt, und von den Rugiern höher als alle Götter geachtet; daher *Masch* (*Oborr. Alterth.* p. 67, 119) hier Einfluß der *Odinischen* Religion vermutet, denn dieser war Kriegsgott, und die Schlange (Symbol des Lebensgeistes) das ihm heilige Thier. Ihr Anblick sollte die Krieger vor dem Tode schützen, aber dem Feinde ein Verderben weissagendes *Omen* seyn. Die Heilschlange, die bei den Wenden den Friedensstab umwand (*Masch* p. 121) lehrte sich also zuweilen in die Gift- und Todeschlange, in den Lindwurm um. Unter den *Altertümern* von *Rhetra* findet sich der geflügelte Drache — die Flügel beziehen sich wohl, wie bei der *Psyche*, auf die Schlange als Symbol des Lebensgeistes? — wirklich vor, er ist von Metall, und auf dem Rücken mit einer Röhre versehen, vermuthlich um im Felde angestekt oder im Tempel aufgestellt zu werden. Der aufgesperrte Rachen hat zwei Reihen Zähne, um den Kopf befindet sich ein Reis, die kurzen Füße haben Schuppen und Klauen, unter denen ein *Scorpion* und ein Menschenkopf liegt. Der Schwanz ringelt sich zwischen den Bugen heraus, und zeigt sich oben in der Gestalt eines Ankers. Da der *Slawe* noch jetzt statt des bösen *Prinzips* (*Czernobog*) den Ausdruck *drak* (Drache) und *oerw* (Wurm) gebraucht, so muß wohl der Drache meist als Maske des feindlichen Gottes gebraucht worden seyn. In einer Volks-

sage reitet ein Jäger, der die Hölle sucht, auf dem Rücken eines Drachen in die Unterwelt, und um nicht von ihm verschlungen zu werden, füttert er ihn mit Fleisch, und als auf dem Rückweg dies nicht mehr ausreicht, schneidet er sich einen Theil seines Fußes ab und wirft ihn in den Rachen des Unthiers. (Gomusch S. 412.) Die Seele des sündigen Reichen nimmt, bei seinem Eingang in die Unterwelt, ein Drache in Empfang (p. 415). Aber der Drache des Todes wandelt sich in jenen des Lebens, in den Gold- und Korndrachen um, denn der vorerwähnte Wilwij oder Pliwnik wird als ein durch die Lüfte fliegender Drache gedacht, der, wo er sich niederläßt, Segen bringt (p. 289), vermuthlich Erntesege, denn pleva bedeutet Kuchen, pli: füllen. Man sagt auch pliwne zyto: vollkörniges Getreide.

An den Begriff: Feldsegen heftet sich meist auch der des Leibessegens. Es ist auch slawischer Volksglaube, daß jedes Haus eine männliche und eine weibliche Schlange besitze, die sich erst am Todestage des Hausvaters oder der Hausmutter sehen lassen, dann aber das gleiche Loos theilen; und einer Sage wurde S. 577 gedacht, in welcher der Tod der Hauschlange den des Kindes zur Folge hatte. Die Litthauer brachten ihren Hauschlangen Milch als Opfergabe. Das Hinstellen der Milch gibt zu erkennen, daß man sie als hilfreiche Hausgeister verehrte.

Man brachte die Schlangen — deren Bilder man, weil ihnen talismanische Kraft zugeschrieben wurde, als Standarte in die Schlacht mitnahm — als Zauber auch in Schwertern und auf Helmen an. Diese erhielten dadurch Festigkeit, die Klingenkraft. (Grimm, S. 652.) Auf diese Art erklären sich die vielen Ueberbleibsel von Drachen in manchen Städten, weil sie ihre Palladien sind.

Zwei Knechte, die sich ins dunkelste Waldesdickicht vertieft hatten, um noch einen Steinbruch zu einem vorhandenen Bau zu entdecken, vernahmen plötzlich das Geschrei eines Raben. Der Stelle nahek, von wo es zu ihren Ohren drang, gewahrten sie eine, ihnen durch Nadelholz entgegen gährende ungeheure Höhle, und darin jenen krächzenden, beständig von der Erde zur Decke, von der Decke zum Boden fliegenden Vogel. Der Ursache der seltsamen Erscheinung nachspürend, fielen ihre Blicke auf den dunkeln Klumpen einer gräulichen Ungeheuer, die mit ihrem giftigen Hauch die ganze Höhle verpestete. Ein Drache war's, im Hintergrunde der mit Aesern und Gerippen erfüllten Schlucht, in grauem Behagen der Mittagsruhe pflegend. Entsetzen trieb die beiden Knechte von dannen. Den Ort und den Pfad merkten sie sich durch an den Bäumen eingeschnittenen Zeichen, und erzählten es ihrem Herrn Ritter Albrecht. Der bot sogleich sein rüstiges Volk auf, nahte der Stelle, und fand mit Grauen die Aussage seiner Diener bestätigt. Es ward von starken Bäumen schnell eine große Halle gebaut, und von der Höhe des Drachensfelsens an Ketten und Stricken vor die Höhle hinabgelassen, so daß sie jeden Ausgang versperrte, und nur ein enges Loch für des Drachen Leib übrig ließ. Vor demselben banden sie ein lebendiges Kalb. Das Ungeheuer schoß darauf hin, verschlang es, ward aber auch sogleich so in die Halle eingeklemmt, daß nur der Kopf und Schweif etwas frei blieben. Von seinem Gebrüll erdröhnte der Wald. Giftigen Geifer spie es um sich, knickte Bäume mit dem Schweife, und arbeitete so wüthend in der Halle, daß Jedermann besorgte, es werde sie zertrümmern. Von Angst getrieben, bauten sie eine noch stärkere Halle, und ließen sie den Berg herunter über den Burm, die ihm auch gänzlich den Kopf gefangen nahm. Unverzüglich zündeten sie nun rings große Feuer an, daß der Drache erstikte. Sein Fleisch ließ Herr Albrecht in die Erde verscharren, die Haut aber an der Sonne trocknen, sodann aber ausgestopft in dem durch den Felden Kesselaw erbauten Thurm seiner alten Burg aufhängen. Als bald darauf der Böhmen Herzog Udalrich die Wladiken Mährens zum Postage

nach Brünn berief, beschloß Herr Albrecht und die Trautenauer Bürgerſchaft, der er als Burggraf vorſtand, den ausgeſtopften Drachen mitzunehmen und dem Herzog zu verehren, der an demſelben Tag die Markgraffſchaft Mähren ſeinem von der ſchönen Bäuerin Bozena gebornen Sohn, dem Heldenjüngling Brzetislaw, abtrat. Sie ſtellten den Lindwurm auf dem Markte zu Brünn aus, das Jung und Alt ihn anſtaune. Dann ritten ſie ihrem Fürſten entgegen. Der nahm ihr Geſchenk an, und ließ das Ungeſtüm in der Halle unter dem Thorweg des Brünner Rathſehauſes an drei Ketten frei aufhängen, den Trautenauern aber gab er den Drachen in ihr Inſiegel. (Hormayr hiſt. Taſchb. 1824. S. 219 ff.)

Eine andere mähriſche Lindwurmsſage ähnelt jener polniſchen vom Drachenbeſieger bei Krakau (vgl. S. 601), hiſtoriſch der Mittel, mit welchen man den Drachen tödtete.

Als noch bei den Weſſlawen an der Marſch und Ober Haidenthum und Chriſtentum miteinander im Kampfe lagen, ſetzte ein ungeheurer Lindwurm ganz Mähren in Schrecken. Da ward dem Fürſten gemeldet, ein gefangener Mörder, der übermorgen auf dem Blutgerüſte endigen ſolle, möchte ſein ohnehin verwirktes Leben an die Beſiegung des Drachen wagen. Nicht nur Leben und Freiheit, auch noch reichen Lohn verſieß ihm der Fürſt. Der Beurtheilte zog nun dem gräulichen Wurm entgegen, ein mächtiges zweifchneidiges Schlichtſchwert an der Hüfte, ein mit ungelöſchtem Kalb gefülltes Kalbfell auf dem Rücken, und am Arm einen ihn ganz bedeckenden Spiegelblanken Schild. Bald gewährte er das Unthier, das, unfern ſeiner Höhle auf ſumpfiger Bergwieſe ſich ſonnend, in einen Knäuel ſammengerollt lag. Auf dem blendenden Schild des Kommenden zeigte die Sonne dem Unthier ſein eigenes graufes Bild. Es nahte mit fürchterlichem Schnauben, des Sumpfes Waſſer mit dem Schweiß ſchlagend, daß es hoch über ihm zuſammensprühte. Der Kämpfer wich immer weiter zurück, warf dem Drachen das Fell in den Weg, und beſieg eine hohe Tanne, den Ausgang abzuwarten. Hierig verſchluckte der Wurm das mit un-

geflühtem Kalf gefüllte Kalbsfell. Brennender Durst erfüllte ihn mit unerträglichem Blut. Ihn zu lindern rannte er zum nahen Bach, doch eben dies brachte ihm Verderben. Der Kalf begann zu brausen, in seinem Innern sich zu lösen. Er verbrannte ihm die Eingeweide. Zuckend und heulend endigte der Drache an dem Ort. Der Sieger nahm seine Haut, und zog damit hoch zu Roß, vom jubelnden Volke begrüßt, in Olmütz ein, wo er wönige Tage vorher auch eingezogen war, aber unter Verwünschungen, um daselbst nach empfangenem Urtheil den Tod des Verbrechers zu leiden. Das im 15. und 16. Jahrhundert in Mähren gewaltige Haus der Obesslitz von Lipultowitz nennt diesen Drachenbesieger als seinen Ahnherrn, und führte zum Andenken seiner That auf dem Helm und im Wappenschild einen grünen Lindwurm im blauen Felde. (Hormayr a. a. D. S. 225.)

Obchon ich nicht bezweifeln mag, daß die beiden leptangeführten Drachensagen mehr als reine Erzeugnisse der Phantastie (Mythen) sind, daß sie wahre Begebenheiten behandeln, die in's Reich der Phantastie erhoben, der historischen Kennzeichen sich entäußern, und das Gewand der Sage annehmen, so ist doch auffallend, daß in Beiden ein Kalf oder doch das Fell eines Kalbes des Drachen Untergang herbeiführt, womit man vergleiche, daß ein russischer Drachentöbter Czurilo (Tschurilo v. tor: Stier) im Namen an das slawische Frühlingstfest Torice erinnert, wo der Winterdrache besiegt wird. Weist dieß nicht auf orientalische Abkunft sämmtlicher slawischen Drachenkämpfe zurück? Man denke hier an den persischen Feridun, der mit einer Stierkeule den bösen Zohak erlegte, aus dessen Schultern zwei Schlangen (das Symbol Czernobogs) hervorstüßten, die täglich mit Menschenhirn gefüttert werden mußten. Man erinnere sich ferner der in den Mythen des Dionysus — die im Herbst und Früh-

ling gefeiert wurden — gebräuchlichen Formel: der Stier (Dionysus Hebon) zeugte die Schlange (Dionysus Zagreus) und die Schlange den Stier, d. h. der Frühlings- und Ackerstier (im Thierkreis) verdrängt die Hydra, das herbflüchtige Schlangengestirn, das Symbol des feuchten Winters, und der Drache wieder den Stier. Im Winter hieß Dionysus von seinem Aufenthalt im Scharotenreiche, wie Pluto: Zagreus, da war er also der Erdgeist Kruf, Kurfcho, der aber verborgen die Saaten keimen macht, daß sie im Frühlinge aufschließen, darum ist er Geber der Fruchtbarkeit und Besieger des bösen Drachen, doch er selber heißt Zemienik, also Zmie (Drache), nur ist er nicht mehr der böse, sondern der Genius des Hauses, dem man in Polen und Rußland in der Dreschtenne die Opfergaben hinstellt, weil er die Felder fruchtbar macht (Musl. 1846 Nr. 314.), im erweiterten Sinne: der Schutzgeist der Staatsfamilie. Somit wäre begreiflich, warum in so verschiedenen slavischen Ländern so viele Ortschaften nach dem Krak heißen*), eben weil sie ihn als ihren Deus tutelariss

*) In Polen gibt es außer Krakau noch ein Dorf Krakopol (womit man die polnischen Ortsnamen Abdampol, Anapol, Anopol, Augustopol, Mariampol etc. vergleiche); im preussischen Staat in verschiedenen Landestheilen, vorzüglich in Pommern, zehn Dörfer und Güter Krakow, Krakau (Heidemann Top. Wtb. der preuss. Monarchie). Ebenort finden sich Ortschaften Kraken, Krakewig, Krakenort u. a. In Steiermark — dessen Hauptstadt Gräg (Grod: Stadt) schon slavischen Ursprung verräth — ein Dorf Krakow, in der Lausitz Krakow, Krakow u. s. w. Dieder gehören auch die oft vorkommenden lithauischen Dörter Krakienisz, Kratischky, Krakonischky. Daraus ist also zu schließen, daß die oben ausgesprochene Vermuthung: Krak sey ein von den christlichen Chronikern zum Heros begrabirter Gott gewesen, nicht so hypothetisch ist, als die Geschichtsnarren behaupten möchten; denn so viele gleichlautende Ortschaften in verschiedenen slavischen Ländern bezeugen die weite Verbreitung des Cultus dieses Gottes, Daß er in Böhmen Krak genannt wurde,

verehrten. Man betrachtete die Drachengebilde gewiß als Balladien des Orts, daher die vielen Processionen, wo ein Drachenbild — angeblich die Reliquie eines von einem Helden oder Heiligen *) getödteten Drachen — auf einer Stange vorangetragen wird.

Besonders reich an Drachensagen sind die slawischen Völker. Schlesien allein besitzt zwei Städte, die von diesem Thiere den Namen haben: Herrstadt, ursprünglich von den Polen Waziorz (Schlangenstadt) geheißen, und Trachenberg (Dracemontium) am Ufer der Bartsch. Eine böhmische Fürstin berief den schlesischen Prinzen Ratibor vom Riesengebirge, damit er einen Drachen erlege, der die von ihr bewohnte Gegend unsicher machte. (Schaffarik slaw. Alterth. II. S. 359. Anm.) Gjurilo, ein russischer Drachenbesieger, erlegte ein solches Ungeheuer mit einem ausgerissenen Eichbaum. (Ganusch, S. 324.) Die polnische Sage berichtet vom Erbauer Krakaus, daß seine Söhne einen in der Nähe der Stadt hausenden Drachen erschlugen, indem sie ihm ein mit Brennmaterialien ausgestopftes Thier zu fressen gaben, worauf er zerplagte. Daß man sich aber hier auf mythischem Boden befindet, ver-

hört noch nicht seine Identität mit Krak; die Form Krak war aus der ältern Krak entstanden; sey es nun analogisch, wie rob statt rab, roatu statt rastu u. a. oder durch einen Irrthum des Cosmas und seiner Nachfolger, denen vielleicht die lateinische Form „Chrocoa“ aus Gregor von Tours (in Scultetis Chronographie 1546 „Cracus alias Crocoa“) vorschwebte. Schon Boguslaw's Ableitung von Krak, obgleich sie falsch ist, führt auf den Erdgott Krakho, den ich oben als einen Baumling schilderte; und wirklich bedeutet nach deutschen Glossaren Krak einen Zwerg, woraus aber noch keine Entlehnung des Wortes von den Germanen folgt, denn in den Sprachen beider Nationen findet sich seit der Urzeit eine Masse gemeinsamen Materials.

*) Amandus, Georg, Martha (zu Tarascon in Frankreich) u. a. m.

rathen schon die Namen der beiden Brüder und ihrer Schwester. Jene hießen *Lech* und *Krak*, diese *Wanda*. Von *Lech* bemerkt Hanusch (a. a. O. p. 359), daß er der Sommergott *Let seſy* *); *Krak* oder *Kurto* war ein Erdgott, welcher der Fruchtbarkeit vorstand, also die winterliche Jahreshälfte, wo das Saatkorn verborgen unter der Erde keimt. Das litthauische *wandu* bedeutet s. v. a. das polnische *woda*: Wasser, also *Wanda*, die Mondgöttin, das feuchte Naturprinzip. Darum sagt auch Boguchwal (bei Hanusch p. 84): „*Wanda mari, Wanda terrae, Wanda aeri imperat*,“ denn sie bewirkt Ebbe und Flut, erzeugt den Thau und den Wachsthum der Pflanzen. Der von *Wanda*'s Brüdern erlegte Drache wird also das zerstörende Prinzip gewesen seyn, das von den wohlthätigen Naturkräften überwunden oder gezwungen wird, sich zum Heil der Menschen umzuwandeln, insofern das Böse so oft die Quelle des Guten ist, wie ja auch der Sommer ein Kind des Winters ist.

Man hat freilich den Namen von *Krakau*, wie der Bischof dieser Stadt *Kablubek* († 1223) bemerkt, von dem Krächzen der Krähen und Raben herleiten wollen, die sich versammelten, um den Leichnam des ungeheuern Drachen zu verzehren. Aber haben die Raben etwa auch gekrächt, als *Krok*, der Vater *Libussa*'s, in Böhmen die schon im 11ten Jahrhundert wieder verfallene und mit Wald überwachsene Burg *Krakow* erbaute? *Palazky* hält den *Krok* für den Sohn und Nachfolger *Samo*'s in der Regierung (Gesch. Böhm. S. 85). Im Böhmischem bedeutet aber zem Erde,

*) Nur durch den Dialect sind die Polen (*Lechen*) von den Litthauern (*Letten*) unterschieden.

Samo ist wohl nur die latinisirte Form der Chronikenschreiber, wird also ein Erdgott gewesen sein, wie Krok oder Kurcho (vergl. S. 600), den Narbutt (bei Harnusch S. 301) ausdrücklich: Ziemiennikas (Erdgott) nennt; der Nationalgott war nach der Sprache des Alterthums Herrscher des Volkes. Muthmaßlich ist Krak Bruder, Lech, von Gzech nur durch den Dialect verschieden, so wie Polen und Böhmen ursprünglich Ein Volk. Man bedenke: während Jahrhunderte lang schon die Polen Lechiten hießen, wußte man noch nichts von Lech. Böhmisches Schriftsteller erwähnen ihn zuerst als einen Bruder des Gzech, und die polnischen Chronisten befestigten den Glauben des Volks an ihn, weil damit der Drang jedes Volks befriedigt wird, seinen Stammvater kennen zu lernen. Gleichviel, ob er aus der Phantasie eines Gelehrten des 13ten Jahrhunderts oder des Volkes entsprungen ist, der Volksglaube entschied sich für seine Existenz.

Der Chronik zufolge waren beide Brüder an der Spitze von 600 Personen von den Karpaten nach Böhmen eingewandert; als aber nach neun Jahren schon es für die Eingewanderten an Raum gebrach (!) schied Lech von seinem ältern Bruder, zog mit seinem Volke gegen Osten, und sprach zu denen, von welchen er schied: „Brüder und Genossen! steigt am dritten Morgen vor Sonnenaufgang auf den Berg Kizip, da will ich ein mächtiges Feuer entzünden, wo Ihr das sehet und den Rauch, dort habe ich mit den Meinen mich niedergelassen.“ Solches geschah, und so gründete (Polens Stammvater) Lech die erste Stadt in Böhmen, die nannte er Kaurzim, vom Worte Rauch. Gzech überlebte seinen Bruder 17 Jahre, dann starb er, beweint von allem Volke. Wahrscheinlicher hat Kaurzim vom Sonnendienste den

Namen, denn kors, korsha bedeutet die Sonne (Hanusch, S. 90), und da krach, kurko nur Nebenformen von kors sind (Hanusch, S. 291), so wird schon daraus begreiflich, warum in der polnischen Sage Krok bald Vater, bald Bruder des Lech (Licht), und insofern dieser ein Bruder des Czech, auch Vater des Lettern ist; was also zu der Annahme berechtigt, Krok sey als (winterlicher) Sonnengott von den Böhmen verehrt worden, daher die älteste Stadt des Landes seinen Namen erhielt, weil dort die Sonnenfeuer brannten, nicht aber hieß sie nach dem Rauch, denn was für ein seltsames Motiv wäre dieser, einem Orte den Namen zu geben?

Schon oben wurde erinnert (S. 601), daß der Drachentod ein Heilszeichen sey, daher die Wichtigkeit Krafau's für das ganze Land. Sie war eine Frühlingstadt; wie Gnesen, wo der Todtengott Nia verehrt wurde, eine Winterstadt. Nia war Seelenherr, er bewahrte die Seele nach dem Tode des Leibes und führte sie in ein besseres Land. Darum wurden in, dem Gnesen benachbarten, Posen die Könige begraben; darum heißt Gnesen ein Nest (gniazdo), weil die Seelen der Abgestorbenen als junge Vögel in die andere Welt kommen, weil sie die Schalen des irdischen Lebens aufgesprengt und abgeworfen. (Mone, nord. Heidth. I. S. 151). Also stand Gnesen, wo Niam verehrt ward, Krafau, die Stadt des Krok oder Kurko, als Lebensstadt gegenüber. Der von ihm erlegte Drache war Nia's Symbol gewesen. Kurko muß im Göttersystem der alten Slaven eine hohe Stelle eingenommen haben, denn bei der Wiederherstellung der früher zerstörten Götterdreifaltigkeit wurde er von den Preußen in dieselbe aufgenommen. (Hanusch, S. 227).

Wenn ich vorhin die Identität des Bruderpaars Lech

und Gzech behauptete, so wird diese Annahme nicht nur durch des polnischen Kral oder Krol Auftreten in Böhmen gerechtfertigt, sondern auch durch die Ähnlichkeit von des polnischen Kral's Tochter Wanda mit des böhmischen Krol's*) Tochter Libuffa. Bedenkt man, welch bedeutendes böhmisches Element schon durch des polnischen Mieczyslaw's Vermählung mit der böhmischen Fürstentochter Dubrawka ins polnische Leben übergeben mußte; wie die Stellung beider Völker dem deutschen Reiche gegenüber dieses stammverwandte Element nähren mußte; und weiß man aus Beispielen anderer Nationen, wie leicht Stammsagen von einer auf eine andere, zumal stammverwandte Nation übertragen wurden, so mochte vielleicht schon im 10ten Jahrhundert eine ähnliche Uebertragung auch hier stattgefunden haben, die der polnische Historiker Dlugosz geschickt dadurch erklärt, daß er den Kral auch zum Beherrscher von Böhmen, und die Libuffa zur Schwester der Wanda macht, und daß dabei die übertragene mit einer ältern Lokalsage sich verschmolz, in einer Zeit, wo Krakau schon zu Polen gehörte. Wer war aber Libuffa? Keine irdische Herrscherin, sondern:

III. das gebärende und zerstörende Naturprincip.

Diesen Satz werden die folgenden Seiten zur Evidenz erheben.

Die Sage berichtet: Gzech starb kinderlos, ihm folgte durch Wahl des Volkes Krol, ein weiser Mann und Richter, dessen Weissagungsgabe und Zauberkunst seine

*) Auch die Wenden in Mellenburg, die Dobriten hatten einen mythischen Herrscher K r u s o.

drei Töchter Kascha, Tetka und Libuffa erbten. Kascha besaß die vortrefflichste Kräuterkenntniß, und konnte durch ihren Spähergeist, der in Böhmen zum Sprichwort geworden, alle verlorenen Dinge entdecken. Tetka richtete den Baum- und Quellgeistern einen besondern Cultus ein, und Libuffa, die jüngste, war die größte Zauberin, sie hatte zehn Jungfrauen zu ihrem Dienste, und beherrschte nach ihres Vaters Tode das Böhmenvolk.

Eine andere Sage führt auch Krofs Gattin mit Namen an. Sie hieß Niewa, und war die böhmische Proserpine (Hanusch, S. 411). Im litthauischen Mythos wird Niola des Höllengottes Peklo Gattin auf ähnliche Weise, wie der Ceres Tochter die Gemahlin Pluto's. In Polen hieß sie Nia, wie Niam der Todtengott in Gnesen (siehe S. 604), in Mähren und Böhmen: Niewa. Da wir oben Krok als Erdgott, d. h. als winterlichen Sonnengott — gegenüber dem Czsch oder Tsch, der auf Kaurzim im Johannisfeuer am Mittsommertage, wo die Tage wieder abnehmen, Abschied nahm — kennen lernten, so ist begreiflich, warum Niewa, die winterliche Göttin, die Beherrscherin des Dunkels und der Unterwelt, seine Gattin war; sie also eine Hekate, deren Zauberkünste auf ihre Töchterdreiheit überging. Alle Todtengottheiten verwalten das Richteramt, man denke an Saturn, Rhadamanth, Nemesis, Dike, Proserpine u. a. m. In diesem Sinne war auch Krok ein Weiser, und seine Weisheit und Sehergabe geht auf seine Töchter über.

Unter der Linde saßen die alten Slawen, wie die alten Deutschen (Grimm, Rechtsalterth. S. 796) zu Gericht über Leben und Tod. Sie war Lebens- und Todesbaum, nicht bloß bei den Slawen, sondern auch

bei den Germanen. Unter einer Linde hatte Siegfried den Drachen getödtet gehabt, insofern war sie also ein Lebensbaum; aber er selber ward von Hagen unter dieser Linde getödtet, folglich war sie auch Todesbaum. Unter einer Linde war auch Dnit von einem Drachen verschlungen worden. Schon S. 431 haben wir einen Lindengott, Lubbe oder Luba kennen gelernt, dessen Baum den Lübeckern zwar ein Lebenssymbol (siehe S. 434), der aber doch Menschenopfer forderte. Libuscha oder Lubuscha war eine solche Lindengöttin, von welcher ihr Schloß Libin den Namen führte. Und da die Linde als Zauberbaum bekannt war (Mailath, Magyar. Sag. S. 29), so wird Libuscha unter der Linde als Drackelgöttin verehrt worden seyn. Ihre beiden ältern Schwestern sind vielleicht ein Produkt der spätern Sage, da in den Mythologien aller Völker sich eine Neigung kund gibt, Göttertriaden zu bilden; so wurde aus der Parze der Alten, aus der Frea (frea) der romanischen Völker, aus der Nornen der Skandinavier u. eine dreifache. Da nun die Chroniken in den Namen von Libussa's Schwestern nicht übereinstimmen, denn bei Einigen heißen sie Bela und Tiberba, so darf man auch hier das historische Element in Zweifel ziehen. In der That dienen sie der Sage nur als Folie für die jüngste Schwester, die später auch einen Mann erhält, während um das fernere Schicksal der beiden ältern Schwestern sich kein einziger Chronist bekümmert. War Libussa vielleicht ursprünglich die dreiköpfige Mondgöttin*) der Wenden, die von dieser Dreihäufigkeit den Namen Triglaw (v. tri drei und hlawa Haupt) erhalten hatte? also die Diva triformis Hecate der Slaven. Von ihr sagt Ekhard (Monum. Jutreboc.

*) Auf Abbildungen hält Triglaw den Halbmond in der Hand.

p. 47): *Triceps* idolum, *Trigla* dictum, quod olim Venedi summa veneratione coluerant, id Dianae fuit simulacrum, zu deutsch: „*Trigla* wurde dieses dreihäuptige Idol, das Diana vorstellen sollte, genannt, und stand bei den Wenden in hoher Verehrung.“ Bekanntlich war aber der Cultus der Böhmen von dem der Wenden in nichts verschieden, wie ja auch Swantewit nur bei den Böhmen und Wenden, nicht aber auch bei den Ostflawen als höchster Gott angebetet ward.

Die Dreiköpfigkeit bezieht sich unstreitig auf die dreifache Thätigkeitsäußerung der Natur durch Schaffen, Reizen und Zerstören, oder auf den zunehmenden, vollen, und abnehmenden Mond.

Palaczky will zwar den Schwestern der Lubuscha — wie er richtig für Libussa schreibt — ihre historische Bedeutsamkeit retten, denn an den Ufern der Ries hat das Volk lange den hohen Grabhügel der zauberkundigen Kascha gezeigt, und die Burg Letin, unfern Beraun, an den Ufern der Ries, erinnert noch jetzt an Leta, die das Volk zuerst mit seinen Gottheiten bekannt machte und die heiligen Gebräuche regelte. Aber man erinnere sich, daß auch die Ahnmutter der Römer, die Quellnymphe Aegeria — und der Libussa Beziehung zum Wasser werden wir bald nachher kennen lernen — dem Numa die gottesdienstlichen Vorschriften gab, und wie Libussa, als Drakelfrau, schwierige Fragen entschied, und überhaupt alle die Ämter vereint ausübte, in welche die böhmische Sage Kroks Töchter sich theilen ließ.

Vorher ich den oben aufgestellten Satz: daß Libussa die slawische Naturgöttin in ihrer zwiefachen oder dreifachen Wirksamkeit sey, durch Gründe zu stützen trachte, ist es nöthig, mit dem von ihr erwählten Gemahl, dem Bauer Premislaw, genauer bekannt zu werden.

Libuffa war einft, als fie über zwei mächtige Brüder, die Söhne Klan's, die fich um das väterliche Erbe stritten, zu Gerichte faß, von dem Sachfälligen in ihrem Gefchlechte verhöhnt, und ihr der Gehorfam verſagt worden. Sie hieß daher das Volk fich einen männlichen Herrſcher wählen, und man gelobte denjenigen als Herzog anzuerkennen, den ſie ſich als Gemahl erwählen würde. „Wohlan,“ ſprach ſie, „ſo machet euch auf, geht zum Waſſer Bila (Weiße), da werdet ihr im Gefilde des Dorfes Stadicz einen beſondern Acker finden, und darauf einen Mann pflügen ſehen mit zwei ſchreckigen Ochſen. Dieſer wird euer Herrſcher ſeyn.“ Darauf erlor ſie dreißig Edle, gebot ihnen, mit ſich zu nehmen einen königlichen Roß und einen Mantel um den neuen Herrn zu ſuchen. Die Geſandten begehrten nähere Zeichen, damit ſie den rechten Mann fänden, und Libuffa ſprach: „Rehmt mein weißes Roß, das ich zu reiten pflege, und laßt es frei vor euch herlaufen, das wird durch Wiehern und ſonſtige Zeichen verkünden, daß er der Rechte iſt. Finden werdet ihr ihn auf eiſernem Tiſche ſpeiſend.“ Darauf gingen die Geſandten von dannen und ließen das Roß vorangehen, das lief nach dem Dorfe Stadicz zu, und am dritten Tage fanden ſie einen Mann auf dem Felde, pflügend mit zwei ſchreckigen Ochſen. Und das Roß begann zu wiehern, und fiel vor dem Bauer nieder, der hieß Przemysl. Libuffa's Boten zeigten ihm nun das fürſtliche Gewand, und richteten ihre Sendung aus, er aber ſtieß die Faſelgerte, die er in der Hand trug, in den Boden und ſpannte die Ochſen aus dem Pfluge. Darauf erhoben ſich dieſe in die Luft, ſchwebten in der Wolkennähe, doch ſenkten ſie ſich wieder und fuhren gegen einen ſich aufthunenden Felſen. Da hinein in die geöffnete Kluff fuhren die Ochſen, und der Felſen ſchloß ſich alſobald. Sogleich aber riefelte aus ihm ein Waſſer hervor, gleich aus einem Stalle und von ſolchem Geruch. Die Faſelruthe aber, die der Bauer in den Boden geſteckt, trieb ſogleich grüne Blätter und drei Zweige, auch einige Klüſſe. Mit Staunen ſahen dies Alles die Boten Libuffa's, noch mehr aber wuchs ihre Verwunderung, als der Bauer den Pflug umſtürzte, und auf die

Pfingsthaare einen Käse und schummeliges Brod legte, um sein Mittagmahl zu halten, wozu er die Fremdlinge einlud. Da sahen sie den von Libussa erwähnten eisernen Tisch. Von den Zweigen der Haselruthen verbrannten zwei, und nur der dritte grünte aufwärts. Als Przemysl sah, wie sich die Sendboten verwunderten, sagte er: „*Stanna nicht!* Viele meines Geschlechts werden anheben zu regieren, immer aber wird nur Einer König seyn. Baret Ihr später gekommen, wo ich diesen Acker ganz umgepflügt hätte, dann würde dieses Land immer vollauf Brodes gehabt haben und diese Zweige wären nicht verdorrt. So aber wird bisweilen Hungersnoth einfallen.“ Als die Boten ihn fragten, warum er auf dem Eisen speise, erwiderte er: „*Mein Geschlecht wird euch mit eisernen Ruthen züchtigen.*“ Nach der Mahlzeit legten die Boten ihm das lange Kleid an, hingen ihm den Herrschermantel um, und boten ihm neue Schuhe, er aber nahm seine alten Schuhe, die er sich selber aus Lindenrinde gemacht und mit Lindenbast genäht hatte, mit sich, zum Gedächtniß der Zukunft von Böhems ersten Fürsten. Dem Kommenden zog Libussa herrlich geschmückt mit ihren Schwestern, Räten, Rittersn und allem Volke entgegen, und begrüßte ihn als ihren Ehegemahl. Von diesem ersten Könige Böhmens schreibt sich der Gebrauch, daß bei jeder nachherigen Königskronung vor dem zu Kronenden eine Reize Haselaüsse ausgeschüttet wurde, welche die Bewohner des Dorfes Stadicz, die außerdem von allen Abgaben befreit waren, liefern mußten. Dann zeigte man auch jedesmal dem Fürsten die Bauernschuhe von Lindenrinde, welche als ein Heiligthum von Geschlecht zu Geschlecht aufbewahrt wurden *), um ihm symbolisch anzudeuten: er möge in die Fußstapfen seiner Urabherren treten (sic!) Erst im Hussitenkriege kamen diese Schuhe abhanden. Die Haselgerste

*) In der herzoglichen Kammer zu Wischerad wurden sie noch im 12. Jahrhundert gezeigt. „*Cothurni ex omni parte subere consulti, quos fecit servari in posterum, et servantur Wissegrad in camera duels naque hodie*“ — „*ut nontri posterl sciant, unde sint orti.*“ Cosmas I. p. 18. Auch der Doleukönig Piaß, ein Bauer aus Kruswid, bestieg in Schuhen von Lindenbast den Thron.

aber grünte fort, und ihr Stamm wird noch heute als ein Wahrzeichen im Dorfe Stadie; gewiesen.

Achtet man auf die Einzelheiten in der vorstehenden Erzählung des Chronisten, so ist es gar nicht zu verkennen, daß der erste Herrscher Böhmens, dessen vornehmster Landesgott, nämlich Swantewit war; daher auch Libussa, das weibliche Prinzip, ihn zu ihrem Gemahl wählte. Swantewit haben wir oben als Kriegsgott der Böhmen kennen gelernt, darum sagt er: „Mein Geschlecht“ (dies ist historisirende Wendung des menschlich gefassten Gottes) „wird Euch mit Ruthen von Eisen züchtigen.“ An Swantewits Feste wurde aus der Fülle seines Horns auf die Fruchtbarkeit des künftigen Jahres geschlossen. Er war Förderer des Ackerbau's, darum erblickten ihn Libussa's Gesandten pflügend, und ihre Unterbrechung seiner Thätigkeit deutet er auf künftig zuweilen eintretende Hungersnoth.

Die Sitte, in einen Schuh Getraidekörner zu legen, um — muthmaßlich ein früheres Opfer an den Grundgott — Fruchtbarkeit zu erzielen, haben wir schon S. 492 und als eine weit verbreitete erkannt. Wollte man aber auch den Schuh als Heilszeichen überhaupt deuten, ohne specielle Beziehung auf Grundtesegen, sondern wie Widars und Freia's Schuh (siehe S. 449—452) auf die Fortdauer der Geschlechter, worauf auch der Chronist Cosmas in der S. 610 Anm. enthaltenen Stelle anspielt: *ut nostri posteri sciant, unde sint orti*, zu deutsch: „damit die Böhmen (durch Brjempels Schuh) an ihre Abkunft erinnert würden,“ so ist auch dieser Umstand ein starker Beweis für Brjempels Identität mit Swantewit, denn alle Völker nennen ihren Landesgott ihren Ahnherrn; in allen Anthropogonien ist Gott als Menschenschöpfer auch der

erste Mensch. Libuffa's Schimmel, welcher, den Gesandten voranlaufend, den Weg zu Przemysl zeigte, war Swanterwit's weißes Drakelroß, das außer dem Hohenprieſter kein Sterblicher beſteigen durfte. Sein Wiehern, als es das Ziel der Reiſe erreichte, gibt ſeine Beſtimmung als Weiſſagerroß zu erkennen. Die Haſelſtaude, welche Blätter und Früchte trieb, haben wir ſchon S. 152 als ein dem Schuß verwandtes Symbol kennen gelernt. Die Haſelnüſſe haben gleiche Bedeutung mit der Rinde und dem Baſt der Linde, aus welchen ſich Przemysl ſeine Schuße verfertigt hatte, ſie ſind Sinnbilder der Fortdauer des Volkes. „Zwei von den Zweigen der Kutbe verborrten, der dritte grünte aufwärts. Was heißt dieß anders, als: Geſchlechter vergehen, Geſchlechter entſtehen? Im Huſſitenkriege, der ganz Böhmen verheerte, ſollen jene Schuße, das auf dem Wiſcherad aufbewahrte Palladium der Nation, verloren gegangen ſeyn. Iſt dieß eine Anſpielung auf die ſeit dem 15ten Jahrhundert über Böhmen herrſchenden Regenten aus fremdem Stamme? oder auf den von jener Zeit datirenden allmählichen Untergang von Böhmens Selbſtändigkeit? Die Chroniſten wiſſen nur, daß im 12ten Jahrhundert noch die Schuße auf dem Wiſcherad gezeigt worden wären. Ihre Erhaltung biß zum 15ten Jahrhundert iſt demnach nur eine Sage, um auf den mit dem Verluſt dieſes Palladiums einbrechenden Untergang von Böhmens ehemaliger Macht anzupſpielen.

Balaczky ſagt: „Was einſt Arcona und Rhetra den Nordſlawen geweſen, das war den Böhmen der „heilige Wiſcherad“ (*swete Wysegrade*), die Hauptſtätte der Götterverehrung im Lande, mit Tempeln, Götterbildern und Prieſterſchaft.“ (*Gesch. Böhmens* I.

S. 180). Nun ist es begreiflich, warum auf dem Wischerad Przemysl's Schube aufbewahrt wurden. Eben-
dasselbst stand ja auch ein Tempel Swantewits, den der erste
Christl. Herrscher Böhmens in eine Peterskirche verwandelte.

Das Dorf Stadiz, Przemysl's Geburtsort hat, nach
Schaffarzik (Slaw. Alterthum II. S. 139), von dem
Gott (altflaw. stado) die Namen. Ebenfalls lese
ich, daß mit demselben Namen auch ein heidnisches Fest
um Wäingsten bezeichnet war. Nun läßt aber die Sage
Libussa's Gesandten an einem Maitag den Przemysl
aufsuchen, sie finden ihn ackernd, und es wird also er-
laut seyn, da alle Frühlingsfeste unter einer Linde
stattfinden, mit Beziehung auf den Namen Libussa, die
eine Lindenfrau*), Przemysl's Lindenschube hier noch in
andere Hinsicht bedeutsam zu finden, sowie die Hasel-
staube in Stadiz, die von den Bewohnern sorgsam ge-
pflegt wurde, weil sie — dem der Fruchtbarkeit vor-
stehender Gott geheiligt war.

Im Namen ist gewöhnlich die Charakteristik einer
Gottbeit enthalten. Forschen wir nach der Bedeutung
des Wortes Przemysl, so werden wir um ein bedeuten-
des unserm Ziele näher kommen. Gewöhnlich über-
setzt man Przemysl: der Nachdenkende (Janusch,
S. 325), so wie Mezamysl (sein Nachfolger): der
Dumppfsinnige. Allein die Geschichte liefert von
beiden Regenten keine Züge, die eine solche Etymologie
rechtfertigen. Zudem bringt sich die Frage auf: Was
bedeutet Arzjomysl, wie der fünfte Nachfolger des Prze-
mysl hieß?

Sch vermuthet: Pre, Prze, sey, wie das lat. prae,
pro die Bezeichnung des Ersten, Vornehmsten. So
heißt Prag nicht, wie die Chronisten fabeln, nach der

* Wm. lipa, die Linde.

Schwelle des ersten Gebäudes, wie auch Balaczky (a. a. O. I. S. 88 Anm. 38) bemerkt: „Diese weitverholte, schon von Cosmas gegebene Erklärung des Namens „Brag“ gehört unter jene Mißgriffe, welche das Volk bei der etymologischen Deutung der Ortsnamen durch Thatfachen in Menge zu begehen pflegt.“ Man vergl. prastary, uralt, pradedok, Urgroßvater, prawnuk, Urenkel, pramesto, uralte Stadt, so wird man nicht anstehen, Brag als die Urstadt, d. h. als die älteste oder vorzüglichste Stadt (des Landes) zu übersehen; denn Wischerad war, wie der Grabschmied ebenfalls, schon dem Namen nach, weniger eine eigentliche Stadt, als eine mit Mauern (hrad, grad) umgebene Burg.

Ist nun die erste Sylbe im Namen Premysl, Przemysl erklärt, so gehen wir zur Hauptsylbe über, und nehmen an: Mysl sey corr. aus Miecislaw. Man wird dies um so leichter glauben, wenn ich daran erinnere, daß sich auch öfter Premislaw *) geschrieben findet. Myslslaw hießen bekanntlich ein polnischer und ein wendischer Fürst bei den Obotriten. Letzterer soll im Eifer für die angekommene Religion seine Schwester Godika aus dem Kloster entrißen, und sehr viel beigetragen haben, das erst Wurzel fassende Christenthum wieder auszurotten. Als sein Sterbejahr wird 999 angegeben. Wer bürgt aber dafür, daß nicht die Heidenbefehrer auch hier einen Gott anthropisirten, und den Untergang des Heidenthums als den Tod eines heidnischen Fürsten bezeichneten? Zu dieser Vermuthung hat Wäsch (Obotr. Alterth. S. 144) selbst Veranlassung gegeben. Er beschreibt seine metallne Bildsäule wie folgt: „Die Bildsäule ist von vermishtem Metall, 3 1/2

*) Prenzlow in der Uckermark hat von ihm den Namen.

Holl hoch, und mit Rost als Zeugniß ihres Alterthums überzogen. Sie steht auf einem runden Postament, an welchem unten etwas abgebrochen ist. Nur die Vorderseite ist modellirt, die Rückseite platt, und die Runenbuchstaben auf derselben sind erhaben aufgegossen: *Misizla*. Es fehlt der letzte Buchstabe, welcher mit dem Postament verloren gegangen. Die Bildung der Figur ist folgende: Den Kopf bedeckt eine Mütze mit einer rauhen Verbrämung. Das Gesicht ziert ein starker Bar. Der Rock, welcher den Leib bekleidet, reicht nur bis an die Hälfte der Lenden. Die Beinkleider sind über den Knien aufgeschürzt, die Füße bloß. Um den Leib geht ein Gürtel, an welchem ein Schwert gerade niederhängt. Vorn ist am Gürtel eine doppelte Hirtentasche befestigt. An der rechten Seite hängt eine Sackpfeife, auf welcher die Figur spielt. Das Blasrohr steht im Runde. Der linke Arm liegt über den Sack. Die Schallhörner gehen über die rechte Schulter. Die linke Hand spielt auf einem abwärts hängenden Rohr. Zwischen den Füßen ist eine Kugel.*

Hierzu merkt Masch an: „Die Sackpfeife ist das bekannte National-Instrument aller slawischen Völker. Der Name *Misizlaw*: Kriegsglob (?) verweist auf die Geschichte, die wahre Bedeutung dieser Bildsäule zu entwickeln. In der wendischen Geschichte kommt dieser Name oft vor, sonderlich ist *Misizlaw III.* merkwürdig, welcher gerade um die Zeit gelebt, als der Tempel (*Stantewits*) zu *Abetra* wieder erbaut wurde. Seine Thaten waren gewiß einer Gedächtnißsäule (!) würdig. Er erklärte sich ja öffentlich für das Heidenthum, und that ein Möglichstes, das Christenthum wieder auszurotten. Den Wenden waren diese Thaten von hoher Wichtigkeit, und eine im Tempel aufgestellte Bildsäule

mit dem Namen Mifzlau war ein Denkmal, bei welchem man sich dieser Begebenheiten in der Folge erinnern sollte. Das Schwert an der Seite ist das Zeichen eines Regenten. Aber was soll die Sachseife? Obw Zweifel (?) hat Mifzlau, nachdem er Altbrandenburg eingenommen, den Göttern zu Rhetra ein Opfer gebracht, und bei dem öffentlichen Gastmahl einen öffentlichen Tanz mit dieser Art Musik unterhalten, wozu der Künstler Gelegenheit nahm, ihn in dieser Gestalt im Tempel aufzustellen, in welcher er sich vor dem Tempel bei den Feierlichkeiten gezeigt hatte.“

Ein solcher Commentar bedarf in der That, elber eines Commentars, und zwar eines berichtigenden. Zu vörderst muß bemerkt werden, daß das Alterthum nicht nach unserer Weise Fürsten Gedächtnißsäulen setzt, sondern nur Götterbildnisse, und nur diese erhielten einen Platz im Tempel. Das Schwert des Mifzlau ist keine königliche Insignie, sondern das Richtschwert des Swantewit, der in demselben Tempel zu Rhetra, wo des Mifzlau Bildsäule stand, verehrt ward. Die bloßen Füße schickten sich ohnehin für keinen weltlichen Fürsten, wohl aber dienen sie zur Bezeichnung des Lichtgottes, denn im Sommer bedarf er keiner Schuhe. Auch Apollo wird mit nackten Füßen abgebildet. Das härtige Gesicht des Mifzlau habe ich schon S. 563 Anm. bei der Beschreibung des zu Rhetra aufgestellten Bildes Swantewits auf die Sonnenstrahlen bezogen. Den Sieg über die Christen schrieb man dem Kriegsgott Swantewit zu*); historisirende Christen ließen einem sterblichen

*) Man opferte dem Gott gefangene Christen. So ward der Bischof Johann zu Mellenburg hingerichtet, und seit Kosl zu Rhetra geopfert. Ein Priester Namens Gottschal, der die Wenden mit dem Evangelium beglücken wollte, rettete

Herrscher, der das Christenthum verfolgte, und den Tempel zu Ahetra wieder aufbaute, von den dankbaren Heiden eine Gedächtnißsäule im Tempel errichten. In Arkona war, nach Arnkiels Beschreibung, Swantewit mit einem bis zu den Knien reichenden Gewande bekleidet, das um die Hüften von einem Gürtel zusammengehalten ward, von den Knien bis zum Fußgelenke herab war er nackt. Dieß stimmt ganz mit der Masch'schen Beschreibung des Bildes von Mizizlaw. Nur die Sackpfeife bringt Masch in Verlegenheit; diese will sich für einen Fürsten nicht wohl schicken. Er läßt sie also bei einem Götterfeste von dem Fürsten vor dem Tempel in Gebrauch nehmen. Sollte sie nicht vielmehr der Bildsäule des Gottes in die Hand gegeben seyn, als Anspielung auf die seinen Cultus auszeichnenden Rundtänze, von denen ich S. 566 den Weitzanz herleitete? Denn Sanctus Vitus war kein Tänzer, aber sein Name erinnerte an Swantewit.

Sind aber Mizizlaw und Swantewit wirklich Götzenwesen? Darauf antworte ich unbedingt mit „Ja,“ weil mehrere gewichtige Zeugen zu Gunsten dieser Annahme sich aussprechen. Strzedowsky (Sac. Mor. hist. I, S. p. 43) belehrt: *Posterioribus temporibus apud Slavos Piorune (dem Donnergott) aequabatur Witislaus seu Svantovitus;*

sich nur durch die Flucht. Im Jahre 1066 wurde der Abt Answar mit 28 Brüdern bei Ragsburg gefeindet (Anton Gesch. v. SL II. S. 62.) Eigentliche Menschenopfer fanden wohl nie statt. Auch redet der Missionar Helmold nicht davon, als von einer allgemeinen Gewohnheit. Wenn die Wenden nicht einem Kreuze die Reverenz machen wollten, so mordeten die Christen sie zu Ehren des Gekreuzigten. Unter dem Vorwande, sie zu bekehren, verwüthete man ihre Länder. Konnten sie da nicht auf den Gedanken kommen, daß es auch ihren Göttern ein Opfer zum süßen Geruch seyn würde, wenn Christen auf ihren Altären bluteten? (Anton a. a. D. I. S. 64.)

p. 45 bemerkt er, Swantewit sey der jüngere Name (nomen recentius) des Gottes, Witislaw der ältere (nomen vetus). Wit bedeutet sowohl Licht als Sieg, und Slawa: Glanz, erweiterte Bedeutung: Ruhm, und wirklich war Witislaw — wovon Wizislaw nur dialectisch verschieden ist — als Sonnengott ein Lichtgott, als Kämpfer gegen die nächtlichen und wintersichen Dämonen ein Krieges- und Siegesgott (*Ἥλιος ἀνικητός*, Sol invictus). In Slavonten hieß er bloß Wit, d. i. der Schrade, Allwissende. Diese Eigenschaften mußten auch sein Drakel in Ruf bringen. Er sprach durch den Mund seines Hohenpriesters zu gewissen Zeiten des Jahres Gesetz und Recht. Da nun Swatemit, der Vbhymen vornehmster Gott, und sein älterer Name Witislaw = Wizislaw von den christlichen Chronikenschreibern nicht mehr gekannt war, so merkten sie nicht, daß der erste Wizislaw (Pre — myslaw) kein Sterblicher, sondern der Nationalgott selber war *). Cosmas berichtete also nur, daß er der Urheber der im Lande geltend gewesenen Rechtsfazungen sey. (*Omnia jura, quibus haec terra utitur et regitur, solus cum sola Libussa dictavit.*) Aber Libussa hatte schon vor Brzemyśl das Volk gerichtet und auch sie dieses Amt von ihrem Vater Krok geerbt. Man wird also am besten thun, hier nicht an irdische Rechtsverwerfer, sondern an Drakelgottheiten zu denken. Weise Frauen sprachen auch bei den Deutschen und Kelten das Recht, weil man das schwächere Geschlecht öfter jenen somnambulistischen Zuständen unterworfen sieht, in welchen sie — wie die Pythia der Hellenen, die durch Lorbeerdecoct und Erddämpfe, über welche man ihren Dreifuß

*) Ein Ortsname Trebomyśl lautet übersetzt: „Opferstätte Wizislaws.“

stellte, künstlich in diesen Zustand der Begeisterung versetzt wurde — das Werkzeug werden, durch welches die Gottheit das Verborgene offenbart. Namentlich galten reine Jungfrauen als die geeignetsten Organe zu diesem Zwecke. Darum war auch Libussa Jungfrau und Seherin; wenn sie zu Gerichte saß, standen vor ihrem Throne zwei Jungfrauen, die eine mit den Gesetztafeln, die andere mit dem Schwert in der Hand, zu ihren Füßen in heiligen Gefäßen Flammen und Wasser. Diese Schilderung findet man im Gedicht von Libussa's Gericht. Nun, auch Tchemis, Dice, Nemeßis sind Jungfrauen, und haben eben so wenig existirt als Libussa, deren Richteramt nach ihrer Vermählung mit Přemysl nicht mehr gedacht wird. Darum hätte Palacký die Frage sich ersparen können: ob auch Jungfrauen bei Gerichte fungirten, wenn ein Herzog auf dem Throne saß, oder nur während Libussa's Regierung? (Gesch. d. Böhm. I. S. 177. Anm.) Heller ist sein Blick jedoch, wo er auf die Sage vom böhmischen Rügdekrieg zu sprechen kommt, den er mit folgenden Worten geradezu als Fiction bezeichnet: „Daß die Sage einen historischen Grund, so dürfte man diesen nur in einer isolirten Empörung der Wlaska und ihrer Anhänger gegen den Herzog Přemysl, keineswegs aber in einem durch widernatürliche Liebe veranlaßten Aufstande des einen Geschlechts gegen das andere suchen. Wahrscheinlich hat schon der bloße Name einer „zerstörten Mädchenburg“ der erfindertischen Phantasie den ersten Stoff zu einer Sage geliefert, welche der älteste Chronist Böhmens nur mit wenigen unbestimmten Worten flüchtig berührte, die viel spätern aber, nach Dichterart, mit einer Menge Details auszuschnücken beflissen waren. Dem einzigen Umstande,

welcher den Mägdekrieg in der Scharka zu einer That-
 sache stempeln möchte, der Angabe bei Cosmas näm-
 lich, daß die Burg Wischerad aus Anlaß dieses
 Krieges erbaut worden sey, kann man schon aus
 dem Grunde kein Gewicht beilegen, weil das Fragment
 von Libussa's Bericht ausdrücklich bezeugt, daß Libus-
 sa's Vater schon auf dem Wischerad seinen Sitz ge-
 habt habe." Auch Schaffarzik (Slaw. Alterth. II. S.
 422) äußert sich in diesem Sinne: „Die romantische
 Erzählung vom Aufstand der Wlaska und dem Kriege
 der Weiber gegen die Männer nach Libussa's Tode ist
 das Gebilde einer Dichterpantastie, denn das Märchen
 gründet sich auf die Erklärung des Namens vom Schlosse
 Dewjn (Magdeburg), welches dem Wischerad gegen-
 über liegt.“ Auch bei Melahrad in Mähren, aus dessen
 Trümmern später Hradistje (Hradistje) entstand, jene
 weitberühmte Residenz Rastislaws und Swatoplufs,
 auch bei Melahrad gab es eine Stadt und Schloß
 Dewjn, und auch Magdeburg an der Elbe wurde von
 den dort wohnenden Slawen Dewin genannt. (Schaf-
 farzik II. S. 584). Nun habe ich aber S. 448
 gezeigt, daß der Cultus des weiblichen Naturprinzips
 dieser deutschen Stadt den Namen gab. Da nun Lu-
 buscha oder Libussa den Böhmen dasselbe Wesen
 war, wie den Germanen die Freia, nämlich eine Göt-
 tin der Liebe (slaw. ljubiti lieben, *lubitska*: die
 Liebe, vergl. das lat. libido), und darum die Linde
 als Lebensbaum auch lipa hieß, so ist klar, wenn
 man zugleich erwägt, daß Libussa im Schlosse Libin
 auf dem Wischerad residirte, d. h. verehrt wurde, daß
 ihre Burg nach der jungfräulichen Göttin Magdeburg
 (Dewin) geheißen haben wird; und weil nur Jung-
 frauen ihren Dienst besorgten, — die Sage führt zehn

mit Namen an — so übersehte man in der christlichen Zeit, wo Libussa nur noch als eine sterbliche Fürstin galt: Mägdeburg; Wlasta wurde als die vornehmste Dienerin der Libussa bezeichnet, die nach ihrer Herrin Tode, eifersüchtig auf Brzemyss's Macht, mit allen Weibern Barthel gegen ihn machte und ihm den Krieg erklärte, aber in diesem überwunden, entehrt und getödtet ward. Vielleicht lehnt sich diese Fabel an eine frühere an, welche schon der Libussa Männerhaß Schuld gibt, die, nur gedrängt vom Volke, zu einer ehelichen Verbindung und Theilung der Herrschaft mit Brzemyss sich entschließen konnte? Die Sage berichtet nämlich:

Auf der alten Bergfesten Wissehrad, worauf früher das Schloß Libin stand, in welchem Böhmens erstes Herrscherpaar Hof hielt, zeigt man einen hohen und senkrechten Felsen, der sich aus dem Bette des in der Tiefe vorbeirauschenden Stromes aufgipfelt. Ueber diesem Felsen hat ein Thurm gestanden, in welchem die Zauberin Jünglinge lockte, die, von ihrer Schönheit betört, ihr blindlings folgten; aber nach gebühter Lust stieß sie aus ihrer Umarmung die betörten Opfer in die Umarmung des kalten Wellentodes, auf daß ihrer Keiner sein Glück verrathe.

Diese Sage erhält ihr Licht durch die beiden folgenden:

Der Felsen, welcher aus dem Bette der Moldau emporragt, auf welchem das Schloß Libin stand, trägt die Reste eines runden Gemäuers, von welchem Libussa sich oft hinabgelassen, um in der Moldau zu baden; Andere aber erzählen, daß nicht auf der Höhe des Wissehrad das Bad der Libussa zu suchen sey, sondern südlich von der alten Herrscherburg die reichhaltige Quelle Gezerka, diese, an welcher die alten Herzoge Böhmens gewählt wurden*), sey das Bad Libussens gewesen.

Unter dem Felsen der alten Königsburg Wissehrad, tief auf dem untersten Grunde der dort vorbeirauschenden

*) Also eine Drakelquelle!

Moldau, ist Libussens Bett. Mancher schöne Jüngling ist hier in den Fluten verschwunden, hinabgelockt durch ein überboldseliges Frauenantlitz, das sich ihm lächelnd im Bade zeigte, und das Volk spricht, so oft der Strom solch Opfer fordert: Libussa hat ihn behalten; in Jahr und Tag erwählt sie sich einen andern.

Also trotz den historisirenden Chronisten hat sich das Volk nicht irre machen lassen, und gleich der Jünnix und Donaunympe gilt auch Libussa für die personifizierte Moldau, die, wie andere Ströme, alljährlich ihr Opfer fordert — weil sie aus der Heidenzeit her daran gewöhnt worden, wo man es ihr freiwillig gebracht. Sie ist also eine Holle, die im Wasser waltet, aus welchem alle Wesen hervorkommen, und in welches alle Dinge zurückkehren. Die Vereinigung des Stroms mit seinem Opfer faßte man als eine Vermählung (Bluthochzeit) auf, und es ist natürlich, daß wenn die Moldau weiblich gedacht ward, die von ihr zur Beute Erfornen Männer seyn mußten, Jünglinge, die, von ihren Weizen verlockt, in die Tiefe versinken. So entstand die Sage von Libussens Männerbaf. Aber auch die von den Chronisten der Libussa aufgedrungene Schwester aus Polen, die nach dem Wasser genannte Wanda, war määnerscheu und hatte sich in die Weichsel gestürzt, um ihre Jungfrauschaft nicht einzubüßen. Hier ist dieselbe Sage nur anders gewendet. Die Polen werden freilich die historische Bedeutung der Wanda und ihres Waters Kraß sich eben so wenig abstreiten lassen, als die Böhmen die einstige Grifenz der Libussa und ihres Waters Krok. Das Volk zeigt noch jetzt Wanda's und ihres Waters Grabbügel (mogyla), wie man in Dänemark und in Schleswig noch jetzt das Grab (des zum König degrabirten Lichtgotts) Bab-

der zeigt. Allein es gibt in der Gegend von Krakau und der benachbarten Städte noch mehrere, die nicht genug untersucht worden sind. (Grabowstys Besch. v. Krakau, 1822. S. 305—311).

Libussa, die Stromfee der Moldau, Libussa, an dem heiligem Quell Gezerka die Herzoge Böhmens gewählt wurden, war also, wie die nach dem Wasser genannte Wanda, eine Wassergöttin. Aber Wassergöttinnen sind stets Mondgöttinnen, so in den Mythologien aller Völker, und zwar, weil der Mond den Thau erzeugt, die Flut des Meeres nach der Ebbe bewirkt u. s. w. War nun Przemyslaw = Swatowit: Sonnengott, so konnte Libussa als Mondgöttin seine Gemahlin werden. Weil aber der Neumond ganz andere (d. h. schädliche) Wirkungen äußert als der Vollmond, folglich zeigt die Mondgöttin einen zwiefachen Character. Als Urweib heißt sie Baba (Weib) überhaupt, jedoch im Vollmond, der die Geburten erleichtert (vgl. S. 445) ist sie Blata Baba (das goldene Weib), Allmutter und Weltamme. Sie heißt dann auch Kraso Pani, d. i. die schöne Frau, Kazimia: die Gebärerin, Wesna: Frühlingsgöttin, Wrija: die Fruchtspendlerin (Freia?), Biza: die Vielbrüstige (von ihr hat die Stadt Beiz den Namen). Siwa (Sif?) die Erntegöttin *); in Polen auch Jawine genannt (v. jawai, das Getreide). Als Liebesgöttin hieß sie Lada (die Liebliche), und war Mutter der slawischen Dioscuren Kel (Morgenstern) und Polel (Abendstern). In Litthauen hieß sie Liethua. Dort waren ihr die Tage vom 25. Mai bis 25. Juni heilig. Also ist es nicht zufällig, daß Libussa, den Chronisten zufolge.

*) Struzel leitet ihren Namen vom polnischen żywie, ernähren, ab.

am 25. Mai Boten an ihren künftigen Gemahl abschickte. Aber auch Lada steht, wie Libussa, den Quellen vor, denn der Labogasee in Rußland hat von ihr den Namen. (Mone, eur. Gdth. I. S. 139, Anm. 26). Auch hier wird man an den Jungbrunnen oder Kinderbrunnen der Frau Holle gemahnt (s. S. 500—502), denn vor dem in der Sonnenwende gehaltenen Sobotkafeste war es Sitte, daß die slawischen Jungfrauen in Flüsse und Bäche der Lada Blumen und Kränze warfen, und aus dem Schwimmen oder Untertauchen derselben schlossen sie, ob sie im nächsten Jahre einen Bräutigam erhalten werden. Auch Hanusch (a. a. O. S. 310) bestätigt dies: „Die Deutungen, welche aus dem Schwimmen der Blumen und Kränze gezogen wurden, hatten meist auf das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander Bezug. So erkennt in einem altsöhmischen Liede „das Sträußchen“ (kiliée) die Jungfrau im heranschwimmenden Sträußchen die Hand ihres Geliebten.“ (Hanusch S. 310). Strauß, Kranz, heißt im Griechischen στεφανῶν. Wer sich nur ein Weniges in den Legenden der Heiligen umgesehen hat, weiß es, daß die Namen vieler Heiligen etymologische Sagen schufen, und umgekehrt, viele Sagen etymologisch nie gewesene Heiligen ins Leben riefen. Zu der ersten Gattung gehört folgendes Märchen, welches die alte heidnische Vorstellung von Quellen, die den Mädchen ihren künftigen Mann zeigen, christlich einkleidete:

Nabe an den Trümmern der Kirche zu Pösteny in Ungarn quillt ein Heilborn. Seinem Rande entschweben auch süße Drakel für Liebende. Alljährlich in der Nacht, welche dem Festtag des h. Königs Stephan (Kranz) vorhergeht, wandern die mannbaren Jungfrauen um Mitternacht hinaus an diesen Brunnen, die Krüge zu füllen, deren Welle am morgenden Festtag mit frischem Glanz sie schmücken soll.

In eifrigem Gebet knieten sie dann auf der Kirchenschwelle hin, denn es geht die Sage, daß sich frommen Gemüthern, die den Heiligen ehren, am andern Morgen, der für ihr Leben bestimmte Gefährte auf dem Kirchgang in der Gestalt des ersten ihnen begegnenden unverehelichten Mannes zeige. Seit alter Zeit geben die Jungfrauen dahin, um aus der heiligen Flut Gewißheit für ihres Herzens heimlichstes Hoffen zu holen, und also kündet folgende Sage den Ursprung des frommen Gebrauchs:

Gleich einer Rose erblühte Boriza (die Lannenschlante), Bolfo's Tochter. Der Jüngling Imre hatte ihr Herz gewonnen, aber der Alte schwur, nur demjenigen sein Kind zu geben, der seine Reichthümer ihm verdoppeln könnte. Unter drohenden Flüchen gebot er Imre, seine Burg zu meiden. Da nahte der Jüngling Boriza zum Abschied noch einmal, und sich niederbeugend flüsterte er ihr zu:

„Um Mitternacht beim Kirchenbrunn.“ Heimlich gab ihm das Mädchen zum Zeichen der Gewährung die Hand, und begleitet von ihren Thränen, zog er zur Burg hinaus. Als die Mitternacht des Vorabends des h. Stephansfestes herangerückt war, ergriff die Jungfrau einen Krug, wie um ein Vergessen des Tages zu verbessern, und eilte, da Alles um sie im tiefen Schläfe lag, unangefochten zur Burg hinaus, dem Brunnen zu.

Schon harrte ihrer der Geliebte am Brunnen, wo sie auf ewig von ihrem Glücke scheiden sollte, Thränen ersüßten ihr letztes Lebenswohl. Die Stunde des Scheidens trennte die Liebenden. Auf dem Rückweg hatte Boriza aus dem Brunnen geschöpft, und lehnte sich trauernd über den Rand. Da ward sie von einem milden Lichte umflossen. Als sie aufblickte, sah sie im himmlischen Glanze die Gestalt des h. Königs Stephans vor sich. „Haste Muth“ begann der Heilige, „der erste Mann, den Deine Augen morgen ansehen, wenn du zur Kirche gehst, der wird dein Lebensgefährte.“

Als Boriza am andern Morgen erwachte, ersah sie plötzlich am Wege ihren Geliebten. Er konnte die Segend, wo Boriza weilte, nicht verlassen, bevor er sie nicht noch einmal gesehen. Im Vorübergehen sprach sie ihm Muth

und Zuversicht ein. In der Kirche goß sie ihr freudenvolles Herz in Dank vor dem Lenker ihres Schicksals aus. Es begab sich auch, daß in Jahresfrist Boriza's Vater durch schwere Krankheit an den Rand des Grabes gebracht, der Tochter Wunsch erfüllen wollte, den er, seit er von der Erscheinung gehört, für den Willen des Himmels erachtete. Und so reichte sie dem Geliebten an eben dem Ort die Hand, wo ihr zuerst der Hoffnungskern aufgegangen. Seit damals ward es Sitte unter den Jungfrauen des Orts, am Vorabend des h. Stephan am Kirchenbrunnen Wasser zu schöpfen und seinen Schuß zu erflehen, auf daß des andern Tages die für das ganze Leben entscheidende Begegnung den Wünschen der Betenden gemäß ausfalle. (Hormayr hist. Tschb. 1824. S. 243 ff.)

Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß, gäbe es eine Heilige, des Namens Stephanie, ihr gewiß die Rolle des männlichen Heiligen zugetheilt worden wäre, denn die Quellen standen bei allen Völkern unter dem Schutze weiblicher Gottheiten, eben weil sie auf Geburt Beziehung haben; weil die Kinder aus dem Brunnen kommen. Auch Libussa war eine Flußgöttin in diesem Sinne, daher die Sage von ihrem goldenen Bette auf dem untersten Grunde der unter dem Felsen von Wissehrad sehr tiefen Moldau — denn Gold ist die Frucht, darum heißt die Liebesgöttin Aphrodite die „Vielgoldene“ (*πολύχρυσος*), und die von ihr ausgetheilten Liebesäpfel sind golden — und dieses Bette wird erst dann aus seinen Tiefen in die Höhe kommen und im herrlichsten Glanz auf dem Wasserpiegel strahlen, wenn Böhmen wieder einen eingebornen Herrn, czechischen Blutes aus dem Stamme der Libussa erhält. Dies goldene Bette ist dann das erste Ehrengeschenk der hohen Ahnfrau an die neue Fürstin des Landes, die darin den ersten Sohn gebären soll. (Hormayr, hist. Tschb. 1833, S. 215).

Pibuffa, schon im Namen die Liebesgöttin (f. S. 623), ist also das goldene Weib (Zlata Baba), unter welchem Namen alle slawischen Völker die Vorkerberin der Geburten verehrten. Vorkhorn (bei Hanusch S. 338) schildert sie, ein Kind im Schooße tragend, ein anderes an der Hand haltend. In Obdoriæ regione est antiquissimum idlum ex lapide excisum, quod Moscovitis *Slata Baba*, i. e. *aurea anus*, dicitur. Est autem forma mulieris vetulae *infantem in gremio tenentis et alterum juxta se infantem habentis*. Wer wird hier nicht an die weiße Frau von Neuhaus gemahnt? Denn von ihr, der Ahnmutter der Rosenberge, wird berichtet, daß sie den jungen Wolf, Sohn des Odrisburggrafen Heinrich von Neuhaus, wenn die Amme und das junge Kindswieb schliefen, auf die Arme genommen; wenn er weinte, gewiegt, aus den Windeln gehoben, angelacht, und alles dasjenige gethan, was ein Kind zu stillen nothwendig ist. Nachdem ein neues Kindswieb aufgenommen worden, und dieses gesehen, hat sie solches für unzulässig erachtet, ist fest zu der weißen Frau getreten, und hat ihr das Kind aus den Armen gerissen mit den Worten: „was hast du mit unserm Kinde zu thun?“ Darauf soll die weiße Frau versetzt haben: „Da du erst dieser Tage ins Haus gekommen, fragst mich dieses? Wisse, daß dieses Kind aus meinem Stamme herrührt.“ Ueberhaupt zeigte sich diese Erscheinung nicht bloß bei bevorstehenden Sterbefällen, sondern auch, wenn einer aus den Familien Rosenberg oder Slawata heirathen oder geboren werden sollte. (Hormayr, hist. Tschb. 1830, S. 444.) Der süße Brei, der alljährlich am grünen Donnerstag*)

*) Grün ist die Farbe der Elfen (S. 173.), der Donnerstag der Tag der Gespenster vergl. S. 169 Num.

zu ihrem Gedächtniß verzehrt werden muß, wenn sie nicht erzürnt werden soll, heißt nach ihr *Baba**). Der Name erinnert aber an die indische Geburtsgöttin *Bhavany* und an Aphrodite *Paphia*. *Baba* ist das Weib, das weibliche Naturprinzip. *Baba* ward, wie in Böhmen und Polen, so auch im fernem Serbien, am Ufer des Flusses *Obi*, verehrt. (Hanusch, S. 338). Auf Bergen mochte man ihr geopfert haben, daher *Babia gora* im Tatragebirge, latinisirt: *Bebii montes* in Dalmatien. Ein Gebirge *Babagora* ist auf der Grenze Macedoniens und Albaniens (Schaffarzik, slaw. Alt. II. S. 227). In's Deutsche übersetzt würde es: *Babenberg* lauten. So wird selbst der Name der Stadt *Bamberg* als *Baba's Berg* gedeutet, wie es z. B. in *Vita St. Ottonis* („*Script. rer. Bamberg.*“ ed. Ludew. I. p. 603) heißt: „*Bamberg* — *primum vocata fuit Bamberg* h. e. *mons Babae* a *Baba Ottonis ducis Saxonis filia atque uxore Alberti comitis Bambergensis*.“ Diese Stelle erheischt aber eine Berichtigung. So

*) Der süße Brei ward gegeben zu Teltſch, zu Neubaus und zu Kruman, und die Zahl der Leute, die daran Theil nahmen, betrug sich oft über 5000. Einem Jeden wurde außer diesem Honigkuchen noch eine Semmel, ein Laib Brod, Fisch und Erbsen gegeben. In Teltſch ist er 1783 das letzte Mal in natura ausgeheilt worden; seitdem wurde er zu Geld reweirt, und der Betrag wird jetzt für arme und verunglückte Personen verwendet. Daß die weiße Frau den süßen Brei gestiftet, ist zwar in keinem Archiv zu finden, nachdem aber Graf Ferdinand von Slavata die ältesten Leute zusammen kommen ließ, um sie hierüber zu fragen, sagten sie einstimmig aus, von ihren Voreltern gehört zu haben, daß die weiße Frau stets zornig erschienen ist, wenn der Brei unterblieb, wie Anno 1645, als die Schweden Stadt und Schloß eingenommen, und der Major nicht erlaubt hatte, den Brei auszutheilen. Da wurde der Major Tag und Nacht geängſtigt, und seine Truppe durchgeprügelt, daß sie davon lief, bis er endlich in der Octave den Brei hat austheilen lassen.

wie die weiße Frau, die Ahnmutter aller Familien, das Urweib, in der christlichen Zeit zur Ahnfrau eines bestimmten Geschlechts degradirt und ihr Bild in einen historischen Rahmen eingefast wurde, wie Bertha, das göttlich feenhaft Wesen mit dem Schwanenfusse zur Mutter Karls d. Großen gestempelt, und Frankreichs weiblicher Schutzgeist, die schlangengeschwänzte Quellnymph Melusine, die Ahnfrau der Lustgnans wurde, so mußte sich die slawische Naturgöttin Baba auch eine Verwechslung mit der Tochter eines Sachsenherzogs und Schwester Heinrichs des Voglers gefallen lassen. Die Stadt Bamberg hat unstreitig von einem in der Nähe befindlichen Berg der Baba den Namen erhalten. Daß hier Slawen wohnten, verräth der Chronist (bei Hornmayer, I. Schb. 1842 S. 255) in den Worten: „Den neuen Sitz seiner Grenzbut wider die Serben und Wenden nannte Heinrich Graf und Herzog in Ostrien und Neustrien (866—886) zu Ehren seiner Gattin: den Berg, die Burg der Baba, Babenberg, Bamberg.“ Die Kaiserin Kunegunde, Heinrichs des Heiligen Gemahlin, stiftete den Dom zu Bamberg, auf der Stelle, wo die alte Burg gestanden, welche der Normannenheld Heinrich, der in der Belagerung von Paris geblieben, erbaut, und den Berg der Baba (Bamberg) genannt hatte von seiner Gemahlin Baba, Schwester Heinrichs des Voglers und Tochter Otto's d. Großen. Dieselbe Kunegunde reinigte sich von dem Verdachte des Ehebruchs dadurch, daß sie auf glühenden Pflegscharen wandelte, was wieder auf slawische Sitte zurückweist, wo die Pflegschar Symbol der Gerechtigkeit war (vergl. S. 582.)

In demselben Bamberger Dom ist die Gerechtigkeit eingekauert mit einer Waagschale in der Hand, aber die Zunge

der Waage steht nicht in der Mitte, sondern neigt etwas auf die Seite. Wenn die Zunge völlig in's Gleichgewicht kommt, lautet die Tradition, naht auch der jüngste Tag. (Hornayr, Fschb. 1838 S. 144). Es drängt sich hier die Frage auf: Wie kam die Waage der Gerechtigkeit in eine Kirche? War sie ein Ueberbleibsel heidnischer Heiligthümer, die so oft in Kirchen aufbewahrt wurden? Gehörte sie der Baba, als der Gottheit, deren Cultus hier ursprünglich vorherrschte? Hatten die Slawen, neben ihrem Browe, auch eine Göttin der Gerechtigkeit? und hatten sie dieses Amt der Baba zugeheilt, wie die Böhmen der Libuffa?

Libuffa stand aber nicht bloß der Frucht vor, sondern sie waltete auch in der Tiefe der Erde. Ihr schreibt die Sage die Entdeckung aller Bergwerke in Böhmen zu, und somit kommt sie der weißen Frau im Drilagau gleich, welche Bergleuten mit Spänen lobnt, die sich in Gold verwandeln. Und da Kröten Schätze bewahren (siehe S. 416), ein slawischer Gott Zelu aber Schildkröte bedeutete (Hanusch, S. 120), so erhält folgende Sage ihr Licht, welche die Libuffa ein goldenes Oöterbild Zelu gießen ließ (Mone, europ. Hdt. I. S. 161), dem sie Opfer von abgeschnittenen Nägeln und Haaren brachte, die sie auf Kohlen verbrannte. Da die heidnischen Slawen den Todtengöttern ihre Haare (als stellvertretend für den ganzen Körper, der dadurch verschont werden sollte) darbrachten, und die Nägel an das nordische Todtenschiff Naglfari erinnern, das aus lauter abgeschnittenen Nägeln von Todten zusammengefest ist, so erscheint Libuffa hier nicht nur als Schatzgöttin, sondern auch als Todtengöttin, wie ja auch die Siltine in Litthauen beide Ämter verwaltete. Sie ist also die Todesgöttin Morzana, von welcher noch ein

Dorf in Böhmen den Namen hat; deren Bild in Gestalt einer Stroh puppe alljährlich in der Faßen noch jetzt in slawischen Ländern aus dem Dorfe getragen und in's Wasser geworfen oder zersägt wird, was man „den Tod (Winter) austragen“ und „die Alte sägen“ (Babu rezati) heißt. An einigen Orten wird auch das Bildniß der Frühlingsgöttin Wiečna oder Jiwa auf eine Stange gesteckt, und diese dann im Triumphe in's Dorf bereingetragen*). Diese Verdrängung der Wintergöttin durch die Sommergöttin wurde in christlicher Zeit in Leipzig dadurch veranschaulicht, daß die Freudenmädchen das Bild der Morzana vor dem Salleschen Thor in's Wasser werfen mußten. Weil man den Sinn dieses Aktes nicht mehr verstand, so schloß man hieraus auf eine Erniedrigung, die durch dieses Amt den Kindern der Freude zugebracht war**).

Als Morzana heißt die Todesgöttin auch Jaga-Baba oder Jezi-Baba, eine lange, hagere, abschreckende Gestalt mit dünnen Beinen. Die Weißrussen schildern sie: in einem eisernen Kessel sitzend, mit einem feurigen Besen die Luft segnend (Westwind bringend), welche ihren Kessel trägt. Sobald sie sich aufmacht, stößt die Erde, pfeifen die Winde, heulen die Thiere des Waldes, das Hausvieh stampft erschreckt in den Ställen. Man sagt sprichwörtlich: „Sie glöht wie die knochenfüßige Jaga-Baba.“ (Ausl. 1846 Nr. 314). Wie sich die indische Geburtensförderin Bhavani in die Tod verbreitende schwarze Kali umwandelt, so Blata-

*) Ekhard (Monum. Jutroec. p. 76 aus Schneiders Leipz. Chron.): Item Sorahi Lipalenses Martanae et Zievoniae simulacra. eontis infixa vulgo e viola solenni pompa. lugubri et quaerulo carmine deportare et in proximam paludem vel praeterfluentem amnem abjicere solebant.

**) Ausführliches über die Sitte des Tодаustragens s. Klosser VII. Bd. S. 832-850.

Baba in Jaga-Baba; und wie man von der weißen Frau erzählt, daß ihr Gefolge ein Heer von Kinderseelen bildet, eben so heißt es von der Jaga-Baba, daß ein unermesslicher Geisterzug sie auf ihrer Wanderung begleite (Woyczyk, Poln. Sag. S. 69). In Litthauen heißt sie Welli, bei den Samogiten Wielena als Beherrscherin der Seelen. Hatte Wilna von ihr wegen des Todtencultus in dieser Stadt den Namen erhalten? **Wiely** = **Biely** bedeutet: Weiß, also war sie eine weiße Frau, deren Erscheinen Tod anzeigt. Und gleich den Russalki's, den slawischen Wassernixen, die durch ihre Schönheit Jünglinge beibören und sie in's feuchte Wassergrab hinabziehen, aber im Moment, wo der Sterbliche ihre Schönheit bewundert, sich in häßliche Gestalten mit gelähmten Gliedern umwandeln, den stauenden Wanderer verkrüppeln; von den Zweigen, auf welchen sie schaukeln, sich über ihn werfen, und in heißer Liebesgier unter Küffen sein Blut austrinken (Müller, Rußland und seine Völker); ebenso sagt man von den Wilys, jenen weißen lustigen Gestalten, die Nachts gleich den Elfen Ringeltänze halten, daß sie Seelen der als Bräute gestorbenen Jungfrauen sind, die nur dann die Seligkeit erlangen, wenn sie einen Jüngling todt geküßt*). In der Lüneburger Heide läßt sich das Klageweib sehen. In stürmischen Nächten wankt sie riesengroß mit bleichem Gesicht über die Heide. Ihr Leichengewand flattert im Winde. Sie streckt ihre riesenlangen Arme über das einsame Bauerhaus, grauenvolles Wimmern in die Nacht heulend. Unter dem Dach, über welches das Klageweib sich gestreckt, muß noch im Laufe des Monats einer der Hausgenossen sterben. (Hartys Niedersächs. Sag. I. S. 79.) Dies

*) Mailath Magyar. Sag. S. 8.

Wird ist aus der slawischen Mythologie; daß es aber noch jetzt in den ursprünglich von Wenden bewohnten Gegenden gekannt ist, gibt einen Beweis von der Zähigkeit der Volkstraditionen, die Jahrhunderte hindurch allen politischen und religiösen Umgestaltungen gegenüber ihre Unverwundlichkeit beweisen. In der Lausitz schleicht Smertniza (Morzena) weißgestaltet in den Dörfern um; auf welches Haus sie ihren Schritt hebt, da gibt es bald eine Leiche. Im Hause selbst thut sie ihre Gegenwart kund durch Pochen und Bretwerfen. (Laus. Monatschr. 1797, p. 756). Die Serben sagen: Kuga sei eine alte Frau, die in weißen Schleier gehüllt gehe. Die Polen denken sie sich auf einem zweirädrigen Wagen daher fahrend. Als die Cholera zum Erstenmal Europa besuchte, hörte Wojczyk von den reussischen Bergbewohnern jenseits des Bruth, daß diese Krankheit von einem Weibe in die Ortschaften getragen werde. Mickiewicz erzählt von ihr: das gemeine Volk in Litthauen denkt sich die Pest unter der Gestalt einer Jungfrau. Eine Ballade, die er in Litthauen gehört, entwirft von ihr folgende Schilderung:

In einem Dorfe erschien die Pestjungfrau und brachte Tod in alle Häuser, indem sie ihre Hand zur Thüre oder zum Fenster hineinsteckte *) und mit einem rothen Tuche wehte. Die Bewohner des Dorfes verschlossen sich in ihre Hütten; aber Hunger und andere Bedürfnisse zwangen sie

*) In Niederdeutschland spricht man vom Feldmann, welcher Nachts den Leuten in das Fenster hineinguckt, wen er ansteht, der stirbt in demselben Jahr. An einigen Orten, wo das Fest des Todaustragens in der Fackel gefeiert wird, lassen die Knaben die von ihnen getragene Stroßfigur, welche den Tod vorstellen soll, in die Fenster derjenigen gucken, welche ihnen die üblige Gabe verweigern. In einem solchen Hause glaubt man, hatte der Tod im nächsten Jahr einen Besuch ab (Grimm S. 732.) Auch in Tyrol erzählt man von einem Gespenst, das in Pestzeiten umgeht, und wo es in ein Fenster schaut, da sterben die Leute. (Grimm D. S. Nr. 266.)

halb, diese Vorsichtsmaßregeln zu unterlassen. Alle erwarteten nun ihren sichern Tod. In dieser Angst beschloß ein Edelmann, der noch mit Lebensmitteln am meisten versehen war, sich für seine leidenden Mitmenschen aufzuopfern. Er nahm deshalb seinen Säbel, auf welchem die Namen Jesus und Maria eingegraben waren, und öffnete ein Fenster seines Hauses. Mit Einem Hiebe schlug der Edelmann dem Gespenst die Hand ab und eroberte das rotbe Tuch*). Zwar starb er selbst mit seiner ganzen Sippschaft, doch hörte man seitdem im Dorfe nie mehr von der Pestjungfrau.

In Polen glaubt man ferner, wenn die Pest wüthte, seien alle Hähne heiser**), kein Einziger könne krähen. Auch die Hunde vermögen nicht zu bellen, sie riechen nur das Gespenst, und sehen es von Weitem. Dann knurren sie und suchen es zu packen, die Pestjungfrau aber neckt und reizt sie mit wahrer Schadenfreude.

Ein Bursche schlief auf einem hohen Heuschaber, und neben ihm stand eine Leiter. Die Nacht war mondbell und still, plötzlich entsteht, wie vom Winde getragen, in der Ferne ein mächtiges Brausen, bei welchem man deutlich das wüthige Geknurr und Geheul der Hunde erkennt. Der Bursche steht auf, und sieht zu seinem Schrecken, wie eine hohe weibliche Gestalt im weißen Gewande mit fliegendem Haar auf ihn zusagt. Ein langer hoher Zaun war auf dem Wege. Das hohe Weibsbild springt mit Einem Satz hinüber und klettert die Leiter hinauf. Sicher nun durch diesen Zufluchtsort, hält nachend sie den Hund den ihren Fuß hin, und so die wuthentbrannte Meute reizend, ruft sie beständig: „Fuß, huß, den Fuß!“ Der Knecht erkannte sogleich die Furchtbare, darum näherte er

*) In Norwegen erscheint die „Pest“ als alte bleiche Frau im rothen Kleide. (Grimm S. 1140.)

**) Wer denkt hier nicht an den Hahn des Aesculap, das Symbol der Wiedergenesung?

sich leise der obersten Sprosse, und stieß mit aller Kraft an die Leiter. Das Weibsbild fiel herunter, die Hände packten sie; da droht sie noch mit ihrer Raube und verschwindet. Der junge Bursche starb zwar nicht, aber sein Lebelang hielt er den einen Fuß hin, und konnte nichts anders sagen als die Worte der Pflanzungsfrau: „Fuß, huß, den Fuß!“ (Woycizky Poln. Sag. S. 58.)

Woycizky nennt die Pest Powietrze, was eigentlich Dunst, dann aber auch Pest bedeutet. Im weißen Gewand auf Stelzen schreitet sie einher, nennt sich einem Manne, dem sie begegnet, und will auf seinen Schultern durch ganz Neußen getragen seyn; er selbst mitten unter den Todten solle gesund bleiben. Der Mann trägt sie nun durch Städte und Dörfer; wo sie mit dem rothen (blutigen) Tuche weht, stirbt Alles dahin; vor ihnen fliehen alle Menschen. Am Bruth dachte er sie zu ertränken und sprang in den Strom, sie aber hob sich federleicht in die Höhe und eilte in die Gebirge, während der Mann unterfanke.

Auch den Westflawen war diese Vorstellung von der Pest nicht unbekannt, denn im ehemals von Wenden bewohnten Voigtlande denkt man sich die Pest in Gestalt einer Wolke gezogen. Es ist der schwüle Nebel, der Seuchen voranzieht. Einst wüthete die Pest im Odenwald und zeigte sich als blaues Flämmchen *) an der Sacristei der Stadtkirche zu Urbach, wo sie eingemauert wurde. (Grimm, S. 1135, wo dieses Einschließen der Seuche in eine Kirche auf ihren Ausgang von der Gottheit bezogen wird.) Zu Coniz in Preußen wurde die Pest i. J. 1709 in ein Loch der Linde auf dem Kirchhofe gebannt, und ein dazu

*) Die entzündlichen Gase, die aus verwesten Stoffen aufsteigen, das sind die leuchtenden Flämmchen auf Friedhöfen, die der Aberglaube für die Seelen ungetaufter Kinder hält.

bereit gehaltener Pflock, der genau fügte, eingeschlagen: seitdem hat sie sich nicht wieder im Lande gezeigt. (Tettau u. Temme, Ostpreuß. Volksf. S. 222.) Dies weist wieder auf die Linde als Todesbaum hin (vgl. S. 607), welche auch wirklich häufig auf Friedhöfen gepflanzt wird.

Neugriechen denken sich die Pest als blinde Frau, welche die Städte von Haus zu Haus durchwandert, alles tödtend, was sie berührt. Tappend und tastend geht sie die Mauern entlang, und wer sich vorsichtig in der Mitte des Gemaches hält, den kann sie nicht erreichen. Nach einer andern Volksfage sind es drei fürchterliche Frauen, die in Gesellschaft durch die Städte ziehen und sie verheeren: die erste trägt ein großes Papier, auf welchem sie die Namen der dem Tod Verfallenen in ihr Register einschreibt, die Zweite trägt eine Scheere, womit sie den Lebensfaden ihres Opfer abschneidet; die Dritte legt die Todten mit einem Besen weg. (Fauriel discours prélim. LXXXIII.) Hier sind also die drei Cumeniden (Parzen) Todtgotinnen geworden. Den Besen geben, dem Afzelius zufolge, auch die Schweden der Pestjungfrau (pest-licka) in die Hand. Wo sie mit demselben vor dem Thore kehrt, sterben die Leute im ganzen Dorf. (Grimm. S. 1139.)

Wie der Tod, die Pest, wurden auch die verschiedenen Krankheiten als Frauen personifizirt. Die Russen stellen sich das Wechselfieber als ein Weib vor, das in der Nacht einerschleicht und Opfer sucht. Man nennt dies Gespenst wie die Krankheit: Lichoretka. Der Archimandrit von Kasan berichtet hierüber aus eigener Erfahrung:

Ich war zwanzig Jahre alt und Secretär des Klosters

Simberst, dessen Abt mich bewogen hatte, in den geistlichen Stand zu treten. Zu Anfang der großen Fasten hörte ich eines Abends in einem Nachbarhause Musik und Tanz. Obgleich mir streng verboten war, Nachts ausser dem Kloster zuzubringen, so fand ich dennoch Mittel, es unbemerkt zu verlassen, und mich nach dem Fenster der Stube hinzuschleichen, wo der Tanz gehalten wurde. Obgleich das Zimmer zu ebener Erde lag, so waren die Fenster doch so hoch, daß ich die fröhlichen Gäste nicht sehen, also die Reugier nicht befriedigen konnte. Nur mit Mühe gelang es mir endlich, so hoch hinauzuklettern, um einen Blick in die muntere Gesellschaft zu werfen. Kaum aber hatte ich einen Augenblick des fröhlichen Getümmels gewonnen, als ein großes bageres Weib hervortrat, die Augen auf mich richtete und aufs Fenster zuschritt. Eine geheime Ahnung sagte mir: dies sey Lichoretka, die mir schon so oft von Andern beschrieben worden. Angstvoll schlich ich nach Hause, begab mich zu Bett, und erwachte nach Winternacht im Fieber. Fünf Wochen lag ich krank, wo ich vom Abt häufig besucht wurde. Nach Verlauf dieser Zeit fiel mir ein, mir durch meinen Aufwärter den alten Wolfspelz, den ich während meiner Winterreisen zu tragen pflegte, von der Bodenkammer bringen zu lassen, um ihn der bessern Wärme wegen über mein Bett auszubreiten. In der folgenden Nacht erschien mir die Lichoretka im Traume, in derselben Kleidung, wie ich sie fünf Wochen vorher gesehen. Sie ging nahe auf mein Bett zu, machte eine drohende Handbewegung, erhob das Haupt und sagte: „Pfui, was stinkt der Pelz, ich mag nicht hier bleiben“, und will zu Jessipow gehen.“ Dieser war der Schreiber des Klosters, ein kräftiger Jüngling, der während meiner Krankheit mein Geschäft versehen hatte. Als der Abt mich am nächsten Morgen besuchte, erzählte ich meinen Traum, worauf er erwiderte, daß ich jetzt genesen sey. Da er mich ungläubig lächeln sah, versicherte er ernst, daß das Fieber nicht wiederkehren werde, wobei er mir zur Verstärkung seiner Aussage viele ähnliche Geschichten erzählte.

*) Ueber den Wolf als Heilszeichen s. S. 481.

Endlich durch seine vielen Beispiele überzeugt, dachte ich mit Besorgniß an Jekkipow, der vielleicht durch mich in gleiche Gefahr gekommen war. Allein der Abt hieß mich gutes Muthes seyn, da er kein Beispiel wisse, das in Lichoretka so boshaft sey. Um mich noch mehr zu beruhigen, schickte er meinen Wärter zu dem Schreiber, um ihn holen zu lassen; allein als er zurückkam, meldete er uns: Jekkipow habe die — Lichoretka. Der arme Mensch lag den ganzen Herbst hindurch, und zu Anfang Winters begruben wir ihn. (Ausland 1833 Nr. 86.)

Die Neugriechen denken sich die Blattern als eine Kinder schreckende Frau, welche sie euphemistisch: „die Schonende“ (*συνχωρημένη*) nennen. (Fauriel I. c. p. LXXXV.)

Im russischen Volksglauben gibt es neun Schwefeln, die das Menschengeschlecht mit Fiebern plagen, und in Erdhöhlen an Ketten gefesselt liegen, losgelassen fallen sie die Leute an. (Obbe, russisches Volksleben S. 62).

Es versteht sich, daß auch bei Thierkrankheiten Geister walten. In einer altsächsischen Formel wird der Nesso (*voos*?) mit seinen neun Jungen beschworen, aus Haut und Fleisch des lahmen Rosses zu weichen. (Grimm, S. 1115). Metil heißt bei den Serben eine unheilbare Krankheit der Schafe. Sie erzählen, daß die Deutschen einmal den Teufel gefangen und nach einem Mittel gegen das Metil gefragt hätten. Der Teufel sagte: wenn alle Schafe bis auf eines umgekommen seyen, solle man das übrig bleibende um die Hüfte tragen, dann werde außer ihm keines mehr sterben. (Grimm a. a. D.) Den Slovenen ist die Viehseuche (*Kuga*) ein scheidiges *) Kalb, das durch sein Geschrei Kinder und Schafe tödtet. (Grimm, S. 1140).

*) Anspielend auf die Pflattern?

Noch einer Seuche muß hier gedacht werden, welche wahrscheinlich epileptischer Natur ist, und welche von den Böhmen *polednice* (i. e. *morbus meridianus*), von den Polen *Dziewana*, in der Oberlausitz *Dziwitz* genannt wird. Liebusch erzählt von ihr folgende Sage:

Dziwiza war eine schöne junge Edelfrau, die, mit einem Geschoß bewaffnet, in den Wäldern umherstreifte. Die schönsten Jagdhunde begleiteten sie, und schreckten Wild und Menschen auf, die sich zur Mittagsstunde im dichten Wald fanden. Noch jetzt redet man einen, der über Mittag allein im Tannenwalde bleibt, scherzend an: „Fürchtest du nicht, daß *Dziwiza* zu dir kommen wird?“

Um diese Zeit erscheinen aber auch die weißen Frauen (siehe S. 547), die Seuche muß also elbischer Einwirkung beigemessen werden. Dieß führt mich auf die *Wschipolniza* oder das Holzweibchen der Läufer, die sich in der Gegend um Jittau bei Gunnersdorf, Dderwitz, Dietersbach u. a. D. sehen läßt. Sie ist eine zusammengeschrumpfte alte Frau mit runzlichtem Gesichte, eine Hacke Holz in einem Korbe auf dem Rücken oder Reisßholz in der Schürze tragend, auf einem Stock gestützt einherwandelnd oder an Kreuzwegen spinnend. Wer sie verspottet, den haucht sie an, wovon er Beulen oder Geschwüre im Gesichte bekommt, oder sie lukt ihm auf, wenn er sich entfernt, wovon er lahm wird. Die Wenden erzählen von ihr, daß sie in Haldegegenden in der Mittagsstunde von 12 bis 1 Uhr den Arbeitern, besonders den Weibern beim Flachs säten erschlenen sey, und sich eine ganze Stunde lang mit ihnen vom Flachsbau, von der Ausfaat an bis zu dessen volliger Zubereitung besprochen habe, und zwar so, daß sie solches Gespenst auf keinerlei Weise haben los wer-

den, noch sich von ihm entfernen können, sondern antworten mußten.

In der Altmark heißt sie die Roggenmuhme^{*)}, in Obnabrück: die Fremdemutter, die im Korn umgeht, vielleicht eine Personification des Kornbrandes, einer Getraidekrankheit. Im Braunschweigischen heißt sie das Kornweibchen. Wenn Kinder Kornblumen suchen, so wagen sie sich nicht zu weit in's grüne Feld, und erzählen sich vom Kornweib, das die Kleinen raube. In der Mark Brandenburg schreigt man schreiende Kinder mit den Worten: Galt's Maul, sonst kommt Roggenmöhme mit ihren schwarzen langen Zizen und schleppt dich hinweg.

Im Jahr 1662 erzählte eine Frau aus Saalfeld dem Prätorius: ein dortiger Edelmann habe eine Sechswöchnerin von seinen Untertanen gezwungen, zur Erntezeit Garben zu binden. Die Frau nahm ihren Säugling mit auf den Acker, und legte ihn, um die Arbeit zu fördern, zu Boden. Ueber eine Weile sah der Edelmann welcher zugegen war, ein Erdweib mit einem Kinde kommen, und es um das der Bäuerin tauschen. Dieses falsche Kind hob an zu schreien, die Bäuerin eilte herzu es zu stillen, aber der Edelmann wehrte ihr, und hieß sie zurückbleiben, er wolle ihr schon sagen, wenn es Zeit wäre. Die Frau meinte, er thäte so der fleißigern Arbeit wegen, und fügte sich mit großem Kummer. Das Kind schrie unterdeß unaufhörlich fort, da kam die Roggenmutter von Neuem, nahm das weinende Kind zu sich und legte das gestohlene Kind wieder hin. Nachdem der Edelmann dies Alles mit angesehen, hieß er die Bäuerin nach Hause gehen, und nahm sich vor, künftig nicht wieder eine Kindbetterin zu Diensten zu zwingen. (Grimm D. S. Nr. 89.)

In Böhmen wird die Polednice auch Baba (das Weib) genannt. (Hanusch, S. 312.) Dann ist sie

*) Muhme bedeutet hier Mummel, Popel, Puppe, Gespenst.

Die böse Jezi- oder Jaga-Baba, also die Todesgöttin; auch von ihr berichtet man, daß sie gern Kinder vertausche. In der Altmark kennt man auch eine Erbsenmähne (Erstenmähne), und droht mit ihr den Kindern, daß sie nicht in den Erbsenfeldern naschen. (Kuhn, M. S. p. 372.)

Nachdem wir das weibliche Naturprinzip, welches als Urheberin der Geburt, es auch des Todes ist, in allen seinen Metamorphosen beobachtet, als Tod (Morana, Smertniza), Pest, Krankheit, Viehseuche, ja sogar als Vernichterin der Saaten im Getreidebrand, dringt sich die Frage auf, ob wirklich die Böhmen in der Libussa nicht nur ihre Ahnmutter (Slata Baba), sondern auch eine Tod verkündende weiße Frau (Vila) oder Jaga-Baba erkannt haben mögen? Das Schweigen der Chronisten über ihre feindlichen Wirkungen berechtigt aber noch nicht, diese letztere Eigenschaft, d. h. die feindliche Aeußerung der Naturgöttin, der Libussa abzuspreehen. Die Chronisten haben in ihrer anthropisirenden Schilderung der Libussa sie nicht als Göttin, sondern als Ahnmutter des Böhmenvolkes auffassend, jede Gelegenheit vermieden, sie auch von einer minder günstigen Seite kennen zu lernen. Viele Sagen des Heidenthums sind untergegangen, weil die Chronisten nichts mit ihnen anzufangen wußten, indem sie mit ihrer Vorstellung von einer bestimmten Persönlichkeit sich nicht vereinigen ließen. So ist begreiflich, daß wenn Libussa nicht als Göttin, sondern als sterbliches Weib gefaßt wurde, der Patriotismus beobacht seyn mußte, jede Handlungsweise, die einen Flecken auf ihren Charakter werfen konnte, zu ignoriren.

Dennoch ist dies nicht ganz gelungen; denn es wird von Libuffa erzählt, daß sie so viele edle Jünglinge, die sie ihrer Umarmung gewürdigt, dem Bestenrab bestimmte. Da aber zugleich Libuffa als die Rodanixe geschildert wird, die, wie jede Stromsee, alljährlich Menschenopfer fordert, so haben wir aus diesem Einen Zug das männerfeindliche Weib kennen gelernt, das den Tod des Mannes herbeiführt, weil es ihn geboren hat; oder mit andern Worten: das Weib ist die Ursache aller Geburt, folglich auch des Sterbens; durch das Weib ist der Tod in die Welt gekommen.

Ferner wird Libuffa als Erfinderin der Bergwerke gerühmt. Dergleichen Entdeckungen gehen doch sonst nicht von Weibern aus; anders aber verhält es sich, wenn Libuffa, wie in der Tiefe des Stromes, so auch in der Tiefe der Erde waltend gedacht wird. Alle Schatzgötter sind Todengötter. Augustinus (de verb. apostol. 168) stellt die Pest als eine umschleichende Frau dar, welche sich mit Geld abfinden läßt*). In den deutschen Volksagen bieten die weisen Frauen Schätze an, die sie im Innern der Berge hüten — weil Pluto auch Plutus ist. Da aber nach christlicher Vorstellung diese Gespenster nicht die Lobesgöttin Hela selbst sind, sondern unselige Geister, die folglich auf Erlösung harren, so wird dieses Schätzeanbieten als ein Lockmittel gedeutet, zum schweren Werk ihrer Erlösung aufzumuntern. Nur

*) Proverbiolum est panicum, quod quidem latine vobis dicam, quia punice non omnes nostis. Panicum enim proverbium est antiquum: numum vult Pestilentia?

Frau Bertha oder Holle im Orlagau zieht noch alljährlich in den zwölf Nächten an der Spitze einer gespenstischen Heimgeschichte umher, zugleich im Mufe, daß sie den Fleiß der Bergleute belohne, ohne deshalb in dem zweideutigen Mufe zu stehen, daß sie eine auf Erlösung harrende unselig Verflorbene sey. Bei vielen slawischen Völkerschaften, und selbst im Herzen von Deutschland, in Gegenden, die ehemals von Wenden bewohnt wurden*), ist es noch, wie auch bei den Russen, Neugriechen, und in Sardinien (Ausl. 1830 S. 119) Sitte, dem Todten eine Münze in den Mund zu legen. Von einem Seelenschiffer Charon, der sein Fährgeld einfordert, wissen diese Völker nichts. An eine Bestechung des Todtengottes, daß er sein ausgesuchtes Opfer wieder frei lasse, kann hier nicht gedacht werden, da der Tod sein Opfer bereits geholt hat. Und doch legt man ihm eine Münze in den Mund! Wollte man auf Einfluß Odinischer Religion sich berufen, in welcher man glaubte, Odin nehme nur solche Todten bei sich auf, denen ihre Reichthümer in die Gruft mitgegeben werden, so vergißt man, daß nicht alle Todte zu Odin gingen, sondern die Armen von Thor angenommen wurden. Auch findet sich jener Brauch von der Mitgabe einer Münze nicht bei den germanischen Völkern, sondern nur bei einigen slawischen. Es kann also eine andere Deutung, als die obige: „Metall ist gleichbedeutend mit Tod“ gar nicht hier aufkommen. In allen slawischen Sagen sind die Schatzspender in den Bergen gespenstische unförmliche Däumlinge, Spukgeister. Wenn also Libuffa auch den Bergwerken vorstand, so wird sie — schon als Tochter des Krol, den wir S. 600 als Erdgeist kennen lernten — offenbar

*) Kuhn R. S. p. 368.

auch eine unterirdische Wirksamkeit gehabt haben, die aber im Volksbewußtseyn untergehen mußte, seitdem Sibussa als ein irdisches Wesen gefaßt wurde. Befänden wir noch Nachrichten über sie aus der Heidenzeit, so würden sich gewiß Materialien vorfinden, um, was in Ermanglung derselben nur Vermuthung bleiben muß, in klare Gewißheit zu verwandeln.

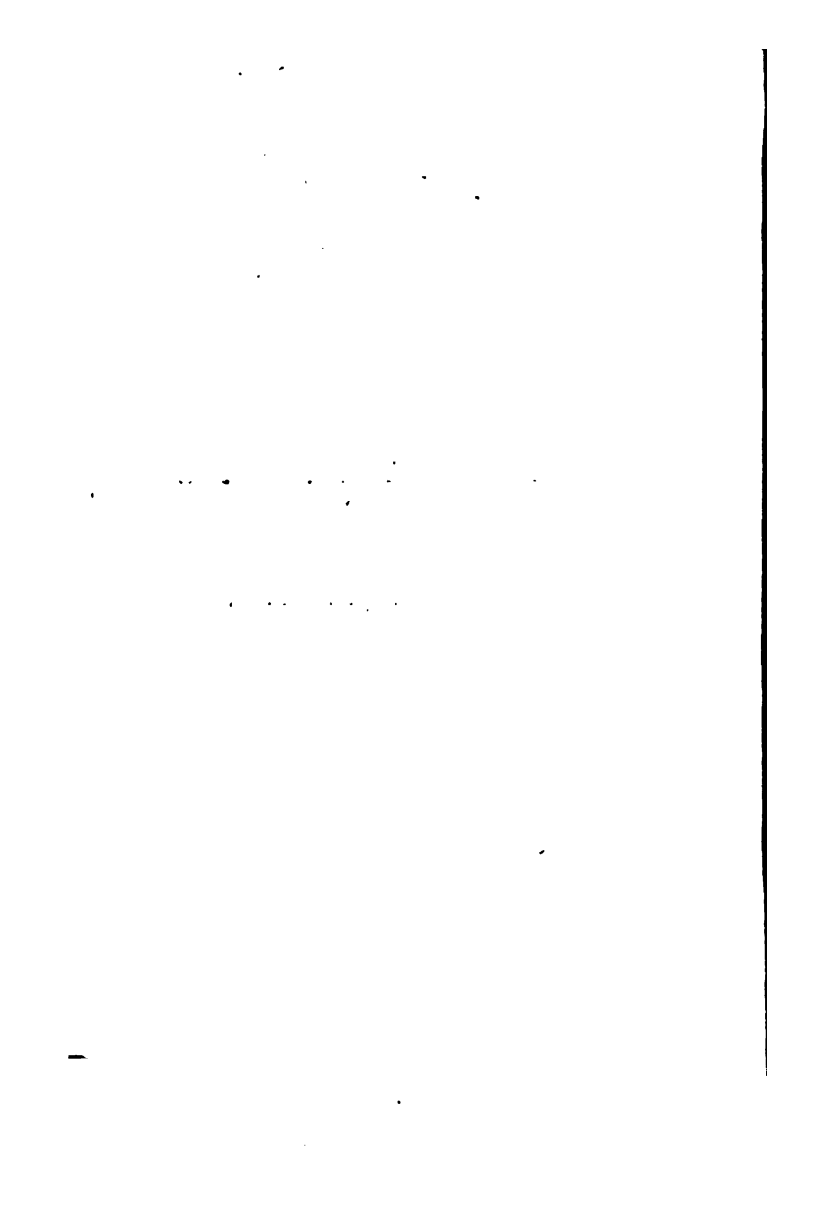
Fünfunddreißigste Belle.

Heidnisch - gefällige

S a g e n b i l d u n g e n

der

keltischen und romanischen Völker.



I. Ceridwens Waschbecken. — Der heil. Graal.

Wie im deutschen und flämischen Heidenthum die Idee Licht obenan stand, der Sonnendienst Mittelpunkt aller religiösen Anschauungen war, so war im rein-keltischen Glauben, den man eher einen Mondcultus nennen dürfte, die Idee Wasser die vorherrschende, voraus vielleicht die Frauenverehrung*) im Westen und Süden Europa's, diese schönste Blüthe des Ritterwesens hergeleitet werden dürfte. Hieraus wird auch begreiflich, warum die Druiden ihr priesterliches Ansehen so bereitwillig mit den weißen Frauen und Jungfrauen theilten, ja sogar sie in einem unmittelbaren Verkehr mit den Göttern glaubten, dessen sie sich selber nicht rühmen mochten.

Der Hauptsitz des Druidenthums war die „heilige Insel“ (Insula sacra) Irland**). Von hier aus hatte sich über Britannien der religiöse Dualismus des

*) Die *Dames souveraines des pensées* der französischen Ritterschaft, die Liebeshöfe (*cours d'amour*), in welchen Frauen das Urtheil fällten, die *cours plenières* oder *parlemens*, in welchen der *prince d'amour* den Vorsitz hatte u. s. w. sind nur ein Nachklang uralter Institutionen, welche den Druiden großen politischen und religiösen Einfluß zugehoben, oder im Fortleben derselben bei veränderter Grundlage der Religion. (Mem. de l'acad. Celt. IV, 312.)

***) Noch Ptolemäus weiß, daß die von den frühesten Schiffern gesammte Landspitze auf der Südseite Irlands das heilige Vorgebirge hieß.

Su und der Ceridwen verbreitet; denn wenn in den Lebensbeschreibungen des h. Patrick von einem heidnischen Polytheismus die Rede ist, so müssen die christlichen Missionare die Steinpfeiler (Cromlechs) Mäere (Carns) und Zirkel für Götter gehalten haben. Es ist kein anderes Idol in Irland gefunden worden, als das Holzfragment, auf welches Gough in seiner Ausgabe des Camden (III., 472 sq.) anspricht.

Arm, stehend und leidend war das Christenthum zu den Britten gekommen, und zwar schon unter den Römern. Es konnte, wie Mone sagt, Geist gegen Geist, die Lehre des Heidenthums friedlich neben dem neuen Glauben bestehen, aber die christliche Priesterschaft erweckte bald den Haß der heidnischen, und da der Sieg in diesem Kampfe sich nicht auf die Seite der Druiden neigte, so mußte die öffentliche Ausübung ihrer Lehre bald unterbleiben. Aber ganz konnte die ursprüngliche Volksreligion nicht verdrängt werden, daher begnügten sich die Mönche mit einer allmählichen Umwandlung des alten Glaubens. Sie änderten heidnische heilige Stätten in christliche um, und verschmähten nicht die Mischung der Glaubenssätze beider Religionen, d. h. die Vereinigung druidischer und christlicher Mythen. An der Stelle der alten Druidentempel wurden Kirchen gebaut, aus den Druidenstgen — ein solcher war die Insel Avallon in Somersett, auf welche ich später zurückkommen werde — wurden Klöster, und ihre Abgesandten gab dazu auch eine natürliche Veranlassung. Ebenfalls ein Druidenstg war die Insel Farnie in Northumberland, wie aus der Sage vom h. Guthbert abzumerken, daß vor ihm kein Ansiedler wegen der vielen Geister, die sich dort aufhielten, die Au bewohnen konnte. Auch die heiligen Inseln an der Mündung

des Taff mit ihrem Wunderfelsen, die heilige Quelle zu Basingwerk in Flint und die Nadel Wilfrids in der Kirche zu Rippon in York sind Spuren des Heidenthums. St. Davids Bischofsitz in Wales mit dem redenden Stein (Llech - Llavar) ist ein Gegenstück zum irischen Laig - fail, der Wunderstein Maen Morchwyd auf der Insel Mona *), die nachbarliche kleine Inis Henach, die Stubestätte vieler Heiligen, die kein weibliches Wesen betreten durfte, alle diese Dertter haben ihre christliche Wichtigkeit vom Heidenthum erhalten, obgleich sie durch Namensveränderung oft unkenntlich geworden. (Mone, eur. Hbth. II. S. 457.)

Denselben Erscheinungen begegnet man in Gallien. Die meisten heiligen Inseln, bemerkt Eckermann (Religionsgeschichte III. 2. S. 82), liegen an der Nordwestküste und in den Strömen des Landes. Aber noch den Christen erschienen die Inseln an der Bretagischen Küste als Hauptstiege des Druidenthums, wie dem Eremiten Paulus, dem Stifter des Bisthums St. Paul de Leon das Giland Ossa (ile Ouessant). Die dunkeln Wälder und verborgenen Druidenhöhlen der Loire-Inseln Aindre (Antrum) und Aindrete unterhalb Nantes waren der einzige Grund, weshalb hier Hermelant Klosterstiege aufschlug. (Mabillon Act. Sanct. O. S. B. saec. III. p. 1, pag. 373. Martin rel. d. Gaul. II. 67 sq.) So erwähnte der britische Mönch Aaron, die Insel bei St. Malo (Ile Vilaine) zum Aufenthalt, wohin auch der h. Maclobius, der Gründer von St. Malo, kam. Aber die Insulaner widersetzten sich der Bekehrung durch die Mönche, und sie mußten sich wieder auf das Festland zurückziehen. Jedoch lernten

*) Mona, die Mitte von Wales, war das Grabmal des Ju.

die schlauen Mönche bald den Zauber, durch welchen die Druiden ihre Heiligkeit schützten, und brachten ihn mit demselben Erfolg in Anwendung, wie Patricius in Irland (siehe Kloster VII. S. 221 ff.) Daß Maclovius einen Todten erweckt, und da er Wein zu trinken begehrte, Wasser in die Höhlung eines Steines goß, dann dieses in ein Glas, und das Wasser in Wein verwandelte, ist ganz druidisch (Mabillon Act. Sanct. saec. II. p. 1, pag. 179 bei Gærmann). Die *Insula barbara* in der Saone, jetzt *Ile Barbe* mit berühmtem Kloster, war im Alterthum ein Druidenstz der Aeduer. Die Abtei Belle Fontaine bei Beaupreau (Maine und Loire) ist über einer heiligen Quelle gebaut, welche, wie im Alterthum, noch jetzt ihre Wirksamkeit behauptet. Viele Klöster Frankreichs sind nach heiligen Druidenquellen benannt. Die Abtei Chambre-Fontaine bei Dammartin (Seine und Marne) wird von einem Gott Samulus hergeleitet, Claire-Fontaine bei Dourdon (Seine und Oise) liegt mitten im Walde, und hat noch jetzt ganz das Ansehen eines Druidischen Heiligthums, und die Abtei Bonaigue (*bona aqua*) an der Dordogne bei Uffel (Corrèze) beweist durch den Namen ihren druidischen Ursprung. So auch Font-douce bei Angers (Maine und Loire). Das Christenthum übertrug dann natürlich die Heilkraft der Quellen auf seine Heiligen. (Gregor. Turon. de gloria confess. III., 25, 26). Daß die Eiche vorzugsweise unter den Bäumen den Druiden heilig war, ist zu bekannt. St. Columba gründete im 6ten Jahrhundert zwei Klöster, eines im Eichenwalde der Stadt Derry, das andere in Doire-magh, im Eichenfelde von Kings County. Die Kirchen in Kildaire, Kilderry, haben ihren Namen von den Ei-

Gewäldern, wo sie erbaut wurden. Kildare heißt Eichenholz. Dasselbst stand das berühmte Nonnenkloster der h. Brigitta, aber ehemals wurde hier die Naturgöttin Ceridwen verehrt. Noch jetzt ist dem Irländer die Eiche heilig. Seinen Rundvorrath bewahrt er in der Eichenlade, sein Sarg ist von Eichenholz und die Zeichenbegleiter bewaffnen sich mit Eichenstöcken. (Croker popular songs of Ireland p. 108). In Frankreich im Maine-Departement werden die Eichen auf den Feldern noch jetzt göttlich verehrt. Oft hängen Heiligenbilder daran, die Eichen selbst sind von den Mauern der Kapellen eingeschlossen, wie die Wallfahrtskirche Notre dame du chêne. Irland heißt von der Verehrung des Klee's spottweise Shamrogueshire; und diese Hochachtung, welche der Klee den Druiden verdankte *) erleichterte dem heil. Patric sehr sein Bekehrungsgeschäft, denn als die Iren das Geheimniß der Dreifaltigkeit nicht begreifen wollten, ergriff der Heilige ein Kleeblatt und erläuterte ihnen diese Wahrheit mit den drei Blättern, die an Einem Stengel wachsen. Dafür ist Paddy auch dankbar geblieben, denn am Patricstag steckt er ein Kleebüschel an seinen Hut, und mehr wird Niemand verlangen.

Wie sehr auch, bemerkt Eckermann (a. a. D. S. 127), das Christenthum die britischen Inseln überflutete, so fand doch der Druidismus selbst in der drangsalvollsten Zeit seine Begünstiger. Die Gesetze Howels des „Guten“ enthalten keine Verbote heidnischer Gebräuche, und die in den angelsächsischen Gesetzen vorkommenden dergleichen Dekrete bezogen sich nicht auch auf die Walen (Davies Celt. res. p. 152). Die sogenannte Keßerei

*) Er bezeugt die Einheit der Priesterchaft in ihren 3 Graden, Druiden, Barden und Ovaten.

des Pelagius ist eine Mischung des Christenthums mit dem Druidismus. Sie war die alte Lehre der brittischen Kirche, welche verschiedene bardische und druidische Grundsätze aufgenommen, und zu Anfang des 5ten Jahrhunderts mit Erfolg von Morgant (Pelagius) verbreitet wurde. Als Vortiger (Gwrthfryn) den brittischen Staat in's Verderben stürzte, zerstreute Germanus (Germou), Sohn des Aidicus (Aeddyw) den alten Glauben in Wales und Irland. Taliesin und die beiden Merddins (Merlins) sammelten seine Trümmer, bewahrten sie durch Stiftung des Bardeordens vom Waschbeden (Kessel) der Ceridwen, und retteten so noch zur rechten Zeit die keltische Bildung vom Untergang. (Davies Myth. of the british Druids p. 387). Der Walische Bardeorden trat an die Stelle des alten Druidenordens, während sich dieser zu eine christliche Geisteslichkeit umwandeln mußte, wodurch der Name „Druide“ in der Erinnerung der christlichen Sachsen und spätern Kelten bloß Zauberer*) bezeichnet, weil die Magie der Druiden im Gottesdienste vorzüglich hervortrat, während die tiefern Lehren derselben dem Volke verborgen blieben. Der Barde Merddin (Merlin) trat mit Weissagungen hervor, welche sich auf Britanniens Untergang und Wiedergeburt bezogen. Wahrscheinlich, meint Mone, rührten sie aus einem Lehrsatze vom Untergang der Welt her, wie ja auch bei den Deutschen das Ende der Welt mikrokosmisch auf die Zerstörung ihres eigenen Volkes angewandt wurde. Diese Weissagung also schreibt man dem Merlin, dem Gründer des

*) Angs. Dry, Zauberer, Drykraft, Zauberri. Die göttliche Bibel (Ebinb. 1815) übersetzt Matth. 2, 1. Magi mit Druiden, und Apostlg. 8. Simon Magus mit Druide. Unter den Magiern im Leben des h. Patricius sind jedesmal Druiden zu verstehen.

druidischen Bardenordens im 5ten Jahrhundert zu. Er war Drude und Barde des Königs Emrys Wledig, der von 481—500 die Sachsen bekämpfte.

Merlin, mit seinem wahren Namen Merddin bardd Emrys Wledig war, nach der von den ihm feindlichen Christen verbreiteten Sage, die in ihm nur einen Zauberer erkannten, der Sohn eines Nachtgeistes (Incubus) von einer Königstochter in Südwaales, die ihn zu Caermerddin *) im Kloster gebar. Südwaales war das Land, wo der keltische Glaube am reinsten sich erhalten hatte, Merddin war daher Repräsentant der echten Druidenlehre, folglich seine Gründung des druidischen Bardenordens eine Wiederherstellung des echten Druidenthums, sofern es noch aus seinen Trümmern zu erheben war. Vollständig konnte es nicht mehr zurückgeführt werden, denn es war mit römischer Bildung und Christenthum vermengt. Merddins Gründung wurde aber durch zweien seiner Nachfolger, den „wilden“ Merddin (Sylvester, auch caledonischer Merlin genannt) und durch den Barden Talieffn befestigt, so daß alle folgenden Säger bis zum Sturze des wälischen Staats auf jene drei als die Hauptbarden des Landes, zurückweisen, die in Betreff der Britischen Sage durch das ganze Mittelalter das größte Ansehen hatten. Die nach einer Pariser Handschrift von Fr. Schlegel bearbeitete Geschichte Merlins schildert seinen Eintritt in's Leben wie folgt:

Der Satan hatte die Jungfrau im Schlaf betrogen, aber ihre Seele konnte er nicht verführen. Da sie gleich nach ihrem Erwachen andächtig gebetet, gebeichtet und die Absolution empfangen hatte, so verlor der Böse wieder, was er erobert zu haben glaubte. Das Kind der Jungfrau hatte die Ähnlichkeit mit seinem Erzeuger, dem Teufel, daß es Alles wußte, was in der gegenwärtigen Zeit

* Caer merddin: Stadt mit Mauern (Murdhyn heißt im Wälischen Mauer), davon der Name: Merddin = Merlin.

geschah und gesprochen wurde, aber durch die Frömmigkeit der Mutter und vermittelt der Reinigung der Taufe erhielt es von Gott die Gabe, die Zukunft vorher zu wissen, so daß das Kind sich Gott oder dem Satan überliefern könne, oder auch Gott wiedergeben, was es von ihm hatte, und dem Teufel, was es von dem Teufel hatte. Der Teufel hatte ihm bloß den Körper, Gott aber die Seele gegeben und den Verstand, und zwar diesem Kinde mehr als jedem andern, weil es ihm Noth that. Als er zur Welt kam, fürchteten sich die Frauen vor ihm, denn er war groß und ganz behaart. Die Mutter befahl, daß man das Kind zum Fenster des Thurmes, in welchem sie gefangen gehalten ward, hinablasse, damit es getauft würde. Es erhielt den Namen seines Großvaters *). Als es wieder der Mutter gebracht ward, wagte es keine der Frauen, es an die Brust zu legen. Alle fürchteten sich vor ihm; und das Kind wuchs sehr, denn in zwölf Monden hatte es schon die Größe eines zweijährigen. Merlin verrieth schon als Kind einen übermenschlichen Geist, daher seiner Mutter Beichtvater, Meister Blasius der Einsiedler, die Ursache davon zu erforschen trachtete. „Gib dir keine Mühe“, fing Merlin an, „denn je mehr du mich wirst reden hören, desto mehr wirst du erkennen, thue also, was ich dich heißen werde.“ „Wie sollst du dir glauben“, erwiderte Blasius, „sagtest du nicht selbst, du seiest ein Kind des Teufels? Muß ich also dann nicht fürchten, daß du mich täuschest?“ Merlin antwortete: „Nur böse Gemüther glauben eher das Böse als das Gute.“ Hierauf erklärte er ihm das Geheimniß seiner Erzeugung, und wie der Teufel sich selber betrogen, indem er ihn im Leibe einer Gottgeweihten und reinen Jungfrau erzeugt habe. „Jetzt aber“, fuhr er fort, „höre mich, und thue, was ich dir sagen werde. Verfertige ein Buch, worin du alle Dinge aufschreiben sollst, die ich dir vortragen werde. Alle, welche künftig das Buch lesen, wird es vor Sünden bewahren.“ „Gern“ sagte Blasius „will ich das Buch nach deinem Worte verfertigen, nur schwöre mir bei allen Heiligen, daß du mich nichts schreiben läßt, was dem Willen

*) Vgl. jedoch S. 653 die Anmerk.

Jesu Christi entgegen ist.“ Merlin befolgte seinen Wunsch. Nachdem er Alles in völlige Bereitschaft gesetzt, fing Merlin an ihm vorzusagen; zuerst die Freundschaft von Christus und Joseph von Arimathia, wie auch von Adalam und de Perron und von den andern Gefährten, was sich mit ihnen zugetragen, auch das Ende des Joseph und aller andern. Nach allem diesem sagte er ihm die Ursache seiner wunderbaren Erzeugung. Blasius war immer mehr erstaunt über die wunderbaren Dinge, die er schreiben mußte. Als sie nun recht mit dem Werke beschäftigt waren, sagte Merlin zu ihm: „Meister, es steht dir große Noth bei deinem Werke bevor, mir aber eine noch weit größere. Man wird mich nach dem Abendlande zu holen forrnen, diejenigen aber, die von ihrem Herrn mich zu holen gesandt werden, haben ihm mit einem Eide zugesagt, mich zu erschlagen und ihm mein Blut zu überbringen. Sie werden aber, sobald sie mich gesehen und mich reden gehört, keine Lust haben, mir Liebes zu thun, und ich werde mit ihnen gehen.“ Du aber begib dich von hier weg, und zu denen hin, die das Gefäß des heiligen Graal besitzen; sey aber stets bemüht, die Bücher weiter zu schreiben, denn sie werden zu jeder Zeit gern gelesen werden, man wird ihnen aber nicht glauben, weil du kein Apostel bist und blos das schreibst, was ich dir sage. Und eben so wie ich den Leuten jetzt unbekannt bin, gegen welche ich mich nun rechtfertigen muß, eben so werden es auch diese Bücher bleiben, nur wenige Menschen werden sie erkennen und dir Dank dafür wissen. Auch das Buch von Joseph von Arimathia nimm mit dir, wenn ich werde fortgeführt seyn. Wenn einst dein Werk vollendet seyn wird, so muß dieses Buch von Joseph mit dazu gehören. Diejenigen, welche es künftig lesen, werden unsere Mühe segnen.“

Merlin konnte aber vom Gefäß des heil. Graal und dem Joseph von Arimathia, dessen angeblichen Ueberbringer nach Brittannien nur darum zu erzählen wissen, weil die Christliche Vardenschaft den Graal an die Stelle von Certibrens Waschbecken setzte, das im untergegangenen heidnischen Druidenthum den Mittelpunkt der

Myfterien bilbete, und beffen Wichtigkeit auch daraus erhellt, daß der Barbenorden nach ihm benannt worden war. Es fragt ſich nun zuvörderft: Was iſt es mit dieſem myſterioſen Keffel der Götin?

Den Keffel der Geridwen müſſen wir aber noch einmal bei Seite ſtellen, und uns zuvor nach dem oberrühnten Gott Hu umſehen, denn nur die Kenntniß ſeiner Myſterien eröfnet das Verſtändniß zu denen der Geridwen.

Hu (ſpr. Hy) hatte mit ſeinen Buckelochſen (Yebain Banawag) den Avanc (Viber) aus der großen Flut (Llyn Llion) hervorzogen, wodurch die Ueberſchwemmung der Erde aufhörte. Eines der fürchtbarſten Ereigniſſe war der Ausbruch des Sees von Elion, der die Welt überſchwemmte, und alle Menſchen ertränkte bis auf den Dwywan und die Dwyvach, die in einem ſegelloſen Schiff entrannten, und Britannien wieder bevölkerten. Dieſes Schiff wurde von Rwydd Rev Relvion d. h. vom himmlischen Herrn gebaut, und nahm in ſich auf ein Männchen und ein Weibchen aller Thiergattungen, als der See von Elion ausbrach.

Davies (Myth. of the brit. Druids) dachte hier an die bibliſche Flutſage. Was haben aber, fragt None, die Buckelochſen mit dem Noah zu thun? Eine Schöpfungsſage haben wir hier vor uns. Waſſer iſt der Anfang aller Dinge, der Viber iſt ein heimatliches Bild für die Urſache des Waſſers. So lange er in demſelben lebt, nimmt es nicht ab. Nur Hu konnte ihn mit ſeinen drei Ochſen herausziehen, wodurch die Flut ſank und die Welt geſchaffen ward. Hu hat alſo die Natur der Schöpfungsſtoffe in Feſtes und Flüßiges getheilt, wofür der Viber, der mit dem Leibe dem Land, mit dem Schwanz dem Waſſer angehöret, ein treffliches Bild iſt. Die Welt erhob ſich im Frühjahr, denn der Stier iſt Schöpfer des Lenzes, er trieb den

Wiber betaus; ohne Bild zu reden: er brachte den festen Kern der Welt zur Crystallisation, welche Bildungskraft der Materie von Hu, d. h. von Gott, gegeben war. Nach der Theilung der Weltkräfte ordnete sie Hu; der Welt schaffende Stier ward nun von seinem Herrn zur Jahresordnung bestimmt, er bringt das Jahr, er zieht den Pflug wie der Wiber, und bringt dadurch Heil und Segen aus der Erde wie einst aus dem Wasser hervor. Die Ordnung der Welt ist die Harmonie der Sphären, das himmlische Saitenspiel, darum galt Hu auch für den Erfinder des Gesangs, und dieser soll darum ein Sinnbild des Einklangs der Welt seyn.

Nevydd Nav Neivion ist deutlich eine Flutsage, denn sie unterscheidet sich wesentlich von der Schöpfungssage durch die Vernichtung und Rettung der Thierwelt; daher ist das Schiff der vom Wasser umgebene Embryo im Mutterleib, Dwyvan und Dwyvach (wörtlich: obere und untere Ursache), Vater und Mutter der Menschheit. Diese Flutsage will aber nicht mit der biblischen verwechselt, sondern heimatlich aufgefaßt seyn. In Merioneth entspringt ein Fluß Dee aus zwei Quellen, die sich vereinigen und den See Tegid durchlaufen, ohne von seinem Wasser aufzunehmen. Die beiden Quellen heißen Dwyvan und Dwyvach, einerlei mit den Stammeltern der Menschheit. Der See war also das mikrokosmische Bild der Flut, durch welche der Strom des Lebens unverehrt floß wie das Schiff jenes Ehepaars, daher die Verehrung des Dee, daher bekam er die Namen „göttliches Wasser“ und „Wasser der Kraft.“ Das segellose Schiff heißt Caer, was im Allgemeinen beschützte Einschließung, im engern Sinn Insel bedeutet. Die Druidenstühe auf Inseln waren also Nachbilder je-

nes Weltschiff. Darum genossen die schwimmenden Inseln im See Dymarchen auf dem Suowden in Wales besondere Verehrung, ebenso die Au Diebich in Bem-broke, worauf die Stadt Teebv gebaut ist. Denn makrokosmisch in Bezug auf die Geburt oder Bildung der Erde war die Insel der Embryo des werdenden Festlandes, das mit dem Abfluß (der Verminderung) der Gewässer geboren ward. Berge und Felsen oder das Gestein überhaupt, als erste Manifestation der festmachenden Kraft, der Crystallisation, mußten also religiöse Bedeutung erhalten, schon weil sie das älteste Erzeugniß der Planetenkraft, die nothwendige Grundlage des organischen Lebens sind. Hierauf beruhte der keltische Felsendienst.

Als Heidenthum und Christenthum sich mengten, wurde Hu Christo gegenüber gestellt. Man sprach von Hu's Tod (als Symbol der sterbenden Zeit; er lebt, wie die Pflanzenwelt einen Theil des Jahres, und stirbt den Blumentod) und Begräbniß auf der heiligen Insel Mona. Im Tode heißt er Meddon, ist der strenge Vergeltter (Todtenrichter). Sein Tod ist aber nur eine Verwandlung, keine Zerstörung. Er heißt als unterweltlicher Gott: der Drachenfürst und Herr der See, denn er steigt hinab in die Tiefen des Todes und des Lebens. Er heißt Mann des Fluges, Inhaber des Schiffes mit der eisernen Thüre (Hearndor), welches auf der Spitze des Flügels pflügte, darum war er ein Stier, und ward in das Joch gespannt, und doch der Stammvater aller Menschen. So heißt er auch „König der Bar den,“ der den Vortritt führt im Steinkreife der Welt, Hu mit den ausgebreiteten Flügeln, Drydain, Himmels Herr, leitender König, Besitzer der Königinsel (Brittanien), Schlachtenordner (Cadvaladr), und heißt

als Kriegsgott auch der Verzerrer. Er baute die Arche, welche durch die dunkeln Wasser drang, mit Korn beladen und von Schlangen in die Höhe gehalten. Deswegen heißt Hu auch: das wundervolle Drachenhaupt (Urhyr Pen-dragon, als Vater des mythischen Königs Arthur s. w. u.)

Diese Auszüge aus den Bardensliedern, so vielseitig sie auch den Hu darstellen, sind es bei weitem noch nicht alle. Daß sie auf Wasser- und Zeugungslehre Bezug haben, sieht aber Jeder ein, denn in der Bildersprache ist das Schiff der Pflug des Meeres, die Kornladung der Samen der künftigen Frucht, die Schlangen der die Erde einschließende Meereshügel. Das Schiff mit der eisernen Thüre ist das verschlossene Zeugungsgefäß, welches durch das Zauberschwert (Phallus), das Hu dem Hen-Ben gab, geöffnet und befruchtet wird. So öffnet der Pflug die Erde und streut den Samen in sie, so gräbt der Mensch ein Grab und legt seinen Leib als Samen zur Ewigkeit hinein. Was also der Stier und Pflüger Hu bedeute, was sein abwechselndes Sterben und Wiederleben sagen wolle, das kann sich Jeder selbst erklären.

Noch leben die Ochsen des Hu in vielfachem Andenken, ohne daß man zu sagen wüßte, wer sie waren, was sich nur aus dem druidischen Gottesdienste erkennen läßt. Mona ist die Kuhinsel, an der Küste von Kerry liegen drei Inseln: Buil (Bulle), Cow (Kuh) und Calf (Kalb). Die Buckelochsen Hu's waren drei an der Zahl, der gelbe (Frühlings-) Stier (Melven Gwanwyn), der braune Stier (Gwinen yoh gwilyad), welcher die Rinne zuklopfte, endlich der schwarze Stier mit dem Halsband von 147 Kuh-ochsen (die zu den 147 Bäumen Merlins, s. w. u. das

Seitenflügel bildeten). Dieses Denkmal ist das Halsband des Stiers, welcher im Tempel erhalten wurde. Jeder eingeweihte Barde mußte dieses Bild verstehen, daher Zalestin auf die Oberflächlichkeit der uneingeweihten Volksfänger schimpft, die nicht wußten, was der bardische Ochsenstall (Buarth beirdd) sey. Dies war der Inbegriff der Hn'schen Geheimlehre, denn Zalestin fährt gleich darauf in einem Style fort, der verräth, daß er als Stellvertreter des Hn spricht, und die Hauptlehrsätze in bilderreichen Rhythmen hinstellt, an deren Auflösung man sehen könne, ob ein Barde in den Orden eingeweiht sey oder nicht. Zalestin vergleicht die Volksfänger mit Leuten, die im See fahren ohne Schiffe. Dies gibt ihm den Uebergang zur Beschreibung der mysteriösen Frühlingsfeier der Druiden, welche die Rettung des Weltschiffs darstellte, und zugleich zur Einweihung in die Mysterien diente. Der Mystagog, der die Stelle des Gottes vertritt, sagt: „Ich bin die Zelle und der offene Schlund, ich bin der Stier Beccleb, ich bin das Behältniß des Mysteriums und die Stätte der Wiederbelebung.“ Das Weltschiff ist das Zeitschiff, das durch den Thierkreis fährt, im Stierzeichen rettet Hn das Schiff aus der Winterfluth, damit das Samenkorn, womit es beladen ist, ausgesät werde. Die Fahrt durch den Thierkreis ist der Seelenweg, mithin die bildliche Darstellung derselben die Einweihung in die Mysterien. Die drei Ochsen sind die drei alten Jahreszeiten, denn der eine starb vor Ermattung, als das Werk verrichtet war, der andere wieder vor Sehnsucht nach dem hingeschiedenen Gefährten, d. h. der Winter hört auf in der Nachtgleiche, der Frühling in der Sonnenwende. Die Anstrengung hatte den Einen getödtet, die Trauer den Andern, Bide

sind Schlachtopfer, jener zur Freude, dieser zur Trauer; Jener ist die Wintererde, die von den Frühlingstrahlen Hu's getödtet wird, damit sie Früchte bringe, dieser ist Hu selber, der in der Sommerwende stirbt. Das Frühlingsopfer der Druiden bestand wahrscheinlich in einem Stiere. — Wahrscheinlich wurde der Oberdruide unter dem göttlichen Namen Neddon alljährlich auf Mona — dem Inselgrab des Hu — bildlich begraben. Nedd bedeutet nach Davies (p. 573) die Rückkehr in den vorigen Zustand. Der dritte Zeitraum von Hu's jährlichem Wirken umfaßte die Todensfeier Hu's, indem der bardische Ochsenstall den Winter, das Fest zu Tenby*) den Frühling, und die Todtenklage den Sommer befränzt; in einem andern Liede wurde die Geheimlehre der Seelenwanderung durch den Herbst beschrieben. (Auszug bei Mone S. 512). Es gab also Mythen vom Tode des Hu. Die Meerenge Menai war der Todesfluß, welcher das Land der Lebendigen von der dunklen Unterwelt (Mona) trennte. Wenn Hu über diesen Fluß mit seinem Schiff (das hier zum Sarge wird) fährt, dann verschwindet er der Oberwelt, geht zu den Todten. Die Arche Neddon's, welche der Gesang erwähnt, ist einerlei mit dem Kessel der Ceridwen. Das Todtenschiff ist die Erde, die das Samenkorn vor der Verwesung rettet; das Grab, das durch Seelenwanderung und Wiedergeburt den Menschen aus den Banden des Todes befreit; der Mutterleib, der durch Zeitigung der Frucht den Untergang des Geschlechts verhindert, der Winter, der alle erstorbenen Erdkräfte zum Wiederleben vorbereitet.

*) Dieser Ort lag unfern des Haines Arberth, dem Hauptfig des Hu.

In alten Zeiten war ein Mann edler Abkunft in Yorklyn mit Namen Legid Boel, sein väterliches Land war mitten im See von Legid. Sein Weib hieß Ceridwen. Von ihr hatte er einen Sohn Morvran ap Legid und eine Tochter Creirwy *), das schönste Mädchen der Welt. Diese Geschwister hatten aber noch einen Bruder, das häßlichste aller Wesen. Ceridwen, die Mutter dieses ungestalteten Sohnes, wußte wohl, daß er wenig Glück in der Gesellschaft haben werde, wiewohl er mit manchen rühmlichen Eigenschaften ausgestattet war. Sie beschloß also für ihren Sohn einen Kessel zu bereiten, damit er, wegen seiner Geschicklichkeit in die Zukunft zu blicken, leichter in der Gesellschaft Aufnahme finde. Das Kesselwasser fing an zu kochen, und das Kochen mußte fortgesetzt werden ohne Unterbrechung, bis man drei gesegnete Tropfen von den Gaben des Geistes erhalten konnte. Sie stellte den Gwynon, den Sohn des Gwreang von Harveir dazu, um auf die Bereitung des Kessels zu achten, und bestimmte einen Blinden Namens Morda, das Feuer unter dem Kessel anzuzünden, mit dem Befehl, daß er die Unterbrechung des Siedens vor Jahr und Tag nicht zugeben solle. Unterdeß beschäftigte sich Ceridwen mit den Sternen, achtete täglich auf den Lauf der Planeten, und sammelte Kräuter aller Arten, die seltene Kräfte besaßen. Gegen Ende des Jahres, als sie eben Kräuter suchte, begab es sich, daß drei Tropfen kräftigen Wassers aus dem Kessel flogen und auf Gwynons Finger niederfielen. Sie brannten ihn, und er steckte den Finger in den Mund. Als die köstlichen Tropfen seine Lippen berührten, waren seinem Blicke alle Ereignisse der Zukunft geöffnet, und er sah ein, daß er sich vor Ceridwen hüten müsse. Er floh heimwärts. Der Kessel theilte sich in zwei Hälften, denn alles Wasser darin, ausser die drei kräftigen Tropfen, war giftig, so daß es die Rösse des Gwyddno Garanhir vergiftete, welche aus der Rinne tranken, worin sich der Kessel von selbst entleert hatte. (Darum wurde

*) In ihr werden wir später Ears Tochter erkennen, die Shakspere Cordelia taufte.

diese Rinne später Roggift genannt). Jetzt kam Ceridwen herein, und sah, daß ihre ganze Jahresarbeit verloren sey, sie nahm einen Rührstod und schlug dem Blinden so aufs Haupt, daß eines seiner Augen auf seine Wange fiel. „Du hast mich ungerecht verunstaltet“ rief Morfa, „du siehst ja, daß ich unschuldig bin, dein Verlust ist nicht durch meinen Fehler verursacht.“ „Wahrlich“ sprach Ceridwen, „Gwyon der Kleine war es, der mich beraubte.“ Sogleich verfolgte sie ihn, aber Gwyon sah sie aus der Ferne, verwandelte sich in einen Hasen, und verdoppelte seine Schnelligkeit, allein sie wurde sogleich eine Jagdhündin, zwang ihn umzuwenden, und jagte ihn gegen einen Fluß. Er lief hinein und ward ein Fisch, aber seine Feindin verfolgte ihn flugs als Otterweibchen, so daß er Vogelgestalt annehmen mußte und sich in die Luft erhob. Aber dies Element gab ihm keinen Zufluchtsort, denn das Weib ward ein Falke, kam ihm nach und wollte ihn erfassen. Zitternd vor Todesfurcht sah er eben einen Haufen glatten Weizens auf einer Tenne, er stürzte mitten hinein und ward ein Weizenkorn. Ceridwen aber nahm die Gestalt einer schwarzen Penne an, flog zum Weizen herab, scharrte ihn auseinander, erkannte das Korn und verschlang es. Davon ward sie schwanger, und als sie nach neun Monaten entbunden wurde, fand sie ein so liebliches Kind vor, daß sie an seinen Tod gar nicht mehr denken mochte. Sie setzte es daher in ein Boot, bedeckte mit einem Fell, und auf Anstiften ihres Mannes warf sie am 29. April das Schiffein ins Meer. Um diese Zeit stand das Fischwehr des Gwyddno zwischen Dyvi und Aberystwyth bei seinem eigenen Schlosse. Es war herkömmlich, in diesem Wehr jedes Jahr am 1. Mai Fische von 100 Pf. Werth zu fangen. Gwyddno hatte einen einzigen Sohn, Elphin. Der war sehr unglücklich in seinen Unternehmungen, daher sein Vater glaubte, er sey in einer bösen Stunde geboren. Die Rathgeber überredeten indeß den Vater, seinen Sohn diesmal die Reuse ziehen zu lassen, zur Probe, ob irgend einmal ein gutes Schicksal seiner warte, und er doch etwas bekäme, um in der Welt aufzutreten. Am nächsten Tag, am 1. Mai, untersuchte

Elphin die Reuse und fand nichts, doch als er wegging, sah er das Boot bedeckt mit dem Fell auf dem Pfaß des Dammes ruhen. Einer der Fischer sagte zu ihm: „So gar unglücklich bist du noch nicht gewesen, als du diese Nacht geworden, aber nun hast du die Kraft der Reuse zerthört,“ worin man am 1. Mai jedesmal 100 Pf. Werth fug. „Wie so?“ fragte Elphin „das Boot mag leicht den Werth von 100 Pf. enthalten.“ Das Fell ward aufgehoben, und der Oeffner erblickte den Vorderkopf eines Kindes, und sagte zu Elphin: „sieh die strahlende Stirne!“ „Strahlenstirne“ „Laliefin sey sein Name!“ erwiderte der Fürk, der das Kind in seine Arme nahm und es seines eigenen Unglücks wegen bemitleidete. Er setzte es hinter sich auf sein Ross. Gleich darauf dichtete das Kind *) ein Lied zum Trost und zum Lobe Elphins, und zu gleicher Zeit weissagte es ihm seinen künftigen Ruhm **). Elphin brachte das Kind in die Burg und zeigte es seinem Vater, der es fragte: ob es ein menschliches Wesen oder ein Geist sey? Hierauf antwortete es in folgendem Liede: „Ich bin Elphins erster Hausbarde, meine Urheimat ist das Land der Cherubim, der himmlische Johannes nannte mich Merdin (Merlin) zuletzt jeder König: Laliefin. Ich war neun volle Monate im Leibe der Mutter Ceridwen, vorher war ich der kleine Gwyon, jetzt bin ich Laliefin. Mit meinem Herrn war ich in der höhern Welt, als Lucifer in die höllische Tiefe fiel. Ich trug vor Alexander ein Banner, ich kenne die Namen der Sterne von Nord nach Süd; ich war im Kreise des Gwdion (Gwydon), im Tetragrammaton; ich begleitete den Hean in das Thal Debron; ich war in Canaan, als Absalon erschlagen ward, ich war im Hofe von Dve, ehe Gwdion geboren wurde, ein Gefelle des Eli und Henoch, ich war beim Kreuzverdamnungsurtheil des Gottessohns; ich war Oberaufseher

*) Laliefin bezeichnet nicht ein Individuum, sondern die ganze Priesterkaste, deren Orden sich vom Kessel der Ceridwen nannte.

**). Die Tröstung war Laliefins erstes Lied, um Elphin zu erheitern, der über sein Mißgeschick beim Reusenzenng sich gramte. noch mehr, weil er dachte, das Mißlingen würde ihm zugeföhren.

bei Nimrods Thurmbau, ich war in der Arche mit Noah, ich sah die Zerstörung von Sodom. Ich war in Africa, ehe Rom erbaut ward, ich kam hieher zu den Ueberresten von Troja (d. h. nach Britannien, denn der trojanische Stammvater der Britten rühmte sich trojanischer Abkunft.) Ich war mit meinem Herrn in der Efelstrippe; ich stärkte den Mose im Jordan, ich war am Firmament mit Maria Magdalena. Ich wurde mit Geist begabt vom Kessel der Ceridwen; ich war ein Parfenbarde zu Leon in Lothlyn. Ich litt Hunger für den Sobn der Jungfrau; ich war im weißen Berge im Hofe des Cynvelyn in Ketten und Banden Jahr und Tag; ich wohnte im Königreich der Dreieinigkeit. Es ist unbekannt, ob mein Leib Fleisch oder Fisch. Ich war ein Lehrer der ganzen Welt, und bleibe bis zum jüngsten Tage im Angeficht der Erde. Ich saß auf dem erschütterten Stuhl zu Caer Sidin, der beständig sich umdrehte zwischen drei Elementen. Ist es nicht ein Wunder, daß er keinen Glanz zurückstrahlt?“ *) Gwyddnaw, erstaunt über des Knaben Entwicklung, begehrte einen andern Gesang, und bekam zur Antwort: „Wasser hat die Eigenschaft; daß es Segen bringt; es ist nützlich, recht an Gott zu denken; es ist gut, inbrünstig zu Gott zu beten, weil die Gnaden, die von ihm ausgehen, nicht gehindert werden können. Dreimal bin ich geboren, ich weiß, wie man nachzudenken hat; es ist traurig, daß die Menschen nicht kommen, alle die Wissenschaften der Welt zu suchen, die in meiner Brust gesammelt sind, denn ich kenne Alles, das gewesen, und Alles, das seyn wird.“ (Mone eur. Poth. II. S. 519 ff. nach Ausz. aus Welsh Archaeol. I. S. 74. Davies p. 186. 213. 229. 238. und einem Bruchstück des Panes Taliesin im Rennius von Gumm p. 41—44.)

Die Personen, welche die Sage hier anführt, sind Idrän. Legid Boel heißt dem Worte nach Klarheit, seine Tochter Creiryn: das Zeichen des Qies. Sie hieß auch Creitdyddlad: Zeichen der Ueberschwemmung, und war

*) Caer Sidin ist der unaufhörlich in der Mitte des Universums sich zurückwälzende Zirkel des Thierkreises.

als solche Tochter des Elv (Seestrand), Morda: der Herrscher des Meeres). Avagdbu ist nachher (beim Stuhl der Geridwen) zu erwähnen. Gwyddno scheint der Fiedler des höchsten Einweihers in die Geheimlehre der Geridwen zu seyn, womit die Lieder desselben übereinstimmen, die man bei Mone (ll. S. 527 ff.) nachlesen mag. Gwyddno's Kasse sind die Priester desselben, welche das vergiftete Wasser des Kessels tranken. Außer den drei Tropfen, welche Jahr und Tag herauskochen mußten, d. h. außer der vollendeten Druidenwissenschaft über Gott, den Menschen und die Welt, ist alles andere Wasser, aller unvollendete Unterricht Gift, und wird zur aberwitzigen Dummheit. Taliesin's Geschichte ist der Stufengang eines Lehrlings bis zur höchsten Weihe, sodann die Geschichte des Ordens vom Kessel der Geridwen. Die Wasserfahrt war ein Abbild der Fahrt des Hu und des Taliesin, die dritte Geburt, die jeder Eingeweihte erfahren mußte, wie der Meister des Ordens Taliesin. Der zweiten Geburt gingen schwere Prüfungen voraus, und von der natürlichen Geburt bis zur geistigen Wiedergeburt war der Mensch als ungestalt angesehen, nach seinem Vorbild Avagdbu, bis ihm nach jahrelangem Unterricht die drei Lebenstropfen zu Theil wurden (bis der Durst nach Wissenschaft bei ihm eintrat.) Nun aber wird Geridwen eine Hexe, Furie, sie ist die Materie, die gewaltsam ihr Theil vom erwachten Geist zurückfordert, sie ist der Tod, und ihr Kessel die Erde, worin der Mensch begraben wird*). Sie ist die Mutter Natur, die das hilflose ungeistige Kind (Avagdbu) zur Schönheit, d. h.

*) Jeder kommt in das Schiff der Erde (ins Grab), ist ein barbarischer Ausdruck (Davies p. 231.)

zur Geistigkeit entwickelt. Dieser Entwicklung Bild ist der jahrelang kochende Kessel, aber der erwachte Geist entflieht der Materie, er kennt ihre Nachstellungen und flieht in die Zukunft. Whyon ist dieser erwachte Geist, er heißt der Kleine, weil er noch in die Schule der Druiden geht. Seine Verwandlungen sind eben so viele Läuterungen, bis er als reines Weizenkorn von der schwarzen Henne, d. h. von der Mutter Erde aufgenommen wird. Nun ist er leiblich todt, bei seiner ersten Wiedergeburt tritt er in einen höhern Grad geistiger Wirksamkeit ein. Der Leib, worin er eingeschlossen, war bildlich durch einen Cromlech dargestellt. Die erste Wiedergeburt geschah durch feierliches Hervortreten aus demselben; die dritte Geburt des Lehrlings war an das Wiederaufleben der Erde, an den ersten Mai geknüpft. Beim Feste (an diesem Tage) wurden von den Bardern, die Stuhrecht (Beird d oadair) hatten, mysteriöse Lieder vorgetragen, in welchen Ceridwen, der Genius der Arche, die Ursachen ihrer Rettung aus der Flut erklärte*), die zugleich die Ursachen ihrer Ordensgeheimnisse enthalten. In diesen Liedern kommt eine Anrufung an den Lichtgeist vor. Uvagdhu ist der Lehrling, der durch die Kesselmysterien aus der Finsterniß zum Licht übergeht, dessen Weisheit über die seiner materiellen Mutter Ceridwen steigt. Zu den Ordensliedern gehört auch der Stuhl des Taliesin, in welchem viel von mysteriöser Kräuterkunde die Rede ist. Es

*) Uvagdhu Caradur (der lustige Kranich) hieß der Priester des Schiffes, ein Hierophant, dessen Amt es war, durch dramatische Darstellung die Nothizen über die Gefahren der Flut zu unterrichten. Deshalb schloß er die Eingeweihten in Boote ein, welche mit Thierfellen bedeckt waren, ließ sie dann vom Stapel, und empfing sie, nachdem sie die Flut überstanden, auf den heil Helsenriffen Sarn Badrig (St. Patricks causeway) wo der Gott gelandet seyn soll. (Davies p. 161.)

hängt dieses Lieb zundächst mit dem Kessel der Erdrinnen zusammen. Ueberhaupt enthält es eine Nachfeier des Mondes, wahrscheinlich zur jährlichen Wiederholung der Kesselmythen, welche im Mittelalter in die Herenküche und in Hexentanz ausarteten. Da Ceridwen die Weiblichkeit der Welt ist, so erscheint sie als Statue, als Kuh, als Mond, dessen Hörner die Zinken sind. Wie sie die schwarze Henne, so ist ihr Gegenfuß Hahn und Stier.

Das Waschbecken der Ceridwen, welches wir so eben als das Schiff der Erde, d. h. als das Grab kennen lernten, durch welches die Seele zu ihrer geistigen Wiedergeburt gelangt, eignete sich vollkommen dazu, in einer Zeit, wo heidnische Bilder christliche Umdeutung erfuhren, in ein Taufbecken oder in eine Abendmahlschüssel verwandelt zu werden, weil dem Christen diese Gegenstände dieselbe Symbolik enthielten. **G r a l** heißt ein Gefäß *), Schale, Becher, Napf. Mit dem Gral

*) *Garala*, bei Aelfricus (11. Jahrh.) Glossar. Angl. Saxon. ed. Sommer p. 80. zugleich mit *acetabulum* für das agsl. Wort *Essiggefäß*. Bei Leo Ostiensis (12. Jahrh.) in *Chron. Casin.* I, 24. n. 28 in der Aufzählung mehrerer Gefäße *plur. garalea*. Roquesfort (Gloss. d. l. langue Rom. Paris 1866) gibt s. v. *graal*, *graille*, *greal*, *plur. graux*, *greaux*, die Erklärung: *Vase à boire, grand plat; grand bassin creux, propre à servir des viandes*. Nach dem ältern Glossar von Borel (*Tresor des Antiq. franc.* 1655) nannte man zu seiner Zeit in Toulouse und Montauban eine Terrine *uae graule*. Aus allen diesen Stellen geht die Bedeutung Schüssel, hohles Spritz- oder Trinkgeschloß hervor. Im allerersten Uebersetzung mag es daher mit dem griech. *γρᾶν*, *essen*, zusammenhängen. Jacob de Voragine dachte an *anguls regalia*, daraus sey *Salut Graal* geworden! Kanne (Christ. im N. Z. p. 101) dachte an das hebr. *garala* (גַּרְלָה) Borhaut, denn das Blut bei der Beschneidung sey das Vorbild von Christi Beschneidungsblut gewesen. Und Fagen (Br. in d. Heim. III. S. 169 Anm.), welcher diesem etymologisch-mystischen Witz seinen Beifall gibt, fügt hinzu: Eine bedeutsame Dichtung ist im Kriege auf Wartburg, daß der Gral als Gefäß des Abendmahls und des Blutes Christi von dem Erlöser sey, der aus Sufifers Krone drang, als sie ihm Michael vom Haupte drach.

hängt die Sage von der Einführung des Christenthums in England zusammen. Merlin sprach eines Tages zu Arturus Vater, dem König Uthyr Wendragon: Joseph von Arimathia kaufte Christi Leichnam von Pilatus, begrub ihn und ging nach Christi Auferstehung mit seiner Familie und vielen andern Menschen in eine Wüste, wo sie viel Hunger ausstanden, so daß viele starben. Da befahl ihm Christus, eine Tafel zu machen, ähnlich derjenigen, an welcher er mit den Aposteln das Abendmahl genoß. Diese Tafel sollte er wohl ausschmücken und mit weißen feinen Tüchern bedecken; darauf sollte er einen goldenen Kelch stellen, den er ihm selber sandte; und daß er dieses Gefäß wohl bedecke und in Acht nehme. „Wisse ferner, mein König,“ setzte Merlin hinzu, daß dieser Kelch von Gott gesandt, die Gemeinschaft der Guten und Bösen bedeutet, die Guten aber, welche an dieser Tafel zugelassen werden, erhielten die Erfüllung aller ihrer Wünsche. Ein Platz blieb immer leer an dieser Tafel, das bedeutet den Verräther Judas, der sich mit den Aposteln zum Abendmahl setzte. Und als der Heiland sagte: „Der mit der Hand mit mir in die Schüssel taucht, der wird mich verrathen,“ stand Judas von der Tafel auf, schämte sich und ging hinaus. Und die Stelle an der Tafel blieb leer, bis Christus einen andern, Namens Mathias, hinsenden ließ. So mußte auch ein Platz an Josephs von Arimathia Tafel leer bleiben. Die Tafel ward von allen, welche dazu gelassen wurden, sehr in Ehren gehalten, und sie nannten sie Goral. Nach ihr wurde noch eine ähnliche Tafel errichtet; willst du mit mir also folgen, mein König, so errichte du die dritte im Namen der h. Dreifaltige

Zeit. Jenes Gefäß aber und seine Hüter sind gegen den Orient hingezogen, die Hüter wissen aber jetzt selbst nicht mehr, wo es eigentlich hingetathen, sie sind ihm nur in jene Gegend nachgezogen.“

Dieser Schluß stimmt ganz mit Wolfram von Eschenbach; abweichend von ihm und den Franzosen ist: daß die Tafel der Gral genannt wird, und die Bedeutung, die der Tafelrunde und dem Kelche gegeben ist.

Uthyr Pendragon that nach dem Gebote Merlin, und wählte an einem Pfingstfest zwölf Ritter, welche fortan an dieser Tafel speisen, ihre Namen sind: Garadoc Amoral von Wales, Hector des Marcs, dessen Bruder Lancelot, Dinadain, Baort, Driam, Blumberis, Galeard, Uwain, Gaherett, Gauvain (Artburs Kehr) und Perceval. Diese Tafelrunde wurde zum Schutze des h. Gral zu Carduel (Carlisle) gestiftet, und von Arthur selbst nachher erneuert. (Die Tabula rotunda zeigte man noch zur Zeit der Königin Maria zu Hundscott und eine andere von König Eduard III. an den Mauern des alten Schlosses Winchester. Graf Robert Mortimer stellte unter Eduard III. in Kenilworth die Tafelrunde in 100 Rittern her, und Eduard selbst zu Windsor in 24 Rittern. Die Anzahl der Ritter wird von Verschiedenen verschieden angegeben; nach Einigen waren es 100, nach Andern sogar 150, s. Gräfe, *P. G.* III. 1. S. 149.)

Die Mitterschaft der Tafelrunde war eigentlich an die Stelle des Bardenordens der Geridwen getreten. Ihr angeblicher Stifter Uthyr Pendragon ist schon oben für den Drachenfürsten Hu in der Unterwelt erkannt worden. Davies (p. 120) sagt von ihm, daß er Seelenführer (als Hauptobter, als der im Blute

geflorbene Gott Du) „supreme leader“ und Dra-
 chenfürst „chief dragon“ sey, denn der Drache be-
 deutet die Unterwelt (daher zeugt Zeus mit Proserpi-
 nen in Schlangengefalt den unterirdischen Dionysus
 Zagreus). Uthyr Vendracon nennt den Regenbogen sei-
 nen Gürtel (the rainbow his girdle), weil der Re-
 genbogen die Seelenbrücke ist, auf welcher die Selä-
 erten in die Lichtheimat zurückkehren. Er nennt sich
 auch den Pfugmann, was Du ist, und den Besizer
 des Schiffes mit der eisernen Thüre (vgl. S. 658),
 ist Stammvater der Menschen (father of all the
 tribes of the earth), d. h. Seelenvater wie Liber
 pater. Er selber nennt sich den „ätherischen Gott“
 (aetherial god) und den Fürsten, der in der Fin-
 sterniß (des Grabes) schirmt (gegen die bösen Geister.)
 San Marte (die Arthursage S. 46) gesteht dies bloß
 indirect ein mit den Worten: „Da soll (!) Arthur
 der Sohn des Gottes Du seyn, der als Führer der
 Seelen Uthyr Vendracon hieß, und der Göttin Gerid-
 wen; jener war die männlich befruchtende, diese die
 weiblich empfangende Gottheit; ihr Kind oder ihre
 Einheit war Arthur, der das Leben der Seelen im
 Kreislauf ihrer verschiedenen Zustände vorstellte.“

Arthur ist dem Mabinogion zufolge das Polargestirn
 der große Wär (Arcturus), welcher nie untergeht,
 und sichtbar seinen kleinen Kreis durchläuft, und die
 Tafelrunde ursprünglich die Priesterschaft des Arthur,
 von welcher jeder Einzelne, einen Stern darstellend —
 die Tafelrunde der 12 Ritter also der Thierkreis,
 Uthyr's Gürtel — sich mit dem Ganzen in harmoni-
 scher Eintracht im Kreise um das Hauptgestirn bewegt.
 (Davies, p. 187.) Schon Arthurs Erzeugung ist
 mythisch und wunderbar. Sein Vater Uthyr hatte sich

in die Igera, Gemahlin des Herzogs von Cornwall Gorlas, verliebt; wurde von Merlin in die Gestalt ihres Mannes verwandelt, und erzeugte mit ihr den Arthur. Dieser hatte sich in einen Raben*) verwandelt, und wird einst wiederkehren, wie Friedrich Barbarossa im Kyffhäuser seiner Auferstehung harret, weshalb König Howel von Armorica in einem Gesetze v. J. 998 diesen Vogel zu tödten verbot, damit nicht derjenige, in welchen die Seele Arthurs übergegangen war, möglicherweise mit umkäme. Auch seine Bezauberung durch die Fee Morgane**) und sein Umberschweifen als wilder Jäger (vgl. S. 61) müssen seine historische Existenz verdächtigen. Dazu kommt seine mythische Auffassung in der Wälischen Archäologie, wo er ein Gespräch mit dem Adler***) führt, und vor allem die Geschichte vom h. Gral, in welcher er die Hauptrolle spielt, aber nur weil Arthur die Seele, welche in der Nacht des Todes nach geistiger Wiedergeburt ringt, und der Gral, wie das Schiff Geridmens (die Erde, das Grab), zu dieser verhilft (vgl. S. 660. 666). Der Mantel, welchen Morgane webte, um Arthur von der Treulosigkeit seiner Gattin Ginevra (Gwenhwyer) zu überzeugen, da er nur dem Manne und dem Mädchen paßt, welche dem Geliebten treu geblieben sind,

*) Ueber den Raben, als Maske der abgetriebenen Seele, s. S. 327.

**) Amadis de Gaule, V, 99.

***) Die Druiden nannten sich Adler (vielleicht, weil dieser Vogel sich in die höchsten Luftregionen aufzuschwingen, und sein Auge allein den Glanz der Sonne zu ertragen vermag, somit konnte der Adler das Symbol derer sein, welche schon in diesem Leben sich dem Himmel durch ihre beschauliche Lebensweise zu nähern suchten.) So oft von Verfolgungen der Priester und Herrschungen der auf Helsen angelagten Druiden die Rede ist, spielt die mythische Sprache der Bardalieder darauf an unter dem Bilde des Ausnehmens von Adlernestern.

den übrigen aber insgesammt entweder zu lang oder zu kurz ist *), dieser Mantel wird als das Priestergewand gedeutet — denn Arthur ist ja der mythische Vorsteher des Kesselordens (Oral) der Ceridwen — es paßt nur dem treuen Anhänger der ursprünglichen Religion. Das Horn, welches nur ein Getreuer leeren konnte, ohne den Wein zu verschütten, was auch nur einem Einzigen an Arthurs Hof glückte, dieses Horn enthält den Weibetränk der Nyxten, welchen nur der getreue Liebhaber der ursprünglichen Religion zu kosten weiß. Ferner das Thal der falschen Liebhaber (im großen Arthurroman), welches Morgane geschaffen hat, und welches man nur schuldlos sicher betritt, ungetreu aber nicht wieder verlassen kann, dieses Thal ist der Ort der Dual, aus dem nur Du, der Gott, welcher aus der Flut rettet, erlösen kann, oder sein romantischer Vertreter Lancelot vom See, der bis dahin der Ginevra wirklich treu geblieben war. Und was bedeutet Arthurs Eberjagd? Zuvörderst muß man wissen, daß die große Mutter Ceridwen die weiße Sau (Hen-Wen) war, wie der Sonnengott ein Eber. In der Sprache des Neodruidismus hießen darum die Vorsteher und Bewahrer der feyerlichen Lehre Schweine, die geringern Mitglieder Herkel **) Moch heißt brittisch: Schwein, gälisch: muc. Der Bischof Aengus versichert, daß Irland nicht weniger als 34 Heilige des Namens Mochame, und 58 des Namens Mochuan habe. Es kommt zusammengesetzt in unzähligen Namen, besonders von Priestern und heiligen Personen vor, der

*) Der bekannte Kurzmantel in den Ritterromanen. Auch den Mantel des Tegeu Eurvrou konnten nur solche Frauen umnehmen, die reinen Wandels waren. (San Marte Breton. Heldenf. S. 62.)

**) Britannia after the Romans II. p. 106.

britische Apostel in Irland St. Rochtus (Rochta) an ihrer Spitze, und die Legende läßt öfter Kapellen an Städten erbauen, die im Volksglauben durch Schweine berühmt geworden sind. (San Marte, a. a. D. S. 72.) Daraus erklärt sich, warum angelsächsische Königsbelme mit des Ebers Bild geschmückt waren, denn es war ein Talisman gegen allerlei Uebel. Zur Blutföhne ward ein Eber geopfert. Eberbilder wurden den Toten mit auf den Scheiterhaufen gegeben, und sind in Grabhügeln gefunden worden (Grimm, S. 44, 194). Die mythischen Bardengesänge erwähnen der Eau des Dadweir. Sie erzählen, daß Coll einer der drei mächtigen Schweinhirten Britanniens gewesen, und die Schweine des Dadweir gehütet habe. Eines von diesen Schweinen, Hen-Wen (also Geridwen) hatte Ferkel (die Mitglieder des Ordens vom Kessel der Geridwen, deren Mystagog Coll sie in Glyn Dadweir, d. h. im Thale der Mythen hütete). Es war vorhergesagt, daß dieser Umstand über das Land großes Unglück bringen werde (weil die Religion reformirt wird). Arthur versammelte daher seinen Hof und suchte die Schweine zu vernichten. Aber sie gingen wüthend bis nach Berhyn Austin, wo sie sich ins Meer warfen, und dann bei Aberdaragi in Gwent Iseard landeten. Wo sie aber gingen, hielt Coll sie bei ihren Borsten, zu Wasser wie zu Lande, und zu Mans Gwenith (Wheatfield) in Gwent ließen sie drei Weizenkörner und drei Bienen zurück, seit welcher Zeit der beste Weizen und Honig in Gwent ist. Von dort gingen sie nach Dyved, und dort zu Monwen ließen sie ein Gerstenkorn und ein kleines Ferkel zurück. Und Dyved hat seitdem die besten Ferkel und die beste Gerste hervorgebracht. Von Dyved kamen sie nach Arvon, und ließen zu Klyyn ein Roggenkorn zurück, und seitdem

wird daselbst der beste Roggen gefunden. Jedermann wird die von den Ferkeln ausgestreuten Weizen-, Gerst- und Roggenkörner als geistliche Ausfaat betrachten, sowie den Honig als die den Lehrern nachzurühmende geistliche Bereidsamkeit (ein Bild, das Homer schon bei Nestor gebraucht). Bienen waren schon die Priesterinnen der Ceres genannt worden, welche die Ceridwen der Hellenen war, denn auch sie hatte Mystereien, auch ihr waren Schweine heilig, auch sie säete nicht bloß im physischen Sinne Weizenkörner aus, denn sie hieß ja Gesetzgeberin; endlich besaß auch sie den mystischen Kessel, in welchem sie ihren Lieblingen zur geistigen Wiedergeburt verhalf, zwar durch Verbrennen des irdischen Theils; aber es wird weiter unten gezeigt werden, daß auch unter den Druiden Beispiele ähnlicher Art vorkamen, und die es am ehesten begreiflich machen, wie durch Einfluß des Christenthums die Abendmahlschüssel (das Opferbecken, der Orakel) den heidnischen Kessel der Ceridwen ersetzen konnte. — Weiter heißt es: In der Gegend von Rhwygyrthwch ließen die Ferkel einen jungen Wolf und einen jungen Adler zurück, der Wolf ward an Brynach Wyddel, Sohn des Dinas Affaraon, gegeben, und der Adler an Benwaedd, den Geleiter von Arlechredd. Wolf und Adler sind die bekanntesten Sonnensymbole, sie beweisen, daß mit dem Dienst der Ceridwen auch Sonnencult verbunden war. Aber dieser erscheint als Usurpator, weil er so ängstlich verfolgt wird. Diese Symbole des solarischen Dienstes mochten von Cornwall auf einem Umweg in die Gegend von Snowdon eingeführt seyn, und von dort aus nach Nordbritannien und Arlechredd. Auch die Stätte, wo der Wolf und der Adler geboren sind, verdient Beachtung, denn Rhwygyrthwch heißt die bebende Klippe,

der Wagstein *), und Dinas Affaraon heißt die Stadt der hohen Mächte **). Die Stätte ist auf der Straße vom Borgebirge Kelyn bis zu dem Theile der Küste, welche der Insel Mona gegenüber liegt. (Gibsons Camden coll. 804). Dahin also nahm die Gau (Griewen) ihren Weg. Auf der Spitze von Ben Mane, sagt Camden über diese Stätte, erhebt sich ein unzugänglicher Hügel, wo noch die zerstörten Wälle einer Festung übrig sind, die von dreifachem Wall umgeben war, und innerhalb jedes Walles die Grundmauern von 100 Thürmen, alle rund gebaut, von gleichem Umfang und 6 Yards Diameter. Die Wälle sind 2 Yards dick, an einigen Stellen sogar über drei. In der Zeit, wo die Festung stand, muß sie uneinnehmbar gewesen seyn, denn es bietet sich kein Weg zu einem Angriff darauf dar. Außerdem ist der Gipfel sehr hoch, steil und starr von Klippen, die Wälle sehr fest. Auf dem Gipfel des Felsens, innerhalb des innersten Walles, ist eine Quelle, welche selbst im hohen Sommer reichlich Wasser gibt. Die Festung liegt auf der höchsten Kuppe des Snowdon nach der See zu. Der Seridwentempel ist nur unweit von dieser Stätte, aber der zurückgebliebene Pfeiler, das einzige Denkmal seiner ehemaligen Größe, heißt bezeichnend the city, und das muß Dinas (Stadt) Pharaon gewesen seyn. Hier hat die mythische

*) Diese Wackelfelsen wurden der Sage zufolge von Druiden aufgerichtet, und in Schwanken versetzt, wenn der des Ehrbruchs Angeklagte für unschuldig passiren wollte. (Edermans Religionsgesch. III. 1. S. 65.)

***) Pharaon bezeichnet die brittischen Rabiren mit ihren Priestern des Pheryllt. Scota, Pharaos Tochter, gab Irland den Namen Scota (Lewwich Ant. of Ireland p. 1.) Der irische Pharroh, zuweilen Harroch oder Farragh, ist ein Riese geworden, und der Gegenstand eines Kriegslieds der Irren (Transact. of the Irish Acad. X. p. 6.)

Eau den Wolf und den Adler geboren. Sie ist durch ihre
 Drachen berühmt, welche erschienen in der Zeit des Beli
 (Su, aber auch Belen, der Sonnengott, nach ihm hieß das
 am 1. Mai angezündete Feuer: Bel tein). Draig,
 der Drache, war aber auch an Gerdwens Wagen ge-
 spannt (Welsh Arch. II, 78.) wie an den Wagen
 der Ceres (Germann III. 2. S. 105). Zwar ist
 merkwürdig, daß Arthur, dem göttliche Ehre vom Neo-
 druidismus gezollt wird, Verfolger der Schweine ist,
 man bedenke aber, daß, sobald Arthur unter die Hei-
 ligen erhoben wurde, er auf die Reber Jagd machen
 mußte. Erst nach vollständigem Siege des Christenthums
 ging der druidische Ehrentitel: Schweine, auf die Mönche
 über, weil diese nun die Stelle der frühern heidnischen
 Priester einnahmen. Arthurs Eberjagd muß aber in
 einer Zeit gedacht werden, wo das Druidenthum noch
 nicht überwunden und die christliche Lehre noch zu sehr
 mit druidischen Elementen versetzt war. Man muß
 nämlich wissen, daß die Träger der Wissenschaft, die
 Barden in Wales, welche in ihren Gedichten die An-
 schauungen und Lehren des altkeltischen Heidenthums
 als überliefertes und darum heilig zu haltendes Na-
 tionaleigenthum festhielten, zugleich auch dem Druidis-
 mus im Wege der Spekulation den christlichen Gehalt
 unterzuschieben trachteten, und der neuen Erkenntniß
 adäquat zu machen suchten. Davon zeugt die ganze
 ältere Bardenpoesie. Es ist also klar, daß und warum
 den römischen Priestern diese Träger der kezerischen Misch-
 lehre weit gefährlichere Feinde waren, als die nackten
 Heiden, denen die Waffe der Spekulation abging. Da-
 rum Haß und Verfolgung gegen sie, denen jedoch die
 Barden in gleicher Weise begegneten; jene gewaffnet
 mit dem Schilde der Bibel und römischer Sägung,

diese mit der Wehr uranfänglicher Nationalüberlieferung und höchsten Ansehens und Einflusses auf die Vornehmen, wie auf die Masse des Volkes; jene meistens fremde überseeische Eindringlinge, diese Eingeborne des Heimathlandes. Auf diese Art erklärt San Marte (a. a. O. p. 78) die Entstehung des Neodruidismus bei dem allmählichen, doch unwiderstehlich immer tieferen Eindringen der Christuslehre. Dieser Neodruidismus versuchte nun in heidnischen Bildern und in druidischer Priestersprache christlichen Glaubensgehalt zu predigen. Aber je mehr Terrain die neue Lehre gewann, desto mysteriöser gestaltete sich der Neodruidismus. Je mehr das fortdauernd im höchsten Ansehen bleibende Bardewesen von der römischen Hierarchie eingeengt ward, desto hartnäckiger bannte er sich fest in der eigenthümlichen Denk- und Darstellungsweise. Er verlor dadurch an Volksmächtigkeit. Die Persönlichkeit Arturs, der als Repräsentant des ganzen Ceridwenschen Kesselordens im Volke wie unter den Barden eine zu große Popularität besaß, um wie so viele andere Namen der druidischen oder bardischen Theologie der Vergessenheit anheimzufallen, ward indeß von den verschiedenen Partbeien, Priestern und Barden, welche dem Christenthum sich nicht mehr entziehen konnten, gehdrig ausgebeutet, um ihren Zwecken zu dienen und ihnen Eingang im Volke zu verschaffen. Consequent wie immer, ging die römische Kirche auch in Wales bei der Verdrängung des Heidenthums zu Werke. Da wo die Hauptitze des Druidismus waren, an welche die Sage sich knüpft, läßt die Legende es von Heiligen und Wundern wimmeln, z. B. in Mona und Anglesey. Die Insel Avalon, das Paradies der Druiden und Arturs Grabstätte, ist in der Abtei Glastonbury, die Arthur selbst zum Seelenheil

Thers, Sohnes des Nudd, reich mit Ländereien dotirt läßt, fortgesetzt. Das uralte Kloster Bangor (d. h. großer Kreis) trägt selbst den Namen des frühern druidischen Heiligthums. Könige, Helden und Varden, die in der Sage eine Rolle spielen, sucht die Legende in ihr Gebiet zu ziehen, substituirt ihren kriegerischen Thaten ein fromm christliches Leben, versetzt sie unter die Heiligen und weiht ihnen Kirchen. Zumeist bestätigen sich diese Thatsachen in der Person des Arthur, der ebendem der Sohn des Gottes Gu und der Götin Ceridwen — die sonst auch Eigr genannt, daher der französische Arthur-Roman sie Fee Ugraine umtauft — nun ein christlich lebender König geworden ist, welcher, wie wir weiter unten sehen werden, die drei hohen Feste der Christenheit durch besondere Feier auszeichnet, und im Besitz der Abendmahlschüssel zur Erinnerung an die Apostel die Tafelrunde von zwölf Mittern stiftet u. s. w. Ist es noch jetzt unklar, wie er die neodruidischen Reger, welche mehr als die Heiden dem Christenthum schaden, für Schweine ansieht, in welche schon Jesus die bösen Geister bannte *) und in seinem christlichen Eifer auf sie Jagd macht?

Der Kessel, welchen Arthur dem Ddgar, Sohn des Königs Ardd, Königs von Irland, abforderte, und in dessen Besitz er nur gewaltsam kommen konnte, war

*) Als Arthur auf der Eberjagd von seinen Kriegern um die Herkunft des Schweines befragt wurde, das außer ihm Keiner, und er selbst nur noch einer Anstrengung von 9 Tagen und 9 Nächten — die Neun ist bekanntlich die heilige Zahl der Druiden — zu besiegen vermochte, erzählte er ihnen, daß es einstmal ein König gewesen sey, und daß Gott diesen wegen seiner Sünden in ein Schwein verwandelt habe. (Das ist mündlicher Spott gegen die Druiden gerichtet, die sich Ferkel nannten, weil Ceridwen, die weiße Sau, ihre geistliche Mutter war.)

gewiß Ceridwens Kessel gewesen, denn Ardron ist ja das Prädicat des gestorbenen Hu, des in den Kessel (in das Schiff der Erde) gekommenen Seelenwärters (vgl. S. 666 Anm.): „Mit diesem Kessel war Arthur zu North Kerddin in Dyved gelandet. Dort ist noch das Raß von dem Kessel.“ North Kerddin (Hafen oder Becken der Ceridwen?) heißt jetzt Bwl Crochan, ist in Pembrokehire, 5 Meilen westlich von der Stadt Fishguard, welcher Name: „Teich des Kessels“ bedeutet. Die ganze dortige Gegend hat Ueberfluß an druidischen Alterthümern (San Marte p. 68).

Außerdem verräth auch nachstehende Episode in dem Gedicht von Arthurs Eberjagd, daß sein Erscheinen stets die Mysterien der Ceridwen ins Gedächtniß ruf:

Ereirdeplad, die Tochter des Elud Elaw Ereint, auch Aear genannt, und Gwythyr, der Sohn des Greidwal, waren mit einander verlobt. Vor dem Hochzeitfeste jedoch kam Gwyn, Sohn des Rudd, und entführte sie mit Gewalt. Gwythyr sammelte seine Leute und zog aus, um mit Gwyn ap Rudd zu kämpfen. Aber Letzterer blieb Sieger, und machte mehrere von den Kampfgenossen seines Gegners zu Gefangenen. Einen derselben, Rwythor, erschlug er, riß ihm das Herz aus dem Leibe, und zwang dessen Sohn Ryledyr, es zu essen. Davon wurde dieser wahnsinnig. Als Arthur hiervon hörte, zog er nach Norden (der Nachtseite), forderte Gwyn ap Rudd vor sich, setzte die von ihm gefangen gehaltenen Dolen in Freiheit, und stiftete Frieden zwischen Gwyn ap Rudd und Gwythyr. Und dies waren die Friedensbestimmungen, die er machte: die Jungfrau sollte, ohne zu Gunsten für Einen von Beiden im Hause ihres Vaters bleiben, und Gwyn ap Rudd und Gwythyr sollten an jedem ersten Mai um sie fechten, und fortan bis zum jüngsten Tage, und wer von ihnen Sieger seyn würde, sollte die Jungfrau erhalten.

Ein Kampf, der jährlich stattfindet, läßt vermuten,

daß Ceridbyladd am ersten November schon wieder in den Besitz des Nebenbuhlers übergegangen sey, wie wir ein Beispiel dieser Art in der Proserpine haben, die im Sommer dem Zeus, im Winter dem Pluto vermählt war. Letzterer ist Gwyn ap Nudd (altn. Natt, engl. nicht Nacht), der da wohnt gegen Mitternacht. Auch Pluto hieß Nycteus: der Nächtliche, auch er kriegte mit Epopeus: dem Sehenden, um einer Schönen wegen, die aber Hygin zufolge (Fab. 204) Nyctimene (Noctua) hieß, also eine Proserpine, die dem Beherrscher der Schatten vermählt ist, also Ceridwen, die schwarze Henne, wenn du gestorben, in der Unterwelt weilst, d. h. zur Winterszeit. In der jüngern romantischen Dichtung ist Gwyn Eisenkönig, er gebietet über die lustigen Gestalten, welche im Mondlicht auf weichen Rasen tanzen. Und diese haben wir schon S. 162 als Geister der unselig Verstorbenen erkannt. Ein Dichter des 14. Jahrh. (Davydd ap Gwylim) nennt „den Fischteich des Gwyn ap Nudd einen Ballast der Kobolde und ihrer Sippschaft.“ Nach demselben Dichter wird die Eule als Vogel des Gwyn ap Nudd bezeichnet. Eine merkwürdige Legende, in welcher er eine Hauptrolle spielt, ist im Leben des St. Collen enthalten (abgedruckt in den Greal, p. 337. Lond. 1805, einer Sammlung altwälscher Werke).

Der heil. Collen bewohnte auf einer Felsenspitze eine Zelle. Eines Tages hörte er in seiner Einsamkeit zwei Männer über Gwyn ap Nudd sich unterhalten und sagen, daß er König von Annwn (Tiefe, Höhle) und der Feen (Elfen) sey. Collen steckte den Kopf aus seiner Zelle und sprach zu ihnen: „Haltet sogleich euern Mund, das sind Teufel!“ — „Halte du deinen Mund!“ erwiderten Jene, „du sollst eine Probe von ihm erfahren.“ Und Collen schloß seine Zelle wie vorher. Bald nachher vernahm er an der

Thüre seiner Zelle klopfen, und es fragte Jemand, ob er darin sey. Darauf antwortete der Heilige: „Ja, ich bin hier, wer fragt da?“ — „Ich bins, ein Bote des Gwyn ap Rhudd, des Königs der Hölle, dir zu befehlen, daß du kommst, und mit ihm sprichst auf dem Gipfel des Berges zur Zeit der Rone.“ Aber Colten achtete nicht darauf. Am nächsten Tage kehrte derselbe Bote wieder mit dem Befehl, und setzte die Drohung hinzu: „Wenn du es nicht thust, so wird es dir sehr übel ergehen.“ Colten, nun ängstlich, erhob sich, bereitete einiges Weibwasser, steckte es in einer Flasche zu sich, und ging auf den Gipfel des Berges. Als er hinauf kam, sah er das schönste Schloß, das er je erblickt, rund umher die bestgeordneten Schaarren, eine Zahl von Sängern, hörte alle Arten von Musik und Gesang, und sah Jungfrauen vom lieblichsten Anblick. Und jederlei Pracht zeigte den Hof eines mächtigen Herrschers an. Und er sah einen ritterlichen Mann auf der Tinnne des Schlosses, der ihm sagte, daß der König mit dem Essen auf ihn warte. Colten ging ins Schloß, als er dahin kam, saß der König auf einem goldenen Stuhl. Er bewillkommte seinen Gast, und forderte ihn auf, mit ihm zu speisen, indem er versicherte, außer dem, was er läßt, solle er die ausgesuchtesten Leckereien haben, die er nur wünschen möchte, und sollte mit jederlei Getränk bedient seyn, wie er nur befehle, und jeder Luxus der Courtoisie solle ihm bereit stehen, Bankett, ehrenvolle Unterhaltung, seinem Rang angemessene Geschenke, und jede Ehre, wie sie einem Manne seines Ansehens zukomme. „Ich will nicht essen die Blätter der Bäume“ sprach Colten. „Hast du jemals Männer von besserer Ausrüstung gesehen, als diese in Roth und Blau?“ fragte der König, indem er auf eine Reiterschaar von blühenden Jünglingen hinwies. „Ihre Ausrüstung ist gut genug“ sagte Colten „für solche Ausrüstung wie die ist.“ „Welche Art von Ausrüstung meinst du?“ fragte der König. Colten entgegnete: „das Roth auf einer Seite bedeutet Brand, das Blau auf der andern bedeutet Kälte.“ Damit zog der Heilige seine Flasche mit Weibwasser aus der Rocktasche hervor, und bespritzte ihre Häupter damit, worauf sie vor

seinem Angesicht verschwanden, so daß weder Schloß, noch Reiterschaaren, noch Jungfrauen, noch Musik, Gesang und Banket, noch irgend etwas, ausser dem grünen Hügel verblieb. (San Marte p. 49.)

Das war von dem Heiligen sehr klug gehandelt, daß er von den ihm angebotenen Leckerbissen nichts anrührte, sonst wäre es ihm wie Proserpinnen ergangen, die von Pluto's Granatapfel gekostet hatte, und dadurch in seine Gewalt gekommen war. Aus dieser Heiligenlegende ersieht man aber deutlich genug, daß noch in christlicher Zeit Gwyn ap Nudd als Geist der Tiefe bekannt war. In den Mysterien ist er nicht der Beherrscher der Todten, sondern der Todte selbst, der als Weizenkorn von der schwarzen Henne Ceridwen (die Mutter-Erde), nach der Sommerrwende, wenn die Vegetation stirbt, verschlungen, und nach neun Monaten am ersten Mai als Kind wieder geboren wird. Gwynthyr also sein eigener Nebenbuhler. In der winterlichen Regenzeit ist Ceridwen dem unterirdischen Gu (Aeddon) vermählt, sie ist dann Creirddylad (Zeichen der Ueberschwemmung), die der Nythus der Ceridwen zur Schwester gibt. Lludd Law Graint (der das Schiff regiert), auch Llyr (Seestrand) geheißen, Creirddylads Vater, ist solalich auch der Ceridwen Vater, der Lenker des Todtenschiffes, der Seelenvater, der unterirdische Gu. Weil aber im Frühjahr Gu's Buckelochsen die Erde wieder aus dem Wasser herausziehen, und eine Wiederschöpfung bewirken, so wandelt sich auch Ceridwen oder Creirddylad (Creirwy) in ein freundlicheres Wesen um, und auf Artburs Entscheidung muß sie der Geist der Tiefe im Anfang Mai's alljährlich an Gwynthyr abtreten, der vielleicht Uthyr, Artburs Vater ist, nämlich der Geist, welcher die Seelen wieder zum

Richte führt, worauf sich auch die am ersten Mai gefeierten Mysterien der Ceridwen beziehen. Darauf spielt noch die Sage von den 60 Ablern an, die an jedem ersten Mai auf den 60 Inseln des Sees Lunnoy (Loch Lomond) zusammen kommen; und insofern Druidenförmige Ablernester heißen, ist hier deutlich genug auf eine Versammlung von Priestern angespielt. Aus Creirbylladd ist später Shakespeares Cordelia geworden, und ihr Vater Llyr (Lear), der mythische Repräsentant der unterirdischen Gewässer — ein König von Britannien; um Cordelia hatte ein Herzog von Cornwall gefreit. Aber eben diese Provinz war der Sitz der Mysterien; der Ceridwen. Hieher hatte sie als weiße Sau mit ihren Ferkeln den Weg eingeschlagen. Hier wurde sie gehütet im Glyn Dabweit, d. h. im Thal der Mythen (Davies, p. 426).

Im französischen Arthur-Roman wird Creirbylladd unter den Hofdamen von Arturs Gemahlin Ginevra aufgeführt, welche in allen Artursagen, besonders aber im französischen Roman, als eine ebrecherische Frau geschildert ist. Oben haben wir diese Ginevra dem Arthur als Repräsentanten der reinen Lehre gegenüber, als den kezerischen Druidismus erkannt gehabt. Dieses Bild konnte den christlichen Mönchen, die ja auch den Arthur unter die Heiligen aufgenommen hatten, sehr passend erscheinen, weil auch in der Bibel der Abfall vom wahren Glauben so oft als (geistliche) Hurerei bezeichnet wird. Wollte man Ginevra durchaus historisch fassen, so erinnere ich daran, daß dem Arthur drei Frauen, die sämtlich Ginevra (Gwenhwyvar) hießen, zugeschrieben werden (San Marte, S. 102), und dies wird doch auch der Leichtgläubigste nicht buchstäblich nehmen wollen! Die Gine soll die

Tochter des Gwythyr ap Greidial, die Andere die Tochter des Gwryd Gweet, die Letzte die Tochter des Gogryvan Gawr (der Riese) gewesen seyn. San Marte vermutet: „es habe den frommen Scribenten unablässig geschienen, so viel lockeres Leben auf ein einziges Frauenhaupt zu häufen (!). In Gottfrieds Chronik wird Ginevra von Modred, in Riots Parcival vom Zauberer Kinschor (Klingsohr), in Morvilles Gedicht durch Valerin, und im Prosaroman von Lancelot, und in Chretiens Roman de la charette von Meleaganz, Sohn des Badegamuz, bald mit, bald wider ihren Willen entführt.“

War Ginevra ein Bild des von der christlichen Priesterschaft verabscheuten Druidismus, so dürfte man ihre Triplizität als eine Anspielung auf die dreifachen Mysterien im Kultus der Ceridwen gelten lassen. Die ersten Mysterien waren die des Menw oder des Uthyr Pen dragon. Dann die Mysterien des Coll, der so oft von den Triaden mit Hu in Verbindung gesetzt wird, als eine der drei Personen, welche der Kymrischen Religion vorzüglich Gutes gethan. Er hat den ersten Weizen und die Gerste (was man geistlich verstehen muß), nach Brittanien gebracht, er, welcher in Cornwall die Sau (Ceridwen) hütete. Endlich die dritten Mysterien waren die des Math, Sohnes des Mathonwy, Trych und Gwydion, diese sind aber nur eine Mischung der ursprünglichen Kymrischen mit der Variation des Coll, also eine Religion, welche in den Bardengesängen enthalten ist.

Die Barden dürfen mit den frühern heidnischen Druiden nicht verwechselt werden. Sie besangen zwar auch noch die mythischen Helden der Vorzeit, aber sie waren bereits Christen, denn die neue Lehre ward im

4. Jahrh. in der Bretagne eingeführt, im 6. Jahrh. kam sie nach Kent, im 7. nach Northumberland. Diese Varden gedenken schon der Mönche, aber mit einer Feindseligkeit, welche die Mönche erwiderten. So tadelt Gildas die englischen Könige, daß sie den Gefang der Varden der geistlichen Rufft vorziehen. Diese gegenseitige Abneigung ist auch erklärlich bei der direct entgegengesetzten Denkweise des Varden, der den alt-nationalen Volkscharakter in sich trug, und zu jener Zeit oft noch in das Heldenshum hineinreichende Thaten sang, mit jener des römisch gebildeten Mönchs, dessen Beruf es war, der hartnäckigen keltischen Natur ein neues Lebenselement einzulmpfen. Später aber verlor dieser Gegensatz sich dergestalt, daß (bei Renuis) Arthur, dessen Popularität die Mönche bekümmert hatte, ihn in einen rechtgläubigen christlichen Fürsten zu verwandeln*), um das Volk von den angefeindeten Varden abzuführen — sein Schild mit dem Bilde der h. Maria schmückte! Dies soll im Krtege gegen die Sachsen geschehen seyn, und die Wirkung war, daß er in der Schlacht allein 470 Feinde niedersäbelte. Er eroberte in Folge dieses unüberwindlich machenden Schildes ganz Hibernien, Island, Norwegen, Dacien, Gallien, ja sogar die Gasconne wird von ihm unterjocht. An einem Pfingstfest, bei welchem fast alle Fürsten der Erde erscheinen (an 40 Namen werden angeführt), krönt ihn der Erzbischof Dubricius als Herrn aller eroberten Reiche. Die größten Geschenke werden vertheilt, Gastmalk, Spiele, Turniere x. folgen. Da kommt ein Brief von Lucius Liberius aus

*) So wurde Goll, der Hüter der Eau Caridwen, in den heil. Gollen (vrgl. S. 681) verwandelt!

Rom, der dem Arthur Krieg ankündigt. Als der Römer naht, übergibt Arthur das Reich seinem Neffen Modred und seiner Gemahlin Gwenhwyvar (Ginevra, Ginover), und befrigt die Flotte. In der Schlacht mit dem Römerheere befindet sich fast die ganze asiatische und africanische Welt. Wie voraus zu erwarten, zieht Liber den Kürzern. Arthur läßt die Todten mit großen Ehren begraben und überwintert in Gallien. Da kommt ihm die Botschaft, daß Modred in verbrotherischer Liebe sich mit seiner Gemahlin Ginevra (Ganhumara) vermählt und des brittischen Thrones bemächtigt habe. Arthur schlägt den Modred in die Flucht, die treulose Gattin flieht nach Rom und wird Nonne. Beim Flusse Cambula kommt es zu einer Hauptschlacht, in welcher Modred fällt, aber auch Arthur tödtlich verwundet wird. Zu seiner Heilung bringt man ihn nach der Insel Avallon, wo er (542 v. Chr.) stirbt. Der bekanntern Sage zufolge war es seine Beschützerin, die Fee Morgane, die ihn aus dem Schlachtgewühl auf ihre Insel trug, und dort mit einer Zauber salbe seiner Wunden pflegte, die aber alle Jahre wieder aufbrechen. Morgane ist bekanntlich eine Meerfee, daher die Luftgebilde auf der See als von ihr ausgehende Täuschungen, fast Morgana von den Italienern genannt werden. Offenbar ist sie — denn Avallon heißt ja ihre Insel — die daselbst in Mythen gesehene Ceridwen, deren Waschbecken auch der Ocean sein konnte. Ceridwen ist aber Arthurs Mutter, weil sein Vater Uther Pendragon oben mit Gu identisch genommen wurde. Daher also die Zärtlichkeit der Fee für Arthur. Die Insel Avallon in Sommerzeit war ein Hauptstz des nördlichen Druidismus.

Den Namen hatte sie von 147*) Apfelbäumen, deren von den Bardensliedern gerühmten weißen Blüten das Druidengewand bezeichnen, die weiten Äste das hohe Ansehen des Ordens, die Früchte ihre Lehren, und das abgesonderte Holz, das diese Früchte erzeugt, ist der heilige Hain. Später vertauschte die Insel den Namen Apfelinself (Afallenau) gegen den einer Glasinsel (ags. Glastney, engl. Glastonbury), und zwar wegen der religiösen Bedeutung des Glases. Denn unter den druidischen Geräthschaften sind auch linsenförmige Glasugeln, die nach ihrer Farbe für Abzeichen der verschiedenen Lehrstufen im Druidenorden gelten. Die blauen gehörten den vorstehenden Barden, die weißen den Druiden, die grünen den Draten, die dreifarbigigen den Schülern (Davies, p. 455). In den Mysterienliedern ist die Rede von „Arthur im Glasbecher,“ d. h. von Hu im Schiffe. Darauf bezogen sich der Einweihungsstrank aus dem Glase und die Glasamulette der Druiden. Das Glas Schiff hält Mone für den Spiegel der Welt (vgl. dagegen meine Erklärung w. u.) Die Heiligkeit, welche die Druiden dieser Insel gegeben, veranlaßte die Mönche, hier eine Abtei zu erbauen, und die Sage läßt Arthur selbst hier 24 Mönche einsetzen, und zu ihrem Unterhalt Besitz an Ländereien anweisen, auch die Kirche daselbst mit Schätzen reichlich ausstatten. Eine andere Sage läßt das Kloster schon von Joseph von Arimathia, dem Apostel der Britten, stiften. Es ist also die älteste Christenpflanzung in England, was auch seine Beinamen: „prima terra Dei“ „S. S. terra in Anglia“ „tumulus S. S.“ „mater S. S.“

*) Diese Zahl war den Britten heilig. Sie ist das Quadrat von 7, mit der mystischen 3 multiplicirt.

anzeigen. Wie Joseph von Armathea nach England gekommen, davon wußte kein alter brittischer Kirchengeschichtler bis zum 12. Jahrhundert, weder Gildas, noch Beda, noch Renniüs, die doch nicht die Aufnahme von Sagen und Legenden in ihre Geschichtsbücher verschmähen, und die Verbreitung des Christenthums zum eigentlichen Gegenstand ihrer Erzählung machen. Diese Mission eines Apostels hatte vielmehr Philippus, aber Wilhelm von Malmesbury (*de antiq. Glaston. eccles.* bei Thomas Gale I. p. 290) nennt ihn schon *carissimum amicum Philippi*, den er mit 12 Schülern nach Britannien sandte, um dort das Evangelium zu verbreiten, und welche die Kirche von Glastonbury auf der Insel Avalon gründeten*), auf welcher Arthurs Grab war. Hierdurch war den Romanciers die Verbindung Josephs, dessen Begräbniskapelle unter den Ruinen der Abtei Glastonbury man noch jetzt sieht (*Dogdale, Monast. anglic. I. p. 1*) mit Artus nahe gelegt. Heinrich II. erfuhr nämlich aus — Bardenliedern, daß Arthur dort zwischen zwei Pfeilern begraben liege. Man fand einen großen Stein mit einem bleiernen Kreuze, worauf die Inschrift: *hie jacet sepultus inclytus rex Arturius in insula Avalonia*. Der Leichnam lag in einem hohlen Eichstamm, denn die Eiche war den — Druiden heilig. Es versteht sich von selbst, daß dieses Grab Arthurs mit Balbers Grab in Dänemark und Schleswig, so wie mit dem Grab des Zeus auf Kreta wohl

*) Ein König Agrestes weist ihnen eine sumpfige buschige Insel, von den Einwohnern *Iniswitrin* (*Insula vitrea: Glasinsel*) genannt, an, wo sie durch eine Vision des Erzengels Gabriel angewiesen werden, nach seiner Anleitung der Jungfrau Maria eine Kapelle zu bauen.

verglichen werden darf. Arthurs Aufenthalt auf der Glasinsel *) beweist dem Unbefangenen nur, daß die Mysterien der Ceridwen und die jährliche Todtenflagge des Hu auch hier gefeiert wurden; aber die Christlichen Mönche, die den Arthur in einen Heiligen umgewandelt hatten, mußten ihn folgerrecht auch hier begraben seyn lassen. Da aber an diese Apfelinself die Erinnerung an Merlin, nämlich an den Vorstand der Barden, Merddin, haßte, dessen Lied lautete: „Keinem ist in der Stunde der Dämmerung gegeben, was dem Merddin gegeben ist, ehe er alt ward, nämlich 70 mal 2 und 7 köstliche Apfelbäume von gleichem Alter, Höhe, Länge und Umfang etc.“ so war es unvermeidlich die Gralsfrage, in welcher auch Merlin eine so große Rolle spielt, mit Arthur zu verbinden, obschon von ihr bis zum Jahr 1150 nirgends in nordfranzösischen und englischen Werken eine Spur vorkommt.

Am vollständigsten erzählt über den schon von Merlin als Abendmahlskelch ge deuteten Gral und Joseph von Arimathia der gedruckte Prosaroman du St. Graal:

Als Jesus gekreuzigt war, ging Joseph von Arimathia in das Haus Simons und fragte, wo Christus mit den Aposteln gespeist? Dieser zeigte ihm den Ort auf der Höhe des Hauses. Dort fand Joseph noch die Schüssel (mag plat), woraus der Herr mit den Jüngern gespeist hatte. Hocherfreut nahm er sie mit nach Hause. Er erbat sich von Pilatus den Leichnam Christi, nahm ihn vom Kreuz, legte ihn in ein Felsengrab, und fing das seine n Wunder bei der Beerdigung (?) entströmende Blut in jener Schüssel auf. Aber die darob erzürnten Juden führten ihn in ein Gefängniß, fünf Stunden von Jerusalem entfernt, wo der Heiland ihm erschien, ihm den Napf mit dem Blute brachte, und ihn ermahnte, daß er nicht umkommen, sondern einst wieder hervortreten und

*) Vgl. die Anmerk. S. 689.

die Welt sehr verändert finden werde. Zwei und vierzig Jahre lang blieb Joseph in diesem Kerker, ohne andere Nahrung als der heiligen Schlüssel, deren Kraft ihn erhielt und ihm wunderbar das Leben fristete. Da kam Titus Bepastianus nach Jerusalem mit einem Heer, um Christi Tod zu rächen. Es erschienen vor ihm die Frau und der Sohn Josephs von Arimathia, und beklagten das Schicksal ihres Gatten und Vaters, angebend, daß sie seit 42 Jahren nichts von ihm gehört hätten. Titus drohte den Juden, und da führte ihn Kaiphas in Josephs Gefängniß. Titus ließ sich an einem Strick in den unterirdischen Kerker hinab, und fand ihn mit unendlicher Klarheit erfüllt. Er kündigte sich dem Gefangenen als seinen Befreier an. In der Nacht vor des Titus Abreise nach Rom trat Jesus an Josephs Bett, und befahl ihm, Titus zu taufen und die Schlüssel mit sich zu nehmen, die für alle seine Bedürfnisse sorgen werde. Darauf taufte Joseph den Titus und seine Offiziere im Euphrat heimlich, denn Bepastian sollte nichts davon erfahren. Unfern von Bethanien befahl ihm eine himmlische Erscheinung, für den heiligen Gral — wie die Schlüssel hieß — eine kleine Ritze machen zu lassen, und ihn darin zu bewahren, welche er jeden Tag öffnen durfte, aber nur ihm und seinem Sohne war die Berührung erlaubt. Joseph und seine Begleiter wurden auf ihrer Reise wunderbar durch die Kraft des Grals ernährt, ohne daß sie mit Mundvorrath sich zu versehen brauchten. Nach langen Wanderungen durch die Länder vieler heidnischer Könige, die durch Wunder zu Christo bekehrt wurden, durchzogen die Sendboten des göttlichen Wortes Britannien, und immer größer ward die Schaar der Bekehrten und der Diener des h. Grals.

Die Wanderung Josephs wird aber noch lange fortgeführt, bis die Erzählung sich in eine unklare Genealogie der Nachkommenschaft Josephs verläuft und diesen selbst aus den Augen verliert. Wenn San Marte (Wolfr. v. Eschenb. II. S. 414) bemerkt: „Die Deutung des Gral als Abendmahlschüssel, und daß in ihr Christi Blut aufgefangen, scheint mit historischen That-

sachen in Verbindung gesetzt zu sehn," so mag dieß in einer ganz andern Hinsicht, als mein Gewährsmann meinte, zur Wahrheit geworden seyn. Daumer spricht nämlich im zweiten Band seiner „Geheimnisse d. Christl. Alterth.“ S. 129 von „Wannen, Mulden, Kesseln und Schüsseln, deren sich die Christliche Kirche (wie früher das Heidenthum, bei den Kelten nicht nur, sondern auch bei den germanischen Völkerschaften) bei ihren — Menschenopfern bediente.“ Er beruft sich bei dieser Gelegenheit auf S. 101 des ersten Bands, wo er ein altes Gemälde, Eigenthum des Herrn von Vibra zu Nürnberg, wie folgt beschreibt: „In einem wannenartigen Behältniß liegt eine bekleidete junge weibliche Figur, in ihren Hals ist ein Einschnitt gemacht, von welchem Blut rinnt. Eine Schaar von Engeln und einige Menschen umgeben das Behältniß. Acht Engel stehen hinten herum und beim Kopfe der liegenden Figur; vorn läuft aus zwei in dem Behältniß angebrachten Oeffnungen Blut, und wird von zwei knieenden männlichen Gestalten, die Gefäße unterbalten, aufgefangen, daneben befinden sich zwei weibliche Figuren, von denen eine vor dem Behältniß kniet und die darin Liegende andächtig zu verehren scheint.“ Daumer meint nun, daß die Engel für Mönche genommen werden müssen (wegen Offenb. Joh. 1, 20*). Eine Ermordung im Bade läßt sich hier nicht vermuthen, weil die Geopferte angekleidet im Behältniß liegt, und darin kein Wasser zu sehn. Theil II. S. 130 beruft er sich auf eine Mittheilung Kupßs in den Märk. Sagen S. 109, wo

*) Ich füge hier noch aus Webers „Deutschland“ IV. S. 221. eine Sage aus dem Kloster Corvey hinzu. Dasselbst erzählte man: Wenn einer der Mönche Krankheits halber im Chor nicht erscheinen konnte, so sang ein Engel an seiner Stätte.

zweiter an der Außenseite einer Kirche eingemauertes messingener Becken gedacht wird, und in der Schloßkirche zu Duerfurt sind, nach Beckstein (Zähr. Sagensch. IV. S. 93), oben auf dem Chor im steinernen Schwibbogen mittelst einer eisernen Kette kupferne Kessel angeschmiedet. Ein metallenes Gefäß, worin man bei den Christenverfolgungen das Blut der Märtyrer aufgefangen haben soll, stand nach Kehler (Reis. I. S. 770) einst an einer Stelle der Peterskirche zu Rom, ward aber von da entfernt und eingeschlossen. Zwei silberne und eine krystallene Schale, in welchen das Blut des h. Simon aufgefangen worden, zeigt man zu Trient (Blainville, Reis. I. S. 448). Fische, auf welchen Christus sein Abendmahl gehalten, werden an mehreren Orten bewahrt; eine früherhin mit Silberblech beschlagene Tafel, der man jene Bedeutung gab, sah Kehler in Rom; Fragmente von einem solchen Abendmahlstische hat man, wie ein 1520 gedrucktes Verzeichniß von kirchlichen Heiligthümern lehrt, zu Halle gezeigt (Kehler I. S. 684 m. d. Note). Eine smaragdene Schüssel, worin bei Christi Abendmahl das Osterslamm gelegen, ist in Genua zu sehen (Obendas. S. 441). „Sie hat,“ schließt Daumer seine Aufzählung, „wohl ebenfalls zu den genannten Zwecken gedient.“ Dieser sacro catino der Genueser, über dessen Ursprung und Geschichte ein überaus fabelhaftes Buch von dem Mönch Gaetano zu Genua 1727 erschienen ist, dieses Gefäß, welches aber nicht aus einem einzigen Stück Smaragd gemacht ist, sondern wie die Untersuchungskommission des französischen Instituts berichtet, nur aus einem orientalischen Glasfluß und in Konstantinopel gearbeitet worden ist (Millin Voy. en

Savoie II. p. 165. Bossi sur le vase que l'on conservait à Genes sur le nom du Sacro Catio, Turin 1807), dieses Heiligthum ist ja eben die vielbesprochene Abendmahlschüssel, in welcher das Paschalam gelegen, welches Jesus mit den Aposteln als Abschiedsmahl verzehrt haben soll*), in welches Joseph von Arimathia in der Folge das Blut Jesu, das aus den Wunden seines Leichnams rann, aufgefangen haben soll (vergl. S. 690). Und gewisser als dieß Alles dürfte seyn, daß das Blut vieler andern Geopferten in den finstern Jahrhunderten des Mittelalters in diese Schüssel gesammelt worden seyn wird. Und die Genueser werden dieses Gefäß zweifelsohne, wie die Quersfurter den an ihrer Kirche eingemauerten Kessel, für das Palladium ihrer Stadt gehalten haben, in dem Wahne, daß das darin gesammelte Opferblut als stellvertretende Sühne sie vor Pest und andern Drangsalen jeder Zeit behüten werde. Dieses zu Konstantinopel gearbeitete Pretiosum läßt die Tradition vom Herr der Kreuzfabrer in Casarea auffinden; bei der Theilung der Beute ward die Schale den Genuesern zu hohem Preise angerechnet; der geheiligte Fundort — denn hier soll der Apostel Philippus ein Haus gehabt haben, das bei der Einnahme der Stadt im Jahr 1101 den Gläubigen noch gezeigt ward — legte diesem Schatz noch einen besondern Werth bei, und die Genueser, froh solchen Besitzes, weihten die Schale der Kapelle des Täufers in der Kathedrale St. Lorenz zu Genua. Da-

*) Enfin Joseph avoit été dans la maison ou J. C. avoit fait la cène avec ses Apotres, et y trouva l'escuelle, ou Dieu avoit mangé, si s'en senait (anaist), il la porta chez lui et il s'en servit pour ramasser le sang, qui coula du côté et des autres platen, et celle escuelle est appelée le St. Graal. (Rom. de St. Graal par Robert de Bouron.)

maß aber erregte nur die Pracht und das Geheimniß
 des Materials, woraus die Schale gefertigt war, die
 allgemeine Aufmerksamkeit, wie aus einer Aeußerung
 des Wilhelm von Tyrus (1174) erhellt. Auch Alber-
 rich de trois Fontaines, der um die Mitte des
 13ten Jahrhunderts lebte, und welcher auf Turpin und
 Merlin als sichere Autoritäten sich beruft, auch sonst
 eine große Leichtgläubigkeit an Tag legt, gedenkt
 in seiner Chronik ad ann. 1101 dieses vasis viri-
 dissimi coloris, ohne jedoch auch etwas von dessen
 Bedeutung als Abendmahlschüssel und vom heiligen
 Blute zu wissen. Helinand, Cisterciensermönch von Fremont,
 in der Diocese Beauvais († 1227), berichtet
 hingegen (Chron. pag. 92 bei Liffert Bibl. patr.
 Cist. T. VII.) ad ann. 720: Hoc tempore in
 Britannia cuidam eremita monstrata est mi-
 rabilis quaedam visio per angelum de sancto
 Joseph decurione, qui corpus Domini depo-
 suit de cruce et de *catino illo suo paropside*,
 in quo dominus coenavit cum discipulis suis;
 de quo ab eodem eremita descripta est *hi-
 storia, quae dicitur de Gradali*. Hanc histo-
 riam *latine* scriptam invenire non potui, sed
tantum gallico scripta habetur. Hanc autem
 nondum potui ad legendum sedulo ab aliquo
 impetrare. Zu deutsch: „Um diese Zeit sah ein Eremit
 in Britannien in einer Vision jene Schüssel des h.
 Joseph (von Arimathea), aus welcher der Herr mit
 seinen Jüngern gegessen. Derselbe Eremit schrieb dann
 die Geschichte vom heiligen Gral. Lateinisch
 konnte ich mir sie nicht verschaffen, man sagte mir, sie
 sey nur in französischer Sprache abgefaßt, aber auch
 in dieser Abfassung vermochte ich die Schrift nirgends auf-

zutreiben! „Dies Zeugniß, sagt San Marte, bestätigt die Neuheit und geringe Verbreitung der Sage um 1227, die hiernach augenscheinlich als Gegenstand französischer Romane bezeichnet wird. Jakob de Voragine (1244 — 1298) bezeichnet jedoch schon jene Schüssel von Cäsarea bestimmt als *illud vas quod Angli in libris suis Sangreal appellant* (Muratori Thesaur. rer. Ita!. IX.), d. h. als ein Gefäß, welches die Briten in ihren Schriften den h. Gral nennen. San Marte hält es für wahrscheinlich, daß die Genueser, um ihrem prächtigen Gefäße noch größern Ruhm zu verleihen, es dadurch zur Reliquie zu machen suchten, daß sie es als Abendmahlschlüssel bezeichneten, welche nach andern Traditionen *) die Königin von Saba einst dem König Salomo geschenkt haben soll; von diesem kam sie an Herodes, und von dem an Nicodemus, bei dem sich ihrer der Heiland bediente. Schwerlich hätten die Provençalen diese Deutung, welche so ganz im Geiße der Romandichtung des 13ten Jahrhunderts war, sich entgehen lassen, wenn die Genueser vor 1150 diese Idee schon gehabt hätten. In derselben Zeit, als die Romane bereits erzählten, welche Bewandniß es damit habe, sandte 1247 der Patriarch von Jerusalem ein Gefäß mit dem heiligen Blute, als von Joseph von Arimathia und Nicodemus herrührend,

*) Nach der gewöhnlichen Sage soll, als Christus bei Simon dem Aussätzigen ergriffen worden, eine Jüdin diese Demant schale mitgenommen und dem Pilatus übergeben haben. Dieser schenkte sie dem Joseph, der sich ihrer zur Bekehrung der Heiden bedienend, sie nach Britannien brachte. Dieses Kleinod soll später im Schatz eines Königs dieser Insel (le roi pecheur, mit Anspielung auf Christus als Seelenfischer so genannt) aufbewahrt, aber von der Fortsetzung der Erde entzogen worden seyn, als alle mit dem Besitze desselben verküppelten Wunder auf Erden erfüllt waren.

dem König Heinrich III. von England zum Geschenk
(Matth. Paris Hist. maj. rer. Anglic.)

Ich aber wiederhole es noch einmal: die Heiligkeit jenes Gefäßes hatte bei den Genuesern erst dann rechte Geltung bekommen, als, um mich der eigenen Worte des Vater Cochem (gründl. Messerklar. Eöln 1808) zu bedienen: „in der Messe die Blutvergießung Christi erneuert wurde.“ Somit wird auch folgende, im obencitirten Prosaroman du St. Graal vorkommende Stelle ihren eigentlichen Sinn erhalten: „der Heiland erschien darauf in Person unter gewaltigem Donner, wie er an's Kreuz gehftet war, und erhob Josephs Sohn zum Oberpriester (grant prebtre) über alle Welt, und lehrte ihn das Myfterium der Messe. Wunderbare Gestalten erschienen. Die Gestalt Christi zeigte sich am Kreuze, und ein Zug von Engeln schwebte bei dem Kasten vorbei, worin der heilige Graal befindlich war. Josephus segnete, wie Christus ihm geheißen, das Brod und den Wein. Als er es aber gethan, sah er Ersteres in ein Kind verwandelt und Letzteres in noch warmes sprudelndes Blut. Er theilte das Kind in drei Stücke, als er aber niedergefallen war und gebetet hatte, erblickte er auf der Pathe nichts als ein Stück Brod, sobald er es jedoch in den Mund gesteckt, verwandelte es sich wieder in ein Kind*.“

Kann irgend ein Zeugniß deutlicher, als dieses sprechen?

Schon S. 145. 248. Anm. und S. 536 Anm. wurden Beispiele angeführt, daß bei den heidnischen Germanen

*) Auszug eines altfranz. Werkes über den h. Graal in Büschings Erz. d. Mittelalters I. S. 391. Breslau 1814.

und Slawen bei allgemeiner Landesnoth der König oder Oberpriester sich für das Volk dem Opfertode weihen. Derselbe Fall wird von Bellifier hinsichtlich der Kelten berichtet. Er beruft sich auf Augustin (C. D. VII. 19), welcher sagt: ein Menschenopfer galt ihnen unter allen Religionshandlungen als die vorzüglichste. Wenn die Gallier sich in der Schlacht oder sonst in großer Gefahr befanden, gelobten sie, einen Menschen den Göttern zu opfern. Sie glaubten, der Tod des Geopferten komme dem ganzen Volke zu gute. Der h. Guntram, König von Burgund; bot Gott, als Pest und Hungerdnoth in seinem Lande wütheten, sich selbst zum Opfer dar, damit sein Volk verschont würde. (Postelmeier, Leben d. Heiligen S. 44). Also hatte das Christentum den heidnischen Aberglauben nicht abgeschafft, sondern in sich aufgenommen. Die Kirchenväter gingen hierin mit Lehre und Beispiel voran. So Origenes (contra Cels. I. 31): „der freiwillige Tod eines Menschen ist das Mittel, gewisse Unglücksfälle und Landplagen abzuwenden.“ Ferner (Exhortat. ad martyr.): „Wie wir durch das kostbare Blut Jesu erkaufte sind, so werden es viele durch das Blut der Martyrer.“ Ignatius nennt sich in seinem Briefe an die Römer: „den Weizen Gottes, der unter den Zähnen der wilden Thiere (denen er vorgeworfen werden sollte) als reines Brod Christi erfunden werde.“ Vielleicht war Ceridwen, als sie in Gestalt einer schwarzen Henne den Gwydion, der die Gestalt eines Weizenkorns angenommen, verschlungen hatte (siehe S. 663), auch eine solche opfersüchtige Gottheit, in deren Kessel die Druiden den zu Opfernenden legten, der durch seinen freiwilligen Tod unmittelbar in den Zustand der Seligkeit überzugeben hoffte? Und da Arthur S. 671 als die Seele eines jeden Todten

gedeutet wurde, so möchte sich aus seinem Orakel auf der Apfel- oder Glasinsel, der Insel der Seligen, d. h. wo man die Menschen durch Opferung — in der Christlichen, wie in der heidnischen Zeit — selig machte, vermuthen lassen, daß daselbst der Göttin Geridwen, wie in Indien der schwarzen Kali, viele Menschenopfer gebracht worden seyen. Ihr Opferbecken war dann Gu's Todtenschiff*), Arthurs Glasschiff, und dieselbe Bedeutung hatte gewiß auch das „*vas vitreum*“ der Genueser, nämlich der h. Gral, den lange vorher schon Joseph von Arimathea nach der Glasinsel gebracht haben sollte. Das Blut aus den Wunden Christi sollte darin aufgefangen worden seyn, aber das Blut vieler andern Personen war es. Außer Genua rühmt sich übrigens auch Lyon (C. de Laboureur les mesures de l'abbaye royale de l'Isle Barbe de Lyon, Lyon 1665 4^o. ch. 2. §. 8. sq. pag. 10 sq.) im Besitze des h. Graals zu seyn. Da aber schon S. 650 die Isle Barbe als ein Druidensitz bezeichnet wurde, so ist daraus zu schließen, daß der brittische Menschenopfercultus auch von den Druiden Galliens ausgeübt worden sey, sowie daß in beiden Ländern das Christenthum diesen heidnischen Brauch beibehalten, und hier wie dort das Opferbecken, in welchem das Blut des Geopferten aufgefangen worden, als eine Abendmahlschüssel bezeichnete. Daß diese Vermuthung nicht aus der Luft gegriffen, könnte ich indirect aus Billemarqué's Contes pop. des anc. Bretons beweisen. Tbl. 1. p. 17 sagt er nämlich: Die Elemente zur romanhaften Geschichte Arthurs suchte

*) Le St. Graal est le meme que le st. vaisseau en forme de calice, dans lequel fust mis le sang du St. Seigneur (Rom. de Lancelot du Lac T. II. f. 51. c. 2.)

ich in den auf uns gekommenen Ueberbleibseln der keltischen Literatur auf, die bedeutend älter ist, als Geoffrois Berichte. Die cambrischen Barden des 6ten bis 10ten Jahrhunderts sind als die Basis derselben zu betrachten. Taliesin, einer der frühesten, ist Verfasser eines Poems, in welchem Arthur als Sohn Uthyr, des Drachenhäuptigen, dargestellt wird.“ Und Zbl. II. S. 309: Taliesins Gesänge handeln lediglich von mythologischen Gegenständen, die vor dem 6ten Jahrhundert bekannt waren. Die Lehren, welche sie offenbarten, wurden von den Barden jener Epoche gesungen. Hauptgegenstand derselben ist das Dogma von der Seelenwanderung, in einem solchen Liede schildert er seine mystischen Entdeckungstreifen im Bereich der druidischen Theologie. Die Elegie Uthyr Pendragon ist rein heidnisch, und handelt von dem Tode des zum Opfer Geweihten (*c'est le chant de mort de la victime, qui va etre sacrifié*). Rhythmisirt stellten die Druiden, wie die Brahmanen, demjenigen, der freiwillig den Opfertod starb, die unmittelbare Seligkeit nach dem Tode in Aussicht, während die Secularen, die eines natürlichen Todes starben, der Wanderung durch Thier- und Menschenkörper unterworfen sind. Nun beachte man, daß sowohl die Lyoneser ihren Gral in der dem h. Johannes Baptista geweihten Kathedrale, als auch die Genueser den ihrigen in der Kapelle des Täufers in der Kathedrale St. Lorenz aufbewahrten. Es war also der Gral nicht bloß Abendmahlschüssel, in welcher das geopferete Lamm lag, mit welchem sich Christus zuerst, seitdem so viele andere Märtyrer beiderlei Geschlechts verglichen hatten, sondern es war auch ein Taufbecken, in welchem, wie der Apostel sagt, „wir mit Jesu durch den Tod

Begraben werden, um geistig wieder aufzuerstehen.⁴ Es war Johannes Baptist auch der Täufer mit Blut geworden, wie es anderwärts von Christo heißt: bei seiner Wiederkunft werde er nicht mit Wasser, sondern mit Blut taufen.

Obgleich Merlin zum Gral in noch näherer Beziehung steht als Arthur, so wollen wir uns doch wieder nach dem Letztern umsehen, und die geistliche Tendenz der Sage vom Gral aus den Erlebnissen und Thaten Arthurs und seiner Umgebung herauszudeuten versuchen.

Arthurs Vater, Uthur Pendragon, nennt sich selber den Fürsten der Finsterniß und den Schlachtenordner, er ist also Todesgott, sein Gürtel der Regenbogen, nämlich die Brücke der Seelen, welche er aus dem Schatten des Todes zum ewigen Lichte hinüberleitet. S. 672 wurde erwähnt, daß er die Gestalt eines Herzogs von Cornwall, Namens Gorlas angenommen, um mit dessen Gemahlin den Arthur zu zeugen. Cornwall war der Hauptstiz der Geridwen'schen Todesmythologie (vgl. S. 685), und Gorlas bedeutet im Wälischen eine Wolke. In dieser Gestalt hatte Uthur also den Arthur gezeugt.

Der Arthur der Bardcn ist der Schlachtengott Britanniens, wie er überhaupt den neunten Theil der mächtigen Eigenschaften seines Erzeugers geerbt haben soll (Myvyrian Arch. of Wales I. p. 72). Unter seinen Beinamen findet man „Stier der Schlacht“ und „Wunder des Degens“ (Ibid., p. 177). Arthur hatte von seinem Vater ein Zauberschwert erhalten, welches Taliesin „das große Schwert des großen Wunderthäters“ nennt (p. 72). Wie im Roman, so wird auch in den Bardensliedern Arthur's Kriegsglück

gerühmt, wie die ganze Welt seinem siegreichen Arm nicht zu widerstehen vermag, wie er eine Anzahl von Städten einnimmt (p. 45), und als „König der Welt“ ausgerufen wird (p. 65). Seinen Majordom nennen die Barben Kai-de-Very, die Romane änderten ihn in Keu (Guy?) um, so wie der von den Barben erwähnte Herold mit der goldenen Junge, Swalmai in Gauvain, und Arthurs Gattin Gwenivivar in Geneva, Medrob sein Neffe oder Bastardsohn in Nordred umgetauft wurde. Letzterer hatte sie verführt, aber sie büßte die Sünde im Kloster ab. In der Schlacht zu Camlan büßte der Verführer seinen Frevel mit dem Leben (p. 153). Taliesin spricht von Arthurs Verschwinden im Handgemenge der Kämpfenden als einem druidischen Mysterium; aber ein anderer Barde läßt ihn zum Himmel aufsteigen und einem Sternbild seinen Namen geben (p. 178) — das Nordgestirn, „der große Bär“ heißt im Britischen „die Harfe Arthurs“ — aber Merlins Prophezeiung zufolge wird er einst wieder auf Erden erscheinen, um neue Schlachten zu liefern (p. 153), weshalb auch auf seinem Grabe der lateinische Vers:

Hic jacet *Arturus*, rex quondam, rexque *futurus*
gestanden haben soll*).

*) San Marte (Arthurssage S. 26.) hält es „für eine rein anglonormannische Erfindung politischer Klugheit, wenn die *Annales de Margan* (bei Gale II. p. 10. welche bis 1231 gehen, und nach und nach von verschiedenen Mönchen der 1147 gestifteten Abtei Margan zusammengetragen wurden) berichten: es seien die sterblichen Ueberreste Arthurs auf der Insel Avalon, wo die Abtei des h. Dunstan Glaston sich befindet, entdeckt worden, was man den Bemühungen eines dortigen Abtes verdanke, der den ganzen Kirchhof unermüßlich durchsuchen ließ, bis er endlich ein feineres Grabmal mit folgender Aufschrift gefunden:

Um das Jahr 1140 beschreibt Wilhelm von Malmesbury Arthur in der Stadt Kerleon (Caer Llyon?) am Weihnachtstische Hof haltend, und den Ritterorden stützend (Legitur in *gestis* [!] illustrissimi Arthuri quod cum in quadam festivitate Natalis Domini apud Karlium strenuissimum adolescentem insignis militaribus decorasset.) Ueber Artburs Verschwinden in der Schlacht und sein einziges Wiedererscheinen läßt er sich wie die Romanicrs vernehmen: „Da Artburs Grab nirgend zu finden ist, so schließt das Volk daraus, daß er noch am Leben, und einst wiederkehren werde. (Arthuri sepulchrum nosquam visitur, unde *antiquitas naeniarum* adhuc eum venturam *fabulatur*.) Der Wälsche Girard von Cambray erwähnt der Fee Morgane, die den in der Schlacht tödtlich verwundeten Arthur auf die Insel Avalon entrückte, und wenn seine Wunden geheilt seyn werden, soll er die Herrschaft über Brittanien wieder antreten. (Dea quaedam phantastica Morganis dicta, corpus Arthuri in insulam detulit Avaloniam ad ejus vulnera sananda, quae cum sanata fuerint, redibit rex fortis et potens ad Britonnes regendum.) Der sicherste Beweis, daß der Arthur des Romans

Hic jacet Arturus filius Regum, gloria Regni,
Quem probitas morum commendat laude perenni.

Dies sollte ein argumentum ad hominem gegen Wales seyn, es von seiner Hoffnung auf Artburs Rückkehr zu heilen. Ganz unzweifelhaft scheint eine solche politische Absicht in der Notiz der Bowerley'schen Annalen (bei Gale II. p. 238) zu liegen, daß i. J. 1283 Artburs Krone wiedergefunden sey, in demselben Jahre, wo Eduard I. seine Verfolgungssucht fastigte. Höhnisch bezeichnen sie diese Krone als eine „späthastige Karikat.“ So ging, rufen sie triumphirend aus, der Ruhm von Wales wirkerrwillig auf England über.

den alten keltischen Nationalgefängen seine Grifenz verbanke, kann daraus geschlossen werden, daß die Feinde, welche er dort zu bekämpfen hat, pure phantastische Ungeheuer sind, daher er der Schübling der Heiligen, die in der Gefahr zu seinem Beistand herbeieilen, und die er aus Dankbarkeit in seinem Palaste bewirthe. Der unerschütterliche Glaube in Armorica in Britannien an Arthurs Unsterblichkeit, der zur Zeit des Alanus die Zweifler steinigte, hat noch nichts von seiner Kraft in der Bretagne verloren*).

Die Geschichte Merlins schließt sich eng an jene des Arthur an. Ersterer, als Prophet, sollte den Platz bereiten für den erwarteten Helden des Gral. Merlin war ein Schüler und Genosse Fallesns, d. h. er war, wie dieser, ein mythischer Repräsentant des Wardenordens vom Stuhl der Ceridwen, dessen populärer Name die christlichen Mönche veranlaßte, zwar ihn hinsichtlich seiner befreundeten Stellung zum Heidenthum als Teufelskind und Zauberer abzuschildern, aber ihm eine christlich gläubige Jungfrau zur Mutter zu geben, und ihn selber durch Prophezigungen das Volk auf die Ankunft des h. Gral vorbereiten zu lassen, weil sein aus frühern Jahren ungeschwächt fortdauernder Ruf eines Propheten der christlichen Sache und der Ausbreitung des neuen Glaubens unter den Heiden förderlich zu seyn versprach.

Merlins wunderbare Geburt und Kindheitsgeschichte

*) Vade in Armoriceum regnum, i. e. in minorem Britanniam. et prardica per plateas et vias Arthurum Brittonem more carterorum mortuum esse, et tunc certe re ipsa probabis veram esse Merliui prophetiam qua ait. Arthuri exitum dubium fore: si tamen innocens evadere inde poterit quia aut maledicta audientium opprimaria, aut certe lapidibus obruatio. (Alanus de Insulis, Explanat. in prophet. Merliui.)

wurde schon oben erzählt, daher hier nur auf dort-
hin verwiesen zu werden braucht. Der Ruf von seiner
schon im zartesten Alter sich magifestirenden Unwissen-
heit sollte sich auch in folgender Begebenheit kund ge-
ben: Der sächsische Eroberer Hengist hatte den britti-
schen König Vortiger vom Throne gestoßen. Dieser
berief seine Magier, die ihm rietben, einen Thurm zu
erbauen. Was nun am Tage gebaut ward, versank
Nachts in bodenlose Tiefe. Da rietben sie ihm, er
solle einen Knaben, der keinen Vater habe, in den
Grund werfen, und mit dessen Blut die Steine kitten.
Nach langem Suchen ward Merlin gefunden, dessen
Vater unbekannt ist, daher man, um seine ungewöhn-
lichen Geistesgaben zu erklären, den Teufel seinen Er-
zeuger nannte; denn Merlins Mutter, eine Nonne,
gestand, als sie vor den König geführt wurde: Merlin
sey von keinem Manne gezeugt, unsichtbar sey in der
Einsamkeit ihr oft Jemand in Gestalt eines schönen
Jünglings genabt, habe sie geberzt und geküßt, und
sey dann schnell verschwunden.

Merlin beschämte die Weisheit der Magier, indem
er ihnen zu versprechen gab, daß er wohl wisse, was sie
mit ihm thun wollten. „Mein Blut,“ setzte er hinzu,
„ist aber nicht nöthig, um das Fundament eures Thur-
mes zu sichern, denn unter diesem ist ein See, den
soll der König ablassen, dann wird er auf dem Grunde
zwei schlafende Drachen finden, einen rothen, das Sym-
bol der von den Sachsen unterdrückten Britten, und
einen weißen, das Symbol der sächsischen Einwanderer,
diese untergraben den Grund des königlichen Baus.“
Hierauf öffnete sich sein Mund zu Verkündigungen
einer dem König ungünstigen Zukunft, während er
für das brittische Volk die herrlichsten Aussichten er-

öffnete, die sich bald bewährten. In der That wurde bald nachher Vortiger in seiner Festung lebendig verbrannt, und den Dritten stand in der Person Arturs ein Befreier auf. Daß an seiner Geburt Merlin wesentlichen Antheil hatte, wurde schon S. 672 erinnert.

Merlin kam an des Artus Hof, wo er aber nicht lange verweilte, weil die Fee Viviane durch magische Künste ihn in ihr Geblet lockte, ihm in dem von ihr bewohnten Waldstrich unter einem Welstdornbusch einen Thurm hinauberte, in welchem sie ihn gefangen hielt. Umsonst bot Artus alle Ritter seines Hofes auf, um ihn aus seiner Verborgenheit wieder zurückzubringen, nur Galvain war so glücklich, den Ort seiner Gefangenschaft aufzufinden. Er erkannte seine Stimme, aber er vermochte den Zauber nicht zu lösen, der ihn an sein Gefängniß bandte.

Die einzelnen Umstände dieser Geschichte finden sich schon in der Tradition, die auf Wales und in Armorica angetroffen wird, und die in eine Zeit zurückführt, zwischen welcher und der Epoche, in welcher der Roman Merlin redigirt wurde, Jahrhunderte mitten inne liegen. Die Sagen von Merlin finden sich zerstreut in Bardensliedern des 6ten Jahrhunderts und in den Triaden des Mönchs Lancarvan, so wie in den in französischer Sprache abgefaßten Chroniken und deren lateinischen Uebersetzungen aus der ersten Hälfte des 12ten Jahrh., endlich auch in beträchtlichen Volksliedern, die weit über jene Epoche hinaufreichen, so wie in Denkmälern aus jenem Zeitalter und früherer Perioden, die in fremder Mundart abgefaßt sind.

Es ist S. 653 eines doppelten Merlin gedacht worden, daher man, einer Verwechslung vorzubugen, den andern den „Wilden“ (Sylvester) nannte. Die Bar-

den lieber berichten über den Erstern nur Weniges, vermuthlich, weil sie alles ihn Betreffende, sowohl seine geheimnißvolle Geburt als seinen Sieg über die Magier, als bekannt voraussetzen. Sie gedenken nur seiner Anhänglichkeit an den König Emrys, dessen Heer er nach Irland begleitete; sie nennen ihn nur kurzweg den „Sohn der Bestalin“, den „erhabenen Führer des Heers von Emrys“ und den „berühmtesten aller Magier.“ (Myvyrian Archaeology of Wales, I. p. 78.) Sie übergehen aber die Verwandlungen, welche seine eigene Person betreffen, als diejenigen, welche er Andere einzugehen zwingt, mit StillSchweigen, weil sich dergleichen bei einem Zauberer von seinem Rufe voraussetzen läßt. Laliestn, welcher sich das „Haupt der Magier des Abendlandes“ nennt (Ibid., p. 26, 34), rühmt sich seine Gestalt oft gewechselt zu haben, und was zumest Beachtung verdient, er erschien als Greis, Zwerg, Zauberer und Firsch (p. 33, 72, 37).

Der wilde Merlin, dem die noch vorhandenen Bardenlieder zugeschrieben werden, galt ebenfalls für einen Propheten. Er weissagte die Ankunft Arturs und die ruhmvolle Bestimmung der Britten unter seiner Herrschaft. Wir erfahren von ihm, daß, nachdem er mit seinem Ruhm die Welt erfüllte, er sich in die Wildniß zurückgezogen. Er gedenkt oft einer Schönen, die sein Herz besitzt, der er den Schwesternamen gibt, und mit der er häufige Zusammenkünfte hatte; aber auch einer Waldnymphe, die seine Einsamkeit durch ihre Besuche würzt, die magische Künste übt, sich nach Belieben unsichtbar macht, und deren Zauberei ihn zum Gefangenen machte. Er nennt sie Bivolian, ein wältscher Name, den die Ro-

maniers in Viviane veränderten, und welche sie als Merlins Geliebte bezeichnen. (I. p. 150 ff.)

Die Triaden gaben beiden Merlins den Titel eines Bardenfürsten von Britannien (II. p. 75), rühmten ihre Weissagungsgabe, berichten aber von dem Ginen, daß er die Gunst des cambrischen Fürsten Guroch besaß, daß auf seinen Antrag den brittischen Kriegern, die für das Vaterland gefallen, ein Trauermonument errichtet wurde (p. 70), und heben besonders hervor, daß er eines Tages plötzlich vom Hofe verschwunden und sich, in ein gläsernes Haus einschließend, allen Nachforschungen zu entziehen wußte (p. 59). Nun muß man wissen, daß in der mythischen Sprache der alten Barden ein gläsernes Haus den Sarg bedeutete (vielleicht weil der Todte hellsehend, aber die noch im Fleische Wandelnden auch die nächste Zukunft nicht zu ergründen vermögen, das Glas aber die Eigenschaft hat, daß man von Innen alle auswärtigen Gegenstände zu erkennen vermag, selber aber von den Außenstehenden nicht leicht bemerkt werden kann). Avalon hieß darum auch Glasinsel: die Glasinsel, als Insel der Seligen.

Die Triaden*) und die Bardenlieder lassen nicht, wie die Romanciers, den Zauberer Merlin zum König Perthiger (Guorthyrn) in ein directes Verhältniß treten, aber die vorerwähnte Episode von den beiden Drachen läßt es mindestens vermuthen. Diese Drachen waren von einem berühmten Fürsten als Palladium Britanniens (vergl. S. 596) gegen Invasionen fremder Eroberer heimlich in die tiefsten Felsen der Erde eingekerkert worden. An dem Tage, wo ihr Aufenthalt entdeckt werden würde, hieß es, sollte das Palladium seine

*) So heißen diese Lieder, weil das Gesetz der Dreiecke in ihnen herrscht. Mehr über sie w. u.

Kraft verlieren. Diese Prophezeiung traf auch ein; denn als auf das Geheiß Vortigers die Erde aufgedigert wurde und die beiden Drachen sich aus ihrer Haft befreit sahen, überschwemmten die Sachsen die Insel, und so wurde der König für seine Nichtachtung der Weissagung bestraft (Myvyrian II. p. 66).

In den wälischen Chroniken und im französischen Roman ist es Merlin, welcher den Vortiger auf den Aufenthalt der Drachen aufmerksam machte (p. 260). Er ist hier, wie in den Bardensliedern (p. 260), der Sohn einer Jungfrau, aber nicht die Magier des Königs beschließen seinen Tod, sondern die zwölf Bardensfürsten von Britannien (p. 257), worauf ich später zurückkommen werde. Er weissagt dem Vortiger eine bedrohliche Zukunft, er verwandelt den Uthyr in den Herzog von Cumberland, um mit dessen Gemahlin den Arthur zu zeugen (p. 292) und er auch ist es, welcher dem Emrys in seinen Unternehmungen an die Hand geht. Er errichtet Britanniens gefallenen Kriegern aus mystisch geforniten Steinen ein Todtendekmal (p. 276). Er läßt sich häufig an Quellen sehen. Bis hieher stimmen die wälischen Chroniken und der französische Roman überein, denn die Erstern lassen sich keine Verwechslung der beiden Merline zu Schulden kommen, sie kennen nur den Erstern, zubenamt Emrys (Ambrosius).

San Marte vermutet, daß in den französischen Romanen des 12ten Jahrhunderts Ambrosius, das Kind ohne Vater, und Merddin, der kämpfende Barde, in Folge der Verpflanzung beider wälischen Personen nach Bretagne identificirt wurden. Kann man als wahr annehmen, daß Gottfried v. Monmouth seine brittische Chronik aus bretagnesischen Traditionen schöpfte, wie er

Behauptet, so hatten diese Letztern auch dem Embries des Rennius den französischen Namen Merlin gegeben, wie Gottfried ihn nennt, denn dieser letztere Name ist in den wälischen Gedichten völlig unbekannt, und der Name heißt immer nur Merddin. — Was Rennius von Ambrosius (Kornis) erzählt, fällt in mannigfache Erweiterung und Ausschmückung fast das ganze erste Buch des prosaischen Romans „Merlin,“ der nur eine Uebersetzung schon älterer Gedichte ist. Bei Rennius ist die Geburt des Ambrosius kein Geheimniß. „Ambrosius vocor — sagt er — unus est pater meus de consulibus Romanicae gentis“ *). Das Brutarium des Gildas geht schon weiter, indem er aus dem Umgang eines römischen Consuls mit einer Pallas in einem Kloster zu Mardunum (einer schon von Ptolomäus Geogr. II. erwähnten Stadt) entsprossen seyn soll, wovon sein Name Merddin. Und weil bei den Britten ein Mädchen, das im Hause des Vaters schwanger ward, vom Gipfel eines Berges hinabgestürzt, und ihr Verführer mit dem Tode bestraft ward, so wurde die Schandthat durch ein Wunder verhüllt, um das aufgeregte Volk zu beschwichtigen. Gottfried v. Monmouth übergeht diese natürliche Erklärung des Wunders **), und stellt die Abkunft Merlins von einem

*) Man pflegt Ambrosius für den ältesten lateinischen Reimdichter zu halten. Er soll i. J. 333 zu Trier oder zu Reims geboren seyn. Sein Vater war Praefectus praetorio in Gallien (zu Trier), allein der Sohn ging erst nach Rom, nachdem er sich in der Heimath ausgebildet hatte. (San Marte Artburf. S. 77.)

***) San Marte denkt über die mythische Geburt Merlins im Geiste des jetzigen philosophischen Zeitalters. Anders dachten die alten Chronisten. Sie konnten sich die übernatürlichen Fähigkeiten Merlins nur dadurch erklären, wenn ein Gott oder ein Dämon sein Vater war. Nach meiner Ansicht ist Merlin eine mythische Persönlichkeit. Da durfte man unbedingt ihm eine Jungfrau zur Mutter geben, und hat gar nicht nöthig, ihre Tugend zu verdächtigen.

Dämon als unzweifelhafte Thatfache hin, vermuthlich, weil die Bretagne, den wälſchen Kriminalgeſetzen entfremdet, deren Einwirkung auf die Tradition nicht kannte, und wundergläubig, wie ſie war, das Wunder als unbedenklich annahm. Der Roman gibt jedoch demſelben eine tiefere Bedeutung, denn ſogleich beginnt er: „der böſe Feind war ſehr ergrimmt, als unſer Heiland zur Hölle hinabgefliegen war, und daraus Adam und Eva erlöſte, ſammt Allen, die mit ihnen in der Hölle waren.“ Die Teufel ſinnen auf ein Mittel, gleichfalls einen Leib in einem Weibe zu bilden, der nach ihrem Ebenbilde geformt ſey, der nach ihrem Willen thäte, und alles Zukünftige und Vergangene gleich ihnen wüßte; mit deſſen Hülfe ſie wieder gewinnen könnten, was ihnen der Erlöſer entriſſen hat. Da unternimmt ein Teufel das Werk mit einer Jungfrau, über deren Mutter er Gewalt hatte. (Camden Anglica p. 871 Annotat.) Die Frucht des Unternehmens iſt Merlin. Nachdem das Kind geboren, wiederholen ſich ſeine von Renniſius erzählten Abenteuer beim Thurmbau des Vortiger; er verhilft dem Uthyr Bendragon zum heimlichen Umgang mit der Igera, woraus Arthur entſprang, wie Gottfrieds Chronik erzählt; aber im 20ſten Kapitel verſchwindet der traditionelle Boden, und der Roman verwickelt ſich mit den ältern Geſchichten vom h. Graal und Joſeph von Arimathea, und mit andern Romanen der Tafelrunde, ſo daß es unmöglich iſt, die urſprüngliche einfache Fabel wieder zu erkennen. Daß nichts mehr an den wälſchen Sänger des Affallenau (Avallon) erinnert, berechtigt zu der Vermuthung, daß das bardische Gedicht nicht nach der Bretagne mit übergegangen ſey, oder daß es hier bald als nicht mehr national intereſſant in Vergelſſenheit gerieth. Gegen das Ende des

Romans bemerkt die Liebe zu Viviane sich des Zaubers. Sie lernt ihm seine Kunst ab, und schließt ihn im Walde von Brecclande oder Briogne in einem unsichtbaren Kerker ein. Dadurch wurden zugleich Person und Local gänzlich nach der Bretagne hingezogen, was in Wales nicht wohl gedichtet werden konnte. So wandelte sich die Verzweiflung des Kämpfers *) in Chevalereske Liebe, und wie er im Walde Gelydon sich im heißen Schmerz den Augen der Welt entzog, birgt die neufranzösische Ritterpoesie ihn vor der Welt im Zaubergefängniß der Minne. Damit entsprang dieser Figur völlig der ursprünglich heimatische Character in der französischen Romandichtung, während seine nationale Erinnerung und Bedeutung sich durch die mysteriösen Dichtungen erhielt, die als „Merkins Prophezeiungen“ umgingen, und die fort und fort als eine zweite Apokalypse benutzt wurden, um in ihnen die Vorherverkündigung des Geschickes von England zu finden, dergestalt, daß sie selbst noch im 17. Jahrh. in verschiedenen Ländern ihre gelehrten Commentatoren fanden **).

Wie San Marte beklagt auch Villemarqué die durch seine Landsleute vorgenommene Entstellung des brittischen Merlins. Aber, meint er, auch in dieser Verkleidung erkennt man noch die ursprünglichen Züge; denn

*) Die Schlacht, in welcher Merddin gekrönet haben soll, war beim Walde Cellidon (Nennius: Hist. Brit. ed. Stevenson § 36. Septimum fuit bellum [Arthuri] in silva Cellidonia), wozu nach der verlorenen Schlacht er im Baháran floh.

** J. B. Weissagungen Merlins mit einem Commentar des Alanus ab insulis Brit. 1608. — A Lytel Treatise of the Byrth and Prophecy of Merlino. Lond. 1510. — The life of Merlin, surnamed Ambrosius. his prophecies and predictions interpreted 1641. — La vita di Merlino con le sue profezie, Venetia 1539.

Merlins beabsichtigte Opferung, um die Grundmauer von Vortigers Thurm zu festigen, erinnert an Cäsars Anlage der Druiden, die kein wichtiges Unternehmen ohne ein Menschenopfer zu beginnen wagten. Die geheimnißvolle Empfängniß Merlins mahnt an Augustins (Civ. Dei c. 23) Incubi oder Nachtgeister, die mit Töchtern der Menschen fleischlichen Umgang haben*) Merlins Vorliebe für Quellen — an einer solchen lernte Merlin die Fee Viviane oder Niniane, seine Geliebte kennen — erklärt sich leicht aus dem Quellencultus der alten Britten (vgl. S. 650), der noch in christlicher Zeit nicht verschwunden war, weil das Concil von Tours (567) dagegen eiferte**), sowie gegen den Fessendienst (Ibid.), der ebenfalls ein druidisches Ueberbleibsel war (vgl. S. 649). Dieser erklärt das Wunder mit den Steinen, die Merlin Begehrt eines Begräbnißplatzes von Irland nach Salisbury einschiffen ließ, obschon die Leute versicherten, die ganze Welt sey nicht im Stande, auch nur Einen solchen Stein vom Ort zu rücken. (Schlegels rom. Dicht. d. Mittelalt. S. 99.)

Uthyr Bendragon hatten wir S. 659 vgl. 671 als Drachenfürsten kennen gelernt, die alten Barden dachten dabei an den Gott Hu in der Unterwelt; die Roman-

*) Der Chronik Reginus, welcher im 10. Jahrhundert lebte, trug schon Bedenken, eine solche fabelhafte Abstammung Merlins nachzuerzählen, er gibt daher, wie S. 710 Anm. gezeigt worden, der Angabe des Silvas folgend, ihm einen römischen Consul zum Vater. Ihm zufolge fragt Vortiger, als die 12 Rager Merlins Leben zur Festigung des Thurmbau's fordern, den Knaben nach seinem Namen, und erfährt von ihm, daß Ambrosius, brittisch: Embros Guiled, sein Name, und ein römischer Consul sein Vater sey.

**), *Excolentes sacra fontium admonemus.* (Conc. Galliae, Baluzo p. 110.)

ciers, welche den Sinn dieses Epithetons nicht mehr verstanden, bildeten folgendes Märchen:

Merlin sagte zu Pendragon: Am dritten Tage wirst du einen Drachen in der Luft erblicken, bei diesem Wahrzeichen, das auf deinen Namen sich bezieht, darfst du sicher kämpfen, der Sieg wird auf deiner Seite seyn. Zur Zeit erschien wirklich der prophetische Drache in der Luft, und Uther focht so tapfer, daß die Feinden unterlagen. Pendragon aber blieb in der Schlacht. Sechszehn Tage nachher kam Merlin an Uthers Hof, und sagte ihm, daß der Drache am Tage der Schlacht Pendragons Tod und Uthers Erhaltung bedeutet habe, er bat deshalb den König, daß er zum Andenken dieses Ereignisses sich künftighin Utherpendragon nennen möchte, und der König willigte ein; Merlin ließ ihm ein Panier mit einem feuer-speienden Drachen machen, den sollte er in jeder Schlacht vor sich hertragen lassen. (Schlegel a. a. D. S. 97—99.)

Gottfried von Monmouth (im 12. Jahrhundert) hat alle, auf Merlin Umbrosius bezüglichen brittischen Traditionen gesammelt, und aus ihnen eine in lateinischen Versen ausgestattete sogenannte Geschichte des „wilden Merlin“ zusammengestellt, welche die vorzüglichsten Materialien zur zweiten Hälfte des französischen Romans enthält. Zwar die Namen sind nicht in beiden Werken immer gleichlautend. So z. B. nennt Gottfried die dem Merlin befreundete Fee Ganieda, der Romaniker hingegen Viviane, aber die Abenteuer sind dieselben, namentlich herrscht auffallende Uebereinstimmung über Merlins Aufenthalt in der Wildniß und sein unsichtbares Gefängniß und Verzauberung daselbst.

Woher Merlin den wunderlichen Beinamen „der Wilde“ bekam? Diese Frage beantwortet Valentin Schmidt in den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung des Straparola wie folgt: „In des Waldes Einsamkeit

gibt sich der Mensch am besten der Beschauung hin.“ Somit soll Merlins Prophetengabe aus seinem Aufenthaltsort erklärt seyn.

Im französischen Roman, den Hr. Schlegel übersetzte, wird (S. 71) des „wilden Merlin“ in einer Weise gedacht, welche diese Auslegung seines Beinamens rechtfertigt:

König Pentragon befragte den geheimen Rath und die Edeln des Landes, wie man sich von den Feinden, welche noch so viele feste Plätze des Landes besetzt hielten, befreien könne? Man erinnerte sich, wie Merlin dem Vortiger seinen Tod vorhergesagt, und der Wunder, die er sonst verrichtet; daher meinten die Rätbe, nur Merlin könnte dem König seine Fragen beantworten. Dieser schickte sogleich Boten durchs ganze Land, mit dem Befehl, nicht eher zurückzukommen, bis sie den Merlin gefunden. Der Zauberer, welcher sogleich wußte, daß er gesucht würde, begab sich aus seiner Einsamkeit im Walde von Northumberland in die nächste Stadt, wo er die Boten treffen mußte. Unterwegs nahm er die Gestalt eines alten Hirten an, an seinem Hals hing eine große Keule, die Füße waren bloß, ein altes zerrissenes Kleid hing an seinem Leibe herab, auch trug er einen langen struppigen Bart. In diesem Aufzug erschien er in dem Birthehause der Stadt, wo die Boten zu Mittag aßen. Als die Boten ihn gewahrten, riefen sie aus: „das ist ein wilder Mann!“ Merlin aber sagte: „Ihr Herren Abgeordneten, seyd eben nicht sehr bekümmert, Eure Botschaft auszurichten. Ihr bringt die Zeit mit Essen und Trinken zu, anstatt den Merlin zu suchen.“ Da fragten sie ihn, ob er vielleicht ihn gesehen? — „Wohl kenne ich ihn“ lautete die Antwort, „ich weiß auch, wo er sich verbirgt. Er selber sagte mir, daß Ihr ihn zu holen gekommen seyd, daß er aber nicht mit euch gehen würde, wenn ihr ihn auch wirklich fändet, daß ihr aber dem Könige sagen sollt, er würde die Schloffer nie erobern, so lange der Feindkönig

Hangius noch lebe. Bisset auch, daß von denen, die dem König riefen, Merlin toten zu lassen, nur noch Einer im Lager des Königs ist. Es sind überhaupt nur noch drei vom großen Rath des Königs am Leben, diesen und dem König selbst dürft ihr sagen, daß, wenn sie selber herkommen wollen, den Merlin zu suchen, sie ihn im Felde das Vieh hütend finden. Kommt der König aber nicht selber, so wird er gar nicht gefunden.“ Die Boten sahen erstaunt einander an, als sie aber ferner mit dem Mann reden wollten, war er nicht mehr da. Sie wußten nicht, wohin er gegangen sey.

Als die Boten zum König zurückkamen, fanden sie wirklich diejenigen Rätthe todt, von welchen der alte Hirt es ihnen vorausgesagt hatte. Nun riefen alle Anwesenden: es müsse der alte Hirt Merlin selber gewesen seyn. König Pendragon ließ sein Reich unter der Obhut seines Bruders Uther ²⁾, und reiste mit seinem Gefolge in den Wald von Northumberland, wo er, der Aussage der Boten zufolge, Merlin finden würde. Dieser erschien ihm wieder in der Gestalt des Viehhirten. Der sagte ihm: „Hangius ist todt, euer Bruder Uther hat ihn erschlagen.“ Pendragon schickte sogleich zwei Leute zu seinem Bruder Uther, sie waren aber noch nicht weit geritten, als sie zwei Boten von Uther begegneten, die dem König Pendragon die Nachricht von des Hangius Tode überbringen wollten.

In der zweiten Hälfte des französischen Romans befindet sich folgende, in der Fr. Schlegelschen Uebersetzung ausgelassene höchst interessante Episode vom wilden Merlin:

Julius Cäsar hatte eine Gemahlin, der zwölf Jünglinge in der Kleidung von Hofräulein dienten. Um den Bart derselben zu verbergen bediente sie sich eines wunderlichen Mittels. Sie ließ ihnen an jedem vierten Tag das Gesicht mit Kalk und Auripigment beschmieren. In diesen Hof kam in Ritterkleidung die Tochter des deutschen

²⁾ Der Uther Pendragon der Bardeulieder S. 669 ist hier also in zwei Wesen getheilt. (Vrgl. S. 714.)

Herzogs Nathan, nach ihrem Taufnamen Advenable, unter dem angenommenen Namen Grisendales. Sie ward Seneschal. Dem Cäsar träumte: er sähe eine Sau mit so langen Borsten, daß sie an die Erde strifften, und zwischen beiden Ohren hatte sie am Obertheil des Kopfes einen goldenen Reifen, ähnlich einem Diadem. Neben ihr zeigte der Traum dem Cäsar zwölf junge Löwen, die dieser mit der Sau verbrennen ließ. Als er am folgenden Tage über diesen Traum nachdachte, kam Merlin in Gestalt eines Hirsches (s. S. 707) mit fünf Geweißen in den Speisesaal, warf Speisen und Getränke um und sagte ihm: nur ein wilder Mann (homme sauvage) werde den Traum deuten können. Cäsar setzte die Tochter als Belohnung aus für den, der ihm den Hirsch oder den Waldmann herbeischaffe. Grisandoles suchte im Walde. Ein Eber sagte ihr: Advenable! bring gefalzenes und gepfeffertes Schweinefleisch her, Honig, Milch und warmes Brod, vier starke Männer und einen Durschen, um den Bratspieß zu drehen. Auf den Geruch des Bratens wird der Waldmann kommen und du kannst ihn fangen.“ Es geschah; Merlin in Gestalt eines Wilden, mit einer großen Keule, womit er gegen die Bäume schlug, setzte sich ans Feuer, verzehrte Alles und schlief ein. Grisandoles band ihn, führte ihn fort und ritt neben ihm. Der Wilde lachte laut auf. Um die Ursache befragt, antwortete er, er wolle sich nur in Gegenwart Cäsars erklären. Sie kamen vor einer Abtei vorbei, wo ein Haufe Leute Almosen erwartete. Der Waldmann lachte, erklärte sich aber nicht darüber. Vor einer Kapelle, wo Messe gelesen ward, hielten sie an. Hier gab ein Stallmeister einem Ritter drei Ohrfeigen. Jedesmal lachte Merlin. Der Ritter folgte ihnen nach Rom. Hier verberg Merlin seine Abkunft dem Cäsar, er sagte: er sey von einem Waldmann erzeugt *). Der ganze Hof ward versammelt. Merlin lachte, als er die Kaiserin mit ihren zwölf Damen sah, und erklärte nun dem Cäsar seinen

*) Die Waldgeister (Satyrn) sind der h. Schrift zufolge Dämonen. Liegt also hier eine Auspielung auf Merlins übernatürliche Zeugung perborgen?

Traum: die Sau ist die Kafferin, die zwölf Löwen sind die verkleideten Männer. Sie wurden alle dreizehn im Schloßhof verbrannt. Nun sagte Merlin, 'warum er gelacht habe; zuerst: Grisandoles, ein Weib habe ihn gefangen, was kein Mann mit all seiner Kraft vermocht haben würde. Zweitens, unter der Stelle vor der Abtei, wo die Armen bettelten, liegt ein sehr großer Schatz in der Erde. Die Armen traten also mit ihren Füßen auf einen größern Schatz als die ganze Abtei werth ist, hätten sie nur sein Daseyn gekannt, und die Art gewußt, ihn sich anzueignen! Die drei Ohrfeigen, die der Stallmeister seinem Herrn gab, bedeuten die drei gewöhnlichen Folgen des Reichthums. Der Ort, auf dem jener knieend die Messe anhörte, enthielt gleichfalls einen großen Schatz unter der Erde. Dadurch wird der Mensch hochmüthig, habfüchtig und neidisch. Der Stallmeister wußte zwar von dem allem nichts, aber Gott ließ es geschehen, um sein Volk auf die Gefahren des Reichthums aufmerksam zu machen, damit sie ihn, den Herrn, nicht darüber vergessen sollten, „denn wie der in der Erde liegende Schatz zu nichts dient, so der Reichthum, worauf der Mensch einschlummert, Gott vergift, und todt ist vor ihm, wie der Schatz in der Erde für die Welt.“

Julius Cäsar fand durch die That alle Reden Merlins bestätigt, und heirathete Arvenable auf Rathen dieses Weisen, der ihm noch befiehlt, nichts gegen den Rath seiner Frau zu thun, wodurch er überall Vortheil haben werde. Hierauf ging Merlin fort, und schrieb in griechischer Sprache an die Saalthüre: „Jeder, der diese Worte liest, wisse, daß der wilde Mann, der zum Kaiser gesprochen hat und seinen Traum ausgelegt, Merlin von Northumberland war; und der Firsch mit den fünf Schweihen, der zu ihm bei der Tafel sprach, und der, welcher zu Arvenable im Walde sprach, als er ihm anzeigte, wie er den wilden Mann fangen könnte, auch der war Merlin, der sehr weise und oberste Rath des Uther Pendragon, Königs von Groß-Bretagne und des Königs Artus seines Sohnes.“ Die Eltern der Arvenable wurden eingeladen, und die Hochzeit ward zur Freude Aller prächt-

sig gefeiert, denn Advenable wurde allgemein geliebt. Es kamen Gesandte aus Griechenland an den Hof, welche die bis dahin nicht verstandenen Worte an der Thür, die Merlin zurückgelassen hatte, erklärten. Kaum war dies geschehen, so verschwanden die Worte spurlos. (Schmidt's Anmerk. zu Straparola's Märchen S. 339.)

Die Versehung Merlins in Julius Cäsars Zeit verrieth deutlich, daß man an ein Haupt der Druiden dachte, die Cäsar persönlich kennen lernte (B. G. VI, 13). Die Klöster der Druiden waren die heiligen und durchdringlichen Wälder der Götter, und die Zellen, welche sie bei ihren heiligen Betrachtungen einschlossen, Höhlen und Klüfte, oder Noosbütten unter Eichen erbaut. (Eckermann, Religionsgeschichte III., I. S. 11). Dadurch wäre Merlins Walbleben erklärt, daher sein Beinamen Sylvestris. Seine Verwandlung in einen Hirsch erzählen schon die Vardenlieder (siehe S. 707), aber diese Metamorphose spielt auf die Seelenwanderungslehre an. Die Eingeweihten in die Mysterien des Dionysus trugen Hirschkalbfelle, als Anspielung auf ihre geistige Wiedergeburt, und Hirschbilder an Taufbecken in Kirchen bestätigen, daß das Christenthum auch diese Idee in sich aufgenommen. Dasselbe Symbol für denselben Begriff findet sich im Druidismus vor. In der Prophezeiung des Gwanchlan (bei Willemarqué Barzas Breiz I. p. 5) sagt Talieffin: „Alle Dinge sind von Ewigkeit vorherbestimmt. Alle Menschen müssen dreimal sterben, bis sie zur Ruhe gelangen.“ In den nächstfolgenden Strophen erklärt Talieffin, daß er nach seinem Tode zweimal geboren sey: „Ich bin todt gewesen, ich bin lebendig geworden, und jetzt bin ich wieder Talieffin. Ich bin ein gelber Dammbirsch gewesen, jetzt bin ich wieder Talieffin.“ (Eckermann a. a. D. S. 25).

Gottfried von Monmouth bezeugt, daß Merlins Geschichte in den Sagen und Volksliedern der Britten ihre Quelle habe, daß er selber aus diesem Born geschöpft. Dasselbe gilt noch weit mehr vom französischen Roman, dessen erste Hälfte so auffallend mit den keltischen Traditionen zusammenstimmt. Der Schluß, Merlins Aufsuchung durch den Ritter Gawain, mahnt auf eine überraschende Weise an die brittischen Sagen erzähler, welche dieselbe Person solchen Flüchtigen nachspüren lassen. Diese Behauptung wird durch eine neue Entdeckung wesentlich unterstützt. Es hat sich nämlich eine Ballade vorgefunden, deren Verfasser vor dem 12ten Jahrhundert gelebt haben muß, und die noch jetzt von den Landeuten in Armorica gesungen wird. Sie handelt von Merlins Flucht vom brittischen Königshof, von seiner Auffuchung, Wiederkehr und abermaligen Entweichung *).

Valentin Schmidt (Wiener Jahrb. Bd. 29 S. 86) meint: „Das tragische Ausscheiden Merlins aus dem Kreise seiner Freunde beweist die Ohnmacht aller Klugheit und Weissagung einem höhern Walten gegenüber. Als Gawain die Stimme des unsichtbar gewordenen und verzauberten Merlin hört, sagt er: „Wie konnte dieß dem weisesten Mann der Erde begegnen?“ Merlin antwortete: „Sage: dem Thörichtesten, denn ich bin ein Thor gewesen, daß ich ein Weib mehr liebte, als mich selbst. Denn ich lehrte meiner Freundin das, wodurch sie mich einkerkerete, und nichts kann mich erlösen!“ Er hatte nämlich auf Vivianens Verlangen sie in seine Zauberkünste eingeweiht, und ihr ging es wie dem Zaubrerlehrling in Lucians Philopsuedes. Den Zauber, welchen sie selbst beraufbeschworen, konnte sie

*) Barzaz Breiz, Chantea popul. I. p. 64.

nicht Ibsen, und der Meister, der andern helfen konnte, vermag nun nicht für sich etwas zu thun, denn eben jene Kräfte, durch die er wirkte, sind jetzt vom Zauber festgebunden. Der französische Roman erzählt den Verlauf der Sache wie folgt:

Nachdem Merlin sich der Jungfrau ganz hingeeben, lehrte er sie allerhand Künste zu ihrer Ergöblichkeit, die sie nachmals auch sehr ausübte. Eines Tages merkte er große Traurigkeit an ihr. Sie nach der Ursache fragend, veranlaßte er sie, ihm den Wunsch mitzutheilen, den sie noch auf dem Herzen hatte. „O mein süßer Freund!“ sagte sie, „noch Eine Wissenschaft fehlt mir, o lehre sie mich.“ — „Und welche?“ — „Lehre mich, wie ich einen Mann fesse, ohne Ketten, ohne Thurm, ohne Mauern, bloß durch die Kraft des Zaubers, so daß er niemals entweichen kann, wenn ich ihn nicht entlasse.“ — Da Merlin dies hörte, seufzte er tief und ließ sein Haupt sinken. — „Warum ersuchst du?“ fragte Niniane. „Ich weiß“ antwortete er, „daß du mich so zu halten Willens bist, und doch kann ich nicht widerstehen, es dich zu lehren, so ganz bin ich von dir eingenommen. Nun sage, was verlangst Du?“ „Ich wünsche“, sprach sie, „daß wir uns einen bezauberten Wohnort errichten, der nie zerstört werden kann, worin wir Beide ungestört vor der Welt zusammenleben könnten und unsrer froh werden.“ — „Dies soll geschehen“ sprach Merlin. „Nein, nein Freund“ erwiderte Niniane, „du sollst ihn nicht machen, sondern sollst mich ihn machen lehren, damit er alsdann ganz in meiner Gewalt sey.“ So lehrte sie Merlin Alles ohne Rückhalt, was zu einer solchen Verzauberung gehörte. Als sie es nun begriffen hatte, auch sich jedes Wort sorgsam aufgeschrieben, war sie voller Freude, und bezugte dem Merlin so viel Liebe, daß er kein anderes Vergnügen mehr kannte, als mit ihr zu seyn. Eines Tages gingen sie Hand in Hand im Walde von Broceliande lustwandeln. Als sie sich ermüdet fühlten, setzten sie sich unter einer großen Weißdornhecke, die eben süß duftend blühte, ins hohe Gras nieder, und ergöbten sich mit süßen Lie-

bedecken. Merlin legte dann seinen Kopf in Ninians Schoos, und sie streichelte seine Wangen, bis er einschlief. Als sie gewiß war, daß er schlafte, stand sie leise auf, nahm ihren langen Schleier, umgab damit die Perle, unter welcher Merlin schlief, und vollendete die Bezauberung genau so, wie er solche sie gelehrt. Neunmal ging sie um den geschlossenen Kreis, neunmal wiederholte sie die Zauberworte, bis er unauflöslich war; dann ging sie wieder hinein, setzte sich leise wieder auf den vorigen Platz, und legte Merlins Kopf sich wieder in den Schoos. Als er aufwachte und umherschaute, dünkte ihm, er wäre in einem entsetzlich hohen festen Thurm eingeschlossen, und läge auf einem herrlichen kostbaren Bett; da rief er: „mein Fräulein! Ihr habt mich hintergangen, wenn Ihr jetzt mich verläßt, denn kein Anderer kann mich aus diesem Thurm ziehen.“ „Mein süßer Freund!“ sagte sie „beruhige dich, ich werde oft in deinen Armen seyn!“ Dies Versprechen hielt sie treulich, denn wenige Nächte vergingen, wo sie nicht bei ihm war. Merlin konnte nie wieder von dem Ort, an welchem er von Niniane gezaubert war, sie aber ging und kam nach Wohlgefallen. Sie hätte nachmals ihm gern die Freiheit wiedergegeben, denn es dauerte sie, ihn in solcher Gefangenschaft zu sehen, aber der Zauber war zu stark, und es stand nicht mehr in ihrer Macht, worüber sie sich in Traurigkeit verzehrte. (Hr. Schlegel röm. Dicht. d. Mittelalt. S. 176 ff.)

Dieselbe Fee Viviane (Niniane), welche den Merlin unter dem Weißdornstrauch berückt und mit unabbarem Zauber gefesselt hatte, war es auch, welche den Helden Lancelot in ihr Reich entführte, um ihn daselbst zu erziehen, daher sein Beinamen „vom See.“ Billemarqué vindicirt ihn der Bretagne, weil daselbst häufige Sagen umgehen, daß Kinder von Fern geraubt werden. Aber darum alte wäl'sche Quellen in Zweifel zu ziehen, ist kein Grund vorhanden, weil auch die Irländer von einem unter dem Wasser befindlichen Land der Jugend erzählen, und dessen Herrlichkeiten, sowie

die Schönheit der Elfen, die es bewohnen, nicht genug beschreiben können (s. Grimm, *Irtsche Elfenm.* Einleitung). Die Entführung von Arthurs Gemahlin durch Lancelot erwähnt schon eines der unbestritten ältesten *Bardeenlieder*, Merlins „*Asallennau*“ mit den Worten: „Arthur wird wieder erscheinen und Owenboywar bestraft werden.“ Die *Triaden* ermangeln nicht, jener Entführung häufig zu gedenken. Ferner ist in der *Vita Sti. Gildae*, die dem *Garadoc* von *Blancarvan*, einem Zeitgenossen des *Gottfried* von *Monmouth* zugeschrieben wird, Arthur als ein vielseitig bedrängter Fürst („*dolens et lacrimans*“) dargestellt, dessen Weib ein kleiner Fürst von *Somersetshire* zu rauben, und dennoch mit dem Beraubten einen diesen beschämenden Frieden einzugehen vermochte, woraus abzunehmen, daß der so gestaltete Inhalt dieser Legende einer Zeit angehört, in welcher Arthur noch nicht den *Storienschimmer* eines unbefleglichen Herrschers, wie er in der spätern Sage erscheint, angenommen hatte. Hätte sie aber auch wirklich *Garadoc* erst verfaßt, so würde sie dennoch immer noch älter seyn, als der älteste *Lancelotroman*, und jedenfalls ist sie auf wälischer Tradition gegründet. (*San Marte, Arthurs.* S. 99). Der Einwendung: Lancelot könne nicht wälischer Abkunft seyn, denn es sey ein französischer Name — man supponirt nämlich einen *Apostroph* (*L'Ancelet*, und das Wort ist *Diminutivum* von *ancel*, wie *baisselot* von *boissel*, *Michelot* von *Michel* etc.) — läßt sich entgegen, daß er nur Uebersetzung von *Mael* sey, was (nach *Owen Welsh diction.* und *Walter diction. gallois*) s. v. a. *Diener* bedeutet, wie *ancel* (nach *Roquesfort Gloss.*) in der romanischen Sprache (vergl. das lateinische *ancilla* und *ancillari*). Fa-

Hein, anerkannt einer der ältesten Barden und (mythischer) Zeitgenosse des (mythischen) Arthur, preist in einem Gedichte (Myvyr. Arch. I., 27) die Schönheit des Fürsten Rael, tadelt ihn aber wegen seiner verderbten Sitten (also eine Anspielung auf den Entführer der Ginevra). Ferner machen auch die Triaden den Rael zu einem Fürsten und Zeitgenossen Arthurs (Myv. Arch. II., 358). Das Landvolk in der Niederbretagne und in Wales, obschon diese Volksstämme seit mehr als zwölf Jahrhunderten getrennt sind, gedenken doch Beide in ihren Nationalliedern dieses Helden; der Bearbeiter des französischen Romans, dessen Entstehung man in die Mitte des 13ten Jahrhunderts setzt, hat vielleicht die Namen Lancelot und Viviane nur den unbekanntenen Namen jener Personen substituiert, welche von der Tradition gefeiert werden.

Meines Erachtens kann, wenn Ginevra der Neodruidismus, die personifizierte geistliche Hurerei seyn soll (vergleiche S. 684) gegenüber dem Arthur, als dem Repräsentanten der Rechtgläubigkeit, auch Lancelot nur eine allegorische Figur seyn. Daß er sein sündhaftes Leben als reuiger Mönch beschließt *), möchte ich auf die endliche Verschmelzung des Neodruidismus mit der orthodoxen Kirche beziehen, was man unter dem Bilde einer Ausöhnung mit Arthur dargestellt haben möchte. Lancelots Jugendzuehung im unterseeischen Reereich dürfte wohl eine mündliche Anspielung auf die ursprüngliche Glaubenslehre des Landes seyn, die erst spät und unter vielen Kämpfen

*) Nonne — sagt Gilbas — in primis adolescentiae tuae annis avunculum tuum regem . . . opprobrati . . . nonne cupiditate invecus ad vitam revertendi rectam, monachum te vocasti?

sich in die Christliche umwandelte. Aber seiner Befeh-
 rung wegen war Lancelot, der nunmehrige Die-
 ner der wahren Kirche, auch gewürdigt worden, daß
 sein Sohn Galaad den leer gebliebenen Sitz an der
 Tafel des Gral (s. S. 669) einnehmen durfte, wel-
 cher leere Sitz die Aufschrift hatte: Ici est le siege
 de Galaad *). Die Fee, welche den Lancelot erzog,
 war keine andere, als die "Dame vom See", d. h.
 Geridwen mit ihrem Waschbecken, deren oben erwähnte
 Kenntniß der Kräuter und Steine und anderer Zau-
 berkräfte auch Lancelots Pflegemutter nachgerühmt wird.
 Die eigentliche Mutter Lancelots war die Gemahlin
 des Königs Ban. Dieser — berichtet der profan-
 sche Ritterroman, der bedeutend jünger ist als der
 metrische „La Charette“, den Chretien de Trobes
 um 1191 schrieb — war durch Verrath seines Sene-
 schalls in der eigenen Burg verbrannt worden. Die
 betrübte Gattin hatte ihr neugebornes Kind am Ufer
 eines See's zurückgelassen, während sie hingegangen
 war, die letzten Augenblicke ihres sterbenden Gemahls
 zu lindern. Bei ihrer Zurückkunft fand sie ihr Kind
 in den Armen einer schönen Frau. Sie beschwor diese
 flehentlich, ihr das Kind zurückzugeben, aber die Dame,
 ohne auf ihr Bitten zu achten, oder ein Wort zu äu-
 ßern, begab sich an den äußersten Rand des See's,
 tauchte unter und verschwand mit dem Knaben. Der
 Name der Dame vom See war Viviane, und sie
 hatte „en la marche de la petite Bretagne“

*) Im Roman Sigis (Wigalois) heißt es: Ce Lancelot passa
 en prouesse tous les autres, excepte son fils Galaad qui
 remplit le siege perilieux et acheva les aventures du sang
 Grail. ainsi qu'il est contenu au livre qui est fait de la
 quete du dit sang Grail.

gewohnt. Da aber auch Avallon ihre heilige Insel war, so erblickt man hier eine wälische Sage, die bei der Stammverwandtschaft der Wälischen und Bretagner sehr leicht auch dahin ausgewandert sein könnte. Nachdem der junge Schübling der Dame vom See eine ritterliche Erziehung genossen, brachte sie ihn an den Hof Arturs. Auffallen müssen die im Leben Arturs und Lancelots sich darbietenden Parallelen. Viviane hatte das Kind Lancelot in ihr Feenreich getragen, ebenso den sterbenden Arthur auf die Insel Avallon^{*)}, die ja auch für ihren Wohnsitz galt, und wo Arthur unsichtbar fortlebt, wie Lancelot im Feensee. Auf Avallon, der Glasinsel (Glastonbury) in Somersetshire herrschte Melwas, d. i. Mael (San Marte Arturs. S. 99), also Lancelot. Nach dem französischen Arturroman war Arthur der Berufene, welcher die von Uthyr Bendragon gestiftete Tafelrunde vollständig machen, d. h. den leer gebliebenen Platz ausfüllen sollte. Dasselbe wird von Lancelots Sohn Galaad gesagt, welcher den Namen von einem Sohne Josephs von Arimathia führte. Lancelot selber war der Besitz des Gral nicht beschieden wegen seiner frühern Unkeuschheit (Häresse!), er erblickte ihn zwar (Lanc. du Lac, Par. 1533. II. fol. 85), gerieth aber in die größte Sinnenbethörung, und hatte keinen Gewinn dabei. Daran war sein Verhältniß zu Genevra Schuld, denn nach dem Tristan mußte der Hüter des Gral in unbeschädeter Keuschheit sich erhalten. Der

^{*)} Avallon war die Insel der Seligen. Im „Perceforest“ heißt es: auf der Insel Beland (Zeeland = Seeland) lebte eine Fee Morgane, diese war es, welche den Arthur aus der Schlacht entrückte. Aber zufolge Uthurs Fairy Legends of the south of Ireland II, p. 16. war sie Arturs Schwester und — Lancelots Freundin, also Viviane.

Alain Becheur *), ein Nachkomme Josephs von Arimathia, hatte eine Pilgerin, die sich vor dem Gral niederwarf, mit einem Blick des Wohlgefallens angesehen (Bibl. des Rom. Avril 1776. I. p. 222), die Folge war, daß die heilige Lanze — welche zum Gral gehörte, weil mittelst ihr Longin die Seite des Heilands durchstochen, und das kostbare Blut hervor-

- *) Sein eigentlicher Name war Alain. Pocheur hieß er als Seelenfischer (pêche), aber auch mit Anspielung auf seinen hier erzählten Sündenfall (pêché), also Fischer und Sünder. Im Roman du St. Greal findet die Bezeichnung „Fischerkönig (roy pocheor), welche Chretien von Troyes zuerst gebraucht — der bloß trocken erwähnt: der roy pocheor habe sich bei einem See ein Schloß erbaut, weil er hier so schön fischen könne — ihre Erläuterung: Joseph von Arimathia von Ebron Abschied nehmend, durchzog mit seinem Gefolge Grotts, Brittanien, und kein Tag verging, ohne daß 20 bis 30 Personen habe und Gut verließen, um ihm zu folgen. Er sprach mit solcher Kraft und Erhabenheit durch die Gnade des h. Geistes, daß Niemand seiner Lehre (Christi) zu widerstehen vermochte. Er kam in eine Wüste, wo sie nichts zu leben fanden, nur diejenigen, welche sich in Josephs Nähe hielten und nach seiner Lehre thaten, wurden vom Gral gespeist; die andern dagegen, die zwar mit ihm zogen, aber daneben Unfug trieben, blieben hungrig und durstig. (Alles dies ist, wie beim biblischen Manna, wie sich von selbst errath, geistlich zu verstehen). Laut klagten sie über diese Zurücksetzung, und forderten, daß Joseph ihrem Elend ein Ende mache. Er aber hielt ihnen ihre Schuld vor, daß sie von Gott abgelaßen; sie seyen nicht seine wahren Kinder, er nicht ihr wahrer Vater. Doch sein Erbarmen zu zeigen, befehlt er Alain, dem Sohne Ebrons, Kege in den Bach auszuwerfen. Es wird zwar nur Ein Fisch gefangen, aber ein sehr großer. Sie verzagen darob, daß er ausreiche für so viele. Joseph jedoch läßt ihn kochen, zerlegt ihn in drei Theile, dann läßt er Alain zum Gral beten, er möge die Jürnenden mit dem Fische sättigen. Da geschah ein Wunder, denn sie wurden alle so satt, als ob sie alles Fleisch der Welt gegessen hätten, und sie gaben Alain den Namen des reichen Fischers. (San Marte Wolfst. v. Eschenb. II. S. 418.) Wenn mir eine Vermuthung auszusprechen gestattet wäre, so würde ich Alains Fischerei für den Gral, d. h. für das Beden erklären, in welchem ein Fisch, d. h. ein reiner Christ, der für Andere den Dofertod stirbt, getödtet wird, und insofern sein Tod für Andere seligmachende Kraft hat, sättigt er sie Alle.

geloct hatte, welches der Gral aufbewahrte — daß diese Lanze aus seinem Arm fiel und ihm eine Wunde beibrachte, aus der das Blut 50 Jahre unaufhörlich floß. Merlin weissagte, die Wunde werde erst heilen, wenn ein Ritter, noch keuscher als Bechur, gewürdigt würde, das Heiligthum zu berühren und zu erhalten. Diese Verbindung, in welche Lancelot auch mit dem Gral gebracht wurde, ist ein starker Beweis mehr, daß seine Geschichte, wie jene Arthurs und Merlins, geistlich gefaßt werden müsse. Er wird aber schon in den Bardensliedern diese Stellung eingenommen haben, obschon unter einem und unbekanntem Namen, nur wurden die Thatfachen von den christlichen Mönchen in Wales auf Mail übertragen, bis in der Person des Lancelot der heidnisch-christliche Character durch die christliche Lünche vollständig unkenntlich gemacht wurde, und der von den Bardens des Alterthums besungene Held zum gemeinen Küssling und Ehebrecher herabsank, der zuletzt als reuiger Sünder in der Einsiedlerzelle sich wieder den Himmel erobern will. Lancelot, in der auf uns gekommenen Gestalt, ist das unverläugbare Product einer Mönchshypantastie.

Eine der hervorragendsten Erscheinungen im Arthur-Cyclus war *Tristan*, dessen Liebe zu Isolde noch öfter besungen wurde, als jene des Lancelot zu Genevra, daher ein Troubadour einen Jongleur der Unwissenheit anklagte, weil er nicht einmal die Begebenheiten des Tristan kenne (*Ni no sabetz las novas de Tristan*^{*)}). Seit der Mitte des 12. Jahrhunderts feierten ihn die Gesänge der Provençalen, leider sind jene Gedichte verloren gegangen, nur wenige Bruchstücke haben sich

^{*)} Ni no savez les nouvelles de Tristan.

bis auf unsere Zeit erhalten, doch verrathen diese kein hohes Alterthum. Eines der drei ältesten wurde unter der Regierung Heinrichs II. von England von einem gewissen Veroy umgearbeitet, das zweite hat einen Dichter Thomas zum Verfasser, der etwa 25 Jahre später als Veroy lebte; das dritte wird allgemein dem Chretien van Troyes zugeschrieben, welcher schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts gestorben war^{*)}. Fauriel hat nachgewiesen, daß der Prosaroman des Lucas du Guast nur eine Erweiterung der ursprünglichen Gesänge sey, also für die Forscher alterthümlicher Literatur keinen selbstständigen Werth besitzt. Behalten wir daher nur die drei verffictirten Bearbeitungen von Tristans Abenteuer im Auge. Sie sind zwar nur Fragmente, aber sie erklären sich gegenseitig, und können daher leicht zu einem Ganzen verschmolzen werden. Ihr Inhalt ist bekannt. Tristans erste Waffenthaten finden in Cornwall, am Hofe seines Oheims, des Königs Mark, Statt. Die Veranlassung für Tristian, seine Kraft zum Erstenmal zu versuchen, hatte ein irländischer Ritter, Morhoust, der einen ungebührlichen Tribut forderte, herbeigeführt. Tristian besiegte den hochmüthigen Krieger und tödtete ihn, aber er selbst war von seiner vergifteten Lanze in den Schenkel verwundet worden. Da in ganz Cornwall kein Arzt sich vorfand, der ihn zu heilen vermochte, so wandert er unter der Maske eines Harfenspielers nach Irland. Dort lernt er die schöne Isolde kennen, von welcher er in der Heimath seinem Oheim ein so reizendes Bild entwirft, daß der König sie zu seiner Gemahlin zu erwählen beschließt. Tristian soll der Freierwerber seyn.

*) Tristan, Recueil de ce qui reste des poemes relatifs a ses aventures, publié par Michel.

Er verkleidet sich als Handelsmann und kehrt mit ihr nach Cornwall zurück. Unter Weges reicht er ihr einen Liebestrank, der Brangine, Ifoldens Jofe anvertraut war, und Ifolden Liebe zu March einzulösen die Bestimmung hatte. Beide fühlen bald die Wirkung dieses Trankes in ihren Gliedern. Wenige Tage nach der Hochzeit merken schon der Seneschall und der Zwerg des Königs das verbrecherische Verhältniß, und machen dem König davon Anzeige. Auch verschafften sie ihm die günstige Gelegenheit, die beiden Liebenden zu überraschen, Tristan aber entgeht einige Zeit den ihm gestellten Fallen. Zuletzt werden Tristan und Ifolde dennoch ergriffen, und sie sollen zum Hochgerichte geführt werden, als der Ritter ein Mittel zu ihrer Entweichung erfand, und die Königin zu befreien so glücklich ist. Nach drei Jahren hatte ein frommer Klausner die beiden Gatten auszuföhnen gewußt, und Tristan wird vom Hofe verwiesen. Dennoch erscheint er wieder derselbst. Er hatte nämlich im Costüm eines Narren sich Allen unkennlich gemacht und sein Verhältniß mit Ifolden wieder angeknüpft. Die Hofleute schöpfen Verdacht, und theilen dem König ihre Vermuthungen mit. Um die Ankläger in Verlegenheit zu setzen, begibt sich die Königin unter den Schutz Arthurs und der Ritter von der Tafelrunde. Sie erbieht sich durch einen feierlichen Eid, sich von dem Verdacht der Untreue zu reinigen. Als am anberaumten Tage March und Arthur mit ihrem Gefolge sich an den bezeichneten Ort verfügen, erscheint Tristan im Bettlergewande, und erbieht sich, die Königin über einen schwer zu passirenden Bach überzusetzen. Sie nimmt dies Anerbieten an. Auf ein von ihr gegebenes Zeichen läßt der Geliebte sie in den Bach fallen, und sie kann nun,

ohne einen Meineid zu begeben, schwören, daß sie in ihrem Leben mit keinem andern Mann in Berührung gekommen als mit ihrem Gemahl und dem Bettler, der ihr jetzt seinen Beistand angeboten. Nachdem sich nun die Königin auf diese listige Weise von dem auf ihr lastenden Verdacht gereinigt hatte, überlassen sich alle Anwesenden der Lustigkeit, Ritterspiele werden eröffnet. Tristan nimmt unter einer neuen Maske an ihnen Theil, und streckt einen Kämpfer nach dem andern in den Sand, bis zuletzt von den Rittern der Tafelrunde keiner mehr übrig ist. Arthur, welchem solche Tapferkeit sehr imponirt, wünscht des Siegers nähere Bekanntschaft zu machen, und bietet demjenigen reichen Lohn, welcher den Tapfern zu ihm führen würde. Tristan ist aber so klug, jede neue Begegnung zu vermeiden, und entfernt sich vom Schauplatz seiner Siege. Obschon Isolde's Ruf wieder hergestellt ist, so wird Tristan dennoch nicht wieder an den Hof seines Ohms berufen. Er zieht sich in die kleine Bretagne zurück, wo der König des Landes, Hoel, ihm seine Tochter zur Ehe geben will, die zufällig ebenfalls Isolda heißt. Aber die erste Liebe hat in seinem Herzen zu tiefe Wurzel geschlagen, und alle Versuche, die Erinnerung an sie zu verwischen, schlagen fehl. Vergnügungen und gefährvolle Abenteuer jeder Art werden vergeblich aufgesucht, um das Bild Isoldens aus seiner Phantasie zu verdrängen. Er beschließt also, die Königin von Cornwall wieder aufzusuchen. Aber die Tochter des Königs von Kleinbretagne, welche hinter das Herzensgeheimniß ihres Vatters gekommen ist, macht Tristan glauben, daß die Königin von Cornwall seine Wünsche nicht mehr theile, worüber sich dieser zu Tode grämt.

Oben ist erinnert worden, daß die älteste Ausgabe dieses Romans nicht weiter als in das 12. Jahrhundert hinaufreicht. Erst um diese Zeit beginnt seine Popularität in der Bretagne.

Valentin Schmidt (Wien. Jahrb. Bb. 29 S. 100) gibt jenem Liebestrank die Schuld, daß der Einfluß des Gral auf Tristan so gering ist. Man muß nämlich wissen, daß Tristans Vater Meliades ein Abkömmling des Galaad, des Neffen Josephs von Arimathea, war. Dadurch ist auch er in die Gralsage verflochten. Da aber der Gral ursprünglich Ceridwens Waschbecken war, so drängt sich die Frage auf, ob nicht auch Tristans Geschichte in den druidischen Mysterien ihren Schlüssel findet?

Mone *) erkennt den Tristan als die letzte große Veränderung der Druidenlehre. Ueber Ausbildung, Umwälzungen und Unterdrückung der brittischen Druidenlehre gibt es mancherlei Uebersetzungen, die bedeutendern sind die mythologischen Triaden von den drei mächtigen Schweinhirten, worunter drei verschiedene Zeiträume der brittischen Druidenherrschaft verstanden sind. Das Symbol des Schweins steht im nächsten Zusammenhang mit der Druidenlehre vom Wasser **). Der erste Schweinhirt in Britannien,

*) Ueber die Sage von Tristan, vorzüglich ihre Bedeutung in der Geheimlehre der brittischen Druiden.

**) Auch in andern Religionen, wie die Sprache beweist, denn W (Sau) stammt von VU (feuchten). χ - $\alpha\tau\tau\iota\omega\varsigma$ und α por Eber (engl. boar), v. sanskr. vara, lat. verrea, Schwein, das Stammwort ist aber das sanskr. var, fließen. Mit den Sprachen vereinigen sich die Mythen dieses zu erweisen, denn Phorkeus ($\varphi\omega\rho\kappa\omega\varsigma$, poreus, Herkel) ist ein Meerergott, und Wischnu hatte als Eber die Erde aus dem Wasser hervorgezogen.

sagt die Triade, war Bryden, Sohn des Brovll, der zweite Goll (vgl. S. 674. 685), der dritte Trifan, Sohn des Tallwch, dieser bewahrte die Schweine des March (Ros *), während der Schweinhirt zu Gffylt (Isolde) eine Botschaft machte, um mit ihr eine Uebereinkunft zu schließen. Zu gleicher Zeit verbanden sich Arthur, March, dessen Seneschall Kai und Bedwyr zu einem Buge gegen Trifan, allein sie bekamen auch nicht ein Ferkel von ihm, weder durch Schenkung, noch durch Raub, noch durch List, noch durch Gewalt oder Diebstahl. Darum heißt man die Drei die mächtigen Schweinhirten, weil ihnen kein Schwein auf irgend eine Art entrißen werden konnte, und sie die anvertraute Herde unverletzt den Eigenthümern zuführten. (Welsh Arch. II. p. 6. 23. 72. 77). Hier ist also eine Vermischung mit fremden Mysterien (foreign mysteries), die in Gornwall eingeführt und von da weiter verbreitet, aber als verunstaltet angesehen wurden, angedeutet (vgl. S. 677). Daber wird Trifans Verhältnis zu Isolde als ein ehebrecherisches und blutschänderisches geschildert. Der Character Trifans, als Gerold **) der Mysterien, bezeichnet also den Inbegriff einer mysteriösen Glaubenslehre, die in einer gewissen Zeit im brittischen Druidenwesen das Uebergewicht hatte. Isolde (Giffelt) übersetzt Davies durch Schauspiel oder Gegenstand anhaltender Beschauung, ohne Zweifel von mysteriösem Sinne. Als Weib des March (Ros) war sie eine Stute, in welcher Gestalt Taliesin die Geridwen gesehen haben will *). Aus den heiligen Ge-

*) Auch dieses ist Wassersymbol s. S. 64 Anm.

**) So übersetzt Davies diesen Namen.

***) Pome beschreibt im „Anzeiger f. Kunde des Mittelalt. 1836 S. 118 einige keltische Münzen, von denen eine auf der Bor-

remonien dieser Göttin erklärt sich aber die Liebe des Herolds und Mythologen Tristan, dessen Herrde aus Priestern und Andächtigen besteht. Tristan gehört jedoch einer jüngern Periode an als Goll, welcher die Sau zu hüten hatte, ehe sie Junge warf. Hier aber sind die Ferkel bereits hervorgebracht und vervielfältigt, obgleich noch immer Gegenstand der Verfolgung von Seiten des mythischen Arthur und seines Herdes (S. 673). Goll wird einstimmig als ein Fremder beschrieben, der nach Britannien gekommen, während Tristan ein Inländer und von mysteriöser Wichtigkeit war, ehe er die Schweine hütete und mit der Mähre von Cornwall hahlte. Die französischen und englischen Romane von Sir Tristram sind aus dieser mythischen Basis von Sagen, die unter den ältesten Britten im Schwange gingen, ausgebildet. Und doch sind die Sagen, die sich zunächst auf Tristans Abenteuer beziehen, aus der Sprache von Wales verschwunden, jedoch — behauptet Mone — sicherlich da gewesen, und haben die romantischen Lieder vom Helben Tristan erzeugt. Darunter ist der Tristram des Poeten Thomas von Breilbounne besonderer Aufmerksamkeit werth, weil er die echt brittische Religionslehre, obschon mit dichterischen Farben aufgeputzt, enthält. Dieser Schriftsteller

derseite eine Stute (Teridwen?) hat, mit sieben Punkten (Planeten?) um den Kopf. (Man vgl. S. 662, wo Teridwens Sternkunde gerühmt wird). Der Hals ist durch einen Halbmond, der Oberkopf und das Maul durch zwei Ringe angezeigt. Eine andere Münze stellt eine springende Stute dar, der Ring unter derselben ist Teridwens Kessel, die drei Punkte daran die drei magischen Tropfen (vgl. S. 662), die geschlängelten Striche der Ablauf des Kesselwassers (?). Der Stern mit den 8 Strahlen über der Stute hat astronomische Beziehung. (Melleicht erklärt er die heiligen Tempel der Druiden, deren Form auf viele Kirchen in Frankreich vorrecht wurde?)

ändert den Namen Trifans in Triftram und Tram Trifi, was in der Sprache von Wales eine traurige Gestalt (woeful contenance) bedeutet *). Trif-

*) Davies merkt an, es war dies ein zu drolliger Gedanke, um dem launigen Cervantes zu entgehen, der diese Romane in spanischer Uebersetzung gelesen haben mochte. None findet diese Behauptung nicht ganz richtig, weil schon Pellicier zeigte, daß Amadis von Gallien derjenige Roman war, der durch den Don Quixote ins Lächerliche gezogen ist. Allein insofern Cervantes selbst erklärt, der Hauptzweck seines Werkes sey gewesen, das ausgebreitete Ansehen der Ritterbücher zu vernichten, kommt auch Trifan allerdings in die Vergleichung mit Don Quixote, wiewohl er darin nur einmal erwähnt ist. Aus den vielen Anspielungen im Don Quixote schloß Pellicier, daß man unter den Ritterbüchern untersuchen, und eine französische und englische Sippschaft derselben annehmen müsse. In jener zählt er die Romane von Karl und seinen Párs, in dieser den Arthur mit seiner Tafelrunde und den Grai. Außer diesen Romanen, die auf ehrwürdiger Uebersetzung beruhen, gab es aber zu Cervantes Zeit noch eine Menge anderer, die nur Ausgebirten einer nachahmenden verdorbenen Einbildungskraft, eigentliche Ritterromane waren. In Italien, Frankreich und Spanien bildete sich früh aus dem Heldenliede und der Romane der Roman, aus diesem die Novelle; die Heldensage wurde zum Stoffe einer ungezügelter Dichtung mißbraucht, wie man aus Bojardo und Ariosto erseht. Dieses Unwesen griff Cervantes im Allgemeinen an, weil er aber selbst nichts von der Heldensage verstand, so warf er sie mit den erbärmlichen Romanen zusammen, und ließ seinen Witz an ihr an, da sie in ihrer Gesunkenheit eben so sehr das Gemüth verdarb, als jede andere Geburt der Langeweile. Und hier zeigt sich nun, daß er am meisten den Sagenkreis von Karl d. Gr. durchgezogen, weil dieser auch die Heldensage der Spanier war, wie sich aus ihren alten Romanen unwidersprechlich ergibt. Am häufigsten wird Amadis angeführt; nach ihm findet Don Roldan (Roland) der Sagenheld des ganzen südlichen und westlichen Europa die meiste Erwähnung, sodann der eigentlich spanische Held Cayseros, weniger Karl, Marsil, Reynald (Rinaldo), die zwölf Párs, Turpin, Roncesvalles und Galalon. Aus dem englischen Sagenkreise sind die Anführungen schon seltener, denn er war nicht so einheimisch in Spanien, wie der rolandische, auch haben die Spanier darüber weniger Romane. Nur Merlin und Langaote (Lancelot), dessen Romane drollig genug auf den Don Quixote angewandt werden (I, 13.), spielen eine bedeutende Rolle in der Einbildung des kunstreichen Ritters. Artus, Ginevra, die Tafelrunde, der Grai, Trifan, Neo

rants Vater Rouland ist nur französische Uebersetzung

und der Riese Morgante finden selten Erwähnung, weil sie dem Cervantes ferner lagen als die übrigen. Wenn Cervantes die alten Romanzen für Lügen erklärt, eine Folge dessen, daß die Heldensagen in Spanien für ungewisse Thatsachen angesehen, und mit der klaren Geschichte gleichgestellt wurden, so ist dies Beweis genug, daß er die Heldensagen nicht verstanden hat.

Niemlich gleicher Ansicht über Entstehung und Ausbildung der Heldensage, und der aus ihr hervorgegangenen Ritterromane ist San Marte (Mittheil. a. d. Gebiet hist. antiq. Forsch. III. 2. S. 19.) „Sowohl die lateinischen Romancesomplationen als die Heldengedichte in den Bulgarisprachen gründen sich auf Volksagen und Volkslieder. Beide hatten anfänglich sich unabhängig nebeneinander entwickelt, erst später hat ein wechselseitiger Einfluß, und bei dem größern Theile der lateinischen Complationen Nachahmung, ja sogar Uebertragung derselben stattgefunden. So hat Gottfried von Monmouth auf Betrieb des Erzbischofs Walter von Dyfford die zu seiner Zeit (1152) umgehenden uralten Nationalfagen und Lieder aus dem Brittischen in die Form einer Chronik in lateinische Prosa gebracht. Derselbe Fall ist es mit der Chronik von Cornwall des Thomas von Brittauten. Beide sind nebst andern wieder Quelle und Grundlage der gesammten Romanliteratur des 12. und 13. Jahrhunderts von Artus und der Tafelrunde für England und Nordfrankreich geworden. So sind die Romanzen vom Eid lange in Volk gesungen worden, ehe sie die Gesta Roderici Campeoeti in Eins als zusammenhängende Geschichte zusammenfaßten, und ehe aus dieser in Verbindung mit den darin nicht aufgenommenen Thaten des Helden sich das Poema del Cid hervorrang. So gründet die Chronik Turpins (wahrscheinlich aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts) sich auf alte fränkische Nationalfagen, wie deren bei den alten Franken bis ins 9. Jahrhundert zurück vorkommen (Grimm Alt. Wälder I. 7. S. 35.), die sie zusammenfaßte und für wahre Geschichte ausgab, und dadurch Fundament des spätr so ausgebreiteten Habelkreises von Karl d. Gr. und seinen Paladinen wurde. Nicht minder gehören hieher die alten Chroniken von St. Denis, deren Zusammenfassung auf Befehl des Abtes Suger, Ministers Ludwigs des Jüngern (1137—1180), begonnen wurde, worin man fast Alles wiederfindet, nur abgekürzt, was Turpin von Rouland und seinem Kampfe mit Ferrajus (Ferragu), von den 12 Páres von Frankreich, von der Schlacht von Ronceval, und den Kriegen Karls mit den Helden erzählt, und die in vollkommen reiblicher Absicht und als eine beglaubigte Geschichte der Zeit abgefaßt wurden.“

des keltischen Fallwech, wie Kristans Vater in der bardischen Ueberlieferung heißt, und dessen Namen die überwältigende Flut bedeutet. Seine Mutter, die Schwester des Königs Mark, also des March der Triaden, seine Mutter also, deren Name Blanche Flour *) die weiße Blume bedeutet, sie ist das Zeichen des Bündnisses unter den Bekennern des Druidismus, welches die Britten ihren Brüdern in Gallien heizustehen bewog, und insofern auch Cäsars Zug nach Britannien **) veranlaßte. Und diese symbolische Flour ist das dreiblättrige Kleeblatt, die heilige Pflanze der Druiden, von welcher jedes Blatt die blasse Zeichnung eines Halbmondes trägt, das Symbol der mystischen Dreieinigkeit, die Erklärung des größten Geheimnisses der Triaden (Davies p. 448). Sobald die große Göttin Olwen, die große Mutter Ceridwen, den Boden be-

*) Daher also die Sage von Flou und Blancflou im Karolingischen Sagentreife. Der religiöse und politische Zusammenhang Galliens und Britanniens, und die Nothwendigkeit der Eroberung Britanniens, welche Cäsar aus dem geheimen Bunde beider Völker erwuchs, sind bekannt. Die Triaden aber setzen die Ursache jener Nothwendigkeit in die Flour. Diese Tochter des Zwerges Mygnach und Geliebte des Königs Caswallon wurde von dem aquitanischen König Mordacan Fleidyr entführt, um sie Cäsar zu schenken, und dadurch die römische Freundschaft zu erlangen (cf. Tacit. Hist. IV, 55.) Caswallon (Caswallawon) fuhr nun mit einem Heere von 60,000 Britten und Gallern nach Aquitanien und gewann die Flour wieder, aber Cäsar fiel nun aus Haß in Britannien ein (Owen Camb. biogr. s. v. Flur. Davies Myth. p. 427.) Aber auch diese Sage gehört wohl der Mythologie an, denn Caswallon, der Sohn des Belen, war auf seinem Zuge von Gwennwynwyn (dem dreifach schönen), und Gwamar (dem Herrscher) begleitet, d. h. den Söhnen des Eltan (Bogentreiber), Sohn des Rhyrce (Firmament), und der Artaurhod (der Göttin des Albernern Hades = Iris) der Tochter des (Sonnengotts) Belen. (Welsh Arch. II, p. 60).

**) B. G. IV, c. 20: in Brittaniam proficisci contendit, quod omnibus fore Gallieis bellis hostibus nostris inde subministrata auxilia intelligebant.

rührte, sproßten unmittelbar vier weiße Kleeblätter auf (Owen Camb. biogr. s. v. Olwen meill). Flour ist die Tochter des Rognach, eines mystischen *) Wesens (mystical character), des Sohnes des Rynaw (Schiffsbeweger). In einem Dialog desselben mit Talieftn stürmt er vor, wie Answa, der König der Tiefe, mit seinem weißen Hunde (dem dienenden Druiden). Seine Residenz ist die heilige Insel Gae Seon, und der Fürst der Warden verehrte seinen Thron (Gorsedd). Durch Tristrams Abkunft von der rollenden Woge und dem Symbol der Vereinigung (Blanchefleur) scheint also der Originalerzähler andeuten zu wollen, daß er ein legitimer Sohn der Blutmythien (Arkite Religion) war.

Nach dem frühzeitigen Tode seiner Eltern kam Triflan in die Pflege des Fürsten Rohan, eines Todfeindes des Herzogs Morgan. Beide Wesen finden sich in den Eriaden, aber verschieden gezeichnet. Morgan mit dem Beinamen Mwynvawr, ist der Sohn des Adras und einer der Helden am Hofe des mythologischen (mythological) Arthur. Rohan heißt Rhyhawl (Mann des Uebermaßes), genannt eil Morgant (Morgans Nachfolger). Wie sein Name andeutet, hielt er die mystische Lehre nicht in den gesetzmäßigen Grenzen. In den Eriaden wird er mit Dalldaw dem Rhyhagen zusammengestellt, aber auch mit dem Hofscheiße und zwar als Compeer an Arthurs Hofe. Er wird auch Overwardd genannt, weil er die Wardenlehre durch Beimischung fremder Sagen verdorben, also ein Priester, der durch Neuerungsucht im Druidenweken Aenderungen sich erlaubte. Rohans List, der durch

*) Davies gebraucht das Wort mystical (mystisch) zwar nicht, aber es ist hier jedesmal eingeschlossen beigefügt, wo es bedeutsam erscheint.

eine vorgespiegelte Niederkunft seiner Frau den Tristram mit verkehrtem Namen (Tram Trist) als seinen Sohn adoptirte, zeigt die Besorgniß und Mühe, seine Stellung zu behaupten. Er ließ den Tristan sorgfältig erziehen, und die Geheimnisse der Jagd (d. h. die gemischten Mysterien des Rhyhward) waren die unterscheidenden Merkmale dieser Bildung; Tristans Kunst, das Wild zu zerlegen, ist ganz in der bildlichen Art altbritischer Sagen. So ward auch Talieftin von der Geridwen wiedergeboren und in ihrer mysteriösen (mystical) Halle unterrichtet; und so ist die Feier der Mysterien in der Sage von Bwyll unter dem Bilde einer Jagd dargestellt. Die Weiben aber, welche dem Tristram zu Theile wurden, unterschieden sich von denjenigen seiner natürlichen Eltern, darum ward auch sein Name umgekehrt.

Nun erscheint ein, der Angabe des Thomas zufolge, Norwegisches Schiff an der Küste von Cornwall; da aber die Begebenheit mythologisch ist, so muß es einem Volke angehören, das in den ältesten Zeiten des Heidenthums die Küste von Cornwall besuchte; denn es war mit Falken befrachtet, die Tristan im Schwach gewann und an seine Freunde vertheilte. Man versteht aber erst diese Ladung, wann man weiß, daß Geridwen sich selbst in einen Falken verwandelte.

Tristan wird an den Hof des Königs von Cornwall gezogen, und durch einen Ring (das Druidenzeichen glain), welchen er von seiner Mutter erhalten hatte, wieder erkannt und als Neffe des March anerkannt, d. h. zu den Ehren des Wardenordens zugelassen. Er gelangt zum Commando einer Armee, d. h. er wird Oberpriester und hat 15 ihm beigeordnete Feldherren mit Oberköpfen; er ist also hier, wie in den Triaden, ein Schw-einhirt. Mit solcher Macht ausge-

rüßt, zieht Tristram aus, um den Herzog Morgan anzugreifen, welcher einem ältern druidischen System vorzuzog, tdtet ihn und überträgt die eroberten Besitzungen auf Nohan oder Nhyhawd, den Verderber des bardischen Mysteries, und darum heißt Nhyhawd in den Triaden eil Morgant: sein Nachfolger.

§. 729 wurde eines Irländischen Ritters erwähnt, dessen Erlegung im Zweikampf Tristrams erste That war, aber gleichzeitig war er selber mit einem vergifteten Speer am Schenkel verwundet worden. Die Wunde zeigte sich unheilbar und machte seine Gesellschaft unerträglich, daher sich der Held, wie Philoctet, in die Einsamkeit zurückziehen muß. In der Verzweiflung begibt er sich endlich an Bord eines Schiffes, das er Wind und Wellen überläßt. Hier ließe sich an jenes Schiff denken, in welches die Kelten, wie die Scandinavier, den Todten legten, und das ohne Geleite den Winden übergeben wurde, weil man glaubte, es laufe von selbst in das menschlicher Führung unnahebare Land des Todes ein (Eckermann, Religionsgesch. III. 1. S. 33). Aber so groß ist Tristrams Glück, daß er nach einiger Zeit glücklich im Hafen von Dublin ankommt. Und die Königin dieses Landes war eine Kennerin medicinischer Kräuter (wie Geraden, die durch Kochen des irdischen Theils im Kessel dem Geiste zur Wiedergeburt verhilft). Sie heilte also seine Wunde, und Tristram wird an den Hof berufen. Des Königs schöne Tochter Isonde (Effolt in den Triaden, Isole) wird ihm als Mündel anvertraut, und er unterrichtet sie in Musik und Dichtkunst (welche die Barden üben mußten) und in jedem Zweige der mystischen Lehre. Wie Tristrams begeisterte Schilderung von Isonden's Reizen und ihren geistigen Eigenschaften den König Marcy veranlaßten, ihn nach Irland zu senden,

und sie in seinem Namen zur Gattin zu fordern, ist schon oben erwähnt worden. Durch eine Reihe romantischer Abenteuer kommt der Held von Cornwall zum Ziel seines Auftrags, und die seiner Obhut anvertraute Prinzessin geht mit ihm unter Segel. Bei ihrer Abreise bereitet die Königin Mutter, um das Glück des verheiratheten Paares zu sichern, einen Liebestrank, und übergibt ihn Isonde's Jose Bregwain mit der Weisung, daß er zwischen Bräutigam und Braut am Hochzeitsabend getheilt werden solle. Aber das Schicksal wollte es anders. Als Tristram, bei entgegengekehrtem Winde segelnd, von Hitze und Durst beim Rudern gequält wurde, fordert Isonde einen Trank für ihn zur Erfrischung, und ihre Jose bringt aus Versehen den Liebestrank, welcher für March bestimmt war. So schlürften Tristram und Isonde eine unwiderstehliche Leidenschaft ein, welche der Tod allein überwinden kann. Auch ein Hund *Hobain*, welcher am Gefäße leckte, nachdem es geleert war, fühlte die unwiderstehliche Macht und wurde ihr unzertrennlicher Begleiter. Dieser Hund ist seiner Bedeutung nach ein Merkmal der Weizen spendenden Geridwen, deren Priester *Laliesin* *Hodigion* nennt, d. h. Leute mit Ohren von Kornähren; denn nach *Davies* heißt *Hobain*: Korn, das im Ohr aufschießt *). Vielleicht war *Hobain* ein Priester, denn die Heidenpriester werden anderwärts Hunde genannt; Geridwen selbst verwandelte sich (im *Hanes*

*) Geridwen ist die Gederin des Kornes, der Tempel der Göttin war zum Theil ein Kornmagazin. (*Transactions of the Irish academy* Vol. III. Antiq. p. 75 sq.) Daher kommt es, daß die h. Brigitta, deren Kloster in Kildare an der Stätte, wo Geridwen's Tempel stand, erbaut wurde, jetzt noch um gute Ernten angerufen wird. Im Cultus der Geridwen hatte das Samenkorn freilich auch eine geistliche Bedeutung.

rüftet, zieht Tristram aus, um den Herzog Morgan anzugreifen, welcher einem ältern druidischen System präsidirte, tödtet ihn und überträgt die eroberten Besitzungen auf Nohan oder Rhyhamb, den Vererber des bardischen Mystериums, und darum heißt Rhyhamb in den Triaden eil Morgant: sein Nachfolger.

§. 729 wurde eines irländischen Ritters erwähnt, dessen Erlegung im Zweikampf Tristrams erste Waffenthat war, aber gleichzeitig war er selber mit einem vergifteten Speer am Schenkel verwundet worden. Die Wunde zeigte sich unheilbar und machte seine Gesellschaft unerträglich, daher sich der Held, wie Philoetet, in die Einsamkeit zurückziehen muß. In der Verzweiflung begibt er sich endlich an Bord eines Schiffes, das er Wind und Wellen überläßt. Hier ließe sich an jenes Schiff denken, in welches die Kelten, wie die Scandinavier, den Todten legten, und das ohne Geleite den Winden übergeben wurde, weil man glaubte, es laufe von selbst in das menschlicher Führung unannahbare Land des Todes ein (Eskermann, Religionsgesch. III. 1. S. 33). Aber so groß ist Tristrams Glück, daß er nach einiger Zeit glücklich im Hafen von Dublin ankommt. Und die Königin dieses Landes war eine Kennerin medicinischer Kräuter (wie Ceridwen, die durch Kochen des irdischen Theils im Kessel dem Geiste zur Wiedergeburt verhilft). Sie heilte also seine Wunde, und Tristram wird an den Hof berufen. Des Königs schöne Tochter Isonde (Esfolst in den Triaden, Isole) wird ihm als Bündel anvertraut, und er unterrichtet sie in Musik und Dichtkunst (welche die Barden üben mußten) und in jedem Zweige der mythischen Lehre. Wie Tristrams begeisterte Schilderung von Isonden's Reizen und ihren geistigen Eigenschaften den König March veranlaßten, ihn nach Irland zu senden,

und sie in seinem Namen zur Gattin zu fordern, ist schon oben erwähnt worden. Durch eine Reihe romantischer Abenteuer kommt der Held von Cornwall zum Ziel seines Auftrags, und die seiner Obhut anvertraute Prinzessin geht mit ihm unter Segel. Bei ihrer Abreise bereitet die Königin Mutter, um das Glück des verheiratheten Paares zu sichern, einen Liebestrank, und übergibt ihn Isonde's Jose Brengwain mit der Befehung, daß er zwischen Bräutigam und Braut am Hochzeitsabend getheilt werden solle. Aber das Schicksal wollte es anders. Als Tristram, bei entgegengekehrtem Winde segelnd, von Hitze und Durst beim Rudern gequält wurde, fordert Isonde einen Trank für ihn zur Erfrischung, und ihre Jose bringt aus Veseben den Liebestrank, welcher für March bestimmt war. So schlürfen Tristram und Isonde eine unwiderstehliche Leidenschaft ein, welche der Tod allein überwinden kann. Auch ein Hund *Sodain*, welcher am Gefäße leckte, nachdem es geleert war, fühlte die unwiderstehliche Macht und wurde ihr unzertrennlicher Begleiter. Dieser Hund ist seiner Bedeutung nach ein Merkmal der Weizen spendenden *Ceridwen*, deren Priester *Lallieffn Sodigion* nennt, d. h. Leute mit Ohren von Kornähren; denn nach *Davies* heißt *Sodain*: Korn, das im Ohr aufschießt *). Vielleicht war *Sodain* ein Priester, denn die Heidenpriester werden anderwärts Hunde genannt; *Ceridwen* selbst verwandelte sich (im Hanes

*) *Ceridwen* ist die Getherin des Kornes, der Tempel der Göttin war zum Theil ein Kornmagazin. (*Transactions of the Irish academy* Vol. III. Antiq. p. 75 sq.) Daher kommt es, daß die h. *Brigitte*, deren Kloster in *Kildare* an der Stelle, wo *Ceridwen's* Tempel stand, erbaut wurde, jetzt noch um gute Ernten angerufen wird. Im Cultus der *Ceridwen* hatte das Samentorn freilich auch eine geistliche Bedeutung.

Taltesin) in eine Hündin; und in der Sage vom Bran ist die Priesterschaft durch weiße Hunde vorgestellt *). Der Liebestrank, der Tristram und Isonde betrauschte, scheint der mystische Trank (κρυσεω) gewesen zu sein, der in den Mysterien der Demeter zu Eleusis eine Rolle spielte, und hängt also auch zusammen mit der Bereitung des heiligen Kessels der Ceridwen und mit dem Wein und Metb der wälischen Barden, den die Lehrlinge bei ihrer Einweihung in den Mysterien bekamen. Brangrein hält None für die brittischen Brownen, die König Bran nach Irland entführte, nebst dem mysteriösen (mystical) Kessel, und sie einem Fürsten vermählte, den schon sein Name (Math-olweh: Sitz der Würde) auszeichnet. Isonde wird trotz ihres Liebesverhältnisses zu Tristram Königin von Cornwall, aber ihr früherer Anbeter, ein irischer Edelmann (Tristram), kommt unter dem Namen eines Abgeordneten an den Hof des Königs March, bekommt sie in seine Gewalt und entführt sie in sein Schiff. Diese Entführung Isondens durch einen irischen Spielmann (minstral) bedeutet, daß die Einwohner des alten Irlands in die Cornwallischen Mysterien eingeweiht waren. (Vgl. dagegen weiter unten Billemarqué's Auslegung dieser Figur). Tristram findet jedoch Isonde wieder und stellt

*) Dadurch erhält eine von San Marte historisch gefaßte Stelle in Kirchwoods Highland's rites and customs p. 60. ihre erforderliche Klarheit. „Eine der Frauen Arthurs, des Ehedruchs angeklagt, und verurtheilt, von Hunden zerrißen zu werden, floh nach Schottland, wo sie ihr Leben beschloß. An dem Orte, wo sie begraben ward, erhebt sich eine Pyramide mit einem Basrelief, das auf einer Seite Männer zeigt, welche eine Frau verfolgen, auf der andern eine Königin, die von Hunden zerfleischt wird.“ Die Männer waren Priester, also — Hunde, das eine Bild also der Commentar des andern, denn Arthurs Frau Genevra haben wir schon S. 724 als Personification der Pärcke erkannt.

sie seinem König zu, sinnt aber nun auf Mittel, eine
 Zeichensprache mit ihr unterhalten zu können. Von
 seiner Herrin getrennt, dachte er auf eine Correspon-
 denz, und bediente sich zu diesem Zwecke schmaler Stük-
 chen Holz, auf welchen Charactere eingravirt waren,
 und warf diese in einen Bach, welcher durch den Obst-
 garten von Isondens Landstz floß. Dieser Obstgarten
 — auch Avallon war einer, denn Merlin rühmt seine
 147 Apfelbäume, freilich im mystischen Sinne — ist
 ein Druidenhain, in welchem Fruchtbäume gepflanzt
 werden mußten, denn die Loose, durch welche die Drui-
 den die Gottheit um Rath fragten, wurden solchen
 entnommen. Tristrams Holzstäbe mit den geheimen
 eingegrabenen Zeichen waren also Weissagestäbe (Coel-
 breni), die so oft von den Barden erwähnt werden,
 oder sie waren auch die Loose, die vom Schößling ei-
 nes Fruchtbautms in Kerbhölzer ausgeschnitten und mit
 geheimen (mysterious) Zeichen unterschieden wurden,
 wie Tacitus beschreibt. So ist auch das Orchard
 der druidische Wald dieser Fruchtbäume oder die Loose
 selbst, die aus diesem Walde genommen wurden. Auch
 beschreibt ja Merddin den ganzen Kreis der druidischen
 Geheimlehre (mysticism) als ein Orchard von 147
 Fruchtbäumen, die alle wie vollkommene Kerbhölzer zu-
 sammen passen.

Tristram wird hierauf zum Hochconstabel befördert,
 oder, wie die Triaden sich ausdrücken, zum Priv Hud
 (Vorsteher der Mysterien), welches Amt ihm das Pri-
 vilegium gibt, in der Königin Gemach zu schlafen. Aber
 er erlaubt sich hier gewisse Freiheiten, die seine Ver-
 bannung vom Hofe von Cornwall zur Folge haben.
 Er zieht also nach Wales zurück und übernimmt hier
 die Vertheidigung des Königs Triamour gegen die

Ufurpatoren des Riesen Urgan, welchen er im Streitkampfe erlegt. Zum Lohne erhält er die Souveränität von Wales, zugleich mit einem roth, blau und grün gestreiften Hündchen. Der beschriebene Held gibt sofort die Krone an des Königs Tochter Blanche Flour, und schickt das Hündchen an Ifonde. Dieser Triamour scheint der irische Triathmor (wo das th stumm ist) zu seyn und bedeutet: König, Eber, Meereswoge und Hügel; so daß er einen hinlänglichen mystischen (mystical) Vielsinn enthält, um entweder den Vorsteher der wälischen Druiden, die Hauptsymbole ihres Glaubens, oder den Vorrang ihrer Würde zu bezeichnen; oder auch die erhöhte Stätte, wo der Gottesdienst abgehalten wurde (Davies p. 454). Urgan ist der Gwrgi der Triaden, ein sagenhafter Unhold (mystical cannibal), nämlich ein Priester oder Gott, der sich an Menschenopfern labt. Die mythologischen Riesen sind bekanntlich immer Repräsentanten der Reptilien. Des Tristrams Uebnahme und sofortige Entsagung der Herrschaft von Wales deutet an, wie seine in dieser Gegend eingeführte Lehre sich nicht halten konnte. Blanche Flour's Name ist derselbe mit dem der Mutter Tristans; er enthält das mysteriöse Sinnbild der Glaubenseinheit, denn das weiße Kleeblatt ist das Bundeszeichen. Der Hund bedeutet den Priester, und seine rothblaugrünen Flecken sind die sogenannten Abzeichen (glein) oder Schlangensteine (gemme anguinae), nämlich kleine Gladamulete von der Wette unserer Fingerringe, aber viel dicker, meist von grüner, zuweilen auch von blauer Farbe; noch andere sind mit rothen, blauen und weißen Wellenlinien geziert. Nach Owens Versicherung wurden diese Ringe zum Unterscheidungszeichen verschiedener Wardenorden getragen, die

Blauen gehörten den Vorstehern der Barden, die weißen den Druiden, die grünen den Ovaten und die dreifarbigigen den Schülern. Sonach ist jenes vielfarbige Händchen entweder ein Schüler oder höherer Lehrling in den verschiedenen Orden gewesen. Tristram kehrte nach dem Hofe von Cornwall zurück, erneuerte seine Liebshaft mit Isonde, und die Folge ist die Verbannung Weider vom Hofe. Die Liebenden ziehen sich in einen Wald zurück und entdecken dort eine Höhle, welche Riesen einst erbauten. Hier leben sie von dem Wildpret, welches die mystischen Hunde ihnen fangen. Da überraschte sie der König in der Höhle, als sie schliefen, trat mit gezücktem Schwerte zwischen sie, überzeugte sich von ihrer Unschuld und nahm sie Beide wieder zu Gnaden auf. Auch hier ist die Deutung unschwer, denn daß die Höhle von Riesen gebaut ist, gibt sie als eine von Andersgläubigen errichtete Druidenzelle zu erkennen, der Wald ist ein Druidenhain, die Hunde die Priester, das erjagte Wild die Novizen, auf welche die Bekehrer Jagd machen. Das Schwert zwischen beiden Liebenden ist die gegen ketzerische Schüler gezogene Waffe, die vorsichtig bei der Bardenversammlung auf dem die Zelle bedeckenden Stein wieder eingesteckt wurde (Owen Dict. s. v. Cromlech).

Aber der unglückliche Tristram fällt wieder in Ungnade durch seine alte Beleidigung und muß wieder fliehen. Er durchwandert viele Gegenden und tritt endlich in den Dienst des Florentin, des Herzogs der Bretagne, dessen Tochter gleichfalls Isonde heißt. Aber sie war keusch und nicht minder schön als ihre von Tristram geliebte Namenschwester. Diese Prinzessin heirathet er, aber sein heiliger Ring, d. h. sein geweihtes Amulet, erinnert ihn an die frühere Liebe, und die

Gattin wird von ihm vernachlässigt. Diese Letztere ist das Bild einfacher und älterer Mythesen in Gallien, an denen der ausschweifende Sinn des Priesters von Cornwall (Tristan) kein Genügen fand. Als Hochzeitsgeschenk hatte Tristram eine Landschaft erhalten, welche unmittelbar an die Besitzungen des wilden Riesen Beliagog grenzte. Aber an dieses Geschenk hatte Florentin die Verpflichtung geknüpft, daß sich Tristram der Jagd auf dem Gebiete dieses Ungeheuers, welcher ein Bruder von Morgan, Urgan und Morant war, enthalten, d. h. keine Mythesen feiern sollte (vgl. S. 739.). Der Held von Cornwall jagt aber dennoch in fremdem Gebege, überwindet den Riesen und macht ihn zum Vasallen. Da nun Beli die Sonne heißt, so mag Beliagog mit dem wälischen Beli a gwg dasselbe seyn. So heißt der strenge grollende Beli in Wales, der Belenus der jüngern Druiden in Armorica (Bretagne), den Ausonius mit Phöbus identificirt. Der Riese, welcher so gewaltig von den Hierophanten in Cornwall verabscheut wird, ist also die ursprünglich mit dem dortigen Glauben verbundene Sonnengotttheit. Man bemerkt jedoch in allen Triaden und mythologischen Sagen, daß wenn ein Verderbniß der Druidenlehre beschrieben wird, stets Anspielungen auf die Sonnenverehrung vorkommen oder auf die damit zusammenhängenden Symbole. Dieser Dienst erscheint aber in den Werken der ältesten noch existirenden Barden mit demjenigen der Ceridwen verbunden; die eifrigern Anhänger des Sonnencultus, d. h. die sich diesem vorzugsweise ergeben hatten, hatten den Schimpfnamen: Barden Beli's (Beirdd Beli).

Erwägt man, daß zu Cäsars Zeit die Druidenlehre der Gallier von Britannien ausgegangen, so sind noch folgende Umstände von Bedeutung. Tristan besaß

nämlich dem Beliagog, einen Tempel zu Ehren der Isonde und der Brangwain, d. i. der Ceres und Proserpine von Cornwall zu bauen. Der Riese unterzog sich diesem Geschäft wie der Teufel Kapellen baut, er errichtete die Tempel in seinem eigenen Schloß, zu welchem er Tristram einen sichern und geheimen Weg zeigte. Er schmückte die Hallen mit Sculpturen aus, und diese stellten genau Tristrams ganzes Leben mit treuen Abzeichnungen der Isonde, Brangwain, des March, seines Rathes Meriaboc und die mysterischen (mystical) Hunde Hobain und Pelicrewl dar. Dieses mythologische Gemälde beschreibt, nach Mones Vermuthung, die Einführung eines Gottesdienstes und einer Geheimlehre von Britannien nach Gallien. Darauf spielt auch folgende Sage an: Tristram machte seinem Schwager Ganhardin, Fürsten von Bretagne, eine so schöne Beschreibung der Isonde von Cornwall, daß seine Neugier ernstlich aufgeregt wurde, und als ihn Tristram in das Schloß des Beliagog geführt, und er dort die Bilder der Isonde und Brangwain gesehen, da fiel er vor Erstaunen über ihre Schönheit in Ohnmacht. Nach seinem Wiedererwachen fühlt er die heftigste Leidenschaft zu Brangwain, die er sogleich zu sehen verlangt. So schiffte sich der Fürst in Begleitung des brittischen Hierophanten ein, gelangt nach Cornwall, begegnet Isonden und Brangwain, und in dem Hain wird der liebende Fremde mit Brangwain vermählt.

Hier bricht die unvollständige Handschrift von Aushinet, welcher Rone folgte, ab. Obschon die französischen Ergänzungsfragmente weniger authentisch als das Werk des Voeten Thomas Creeldoune sind, so ist es doch nicht überflüssig, auch einen Blick auf die französische Uebersetzung des provençalischen Gedichtes zu

werfen, welches auch dem deutschen Sänger Gottfried von Straßburg zum Leitfaden diente, und auf die Abweichungen von der waltischen Quelle aufmerksam zu machen.

Zuerst wird Tristans Name von triste abgeleitet, weil er in „Trauer“ (tristesso) geboren ward. Um diese Etymologie zu rechtfertigen, wird folgende Geschichte erzählt:

Isabelle, die Tochter des Felix, Königs von Cornwall, war dem Meliadus, Sohn des Bran und Bruderssohn Josephs von Arimathea, vermählt worden. Meliadus war König von Leon (jene westliche Gegend Frankreichs, die später Armorica hieß und unter dem Namen Niederbretagne, wo St. Paul von Leon liegt, am bekanntesten ist). Als Isabelle schwanger war, entbrannte eine Fee in Liebe zu Meliadus, sie lockte ihn durch Zauberkünste auf die Jagd und entführte ihn. Verzweifelt über den Verlust ihres Gatten, beschloß Isabelle mit einem Hoffräulein und ihrem Stallmeister Gouvernail ihn aufzufuchen. Zu einer Nacht, welche sie im Walde zubrachte, überfielen sie Geburtsschmerzen, und nach vielen Schmerzen gab sie einem schönen Knaben das Leben. Da sie ihren Tod nahe fühlte, schloß sie unter Thränen das Kind in die Arme und spricht: „Mir frommt deine Schönheit nicht, denn ich sterbe an den Schmerzen, die deine Geburt mir machte. Traurig gebar ich dich und traurig sterbe ich wegen dir. Da du nun in Trauer geboren bist, so soll dein Name auch „Trauriger“ (Tristan) seyn“). Nachdem sie di gesagt, küsste sie ihn und verschied.

Gouvernail und das Fräulein, voll Betrübniß über den Tod ihrer Fürstin, nahmen sich des Kindes Tristan an, waren aber sehr in Berlegenheit, es zu nähren, als zur rechten Zeit der Zauberer Merlin erschien. Dieser brach den Zauber, der Meliadus fesselte, und befahl dem treuen

*) Die eigentliche Bedeutung des Namens Tristan, dessen allegorischen Charakter der Franzose nicht mehr ahnte s. S. 733 Anmerk. 2.

Gouvernail, für den jungen Tristan, als einen der drei *) künftig hin berühmten Ritter der Tafelrunde, zu sorgen.

Meliadus erzog Tristan mit Sorgfalt und Gouvernail übte ihn in den Waffen. Tristan war sieben Jahre alt, als sein Vater, des Wittwerthandes müde, die Tochter Podels von Bretagne heirathete. Sie war schön, aber auch listig und boshaft. Bald faßte Meliadus große Liebe zu ihr, und sie gab ihm einen Sohn, der sie bald für Tristan zur bösen Stiefmutter machte. Sie wollte ihn vergiften, allein durch ein Versehen leert ihr eigener Sohn den Todestrank. Zum zweiten Mal trachtete sie ihr Verbrechen auszuführen, allein Meliadus, der gegenwärtig war, ergriff den Becher, und weil er Gift darin merkte, versammelte er seine Barone, um auf ihren Rath die Königin zum Feuertod zu verurtheilen. Da warf sich ihm Tristan zu Füßen und erbat eine Gnade — als sie ihm gewährt worden, forderte er die Begnadigung seiner Feindin. Meliadus, durch den abgelegten Eid gebunden, schenkte der Königin das Leben, mied aber fortan ihre Gemeinschaft.

Damals prophezeite ein wahr sagender Zwerg dem König Marke (March) von Cornwall, Tristans Oheim, daß er durch seinen Neffen verhöhnt werden und bitteres Unglück erfahren solle. Da schwur Marke Tristans Verderben. Einige Ritter seines Hofes legten sich im Walde, in welchen Meliadus und Tristan jagten, in Pinterhalt. Sie überfielen die Beiden, tödteten den Erstern, der unbewaffnet war, aber Tristan wurde durch Gouvernail ihren Streichen entzogen. Da die böse Königin nun Leon allein beherrschte und Tristan Alles von ihr zu fürchten hatte, so brachte ihn Gouvernail an den Hof Pharamunds. Hier erlernte er mancherlei Wissenschaft, selbst das Brett- und Schachspiel. Belinde, Pharamunds Tochter, gekehrt ihm, daß er Eindruck auf ihr Herz gemacht, allein Gouvernail stellte ihm vor, daß die Ehre ihm verbiete, das Haus eines mächtigen Königs, der ihn an seinem Hofe aufnahm, zu beleidigen. Belinde aber erspähte den Tristan im einsamen Gebüsch und warf sich in seine Arme.

*) Tristan, Lancelot, Percival.

Von einigen dazu kommenden Pössligen überrascht, hob sie die Schuld des Ueberfalls dem Tristan zu. Man führte ihn vor Pharamund, der, seiner Tochter Strafbareit in ihren Augen lesend, um sie zu prüfen, ihr ein Schwert gab, mit dem Befehl, ihren Beleidiger zu tödten. Belinde wollte sich damit selbst durchbohren, indem sie Tristans Unschuld nun laut bekannte. Da aber sein Stand unbekannt ist, konnte Pharamund, obgleich er seine edlen Eigenschaften bewunderte, ihn doch nicht zum Eidam wählen, und verbannte ihn deshalb von seinem Hofe. Belinde konnte diesen Verlust nicht ertragen; mit demselben Schwert, das ihr Vater ihr gegeben, um Tristan zu durchbohren, endete sie ihr Leben, schrieb ihm aber zuvor noch einen Brief, in welchem sie die unbefriedigte Liebe als Ursache ihres Todes angab, und übersandte ihm mit diesem Briefe ein Püßchen, das er ihr zu Liebe bewahren möge. Das Thier wurde nun dem Ritter sehr werth, der auch den Todesbrief fortan auf seinem Herzen trug.

Hierauf wird Tristans Zweikampf mit dem irländischen Morholt, dessen Befiegung durch Tristan und die Schenkelwunde durch Morholts vergiftete Lanze erzählt, was, als schon oben berührt, hier übergangen werden darf.

Um einen Arzt für seine Wunde zu suchen, schiffte sich Tristan nach Logers (England) ein, aber ein Sturm trieb ihn an Irlands Küste. Sobald er die Insel betrat, nahm er seine Harfe und spielte so süß, daß Isotte (Isolde, Gyselt), des Königs Tochter, mit ihrem Vater aus Gefrade gingen und den verwundeten Ritter ins Schloß tragen ließen, wo Isotte, die schönste Prinzessin der damaligen Welt, und die am besten mit Wundenverband umzugehen wußte, ihn in die Pflege nahm. Von diesem Momente an entkeimte in Beiden die Liebe. Während dem hielten mehrere Ritter der Tafelrunde ein Turnier, unter ihnen auch ein Sarazenenprinz Palamedes, der sich in Isotte verliebte. Tristan lernte an der Eifersucht, die ihn jetzt ergriff, die Gewalt seiner eigenen Liebe zu Isotten

erst kennen. Er verließ, so schmerzhaft seine Wunden auch waren, in der Nacht vor dem Turnier heimlich sein Lager, verbarg sich in den dem Turnierplatz angränzenden Wald und erschien unter den Kämpfenden. Er warf Alles nieder, was sich ihm zur Gegenwehr darbott, kämpfte gegen Palamedes, auf den er es vorzüglich abgesehen hatte, stach ihn vom Pferde, griff ihn mit dem Schwert in der Faust an und trug den Kampfspreis davon. Aber seine Wunden bluten wieder, er sank in tödtliche Schwäche, man brachte ihn ins Schloß zurück und Isotte bemühte sich, ihn zu heilen. Nun nahm sie wahr, daß seine Wunde vergiftet ist, sie ging aus, um Heilkräuter zu suchen, die Tristans Genesung herbeiführten. Er weihte ihr fortan sein Leben, ohne jedoch seinen Namen und frühere Thaten ihr zu offenbaren.

Eines Tages schlich sich ein Hoffräulein der Königin in Tristans Zimmer, untersuchte seine Waffen und entdeckte an seinem Schwert eine so gewaltige Scharte, daß sie sich überzeugete, sie könne nur entstanden seyn, indem es Nordvolts Schädel gespalten. Sie theilte ihre Entdeckung der Königin mit, welche den Säbelsplitter, so in ihres Bruders Schädel stecken geblieben, in einer Schachtel aufbewahrte. Der Versuch, den Splitter mit der Scharte zu vergleichen, rechtfertigte ihren Verdacht. Sie fordert Tristans Leben; der König aber gebot ihm, bloß das Land zu verlassen. Seufzend blickte er auf Isotte, dankte dem König für Hof und Waffen, die er ihm geschenkt, und kehrte von seinen Wunden geheilt nach Cornwall zurück.

Jetzt begehrt Tristan die obenerwähnte Unbesonnenheit, durch eine Schilderung von Isottens Reizen, in König Marke sich einen mächtigen Nebenbuhler zu erwecken, der ihn sogar selber mit der Werbung um Isottens Hand beauftragte. Er entledigt sich seines Auftrags an demselben Hof, den er auf immer hatte melden sollen, und Isottens Mutter stellt ihrer Zofe, der treuen Brangine, den vorhingedachten Liebestrank für ihren künftigen Ehemann zu. Sie sollte ihn am Hochzeitabend

in Iffottens und Marke's Becher mischen. Er ist aber nicht ihr eigenes Gebräude, sondern das Geschenk einer Fee. Wie unter Weges Tristan und Iffotte vor großem Durste den Trank ergreifen, den Brangine zu verbergen versäumt hatte, so wie die Folgen dieses Trunkes u. ist vorhin gedacht worden. In Cornwallis angekommen, feiert Iffotte ihr Beilager mit Marke. Hatte aber die Liebe Tristan und Iffotte zu einem Fehltritt verleitet, so zog dieser nun die Nothwendigkeit eines Betrugs nach sich. Brangine opfert ihre unbefleckte Unschuld, um Iffottens Verrath zu verbergen. Der König, welcher den Betrug nicht ahnt, äußert seine Dankbarkeit gegen Tristan, der ihm die reizendste Gattin zugeführt, dadurch, daß er ihn zu seinem ersten Kammerer erwählt, wodurch er bei der Königin Zutritt erhält.

Iffotte, von ihrer Schuld gefoltert, wollte sich, um einer Entdeckung vorzubeugen, Branginens entledigen. Sie ließ das treue Kammerfräulein vom Hofe entführen, und mit dem Auftrag, sie zu tödten, in einen Wald schleppen. Branginens Schönheit rührte ihre Penker. Sie fragten, was sie der Königin zu Leide gethan. „Nichts, was ich wüßte“ antwortete sie mit Thränen, „wie die Königin Irland verließ, hatte sie eine Lilie, die sie ihrem künftigen Gemahl bringen sollte, ich hatte eine gleiche. Die Königin verlor die ihre auf dem Meer; um in ihrem großen Jammer ihr zu dienen, gab ich ihr die meine, die ich wohl zu bewahren gewußt. Und für diesen Dienst, sonst weiß ich keine Ursache, will sie nun meinen Tod.“ Die Männer verstanden dieses Räthsel nicht, aber unsähig die Schöne zu ermorden, banden sie sie an einen Baum, bestrichen ihre Schwerter mit Blut, und brachten der Königin die falsche Nachricht ihres Todes, wobei sie ihr zugleich ihre Worte wiederholten, als hätte sie solche im Sterben gesprochen. Iffotte ergriffen alle Qualen der Reue, und gern hätte sie

Branginens Leben mit dem ihrigen erkaufte, aber es war nun zu spät.

Branginens Schicksal war jedoch nicht so schrecklich. Palamedes, den sein Weg durch den Wald führte, löste ihre Fesseln und brachte sie in ein nahe Frauenkloster. Wie er wieder in den Wald kam, gelangte er an einen Brunnen, wo er zu seinem Erstaunen Ifothe fand, die den Verlust ihres Kammerfräuleins beklagte; Palamedes eilte, ihr die Berlorne wieder zu bringen, die Königin schloß sie mit Thränen der Reue in ihre Arme, und versprach ihrem Ketter eine Gabe, die er bitten würde, zuzugestehen. König Marke kam dazu. Man machte ihn glauben, Brangine sey von Räubern entführt und von Palamedes befreit worden, und der gute Marke theilte Ifothens Freude so redlich, daß er es über sich nahm, die Gabe, die Branginens Ketter zu fordern hatte, zu gewähren. Dieser forderte, Ifothe fortführen zu dürfen. Marke berente sein Wort, hielt es aber, und Palamedes führte die Königin von dannen. Tristan war fern; ein anderer Tapferer, Lambert, dessen Wunden Ifothe gepflegt hatte, achtete seine Schwäche nicht, bewaffnete sich, eilte dem Entführer nach, focht mit ihm, aber seine Wunden öffnen sich wieder, er fällt, und Palamedes schenkt ihm das Leben. Während des Zweikampfs entfloß Ifothe, sie kam an ein Flußgestade, wo sie einem Ritter begegnete, dem sie sich zu erkennen gab. Er nahm sie auf sein Pferd, durchschwamm den Fluß mit ihr, und brachte sie in einen Thurm, den sie, weil Palamedes ihr auf der Ferse folgte, sogleich verschloß. Der Ritter wollte den Verfolgenden aufhalten; sie fochten, er fiel, und der Sieger, in Verzweiflung, Ifothen seiner Gewalt entzogen zu sehen, warf sich vor dem Thurm an Boden, und „gerietß in tiefe Gedanken.“

Indeß kam Tristan an den Hof zurück, er erfuhr Ifothens Entführung und ihre Folgen, eilte mit seinem alten Erzieher Gouvernail der Königin nach, und langte bei dem Thurm an, der sie schüßt. Das Geräusch seiner Ankunft konnte Palamedes nicht aus seiner Träumerel erwecken, Gouvernail schüttelte ihn, um ihn aufmerksam zu

machen. „Trenloser Ritter!“ rief dieser, „du bist sehr ungeschliffen, mich aus meinen Gedanken zu verschenden“, (tu ne fais pas courtoisie de m'oter de mon penser, sagt der alte französische Text). Gouvernail antwortet: Palamedes, deine Gedanken helfen dir nichts — da ist Tristan und fordert dich zum Kampf. „Tristan!“ rief Palamedes aus „wars nicht genug, daß du mir Isotte in Irland entrieffest? nun willst du mich wieder von meiner Liebe entfernen, und sie rauben, die ich mir gewann?“ Nun begann der Kampf. Isotte sah vom Thurme aus zu. Die Gefahr, welcher Tristan ausgesetzt, bewog sie, herab zu gehen und die Streiter zu trennen. „Palamedes“ sagte sie, „Ihr versichert mich zu lieben, so werdet ihr mir eine Bitte nicht versagen.“ „Dame“ antwortet er „ich will Euern Befehl vollziehen.“ „Ich will“ gebot Isotte, „daß Ihr diesen Zweikampf unterlaßt, und nie dahin kommt, wo ich mich befinde, es sey denn in König Arturs Reich.“ Palamedes zerfloß in Thränen über die an ihm geübte Hinterlist, Isotte aber entschuldigte sich: „Nie würde ich froh seyn können, wenn ich meine erste Liebe verliese.“

Am folgenden Tage führte Tristan Isotte zu ihrem Gemahl. Marke ist sehr dankbar gegen ihn. Allein ein Ritter hatte die beiden Liebenden einst durch das Schloßfelloch ausgespäht, wie sie, am Schachbrett sitzend, eben nicht Schach spielten. Er eilte zu Marke und warf ihm vor: „der einfältigste Pinsel zu seyn, wenn er den Mann an seinem Hofe dulden wolle, der seine Frau mißbrauche. So schied denn Tristan wieder von Isotten, hielt sich aber, um ihr nahe zu seyn, lange Zeit in einem benachbarten Walde verborgen. Durch den Sieg, welcher Cornwall von dem irländischen Tribut befreite, hatte Tristan die Barone des Reichs sich dergestalt verbunden, daß sie den König ihn zurückzurufen nöthigten. Die Unterhandlung ward von Isotten durch Vermittlung Brangiens betrieben, und Marke suchte seinen Zorn bei Tristans Rückkehr so viel als möglich zu verbergen. Daß Tristan und Isotte ihr Liebesverhältniß unter diesen Umständen fortsetzten, denkt sich Jeder. Bald gelang es einem seiner

Feinde, ihn mit der Königin bei einer geheimen Zusammenkunft zu überraschen. Sie wird in einen Thurm gebracht, ihr Verführer in einen Kerker. Die Barone verurtheilen ihn zum Tode. Der Tag ist angefetzt, aber als Tristan aus dem Gefängnisse geführt wird, zerbricht er seine Bande, schlägt seine Wächter nieder, bemächtigt sich des Schwertes des Einen von ihnen, und flüchtet in eine Kirche. Er wird verfolgt, er durchbohrt den Anführer der Wache, haut die Rühnsten nieder, aber — sein Schwert bricht, und er ist auf dem Punkte, zu erliegen. Er rettet sich auf einen hohen, vom Meer umflossenen Thurm, er empfehle sich „seiner Dame und seinem süßen Jesus^d“ und stürzt sich in die Tiefe. Bald taucht er wieder auf, schwimmt rüstig fort, und nimmt seine Zuflucht auf einen Felsen.

Indeß war Ispotte nicht weniger bedrängt. Sie sollte einen grausamen Tod erleiden, als eine ihrer Fräulein auf das kleine Gehölz zwellte, wo Tristans Ritter im Verstecke lagen. Nachdem diese von der Gefahr der Königin benachrichtigt worden, befreien sie Ispotte: Diese aber war trostlos, weil sie Tristan für todt hielt. Gouvernail führte sie auf den Thurm, von welchem er herabsprang, sie erkannte ihn auf dem meerumflossenen Felsen, ein Theil seiner Freunde blieb zu ihrem Schutze zurück, ein anderer eilte Tristan auf einem Rahne zu Hülfe, und brachte ihn der Geliebten zurück. Das jätliche Paar suchte nun im Walde Morois einen Zufluchtsort. Dort lebten sie einige Monate höchst glücklich, bis Marke's Späher sie entdeckten. Eines Tages, als Tristan mit Gouvernail auf der Jagd war, ließ der König Ispotten entführen und in jenen Thurm einsperren, von welchem Tristan ins Meer sprang.

Tristan hatte indeß ein Reh verfolgt, und war an einer Quelle eingeschlafen. Der Sohn eines der Wächter, die er, um sich aus König Marke's Banden zu befreien, getödtet hatte, war ihm schon lange, seines Vaters Tod zu rächen, nachgeschlichen. Dieser trifft ihn mit einem vergifteten Pfeil in den linken Arm, Tristan erwachte, ergriff den Neuchler, zerschmetterte ihn am nächsten Baum, zog den Pfeil aus seiner Wunde, — und gewahrte, daß er vergiftet ist! Die Hoffnung auf Ispottens Geschicklich-

felt beruhigte ihn, allein ihre weinende Jose belehrte ihn, daß sie ihm entrisen worden. Schon führte Verzweiflung ihn zum Selbstmord, als ihm Gouvernail eine Unterredung mit Dranginen verschaffte, die ihm rieth, nach Bretagne überzuschiffen, um von König Howels schöner Tochter, „Flotte mit den weißen Händen“ Hülfe zu erflehen, die an Geschicklichkeit Wunden zu heilen, nur „Floten mit dem schönen Paar“, deren Beistand er nun bebraucht sey, nachstehbe. Eristan fand in Bretagne unter dem Namen des unbekanntes Ritters die beste Aufnahme. Howel empfahl ihn seiner Tochter Sorgfalt, was aber nicht nöthig war, denn die Liebe war ihm schon zuvorgekommen. Die zweite Flotte theilte die Empfindungen der ersten. Ihre die Wunde pflegenden Hände thaten dem Helden wohl, Dankbarkeit wandelte sich in Liebe. Daneben ging die Heilung glücklich von Statten. Es war auch hohe Zeit, denn damals überfiel ein mächtiger Feind Howels Staaten, schlug sein Heer, und rückte zur Belagerung der Hauptstadt herbei. Vergeblich forderte Howel die Ritter seines Hofes zur Vertheidigung auf. Plötzlich erwachte in Eristan der Ehatendurst. Er wagte einen Ausfall, schlug das feindliche Heer und kehrte triumphirend in die Stadt zurück. Erst jetzt wird Howel durch seinen Sohn Pheredin unterrichtet, wer sein Retter sey. Dankbarkeit bestimmte ihn, den Sieger mit der Hand seiner Tochter zu belohnen. Eristan schwankte nun zwischen zwei Flotten, die Erstere hatte ihm die größten Opfer gebracht, die süßesten Freuden geschenkt, aber die Neue über diese Freuden nagte in seiner Brust. Er sehnte sich, einer gefehwidrigen Liebe entsagen zu können, er hoffte, daß eine von der Gottheit gutgeheißene Neigung seiner Seele den Frieden schenken könnte, von dem ihn bei aller Leidenschaft das Bewusstseyn der Schuld entfernt hielt. Diese Betrachtungen bestimmten seinen Entschluß — er versprach Flotten „mit den schönen Händen“ seine Hand und sein Herz. Doch seine innere Falschheit ward bestraft. In den Armen seiner Braut stieg das Bild seiner ersten Geliebten vor seinem geistigen Auge auf, und stellte sich zwischen ihm und seine Begierde.

Der alte Text ergeht sich sehr weitläufig in den

Schilderungen von Tristans Kummer und der unschuldigen Gleichmuth der weisshändigen Isotte, aber unser Zweck ist ein anderer, als Tristan auf seinem ganzen Lebenslaufe, wie ihn der französische Romandichter vorzeichnete, zu begleiten; unsere Absicht war es, nur zu zeigen, wie weit die Uebersarbeiter des von der wälischen Tradition gegebenen Stoffes von dem Urbilde sich entfernten, und mit welchem Geschick ihre geschäftige Phantasie den mythischen Tristan der druidischen Mysticienlehre in einen abenteuernden Liebhaber verwandelte, und nicht nur ihn, sondern auch seine Umgebung, insoweit sie nicht auch Gestalten ihrer Erfindung, bis zur Unkenntlichkeit entstellte.

Schon Thomas von Arceldowne, der brittische Bearbeiter des Tristan, beklagte sich, daß die Geschichte dieses Helden in unzähligen Abweichungen erzählt werde. Es darf daher nicht befremden, daß man in Frankreich noch mehr Freiheiten in der Behandlung dieses Stoffes sich erlaubte. Die Deutschen entfernten sich noch weiter von dem Original. Docen in Hagens „Museum“ für altd. Lit. I. S. 54 nimmt an, daß schon vor Gottfried von Straßburg mehr als eine deutsche Bearbeitung des Romans von „Tristan und Isot,“ der im 12. Jahrhundert zu den bekannten Rittergedichten gehörte, existirt haben mag; Segehart von Babenberg hatte sich dieser Aufgabe noch vor Gottfried unterzogen.

Daß in die Tristanssage Reste der druidischen Religion übergegangen sind, haben in neuester Zeit ein Franzose und Deutscher mit fast gleichem Scharffinn zu erweisen gesucht. Billemarqué findet es bedeuftant, daß Tristan als Harfenspieler auftritt, und auch mit der Rotte (In rote *), nach Hagen ein harfenartiges In-

* Will sie nothwendig ein kleines Ra d hat.

strument, seine Lieder accompagnirt *); denn beide Instrumente bedienten sich die Barden von Wales. Wie Tristan, sagt auch Taliesin, daß er beide Instrumente spiele (Myvyrian I. p. 72). Daß läßt sich leicht denken, daß die Romanciers nur durch die keltischen Traditionen verleitet wurden, den Helden Tristan auch als Musikus glänzen zu lassen. Auch hat Jones (Musical and poetical romans of the welsh bards II. p. 12 sq.) wirklich außer Zweifel gestellt, daß Tristan dem Bardennorden angehörte und sogar ein Jünger Merzins (Merlins) war, womit wir aber nicht gesinnt sind, diese beiden Namen darum auch schon für historisch gelten zu lassen. Aus diesem Zeugniß geht nur hervor, daß eine ganze Schule den Namen führte, und daß die aus ihr hervorgegangene jüngere mit etwas veränderten Institutionen den Namen Tristan, der einen Herold, d. h. einen Myrtagog oder Hierophant in den Mysterien bedeutete, angenommen haben mochte. Da Musik in allen Culti ein wichtiger Zweig des Gottesdienstes ist, so erwartete man von den Barden ebenso, wie die Hebräer von ihren Leviten, eine vollkommene Ausbildung in dieser Kunst.

Den Liebestrank, der, für March bestimmt, von dem durstenden Tristan geleert wird, deutet auch Billemarqué auf Befriedigung des Wissensdurstes **). Auch

*) Tristan rühmt von sich:

Je sais bien tempérer harpe et rote,
Et chanter apres la note.

***) Ich führe seine eigenen Worte an: la tradition bardique suppose, qu'une mère, voulant assai doner son enfant d'un savoir universel, fait bouillir des herbes merveilleuses dont le melange doit produire un philtre appelé breuvage de science. Toutefois celui à qui il est destiné, n'en profite pas plus que le roi Mar'ch, il echoit par hazard au jeune barde Taliesin. (Myvyrian I. p. 17.)

hier ist eine Beziehung auf die Einweihungsgebräuche in die druidischen Mysterien. In ein „Kessel der Geret“ (Geridwen) genanntes Gefäß — so berichten die römischen Schriftsteller — wurde „der Saft der Begeistertung und des Wissens“ gegossen; seine Bestandtheile waren Schlüsselblumen, Weizen, Bergbeeren, Selago und Eisenkraut, die vor dem Neumond gesammelt wurden; außerdem noch Klee, wilder Honig und Meib. Dieses Gemisch wurde vom Hauhe neun jungfräulicher Druidinnen — die Priesterinnen der Geridwen — erhitzt, wo es dann zu kochen begann, und so ein Jahr und einen Tag fortkochte, bis drei Tropfen von den Begabungen des Wahrsagergeistes auf des Novizen Finger fielen. Die Hitze trieb ihn natürlich, den Finger in den Mund zu stecken, worauf alles Zukünftige seinen Blicken erschlossen war. (Vgl. hier S. 662, wo von Geridwens Hauberkessel und von Gwyon-Talliesin, von seiner prophetischen Begabung durch die drei aus dem Sud im Kessel ihm auf den — zur Abkühlung in den Mund gesteckten — Finger gefallen Tropfen u. die Rede war).

Die Anspielungen in den Triaden des Mönches von Lincarnan auf die Hauptbegebenheiten im Tristanroman sind noch unzweideutiger als die der Varden. Sie führen March und seine Gemahlin Effylt (Isolde) als Oheim und Tante von Tristan auf; das ehebrecherische Verhältniß der beiden Letztern wird von ihnen hervorgehoben. Tristan wird von ihnen unter die berühmtesten Liebhaber im bretonischen Sagenkreise gezählt. Die Triaden lassen sich, wie folgt, vernehmen: „Tristan war einer von den drei Helden Britanniens, die Niemand zu besiegen vermochte, weder durch Tapferkeit des Armes, noch sonst durch Gewalt, noch durch List;

er war einer von den drei Helben, die, wenn es nöthig schien, jede beliebige Gestalt annehmen konnten (Myvyrian II. p. 78. 80).

Nun hat man aber wirklich mittelst der Gewalt über Tristan zu triumphiren gesucht, aber umsonst hatte König March ihn in Fesseln vor sich führen und zum Tode verurtheilen lassen. Auch Tapferkeit vermochte nichts über ihn, davon wissen Varden und Romanciers gleichviel zu erzählen. Mit List richteten March und seine Agenten ebenfalls nichts aus. Der König belauschte zwar in einem hohlen Baumstamm verborgen seine Frau und ihren Neffen, als sie sich ein Stelldichein gegeben; was aber hat es ihm gefrommt? Des Königs Zwerg streute Mehl zwischen die Gemächer der beiden Liebenden, aber auch diese List wußte Tristan zu vereiteln. Die Triade läßt Tristan nach Belieben seine Gestalt wechseln. Eine solche Behauptung setzt irgend eine Veranlassung, eine Thatsache oder sonstige Absicht voraus. Für die Wahrheit der erstern scheinen die Romanciers bürgen zu wollen, da sie Tristan bald als Narr, bald als Bettler, bald als Harfenspieler, bald als Handelsmann sich zu seiner Geliebten den Weg bahnen lassen; einmal sogar erscheint er in so wunderlicher Ausstattung, daß ihn Gawain für ein Gespenst (fantosme) hält.

So wäre denn bis zur Evidenz, erwiesen, daß der Umarbeiter der Triaden Tristans Abenteuer wohl kannte; so wie auch, daß sie bei den Wallisern seit dem 12. Jahrhundert sehr populär waren. - Wäre dem nicht so, wie hätte der cambrische Autor, ohne unverständlich zu seyn, den Laconismus so weit treiben dürfen? Er mußte also bei seinen Lesern genügende Bekanntschaft des Tristan vorausgesetzt haben.

Eine andere wälſche Sage (*Mabinoghi Bendi-ghet Bran*) führt zwei Perſonen auf, die auch im *Triſtanroman* eine nicht unbedeutende Rolle ſpielen, nämlich der irländiſche Ritter *Morhoult*, Oheim der Königin *Iſolde*, deſſen eigentlicher keltiſcher Name *Martholouch* iſt und ſeine Magd *Brangien*. Die *Roman-ciens* erwähnen eines Tributs, den er von den Britten forderte, führen aber auch an, worauf ſeine Forderung ſich ſtützt. Ihnen zuſolge hatte ein *cambrifcher* Häuptling die Ohren der Pferde eines irländiſchen Häuptlings abſchneiden laſſen. Dieſe Verſtümmelung ſollten die Britten mit der Erlegung einer beſtimmten Anzahl von Gold- und Silberbarren büßen, und ebenſo viele Koſte ſtellen, als die Zahl der Verſtümmelten betrug. Dieſelben Quellen berichten auch, daß *Brangwen*, die *Brangine* des Romans, die Gattin des *Martholouch*, und daß ſie eine Brittin war, die ihrem Gemahl nach *Irland* folgte; ferner, daß ſie ein Opfer der Streiftigkeiten ihrer Landſleute mit den Irländern geworden, nämlich daß ſie am Hofe jede Art von Demüthigungen hätte erleiden müſſen, daß man ſogar im Haſſe ſo weit ging, ihr die Verrichtungen einer Magd anzuweiſen. In dieſem untergeordneten Wirkungskreiſe erſcheint ſie auch wirklich im Roman.

Neben dieſen ſchriftlichen Denkmälern laſſen ſich auch mündliche Traditionen anführen, welche *Wales* als die Heimat der von den Bearbeitern des *Triſtanromans* und den *Troubadours* benützten Sagenſtoffe erkennen laſſen. So berichtet der *Trouvere Beror*, daß die Höhe, von welcher *Triſtan*, als er mit *Iſolden* ergriffen, zum Feuertode beſtimmt, durch einen Sprung ſich gerettet hatte — vergl. S. 755, wo es jedoch ein vom Meer umſpülter Thurm iſt — in *Cornwall* noch zu

seiner Zeit „Tristans Sprung“ (Saut de Tristan) genannt wurde. Und wirklich heißt ein Felsen bei Tintagel in Cornwall, der am Meeresufer steht, *Lam Tristam*, d. h. Tristans Sprung. Eine andere mündlich erhaltene Sage, welche mit der Erzählung des Romanicere's zusammenstimmt, bezieht sich auf das Verhältnis March's zu seinem Lieblingszwerge. Die Häßlichkeit, Ungehaltigkeit und Negerfarbe des Letztern, zugleich der Ruf eines Schwarzkünstlers, in dem er stand, seine Bosheit, sein Vorherwissen der Zukunft, die Berringung aller dieser Eigenschaften gibt ihn als ein Gebilde der keltischen Mythologie zu erkennen. Denselben alle diese Eigenschaften zu schreiben den Zwergen aller Sagen der Bretagne, Wales und Irland, die keltischen Sagen geben den Zwergen alle diese Eigenschaften zu. Dieselben wälischen, bretonischen und irischen Sagen denken der Pferdebohren, die der Romancier dem König March andichtet, welches Geheimniß der Zwerg entdeckte. Unter den Irländern weiß der gelehrte O'Connor (*The general history of Ireland* p. 165), unter den Nordfranzosen Cambry (*Voyage dans le Finistere* 2^{me} edit. p. 179), dessen Vaterland die Bretagne ist, davon zu erzählen. Man sieht hieraus deutlich, daß die ursprüngliche keltische Legende vielfache Behandlung erfahren hat, und daß der Romandichter sie nach Belieben verstümmelte, bis sie seinen Zwecken angepaßt war. So z. B. begnügt er sich nicht damit, den König March durch seinen Liebning, der so oft dem Tristan nachspionirte, plötzlich verrathen zu lassen, um mit einem einzigen Coup Tristan und die Königin an ihm zu rächen; er supponirt auch, daß der Verräther ein Opfer seiner Untreue geworden, und daß er von March selber die Strafe empfing. Der entscheidende Beweis für die Behauptung, daß die Ro-

manchers und Trouveres, die ursprüngliche Tristansage so lange ummodellten, bis sie dem Geschmack des Zeitalters, in welchem die Bearbeiter lebten, angepasst war, besteht in folgendem Zuge. Nachdem berichtet worden, wie Isolde durch Tristans Helbenarm von den Räubern, denen König March sie überließ und vom Scheiterhaufen gerettet ward, fügt Veror hinzu: den bretonischen Volksfagen gemäß hatte Tristan den Hauptmann der Räuber hirtichten lassen, allein die Sagen-erzähler

„N'en savent mie bies l'histoire;
Trop est Tristan preux et courtois
Pour occire gens de telles lois.“

Hier sieht man deutlich, wie der gelehrte Dichter in Folge seines veredelten Geschmacks sich abmüht, dem schlichten Erzähler aus einem unverseinerten Zeitalter seinen Stoff zu poliren, dadurch aber ihn der Frische der Originalität beraubt.

Der Roman Tristan enthält noch mehrere Züge, welche seine Abkunft von wälischen und bretonischen Volksliedern erkennen lassen. In Armorica (Bretagne) wie in Wales lebt eine alte Ballade noch jetzt im Munde des Volkes, welche interessante Materialien zu einer Vergleichung ihres Inhalts mit den Umdichtungen des Trouveres darbietet. Der Held des Liedes ist ein junger bretonischer Krieger, der in Gefangenschaft schmachtet. Um von seinem Schicksal die entfernte Mutter zu benachrichtigen, übersendet er ihr einen Ring; der Wote, um ungehindert durch das fremde Land zu kommen, hüllt sich in Bettlertracht. Ebenso hatte Tristan, als er in der Fremde erkrankt war, um Isolde von seiner Lage zu unterrichten, seinen Freund Kaerden an sie abgeschickt, der, um den argwohnischen Kd-

nig March zu hintergehen, an seinem Hofe als Hunds-
 mann erschien, aber ein Ring an seinem Finger
 ließ Isole errathen, von wem er kam. — Die Mutter
 des gefangenen Kriegers reißt im Augenblick ab,
 als sie die betrübende Kunde erhielt, aber leider kommt
 sie zu spät an, ihr Sohn ist nicht mehr am Leben.
 Daran war der Gefängnißwärter Schuld, welcher
 arglistig den Gefangenen hatte glauben lassen, der Vor-
 sey allein wieder zurückgekommen. Die betrübte Mut-
 ter traf eben in der Stadt an, als die Glocken ihres
 Sohn zu Grabe läuteten. Sie fragte nach der Ursache,
 und erfährt von einem Greise, daß so eben ein junger
 Krieger im Gefängniß gestorben sey. Mit der Nieme
 einer Verzweifelnden eilt sie dahin, fordert ungestüm
 Einlaß, sie will das Liebste, was sie auf Erden besah,
 noch einmal sehen. Die Pforte des Gefängnisses wird
 ihr geöffnet, sie wirft sich auf die Leiche ihres Soh-
 nes, umschließt sie mit ihren Armen und erhebt sich
 nicht wieder. Sie hatte ausgeathmet *). Tristan und
 Isole erleiden dasselbe Schicksal. Tristan hält sie, die
 zu seinem Beistand herbeieilte, den Worten seiner eifer-
 süchtigen Gemahlin Glauben schenkend, für untreu, und
 gibt den Geist auf. Indeß hatte sich Isole wirklich
 eingeschiff. Als sie das Ufer betritt, vernimmt sie in
 den Straßen allgemeine Wehklage, in welche sich die
 Glocken der Klöster und Kapellen mischen; sie fragt
 nach der Ursache und wird von einem Greise berichtet.
 Die Kunde von Tristans Tod beraubt sie der Sprache.
 Sie eilt auf den Ballast zu, in welchem der Geliebte
 an seiner Wunde starb, sie beklagt, zu spät gekommen
 seyn, wirft sich an seiner Seite nieder, eine letzte

*) Le Prisonnier de guerre. (Chants pop. de la Bret.)

Umarmung, und sie haucht ihre Seele über seiner Leiche aus.

Diese Parallelen ließen sich noch mehr anhäufen, hier aber soll nur noch eine, weil sie die überraschendste, ihren Platz finden:

In der Ballade, wie im Gedicht Tristan wird ein Schleier als die Ursache des Todes angegeben. Tristan, wie der bretonische Krieger, Beide beauftragen ihren Abgesandten, ein weißes Segel als Zeichen des glücklichen Erfolgs ihrer Sendung aufzustecken, Beide werden auf gleiche Art getäuscht, Beide sterben, als sie ein schwarzes Segel auf dem Schiffe ihres Abgeordneten erblickten.

Noch muß erinnert werden, daß lange vor der Verbreitung der romantischen Erzählungen der Troubadours und Trouveres eine in wälischer Sprache abgefaßte Tristansage circulirte, auf welche die Bardenslieder und Triaden häufig und deutlich anspielen. Diese Fabel, Jahrhunderte lang von den bretonischen Sagen erzählern behandelt, mußte nothwendig zur Zeit, als das Ritterwesen aufkam, wie alle andere Fabeln aus dem Arthurchelus, den Einfluß dieser Periode erfahren, und war also ebenfalls als ein dankbarer Stoff zu Volksliedern gewählt worden.

• Gehen wir nun zu der deutschen Bearbeitung des Tristan durch Gottfried von Straßburg über. Auch hier finden sich noch genug keltische Elemente vor. So z. B. ist das Hündlein Peliclu ein Geschenk aus „Avelun, der Feinen (Feen) Land“; und Avalon, das jetzige Glastonbury, haben wir schon oben als einziges druidisches Heiligthum anerkannt. Hier dachte man sich die Insel der Seligen, die Ueberfahrt der Todten (Mem. de l'Acad. celt. III. p. 137 sq.) und der

Hund konnte, wie der mit der Hundskopfsmaske geschmückte Briefsteller des Anubis (Arrian IV, 474 cf. Plut. de Is. c. 11) auf ägyptischen Mumiengemälden, der Führer der Seele in die Unterwelt seyn, denn auch die Druiden heißen in der mystischen Sprache der Bardenslieder Hunde (vgl. S. 745). Daß den Kelten der Hund ebenfalls zur Unterwelt in Beziehung stand, erfleht man aus einem im Antiquenkabinet des Louvre in Paris aufbewahrtem Marmor, welcher eine Sterbescene vorstellt, und unter dem Bette des Entseelten ein Hund bemerkbar ist *). Herrmann Kurz (Einleit. z. Tristan p. XLIV.) hält es sogar für einen „merkwürdigen Hund,“ daß der Herzog, von welchem Tristan das Hündchen erhält — in der französischen Bearbeitung ist es das Geschenk der verschmähten Geliebten, die feinetwegen sich den Tod gab, vgl. S. 750 — daß dieser Herzog also Gilan heißt, ein Name, der mit Gwylan, dem keltischen Namen des Schmiedes Wieland (Schreiber hist. Tschb. IV. Jahrg. S. 124), gleichklingt. Ich führe diesen Umstand nur nebenbei an, weil er meinem Zwecke noch mehr dient, denn Kurz hebt ihn nur deshalb hervor, um die keltische Hermit des Tristan zu erweisen, ich aber habe schon S. 138 gezeigt, daß Wieland der Todsen der Odin, Brotan sey, den Andere auch im Gwydion der druidischen Reflexienlehre wieder erkennen wollten. Die etymologische Verwandtschaft der beiden keltischen Namen Gwydion und Gwylan wird man aber, bei der Berücksichtigung des häufigen Austausches von d und l (vgl. Merdthin, = Merlin), gern zugestehen. Von dem Tod-

*) Martin, Explic. de divers Monum. qui ont rapport a la relig. des anciens peuples Pl. I. p. 1.

Bringer konnte kein passenderes Geschenk als ein Hund erwartet werden, da dieser Wächter des Schattenreichs und des Pluto Begleiter war, als er Proserpina ins Schattenreich entführte. Ich erinnere zur Vervollständigung hier noch an den fortbestehenden Aberglauben, daß Hundegeheul eine baldige Leiche anzeige. Gottfrieds „Minnenhoffäre“ hält Kurz für einen druidischen Dolmen, wie die Franzosen, oder Cromlech, wie die Irländer eine Feenwohnung benennen (Schreiber V. S. 39), „von deren vollkommener Bedeutung wenigstens noch so viel übrig war, daß Gottfried der „Fran Rinne“ seinen allegorischen Cultus darin errichten konnte.“ Schreiber (IV. S. 132) nennt diese künstlichen Grotten: „die geheimnißvollen Eise der Zwerge, wo sie Waffen und Schmuckwerk schmiedeten; ihnen steht alle Weisheit zu Gebot, sie haben sie in geheimnißvollen Büchern auf die Tafeln ihrer Grotten eingetragen, Laieen konnte sie lesen. Bei ihren Mahlen kredenzen sie die Krystallschale mit dem Feuertrank u.“ Letzteres Wort erinnert an den Lebensstrank (Eau de Gwion) der Druiden (vgl. S. 662). Dieser Zauberbecher mit dem Feuerwasser mußte, wie auch Kurz gesteht, in seinem Durchgang durch das Druidenthum mit den Geheimnissen des Gral zusammenfallen, daher die Tristanfsage und die Gralsfsage, so verschieden sie sich auch entwickelt hatten, doch in den spätern Dichtungen, durch einen gemeinsamen Mittelpunkt angezogen, sich wieder zu vereinigen strebten.

Die mythischen Elemente der Tristanfsage näher ins Auge fassend, findet Kurz es bedeutsam, daß das „Buch der Liebe,“ offenbar einer ältern Sagenspur folgend,

Tristan auf dem Schiffe geboren werden läßt. Er glaubt hier eine Fortsetzung des in den Nil ausgeföhren (Dionysus und) Moses zu erkennen, während hier sich von selber der Kessel der Geridwen, das „Schiff der Erde“ (vgl. S. 666 Anm.) als Urbild darbietet. In dieses wird ja der Todte gelegt; um seiner Wiedergeburt gewiß zu seyn. Es ist das Schiff, in welchem der Phallus des todtten Ostis lag, das Schiff des Iu, wenn er als gestorbener Gott Aeddon heißt; aber im nächsten Frühjahr wurde, in dem ihm angezündeten Raifener, das Fest seines Wiedererwachens gleichzeitig mit den Mysterien der Druiden, welche den Novizen die geistige Wiedergeburt verbiessen, gefeiert. Nahe lag hier das S. XLV von Kurz selbst angeführte Bild aus Grimms spanischen Romanzen zur Vergleichung, wo aus des ermordeten Tristans Grabe eine weiße Lilie wuchs, von deren Geruch Isolde schwanger wurde. Diese Symbolik der Lilie war auch dem Verfasser des Tristanromans nicht unbekannt (vgl. S. 752). Der Eber als Tristans Wappen läßt Kurz an das heilige Feldzeichen keltischer Stämme denken (S. LX), aber bei Tristan ist es das priesterliche Abzeichen des Hierophanten in den Mysterien der Druiden (vgl. S. 674 mit 677). Glücklicher ist Kurz in der Vergleichung der beiden Isolden mit den beiden Geliebten des hönnen Siegfrieds, indem er daran erinnert, daß Tristans Tod mittelbar durch Raedin, den Bruder der zweiten Isolde, herbeigeföhrt wird, wie Siegfried durch den mit Chrimhilde verwandten Hagen ermordet wird. „Wie Chrimhilde und Brunhilde in der Grundlage des Namens eins und nur durch die Zusammensetzung unterschieden sind, so tragen die beiden Isolden sogar denselben Namen, der sich nur durch Weirörter unter-

scheidet, und es hat sich also trotz der weit größern Entstellung in der keltischen Sage noch ein deutlicherer Anklang an die ober- und unterweltliche Isis erhalten, als in der deutschen. Der Zug in der Ehefreusage, daß der Steuermann das schwarze Segel nicht abgenommen, und der Vater des Helden sich aus Verzweiflung über dessen vermeintlichen Tod ins Meer stürzt, tritt in der Tristansage in noch wunderbarer Umgebung auf. Tristan liegt auf dem Tod, nur der Anblick der blonden (lichtfarbenen) Isolde kann ihn retten. Die weißhändige Isolde aber, die das Schiff mit weißem Segel kommen sieht, gibt vor, die Flagge sey schwarz, und diese Lüge tödtet den Helden." (S. LXVII).

Tritt demnach Tristan als ein keltischer Adonis auf, der im Sommer mit Venus, im Winter mit Proserpina huldigt, oder als ein keltischer Osiris, der in der Unterwelt die Nephthys schwängert, im Frühling aber die Isis befruchtete, so dürfte wohl auch mit Berücksichtigung des 12ten Kapitels in des Blutarchs Tractat „von Isis und Osiris“ das Brettspiel, bei welchem Marke, seine Gattin, mit Tristan im Liebespiel überraschte (siehe oben), als jenes Spiel gedeutet werden, welches Sonne und Mond auf den goldenen, mit Sternenschrift gezeichneten Himmelsfeldern mit einander aufführen. Denn daß in der Religion der Druiden kalendarische Tendenzen ebenfalls vorherrschen, daß Hu die Sonne, und seine Gattin Geridwen den Mond repräsentirte, daß ihre Maifeuer und Oktoberfeuer auf die Hochzeitfackel und die Todesfackel der Jahrgottheiten anspielten, ist oben an zu vielen Stellen angedeutet worden, als daß wir hier uns wiederholen sollten.

Mit der Tristansage hingegen hat der Artus-

epclus, den die Heldengedichte willkürlich mit ihr verknüpfen, nichts gemein, der seinerseits ebenso willkürlich mit dem Märchen von Orak in Verbindung gesetzt worden ist; als dessen Quelle auch Kurz (S. XLIII) die Ceremonien der alten Druiden und Fern anerkennt. Auch Souvestre (Foyer breton p. 212) sprach schon diese Behauptung aus, suchte aber in folgenden Sätzen sie zu begründen: „Mit dem Beginn des 6ten Jahrhunderts erwähnen die wälischen Bardcn eines Zauberbeckers (Ceridwens Waschbecken), welcher seinem Besizer die Gabe in die Zukunft zu sehen und Allwissenheit verschafft. In späterer Zeit gedenkt eine Volksfage der goldenen Schale, die das Eigenthum Bran's des Gesegneten war, und die Eigenschaft besaß, nicht nur alle Krankheiten zu heilen, sondern selbst Tode zu erwecken. Noch andere Sagen spielen auf ein Becken an, welches, sobald es der Besizer wünschte, sich mit den gewünschten Sprisen füllte. Diese sämtlichen Fabeln wurden in der Folge mit einander vermischt, und die verschiedenen Eigenschaften der verschiedenen Gefäße auf ein einziges zusammengehäuft, in dessen Besitz begreiflicher Weise alle Abenteurer zu kommen trachteten. Noch besitzt die Literatur ein wälisches Gedicht aus dem Anfang des 12ten Jahrhunderts, dessen Held, einen solchen Schatz zu gewinnen, sich zur Aufgabe stellte. Es ist Peredur.

Peredur war der siebente Sohn eines Grafen (Erof*), der in einer Schlacht mit seinen sechs ältern Söhnen auf der Wapflatt blieb. Peredur war noch nicht im waffenfähigen Alter, darum war er vom Schicksal seiner Verwandten verschont geblieben. Seine Mutter war eine

*) Die Stadt York soll von ihm den Namen haben, denn im Wälischen heißt sie Ker-Evrok.

Kuge Frau, die, um ihren einzigen Sohn vor den Gefahren des Krieges zu bewahren, alle Gegenstände, welche Waffen ähnlich sahen, aus seinen Augen zu entfernen suchte, mit ihm in die Einsamkeit der Wildniß flüchtete, und in ihrer Gesellschaft nur Frauen und Kinder duldete. Eines Tages erblickte Peredur in der Nähe von den Heerden seiner Mutter zwei Schlangen. Seine Einfalt wunderte sich, an ihnen die Hörner zu vermissen, mit welchen doch die Ziegenböcke ausgestattet waren. Er glaubte, daß sie sie abgestossen hätten, und jagte sie mit den Böcken in den am Saume des Waldes errichteten Stall; hierauf begab er sich wieder zu seiner Mutter, um ihr das geschehene Naturwunder zu erzählen, und wie er sie mit den Böcken zusammengepfercht.

Wieder eines Tages kamen drei Ritter durch den Wald geritten, Gwalhmat, Sohn des Gwyar, Ghenein-Gwefel und Owen, Sohn Urians. Der Letztere sollte einen Ritter auffuchen, welcher von Arturs Hofe die goldenen Äpfel entwendet hatte^{*)}. „Ritter“, fragte Peredur „was sind das für Wesen?“ — „Engel sind es“ versetzte sie. — „O ich möchte auch gar zu gerne ein Engel werden.“ Mit diesen Worten ging er auf die Fremden zu. „Sage mir, lieber Junge“ rebete ihn Owen an, „hast du heute keinen Rittersmann hier vorbeiziehen sehen?“ — „Was ist das für ein Ding, ein Ritter?“ — „Ein Mann wie ich.“ Peredur versprach Bescheid, wenn der Fremde zuvor seine Fragen beantworten wollte. Er ließ sich nun die Sättel der Rosse und alle Waffenstücke der Ritter erklären. Endlich sagte er: „Zieh nur auf dieser Straße fort, einen Mann, wie du ihn beschreibst, habe ich wohl gesehen; ich will dir folgen.“ Nun theilte er seiner Mutter seinen Vorsatz mit. Sie wurde todtenbleich vor Schreck. Ihr Sohn aber suchte sich in dem Stall von den Pferden, deren einziger Beruf war, die Lebensmittel aus der Stadt zu holen, das kräftigste aus; ein Sack wurde zum Sattel verwendet, aus Weidenflechten bildete er sich einen Harnisch, und in diesem Aufzug stellte er sich seiner indes wieder zum Bewußtseyn gekommenen Mutter vor, um von ihr Abschied zu nehmen. Da er sich von seinem Vorsatz

*) Ueber die Bedeutung derselben s. w. u.

nicht abbringen ließ, so gab sie ihm manchen guten Rath mit auf den Weg: „Geh hin, mein Sohn, an den Hof Arturs, wo du die Blüthe der Ritterschaft, die Tapfersten des Landes versammelt sehen wirst. Kommst du an einer Kirche vorbei, so verrichte daseibst deine Andacht. Hungert oder durstet dich, und Niemand bietet dir etwas an, so lange selber zu. Wenn eine Dame deines Bestands bedarf, so versage ihr ihn nicht. Findest du einen prächtigen Edelstein, so verfertige dir eine Schlüssel daraus, der wird dir zum Ruhm verhelfen. Begegnet dir eine schöne Frau, so mache ihr den Hof, ohne sie zuvor um Erlaubniß zu fragen. Du wirst deshalb nur an Achtung gewinnen, und an Tapferkeit und ritterlicher Gesinnung zunehmen.“ Als die Mutter gesprochen hatte, gab Peredur seinem Pferde den Sporn, nahm ein Bündel Pfeile in die Hand, und fort war er.

Zwei Tage mochte er durch Wälder und Büscheien, Trank und Speise entbehrend, geritten seyn, als er in einem Gehölze einen lichten Platz erblickte, in der Mitte desselben erhob sich ein Zelt, das er für eine Kirche ansah, und darum zum Gebet sich anschickte. Er ging auf das Zelt zu, und am geöffneten Eingang erblickte er eine reizende Dame auf goldenem Sige, ein von Edelsteinen funkelnder goldener Keif zierte ihre Stirne, ein goldener Ring glänzte an ihrem Finger.

Peredur stieg vom Rosse, trat in das Zelt, und wurde freundlich aufgenommen. Im Hintergrunde des Zeltes erblickte er zwei Flaschen mit Wein, zwei weiße Brode und Schinkenschnitte. Er berief sich auf den Rath seiner Mutter, und griff zu. „Iß, was dir beliebt“, sprach ihm die Dame zu. Peredur leerte die eine Flasche, und verzehrte die Hälfte des Mundvorraths. Als er satt war, ließ er sich vor seiner schönen Wirthin auf ein Antl nieder: „Meine Mutter sagte mir, ich sollte, wenn ich einen hübschen Schmuck fände, mir ihn zueignen.“ „Nimm ihn!“ sprach die Dame. Er zog also den Ring von ihrem Finger, befestig wieder sein Ross, und setzte die Reife fort.

Indeß war der Ritter, welchem das Zelt gehörte, hinzugekommen. Er gewahrte Ross Spuren, und fragte, wer

in seiner Abwesenheit hier gewesen? „Ein gar seltsamer Mann“ antwortete die Dame, und entwarf Peredurs Porträt. „Hat er dir keine Beleidigung zugefügt?“ fragte er weiter. Sie verneinte. Er glaubte aber ihren Worten nicht, und schwur nicht eher zu ruhen, bis er den Fremden erreicht und seinen Zorn an ihm gekühlt haben würde. Und hierauf setzte er Peredur nach.

Dieser hatte seinen Weg zum Hoflager Arthurs genommen. Bevor er noch das Ziel seiner Reise erreicht hatte, war ihm ein anderer Ritter zuvorgekommen. Der gab dem Pfortner einen goldenen Ring von hohem Werthe, damit er ihm sein Pferd halte; trat dann in den Saal, wo Arthur und sein ganzer Hof, auch die Königin Gwenivar (Ginevra) mit ihren Damen versammelt war. Eben reichte ein Page der Königin einen goldenen Becher, als der Ritter ihm einen Stoß versetzte, daß die Flüssigkeit ihr ins Angesicht und auf ihr Kleid strömte^{*)}. Hierauf sagte der Ritter: „Wagt Jemand, diesen Becher mir streitig zu machen, oder für den der Königin wiederfahrenen Schwimpf Genugthuung zu fordern, so folge er mir ins Freie, ich werde ihn erwarten.“ Und als er dies gesprochen, schwang er sich wieder auf sein Ross. Bestürzung hatte sich aller Anwesenden bemächtigt, denn man schloß: wer eine solche Beleidigung auszuüben wagt, der ist gewiß mit magischen Kräften begabt, die ihn jeder Ahndung entheben. In diesem Augenblick ritt Peredur in den Saal, in dem seltsamen Aufzuge, der oben beschrieben worden. Kai, des Arthurs Haushofmeister, saß in der Mitte der Halle. An ihn wandte sich der Jüngling mit der Frage: wo Arthur sey? — „Was willst du von ihm?“ — „Meine Mutter sagte mir, ich solle ihn auffuchen, damit er mich unter die Ritter seines Hofes aufnehme.“ — „Wahrlich“ spottete Kai, „dein Anzug gibt dir ein Recht auf solche Auszeichnung.“

Alle Augen richteten sich jetzt auf Peredur.

Zugleich trat ein Zwerg mit seinem Zwergweibchen aus

*) Dies war ein Zeichen der ehelichen Untreue der Person, welcher der Trank gereicht wurde.

der Menge hervor, welche Beide bereits ein Jahr an Arthurs Hof verweilten, ohne daß Jemand bisher ein Wort von ihren Lippen vernommen hätte. Als sie Peredur erblickten, gewann der Zwerg zum Erstenmal die Sprache, und grüßte den Jüngling: „Gott mit dir, Sohn Corod's, Blume der Ritterschaft!“

„Wie?“ rief Kai verwundert aus, „du bist stumm in Gegenwart von Männern, welche deines Grades wohl würdiger waren, und nun beschimpfst du im Angefichte Arthurs und seines Hofes die Edeln alle, die hier versammelt sind, indem du ein unbedeutendes Subject für die Zierde der Ritterschaft erklärst?“ Bei diesen Worten versetzte er ihm mit der Faust einen solchen Schlag aufs Ohr, daß der Zwerg bewusstlos zu Boden stürzte. Jetzt ließ die Zwergin sich in gleichem Ton vernahmen: „Schöner Peredur! Sohn Corod's, Gott mit dir, du Blume der Ritterschaft!“ Abermals entsetzte sich Kai ob der nun wiederholten Beleidigung des ganzen Hofes, und ein zweiter Faustschlag streckte auch die Zwergin ohnmächtig zur Erde.

„Großer Mann!“ redete jetzt Peredur ihn an, „zeige mir Arthur!“

„Schweig!“ herrschte Kai ihn an, „und laufe lieber dem Ritter nach, der vorhin mit dem Becher aus dem Saale eilte; trachte diesen ihm wieder abzukämpfen. Gelingt dir solche That, so soll deiner Aufnahme in den Ritterorden nichts im Wege stehen.“

Peredur eilte aus dem Saal, um sein Waffenglück zum Erstenmal zu erproben. Indes machte Ritter Owen, Sohn Urians, dem Kai wegen seiner Aufforderung an Peredur Vorwürfe, weil, wie auch der Erfolg für ihn sich wenden würde, für Arthur und seine Ritter nur eine Schmach daraus hervorginge, denn der Sieg eines Narren bringe ihnen so wenig Ehre als der Triumph des trotzigen Ritters über ihn.

Indes hatte Peredur den Strauß glücklich bestanden, war mit dem Becher zurückgekommen, und erklärte seine künftige Thätigkeit als dem Dienste Arthurs geweiht, dem er ein treuer Vasall seyn wolle. Er suchte nun weitere

Abenteurer, besiegte viele Ritter im Zweikampfe, die er dann schwören ließ, daß sie sich an Arthurs Hof begeben wollen, um selbst die Nachricht zu überbringen, daß Peredur sie zu Ehren Arthurs in den Sand gestreckt.

Eines Tages kam Peredur in einen Wald, der an einem Ende von einem See begrenzt war, am andern Ende erhob sich ein Schloß. Am Rande des Sees saß ein Greis in Silberhaaren auf einem prachtvollen Kissen, in kostbarem Gewande prangend. Seine Umgebung beschäftigte sich mit Fischen. Als der Greis Peredur gewahrte, erhob er sich und hinkte in das Schloß. Peredur richtete seine Schritte ebenfalls dahin und trat in den Saal. Der Greis ließ ein Feuerbecken vor seinen Sitz hinstellen, und die Bewohner des Pallastes gingen Peredur entgegen, um ihm durch Abnahme seiner Rüstung zu verkünden zu geben, daß er hier gastlich aufgenommen sey. Der Greis forderte ihn auf, einen Sitz neben ihm einzunehmen. Nach eingenommener Mahlzeit gab Peredur, aufgefordert von dem Greise, Proben seiner Stärke im Faustkampfe, welche zum Nachtheil der beiden Söhne des Alten ausfielen, mit denen er sich hatte messen sollen. Hierauf weissagte der Greis dem Peredur seinen künftigen Ruhm, und gab sich als seiner Mutter Bruder zu erkennen. Er ermahnte ihn, zu seiner Ausbildung in ritterlichen Übungen und zur Aneignung der feinen Sitten, die man von seinem Stand fordere, einige Zeit in seinem Schlosse zu verweilen. Nach Ablauf dieser Frist werde er den Ritterschlag erhalten. Vorläufig machte er es ihm zur Pflicht, wenn er Seltsames sehen würde, keine Erklärung abzufordern, sondern seiner Bewunderung Schweigen aufzuerlegen.

Wieder zog Peredur auf Abenteuer aus, da kam er wieder in einen Wald, den ein freier Platz begrenzte, an dessen einer Seite ein Schloß sich erhob, wohin Peredur seinen Weg nahm. Da die Pforte offen stand, so trat er in die Halle. Hier saß ein Greis von jugendlicher Dienerschaft umgeben. Peredur ward freundlich empfangen und eingeladen, neben dem Alten seinen Platz einzunehmen. Nach dem Mahle wurde Peredurs Gewandtheit mit dem Schwerte auf ähnliche Art erprobt, wie vorhin seine

Tüchlichkeit als Faustkämpfer. Von der Kraft seiner Aushalten legte er durch Zerbrechung des Schwertes, obgleich dessen Klinge sehr massiv war, Beweise ab. Auch dieser Greis erklärte sich als Peredurs Mutterbruder, und versagte seinem Neffen eine rühmliche Zukunft. Während Dyr und Neffe noch im Gespräch begriffen waren, traten zwei Jünglinge in den Saal, die eine Lanze von ungewöhnlicher Länge trugen, von deren Spitze drei Blutstropfen zur Erde fielen. Bei diesem Anblick brachen alle Anwesenden in eine Beklage aus, der Greis aber unterbrach nicht die Conversation mit seinem Neffen. Er that, als habe er den Vorgang nicht bemerkt, und Peredur wagte nicht, nach der Ursache der räthselhaften Erscheinung zu fragen. Nachdem das Wehklagen etwas nachgelassen, traten zwei Jungfrauen in die Halle, die brachten ein Becken, in welchem ein in seinem Blute schwimmender Kopf eines Menschen lag. Wieder ertönte allgemeine Beklage, die nur spät aufhörte. Hierauf suchte Jeder sein Lager. Dem Peredur wurde ein zierliches Gemach angewiesen.

Am folgenden Morgen setzte Peredur seine Reise fort. Aus einem Gehölze drang eine weibliche Stimme zu seinen Ohren. Er ritt auf die Stelle zu, woher das Wehklagen gedrungen war, und erblickte eine reizende Brünnetle, neben ihr stand ihr Zelter, und eine Leiche lag zwischen Beiden. Ihre Anstrengungen, den Todten aufs Pferd zu bringen, waren vergeblich, er fiel auf den Boden, und dies war der Grund ihrer Beklage. Außerdem mußte Peredur zu seiner Bewunderung erfahren, daß er seiner Mutter Tod veranlaßt, weil er gegen ihren Willen sie verlassen und der Gram sie getödtet, er sey deshalb in den Bann gethan. Ferner erfuhr er, daß das ihm Glück wünschende Zwergenpaar an Artburs Hof das Eigenthum seiner Eltern vordem gewesen. Zuletzt gab sich die Dame als seine Milchschwester zu erkennen. Die Leiche war die ihres Gatten, welche jener Ritter, der im lichten Punkte des Waldes hauste, getödtet hatte. „Nähere dich ihm

nicht, denn er würde auch dir das Leben nehmen!“ sagte sie warnend hinzu.

„Schwester!“ versetzte Peredur, „deine Vorwürfe sind ungerecht, denn nur das lange Verweilen bei dir hindert mich, ihn zu besiegen. Unnütz ist längeres Weinen. Laß mich den Todten sezt begraben und sodann unverzüglich den Ritter aufsuchen, vielleicht fällt er deiner Rache zum Sühnopfer.“

Peredur traf den Ritter noch an der von seiner Schwester bezeichneten Stelle, mit hochmüthiger Miene auf- und abwandelnd. Er fragte Peredur, woher er des Weges komme? „vom Hofe Artburs!“ lautete die Antwort. „Gehörst du zu seinen Vasallen?“ — „Mit Stolz zähle ich mich zu diesen!“ — „Dafür weiß ich keinen Grund.“ Diese Beleidigung Artburs rächte Peredur sogleich an dem Prahler, der, in den Sand dahin gestreckt, um sein Leben flehte. Der Sieger wollte sich nur unter folgenden Bedingungen dazu verstehen, nämlich, wenn der Besiegte die durch ihn Wittwe gewordene zur Ehe nähme, ihr alle ihrem Stande gebührende Ehre erweise und sodann an Artburs Hof sich begäbe, um zu berichten, daß er zum Ruhme dieses Fürsten besiegt worden sey; endlich auch einen zweiten Auftrag Peredurs zu vollziehen, nämlich, daß die von Kai dem Zwergenpaar widersahrene Beleidigung zuvor gerächt werden sollte, bevor er, Peredur, wieder einen Fuß in Artburs Pallast setze.

Der Ritter ging alle Bedingungen ein. Als er seine Mission bei Artbur ausgerichtet hatte, machte der Letztere seinem Haushofmeister (Kai) Vorwürfe, daß er Peredurs Abwesendheit von seinem Hofe veranlaßt habe, und fügte hinzu, er wolle selber dem Tapfern in allen Wüsteneien Brittaniens aufsuchen, um sich zu überzeugen ob dieser oder Kai im Zweikampf Sieger bleiben werde.

Peredur setzte seine Reise weiter fort; wieder kam er in einen Wald, an dessen Ausgang sich ein Schloß mit gewaltigen Thürmen zeigte. Am Burgethor erhob sich das Gras zu ungewöhnlicher Höhe, und als der Held mit dem Schaft seiner Lanze an das Thor angestoßen hatte, ließ sich ein schwächlig gebauter junger Mann mit braunen Locken

blicken und fragte: Soll ich das Thor Euch öffnen, oder meinen Gebieter zuvor von Eurer Anwesenheit in Kenntniß setzen?

Yeredur nannte sich und bat um Einlaß. Nun öffnete sich das Thor; Yeredur trat in den Saal, und erblickte 12 achtzehnjährige Jünglinge von gleicher Gestalt, gleicher Schwächtheit, und sämmtlich rothhaarig. Alle trugen dieselbe Kleidung und Farbe, wie derjenige, welcher das Amt des Pförtners verwaltete. Sie waren sehr zuvorkommend, und erboten sich, dem Gast seinen Harnisch abzuschnallen und die Waffen abzunehmen. Jetzt traten auch fünf Jungfrauen aus dem Seitengewäch; eine reizendere Erscheinung als ihre Gebieterin war Yeredur noch nie vor Augen gekommen. Das Gewand, welches sie trug, mochte einst zu den kostbarsten gehört haben, jetzt sah es sehr abgetragen aus, so daß die Haut durchblickte, deren Weiße aber die Blüthen der Blumen überstrahlte; Augenbrauen und Haupthaar hingegen wetteten an Schwärze mit der Rabenfarbe; die Wangen beschämten die Rose. Die Dame schlang ihren Arm um des Ritters Nacken, und lud ihn zum Sitzen ein. Bald darauf traten zwei Nonnen herein, die Eine mit sechs weißen Broden, die Andere mit einer Flasche Wein. „Gebieterin!“ meldete die Eine, „dies ist der ganze Vorrath des Klosters für die heutige Nacht.“ Yeredur behielt sich die Austheilung des Brodes und des Weines unter die Tischgenossenschaft vor. Als es Zeit war, daß Jeder sein Lager suchte, erbot sich Yeredur, der Schönsten unter den Damen einen Rath zu geben. „Und welchen?“ fragte die Angeredete. „Den Ritter im obern Saal aufzusuchen und sich ihm zur Frau oder zur Gesellschafterin anzutragen, je nachdem das Eine oder das Andere vorthellhafter scheint.“ — „Das wäre gegen Zucht und Sitte. Dies wartet man besser ab, bis der Antrag der Dame gestellt wird.“ — „Eine Nichtbeachtung meines Vorschlags“ versetzte Yeredur ärgerlich, „würde Euch zur Beute Eurer Feinde machen, die nach ihrem Belieben mit Eurer Person verfahren würden.“

Die Furcht stimmte zur Nachgiebigkeit. Weinend verfügte sie sich auf Yeredurs Zimmer. Er fragte nach der

Ursache ihrer Thränen, und erfuhr, daß ein Graf, der vergeblich um ihre Hand geworben, sie mit Ausnahme des Schlosses, das sie bewohnte, um alle ihre Besitzungen gebracht. Nur der glücklichen Lage dieser Burg, die sie uneinnehmbar mache, und der Tapferkeit der vorhin beschriebenen Jünglinge, ihrer Milchbrüder, verdanke sie den Fortbestand ihrer Selbstständigkeit, so lange die Lebensmittel nicht aufgezehrt wären, welcher bedrohliche Fall aber bereits eintrete. Käme keine Hilfe am morgigen Tage, müsse sich die Burg ergeben, und sie, die Herrin selber, werde den Stallknechten des Siegers überlassen. „Nur auf Euern Schuß, Herr Ritter“, setzte sie hinzu „zähle ich noch, verfährt mit mir nach Euerm Gutdünken.“

Nachdem Peredur ihren Kummer beschwichtigt hatte, trennten sich Beide, um der Nachtruhe zu pflegen. Am folgenden Morgen breiteten sich unermesslich viele Zelte vor dem Burgplatz aus, und unzählige Ritter bereiteten sich zum Angriff auf die Beste. Peredur verlangte, daß man sein Ross jäume, und sprengte die Ebene hinab. Er hob einen Ritter nach dem andern aus dem Sattel, und forderte von dem Letzten, dem Haushofmeister des stolzen Grafen, daß er sogleich die Burg mit Lebensmitteln für hundert Mann und ihre Pferde versehen, außerdem sich der Herrin des Schlosses als Gefangener zu ihrer beliebigen Verfügung über seine Person stellen müsse. Alles geschah nach des Siegers Gebot. Am folgenden Tage streckte Peredur wieder eine Anzahl Ritter in den Sand. Der Letzte erhielt den Auftrag, diese Nacht noch für die Bedürfnisse von zweihundert Reitern zu sorgen, und sich dann als Gefangener zu stellen. Den dritten Tag ging es in gleicher Weise her. Der Letzte der Besiegten war der Graf selbst, der sollte alle der Burgfrau abgenommenen Besitzungen wieder herausgeben, außerdem für die Bedürfnisse von dreihundert Mann und ihre Rosse Sorge tragen. Und Alles geschah, wie Peredur angeordnet hatte. Er verweilte noch drei Wochen auf dem Schlosse, denn die Reize der Gebieterin fesselten ihn so lange; beim Abschied gab er sich als Sohn Ewroks zu erkennen, und bot

seinen Arm der Dame zum Schutze an, so oft sie dessen bedürfen würde.

Eines Tages trat Peredur in ein liebliches Thal, wovon eine Einsiedelei sich befand. Der Klausner nahm ihn freundlich auf, daher er die Nacht bei ihm zubrachte. Als er am Morgen aus der Zelle trat, fand er frisch gefallenem Schnee, und vor der Klausen eine Ente, welche ein Fackel zu tödten im Begriff war, der aber, durch den Schall von des Rosses Hufen aufgeschreckt, davon flog. Da warf sich ein Rabe auf die Ente, um ihr Fleisch zu verzehren. Peredur versank darüber in tiefes Sinnen, er verglich die Schwärze des Raben, die Weiße des Schnee's, und die Rötze des Blutes mit dem Paar seiner Geliebten, mit ihrer Haut und ihren Wangen. Da trat ein Ritter an ihn heran, den Arthur ausgesandt hatte, um Peredurs Aufenthaltsort zu erforschen. Da Peredur in seinen Gedanken so sehr vergraben war, daß er nicht merkte angeredet worden zu seyn, so weckte der Frager ihn mit einem Stoß seiner Lanze aus seinen Träumen; Peredur drehte sich jetzt um und warf ihn vor die Füße seines Rosses. Bierundzwanzig andere Jünglinge wollten die Schmach ihres Gefährten rächen, theilten aber nur sein Schicksal. Nun wollte es Kai mit ihm aufnehmen, bot aber dem Ritter Gelegenheit, ihn so übel zuzurichten, daß die von Kai jenem Zwergenpaar erwiesene Mißhandlung nun mit reichen Zinsen vergolten war. Arthur ließ alle Bundärzte zur Heilung seines Haushofmeisters herbeirufen, dessen Aufkommen fast in Zweifel gezogen wurde, und betrübte sich sehr über sein Unglück, denn er hielt viel auf ihn. Da trat Gwalhmai vor, und machte die sinnige Bemerkung, wie Kai und die Jünglinge die Züchtigung wohl verdient hätten, denn es zeuge von gänzlichem Mangel an Tact Jemanden aus seinen verliebten Träumereien aufzuwecken; Kai aber hatte durch seine beleidigende herausfordernde Anrede seine Schuld verdoppelt. Nun erbot er sich selbst, den Peredur zu einer Beantwortung der ihm zu stellenden Fragen zu vermögen, weil er, in höflicher Weise sich ihm nähernd, nichts zu befürchten habe. Sein weises Betragen ließ seine Hoffnungen nicht zu Schanden werden.

Peredur erfuhr, daß der Zweck von Gwalhmais Anrede eine Sendung Arthurs sey, der ihn an seinen Hof einlade, und daß diejenigen, welche in den Sand gestreckt wurden, denselben Auftrag gehabt. Da entschuldigte er sich, indem er aus ihrer Art sich anzukündigen eine Beleidigung vermuthete; gestand auch, daß er eben im Geiste mit seiner Geliebten sich beschäftigt hatte. Gwalhmai wurde nun gefragt, ob Kai noch an Arthurs Hof verweile, und setzte den Peredur in nicht geringes Erstaunen, als er ihm sagte: dieser sey es eben gewesen, den sein Arm so übel zugerichtet. Nun freute sich Peredur, die dem Zwergenpaar widerfahrne Beschimpfung schon geahndet zu haben. Peredur und Gwalhmai schlossen rasch ein Freundschaftsbündniß, und verfügten sich Beide an Arthurs Hof, der Fürst nahm Peredur glänzend auf, und stellte ihn der Königin und ihren Damen vor. Dann wurde Kerleon (das heutige Gloucester) zum Pflager erwählt.

Eines Tages saß Arthur in seinem Saale, vom Glanze seines Hofes umgeben. Vier Krieger standen ihm zur Seite, nämlich Owen, Sohn Urians, Gwalhmai, Sohn des Gwyar, Howel, Fürst von Armorica, und Peredur mit der großen Lanze. Und herein trat eine Jungfrau mit zierlich geflochtenem Rabenhaar. Gesicht und Hände gaben diesem an Schwärze nichts nach, und dennoch war die Farbe noch lange nicht so abschreckend als die Bildung ihrer Gesichtszüge, die herabhängenden Wangen, der schmale Kopf, die kleine Nase mit den gewaltigen Nasenlöchern, die gelben und aus dem Munde hervorstehenden Zähne, die das Kinn beschattende Brust, der gehügelte Rücken, die mageren Hüften, die unmäßig großen Füße u. gewährten beim ersten Anblick keinen angenehmen Eindruck. Die Dame verbeugte sich vor Arthur und allen Anwesenden; nur Peredur verweigerte sie ihre Achtung. Sie rebete ihn vielmehr in beleidigender Weise an: „Dir Peredur, gilt mein Gruß nicht! Blind handelte das Geschick, als es dich mit Ruhm und Gunst überhäufte. Unglückseliger Thor! warum fragtest du nicht am Hofe des sinkenden Königs nach der Bedeutung der drei Blutstropfen, die von der Lanze jenes Jünglings zur Erde tropfen, und nach der Be-

deutung mehrerer anderer räthselhaften Erscheinungen, die du dort erblicktest? Hättest du nicht zur Unzeit geschwiegen, so würde dem König die Gesundheit, seinem Lande der Frieden wieder geschenkt worden seyn, während er jetzt von seinen Drängern so viel leiden muß, die Blüthe seines Heeres zu Grunde geht, und die Frauen seines Reiches zu Wittwen, die Jungfrauen ihrer Morgengabe beraubt werden, und einer furchtbaren Zukunft entgegen sehen. Und für all diesen Jammer bist du, Yrebur, verantwortlich.“

Hierauf sprach sie, wieder zu Arthur gewandt: „Bergebt, Sire! das Schloß, welches ich bewohne, ist weit von hier. Dasselbst findet man 365 Ritter, und Jeggüder hat die Geliebte seines Herzens bei sich. Und wer nach Waffenruhm strebt, wird dort Gelegenheit finden, ihn zu verdienen. Nebstdem weiß ich ein Schloß, in welchem eine junge Dame gefangen gehalten wird, ihrem Befreier ist der größte Ruhm aufbehalten, den ein Ritter sich erwerben kann.“ Mit diesen Worten schied sie aus der Versammlung.

Sogleich äußerte Swalmal den Wunsch, die Schöne zu befreien, und viele andere Ritter wollten sich ihm anschließen. Da sprach Yrebur: „Ich will nicht eher mein Haupt zur Ruhe legen, bis ich das Geheimniß von der Lanze, deren die schwarze Dame erwähnte, erfahren habe.“ Und während sie noch sprachen wurde ein Ritter angemeldet, der vor dem Burghor um Einlaß batte. Er hatte ein sehr kriegerisches Aussehen. Bei seinem Eintritt in den Saal grüßte er Jedermann, nur Swalmal übergieng er. Die Farbe seiner Rüstung war ganz blau, nur der Schild hatte eine Einfassung von goldenen Knöpfen. Und Swalmal machte er den Vorwurf des Verraths und der Pösterlichkeit, welche Beschuldigung von sich abzuwehren, der Angeklagte an jedem Orte sich bereit zeigen wollte. Der fremde Ritter nahm ihn beim Worte. Yrebur, als Waffenbruder des Swalmal, erbot sich ihm zum Begleiter auf den Kampfplatz; aber jetzt schlug Jeder einen andern Weg ein.

Yrebur durchzog die ganze Insel, aber nirgends konnte

er über die schwarze Dame Auskunft erhalten. Sein Weg führte ihn zu einem lieblichen Thal, durch welches sich ein Strom schlängelte. Da gewahrte er einen Ritter im Priestergewand auf sich zukommen. Er bat um seinen Segen, der aber verweigert wurde, weil Peredur am heiligen Charfreitag die Waffen nicht abgelegt hatte. Dieser entschuldigte sich mit seiner Unkenntniß des Festlandes, da er schon ein Jahr von der Heimat entfernt sey, und die Sitten überall nicht dieselben sind. Er krieg nun ab vom Rosse und führte es am Jaume vor sich her. Er lenkte von der Hauptstraße ab in ein Gehölz, wo er in einer Hütte den Priester antraf, der ihm jetzt den Segen nicht mehr verweigerte. Auch forderte dieser ihn auf, an diesem und den beiden folgenden Tagen, wo das Reisen unziemlich, bei ihm zu verweilen. Am vierten Tag setzte er seinen Weg weiter fort, erkundigte sich aber nach dem Wunderschlosse. Der Bescheid lautete: „Uebersteig dieses Gebirge, dann wirst du an einen Strom kommen. In dem Thal, welches er befruchtet, ist während des Ostersfestes das Pöslager eines Prinzen, welcher am ehesten über das Wunderschloß dich zu berichten vermag.“

Als Peredur die nöthige Anweisung erhalten hatte, nahm er seinen Weg nach dem bezeichneten Schlosse. Er fand das Thor geöffnet, auch die Saalthüre war es. Als er nun in die Halle trat, erblickte er ein Schachbrett, die Figuren auf beiden entgegengesetzten Feldern bewegten sich wie Automaten, und die Parthei auf der Seite, wo er stand, verlor das Spiel, worüber die andere einen Schrei der Freude ausstieß, als ob sie aus lebenden Wesen bestünde. Wüthig ergriff Peredur das Schachbrett und warf es aus dem Fenster in den vorbeisfließenden See. Und in demselben Augenblick kam die schwarze Dame auf ihn zu, mit den Worten: „Du hast des Himmels Segen verwirkt, da du nur Böses übst und das Gute meidest.“ „Was hast du mir vorzuwerfen?“ fragte der Ritter. „Daß du das Schachbrett der Kaiserin, wofür sie ihr ganzes Reich hingegeben haben würde, verloren gehen ließeß. Der Weg, auf welchem du es wieder finden kannst, führt dich zum Schlosse Jobbinsoghel, daselbst wohnt ein schwarzer

Ritter, welcher die Staaten der Kaiserin verwüset. Vermagst du ihm den Tod zu geben, so wirst du auch das Schachbrett wieder finden, ich bezweifle aber, daß du lebend von dort zurückkehrst.“

Peredur erklärte sich bereit, das Abenteuer zu bestehen, wenn die schwarze Dame ihn dahin begleiten wolle, wozu sie sich auch willig zeigte. Peredur trug auch diesmal den Sieg davon, und als der schwarze Ritter um Gnade bat, knüpfte Peredur die Bedingung daran, daß Jener nicht nur das Schachbrett wieder schaffe, sondern auch, daß er es an denselben Ort stelle, wo Peredur es gesehen hatte.

Jetzt trat die junge Dame zwischen Beide, und rief neue Verwünschungen gegen den Felsen aus, weil er das Ungeheuer am Leben ließ, das die Staaten der Kaiserin verwüset hatte. Peredur bemerkte, daß es ihm um die Wiedererlangung des Schachbretts zu thun gewesen sey. „Ist es denn nicht wieder an seinem frühern Ort gefunden worden?“ „Nun so gehe hin und bringe dem schwarzen Mann den Tod.“ Peredur gehorchte. Als er wieder an den Fels zurückkam, traf er daseibst schon die schwarze Dame. „Wo ist die Kaiserin?“ fragte er. — „Du wirst sie nicht eher zu Gesichte bekommen, bis du das Ungeheuer erlegt hast, das im benachbarten Walde haust.“ — „Welches Ungeheuer?“ — „Es ist zwar nur ein Hirsch, aber dieser besitzt die Schnelligkeit eines Vogels. Aus der Stirne ragt ein Horn hervor, das deiner eisernen Lanzenspize an Länge nichts nachgibt; dabei ist es so spitz wie die feinste Nadel. Damit beschädigt das Ungeheuer alle Bäume des Forstes und tödtet alle ihm begegnenden Wesen. Das Allerschlimmste aber ist, daß es allnächtlich den See austrinkt, wodurch die aufs Trockne gesetzten Fische verderben müssen. Ehe das Wasser wieder zufließt, sind die meisten todt.“ —

Peredur fragte, ob die Dame ihm den Hirsch zeigen wolle? Diese schlug seinen Wunsch ab, „denn — sagte sie — vor Verlauf eines Jahrs ist es keinem lebenden Wesen gestattet, in den Wald einzudringen, aber meine Gebieterin besitzt ein Hündchen, das soll dein Führer seyn.“ — So geschah es, und Peredur hieb mit Einem Streiche seines Schwertes den Kopf des Ungeheuers ab.

Als er ihn aber genauer betrachtete, kam eine Dame des Beges daher geritten, wickelte das Hündchen in eine Falte ihres Mantels, legte den Hirschkopf, der am Halbe ein goldenes Band trug, vor sich hin, und sprach zu Peredur: „Ihr habt eine sehr niedrige That verübt, indem Ihr die größte Zierde meines Reiches getödtet habt.“ — „Man hat es ja von mir gefordert!“ entschuldigte sich der Held, „gibt es kein Mittel, die verschmerzte Gnade wieder zu erlangen?“ — „Nur dann“ — antwortete sie — „wenn du in den Wald, der hinter diesem Gebirge sichtbar wird, einen Lerch (Druidenhöhle) auffindest, und, sie betretend, dreimal den Krieger zum Kampfe herausforderst, welcher unter jener Stätte schlummert.“

Peredur that, wie ihm geheißen. Alsogleich kam ein schwarzer Ritter, auf einem Pferdebeskelett sitzend, aus dem Boden hervor, und der Zweikampf begann. Dieser blieb lange unentschieden, daher stieg Peredur von seinem Rosse und zog das Schwert. Diesen Moment benutzte der Gegner, um mit seinem Pferde zu verschwinden. Peredur setzte seinen Weg weiter fort. Jenseits des Gebirges erblickte er wieder in einem von einem Strom bewässerten Thale ein stattliches Schloß. Er lenkte seinen Schritt dahin. Auch hier stand die Pforte geöffnet. Und als er in den Saal eintrat, gewahrte er im Hintergrunde einen hinkenden Greis, und im Stalle stand sein Pferd, welches ihm kurz vorher abhanden gekommen, neben dem Rosse Gwalhmais. Beide Thiere wieherten ihm ihren Gruß entgegen. Peredur ging wieder in den Saal und nahm dem Greise gegenüber seinen Platz ein. Jetzt erschien ein blondgelockter Jüngling und grüßte den Helden mit einer tiefen Verbeugung.

„Edler Herr!“ rebete er ihn an: „ich war es, welcher an Arthurs Hof in Gestalt der schwarzen Jungfrau Euch erschienen war; ich auch stellte Euch des Schwabretts und des getödteten Hirsches wegen zur Rede; ich war es, der Euch zu der Herausforderung des in der Höhle schlafenden Ritters aufmunterte; ich war es, welcher jene Lanze trug, von deren Spitze Blut träufelte; und das blutende Haupt in dem Becken, das nebenher getragen ward, war

das Cuers Betterd. Und hier stehen die Zauberinnen von Ser Leon vor euch, die ihn getödtet, dessen Better ich bin. Es war aber im Buche des Schicksals geschrieben, daß Ihr unser Rächer seyn werdet.

Peredur und Gwalhmai beschloffen nun Arthurs Erlaubniß einzuholen, daß seine Ritter in Gemeinschaft mit ihnen ihre Tapferkeit an den Zauberinnen erproben möchten. Und so geschah es. Eine derselben tödtete aber unter Peredurs Augen einen der Ritter Arthurs; als sie aber einen Zweiten, endlich auch einen Dritten in den Tod gesandt hatte, da zog der Held sein Schwert und spaltete ihr das Haupt. Der Schmerzruf, den sie ausstieß, bestimmte die andern Zauberinnen, die Flucht zu ergreifen, denn sie erkannten nun, daß es Peredur sey, welcher vom Schicksal erwählt worden, ihnen den Tod zu geben. Und die Weissagung traf in demselben Augenblick ein.

Zu vorstehender Erzählung bemerkt Willemarqué, daß sie im Verhältniß zu andern bretonischen Geschichten noch die meisten Spuren der Vorzeit sich bewahrt habe. Fast in allen mythologischen Gedichten der alten Varden begegnet man Anspielungen auf die Kämpfe Arthurs und seiner Ritter mit Zauberinnen. Von seinem Majordom Kai wissen sie kein größeres Lob, als seinen Sieg über die neun Zauberinnen (*Myvyrian* I. p. 167). Der Verfasser der Geschichte Peredurs handelt daher consequent, wenn er, sein Werk mit dem Lobe seines Helden zu schließen beabsichtigend, seinen Sieg über die Zauberinnen feiert. Die Neunzahl derselben mahnt an die neun Druidinnen im Dienste der Ceridwen, woraus zugleich folgt, daß Peredur im Christlichen Interesse gedichtet ist. Darum erhält Peredur auch den Auftrag, sich in eine Druidenhöhle zu verfügen und den unter derselben schlafenden Ritter zu bekämpfen. Es ist der Kampf der neuen Lehre mit der alten. Der Druid, als Kämpfer, mußte

freilich die Gestalt eines Kriegers bergen. Aber sein Verschwinden ist bezeichnend genug. Im französischen Roman ist die ursprüngliche Farbe des Gemäldes sehr verwischt, daher manches unverständlich bleibt oder der Entzifferung sich entzieht. Dahin gehört es, wenn am Schlusse des Romans der blutende Kopf im Becken einem, von den Zauberinnen geblutetem, Vetter Peredurs, zuerkannt wird. Das Becken, wie die blutende Lanze, mahnen stark an dieselben Kleinodien in der Sage vom Graal. Daß Peredur zur Rede gestellt wird, weil er am Echarfreitag seine Waffen nicht ablegt, ist gewiß keine müßige Episode, weil sie im „Perceval“ sich wiederholt. Das wundervolle Schachbrett ist schon S. 783 geedeutet worden, und Peredurs Eifer, es zu vernichten, mahnt an christliche Polemik gegen druidischen Sterndienst. Dennoch sind viele heidnische Ueberreste an der schon christlich umgestülpten Erzählung haften geblieben, wie die Hirschjagd (vgl. S. 719.) und das Händchen (der Druiden), mit dessen Beistand die Erlegung des Ungeheuers gelingt; wie der Becher, dessen Inhalt überströmte, als ihn Ginevra leeren wollte, ein druidisches Prüfungsmittel unkeuscher Frauen, im Peredur aber so gewendet, daß das Begießen eine natürliche Folge von dem Benehmen des unbekanntem Ritters, welcher auf die Beschimpfung der Ginevra es angelegt hatte, und seine Handlungsweise in dem Zweikampf mit Peredur mit dem Tode büßen mußte. Nicht französische Ritterlichkeit gebot dem Erzähler, Peredurs erste That in die Wiedererlangung des Bechers, d. h. in die Verteidigung einer beleidigten Dame zu setzen. Die oben erwähnte Anspielung auf eine Apfelsheilung bliebe dunkel, wenn nicht Villemarqué eine mündliche Sage in der Bretagne unter dem Landvolk angetroffen hätte,

in welcher Merlin dem König Arthur drei goldene Äpfel mit den Worten anbietet:

„Voici trois pommes d'or brillant,
Elles appartiendront aux trois plus belles.
C'est moi Merlin qui le predis.“

Von Merlin ist aber seine Vorliebe für Äpfel schon oben bekannt. Zwar haben sie in dem Merlin zugeschriebenen Liede eine geistliche Beziehung, aber die erotische ist die ältere und allgemeine.

Souvestre (le Foyer Breton p. 212) hält den Beredur, welcher auszieht, um das Becken und die Lanze wieder zu gewinnen, für ein, zu Anfang des 12ten Jahrhunderts entstandenes, wälisches Gedicht, das in der Bretagne eine zweite Heimat fand, und durch französische Dichter so sehr zu seinem Vorteil umgestaltet wurde, daß man zuletzt in Wales selber den Nachahmungen vor dem Original den Vorzug gab. Eine solche Modifikation des Beredur ist das von Chretien de Troyes behandelte Gedicht Berceval, dessen Verfaßter es ist, den Gral aufzusuchen.

Berceval, der letzte Sohn einer durch den Krieg von ihrem Wohlstand zurückgekommenen Wittwe, wird, da ihre andern Söhne auf dem Schlachtfeld blieben, absichtlich bäurisch erzogen, und alles ihm aus den Augen gerückt, was die Lust zu ritterlichen Beschäftigungen in ihm erwecken könnte, damit nicht auch sein Leben gefährdet werde. Aber die mütterliche Voracht wird vom Schicksal vereitelt, denn der Knabe begegnete einstmal einigen Rittern von Arthurs Hofe, und lernt kennen, was ihm bisher geheim gehalten worden. Seitdem träumt er nur von Turnieren und Schlachten, und verläßt die Mutter, um sich an Arthurs Hofe zu begeben. Unterwegs hält er an einem Lusthaus, welches

er in seiner anezogenen Einfalt für eine Kirche hält und hineingeht, um darin seine Andacht zu verrichten. Er findet darin zwei Ziegenkäse und einen Becher Wein, welches er sich sogleich schmecken läßt, und hierauf in seiner bettlerhaften, unritterlichen Ausstattung, ohne passende Rüstung, und auf einem gebrechlichen Kleyper reitend, nach Arthurs Hoflager seinen Weg nimmt. Er findet Arthur in tiefes Nachdenken versunken; ein schurkischer Ritter entwendet den goldenen Becher, und fordert die versammelten Ritter auf, mit den Waffen in der Hand, ihm seine Beute wieder abzukämpfen. Perceval nimmt die Ausforderung an, und ist so glücklich, nicht nur in den Besitz des Bechers, sondern auch der kostbaren Rüstung des von ihm Erlegten zu gelangen. Dieser Sieg verschafft ihm auch die Aufnahme in den von Arthur gestifteten Ritterorden. Allein die Erinnerung an seine durch Gram über seine Entfernung gerödtete Mutter verfolgt ihn überall. In diese Träume versunken, läßt er seinem Rosse freien Lauf, und der Zufall wird der Führer auf seinen planlosen Fahrten. Eines Tages hält er am Eingang einer Burg. Als er eingetreten, gewahrt er einen greisen Kranken im Bette. Ein Diener erschien mit einer Lanze, von deren Spitze Blut träufelt, hierauf brachte eine Jungfrau ein goldenes Becken, genannt der Graal. Perceval möchte gern wissen, was diese Sachen bedeuten, aber die Frage erstirbt ihm auf der Zunge. Als er am folgenden Morgen weiter zieht, erfährt er, daß der Kranke Roi pecheur (vgl. S. 727 Anm.) genannt werde, und daß er an einer Wunde im Schenkel leide. Zugleich macht man es ihm zum Vorwurfe, daß er das Fragen unterlassen habe. Perceval setzt seine Reise weiter fort. Unter Weges begegnet er Arthur und seinem

Hoffnaat, und folgt ihm an den Hof, aber am Morgen nach seiner Ankunft erscheint daselbst eine schwarz gekleidete Jungfrau und klagt ihn in heftiger Sprache als Ursache der Leiden des Roi pecheur an; seine Wunde, klagt sie, ist nun unheilbar geworden, weil Berceval ihn wegen derselben zu fragen unterließ. Dieser will seinen Fehler wieder gut machen, allein er ist nicht im Stande, die Burg nunmehr aufzufinden. Es ist, als ob eine unsichtbare Hand ihn vom rechten Wege stets wieder ablenkte. Da entschließt er sich, einem Einfeldel zu beichten, und erfährt von diesem, daß der Undank gegen seine Mutter die Ursache seiner Irrfahrten sey, daß die Sünde ihm die Zunge gelähmt, wie er die Bedeutung des Gral erfragen wollte. Der Klauener legt ihm Buße auf, unterflüht ihn mit gutem Rathe, und lehrt ihn ein mystisches Gebet von felsamer Kraft. Berceval betet zum Kreuze, fastet, hört die Messe, communieirt, kurz er beginnt eine neue Lebensweise, ein gleichsam Wiedergeborener. Jetzt ist sein alleiniges Ziel, den Gral aufzusuchen. Tausend Hindernisse sucht Satan ihm entgegen zu thürmen. Seine Geliebte Blanche Fleur will ihn durch ihre Reize jensehn, aber er entrinnt ihrem Reize. Er bindet sein Ross an den goldenen Ring eines Weilers, der auf dem Leidenberg (Mont des douleurs) sich erhebt, und gelangt endlich in die vielgesuchte Burg. Dismal fragt er nach der Bedeutung der Lanze und des Grals. Man sagt ihm, daß mit dieser Lanze Longin die Seite des Heilands durchstochen, und daß der Gral die Schlüssel sey, in welche Joseph von Arimathia das Blut des Herrn aufgefangen. Dieses Gefäß sey durch Erbschaft in den Besitz des Roi pecheur gekommen, welcher von Joseph abstammt und ein Oheim Bercevals ist.

Dieser Schatz spendet geistliche und leibliche Güter, und heilt alle Wunden, ruft sogar Töbte ins Leben zurück; und so oft der Besitzer es heischt, fällt sich die seltsame Schüssel mit den ausgesuchtesten Speisen. Nach der Lanze und dem Gral brachte man ein zerbrochenes Schwert herbei. Der Roi pecheur überläßt es seinem Neffen, mit dem Ersuchen, es wieder ganz zu machen, was diesem auch wirklich gelingt. Daran erkennt der König, einer Weissagung zufolge, daß sein Neffe der wackerste und frömmste der ganzen Ritterschaft sey. Er selber habe oft, aber immer vergeblich, das Schwert ganz zu machen gesucht. Für dieses verwegene Streben habe er auch die Wunde im Schenkel erhalten. „Ich werde,“ setzte er hinzu, „an demselben Tage genesen, wo Bertiniar, der das Wunderschwert bei der durch Verrath erleichterten Ermordung meines Bruders zerbrach, seine Schuld mit dem Tode büßen wird.“ Unter dem Beistand des Gral erlegt Percival den trübsigen Bertiniar, haut ihm den Kopf ab und bringt ihn dem Roi pecheur, welcher nun von seiner Krankheit genesen ist und zu Gunsten seines Neffen dem Throne entsagt.

Man sieht also, daß Percival und Peredur sich wie ein Ei dem andern gleichen. In beiden Erzählungen sind gleiche Vorthelle an den Wiederbesitz der Lanze und der Schüssel geknüpft. Beide Helden sind vielen Versuchungen schöner Augen und andern Gefahren ausgesetzt, und die endliche Befreiung aller Hindernisse wird mit einer Krone belohnt. Dieses Thema haben die Romanciers in 50,000 Versen ausgesponnen. Villomarqué wirft nun die Frage auf: Woher haben sie die Idee des Gral entnommen? Haben sie aus einem ältern Autor ihres eigenen Landes oder aus fremder

Quelle geschöpft? Darauf beantwortet er sich selbst in folgenden Sätzen:

1) Vor allem andern muß man darauf verfallen, daß lange, bevor es ein Gedicht vom Gral gegeben, schon eine lateinische Legende im Umlauf war, als deren Verfasser ein bretonischer Einsiedler bezeichnet wird, den Uscher für einen Zeitgenossen des Wilhelm von Malmesbury († 1145) ausgibt, obschon der Rösch Helinand, der im 12ten Jahrhundert lebte, ihn ins 8te Jahrhundert versetzt *). „Um jene Zeit,“ sagt Helinand, „im Jahre 717 hatte ein Klausner in der Bretagne, durch Vermittelung eines Engels, eine Vision, in welcher ihm die Schüssel gezeigt wurde, aus welcher der Herr mit den Jüngern das Abschiedsmahl gegessen. Er schrieb nieder diese Geschichte, welche man nennt die vom Gral **).“ Wie ist aber der Eremit auf diese Idee verfallen? Aus dem apokryphischen Evangelium des Nicodemus hat er sie gewiß nicht geholt, denn dort steht kein Wort davon; weit wahrscheinlicher hingegen ist, daß er von den Traditionen der Barden seines eigenen Landes borgte. Die ältesten dieser Art, welche rein mythologisch sind, erwähnen in der That einer Schüssel, welche nicht nur den Namen, sondern auch die dem Gral angebichteten Eigenschaften besitzt. Die Barden des 6ten Jahrhunderts bezeichneten, dem wälischen Wörterbuch zufolge, das i. J.

*) Author Guillelmo Malmesburiensi paula videtur falsae posterior licet ab Helinando Cinnamensi ad. ann. 720 referatur. (Usserius, Primordia p. 16.)

***) Hoc tempore in Britannia cuidam eremitae monstrata est mirabilis quaedam visio per angelum . . . de catino libe in quo Dominus coenavit cum discipulis suis, de qua ab eodem eremita descripta est historia quae dicitur de Gradali. (Vincent. Bellovacensis specul. hist. lib. XXIII. c. 147.)

882 erschienen ist, mit dem Worte *per* einen Speisepapf. Und Helinand sagt: die Franzosen verließen unter *gradal* oder *graal* ein breites, ziemlich flaches Gefäß, in welchem an den Tafeln der Reichen die Speisen und Suppen aufgetragen werden. *Graal* ist also aus dem Wälischen übersetzt. *Laliesin* verweist das bardische Becken in den Tempel der Göttin, welcher die Barden dienen. „Dieses Gefäß,“ sagt er, „verleiht Weissagungsgabe und dichterische Begeisterung, es enthält die Kenntniß aller Wissenschaften.“ Einige dieser Vorzüge besitzt auch der *Gral*. Wie die *Gral*-Schüssel, ist auch dieses Becken in Perlen und Diamanten eingefaßt.

2) Nachdem dieses Gefäß von den Barden des 6ten Jahrhunderts vielfach gefeiert worden, gab es in der Folge den Stoff zu zahlreichen wälischen Volksagen her. Zwei davon habe ich selbst aufgezeichnet, die Eine ist rein mythologisch, die Andere aber trägt schon die Farbe des romantischen, ritterlichen Zeitalters. Die *Grstere*, entschieden von höherem Alterthum, feiert den *Bran*, welcher in den heiligen Gesängen *Laliesins* eine wichtige Rolle spielt. Dieser *Bran* kam einst, als er auf der Jagd ein Wild verfolgte, an einen See, welcher der „See des Beckens“ genannt wurde. Hier erschien ihm ein gewaltiger Riese von scheußlicher Gestalt, dessen Gesellschaft aus einer Zauberin und einem Zwerge bestand. Alle Drei kamen eben aus dem See hervor und trugen ein Becken im Arm. Der schwarze Riese und die Zauberin folgten ihm nach *Gambrien*, wo er sie in seinem Ballast bewirthete und als Gastgeschenk das Becken erhielt. Dieses besaß die schätzbare Eigenschaft des *Graals*, jede Wunde zu heilen, und selbst das entflohene Leben wieder in den Körper zurückkeh-

ren zu machen. Weil aber zu besorgen stand, daß ein solcher, vom Tode Erwecker das Geheimniß seiner Heilung ausplaudern würde, so begnügte man sich bloß mit dem Wiedergeben des Lebens, ohne ein Wort dabei zu sprechen. Dieß ist des Autors ausdrückliche Bemerkung*). Wollte er etwa dadurch zu verstehen geben, daß die Besizer des Zauberbeckens dessen Mystereien verschweigen sollen? Dieß ist um so eher zu vermuthen, weil Talieftn, als er in die Geheimnisse des (Geridmen'schen) Beckens eingeweiht werden soll, in seinem bardischen Liede ausruft: „Ich habe die Sprache verloren!“ Der Gral fordert dieselbe Verschwiegenheit. Wie dem auch sey, als Bran und jener irländische Prinz Martholouch, sein Gibam — derselbe, dessen oben unter dem Namen Morhoul gebacht wurde — ein Ausöhnungsmahl feierten, ließ Bran die Speisen in dieser Zauberschüssel auftragen. In der Folge brach ein neuer Zwist unter beiden Fürsten aus, und Bran überzog Irland mit Krieg. Weil aber jeder Krieger, den das Schwert des Feindes traf, durch die wunderwirkende Zauberschüssel wieder zum Leben gebracht wurde, konnten die Walliser ihnen gar nicht beikommen und hätten die Flucht ergreifen müssen. Da ward nun ein Feldherr in der feindlichen Armee, den den bezeichnenden Namen „Böser Geist“ führte, ebenfalls getödtet, und als sein Kopf in das Becken geworfen wurde, zerplatzte es von selber, denn es hatte die Eigenschaft des Grals, daß nichts Böses und Unreines es berühren oder auch nur sich nähern dürfte (Myvyriau I. p. 18). Dieses Becken zählt man

*) Lyfr Coc'h o Hergest. (Mabinogi benedighod Bran.) Col. 726 et suiv. mss.

unter die dreizehn Wunderdinge, welche Merzin (Merlin) in seinem gläsernen Schiffe fortzuschaffe. Die Landleute von Armorica wissen ebenfalls von einer Wunderschüssel, die, wie der Orakel und Merzins Becken, die Eigenschaft besaß, auf den Wunsch des Besitzers sich mit den lieblichsten Speisen zu füllen, und, wie diese beiden Gefäße, auch einst von der Erde verschwinden sollte.

Die andere wälische Fabel handelt von den Bestrebungen, diesen verlorenen Schatz wieder aufzufinden. Die Zeit ihrer Abfassung fällt in den Anfang des 12ten Jahrhunderts, und der Held dieses Märchens ist Beredur, dessen Namen einen „Aufsucher des Beckens“ ankündigt *). Der Barde Aneurin bezeichnet ihn als einen der berühmtesten bretonischen Helden aus dem mythologischen Zeitalter, und seine Kämpfe haben einen mystischen Sinn (Myvyrian I. p. 7. 8.). Die Volkstradition kennt ihn unter demselben Charakter, aber die geheime Wissenschaft der Barden war um die Zeit, wo die Morgenröthe des Ritterthums herausdämmerte, bereits dem Volke entfremdet. So kam es, daß Beredur das mythologische Gewand mit dem romantischen vertauschte. Die Volksfage reißt ihn unter die Ritter am Hofe Arthurs ein, läßt ihn mit Riesen und Ungeheuern sich herumbalgen; und Zauberinnen stehen, in kriegerische Rüstung gebüllt, ihm feindlich gegenüber. Verwandlungen, Zauberringe, Dolmens und Menhirs, kurz der gesammte druidische Apparat, nur in etwas unkenntlich gewordenen Formen, umgibt den Helden. Eine gleiche Veränderung mußten die heiligen Gegenstände erfahren, welche die Volksfage den

*) Aus per und gedur (in der Zusammensetzung edur), s. Davids.

Beredur auffuchen läßt. Das Gedicht des Anrenin führt sie nicht mit Namen auf, die Sage erwähnt andrücklich eines Beckens und einer bluttriefenden Lanze. Aber dieses Becken erkennt man nur schwer noch als das göttliche Gefäß der Warden, denn seine Ränder bestehen nicht aus Perlen und Diamanten, kein Tempel ist mehr sein Aufbewahrungsort; das Sanctuarium hat sich in eine verzauberte Burg verwandelt, und die Priesterin in eine Hexe. Dennoch entfernt sich der Erzähler nicht allzusehr von der ursprünglichen Tradition, wenn er ein blutendes Haupt in diese Schüssel legt. Hier stimmt er sogar mit den alten Warden zusammen, wenn er die Anstrengungen aufzählt, denen der Held sich unterzieht, um in den Besitz dieses Schatzes zu gelangen; denn Laliefn spielt darauf an, wenn er Beredur „den Helden vom blutenden Haupte“ nennt (Myvyrian I. p. 80). Dieses Haupt, dem er in Ermangelung der Kenntniß seines eigentlichen Ursprungs, einen falschen unterschleibt, dieses Haupt ruft uns ein druidisches Mysterium ins Gedächtniß. „Dieses Haupt, welches ich in meinem Becken trage,“ ruft Laliefn aus, „gehörte keinem Feigling“).

Was die Lanze anbetrifft, so ist ihre Geschichte noch merkwürdiger. Als durch den Drang der Umstände die friedliche Institution der Warden, zur Zeit der Sachsenkriege, ebenfalls manche Störung erfuhr, hörte das Becken auf, ihr einziges Symbol zu seyn. Es kam nun eine blutende Lanze hinzu, als Vorzeichen des Vernichtungskriegs, den sie den verhassten Fremdlingen, die ihre feindliche Insel überfluteten, geschworen hatten.

*) Lyfr Tallesin fol. 50 mas. d'Hengurt. Der Text weicht hier von dem des Myvyrian etwas ab.

Nunmehr mußte Jeder, der in die Mythen sich einweihen ließ, bei der Lanze den Sachsen ewigen Haß schwören. Nun wird Lalieffs Weissagung verständlich: „Das Land der Longrier (England) wird durch die blutende Lanze wüste werden *).“ Noch fünf Jahrhunderte später erinnerte man sich dieser Prophezeiung in Frankreich, denn ein Dichter dieses Landes singt i. J. 1160 (wo er der blutenden Lanze erwähnt):

Il est écrit qu'il est une heure,
Ou tout le royaume de Logres,
Qui jadis fut la terre aux ogres,
Sera détruit par cette lance.

Dieser Dichter war Chretien von Troyes. Unter seiner Feder und seinen Nachfolgern Dordan und Menestier mußte die blutende Lanze und das Zauberbecken sich abermals manche Umformung gefallen lassen. Mit dem Grundstoff wurde eine Erweiterung vorgenommen, manche ältere Bestandtheile der Sage ausgeschieden und durch neuere ersetzt; endlich ging auch der Held selbst in verjüngter Gestalt unter dem Namen Perceval hervor, und seine ganze Geschichte erhielt ein christliches Gepräge, wobei sich der Erzähler jenen bretonischen Klausner zum Vorbild nahm, den man als den Urheber der Legenden vom Gral betrachten darf. So verschwamm der ursprüngliche Typus im religiösen Element, welches zwar sein natürliches Element war, aber das Heidnische ging jetzt im Christlichen unter. Dadurch vermischte die Grundfarbe. Dieß lehrt schon ein flüchtiger Vergleich zwischen Peredur und Perceval. Ersterer zeigt nur eine materielle Umbildung; aus einem brutalen Dummkopf, der nur die rohe Kraft ge-

*) Kyvryuacts beira Joys Fridala Nr. 47 man. d'Hongart.

brauchte, wird ein Krieger mit ritterlichen Manieren und feiner Sitte, wodurch er in den Besitz des Bedens gelangt; aber immer noch repräsentirt er eine Zeit, in welcher das Ritterthum noch in seinem Entwicklungsprozeß begriffen ist. Hingegen Berceval, anfänglich auf derselben niedern Geistesstufe stehend, schält seinen primitiven Materialismus unmerklich ab, und gefeilt zu den guten Eigenschaften eines Helben auch die eines Christen, lernt seine Leidenschaft zügeln, so daß er zur List gewürdigt ist, in die Mysterien des Gral einzuweihen zu werden. Und doch sind die Ergebnisse und Thaten Bercevals nur eine bis in die kleinsten Nebenumstände fortlaufende Wiederholung von jenen Beredurs. Der christliche Einfluß zeigt sich demnach in der Umarbeitung des hardischen Stoffes unverkennbar. Berceval erscheint stets als ein veredelter Beredur. Er beweint den Tod seiner Mutter, als dessen Ursache er sich anklagt, während Beredur in dem Ruhmesdurst einen Entschuldigungsgrund finden will. Beredur ist ursprünglich dumm, Berceval naiv; und dieselbe stilkliche Veredlung bemerkt man auch an andern, von dem dichterischen Umarbeiter gezeichneten Charakteren. S. z. B. beschränkt sich der hochmüthige Ritter, welcher Arturs Becher stahl, darauf: die Flüssigkeit auf Orineva's Kleid zu verschütten, während im „Beredur“ sie der Königin zur größern Beschimpfung ins Gesicht gegossen wird. Diese Rücksichtnahme auf Leser von verfeinertem Geschmack verräth sich auch in den Scenen von vorherrschend religiöser Tendenz. Bei Chretien de Troys bricht die Versammlung nicht in ein lange anhaltendes Wehgeheul aus, als die Lanze herbeigetragen wird, auch triefst nur ein einziger Blutstropfen herab, das blutende Haupt in der Gralschüssel ist aber ganz

verschwunden; dafür entschädigt Grettien mit einer luxuriösen Ausmalung der Kostbarkeiten, aus welchen der Gral zusammengesetzt ist, der einen so großen Glanz um sich verbreitet, daß bei seinem Erscheinen der Schimmer der vielen Kerzen erbleicht, wie das Licht der Sterne vor der Sonne. Eine zweite Parallele wird unsere Behauptung noch einleuchtender machen. Beredur entschuldigt sich gegen den in priesterlicher Kleidung ihm begegnenden Ritter, von dem er den Segen verlangt, bloß flüchtig, daß er nicht wußte, es sey heute Charfreitag, und darum habe er seine Rüstung nicht abgelegt. Der Romancier verwendet auf dieses Gemälde eine mehr christliche Färbung. Er erzählt, wie Perceval im Walde drei Rittern und ihren Damen begegnet, welche sämmtlich zu Fuße, im Hemde und bußfertiger Haltung, zum Heil ihrer Seelen. Und einer der Ritter redet unsern Helden an: „Glaubst du etwa nicht an Jesum Christum? Wie möchtest du sonst am Todestage unsers Heilands Waffen tragen?“ — „Was ist denn heute für ein Tag?“ fragt Perceval, und erfährt, es sey Charfreitag, wo Jedermann seine Sünden beweint. Nun erzählt ihm der Ritter von der Fleischwerdung Jesu, und wie er die Menschheit von der ewigen Verdammniß erlöste. „Und woher kommt ihr des Weges?“ fragte Perceval wieder. — „Aus der Hölle eines heiligen Mannes, dessen Einsiedelei in diesem Walde ist?“ — „Und was machtet Ihr dort?“ — „Wie Ihr so seltsam fragen könnt?“ strafe ihn eine der Damen, „wir beichteten unsere Sünden und erbaten uns geistlichen Rath von dem Klausner. Dieß ist das verdienstlichste Werk, wenn man zu Gott kommen will.“ Da brach Perceval in Thränen aus und eilte auf die Einsiedelei zu, wo er zuvörderst seine Waffen ablegte.

Er fand hier den Eremiten, einen Priester und einen Ministranten, welche in einer kleinen Kapelle das „Officium“ sangen, und der Priester forderte den Admuling auf, zu beichten, weil außerdem er keinen Ablass der Sünden erwarten dürfe. Und Perceval gehorchte. Er brachte den Tag in Fasten und Gebet zu, und communicirte am Osterfeste. Von dieser Zeit an fühlt er sich sittlich gehoben, und seine geistige Ausbildung schreitet rasch vorwärts. Er erfährt auch, daß der Roi pecheur sein Oheim sey, und der Priester ein Bruder seiner Mutter. Man unterrichtet ihn von der Heiligkeit des Grals, und welche Tugenden man sich erwerben, und welche geheimnißvolle Gebetsformeln man gebrauchen müsse, wenn man in den Besitz des Gral zu kommen gewürdigt werden soll.

Blicken wir nun auf Peredur zurück, so finden wir seine Handlungsweise ganz profan. Bei dem Klauener weißt er nicht in geistlicher Absicht, und er verachtet ihn, wie er gekommen, nicht moralisch besser und nicht christlicher gestimmt als vorher; unbekehrt scheidet er von dannen; bloß über die weltlichen Zwecke, die er in der Aufsuchung seines Gegenstandes verfolgt, hatte er Aufklärung verlangt und erhalten. Und was war der ersehnte Gegenstand? Nichts Würdigeres als ein Becken, das eine Zauberin in Verwahrung hatte, und eine blutende Lanze. Das Becken enthielt das Blut und den Kopf eines Verwandten von Peredur, den 9 Zauberinnen aus Glocester getödtet hatten. Die Lanze war jene Waffe, mit welcher sie seinem Oheim die unheilbare Wunde beigebracht hatten. Einer alten Weissagung zufolge war Peredur zum Rächer jener That bestimmt. Um dieß dreht sich die ganze Handlung im walisischen Märchen. Percevals Gefäß hingegen hat

einen ganz andern Werth, denn das Blut Christi ist darin aufgefangen, die Lanze war dieselbe, mit welcher der Soldat Longin seine Seite durchstochen hatte. Es versteht sich von selbst, daß wer in den Besitz solcher Heiligtümer gelangen will, auch einen heiligen Wandel führen müsse, daß hier sittliche Proben noch unerläßlicher erscheinen, als Beweise materieller Kraft und ritterliche Tugenden.

Im „Perceval“ setzt der Versucher dem Helden arg zu und erschwert seine Kämpfe auf jede Weise. Er nimmt die Gestalt der reizenden Blanche-Fleur an, für die der Ritter seit der Auffindung des Grals nur eine platonische Liebe bekennt. Und als Percevals Blick zufällig auf das Kreuz seines Schwertes fällt und er sich damit segnet, nimmt der Teufel, aus der Rolle fallend, die Flucht. Percedurs Liebe zu seiner Dame, die nicht genannt wird, ist rein materiell, nicht überflüssig und christlich. Sobald Perceval den Satan überwunden, triumphirt er auch über den Ritter, welcher seinen Verwandten erschlug, und die Weissagung geht in Erfüllung. Im „Percedur“ treten an die Stelle jenes Ritters 9 Zauberinnen. Sollen diese vielleicht den Teufel ersetzen? *).

*) Auf diese wunderliche Frage Billemarques's antwortete ich entschieden mit „Nein!“ Sein Enthusiasmus für die anergogene Religion macht sich auf Kosten des wälischen Glaubens allzu breit. Bei seinem sonstigen Scharfblick ist anzunehmen, daß er hier absichtlich die Augen schloß, um in den 9 Zauberinnen nicht die 9 Druidinnen auf der Insel Sena (Caor Soon) zu erkennen, welche schon Mela (III, 6.) erwähnt. Diese prophetischen Dienerinnen der Göttin Ceridwen weissagten aus dem Blute des Opfers, von dem man eine Stellvertretende Andere jühnende Kraft seines Todes erwartete. Die heidnischen Menschenopfer setzte das Christenthum in der Person lange Zeit fort. Das anderwählte Opfer wurde mit der „heiligen Lanze“ in die Brust gestoßen (was ebenfalls heidnische Sitte war), und dann von den Priestern (wie sonst

pelten Zweck, indem er Berceval nicht nur als die Blüthe der Ritterschaft hinstellt und ihm die Königs-

von den Druiden) enthauptet, und das Blut im Kelch aufgefassen; mit diesem die Anwesenden besprengt. Nach dem Vorbilde jener 9 Jungfrauen gab es auch solche an andern Druidenfesten. Taliesin spricht von solchen, welche den Tod eines Priesters, des Du, beweinten (Davies Appendix Nr. 10.) Wahrscheinlich hatte er für sein Volk sich selbst zum Opfer dargebracht. (Ähnliche Beispiele bietet das slavische Heidenthum, (s. S. 563 Anm.) Gleichwie das Menschenopfer verdienstlicher als das Thieropfer geschätzt ward, um so kostbarer galt noch der Tod einer geistlichen Person. (Auf diese Art erkläre ich mir, wie im christlichen Mittelalter, wo das Heidenthum seinen Anlaß mehr zum Märtyrthum gab, dennod jeder Ort nicht einen, sondern sogar mehrere Märtyrer aufweisen konnte, und zwar sehr oft — Kinder, überdies nicht selten massenweise.) Von den Kelten berichtet Diodor, daß Menschen zuweilen erkaufte wurden, und nachdem sie ein Jahr lang auf öffentliche Kosten mit geweihten Speisen ernährt waren, an einem Festtag feierlich durch die Stadt geführt, und außerhalb derselben getödtet wurden. (V. 32.) Den gesopfertn Seelen schrieb man eine besondere Macht zu. (Cicero Peristeph. hymn. 1. 94. ff. Sidor. Apollin 1. 3. ep. 12.) Ferner sagt Diodor (V. 31.): Durch die Opferrhiere erforschte man die Zukunft; in kritischen Zeiten mußte es ein Weib seyn, welcher den Göttern auf das feierlichste geweiht war, und der dann mit einem spitzen Instrument über dem Zwischfell erkochen wurde. Die Art und Weise seines Halls, die Zuckungen und Krämpfe seiner erkochenden Glieder, des Hervorströmens des Blutes gaben die Zeichen an, aus welchen man die Zukunft und die zu ergreifenden Maßregeln erkannte. (Edermann Religionsgesch. III, 1. S. 78.) Ein solcher Geopfertter mochte Percevals Vater gewesen seyn. Der hohe Werth des Orakel entsprang aus der Verbindlichkeit der Handlung, zu welcher er diente. Niemand wird im Ernst glauben, daß das blutende Haupt in der Orakelschau freies des Heilands war. Die Lanze konnte nur dann Blut treffen, wenn eben eine Erneuerung des stellvertretenden Verhängungstodes Statt gefunden hatte (vgl. S. 697). Daran durften nur reine Personen (d. h. rein im christlich-mystischen Sinn) sich dem Orakel nähern, denn sein Gebrauch setzt erst eine heilige Opferhandlung voraus. Daß christliche Priester das blutige Amt der Druiden fortsetzen, bezeugt Ivo (Deoret. XI, 9.), indem er klagt, daß sie aus den Zuckungen und Krämpfen menschlicher Glieder Gutes und Böses prophezeien. Weiter (64.) spricht er vom Besämen mit Opfertblut. Da Ivo selber ein Geistlicher war, so ist sein Urtheil um so glaubwürdiger; daraus aber auch zu schließen, daß die Bru-

n-farbe verschafft, sondern auch die priesterliche, und endlich öffnet er ihm sogar das Paradies. Er schließt mit den Worten: „Als Gott seine Seele zu sich nahm, fand sich Niemand mehr, welcher würdig gewesen wäre, der Hüter des Grals und der Lanze zu seyn, darum verschwanden diese Heiligthümer von der Erde.“

Hier ist es am geeigneten Orte, dem geneigten Leser auch die ersten Hüter des Grals vorzuführen.

Aus Kappodocien breitete sich, durch Sennabor, ein mächtiger Fürstenstamm aus, der zwar erst heidnisch, in der Folge belehrt, die heiligsten Männer unter sich zählte. Aus diesem Stamm entsprossen die ersten Hüter des Grals. Sennabor war ein Zeitgenosse Jesu. Sein Sohn Parille ließ sich mit seinen Geschwistern taufen. Damals herrschte zu Rom Vespasian, der ihn, nach der Eroberung Jerusalems, mit Reichthum überschüttete. Mit seinen Brüdern Sabbilor und Azubar zog er gegen Rom, wo er Vespasians Tochtermann ward. Seinen Brüdern vermählte er andere Königstöchter. Frankreich ward ihm zum Königreiche gegeben, seine Brüder erhielten Anjou und Cornwall. Dies geschah fünfhundert Jahr vor Gaudin, dem Vater Samurets, und Marf's, dem Gemahl der schönen Isolde, die den Tristan liebte. Vespasians Tochter, Arkusilla, gebar den Titurifone, der die eigentliche Wurzel

schonopfer in der Messe nur von Wenigen, und als Mysterium dargebracht wurden; daß die Geißlichkeit in Masse von dieser Anklage ausgenommen werden muß; und daß man sie nicht für die wahnsinnigen Handlungen einzelner schwarzer Mönche verantwortlich machen darf. Um ein Kloster in Ruf zu bringen, suchte man sich freilich Reliquien zu verschaffen, und um diese zu besitzen — denn die von Rom aus in den Handel gekommenen hatten manche Zweifel hervorgerufen, da auch hier häufig Betrug mit unterlief, oft auch der Händler selber getauscht war — legte das Volk folglich einen größeren Werth auf solche Gebeine, deren einstige Eigenthümer vor seinen Augen zu Märtyrern und Engeln gemacht worden waren. Wahrscheinlich trieben die Templer eine solche Praxis auf zu auffallende Weise, so daß der Papst — um kein Aufsehen zu machen, unter einem andern Vorwande — die Aufhebung dieses Ordens beschließen mußte.

dieses Stammes war. Schon Parille belehrte die Heiden zu Saragossa, aber sie im neuen Glauben ganz zu befestigen, war erst dem Titurifone vorbehalten. Durch die Heiden vergiftet starb Parille, und ward königlich beigelegt. Das Glück unterstützte den Titurifone in seinen Bemühungen für die Ausbreitung des Christenthums. Seine Gemahlin ward Elisabeth von Arragonien, Tochter des Kaisers Liberius. Mit dieser unternahm er eine Reise nach Jerusalem, wo er dem Herrn ein goldenes Bild weihte, Beide aber von Gott einen Erben erwarteten. Ein Engel verkündete ihnen, daß sie einen Sohn erhalten würden, der an Tapferkeit alle Heiden überstrahlen und den Gott in seine besondere Huld nehmen werde. Als ihn ein Bischof taufen sollte, wurden vorher die Weisen befragt, wie man ihn nennen müsse, damit sowohl der Name der Mutter als der des Vaters in seinen Buchstaben enthalten sey. Die Weisen entschieden, der Name müsse von dem Namen des Vaters die Hälfte oder mehr enthalten, und so ward der Name *Liturrelle* gewählt. Nur nach Rittertschaft stand das Gemüth des Jünglings, nicht nach Gelehrsamkeit. Aber aus den Büchern, die von der Rittertschaft handelten, lernte er auch bald die Minne kennen, vor der ihn aber seine Mutter warnte. Dies brachte ihn dahin, daß, wenn er das Wort Minne hörte, er den Segen über sich sprach und sich kreuzigte, worüber die Leute ihn anlachten. Befragt darüber, gab er an, daß die Lectüre Dvids ihm einen Abscheu vor der Minne beigebracht habe. Aber sein Meister belehrte ihn von den verschiedenen Arten der Minne, und sagte ihm: er solle sich dieselbe nicht verleiden lassen, denn Minne müsse man zu allen Dingen haben. Unterstützt durch die Kerlinger *), Provençalen, durch die von Arles und den Herzog Karl von Lothringen überwand den Titurifone und Liturrelle viele Heiden in Spanien. In hohen Tugenden lebte Liturrelle, als ihm Engel den Gral brachten, dem ewige Freuden betwohnen. Ein Berg San Salvador in Salvaterra, den man erblickt, wenn man nach Gallizien geht, lag mitten

*) Die alten Gedichte verketzen darunter die Karolinger.

in einem Walde, der sich 60 Meilen in der Runde ausdehnte. Und dennoch konnte ihn nur derjenige auffinden, den die Engel geleiteten. Sie führten Titrel dorthin, süße Gesänge tönend. Wild, steinig und unwegsam war der Wald. Dem Berge ward der Name Montsalvatsch gegeben, das ist, wie der Dichter erklärt: ein behaltener *) Berg. Mit Mauern und Thürmen umgab Titrel den Felsen, auf welchem er Paläste erbaute. Der in den Lüften schwebende Gral, — denn damals lebte noch keiner, der ihn zu berühren und zu tragen würdig, und Engel hielten ihn daher ungeschen, schwebend — verschaffte durch die ihm inwohnende Heiligkeit und Kraft Alles, was zum Bau erforderlich war. Aber Titrel wollte dem Gral auch einen Tempel stiften, und begann die heilige Kapelle zu Montsalvatsch aus Edelstein, Gold und dem Holz der Aloe **) zu bauen. Eines Morgens fand er den Bauplan des Tempels auf dem dazu bestimmten Raume von göttlicher Hand entworfen (wie einst Noe den zur Stifftshütte).

Als der Tempel vollendet war, hatte Titrel als Ritter vierhundert Jahre lang Gott und dem Gral gedient. Dennoch sah er nicht älter aus als ein Mann von vierzig Jahren. Keinem Sterblichen war damals die Berührung des Grals erlaubt, denn Keiner war keusch genug, um dieser höchsten Ehre gewürdigt zu werden. Ein Engel (d. h. ein Mönch, vgl. S. 692) führte den Gral in die ihm bestimmte Sacristei. Da sagte ihm eine Inschrift auf dem Gral, daß ihm erlaubt wäre, sich zu verehelichen, und daß in Spanien die keusche Braut wohne. Richoude hieß die Gott geweihte Jungfrau; ihr Vater, Grimutelle, war gestorben, und ihre Mutter hatte der Gram ihm nachgeschickt. Sterbend baten die Eltern: wenn sie sich verehelichte und Kinder gewänne, möchte sie zwei davon nach ihnen bena-

*) Monte salvagio (Monte sauvage) heißt eigentlich: wilder oder wüster Berg. Dieser Name stimmt besser zu der oben Gesagten, in welcher er stand.

**) Im Mittelalter galt sie für ein Gewächs aus dem Paradiese.

men. Mit Boten warb Titurel um sie; sie kam mit großem Gefolge gen Monsalvatsch, aber ihre Geleiter kehrten zurück, bis auf die Kinder, Jünglinge und 480 Jungfrauen, die mit ihr gekommen, und welchen der Gral zu bleiben befohlen hatte. Auch wählte Titurel von den übrigen Rüstern sich 200 Schildgenossen. Der Bischof, der ihn zum Schwerte eingesegnet, verrichtete auch die Trauung. In der ersten Nacht saßen sie da, sich mit den Armen umfangend, sich küßend. In der andern lagen sie in reichen Kleidern bei einander, denn unbekannt waren ihnen die Freuden der Ehe.

Zwanzig Jahre dauerte dieser Bund, da starb Richoude und ward reich zur Erde bestattet, und sehr beweint von Titurel, der ihren Leib reich balsamiren ließ. Der Wille der Eltern Richondens aber war erfüllt, denn die eine Tochter Titurels ward Richoude genannt, der eine Sohn Grimutelle. Um die Tochter ward Gaylet, der Sohn des Königs Leo von Kasselrotto, in der Absicht, einen Zweig des heiligen, nie verdorrenden Stammes in seine Familie zu verpflanzen, und erhielt sie. Spanten ward ihm dadurch unterworfen, das Erbtheil ihrer Mutter. Der König von Granada, durch Titurel bezwungen, gab seine Tochter Clarissa an Grimutelle zur Gemahlin. Mit ihr erzeugte er fünf Kinder, Amfortas, der nach ihm König im Gral ward, Treverizent, Eschokane, Perzeleide und Urepanse, welche legte beim Tode der Klarisse, die ebenso reich und köstlich beigelegt ward als ihre Mutter, noch sehr jung war.

Titurel, als er seine Kräfte abnehmen fühlte, versammelte Kinder und Enkel, um sie die geistliche Bedeutung des Grals zu lehren:

Den Gral sieht Niemand als die Auserwählten *), welche allein würdig sind, dieses Heiligthum zu erblicken. Des Grals Zeichnung mag keine Junge deuten, der Tempel ist nach dem Modell des Tempels zu Jerusalem erbaut. In

*) Weil kein Profaner zu solchen Mythen, wie sie S. 697 Num. geschildert wurden, aus leicht erklärlichen Gründen zugelassen ward. Ueberall wählte man Krypten (unterirdische Kapellen) zu dieser Heier.

jedem Charfreitag schwingt sich eine weiße Taube vom Himmel herab, und bringt eine kleine weiße Oblate, welche sie auf den Gral legt^{*)}. Davon empfängt der Stein seine hohe Kraft^{**}), die ihn auf Erden so wunderbar macht. Alle Hüter des Grals sind so rein an Sitten und von solcher Heiligkeit, daß Keiner zur Hölle verdammt werden kann, denn ihre Seelen steigen unmittelbar nach dem Tode zu den Freuden des Himmels auf^{***}). Dieß und Anderes mehr lehrte Titurel Kindern und Enteln.

Aber Gott hatte beschlossen, dem Titurel noch eine hohe Freude zu bereiten, denn unvermuthet erschien am Gral die Inschrift: Frimutelle trage nun die Krone! Denn diejenigen, es seyen der König selbst, Ritter, Knechte, Jungfrauen, Edelknaben, welche zum Gral als Diener bestimmt sind, werden an der einen Seite des Steines in Charakteren benannt, indem ihre Namen angeschrieben erscheinen. Man hat nicht nöthig, die Schrift fortzuschaben; denn sobald der Name gelesen, vergeht er auch wieder vor den Augen. So kommen als unschuldige Kinder in

*) Bekanntlich dachte man sich die Seelen der Verstorbenen als Vögel, die der Tugendhaften nahmen Laubengehalt an. Als solche vorzugsweise galten Personen, welche freiwillig den Dyrertod zur Sühne ihrer Mitmenschen starben. Man wurde der Sühne theilhaftig, wenn man einen Bissen von dem Opfersten aß, was an die zu gleichem Zwecke stattgehabten Homophagien im Dionyskult erinnert, nur mit dem Unterschied, daß dort ein Stier, in den christlichen Mysterien aber (schon zur Zeit der Kirchenväter Minutius Felix, Tertullian, Epiphanius, Irenäus, Augustin etc.) ein Mensch das Stellvertretende Sühnopfer war. In unserer Sage fliegt die Seele des Geopferten aufwärts, und leht als Taube mit der Oblate, dem Symbol der Stellvertretend geschenehen Opferung, zu den am Mysterium theilnehmenden „Auserwählten“ zurück.

***) Darum also behaupteten die Geneser selbst von dem unechten Gral, ihrem sacro castris, er bestehe aus einem einzigen Inschrift, denn diesem Stein schrieb das Mittelalter wunderbare Kraft zu (Görres Volksbl. S. 28.)

***)) Dieser Glaube erklärt das im Mittelalter so häufige Herzubringen schwärmerischer Personen zum freiwilligen Opfertode.

frühester Jugend diejenigen hin, die jetzt erwachsene Hüter und Diener des Grals sind *). Niemand verweigert sein Kind **), denn hohes Glück, zeitlich und ewiglich ***), gibt ihm der heil. Gral †).

*) Unter „Hüter des Gral“ kann ich nur einen Geopfertem verstehen, dessen Haupt in der Schüssel so lange als heilige Reliquie liegen blieb, bis es durch ein frisches Opfer renovirt wurde. Auf das Haupt des Opfers wurden mittelst Handauflegung des Opferers bildlich die Sünden der Gemeinde übertragen.

**) Das Blut von Kindern, weil sie noch im Stande der Unschuld waren, hielt man für das sühnkraftigste. Weil ursprünglich (wie im Heidenthum) der vornehmste Cristliche den Opfertod für seine Gemeinde starb, so wäre Daumers Deutung des „Kinderbischofs“ oder „Schulbischofs“ am Tag der unschuldigen Kinder beachtungswerth, denn an diesem Tag trüeten ausschließlich Kinder geopfert worden seyn. In der Folge vertrat das „Fisceln“ mit Ruthen, welche Mißhandlung man in Frankreich „donner les innocents“ nannte, die Stelle der ehemaligen Opferung.

***) Zeitliches, nämlich Gesundheit, Leben und wohlfeile Zeit für diejenigen, welche durch das Opfer gesühnt wurden, und ewiges für den Geopfertem.

†) So erscheint, wenn ein Prälat im Katharinenkloster auf dem Berg Sinai stirbt, der Name des neuen am Altare dem Messe singenden Priester, indem die Lampe des Verstorbenen erlischt. Eine hier noch passendere Parallele bieten die Lilien und Rosen als Todesvorzeichen in gewissen Klöstern. In der Abtei zu Corvey an der Weser kam immer, wenn einer der Brüder starb, drei Tage zuvor von einem im Chore hangenden ehernen Kreuze eine Lilie herab, und erschien auf dem Stuhl jenes Bruders, um ihm ein Vorzeichen seines bevorstehenden Todes zu seyn. In Lübeck, Hildesheim, Breslau u. war es eine Rose, welche auf dem Sige oder unter dem Stuhlissen dessen, der sterben sollte, gefunden wurde. Die Corveyschen Annalen (bei Leibnitz Script. rer. Brunov. II. p. 306) melden: das Wunder habe aufgehört, als ein junger Mönch sich wider die ihm gewordene heilige Mahnung erdörte. Fragt man, was von diesen Erzählungen zu halten sey? so antwortet Daumer (Gesch. d. hr. Alterth. II. S. 39.): „Es war ein in jenen geistlichen Gesellschaften bestehendes Herkommen und Gesetz, daß immer von Zeit zu Zeit ein Glied derselben gewaltsam starb. Dazu wurden auf eine nicht näher zu bestimmende Weise Einzelne auserlesen, und die Lilie oder Rose, die auf oder unter dem Sige des dem Tode Gewürthen herunterkam, war ein durch natürliche Veranlassung gege-

schwebte nun nicht mehr der Gral in der Luft, von Engeln gehalten, sondern Eschokane ward ihn zu tragen würdigg gefunden. Noch wurden sie belehrt, daß der Anblick des Grals vor dem Tode behüte, denn die ganze Woche, von dem Tage an, daß man den Gral gesehen, starb man nicht. Aber zugleich steht auch Titurel am Gral geschrieben, daß Grimutelle und Amfortas an ihrem Leibe Schaden leiden werden, aus — Liebe zu den Frauen. Grimutelle ward gekrönt und an dem Tage von den weißen Händen, der Eschokane der Gral auf den Tisch vor den König gesetzt. Hundert Flammen, von duftender Aloe entzündet, brannten in dem Saale. Nach dem Mahle unterrichtete Titurel den Grimutelle und dessen Sohn Amfortas in den Regeln. Er sagte:

„Von Gott zu Königen geworden sind alle Priester, sobald sie die Krone tragen, welche ist die Platte oder Tonfur. Ihre Gewalt ist größer, als die der Könige, denn sie bringt bis in den Himmel. Wer den Gral mit menschlichem Gemüthe betrachtet, der ist vor jeder Verwundung den Tag über bewahrt. Sieht man den Gral an, indes das Herz sich zum Genuße ehelicher Freuden neigt, so wird man an dem Tage, wenn man kämpft, verwundet, und erst nach acht Tagen schüpft der Gral. Treibt einen das Gemüth, seine Freuden außer der Ehe zu suchen, so wird man an dem Tage im Kampfe bis auf den Tod verwundet.“

Die Schönheit der beiden Ältern Töchter Grimutelle's erscholl durch alle Lande, und reizte Manchen, um sie zu werden. Vielen ward Eschokane verweigert, bis sie am Ende Kyot von Rattelangen (Katalonien) erwarb. Nicht

denes Todeszeichen. Denn die Corveyer Velle hing im Chor in einem ehernen Kreuze. Die Tradition verheißt es also selber nicht, daß diese Todesblume ein der irdischen Wirklichkeit angehöriger Gegenstand war.“ Warum aber Rosen und Lilien, diese bekannten Sinnbilder der Lebensblüte von den Mönchen zu Todessymbolen gewählt wurden, erklärt sich dadurch, daß der Todestag des Geopferten als der eigentliche Geburtstag betrachtet wurde, daher die Gedächtnißfeier der Martyrer an ihren Todestagen, denn in der geistlich mythischen Sprache ist der leibliche Tod geistige Wiedergeburt.

lange genoss er die Freude, sie die Seine zu nennen; denn sie starb, als sie ihm eine Tochter, Sigune, gebar. Kurz darauf ward Perpelende an Kastis von Kauwoleis (Kornwall?) vermählt, der aber am Hochzeitstag, vor der Vollziehung der Ehe, starb, worauf sie Samuret zum Weibe nahm, und mit ihr den Parzifal (Perceval) zeugte.

Frimutelle starb, als er aus Liebe zur Tochter des Floridrinze (Fleur d'Espine?) und der Albastora einen Kampf unternahm, an einem Lanzenstich. Reich gebalsamt, ward er in dem Tempel des Gral beigesetzt.

Nach ihm ward Amfortas, sein Erstgeborener, König im Gral. Aber dieser verging sich so weit, daß er Liebe suchte, zwar nicht außerhalb den Grenzen der Keuschheit und Zucht, aber doch gegen die Ordnung des Grals nicht ein ehelich Weib nahm, sondern ritterlich der Minne einer Jungfrau diente; denn er wandte seine Liebe zu Orguluse, welche den Gawain durch ihre Reize bezaubert hatte. Ihn erteilte des Himmels Strafe, denn er ward im Kampfe mit Gramoflanz (?) verwundet^{*)}. Das Eisen des Speers blieb ihm in der Wunde stecken. Als er nach Montsalvatsch zurückgekehrt, zog es ein Arzt heraus, und Treverigent, der Keusche und Reine, da er seines Bruders Leiden sah, gelobte, wenn Gott Heilung schickte, nicht mehr Kutterschaft zu üben, sondern ein Einsiedler zu werden. Er that's, und entsagte jeder blutigen Speise und dem Weine. Amfortas ward vor den Gral getragen, dessen Anschauen ihn vor dem Tode bewahrte, aber die Wunde schloß sich nicht, und fing an zu eitern. Kein Mittel wollte helfen, weder die vier Flüsse des Paradieses, noch die Wurzel, welche Sibylle dem Aeneas zum Schutze gab, als er in die Unterwelt hinabstieg^{**)}; weder das Blut des Pellican^{***)}, noch das Herz des Einhorn's †). Da erschien am

*) Nach der französischen Bearbeitung hatte Amfortas (der Roi pecheur) eine Pilgerin mit verliebttem Blick betrachtet, daher seine Verwundung, s. oben.

***) Einige Ausleger dachten bei dieser Wurzel an den in dem druidischen Cultus so wichtigen Mistelzweig.

****) Einer Sage zufolge verwundet sich dieser Vogel selber, um mit seinem Blute seine Jungen zu nähren. Daher er das

Gral geschrieben: ein Ritter würde nach Montsalvatich kommen, jung, rein und unerfahren. Sähe dieser die Bereitungen und Ceremonien am heiligen Gral, und fragte in der ersten Nacht, was dieß bedeute? so wäre Amfortas genesen und der Ritter König des Grals. Nach der ersten Nacht verginge die Kraft seiner Frage. So lebte Amfortas in Leiden des Körpers und der Seele, und der heilige Gral, dessen Anblick ihn sonst erfreute, machte ihm jetzt nur Schmerz, weil er gegen die Tugend gesündigt hatte. Die Erlösung nahte ihm, aber durch die verzögerte Erfüllung wurden ihm neue Schmerzen bereitet.

Nachdem Perceval, dessen Abstammung aus dem Blute der Hüter des Grals oben erwähnt worden, seine Mutter verlassen und mehrere Abenteuer bestanden hatte, kam er einst an einen See, auf welchem ein Kahn dahinstrich. Einer, der im Schiffe war, — „Fischer“ nennt ihn der Dichter, aber der Beisatz: „er hatte solch Gewand an, als wenn ihm alle Lande unterworfen wären,“ gibt ihn so gleich als den Roi pecheur zu erkennen — wurde von Perceval gefragt: wo er Herberge haben könnte? Ihm ward die Antwort, daß innerhalb 30 Meilen kein Paus, aber unfern am Felsenabhang eine Burg sey. Er sollte, wenn er an die Mauer käme, die Brücke hernieder zu lassen, befehlen und einreiten. Perceval war der heiligen Burg Montsalvatich genah, und Amfortas war es selbst, der ihm diese Nachricht ertheilte. In dieser Burg ward Perceval gar herrlich aufgenommen. Als Amfortas zurückgekehrt, ward Perceval zu ihm in einen glänzend erleuchteten Saal geführt. Ein Knappe sprang zur Thür herein,

Symbol des Erlösers wurde. (Valeriani Hierogl. p. 241.) Auf Säulenknäulen in der Casarinskirche zu Rom erscheint der Pelican, die Brust sich öffnend. (Schöner's Geschichtsk. III. S. 210.)

- ?) Auch dieses Thier ist ein Symbol Christi. Veranlassung gab dazu die Fabel: es liege sich nur von einer reinen Jungfrau fangen, die ihm ihren Schoos öffne. Dann komme es, lege sein Haupt hinein und schlafe ein, so werde es die Beute des Jägers. Isidor, Bischof von Sevilla, glaubte diese Fabel. Auf einem Denkmal aus dem 8. Jahrhunderte faßt das Einhorn vor einem Kreuze. (Münster Sinnbilder I. S. 43.)

und trat unter die zahlreich versammelten Ritter mit einer Lanze, an welcher von der Schneide an, den Schaft herab, Blut bis auf die Hand floß. Weinen und Bejklagen erhob sich. Die Lanze trug der Knappe zu allen vier Bänden, bis wieder zur Thür, zu der er nun hinaussprang. Die Bejklage des Volkes verstummte, und es öffnete sich wieder eine Thüre, und herein traten acht Frauen, von denen Dier große Kerzen trugen, die andern vier einen kostbaren Granatstein zu einem Tisch geschnitten, an welchem Amfortas saß, und stellten ihn auf zwei Stollen von Elfenbein. Nun nahten noch andere Jungfrauen, zwei scharf schneidende Messer von Silber tragend, auf zwei Tüchern. Vor ihnen gingen vier Jungfrauen mit Lichtern. Jetzt kamen wieder sechs Frauen, an ihrer Spitze die Königin Urepanse, welche auf einem grünen Edelstein den Gral trug, den Urepanse vor den König niederlegte. Darauf wurden Speisen und Getränke in reicher Fülle sichtbar, lediglich durch die Macht des Grals. Wohl staunte Perceval ob all der Pracht und Herrlichkeit, aber er vermied das Fragen, sich erinnernd, daß ein alter Ritter ihn wegen seiner häufigen Fragen getabelt. So brachte er sich selber Unglück und vermehrte den Unmuth des kranken Amfortas; denn hätte er gefragt, was alles dieß bedente, so wäre Amfortas sogleich genesen, und er selber augenblicklich König im Gral geworden. Ein Knappe brachte dem König ein Schwert von hohem Werth. Der Griff war ein Rubin. Dieß Schwert *) reichte Amfortas dem Perce-

*) Dieses Schwert konnte, wenn es zerbrochen, nach dem Rath Signons im Brunnen von Karnant vom Schmied Tribuet wieder hergestellt werden. Bei Wolfram von Eschenbach findet es seine genügende Bedeutung nicht. Nach Chretien de Troyes hatte Joseph von Armathia dieses Schwert nebst den übrigen Reliquien aus Palästina mit sich genommen. Es stammt von Judas Maccabäus her. Dem Roi pecheur war damit der tödtlichste Schlag versetzt worden, denn als sein Bruder Gondesart im Schlosse Luinquenan vom König Pinagres belagert ward, erhielt Erkerer mit diesem Schwert von der Hand des Pertinans, seigneur de la rouge tour, den Todesschlag, wobei es zerbrach. Es mußte erst wieder ganz werden, ehe Perceval das Gralabenteuer bestanden konnte. Nur der Schmied Tribuet (Tribuet) vermochte es wieder her-

dal, ihm dabei verkündigend, er habe es oft getragen, bis ihn Gott in Noth gebracht. Nun möge er es haben. Perceval fragte noch nicht.

Nach beendigter Tafel öffnete sich eine Seitenthüre, und Perceval erblickte einen würdigen Greis auf einem Spannbette. Es war Titrel, der am Podagra litt. Darauf fragte Amfortas Perceval, ob er müde sey und zu Bette wünsche, welches er annahm. Beide schieden, und Perceval fragte wieder nicht. Als er am andern Morgen erwachte, fand er im ganzen Schlosse keinen Menschen. Er ritt zum Burgthor hinaus, über die Brücke, die sich, als er kaum darüber war, hob, und ihm den Rückweg verschloß. Ein dort verborgener Knappe rief ihm zu: er sey eine Gans, wenn er gefragt, würde er hohen Preis erlangt haben. Nachdem Perceval im Walde durch Sighenen getadelt worden, daß er nicht gefragt, und ihm die Kraft des Schwertes gedeutet worden, irrte er im Lande umher, mannigfache Abenteuer bestehend, um den h. Gral aufzufinden. Viele und große Kämpfe bestand er, jedoch vergebens wäre seine Tapferkeit gewesen, wenn Gott nicht durch seine Frömmigkeit begütigt, ihn als wahrhaftigen Herrscher des Grals gewürdigt hätte. Aber nur zehn Jahre verblieb er in dieser Würde, da ihm die Sünde anhing, daß seine Mutter aus Gram über ihn starb. Nach Perceval ward der Sohn des Herafis und der Urepanse König des Grals. Aber alle Gebieter des Grals sind sterblich, jedoch vor dem Fegfeuer ist ihre reine Seele bewahrt. Im Abendland erhielt sich ein Gerücht vom Gral und ein Streben nach ihm. Artus zog mit seinen Rittern durch die ganze Welt, ihn zu erobern, kehrte aber unverrichteter Sache zurück. Im fernen Orient blieb der Gral bei seinen Hütern verborgen.

Wolfram von Eschenbach wollte mit dieser Art, sein Gedicht zu schließen, die Neugierigen, die weiter fragen

zu stellen, aber bald darauf mußte er sterben. Das Geheimniß dieser Dichtung bietet der Lösung große Schwierigkeit. Bisher ist es dem Christen selbst nicht mehr klar.

möchten, kurz abfertigen, nachdem die Geschichte vom Perceval geendigt, und der Held sein Ziel, das Königthum im Gral erreicht hatte. Die Chretien geendigt haben würde, läßt sich aus seinem unvollendetem Werk nicht ermitteln. Menessier dagegen schließt wie folgt:

Nachdem Perceval nach dem Tode des Roi pecheur in Gegenwart von Artus und 24 Königen zum König des Grals gekrönt worden, regierte er noch sieben (also nicht zehn) Jahre. Darnach legte er an einem Johannisstag ein strenges Gelübde ab, lebte fünf Jahre lang nur von den Speisen des Grals genährt, diesem Tag und Nacht dienend, in Buße und Gebet als Einsiedler, und ward dann bei seinem Tode zu den Heiligen emporgeführt.

Nach dem Roman du St. Graal befanden sich einst Galaad, Perceval, Boort und noch zehn Ritter im Schlosse Corbenic. Zur Vesperzeit trat eine große Finsterniß ein. Blitze durchzuckten das Haus, als stände es in Flammen. Alles stürzte fort, nur die drei Helden blieben im Saal, um abzuwarten, welches Wunder der Herr zeigen werde. Da schwebte in Licht gehüllt ein Mann in bischöflichem Gewande herab, die Ritze auf dem Haupte, den Krummstab in der Hand, vier Engel (Mönche) begleiteten ihn, und eine Schrift sagte: „Dies ist Joseph, der erste Bischof der Christenheit, welchen der Herr in der Stadt Sarraß selbst zu dieser Würde erhob.“ Zwei Engel hielten angezündete Fackeln, ein Dritter trug, bedeckt mit einem rothsammetnen *) Luche, den Gral, der Vierte die Lanze, welche stark blutete, und sie ließen das Blut in das heilige Gefäß tröpfeln. Joseph enthüllte das Gefäß, das auf einen Tisch gesetzt ward; er nahm eine geweihte Hostie heraus, und es ent-

*) Die Blutfarbe!

fleg ihm eine Figur in Kindes Gestalt, von feuriger Glorie umgeben, und setzte sich auf das Brod, das seine Gestalt anzunehmen pflegt. Joseph küßte Galaab und die Uebrigen, und begräßte sie als Diener des Herrn und verschwand darauf, nachdem er sie Blas zu nehmen gendthigt. Der Gral bot ihnen nun ein reiches Mahl. Sodann erschien Christus selbst, und ermahnte sie, nach Sarraß zum „palais spirituel“ zu gehen. Galaab, Perceval und Voort begaben sich dahin. Der König Escorault von Sarraß läßt sie jedoch ins Gefängniß werfen und hält sie ein Jahr lang darin fest. Inzwischen erndrte sie der Gral. Darauf ward Escorault todtkrank. Eine Stimme verkündete ihm: der Jüngste von diesen Helden werde ihn und Alle erretten. Deshalb wird Galaab zum König ausgerufen. Dieser betete fleißig zum Gral. Nach Ablauf eines Jahres sieht er plötzlich einen Bischof beim Gral stehen, der Messe liest und zu ihm spricht: er sey Joseph, Sohn des Joseph von Arimathia; er küßt Galaab, Perceval und Voort. Galaab fühlt sein Ende nahe. Bei seinem Verschweiden erschienen viele Engel, eine Hand aus den Wolken trug den Gral und die Lanze davon, sie wußten nicht wohin. Galaabs Seele ward gleichfalls von den Engeln vor Gottes Thron getragen, sein Leib blieb zurück und ward vom trauernden Volke begraben. Perceval und Voort zogen als Eremiten in die Wüste. Dort lebten sie 14 Monate. Da starb Perceval, und Voort bestattete ihn neben Galaab im palais spirituel. Darauf kehrte Voort nach dem Königreich Logres (England) zurück, und findet Artus zu Komelot. Dieser versammelte sogleich alle Cleros, und ließ von ihnen

niederschreiben, was Voort berichtete. (San Marte, Leben Wolfr. v. Eschenbach II. S. 424).

Galaad haben wir oben als denjenigen kennen gelernt, dem es vorbehalten war, den leer gebliebenen Platz an Arthurs Tafelrunde einzunehmen. Diese Verwebung des Gralhelden in die Arthursage ist aber ein Produkt späterer Zeit, die den Volkshelden Artus in den Hintergrund drängte, von dessen Ruhm alle Helden zwar angelockt werden, der aber selbst nichts mehr that, diesen Ruhm thätlich zu behaupten. Ebenso verliert sich seitdem das nationalwälsche Element aus der Arthursage, und es tritt das ritterliche als vorherrschend ein. Das jüngere Alter der Gralsfrage deshalb behaupten zu wollen, wäre gewagt. Es darf eine ursprünglich von einander unabhängige Ausbildung der Arthursage wie der Gralsfrage — die ja Beide im Boden des Druidenthums wurzeln — angenommen werden. Die christliche Zeit suchte Beide zu verschmelzen, und zwar wurde die Gralsfrage von zwei entgegengesetzten Seiten ausgebaut, von den Provenzalen und den Nordfranzosen. So bemerkt Müsching treffend: Im Eturel (dem wichtigsten Bestandtheil der Gralsfrage) drängt sich Alles gegen den Süden hin, und hat immer eine überwiegende Neigung, in den Orient hinüber zu gehen, so daß man einen arabischen Ursprung annehmen möchte, worauf eine Stelle im Percival deutet: „Hegatanis, ein Heibe *), habe dieses Werk in den Ster-

*) Nur sein Vater war Heibe, mütterlicher Seite gibt man ihm jüdische Abstammung. Der Provenzale Klot, Eschenbachs Gewährsmann, schildert ihn als Astrolog, und darauf spielt sein arabischer Name an, denn Folek Saueh bedeutet einen Himmelskundigen. Auch der Name Percival soll arabisch seyn, und auf die anfängliche Vorzüglichkeit des Heiden anspielen, nämlich Parooh sal: der arme Dumme. So bricht derjenige, der den Gral suchte!

nen gelesen. Auch weiß man ja, daß die Muhammedaner Christum als einen Gottgesandten ehren. Die Geschichte des heiligen Napses könnte daher auch ihnen kund geworden seyn, die denn doch im Titurel nur selten berührt wird, nur im Anfange und am Ende bedeutend vortritt, und sie hatten sie mit in eines ihrer großen Gedichte verflochten. Klot (Guitot) ergriff diesen Stoff, und bearbeitete ihn christlich mehr aus, bis endlich Eschenbachs Geist das erhabene Epos schuf. Daher auch die mannigfachen Kämpfe in Asien, der orientalische Bilderschmuck, kurz Alles scheint aus der Einbildungskraft der Morgenländer entsprungen *). Spanien und Südfrankreich sind der Schauplatz für Percivals Thaten **), hingegen Nordfrankreich selten. Im

*) San Marte hält es für wahrscheinlich, daß der vielgespielte schwarze Stein in der Kaaba zu Mekka mit dem Gral in Beziehung steht. Er soll ein Edelstein aus dem Paradiese und mit Adam auf die Erde herab gefallen seyn (wie nach dem Wartburgkrieg der lapis exillix der Krone Lucifers entfiel, und mit ihm auf die Erde stürzte, wo er zum Gral verarbeitet ward); und da er bei der Sündflut geborgen, so hat ihn der Engel Gabriel hernach dem Abraham zugestellt, als er die Kaaba erbaut (der Koran, übers. v. Arnold S. 148.), ähnlich wie der Engel den Titurel den Tempel für den Gral bauen ließ. — Eine Ähnlichkeit mit dem Gral, an welche San Marte nicht dachte, besteht darin, daß in der vor-muhamedanischen Zeit dem in schwarzer Gestalt abgebildeten Gott Hobal, wie Moloch bei den Arabern hieß, von den schwarz gekleideten Priestern auf diesem schwarzen Stein an jedem sechsten Wochentag (dies Saturni) Kinder geopfert wurden. Dadurch erhält eine Stelle in Eschenbachs Percival ihr Licht, welcher zufolge des Amfortas Wunde am heftigsten schmerzte, wenn der Planet Saturn am hellsten strahlte, dieses „grave sidus in omne caput“ wie der römische Dichter singt.

**) Bekanntlich gibt es auch zu Toledo ein Manuscript von der Gralsage. Also möchten die Mauren in Spanien auch hier die Vermittler zwischen Orient und Occident gewesen seyn: Die Sage weist deutlich auf Spanien hin. Katalonien, Arragonien, Toledo, Sevilla, die nordafrikanische Küste sind der Schauplatz der Begebenheiten. Daher konnte Rose (im

französischen Werke drängt sich aber alles nördlich. Wir erfahren die erste Heiligung des Graals, aber das

Anzeiger f. N. d. Mittelalt. 1833 S. 295) mit der Behauptung auftreten; die Sage vom Gral habe eine alte volksthümliche Grundlage, wenn sie auch nie lebendig ins Volk eingebracht sey. Es sey nämlich darin die Rettung des gothisch-spanischen Volkes von den Mauren enthalten. Die Berge der Rettung (montes salvacionis, Monsalvag bei Eschenbach) lägen in Aukrien, nicht in den Pyrenäen, und sollen den Namen in Bezug auf die Rettung der Gothen haben (?). Es sey der Tempel des Graal die Marienkirche in der Schlucht Casadonga, wohin sich Don Pelayo mit seinen Gothen zurückgezogen. Dies sey der heilige unzugängliche Ort, von dem die Rettung der Spanier ausgegangen; der Reich des Heils das Zeichen des Christenthums, nicht die im Evangelium bedeutungslose Schüssel des Abendmahls, als Anknüpfung an die Bundeslade wäre der ursprüngliche Gral, der in Spanien durch den unaufhörlichen Kampf gegen den Islam eine große Wichtigkeit hatte. Diese Ansicht bekräftet San Marte: „weil das, was wir von der Sage wirklich wissen, dies geradehin widerlegt; der Gral ist den Heiden so gut wie den nicht erwählten Christen ein unzugängliches Gut. Der mont salvage ist nicht ein „Berg der Rettung“, sondern der „unzugängliche“ Berg. Wäre irgend ein so religiös-kriegerisches Element in der Sage anfanglich gewesen, so hätte es nicht so gänzlich darin untergehen können, daß ohne Anstand christliche Fürsten bei Heiden in Dienst traten, und umgekehrt; konnte Samurei zu Bagdad vom Baruch kein christliches Begräbniß erlangen, konnte Kaiser von Toledo mit Norholt von Irland und Herbrand von Schotten mit Heiden verbündet, um einen Heiden Isenhart zu rächen, nicht gegen Bassamanf sechten. Ohne Zweifel hätte die Sage den für das Volk weit wichtigeren Punkt ergriffen, daß Pelayo (717) durch die Ueberwindung der Heiden den Grund zu den Königreichen Aukrien, Leon und Oviedo legte. Die ganze Erzählung im Titrel von der ersten Einführung und Ausbreitung des Christenthums in der Provence und dem nördlichen Spanien hat ganz dasselbe Gepräge, wie die ähnlichen legendenartigen Geschichten über das gleiche Ereigniß im nördlichen Frankreich, in Irland und England. Die Entstehung der Sage wird also eher in der Phantasie eines monastischen Chronisten in Spanien, als in Traditionen des Morgenlandes zu suchen seyn. Gleichwohl ist die bedeutende Beimischung des Orientalischen nicht wegzulängnen. Dieser Zutritt des Fremden zum ursprünglichen Christlichen ist gerade in Spanien sehr erklärlich, wo arabische Wissenschaft und Poesie zu den Christen kam, wo die

ganze Werk hat ein Treiben nach dem Norden, nach England, dort soll er erst seine Verklärung erhalten, dort sollen die großen Kämpfe zu Ehren des Christenthums und des Grals vorkommen; darum ist auch der Schauplatz Klein- und Großbritannien. Die Verknüpfung mit dem Artus ist beiden gemeinsam, denn er ist der Mittelpunkt aller jener erhabenen Gedichte, aber hinsichtlich der Familie der Hüter des Grals herrscht eine große Verschiedenheit. Im französischen Werke dringen mehrere wackerer Ritter von der Tafelrunde wenigstens bis zum Gral vor, obgleich sie das Abenteuer nicht vollenden; im Nibelungen bleibt in höchster Heiligkeit der Gral von allen Menschen geschieden, und nur derjenige, den Gott dazu bestimmt, kann dahin gelang-

kleinen Fürsten der aufsteigenden Königreiche Spaniens; hauptsächlich Cataloniens und Arragoniens — in deren Mitte sich bis 1112 das muselmännische Königreich Saragossa erhielt — in persönliche Verbindung traten mit Philosophen und Traduktoren oder Übersetzern von Erzählungen, die ihre erste Bildung in den Schulen Andalusiens erhalten hatten, und die ihre Fürsten mit Geschichtem unterhielten, die sie aus der arabischen, also orientalischen Literatur entlehnten. Dieser Austausch der Ideen wurde dadurch sehr erleichtert, daß im ganzen Umfang des arabischen Spaniens spanisch und arabisch nebeneinander gesprochen ward, und Werke aus der einen Sprache in die andere übertragen wurden. Johann von Sevilla schrieb zur Bequemlichkeit der Christen, die besser Arabisch als Latein verstanden, eine Auslegung der Bibel in arabischer Sprache. Eben der gänzliche Mangel einer feindlichen Richtung des Christenthums als Religionspartei, die ungemessene Toleranz, die beide Glaubensparteien gegen einander übten, deuten nicht nur auf die Länder als Heimath der Sage, wo diese Toleranz im größten Umfang geübt ward (Spanien), sondern sie deuten zugleich auch auf die Zeit hin, da die erste einfache Ursage vom Gral eine bedeutend ausgedehnte poetische Gestalt gewonnen hat.“ Die nähere Begründung dieser Sage möge man in den „Mittheilungen“ aus dem Gebiet hist. antiqu. Forschungen des hies. sächs. Vereins III, 3. S. 11—14 nachlesen, wo der Zustand Spaniens und der Provence am Ende des 11. Jahrhunderts, und die Erhaltung von Toledo (75. Mai 1065) geschildert werden.

gen, jedem andern ist er unzugangbar. Vergebens schwärmen die wackersten Ritter der Tafelrunde in der Welt umher, sie können den Gral nicht finden, sie können die Leiden des franken und gemarterten Königs nicht enden. Die französischen Werke haben Randes mit eingemischt, wodurch mit andern Gedichten, welche die Thaten des Artus betreffen, eine Vermischung und Verwechslung leicht möglich war. Hierzu gebört die Erzählung, wie Joseph dem Gral eine runde Tafel seiner Güter errichtet, welche vollkommen mit der Erzählung im Roman „Merlin“ übereinstimmt, wie dieser zum Uter Bendragon kommt und ihm den Rath gibt, die runde Tafel zu errichten. Dieß scheint ein aus den Romanen des Artus entlehnter, späterer, dem Gedichte fremder Zusatz zu seyn, denn nach dieser Errichtung hören wir kein Wort weiter von dieser Tafel. Die Erzählung ist ganz gleich, selbst bis auf die Befegung des gefährlichen Sessels durch einen Betrugenen, der in der Geschichte des Heiligen Graals Nois heißt, im Roman „Merlin“ aber einer von dem Großen des Reichs, der dem Merlin übel will *). Im

*) Als er mit jedem Rathe auf diesem Plage sich an die Tafel setzte, versank er augenblicklich unter die Erde, wie ein Stein ins Wasser fällt. Entsetzt steht der König mit allem Volk dieses Wunder. Man durchsuchte jeden Fleck unter dem Tische, aber man fand nicht die mindeste Spur weder vom Ritter noch von der Art, wie er unter sank. Nach dem Prosaroman vom h. Gral ist es Galaad, Sohn Lancelots vom See, welchem der Sig bestimmt war. Nach demselben Roman bedeutet der leere Platz an der Tafel den Ort, wo Christus bei der Feier des Abendmahls saß, und als Nois einer von Josephs Rittern, es waagt, dort Platz zu nehmen ohne auf die Warnung seines Reichers zu hören, fahren die Hände in Flammen vom Himmel herab und entführen den Torkühnen durch die Lüfte in einen Wald. Als nach langer Zeit einst Joseph mit Alain, Simon (?) Vater des Nois und andern Rittern durch den Ardennenwald zurück gelangten sie zu einem Palaste, in dessen Mitte ein so groß.

weisen durcheinander gewürfelt ist die Geschichte des Berlevoir, der hinsichtlich seines, von seiner Schwester erzählten Jugendlebens, und des Kampfes mit dem rothen Ritter, ganz mit Eschenbachs Perceval übereinstimmt, und dennoch auch in Hinsicht seines Geschlechts*) ganz verschieden ist. Auch vollendet er nicht die Wunder des Gral, sondern Perceval und Galaab.

Auch San Marte macht darauf aufmerksam, daß schon ein flüchtiger Blick auf den Perceval und Titurzel die Ueberzeugung gewähre, die Gralsfage sey in der Gestalt, wie sie (durch Wolfram von Eschenbach) nach Deutschland gekommen, aus ursprünglich fremdartigen Elementen zu einem Ganzen verschmolzen worden. Artus mit seinen Rittern von der Tafelrunde steht weder mit dem heiligen Gral und den Tempelisen*), noch mit Perceval und

Fener loberte, als ob alle Wälder der Welt hier in Flammen aufgegangen wären; und eine Stimme rief aus dem Fener den Joseph um Hülfe an: Wehe, ich habe mich auf den gefährlichen Sitz gesetzt, und die Diener der Hölle haben mich hieher geführt; denn als sie durch diesen Wald mit mir fahren, kam ein heiliger Mann, ein Einsiedler, und beschwor sie, mich hier zu lassen; da setzten sie mich auf die Erde, aber nun brenne ich in dieser höllischen Flamme, und werde fortbrennen, bis der gute Ritter kommen wird, der in Großbritannien von meinem Abenteuer hören und mich befreien wird. Stannend hörten Alle diese Stimme, sie erkannten den unglücklichen Moïse. Joseph und seine Begleiter erschreckten nun einen Hagregen, der die Flamme zur Hälfte löschte. Moïse dankte für die Erleichterung, dennoch muß er verharren, bis Galaab eintrifft auf seiner Fahrt nach Großbritannien seine Geschichte vernehmen und ihn befreien wird. Der Angebe des Treffan (im Tristramroman) zufolge war es ein Saragenischer Ritter gewesen.

*) Im Eschenbach'schen Perceval heißt der Vater dieses Helden: Samurat, hier Iwain. Ehretien gibt dem Perceval auch eine Schwester, Eschenbach weiß nichts von ihr.

**) Die Tempelisen (die geistliche Ritterschaft der Gralhüter, welche den Gegensatz zur weltlichen Ritterschaft bilden sollte); bei Riet und Eschenbach eine wichtige Rolle spielend, und in wei-

dessen Geschlechte in der geringsten innern notwendigen Verbindung; und während die Localitäten des Gedichtes uns mit Artus, und was dem anhängig, nach England und Bretagne hinweisen, leitet der Gral nach Spanien *) und Perceval nach Südfrankreich. So bilden von vorn herein sich zwei große Gruppen, die nur durch ein loses Band verknüpft sind. Riot, welchem Eschenbach folgte, suchte vergeblich in den Ländern des Arturschen Sagenkreises, Brittanien, Irland und Nordfrankreich, nach dem Stammbaum Percevals; hingegen erzählte ihm die Chronik von Anjou von Mazadans Geschlecht, Passalies, Abdanz, Gandin, Samuret und Perceval. In San Marte's zur Uebersetzung des Perceval beigefügten Stammtafel (S. 620) wird nachgewiesen, wie Percevals Geschlecht nur in seinem erlern Stammvater Mazadan, mit dem Geschlecht des brittischen Artus zusammenhängt. Die Chronik enthält aber auch andrer Seits die Geschichte des Geschlechts der Gralkönige. Daß diese Chronik existirt hat, ist gewiß, wenn auch ihr Inhalt nirgends bekannt ist. Die Frage nach der Zeit ihrer Abfassung ist nur indirect zu lösen. Als die provençalische Sprache noch Schriftsprache war (im ersten Drittel des 12ten Jahrhunderts), kann sie noch nicht geschrieben seyn. Allein: bis zum Jahre 1093 stand der Süden Frankreichs und Spaniens mit Nordfrankreich und England in keiner naben politischen

den man das Vorbild des Tempelherrenordens erkennen wollte, sind den brittischen Dichtern völlig unbekannt.

*) Dies hindert nicht, anzunehmen, daß bei der weitern Verbreitung der Gralsage man in Brittanien sich des Kessels der Ceridwen, wie bei den spanischen Mauren des schwarzen Steins in der Kaaba, erinnerte; denn die gleiche Bestimmung des Grals, die Gleichartigkeit des Mytheriums, forderte zu solchen Parallelen auf.

Beziehung. Durch Interessen, Handelsverbindungen, Sprache, Bildung und Sitten wesentlich geschieden, fand eine materielle und geistige Wechselwirkung unter diesen Ländern nicht statt. Auch der erste Kreuzzug (1095) berührte England wenig, weil Wilhelm II. nur auf seine nächsten Vortheile bedacht war. Lebhaftern Antheil nahm Nordfrankreich, aber noch war die Bewegung zu neu, als daß ein anderes Interesse, wie das des großen christlichen Kampfes, hätte stattfinden können. Es kehrten zwar schon damals morgenländische Sagen mit den Kreuzrittern nach dem Abendlande zurück, allein die Verbindung der Ritter der abendländischen Nationen untereinander war zu lose und zu kurz, um ihre verschiedenen Heimatfagen schon jetzt aufeinander zu übertragen und ineinander zu schlingen, wozu überhaupt ein längerer wechselseitiger Verkehr in den Ländern der Sagen selbst notwendig ist. Wichtiger war ein anderes Ereigniß. Heinrich II. von England (1154 — 1189), zugleich Herzog der Normandie und Herr von Anjou, hatte sich mit Eleonore von Frankreich vermählt, welche auch die Oberherrschaft von Guienne, Poitou und Saintange an Heinrich brachte. Sie aber war eine Enkelin des als Dichter, wie als Krieger ausgezeichneten Wilhelm IX., Grafen von Poitou und Herzogs von Aquitanien (1071—1127). Diese Uebertragung der Brittenherrschaft über einen beträchtlichen Theil der Länder der Sprache von Oc auf den König von England mußte auf Sitten und Meinungen der Troubadours und des Volkes entschieden einwirken, welche die Stämme vermischte und Dichter der verschiedenen Nationen an Hofe zusammenführte; auch das Nationalinteresse der Rivalität der Könige von England und Frankreich an

die Literatur knüpfte. Betrachtet man, wie seit länger als einem halben Jahrhundert Südfrankreich und das christliche und maurische Spanien in naher politischer und geistiger Verbindung gestanden, wie die Sprache von Oc und ihre Poesie den Gipfel bereits früher erreicht hatte, und nun schon wieder abwärts zu sinken begann, als die Schriftsprache sich allmählig verlor, und dem Lateinischen wieder Platz machte, wie ferner seit einem halben Jahrhundert die einfache Grottsage mit der Geschichte von Anjou u. s. w. ausgebildet, an Umfang erweitert und zu größter Einheit abgerundet seyn konnte, und erwägen wir das allgemeine Interesse, welches an diesen sagenhaften Geschichten in den drei Nationen genommen ward, so sind hinreichende Gründe zu der Annahme vorhanden, daß um diese Zeit auch die von Riot erwähnte lateinische Chronik, die es sichtlich auf eine Verherrlichung des Hauses Anjou anlegt, dem Heinrich II. angehörte, abgefaßt seyn mag, indem durch das Medium der lateinischen Sprache den Engländern und Nordfranzosen, die eine von den Provenzalen ganz verschiedene Sprache redeten, unsere Sage zu einem Gemeingut gemacht wurde, während sie vorher ihnen unzugänglich war, so lange sie nur in der Bulgarsprache existirte.

Oben ist an mehreren Stellen angedeutet worden, daß der Orden der Templer aus den Tempelriten, die in Eschenbachs Liturale eine so wichtige Rolle spielen, hervorgegangen sey. San Marte gesteht dies gerade zu: „Von entschiedenem Einfluß auf die Ausbildung der Grottsage war die Stiftung des Tempelherrenordens.“ Die Sätze, welche diese Behauptung festigen sollen, mag man bei ihm selbst nachlesen (Festschrift v. Eschenbach II. S. 372 ff.). Unter andern Po-

rallelen, die er zwischen den Templern (franz. *Templiers*) und den Templeisen vorfindet, hebe ich hier nur folgende aus: „Wie der *miles templi* zur Ehre des Kreuzes, so kämpfte der Templeise Tag und Nacht zur Herrlichung des ihm vertrauten Heiligthums, zur Bewachung des Landes, worin er bewahrt wird. Der Orden wählte sich selbst seinen Großmeister, und der Entfernteste konnte plötzlich dazu berufen werden, keine menschliche Macht leitet die Wahl, denn sie geschieht durch Erleuchtung Gottes. So beruft die Schrift am Gral den König, und wäre er im fernsten Winkel der Erde. Der Großmeister der Templer steht nur unter dem Stellvertreter Christi unmittelbar und übt das Absolutionsrecht. Der König des Grals ist von allen Todsünden befreit, er lebt engelrein auf Erden. Der Eintritt in den Templerorden kann mit Gewalt nicht erzwungen werden, der Orden wählt selbst seine Brüder; so ist Montsalvatsch unzugänglich und unnahbar jedem Ungeweihten. Die Pracht der Gralsburg, die feierlichen Aufzüge daselbst, bei Vortragung des Heiligthums, correspondiren dem Glanz des Gottesdienstes bei den Templern, dessen der letzte Großmeister Jakob Molay sich selbst rühmte. Der im Lituel geschilderte Graltempel ist eine Rotunde, und rund waren die Karellen der Templer. Abweichend von der römischen Liturgie bedienten sich die Templer bei der Abendmahlfeier der Anfangsworte des Evangelii Johannis, bei Darreichung der Hostie; auch im *Perceval* werden diese öfter wiederholt. Wer tiefer in die Mysterien des Ordens eingedrungen ist, wird wohl noch mehr dogmatische Verwandtschaftspunkte finden; gewiß ist, daß die Templer eine eigene Geheimlehre hatten.“ Die Kezerei, deren dieser Orden angeschuldigt wurde, will Ham-

mer (Fundgruben d. Dr. VI. S. 481 ff.) in griechischen Elementen entdeckt haben. Er kommt auf das berühmte *Mysterium Baphometis* zu sprechen, ein Idol, aus welchem der Dichter des *Merin* von Lothringen sogar einen König *Beaufumés* gemacht hat (*Mone Anz. f. R. d. Mittelalt.* 1833 S. 253). Hammer bemerkt, daß die aus dem Prozeß gegen den Orden bekannten *Baphometsköpfe* noch unentzifferte arabische (wiewohl auch auf einigen griechische und lateinische) Inschriften enthalten, welche den Namen *Meté* (die Weisheit = die *Sophia* der *Snosifier*), die Lehre derselben und besonders der *Ophiten* (*Schlangebrüder*), das Bild des *Mannweibes* (*Symbol* der in der *Gottheit* vereinigten zeugenden und gebärenden *Kraft*) mit den Attributen des abgestumpften *Kreuzes* (*T*), jenes ägyptischen *Lebensschlüssels* (vgl. S. 281), der *Schlange*, der *Feuertaufe* u. enthalten. Ueberdies sieht man auf derselben alle die *Bilder* von *Sonne*, *Mond*, *Signalfarn*, *siebenarmiger Leuchter* u. dgl. welche als *Hieroglyphen* der *Maurerei* bekannt sind. Daraus folgert Hammer weiter: der heilige *Oral* der alten *Ritterromane* war nicht der *Kelch* des *Abendmahls*, sondern jener der *Snosifier*, das *T* — der *Kreuzstab* des *Litirel* — die *Figur* des *Phallus* *) und *Lebensinstrument*, sowie der *Gürtel* der *Templer*, dieser *Gegenstand* ihrer *Anklage* — die *Schlange* der *Ophiten*, nämlich das von ihnen verehrte *Zugungsorgan*. Die *Ophiten* hatten bekanntlich andere *Tauf* und *Abendmahls*ceremonien, als die *rechtgläubigen* *Christen*. Sie unterhielten in einem *Kasten* eine *lebendige Schlange*.

*) *Figura Phalli sub forma T erat character Baphometi frontis ejusdem impressus. (Du Puy in condemn. des Tempel.)*

Sollte das Abendmahl begangen werden, rückte man einen Tisch an diese Oeffnung und legte Brod auf denselben. Der Priester lockte die Schlange aus ihrem Behältnisse. Diese kroch auf den Tisch, umschlang das Brod, und beleckte dasselbe. Hernach wurde dieses unter diejenigen, welche der Handlung beiwohnten, ausgetheilt. Ein Jeder aß das empfangene Stück und küßte die Schlange. Hierauf begab sich die Schlange in ihr Behältniß zurück, welches der Priester verschloß.

San Marte verwirft diese Herleitung des Graß von den Ophiten, „weil weder in der provenzalischen, noch nordfranzösisch-englischen, noch deutschen Ausbildung der Sage auf Onofis hingedeutet ist. „Nur Ein Punkt verdient Erwähnung, der allerdings mit der Graßsage im Zusammenhang zu stehen scheint. Von den Anklagepunkten gegen die Templer, welche Du Buy aus der Chronik von St. Denis mittheilt, lautet der dritte: *car tantôt après ils alloient adorer une idole, et pour certain icelle idole était une vieille peau, ainsi comme toute embamé et comme toile polie, et illecques certes le Templier maltoit sa tres vile foi et creance et en lui tres fermement croioit, et en icelle avoit es fosses des yeux escarboucles, reluisans comme clairté du ciel.* Abraham Woz in der Fortsetzung der Kirchengeschichte des Cardinals Baronius hat aus einer vaticanischen Handschrift die Punkte extrahirt, welche von den italienischen Bischöfen gegen die Tempeler behauptet wurden; deren zweiter lautet: *Caput quoddam, faciem albam quasi hominis prae se ferens, capillis nigris et crispantibus, et circa collum de auratis ornatum, quod quidem nullius sancti fuerat, cultu patriae adorabant,*

orationes coram eo faciebant, et cingulis quibusdam illud cingentes illis ipsis, quasi solutores forent, sese accingebant. Unter den besondern Fragen des Papstes beim Verhör der Angeklagten lautete eine: *An cranium aut simulacrum quoddam, et idolam hujus modi fictum et commentitium divina veneratione coliissent etc.* Was war das nun für eine alte Haut? (*vieille peau*), was bedeutete das menschliche Haupt (*caput hominis*), das man andächtig vortrug? Was ist unter der pöde verehrten Hirnschale (*cranium aut simulacrum*) zu verstehen? San Marte denkt hier an ein Idol, an ein Mysterium des Ordens, enthält sich aber aller weitern Rnthmassung hierüber. Ich frage nun: Sollte die Schlange nicht an Arturs Vater, das „Drachenhaupt“ (Uther Pendragon) erinnern? Drachen, Schlangen waren namentlich bei den Kelten Heilszeichen. Und sollte die alte Haut, die menschliche Hirnschale, nicht das Haupt eines den stellvertretenden Opfertod Gestorbenen, eine Reliquie von Heil ausströmender Kraft gewesen seyn, wie ich schon oben vermutete? Sollte nicht die Anklage gegen die Templer diesem blutigen Cultus gegolten haben? Ich lese im 4ten Jahrgang von Schreibers hist. Taschenbuch S. 183 ff. eine Stelle, die meiner Hypothese wichtige Stüppunkte zuführt. Mein Gewährsmann beruft sich in der Abhandlung „über ein altnationales Schildbild der Kelten“ auf Livius (XXIII, 24), welcher von den (keltischen) Bojern berichtet, daß sie den abgebautenen Kopf eines Feindes in den heiligsten Tempel brachten, ihn dort säuberten und mit eingeweihtem Golde den Schidel zierten, der ihnen sodann zu einem belligeren Gesäße diente, woraus sie an Festtagen Frankopfer verrichteten.

ten, und das zugleich das Trinkgefäß des Priesters und Tempelvorstehers war. Indem wir — fährt Schreiber weiter fort — zu den Nachweisungen eines solchen Bildes, von einem Kopfe im Todekampfe mit ausgebreiteter Zunge auf keltischen Münzen übergehen, fangen wir am füglichsten damit in Großbritannien an. In der *Revue numismatique* 1840 Pl. 17. begegnen wir einem goldenen Stater der Armoricaner in der Bretagne. Der Avers zeigt den Kopf einer Göttin (*Gallia celtica* oder *Armorica*? fragt Schreiber, warum dachte er nicht an Ceridwen, deren Stelle bei den Galliern die Isis vertrat?) mit dem Sinnbilde des Ubers (*Sus gallicus*, warum dachte er hier nicht an die Sau Ceridwen, deren Priester Ferkel hießen?) auf dem Scheitel. Als eigentümlicher Schmuck schlingen sich rings um den Kopf Ketten, woran die Häupter erschlagener Feinde als Siegeszeichen aufgehängt sind. Der Revers zeigt noch einen Theil der macedonischen Biga, das Pferd (die Stute Ceridwen? vgl. S. 733) hat jedoch das für die armoricanischen Münzen charakteristische „Menschengesicht.“ Außerdem wird S. 182 aus Diodor (V, 29) angeführt, daß die Gallier die Köpfe ihrer Feinde mit Cedernöl bestrichen (um sie unverweslich zu machen), sie dann sorgfältig in einem Kasten aufhoben und sie auf ihre Nachkommen vererbten, sowie, daß dieselben um keinen Preis veräußert wurden, obschon man manchen solchen Kopf mit so viel Golde zu bezahlen sich erboten, als er schwer war.

Hier berücksichtige man, daß alle alten Völker, insbesondere Germanen und Kelten, den erschlagenen Feind als ein dem Kriegsgott für das eigene Leben gebrachte Sühnopfer betrachteten, daß die Kriegsgefangenen in

diesem Sinne geopfert wurden, und man aus den Jungungen ihrer Glieder weissagte, kurz ihr Tod sollte Andern Heil bringen. Daraus erkläre ich mir den hohen Werth solcher Rhyfe, nämlich als Heilzeichen für die Familie, welche sie besaß, daher ihre Unveräußerlichkeit; und wegen ihrer Beziehung zum Cultus kamen sie auf Schilder und Münzen. Konnte man keine Gefangenen opfern, wie z. B. in Friedenszeiten, wählte man andere Personen, die man entweder kaufte oder zu diesem Opfertod durch Vor Spiegelung unmittelbar nachher erfolgender Seligkeit berebete. Von Priestern und unschuldigen Kindern, weil Beide die Freuden der Ehe nicht erfuhren, erwartete man ihrer Reinheit wegen eine besondere Sühnkraft. Begreiflicher Weise ließ man zu diesem Mysterium nur die „Auserwählten“ zu; und nun wird plöblich klar, warum alten Christen in hoher göttlicher Schöne und Heiligkeit der Orakel sichtbar war, aber wunderbarer Weise sah Herakles, der an demselben Tische saß, nichts als einen gewöhnlichen Edelstein. Dieß Wunder löste auf Befragen der greise Titirel, indem er sie belehrte, daß ein Heide den Orakel nie sehen könne, sondern nur der, welchen die Taufe zum Christen (d. h. zum Eingeweihten) gereinigt. Herakles ward nun nach seinem Begehren getauft“ (Hagen, Mus. f. alt. Lit. I. S. 528). Und bei seiner Taufe wurden die Anfangsworte des Johannesevangelium rectirt: „Und das Wort*) ward Fleisch!“ denn nun erblickte er nicht mehr eine Hostie in der Schüssel, sondern ein — Kind.

*) No. Das Brod des Lebens.

II. Die Feen — unsere lieben Frauen. (Marien).

„Alle Frauen,“ belehrt uns der Roman Lancelot vom See, „welche der Zauberei kundig sind und sich auf Zaubersprüche verstehen, die magischen Kräfte gewisser Steine und Kräuter kennen, sind Feen.“ Eigentlich dürfen aber auf diesen Namen nur geistige Wesen Anspruch machen; wie die Peris des Orients, welche der Occident durch die Kreuzfahrer kennen lernte. Die Peris werden als gütig und schön beschrieben, als Wesen, die, obgleich sie dem Schöpfer ungehorsam wurden, wegen ihrer Reue noch jetzt Beweise des göttlichen Wohlwollens empfangen, und somit von den bösen Dämonen oder Ghulen unterschieden werden, die nur Zwietracht und Unglück unter den Menschen aussäen. So kommen die Peris den Elfen nahe, die, Seelen Verstorbenen, ruhelos umherstreifen und sich in der Luft aufhalten, weil sie zu schlecht für den Himmel, zu gut für die Hölle sind, und wie die Wassernixen auf den Tag der Erlösung barren (vergl. S. 82). Richardson in seiner Abhandlung „über Gebräuche morgenländischer Völker“ sagt: Wir finden in vielen Stücken zwischen den Peris der Perser und Araber eine so auffallende Ähnlichkeit mit den Feen des Abendlandes, daß eine Entlehnung der Occidentalen von den Orientalen allein diese Uebereinstimmung zu erklären vermag. Man braucht sich hier nicht auf armoricanische (bretonische), spanische und andere europäische Romanzen, worin diese Ähnlichkeit bald mehr, bald weniger sichtbar ist, zu berufen; es genügt hier, auf Spenser und Ariost hinzuweisen, worin sich diese drolligen Wesen des persischen Fabelreiches häufig copirt finden. Der Hippogryph, auf dem Aistolf in den Mond reist, Bra-

damante's Zauberring im „rasenden Roland“ und der Schild Arturs in der „Feenkönigin“, die vielen Zauberkünste von Armida und Ismeno im „befreiten Jerusalem“ lassen sich sämtlich in morgenländischen Originalen nachweisen. Die Peri Mergian (spr. Merkschan) hat ganz das Ansehen der Fee Morgane, die den Arthur aus der Schlacht auf ihre Insel Avalon entführte, und wenn man alten brittischen Romanzen glauben darf, so lebt sie dort noch mit ihm in Herrlichkeit und Pracht.“ Noch näher scheinen die Feen mit den Gins (spr. Dschin) der Araber verwandt, weil diese nicht nur den Sterblichen wohlwollen, sondern zuweilen auch mit ihnen Oben schließen.

Indeß könnte die orientalische Vorstellung erst durch die Kreuzfahrer oder auch noch früher durch die Araber in Spanien zu der ältern einheimischen, d. h. der keltischen hinzugetreten seyn, d. h. ursprünglich waren die Feen der romanischen Völkerschaften, folglich auch in der Bretagne, druidische Jungfrauen, woran noch jetzt die Benennungen vieler Höhlen und Bauwerke aus der Druidenzeit anspielen. „Als Wohnungen der Feen“, sagt Schreiber (hist. Eschb. 1846 S. 39), werden in allen mündlichen Uebersetzungen jene Monumente angegeben, welche der Franzose Dolmen, der Engländer Cromlech, der Portugiese Anta (Thor) nennt, nämlich rückwärts geschlossene Hallen aus unbehauenen Felsstücken, deren wagrecht liegende Tafeln, eine Decke bildend, von senkrechten, auf die schmale Seite gestellten, als Wänden, getragen werden. Ist das Monument dieser Art größer, so heißt es Feenschloß (Chateau des Fées), ist es kleiner, so heißt es Feenhütte (Cabane des Fées). Bisweilen ist von solchen Wohnungen nur noch eine Vor-

der oberer Rückwand mit einem, von Menschenhand gemachten, ganz- oder länglich-runden Loch übrig; dann heißt ein solcher Stein, der auch die uralte Fensteröffnung der Wohnung wiedergibt, unterscheidend Lochstein (*Pierre percée*). Für Feuerwohnungen weniger ausgezeichneter Art gelten die Feenhügel, eig. Grabstätten (*Tumuli*), vom Volke in Frankreich *Montjoie*, in England *Barrow* genannt. In Irland und Hochschottland stehen sie mit zuverlässig feststehenden Denkmälern in unmittelbarer und reiner Verbindung. Ferner gehören hieher die Feenhöhlen in Bergwänden, wovon kürzlich aus dem einzigen Departement de l'Ardeche gegen 140 angezeigt wurden (*Mem. d. Antiquaires de France* T. XVII. p. 6 sq.), die Feenkammern (*Chambres de Fées*) und Feenhöfen (*For de Fée*). Endlich sind auch die Trichtergruben (franz. *Mardelles*, engl. *Pennpits*) hieher zu rechnen, abgestumpfte Kegel, die gewöhnlich in größerer Anzahl beisammen an Bergabhängen, oft auch in der Nähe von Quellen und Bächen angetroffen werden (*Mem. d. Antiq.* XIV. p. 144—163). An die Wohnungen der Feen reihen sich deren Straßen und Gärten. Sie werden *Druidenkreise* genannt, wahrscheinlich ursprünglich religiöse Versammlungsorte. Auch Spindeln (*Kunkeln*) und Schwungsteine werden den Feen zugeeignet. Diese Feenspindeln (*Quenuilles a la bonne femme*) bilden eine bedeutungsvolle Klasse. Dieser *Obelisk* sollen sich die Niesenseen zum Spinnen bedient haben. Auch die Schwungsteine (*Pierres branlantes*, engl. *Rocking-stones*) gehören der ältesten Periode an. Die Volkssage hält sie für Spielzeuge der Feen. Diese Steine bestehen aus zwei Felsstücken, wovon das obere

so gleichgewichtig auf das untere gesetzt ist, daß es durch einen kleinen Stoß in zitternde Bewegung geräth.

Aus dem Vorhergehenden muß man nothwendig folgern, daß die Feen ursprünglich Druidinnen waren, daß ihre nächtlichen Tänze auf nächtlichen mysteriösen Cultus zurückgehen, daß die nach Feen benannten Schilffter, Felsen, Quellen &c. ehemals durch die Druiden geheiligte, im Cultus wichtige Stätten waren. Bevor ich also auf das Wesen und die Wirkksamkeit der Feen näher eingehe, ist es nothwendig, die Bekanntheit der Druidinnen zu machen.

Der Geschichte zufolge, machen sich die Feen als Vereine von Jungfrauen für religiöse Zwecke bemerkbar. Ein solcher Verein findet sich auf der Insel Sena, gegenüber von der äußerlichen Westküste von Armorica. Diese Insel war, wie Nela (*de situ orbis* III, 6.) berichtet, durch das Orakel einer walischen Gottheit ausgezeichnet, dessen jungfräuliche Vorsteherinnen neun an der Zahl waren. Man nennt sie Barrigenas und schreibt ihnen seltene Kräfte zu. Sie sollen das Meer durch ihre Zauberlieder aufregen, Stürme bewirken, sie verwandeln sich in beliebige Gestalten, heilen selbst Unheilbares, sehen in die Zukunft &c. Die Bezeichnung Barrigenas ist falsch, denn das keltische Wort für sie in der Bretagne lautet Chorrigans (v. gwenn Gentes oder gwynn Weib und korrig Diminut. v. korr klein). Da auch dies keinen befriedigenden Sinn gibt, so möchte eine Verkümmelung des Namens der Göttin, welcher diese Jungfrauen als Prieslerinnen dienten, nämlich der Ceridwen anzunehmen seyn. Von dieser habe ich schon S. 662 angeführt, daß sie kundig der

Zauberkräuter und Heilkräfte, in die Zukunft blickt, und in allerlei Thiere sich verwandelt. Bei allen Völkern aber wurden die Eigenschaften einer Gottheit auf ihre Priester übertragen. Man darf sich daher nicht wundern, wenn auch die Feen bald als Göttinnen, bald nur als sterbliche Wesen, d. h. als Priesterinnen, weise Frauen, Zauberinnen erscheinen; den letztern Charakter nehmen sie gewöhnlich an, wenn sie als Personifikationen Unheil bringender Naturkräfte erscheinen.

Von einem weiblichen Priesterkollegium an der Mündung der Loire theilt Strabo (IV, 4. 6.) Folgendes mit: „Unweit von der Mündung des Ligerflusses im Ocean ist eine Insel, die von den Weibern der Ramaniten bewohnt wird. Bei ihren heiligen Weibern darf kein Mann zugegen seyn.“ Aber auch in der Nähe von Britannien ist eine Insel, auf welcher die beiden Göttinnen Demeter und Kora (Ceres und ihre Schwester Eretriplad), wie auf Samothrace, verehrt werden.

Die Gabe der Weissagung rühmen selbst die Römer an ihnen. Aurelian befragte sie, ob seine Nachkommen das Reich erben würden (Vopisci Aurel. c. 44). Julian ward zu Bienne als Wiederhersteller der Götzertempel von einer blinden Prophetin geweissagt (Ammian. Marcell. XV, 8). In Tongern prophezeite eine Druidin dem Diocletian, daß er einst Kaiser werde, obgleich er damals noch auf einer sehr niedern Stufe stand (Vopisci Numerian c. 13.). Eine andere weissagte dem Kaiser Severus, daß er unter den Händen seiner eigenen Soldaten fallen werde (Lamprid. Al. Sev. c. 60).

Von dieser Gabe, das Schicksal (fatum) vorherzusagen (fari), hatte die Fee (fatua, 'i. q. fatatrix,

ital. fata, franz. fée) den Ratten. Und weil die Orakelsprüche auch Rechtsprüche, indem die streitenden Parteien, wenn sie sich nicht einigen konnten, sich dem Ausspruch einer göttlich erleuchteten Person, einer weisen Frau unterwarfen, darum erzählt Plutarch von den Kelten in seinem Tractat „de mulierum virtute,“ daß sie die Frauen zu den Berathungen über Krieg und Frieden zuzogen, daß diese die Differenzen mit den Bundesgenossen schlichteten. Ebenso berichtet Volzán (Strateg. VII, 12). Er versteht sich von selbst, daß unter diesen Weibern Druidinnen gemeint sind.

Die Gabe der Weissagung wurde durch magische Mittel erlangt. Von den Simbern sagt Strabo (VII, 2): „Unter den mit ins Feld gezogenen Weibern befanden sich auch altergraue wahr sagende Priesterinnen in weißen Gewändern, deren Oberkleid aus feinem Flach, mit einer Schnalle befestigt war, mit ehernem Gürtel und barfuß. Diese gingen im Lager den Gefangenen entgegen und führten sie mit bloßem Schwert und bekränzt an einen ehernen Kessel. Die Priesterin trat auf eine daneben befindliche Erhöhung, zog dann Jeden über den Kessel herüber und schnitt ihm die Kehle ab. Aus dem in den Kessel fließenden Blute weissagte sie.“ Derselbe Schriftsteller berichtet (IV, 4) über die Art und Weise, wie die Druiden solche Opfer darbrachten: „Sie hauen den dazu bestimmten Menschen von hinten mit dem Schwerte durch, und weissagen aus seinen Zuckungen. Oder sie schiefen den Unglücklichen mit Pfeilen nieder, oder auch hielten sie ihn in den Tempeln ans Kreuz, zuweilen aber verbrennen sie Menschen und Thiere zugleich auf einem Scheiterhaufen. Cäsar (VI, 16) erwähnt der ungeheuern (menschenähnlichen) Bilder, d-

ern aus Weiden geflochtene Glieder, sie mit lebendigen Menschen anfüllen, die sie durch untergelegtes Feuer verbrennen.

Davon stammt gewiß die noch heute übliche mildere Sitte in Irland und Hochschottland am ersten Mai das Hausvieh durch zwei neben einander angezündete Feuer zu treiben. In Schottland heißt dieses Feuer Bel-tein, in Irland Beiltine. Aber schon die Druiden ließen das Vieh in der Absicht hindurchtreiben, um im nächsten Jahr von ihm die Seuchen entfernt zu halten; also ein symbolischer Feuertod zur Verhütung des wirklichen Todes, der Seuchen. Aber ganz ist die Vorstellung von einem wirklichen Feuertod noch nicht verschwunden, denn will der Irländer eine große Gefahr bezeichnen, so sagt er: zwischen zwei Feuern sitzen (illir dha thine Bheli). Der erste Mai heißt noch jetzt von diesem Feuer in Schottland Bealtaine. Das Glossarium des Cormac Mac Cullinan (s. v. Bealtaine) übersetzt dieses Wort: das blühende Feuer. Die Druiden pflegten es mit großer Incantation zu entzünden. Der erste Mai ist ein sehr bedeutender Tag, denn S. 683 wurde erwähnt, daß das in nächtlichen Mytherien bestehende Hauptfest der Göttin Ceridwen in der ersten Mainacht gefeiert wurde. Christliche Intoleranz ließ die Hexen in dieser Nacht ihren Sabbat halten. Unter Hexe versteht man obnehin eine Fee, die sich in einer schädlichen Wirksamkeit gefällt. Die durch Zauberlieder Stürme erregende Druidin ist eine Wetterhexe, das Wort Hexe selbst bedeutete ja ursprünglich eine kluge Frau (v. heg: hegen, finnen, erdenken). War die Mainacht der Ceridwen gefeiert, so hatten ihre Priesterinnen genug zu thun. Diese Mytherien des Kessels lassen voraussetzen, daß es

hier nicht ohne Menschenopfer abgegangen: Bei diesem Kessel fällt einem unwillkürlich die Herenküche ein. Die männlichen Theilnehmer am Herensabbat hießen darum Kesselträger. Im Kessel wurde das Opfer gekocht, und die Austheilung der Stücke besorgte der Druid. Rhyth-
 maßlich war das Opfer eine der Priesterinnen selber, denn Strabo (a. a. D.) erzählt von den Druidinnen an der Loire: „Es ist heilige Sitte, daß jährlich einmal das Dach des Tempels weggenommen, und noch denselben Tag vor Sonnenaufgang wieder aufgesetzt werde, wobei Jede tragen müsse. Diejenige, die etwas fallen läßt, wird von den Uebrigen zerrissen. Diese tragen dann die Stücke von ihr unter Geschrei um den Tempel, und lassen nicht eher nach, bis auch ihre Raserie aufhört. Es trägt sich aber jedesmal zu, daß Eine dieses Loos erfährt.“

Aber auch unblutige Opfer wurden in dieser Nacht der Göttin dargebracht, wie sich aus einem noch erhaltenen Gebrauche der schottischen Hochländer schließen läßt: „Am ersten Mai“ leßt man im Diet. Scoto-Celticum s. v. Beal-tuine „versammeln sich die jungen Bursche eines Fleckens auf der Heide. Dasselbst ziehen sie in dem Rasen einen Kreis, der groß genug ist, um alle aufzunehmen. Inmitten desselben zünden sie ein Feuer an und bereiten zuerst einen Fladen (Custard) von Eiern und Milch (den fetten Kuchen). Sodann kneten sie einen Kuchen von Haber-
 mehl, den sie an einen Stein lehnen und auf der heißen Asche braten. Nachdem sie den Eierfladen aufgeessen, theilen sie den Haberkuchen in so viele Stücke, als Anwesende sind, von möglichst kleiner Form und Größe. Ein Stück färben sie mit Kohlen schwarz, und werfen dasselbe mit den übrigen in eine Röhre,

worauf allen Festgenossen die Augen verbunden werden, und Jeder sein Stück zieht. Wer die Mütze hält, bekommt das Letzte; derjenige, welcher das Schwarze zieht, erhält dadurch die Welke, geopfert zu werden, damit das laufende Jahr fruchtbar werde für Menschen und Vieh. Jetzt wird die geweihte Person natürlich nicht mehr geopfert, jedoch gezwungen, dreimal durch die Flamme zu springen, und damit schließt die Ceremonie."

Dieser Opferkuchen ist kein anderer, als der süße Brei, welchen auf Verlangen der weißen Frau zu Neuhaus zu ihrem Gedächtnisse die Bewohner von Neuhaus, Krummau und Bittingau in Böhmen alljährlich am grünen Donnerstag verzehren müssen, und wofür die Kosten aus einem, angeblich von der gespenstischen Wittve selbst gestifteten Fonde, bestritten werden. Die Unterlassung dieses Gedächtnismahls bestraft sie an ihren Verächtern nicht weniger streng, als in Thüringen die wilde Berchta, welche denjenigen den Bauch aufschneidet, die in der Dreikönigsnacht keine Kibse essen. Wie die Eine bei angehendem Frühjahr, gleich der Göttin Ceridwen, ihren Opferkuchen fordert, die Andere aber um Wittewinter, so verlangt die Jungfrau Maria, welche um christlichen Cultus an die Stelle der alten Naturgöttin getreten ist, um Mittesommer ihren „Mondkuchen“ (vgl. S. 495 496). Noch im Jahr 1788 wurde in der Schloßkirche der Maltbesser zu Strakoniz in Böhmen, am Abend vor Maria Himmelfahrt, unter mehr als tausend Arme ein Almosen ausgetheilt, das „Honigbrei“ (medowa Kasche) hieß. Diese Gewohnheit stammte aus der Mitte des 13ten Jahrhunderts, und ist durch den Landgrafen Bawor I. von Rakoniz zugleich mit der Stiftung für die Maltbesser eingeführt worden. Lange Zeit glaubte man, daß die

Leute im alten Schlosse von den Boltergeistern be-
 ruhigt werden würden, wenn die Ausspendung dieses
 Almofens abgeschafft oder auch nur abgedindert werden
 sollte (Kaltenbäck's „Austria“ 1848 S. 43). Wie-
 leicht forderte Maria um diese Zeit jenen Honigbrot,
 weil der Himmelfahrtstag als ihr Todestag gedacht
 ward? Honigkuchen sind noch jetzt in Rußland die am
 Montag nach Ostern auf Gräbern zum Gedächtniß
 der Verstorbenen hingelegte Todtenspeise, die man ent-
 weder an der Stelle des Abgeschiedenen verzehrt, oder
 dem Geistlichen spendet (s. Kloster VII. S. 939).
 Honig wurde — weil er als gährende Substanz ein
 Sinnbild der Verwesung ist — schon von den Grie-
 chen und Römern den Manen und den Todtengotthei-
 ten geopfert. Die Königin der Schatten, Persephone,
 die unterirdische oder „schwarze“ Aphrodite, hieß darum
 die „Honigreiche“ (*μηλιτώδης*). Daß es auch eine
 schwarze Maria gibt, werde ich bald nachher erweisen.
 Schwarz und Weiß sind abwechselnd als Todesfarbe
 gebraucht worden. So ist die weiße Frau durch den
 „Honigbrot“ oder „süßen Brei“ geehrt, an dem Tage,
 wo das Jahr stirbt (in der Nacht, die dem Dreikönig-
 tag oder „großen Neujahr“, wo die Tage wieder zu wach-
 sen beginnen, vorhergeht), oder kurz bevor der Lenz die
 Natur aus ihrem Todeschlaf weckt, nämlich am grü-
 nen Donnerstag. Das Erscheinen der weißen Frau ist
 Todesbotschaft. Alle sterbenden Götter sind zugleich
 Todesgötter, die durch Blut gesühnt sein wollen, wie
 die Manen der Alten. Die schwarze Kali in Indien
 ist die einzige Gottheit, welche dort Menschenopfer
 heischt, aber die 21 Schädel, die zu einem Halsband
 an einander gereiht, ihren Schmuck bilden, bezielen
 sich auf sie selbst, denn 21mal soll sie bereits gestor-

ben sehn. So bringt sich die ebenfalls weiß gekleidete Druidin ihrer Göttin zum Opfer dar, nachdem sie manches andere Opfer ihr geschlachtet. Das Erscheinen der Druidin im Kriege zeigte dem Gefangenen, wie der Anblick der weißen Frau im Volksglauben der Irländer (s. Grimm Jr. Effenm. Einleitung S. XVII), seinen nahen Tod an, denn diese Funktion der Opferung war ihre einzige außerhalb der Heimath. Darum zogen die Druidinnen mit dem Heere, um gleich nach der Schlacht die Gefangenen abzuschlachten. Schreiber meint (a. a. O. p. 83): „Zum Decken des Bauches und der Brust mögen sich die Druidinnen des ehernen Keils (Kelt, der zugleich als Waffe diente, und von den nationalen Denkmälern als Fundstück unzertrennlich ist), bedient haben.“ Da hätten wir also das Vorbild der Bauch aufschneidenden Berchta in Thüringen. Zwar ist ihr Instrument eine Pflugschar, aber nur um auf sie, als Beschützerin des Ackerbaus anzuspielen. Eine solche war auch Ceridwen, in deren Tempel Kornkammern waren; eine solche war auch Isis, deren Gatte Osiris den Pflug in der Hand hält, obgleich Beide auch zu den Todtengotttheiten gezählt werden. Endlich weiß man auch, daß Ceres sich in die Furie umwandelte. Uebrigens darf man nicht außer Acht lassen, daß der vorerwähnte Kelt als Schlachtwerkzeug, Streitkeil und Pflugschar zugleich diente (Schreiber „über die ehernen Streitkeile in Deutschl.“, Freiburg 1842 S. 12). Den „fetten Kuchen“ (*fuatscha grassa*), wie die Italiener ihn nennen, fordert Berchta also nicht bloß in Deutschland, sondern auch in Wälschland, in Frankreich, wo er „Königskuchen“ (*gateau de Roi*), mit Anspielung auf die drei Könige, heißt, und in England (*Cakes of the*

twelf day). In Bayern droht man unartigen Kindern in der Dreikönigsnacht mit der eisernen Bertha, die den Bauch aufschneidet — worin Schreiber eine Erinnerung an ehemalige Kinderopfer findet — und in Italien, in Florenz namentlich, mit der Fee Befana, deren Namen aus Epiphania (Dreikönigsfest) verstimmt ist. Die Volksfage bringt diese mit Karl dem Großen in Verbindung (s. Kloster VII. S. 335), obschon ihre Schwester Mezza Quaresima (Mittelfasten) und ihr Bruder Calendi Raggio (erster Mai) heißt. Karl soll ihre Bekanntschaft in einem Felsenloch (le bouche delle fate) gemacht haben. Dieselbe Fee, unter dem Namen „Bertha mit dem Gansfuß“ (Reine Pédaque), welche wohl auch eine Kunkelfee, eine spinnende Parze war, weil das Sprüchwort *tempo, dove Berta filava* („zur Zeit, als noch die Bertha spann“) von ihr hergeleitet wird — also Thüringens Bertha, welche in der Dreikönigsnacht allen Flachs abgesponnen verlangt — diese spinnende Fee war nach der verbreitetern Sage Karls Mutter, nämlich Pipins Gemahlin gewesen. Ihr Gansfuß wird von Grimm für einen Schwanzfuß gehalten, weil sie ursprünglich eine Meerfee, und später wandelte sich ihr Fuß in einen Blattfuß um, den man aus dem Treten des Spinnrads erklärt. Ich aber glaube, daß der Gansfuß sich auf die Gans, als Zaubervogel — denn aus dem Gansesein wurde geweißt, s. Klost. VII. S. 566 Anm. 1. — oder Todtenvogel bezieht, denn die Gans war von den Alten der Göttin des Todtenreichs, Persephonen geweiht, daher sie häufig auf Grabmonumenten erscheint (Wörtiger Kunstmyth. II. S. 442 Anm.). Vielleicht hatte die Symbolik der Gans, als Fettvogel, diese Be-

Stimmung angewiesen, weil Fett und Finsterniß in der Idee*) eins sind?

In des Grafen Beaufort Traditions populaires p. 180 wird man belehrt, daß die „gansfüßige Königin“ (la Reine Pédauque, la reine aux pieds d'oison) eine heidnische Jungfrau war, welche der h. Saturnin zum Christenthum bekehrt hatte, und darum von ihrem wüthenden Vater zur Märtyrerin gemacht wurde**). Einige schließen aus ihrem Gansfuß, daß die Königin das Bad liebte, und berufen sich auf Ueberreste von Bädern, die ihren Namen führen. Eine Wasserleitung, von der man nur noch Ruinen erblickt, heißt ebenfalls nach der Königin Gansfuß (Pont de la Reine Pédauque). Rabelais sagt von Personen, die breite Füße haben, daß sie sehen „pattées comme des oies, et comme jadis a Toulouse portait les pieds la Reine Pédauque“ (plattfüßig wie die Gänse, und die Königin Gansfuß in Toulouse). In Toulouse schwur man einst bei der Kunkel der Königin Gansfuß, also Bertha, Bertha die Spinnerin (des Lebensfadens). Dennoch gibt es zweifelsüchtige Menschen, die der Negation keine Gren-

*) Das Sprichwort „pinguis Minerva“ bezieht sich zwar nur auf geistige Finsterniß, auf die „dumme“ Gans, aber die Sprache bezeugt, daß auch Grabesfinsterniß und Unsichtbarkeit mit Fett synonym sey, daher lardum (Speck) von lar (Sprachgeist) abstammt. Die gemeinsame Wurzel ist *λαρω*, verbergen, daher *λαρος* feist, larva, Gespenst und Hülle, lardus dunkelfarbig, lorum Haut, Fell, Riemen (als Bedeckendes), lorica Panzer, lura Schlauch, laurus der (narkotisch wirkende) Lorbeer, de-urium geistige Finsterniß u. a. m. In der Hellsengrotte des Trauergottes Trophonius erblickte man die Bildsäule der Todte ngöttin Demeter Percepsa (Dercina), und neben ihr die Gans. (Müller Dr. S. 149.)

***) Aber die Martyrologien berichten nichts von einer „heiligen“ Gans.

zen setzen, und beklagen, daß die gänsefüßige Königin sey „*peu connue dans l'histoire.*“ Der gelehrte Chabanel, Pfarrer an der Notre-Dame-Kirche zu Toulouse rieth bei der gänsefüßigen Königin auf Manahilde Gemahlin Gurichs, Königs der Westgothen. Der Abbé Leboeuf hat eine Abhandlung über diese Streitfrage erscheinen lassen, unter dem leider allzuturzen Titel: „*Conjectures sur la reine Pédaque, ou l'on recherche quelle pourrait être cette reine, et à cette occasion ce qu'on doit penser de plusieurs figures anciennes prises jusqu'à présent pour des figures de princes ou de princesses de France.*“ Mabillon wollte in der „Gänsefüßigen“ die h. Clotilde, Gemahlin Clovis I. erkennen, bekennt aber doch, daß die Geschichte von diesem körperlichen Gebrechen Clotildens nichts weiß. Vielleicht aber, setzt er sehr weise hinzu, wollte man mit dem Gänsefuß die Weisheit der Prinzessin verstanlichen, weil — die Gänse das Capitol gerettet hatten! Ein anderer Gelehrter behauptete hingegen: mit der gänsefüßigen Königin sey Konstanze, die Gemahlin des Grafen Raymond V. gemeint. Man sieht also, das Geschlecht der Geschichtsnarren stirbt nie aus.

Daß man in Frankreich bei dem Roden der Reine pédaque schwört, beweist deutlich ihren ehemaligen göttlichen Charakter. Vielleicht bezieht sich ihre Kunst auf die Geburtenförderin? (vgl. S. 453). Die kinderbrüderische Bertha, Bertha wandelte sich auch in eine Kinderfreundin um, wie umgekehrt die den Lebensfaden spinnende Parze in diejenige, welche ihn abschneidet. Bekanntlich sind die Feen geschickte Geburtshelferinnen, Ammen und Kinderwärterinnen. Hilfreich erscheinen sie der Gebärenden, legen sogar das Kind

an ihre Brust, und pflegen seiner während des Schlafes oder in Abwesenheit der Mutter. Daher bittet man sie zu Patzen, wie in christlicher Zeit die Maria (Grimm „Kinderm.“ Nr. 3., Abbildungen Norm. Mär. Nr. 8.). Die Fee Viviane oder Morgane hatte den vermalsten Lanzelot in ihre Pflege genommen, obgleich sie als weiße Frau, die aus dem Leben fährt, den in der Schlacht tödtlich verwundeten Artus nach der „Insel der Seligen“ Avalon versetzte; denn diese war das Gypsum der Druiden (Alfred Maury les Fees du moyen age p. 42.) Dieselbe Fee hatte auf derselben Insel ihrem Geliebten, Ogier dem Dänen, den Kranz der Vergessenheit aufgesetzt, damit ihm die Zeit in ihren Armen nicht zu lange vorkomme. Damit will die Fabel sagen: die Todten stehen außerhalb der Zeit.

Die Fee Melusine haben wir schon S. 505 als eine durch ihr Erscheinen Tod anzeigende weiße Frau erkannt. Dem Quellen stand sie vor (S. 506), wie die Fee Morgane, worauf schon ihr Name anspielt, dem Wasser überhaupt. Man muß hier an die Jungbrunnen denken, von denen S. 501 ausführlich gehandelt wurde. Maury (a. a. O. p. 19) führt viele ehemalige Feenquellen in Frankreich mit Namen auf, welche jetzt der Maria geweiht sind, aber keine hat einen so großen Ruf erlangt, als die Quelle von Berenton in der Bretagne, im Wald von Brecehande, wo Fee Viviane den Zauberer Merlin festgebannet hatte, nachdem sie seine Kunst ihm abgelernt. Noch im August 1835 (berichtet Villemarqué) gingen alle Einwohner der Pfarrei Ron-Rored (Feenthal) in Procession, Kreuz und Fahne an der Spitze, unter Gesang von Psalmen und Glockengeläute an diese uraltgeheiligte Stätte, um von der Jungfrau Maria Regen

zu ersehen. Angelangt an der Quelle, taucht der Vorfleher des Kantons den Fuß kreuzweis ins Wasser, und er ist des nun bald erfolgenden Regens gewiß. Ehedem stand die Quelle unter der Fee Viviane. Die Sage berichtet: wenn Jemand mit der an silberner Kette vom Aste einer benachbarten Linde herabhängenden goldenen Schale auf die marmorne Einfassung Wasser goß, dann zogen Gewitterwolken an den heitern Himmel herauf, und entluden sich in Hagel und Platzregen. Um das Jahr 1150 besang ein Normane, Meister Wace, in seinem Roman de Rou diese Quelle:

Aus einem Hügel sprubelt hell
 Aus Licht von Berenton der Quell.
 Oft zog, wenn groß die Hitze war,
 Nach Berenton der Jäger Schaar;
 Im Horn Flut schöpfend aus der Quelle,
 Besprengten sie umher die Stelle
 Um Wolkengüsse zu erregen,
 Denn hiernach fiel sonst mächt'ger Regen
 Rings um den Wald im ganzen Land,
 Die Ursach' ist mir unbekannt.
 Dort kann man auch wohl noch die Feen —
 Wenn nicht Bretagner fabeln — sehen zc.

Die Fee, welche hier waltete, scheint die Kinder ganz besonders in ihre Gunst genommen zu haben. Dutor vom Berge wünschte bei der Geburt seines Sohnes, daß er den Segen einer Fee empfangen. Er ging in seinem Gedächtnisse die berühmtesten Feenorte aller Länder durch. Endlich entscheidet er sich ihn zum Wohnort der Feen im Walde Vertfillant (Brecillande) zu senden. Dort ward der kleine Brun auf den Rand der Feenquelle gesetzt. Als bald erschienen die Golden. Das Kind ward von ihnen mit den äußersten Ga-

ben, die zu vergeben sie die Macht hatten, beschenkt. Eine der Feen aber, neidisch auf die glänzenden Aus-sichten, die sich dem Kinde durch die vorgespenderen Gaben eröffnen, schenkte ihm Mißgeschick und Län-schung in der Liebe. Darauf lehrte der Knabe zu seinen Eltern zurück, und eine der wohlwollenden Feen, die ein besonderes Wohlgefallen zu ihm gefaßt hatte, nahm eine andere Gestalt an und ward seine Amme.

Billemarqué (*Revue de Paris* 7. Mai 1837 p. 47. sq.) belehrt: Brecellande sey corrompiert aus Broch' alleau (bois de la Solitaire). Diese Waldung, wozu die Tradition das Grabmal Merlins versetzt, ward einst von Druidinnen bewohnt. Noch jetzt glaubt man, daß hier am Rande der Wunderquelle die Feen den Kindern erscheinen; noch jetzt hält man ihr Wasser — welches mineralischen Gehaltes ist, denn es wirft Blasen, wenn man ein Stück Eisen oder Kupfer hineinwirft — für heilkräftig.

Auch Ogier der Däne, Sohn Gottfrieds von Däne-mark und der Gloriande, der Tochter Danemonds, einer der Helden Karls des Großen, wurde bei seiner Geburt von den Feen beschenkt. Die Eine verlieh ihm Tapferkeit, die Andere Anmuth, die Dritte Glück im Kampfe und bei den Damen. Die Letzte, die Schönste von Allen, versprach ihm Liebesglück in ihren Armen, wenn er ihr Lager theilen wolle. Ogier wuchs heran, und die ihm von den Feen verliehenen Gaben machten ihn zum Halbgott. Unter Morgans Obhut, die sogleich für ihren Liebling machte, war er Sieger in jeder Sarazenen-schlacht. Dieselbe Fee zog ihn zuletzt mit Ruhm bedeckt, zauberisch auf ihre Insel (d. h. sie nahm den Sterbenden in ihre Obhut). Nach zweihundert selig verträumten Jahren kam er auf ein Jahr

unter Hugo Capet nach Frankreich, um die Sarazenen vertreiben zu helfen (wie von Arthur gefabelt ward, er schlummte nur auf der Insel Avallon, und werde einst sein Volk von den Sachsen befreien); lehrte aber dann für immer in das Reich der See Morgane zurück.

Im Märchen „la belle au bois dormant“ (Dornröschen) werden sechs Feen zu Rathe gebeten; eine Siebente verwünscht, weil sie sich zurückgesetzt fühlt, das Kind, daß es sich einst an einer Spindel *) todt stehen solle; die guten Feen wenden aber den Fluch zum Guten, ihr Schüpling schläft einen hundertjährigen Schlaf, und kurz vor ihrem Erwachen besucht sie ein schöner Prinz, der sich in sie verliebt, und die eben Erwachende als Braut heimführt. In der deutschen Bearbeitung verwandelt sich die böse Sieben in die nicht weniger ominöse Zahl Dreizehn. So viele Feen gab es gerade in dem Reiche, über welches Dornröschens Vater König war. Weil er aber nur zwölf goldene Teller — im französischen Original hat er nur sechs silberne Schüsseln — hatte, konnte er die Dreizehnte nicht einladen. Die Geladenen kamen, und als das Fest vorbei war, beschenken sie das Kind mit ihren Wundergaben; die Eine mit Tugend, die Andere mit Schönheit, die Dritte mit Reichthum u. s. w. Als Jene ihre Wünsche gethan hatten, trat plötzlich die Dreizehnte herein. Weil sie nicht eingeladen war, rächte sie sich mit einem Fluche: „Die Königstochter soll sich in ihrem fünfzehnten Jahre an einer Spindel stehen und todt hinfallen.“ Nach diesen Worten verließ sie den Saal; da trat die Zwölfte

*) Grimm vermuthet hier den Schlafdorn, ob seine Deutung richtig sey, wird sich weiter unten zeigen.

hervor, die noch einen Wunsch übrig hatte, und weil sie den bösen Ausspruch nicht aufheben, nur mildern konnte, so sprach sie: es soll kein Tod seyn, nur ein hundertjähriger Schlaf. Umsonst suchte der König dieser Katastrophe dadurch vorzubeugen, daß er einen Befehl ausgehen ließ: alle Spindeln in seinem Reiche sollten abgeschafft werden; denn eines Tages — es war gerade Dornröschens fünfzehnter Geburtstag — als der König und die Königin abwesend waren, und die Prinzessin ganz allein im Schlosse zurückblieb, besah sie sich alle Gemächer, und kam endlich auch an einen alten Thurm. Sie stieg eine enge Treppe hinauf und gelangte zu einer kleinen Thüre. Im Schlosse steckte ein verrosteter Schlüssel, und als sie ihn umdrehte, sprang die Thüre auf, und in einem kleinen Stübchen saß eine alte Frau, die spann emsig ihren Flachs. Dornröschen wollte auch spinnen, kaum aber hatte sie die Spindel angerührt, so stach sie sich damit, und der Zauberspruch ging in Erfüllung. Sie fiel in todtähnlichen Schlaf. Rings um das Schloß begann eine Dornhecke zu wachsen — im französischen Original ist es ein Wald, dessen Bäume sich so ineinander flechten, daß nur der Prinzessin bestimmter Gemahl hindurch konnte — von welcher die noch im Schlafe wie eine Rose blühende Prinzessin, die ein abenteuernder Prinz in diesem Zustand fand, den Namen erhielt. Der Schluß stimmt mit dem Original.

Wie nutzbringend die Bathenschaft der Fern ist, bezeugt das allbekannte Märchen Condriillon (Asche-nerdell). Der König, ihr Vater, hatte die Vorsicht gebraucht, als er noch in guten Umständen war, bei der Geburt seines dritten Töchterchens — die beiden ältern hießen Liebesblümchen und Nachtschönchen,

die jüngste Feindbräute — die in einer fernem Schloß benachbarten Grotte wohnende Fee, Merlusche, zur Bathe zu wählen. Durch schlechte Wirtschaft war der König so herabgekommen, daß alle Möbeln und Kleider ins Verfaßamt wanderten; und da die Ernährung der Kinder ihm fernerhin unmöglich schien, so berieth sich die Königin mit ihrem Gemahl, wie sie sich ihrer Töchter entledigen könnten. Feindbräute bedachte sie am Schlüßelloch, und als sie den Entschluß ihres Vaters und ihrer Mutter hörte, lief sie, so schnell sie konnte, zu ihrer Bathe. Sie hatte Butter, Eier, Milch und Mehl mitgenommen, um ihrer Bathe einen Kuchen zu backen, und freundlich aufgenommen zu werden^{*)}. Durch Hilfe derselben erlangte sie ein Zauberpfand und schöne Kleider, um Bälle besuchen zu können. Auf einem solchen erwarb sie sich die Liebe eines Prinzen, verlor aber beim Nachhauseilen — denn sie wollte ihre Schwestern, die gleichfalls auf dem Balle waren, und die prächtig gekleidete Dame, die Aller Augen auf sich gezogen, nicht erkannt hatten, nicht merken lassen, daß sie die Triumphe des Abends erblicken, und brabstichtigte daher bei der Nachhausekunft ihrer Schwestern von ihnen, wie gewöhnlich, am Herde angetroffen zu werden — einen ihrer sammtnen, mit Perlen gespickten Bantoffeln, und erlangte, da der Prinz bloß die Person heirathen will, der dieser Bantoffel angehöret, und er nur ihr allein paßt, den Prinzen zum Aetger ihrer neidischen Schwestern.

Im französischen Märchen ist Feindbräute noch kein eigentliches Aschenbrödel. Nur dunkel wird auf den

^{*)} Man erinnere sich hier der Opferkuchen als Todtenspeise (vgl. S. 193), denn die Feen galten, wie die Elfen für Seelen Verfürherer, die ihre Schützlinge bewachen — Schutzgeist.

Namen Cendrillon angespielt, wenn die beiden Schwestern, nachdem sie die von der Fee ihrem Schützling geschenkten, kostbaren Kleider gestohlen, ausrufen: „Was für ein prächtiges Leben wollen wir jetzt führen, was für gute Mahlzeiten wird es geben! Wir werden an der königlichen Tafel speisen, Finette aber wird in der Küche die Teller waschen, denn gegen uns steht sie aus, wie ein Aschenputtel.“ Ferner, wo sie mit ihren Schwestern in der Höhle des Waldmenschen sich befindet, welcher ein Menschenfresser von Profession, seine in der Ruße verborgenen heimlichen Gäste wittert, und von seiner Frau, sie zu verzehren, nur durch die Hoffnung abgehalten wird, Feindbrüchens Kenntniß im Küchenbacken könne ihm noch zu manchem Lederbissen verhelfen. Und als er sie examinirt: woran sie, wenn im Ofen Feuer angemacht sey, zu erkennen vermag, ob er heiß genug ist, bei der angestellten Probe durch eine von ihr angewandte List, selber hineingeschoben wird, und darin ein Aschenhaufen wird. Endlich erfährt man, wieder nur gelegentlich, daß während die Schwestern auf einem Ball waren, Feindbrüchen auf einem Aschenhaufen saß, und vor langer Weile in den Ritzen des Kamins suchte, und an einem goldenen Schlüssel einen herrlichen Hund machte. Denn dieser schloß ein Kästchen auf, in welchem sich die nöthige Garderobe befand, um den Ball zu besuchen, wo sie der Prinz kennen lernen sollte, der ihr Lebensglück gründete.

Im deutschen Märchen hingegen ist die Küche ihr bestimmter Wirkungskreis. Sie ist die Stieftochter einer grausamen Stiefmutter, die mit ihren beiden Töchtern sie unterdrückt. Sie darf nie vom Herde kommen, damit der Rauch ihre Haut schwärze. Dennoch bleibt

Sie schön, und wo sie gesehen wird, zieht sie aller Augen auf sich. Der Prinz erscheint nun auf die gewöhnliche Weise, und gibt einen glänzenden Ball, um sich eine Gemahlin zu wählen. Die Stiefmutter reißt mit den beiden rechten Töchtern zum Ball, aber Aschenbrödel, so gern sie mit wollte, wird in eine Raucherammer gesperrt und ihr befohlen: einen Schffel Woknförner, der unter einen Schffel Asche gemischt ist, herauszulesen. Weinend fängt sie ihr Geschäft an, aber ein Vogel von ungewöhnlicher Schönheit fliegt zu ihr ins Fenster, hilft ihr, und bringt das Werk in wenig Augenblicken zu Stande. Der Vogel war eine Fee *), die jetzt Aschenbrödel ihr künftiges Glück weissagt, sie mit sich nimmt, auf das Brächtigste kleidet und auf dem Ball erscheinen läßt. Nur hat die Fee keine Schuhe, welche klein genug sind, um für ihres Schüßlings niedlichen Fuß zu passen, und sie muß dabei dieselben Schuhe behalten, die sie zu Hause trug. Der Prinz sieht sie, verliebt sich, wählt sie, und sie nimmt erschrocken die Flucht und verliert den Schuh. Der Prinz macht nun bekannt: daß er nur das Fräulein heirathen werde, der dieser Schuh gehöre, und da der Schuh herumgezeigt wird, erkennt die Stiefmutter sogleich den Schuh ihrer Stieftochter, ergrimmt darüber und beschließt: bei ihrer Rückkunft Aschenbrödel zu ermorden, und ihre rechte Tochter dem Prinzen statt ihrer vorzustellen. Die Fee hat indeß schon Sorge getragen. Aschenbrödel verirrt sich auf der Flucht, kommt ins Gebirge, geht in eine Höhle, und ist plötzlich im Reich der Zwerge. Diese sind von der Fee schon für

*) Man übersetze hier nicht, daß Vögel die Seelen tugendhaft Verstorbenen sind, und diese Schußgeister (Genien, Feen der Menschen vgl. S. 860 Anm.

sie gewonnen, nehmen sie als ihre Königin auf, führen sie zu einem goldenen Throne und bedienen sie mit der tiefsten Ehrfurcht. Während Aschenbrödel hier als Königin herrschte, wird sie von der boshaften Stiefmutter und dem verliebten Prinzen überall vergeblich gesucht. Endlich hält man sie für verloren, und die Stiefmutter will ihren, der Aschenbrödel feindlichen, Plan ausführen. Sie hat noch mehr Schuhe von Aschenbrödel, schickt einen davon nach Hufe und läßt dem Prinzen sagen: wenn dieser Schuh zu dem verlorenen passe, so sey ihre Tochter die Dame, die er suche. Der Schuh hielt genau das Maas, und der entzückte Prinz eilte, die Geliebte zu sehen; doch verlangte er, daß sie die Schuhe anziehen solle. Die Mutter ging mit der ältesten Tochter in die Kammer, und da die Füße durchaus nicht in die Schuhe passen wollten, schnitt sie von jeder Ferse ein Stück ab; nun paßten die Schuhe vortreflich, der Prinz schloß das Fräulein entzückt in seine Arme und erklärte sie für seine Gemahlin. Während das Hochzeitmahl nun angerichtet wurde, stieg der Prinz mit ihr in den Garten herab, und da sie eben unter einem Apfelbaum waren, betheuerte der Prinz seiner Geliebten: daß sie die schönste Frau in der Welt sey. Wählich saß auf einem Aste des Apfelbaumes ein wunderschönes Vögelchen und sang mit heller Stimme der Braut entgegen:

Aschenbrödel unter Bergen
 Unter hunderttausend Zwergen
 Ist schöner wie Du!

Bei dem Namen ihrer Stieffchwester wurde das Fräulein ohnmächtig, und nun bemerkte der Prinz, wie aus beiden Schuhen Blut quoll. Zornig nahm er ihr jetzt den rechten Schuh und kehrte zur Stadt zurück.

Die ehrsüchtige Mutter gab noch ihren Plan nicht auf. Sie ließ dem Prinzen sagen: Es sey das Alles Irrthum gewesen. Nicht ihre ältere Tochter, sondern die jüngere sey die, welche er suche. Der Prinz kam abermals; die Schuhe sollten wieder angezogen werden, und die schlaue Mutter schnitt jetzt ein Stück von den Leben ab. Die Schuhe paßten herrlich, und da der Prinz an den Fersen nichts bemerkte, wurde er wieder getäuscht, schloß wieder das Fräulein in seine Arme und erklärte sie für seine Gemahlin. Aber wieder stieg er mit ihr in den Garten herab, und wiederholte unter demselben Apfelbaum die Betheuerung: daß das Fräulein die Schönste aller Frauen sey! Schnell sah das Vögelchen wieder auf den Ast des Baums und sang mit heller Stimme:

Aischenbrödel unter Bergen,
Unter hunderttausend Zwergen
Ist schöner als du!

Der Gesang that dieselbe Wirkung. Das Fräulein sank in Ohnmacht, und der Prinz entdeckte abermals den Betrug. Aufgebracht, sprach er jetzt über die grausame Mutter und ihre Töchter ein strenges Urtheil. Mutter und Töchter hatten bald die verdiente Strafe empfangen. Die Fee erschien dem Prinzen, erzählte ihm den Zusammenhang der ganzen Geschichte und führte ihn zur Wohnung der Zwerge. Hier kam ihm nun Aischenbrödel in denselben prächtigen Kleidern entgegen, wie er sie auf dem Ball gesehen, aber nur mit Einem Schuh. Entzückt führte sie der Prinz als seine Gemahlin heim.

Wie in Frankreich Perrault und die gleichzeitig lebende Gräfin d'Aulnoy in unbedeutenden Abweichun-

gen *) das Märchen von der Gendrillon erzählten, so hat auch das deutsche Aschenbrödel oder Aschenputtel manche Variationen von der ursprünglichen Erzählung aufzuweisen. In Büschings „wöch. Nachr. f. Freunde d. Mittelalt.“ I. S. 139 lese ich:

Aschenbrödel war eine Müllerstochter, aber von Stiefmutter und Stiefschweftern geplagt, zu den niedrigsten Arbeiten verdammt. Sie wollte gern (nicht auf den Ball sondern) mit in die Kirche gehen, bekam aber die Erlaubniß dazu nur unter der Bedingung ein gewisses Maß Einsen, was die Mutter erst auf den Dielen verstreute, aufzulesen. Sie machte sich an die Arbeit, die sie binnen kurzer Zeit beendigen sollte. Dies war ihr unmöglich. Ein Läubchen pflückte ans Fenster, Aschenbrödel ließ es ein, und das Läubchen half ihr. Aschenbrödel fürchtete, es möchte davon fressen, und sagte zu ihm: „Lieb Läubchen, lies' ins Löpschen, nicht aber ins Kröpschen.“ Das Läubchen erbot sich die Arbeit allein zu verrichten, verschaffte der Aschenbrödel Kleider und schickte sie in die Kirche. Der Edelmann des Dorfes verliebte sich in sie, konnte ihrer aber nicht habhaft werden, weil sie allemal zeitig aus der Kirche ging, und mit Hülfe ihres Sprüchleins: „Pinst mir Nacht und vor mir Tag, daß mich auch Niemand sehen mag!“ Aller Augen verschwand. Er ließ daher Pech vor die Kirchthüre gießen, darin blieb ihr ein Schuh stecken. Dadurch kam er ihr auf die Spur, denn der kleine Schuh paßte Niemandem als ihr. Eine Schwester, die sich den Schuh gern anpassen wollte, schnitt sich von der Ferse ab, die andere von der Zehe; ein Hund aber verrieth es und bellte: „Wu, wu, wu! Schuh voll Blut!“ Als ihn Aschenbrödel anverfuchte, bellte er: „Wu, wu, wu! Schuh paßt gut!“

Grimms „Kindermärchen“ Nr. 21 weicht von der vorigen Erzählung in folgenden Umständen ab: der Vater der Aschenbrödel „ein reicher Mann“ ist noch

*) Auch hinsichtlich des Titels. Bei Erskern heißt es: „der gläserne Pantoffel“, bei der Andern: „Zweite Gendron.“

zu ersehen. Angelangt an der Quelle, taucht der Vorfteher des Kantons den Fuß kreuzweis ins Wasser, und er ist des nun bald erfolgenden Regens gewiß. Ehedem stand die Quelle unter der Fée Viviane. Die Sage berichtet: wenn Jemand mit der an silberner Kette vom Aste einer benachbarten Linde herabhängenden goldenen Schale auf die marmorne Einfassung Wasser goß, dann zogen Gewitterwolken an den heitern Himmel herauf, und entluden sich in Hagel und Blazregen. Um das Jahr 1150 besang ein Normane, Meister Wace, in seinem Roman *de Rou* diese Quelle:

Aus einem Hügel sprudelt hell
 Aus Licht von Berenton der Quell.
 Oft zog, wenn groß die Hitze war,
 Nach Berenton der Jäger Schaar;
 Im Horn Blut schöpfend aus der Quelle,
 Besprengten sie umher die Stelle
 Um Wolkengüsse zu erregen,
 Denn hiernach fiel sonst mächt'ger Regen
 Rings um den Wald im ganzen Land,
 Die Ursach' ist mir unbekannt.
 Dort kann man auch wohl noch die Feen —
 Wenn nicht Bretagner fabeln — sehen zc.

Die Fée, welche hier waltete, scheint die Kinder ganz besonders in ihre Günst genommen zu haben. Dutor vom Berge wünschte bei der Geburt seines Sohnes, daß er den Segen einer Fée empfangen. Er ging in seinem Gedächtnisse die berühmtesten Feenorte aller Länder durch. Endlich entscheidet er sich ihn zum Wohnort der Feen im Walde Vertillant (Breciliande) zu senden. Dort ward der kleine Brun auf den Rand der Feenquelle gesetzt. Als bald erschienen die Holden. Das Kind ward von ihnen mit den außerlesentzen Sa-

ben, die zu vergeben sie die Macht hatten, beschenkt. Eine der Feen aber, neidisch auf die glänzenden Aussichten, die sich dem Kinde durch die vorgespendeten Gaben eröffnen, schenkte ihm Mißgeschick und Täuschung in der Liebe. Darauf kehrte der Knabe zu seinen Eltern zurück, und eine der wohlwollenden Feen, die ein besonderes Wohlgefallen zu ihm gefaßt hatte, nahm eine andere Gestalt an und ward seine Amme.

Villemarqué (*Revue de Paris* 7. Mai 1837 p. 47. sq.) belehrt: Brecellande sey corrompirt aus Broch' allean (bois de la Solitaire). Diese Waldung, wohin die Tradition das Grabmal Merlins versetzt, ward einst von Druidinnen bewohnt. Noch jetzt glaubt man, daß hier am Rande der Wunderquelle die Feen den Kindern erscheinen; noch jetzt hält man ihr Wasser — welches mineralischen Gehaltes ist, denn es wirft Blasen, wenn man ein Stück Eisen oder Kupfer hineinwirft — für heilkräftig.

Auch Ogier der Däne, Sohn Gottfrieds von Dänemark und der Gloriande, der Tochter Danemonds, einer der Helden Karls des Großen, wurde bei seiner Geburt von den Feen beschenkt. Die Eine verlieh ihm Tapferkeit, die Andere Anmuth, die Dritte Glück im Kampfe und bei den Damen. Die Letzte, die Schönste von Allen, versprach ihm Liebesglück in ihren Armen, wenn er ihr Lager theilen wolle. Ogier wuchs heran, und die ihm von den Feen verliehenen Gaben machten ihn zum Halbgott. Unter Morganens Obhut, die sogleich für ihren Liebling machte, war er Sieger in jeder Sarazenen Schlacht. Dieselbe Fee zog ihn zuletzt mit Ruhm bedeckt, zauberisch auf ihre Insel (d. h. sie nahm den Sterbenden in ihre Obhut). Nach zweihundert selig verträumten Jahren kam er auf ein Jahr

unter Hugo Capet nach Frankreich, um die Saraznen vertreiben zu helfen (wie von Arthur gefabelt ward, er schlummte nur auf der Insel Avalon, und werde einst sein Volk von den Sachsen befreien), lehrte aber dann für immer in das Reich der See Morgane zurück.

Im Märchen „la belle au bois dormant“ (Dornröschen) werden sechs Feen zu Ratben gebeten; eine Siebente verwünscht, weil sie sich zurückgesetzt fühlt, das Kind, daß es sich einst an einer Spindel *) todt stehen solle; die guten Feen wenden aber den Fluch zum Guten, ihr Schützling schläft einen hundertjährigen Schlaf, und kurz vor ihrem Erwachen besucht sie ein schöner Prinz, der sich in sie verliebt, und die eben Erwachende als Braut heimführt. In der deutschen Bearbeitung verwandelt sich die böse Sieben in die nicht weniger ominöse Zahl Dreizehn. So viele Feen gab es gerade in dem Reiche, über welches Dornröschens Vater König war. Weil er aber nur zwölf goldene Teller — im französischen Original hat er nur sechs silberne Schüsseln — hatte, konnte er die Dreizehnte nicht einladen. Die Geladenen kamen, und als das Fest vorbei war, beschenken sie das Kind mit ihren Wandergaben; die Eine mit Tugend, die Andere mit Schönheit, die Dritte mit Reichthum u. s. w. Als Jene ihre Wünsche gethan hatten, trat plötzlich die Dreizehnte herein. Weil sie nicht eingeladen war, rächte sie sich mit einem Fluche: „Die Königstochter soll sich in ihrem fünfzehnten Jahre an einer Spindel stehen und todt hinfallen.“ Nach diesen Worten verließ sie den Saal; da trat die Zwölfte

*) Grimm vermuthet hier den Schlafdorn, ob seine Deutung richtig sey, wird sich weiter unten zeigen.

hervor, die noch einen Wunsch übrig hatte, und weil sie den bösen Ausspruch nicht aufheben, nur mildern konnte, so sprach sie: es soll kein Tod seyn, nur ein hundertjähriger Schlaf. Umsonst suchte der König dieser Katastrophe dadurch vorzubeugen, daß er einen Befehl ausgehen ließ: alle Spindeln in seinem Reiche sollten abgeschafft werden; denn eines Tages — es war gerade Dornröschens fünfzehnter Geburtstag — als der König und die Königin abwesend waren, und die Prinzessin ganz allein im Schlosse zurückblieb, besah sie sich alle Gemächer, und kam endlich auch an einen alten Thurm. Sie stieg eine enge Treppe hinauf und gelangte zu einer kleinen Thüre. Im Schlosse steckte ein verrosteter Schlüssel, und als sie ihn umdrehte, sprang die Thüre auf, und in einem kleinen Strüßchen saß eine alte Frau, die spann eifrig ihren Flachs. Dornröschen wollte auch spinnen, kaum aber hatte sie die Spindel angerührt, so stach sie sich damit, und der Zauberspruch ging in Erfüllung. Sie fiel in todtähnlichen Schlaf. Rings um das Schloß begann eine Dornhecke zu wachsen — im französischen Original ist es ein Wald, dessen Bäume sich so ineinander flechten, daß nur der Prinzessin bestimmter Gemahl hindurch konnte — von welcher die noch im Schlafe wie eine Rose blühende Prinzessin, die ein abenteuernder Prinz in diesem Zustand fand, den Namen erhielt. Der Schluß stimmt mit dem Original.

Wie nutzbringend die Patenschaft der Feen ist, bezeugt das allbekannte Märchen Condruillon (Asche-neröder). Der König, ihr Vater, hatte die Vorsicht gebraucht, als er noch in guten Umständen war, bei der Geburt seines dritten Töchterchens — die beiden ältern hießen Liebesblümchen und Nachtschönchen,

die jüngste Feindbräuen — die in einer fernem Schloß benachbarten Grotte wohnende Fee, Merlusche, zur Rathe zu wählen. Durch schlechte Wirtschaft war der König so herabgekommen, daß alle Möbeln und Kleider ins Verfaßamt wanderten; und da die Ernährung der Kinder ihm fernerhin unmöglich schien, so berieth sich die Königin mit ihrem Gemahl, wie sie sich ihrer Töchter entledigen könnten. Feindbräuen bedachte sie am Schlüßelloch, und als sie den Entschluß ihres Vaters und ihrer Mutter hörte, lief sie, so schnell sie konnte, zu ihrer Rathe. Sie hatte Butter, Eier, Milch und Mehl mitgenommen, um ihrer Rathe einen Kuchen zu backen, und freundlich aufgenommen zu werden *). Durch Hülfe derselben erlangte sie ein Zauberpferd und schöne Kleider, um Bälle besuchen zu können. Auf einem solchen erwarb sie sich die Liebe eines Prinzen, verlor aber beim Nachhauseilen — denn sie wollte ihre Schwestern, die gleichfalls auf dem Balle waren, und die prächtig gekleidete Dame, die Aller Augen auf sich gezogen, nicht erkannt hatten, nicht merken lassen, daß sie die Triumphe des Abends erhalten, und brabstigte dabei bei der Nachhausekunft ihrer Schwestern von ihnen, wie gewöhnlich, am Herde angetroffen zu werden — einen ihrer sammtnen, mit Perlen gespickten Pantoffeln, und erlangte, da der Prinz bloß die Person heirathen will, der dieser Pantoffel angebotte, und er nur ihr allein paßt, den Prinzen zum Aegerer ihrer neidischen Schwestern.

Im französischen Märchen ist Feindbräuen noch kein eigentliches Aschenbrödel. Nur dunkel wird auf den

*) Man erinnere sich hier der Opfertuchen als Todtenspeise (vgl. S. 193), denn die Feen galten, wie die Elfen für Eelren Herkordener, die ihre Schüplinge bewachen — Schuggeister.

Namen Cendrillon angespielt, wenn die beiden Schwestern, nachdem sie die von der Fee ihrem Schützling geschenkten, kostbaren Kleider gestohlen, ausrufen: „Was für ein prächtiges Leben wollen wir jetzt führen, was für gute Mahlzeiten wird es geben! Wir werden an der königlichen Tafel speisen, Zinette aber wird in der Küche die Teller waschen, denn gegen uns steht sie aus, wie ein Aschenputtel.“ Ferner, wo sie mit ihren Schwestern in der Höhle des Waldmenschen sich befindet, welcher ein Menschenfresser von Profession, seine in der Kufe verborgenen heimlichen Gäste wittert, und von seiner Frau, sie zu verzehren, nur durch die Hoffnung abgehalten wird, Feindbrüchens Kenntniß im Küchenbacken könne ihm noch zu manchem Lederbissen verhelfen. Und als er sie examinirt: woran sie, wenn im Ofen Feuer angemacht sey, zu erkennen vermag, ob er heiß genug ist, bei der angestellten Probe durch eine von ihr angewandte List, selber hineingeschoben wird, und darin ein Aschenhaufen wird. Endlich erfährt man, wieder nur gelegentlich, daß während die Schwestern auf einem Ballen waren, Feindbrüchen auf einem Aschenhaufen saß, und vor langer Weile in den Ritzen des Kamins suchte, und an einem goldenen Schlüssel einen herrlichen Fund machte. Denn dieser schloß ein Kästchen auf, in welchem sich die nöthige Garderobe befand, um den Ball zu besuchen, wo sie der Prinz kennen lernen sollte, der ihr Lebensglück gründete.

Im deutschen Märchen hingegen ist die Küche ihr bestimmter Wirkungskreis. Sie ist die Stieftochter einer grausamen Stiefmutter, die mit ihren beiden Töchtern sie unterdrückt. Sie darf nie vom Herde kommen, damit der Rauch ihre Haut schwärze. Dennoch bleibe

sie schön, und wo sie gesehen wird, zieht sie aller Augen auf sich. Der Prinz erscheint nun auf die gewöhnliche Weise, und gibt einen glänzenden Ball, um sich eine Gemahlin zu wählen. Die Stiefmutter reißt mit den beiden rechten Töchtern zum Ball, aber Aschenbrödel, so gern sie mit wollte, wird in eine Rauchkammer gesperrt und ihr befohlen: einen Schffel Rotkörn, der unter einen Schffel Asche gemischt ist, herauszulesen. Weinend fängt sie ihr Geschäft an, aber ein Vogel von ungewöhnlicher Schönheit fliegt zu ihr ins Fenster, hilft ihr, und bringt das Werk in wenig Augenblicken zu Stande. Der Vogel war eine Fee *), die jetzt Aschenbrödel ihr künftiges Glück weissagt, sie mit sich nimmt, auf das Prachtigste kleidet und auf dem Ball erscheinen läßt. Nur hat die Fee keine Schuhe, welche klein genug sind, um für ihres Schwingers niedlichen Fuß zu passen, und sie muß daher dieselben Schuhe behalten, die sie zu Hause trug. Der Prinz sieht sie, verliebt sich, wählt sie, und sie nimmt erschrocken die Flucht und verliert den Schuh. Der Prinz macht nun bekannt: daß er nur das Fräulein bekrathen werde, der dieser Schuh gehöre, und da der Schuh herumgezeigt wird, erkennt die Stiefmutter sogleich den Schuh ihrer Stieftochter, ergrimmt darüber und beschließt: bei ihrer Rückkunft Aschenbrödel zu ermorden, und ihre rechte Tochter dem Prinzen statt ihrer vorzustellen. Die Fee hat indeß schon Sorge getragen. Aschenbrödel verirrt sich auf der Flucht, kommt ins Gebirge, geht in eine Höhle, und ist plötzlich im Reich der Zwerge. Diese sind von der Fee schon für

*) Man übersetze hier nicht, daß Vögel die Seelen tugendhaft Verstorbenen sind, und diese Schwärmer Genien, wie die Menschen vgl. S. 860 Anm.

sie gewonnen, nehmen sie als ihre Königin auf, führen sie zu einem goldenen Throne und bedienen sie mit der tiefsten Ehrfurcht. Während Aschenbrödel hier als Königin herrschte, wird sie von der böshafsten Stiefmutter und dem verliebten Prinzen überall vergeblich gesucht. Endlich hält man sie für verloren, und die Stiefmutter will ihren, der Aschenbrödel feindlichen, Plan ausführen. Sie hat noch mehr Schuhe von Aschenbrödel, schickt einen davon nach Hofe und läßt dem Prinzen sagen: wenn dieser Schuh zu dem verlorenen passe, so sey ihre Tochter die Dame, die er suche. Der Schuh hielt genau das Maas, und der entzückte Prinz eilte, die Geliebte zu sehen; doch verlangte er, daß sie die Schuhe anziehen solle. Die Mutter ging mit der ältesten Tochter in die Kammer, und da die Füße durchaus nicht in die Schuhe passen wollten, schnitt sie von jeder Ferse ein Stück ab; nun paßten die Schuhe vortreflich, der Prinz schloß das Fräulein entzückt in seine Arme und erklärte sie für seine Gemahlin. Während das Hochzeitmahl nun angerichtet wurde, flog der Prinz mit ihr in den Garten herab, und da sie eben unter einem Apfelbaum waren, betheuerte der Prinz seiner Geliebten: daß sie die schönste Frau in der Welt sey. Wählich saß auf einem Aste des Apfelbaumes ein wunderschönes Vögelchen und sang mit heller Stimme der Braut entgegen:

Aschenbrödel unter Bergen
 Unter hunderttausend Zwergen
 Ist schöner wie Du!

Bei dem Namen ihrer Stieffchwester wurde das Fräulein ohnmächtig, und nun bemerkte der Prinz, wie aus beiden Schuhen Blut quoll. Zornig nahm er ihr jetzt den rechten Schuh und kehrte zur Stadt zurück.

Die ehrgeizige Mutter gab noch ihren Plan nicht auf. Sie ließ dem Prinzen sagen: Es sey das Alles Irrthum gewesen. Nicht ihre ältere Tochter, sondern die jüngere sey die, welche er suche. Der Prinz kam abermals; die Schube sollten wieder angezogen werden, und die schlaue Mutter schnitt jetzt ein Stück von dem Leben ab. Die Schube paßten herrlich, und da der Prinz an den Fersen nichts bemerkte, wurde er wieder getäuscht, schloß wieder das Fräulein in seine Arme und erklärte sie für seine Gemahlin. Aber wieder stieg er mit ihr in den Garten herab, und wiederholte unter demselben Apfelbaum die Betheuerung: daß das Fräulein die Schönste aller Frauen sey! Schnell saß das Vögelchen wieder auf den Ast des Baums und sang mit heller Stimme:

Ashenbrödel unter Bergen,
Unter hunderttausend Zwergen
Ist schöner als du!

Der Gefang that dieselbe Wirkung. Das Fräulein sank in Ohnmacht, und der Prinz entdeckte abermals den Betrug. Aufgebracht, sprach er jetzt über die grausame Mutter und ihre Töchter ein strenges Urtheil. Mutter und Töchter hatten bald die verdiente Strafe empfangen. Die Fee erschien dem Prinzen, erzählte ihm den Zusammenhang der ganzen Geschichte und führte ihn zur Wohnung der Zwerge. Hier kam ihm nun Ashenbrödel in denselben prächtigen Kleidern entgegen, wie er sie auf dem Ball gesehen, aber nur mit Einem Schub. Entzückt führte sie der Prinz als seine Gemahlin heim.

Wie in Frankreich Verroult und die gleichzeitig lebende Gräfin d'Aulnoy in unbedeutenden Abweichun-

gen *) das Märchen von der Gendrilla erzählt, so hat auch das deutsche Aschenbrödel oder Aschenputtel manche Variationen von der ursprünglichen Erzählung aufzuweisen. In Büschings „wöch. Nachr. f. Freunde d. Mittelalt.“ I. S. 139 lese ich:

Aschenbrödel war eine Müllerstochter, aber von Stiefmutter und Stiefschweftern geplagt, zu den niedrigsten Arbeiten verdammt. Sie wollte gern (nicht auf den Ball sondern) mit in die Kirche gehen, bekam aber die Erlaubniß dazu nur unter der Bedingung ein gewisses Maß Linsen, was die Mutter erst auf den Dielen verstreute, aufzulesen. Sie machte sich an die Arbeit, die sie binnen kurzer Zeit beendigen sollte. Dies war ihr unmöglich. Ein Läubchen pickte ans Fenster, Aschenbrödel ließ es ein, und das Läubchen half ihr. Aschenbrödel fürchtete, es möchte davon fressen, und sagte zu ihm: „Lieb Läubchen, lies' ins Töpfchen, nicht aber ins Kröpfchen.“ Das Läubchen erbot sich die Arbeit allein zu verrichten, verschaffte der Aschenbrödel Kleider und schickte sie in die Kirche. Der Edelmann des Dorfes verliebte sich in sie, konnte ihrer aber nicht habhaft werden, weil sie allemal zeitig aus der Kirche ging, und mit Hülfe ihres Sprüchleins: „Pinter mir Nacht und vor mir Tag, daß mich auch Niemand sehen mag!“ Aller Augen verschwand. Er ließ daher Feh vor die Kirchthüre gießen, darin blieb ihr ein Schuh stecken. Dadurch kam er ihr auf die Spur, denn der kleine Schuh paßte Niemandem als ihr. Eine Schwester, die sich den Schuh gern anpassen wollte, schnitt sich von der Ferse ab, die andere von der Zehe; ein Hund aber verrieth es und bellte: „Wu, wu, wu! Schuh voll Blut!“ Als ihn Aschenbrödel anverfuchte, bellte er: „Wu, wu, wu! Schuh paßt gut!“

Grimms „Kindermärchen“ Nr. 21 weicht von der vorigen Erzählung in folgenden Umständen ab: der Vater der Aschenbrödel „ein reicher Mann“ ist noch

*) Auch hinsichtlich des Titels. Bei Erkerm heißt es: „der gläserne Pantoffel“, bei der Andern: „Zincite Gendrilla.“

am Leben. Als er etmal zur Messe reisen will, fragt er die beiden Stiefschöchter, was er ihnen mitbringen sollte? „Schöne Kleider!“ sagt die Eine, „Perlen und Edelsteine!“ die Andere. „Und du Aschenputtel, was willst du haben?“ — „Vater“, antwortete diese, die diesen Namen daher erhalten hatte, daß die Stiefmutter sie als Küchenmagd Dienste thun ließ, und ihr nur einen grauen Kittel zum Anzug gegeben hatte, und Nachts kam sie in kein Bett, sondern mußte sich in die Asche legen — „Vater,“ sagte das beschridene Kind, „ich bitte um das erste Reis, das Euch auf Euerm Heimweg an den Hut stößt; das brecht für mich ab.“ Der Vater erfüllte den Wunsch einer Jeden. Aschenputtel ging zu ihrer Mutter Grab und pflanzte das Reis darauf, und es wuchs zum schönen Baum heran; und täglich weinte und betete sie an dieser Stätte; und allemal kam ein Vöglein auf den Baum, und das Vöglein warf ihm ab, was es sich nur wünschte. — Hier ist es nicht der Edelmann des Dorfes, der in der Kirche Aschenputtel kennen lernt, sondern der Landesherr, welcher den Kronerben vermählen will, gibt einen Ball, den auch die beiden Stiefschwestern besuchen; Aschenbrödel aber nicht, erfüllt weil es ihr an einem Festkleide fehlt; zweitens weil die böse Stiefmutter nur dann die Erlaubniß zum Mitgehen geben will, wenn sie eine in die Asche geschüttete Schüssel Linsen in zwei Stunden wieder ausgelesen hat. Das Mädchen ging durch die Hintertüre nach dem Garten und rief die Tauben unter dem Himmel herbei, daß sie ihr lesen helfen. Aber die Stiefmutter hält ihr Versprechen nicht, und Aschenputtel, obschon sie ihre Aufgabe in bestimmter Frist löste, muß daheim bleiben. Als die Familie

auf den Ball gegangen war, begab sich Aschenputtel unter den Haselbaum und rief:

Bäumchen, rüttle dich und schüttele dich,
Wirf Gold und Silber über mich.

Da warf ihr der Vogel ein golden und ein silbern Kleid herunter, und mit Silber und Seide ausgestickte Pantoffeln. Da zog sie das Kleid an und ging auf den Ball. Die Schwestern erkannten sie nicht. Der Königssohn wollte nur mit ihr tanzen. Als er sie am Ende des Balls nach Hause begleiten wollte, entrißte sie ihm und sprang in das Laubenhäus, denn sie wollte noch vor ihren Schwestern zu Hause wieder eintreffen, um die Ankommenden am Herde zu empfangen, damit nicht gemerkt werde, sie sey auch auf dem Ball gewesen. Am folgenden und am dritten Tag erschien sie wieder im Festgewande auf dem Ball, wieder tanzte der Prinz nur mit ihr, wieder entsprang sie ihm so geschwind, daß er ihr nicht folgen konnte. Er hatte aber eine List gebraucht, und die ganze Treppe mit Pech bestreichen lassen. Da war der linke Pantoffel des Mädchens hängen geblieben. Der Prinz nahm ihn weg, er war klein, zierlich und ganz golden. Die Stiefmutter, als sie vernahm, keine andere solle seine Gemahlin werden, als die, an deren Fuß dieser Schuh passe, gebraucht bei ihren Töchtern die bekannte List. Aber als der Prinz seine Braut aus Pferd nahm, führte ihn sein Weg an dem Haselbaum vorbei. Da verriethen zwei auf seinen Zweigen sitzende Tauben den Betrug, indem sie riefen:

'rude di guck, rucke di guck,
Blut ist im Schuh (Schuh),
Der Schuh ist gar zu klein,
Die rechte Braut sitzt noch dahem.

Da blickte er auf ihren Fuß, und sah, wie das Blut herausquoll. Nun schiebt die Stiefmutter dem Prinzen die andere Tochter zu, und als er mit ihr an dem Haselbaum vorbei tritt, verrathen die Lauben auch den zweiten Betrug, indem sie die vorhin erwähnten Worte ihm zuriefen. Er blickte der Braut auf dem Fuß, und sah, wie das Blut aus dem Schuh quoll. Wieder kehrte er um. „Das ist auch nicht die rechte,“ sprach er, „habt ihr keine andere Tochter?“ „Nein,“ sagte der Mann, „nur von meiner verstorbenen Frau ist noch ein kleines verbüttetes Aschenputtel da, das kann unmöglich die Braut seyn.“ Der Prinz verlangte, daß sie herauskomme. Da wusch Aschenputtel sich erst Gesicht und Hände vom Küchenschmutz rein, der Königssohn reichte ihr den Schuh. Nun streifte sie den schweren Schuh vom linken Fuß ab, setzte diesen auf den goldenen Pantoffel und drückte ein wenig. So stand sie darin, als wäre er ihr angegossen. Und als sie sich aufbückte, erkannte sie der Prinz und sprach, „das ist die rechte Braut!“ Er nahm sie auf sein Pferd, und als sie an dem Haselbaum vorbei kamen, riefen die zwei weißen Täubchen:

'rude di guck, rucke di guck,
 Kein Blut im Schuh,
 Der Schuh ist nicht zu klein,
 Die rechte Braut, die führt er heim.

Das jüngere Alter der deutschen Bearbeitung ergibt sich schon daraus, daß an die Stelle der Rathe Fee eine Taube getreten ist; aber der Haselnußbaum, welchen ein noch aus dem Heidenthum stammender Aberglaube, als den Liebling der Geister und Dämonen kennt, und aus dessen Holz man die Wunschelruthe schnitzte, der Haselbaum, der auch Aschenbrödel's Wunsche

erfüllt, zeigt noch die Spur der Frey, die hier gewaltet.

Aber auch die Italiener haben ihr Aschenbrödel (Cenerentola), auch diese erwähnen zwar nur einer Taube, jedoch das Pentamerone (1, 6) des Baskle sagt deutlich, daß es eine Feentaube war.

Es war nämlich einmal ein Prinz, welcher seine Frau durch den Tod verloren hatte, seine Tochter aber so sehr liebte, daß er nur mit ihren Augen sah. Für diese hielt er eine Hofmeisterin, welche ihr alle möglichen Beweise von Zuneigung gab. Da aber ihr Vater sich wieder verheiratete, mußte sie von ihrer Stiefmutter viel Böses erdulden, so daß sie sich gegen ihre Hofmeisterin bitter beklagte, und sprach: „Hättest du nicht meine Mutter seyn können, die du mich immer mit so vielen Liebsfungen überhäufft?“ Sie wiederholte diese Reden so oft, daß die Hofmeisterin ihr einmal folgenden Rath gab: Wenn Papa ausgeht, so sage zur Mutter, du wünschst eines von den alten Kleidern zu haben, die sich in der Pinterstube im großen Kasten befinden, damit du das, welches du trägst, schonen könntest. Da sie dich nun gern nur in Lumpen sehen möchte, so wird sie auch sogleich den Kasten öffnen und sagen: „halte den Deckel“, du aber schlage ihn, während sie darin herumsucht, unvermuthet zu, und brich ihr auf diese Weise das Genick. Wenn nur erst dies geschehen ist, so weißt du wohl, daß dein Vater dir zu Liebe das Blaue vom Himmel holen würde, wenn er könnte, so bitte ihn, wenn er dich liebkost, daß er mich heirathe; denn dann freue dich, du sollst immer die Gebieterin meines Lebens seyn.“ Als Lucrezia dies hörte, schien ihr jede Stunde sich zu einem Jahrtausend auszudehnen, bis sie den Rath der Hofmeisterin befolgt, worauf sie nach der gehörigen Trauerzeit um die Stiefmutter in den Vater zu dringen begann, daß er sich doch mit der Hofmeisterin verheirathen möchte. Anfangs scherzte der Prinz darüber, das Töchterlein schloß jedoch so lange bei dem Ziele vorbei, bis sie es endlich traf; denn er gab zuletzt ihren Bitten nach, und veranstaltete bei seiner Verheirathung mit Carmosine, — so hieß die Hofmeisterin — ein prächtvolles

Hochzeitfest. Während aber das junge Volk beim Tanze war, und Lucrezia zufällig auf einem Balcon stand, kam ein Täubchen herbeigeflogen, setzte sich auf eine Mauer und sprach zu ihr: „Wenn Du nach irgend etwas Berlangen trägst, so lasse es nur die Feentaube auf der Insel Sardinien wissen; denn dann wirst du es gleich bekommen.“

Eine Woche hindurch überhäufte die neue Stiefmutter Lucrezian mit Liebesworten, ließ ihr bei Tische die besten Löffel zukommen, und beschenkte sie mit den schönsten Kleidern. Bald aber änderte sich ihr Betragen. Sie fing an die Töchter, die sie bisher verborgen gehalten, bevorzuziehen, und brachte es bei ihrem Manne so weit, daß er die Stieftöchter dem eigenen Kinde vorzog, und Lucrezia immer mehr vernachlässigte, bis sie zuletzt aus den Staatszimmern in die Küche, vom Thronhimmel an den Herd, von den Prachtgewändern zum Scheuerwisch kam, und nicht nur den Stand, sondern auch den Namen änderte. Sie hieß nun nicht mehr Lucrezia, sondern „Aschenlauge.“

Als einst der Prinz ihr Vater in Staatsangelegenheiten nach Sardinien reisen mußte, fragte er von den sechs Stieftöchtern (Imperia, Calamita, Sciorella, Diamante, Colommina und Cascarella) jede einzeln, was er ihnen von der Reise mitbringen solle; worauf die Eine sich schöne Kleider, die Andere schönen Kopfschmuck, die Dritte Schminke, die Vierte Spielwerk zum Zeitvertreib, kurz die Eine Das, die Andere Jenes wünschte. „Und was möchtest Du denn haben?“ fragte er, gleichsam wie zum Spott, seine eigene Tochter, worauf sie erwiderte: „Nichts Anderes als daß Du die Feentaube von mir grüßest, und ihr sagest, sie solle mir doch Etwas schicken, und daß, wenn Du dies vergißest, Du dich nicht mögest vom Flecke rühren können. Vergiß nicht, was ich Dir sage; denn wie Du thun wirst, so wird's Dir ergehen.“

Der Prinz reiste darauf ab, besorgte die Aufträge seiner Stieftöchter, vergaß aber Lucrezia. Als er sich wieder zur Heimreise eingeschifft hatte, war das Fahrzeug nicht aus dem Hafen zu bringen. Der Patron des Schiffes wollte verzweifeln. Ein Traumgesicht in der folgenden

Nacht belehrte ihn über die Ursache des Hindernisses. Er erzählte bei seinem Erwachen dem Prinzen, wie im Traum ihm eine Fee erschienen sey, welche ihm gesagt, daß der Prinz, den er am Bord habe, seiner eigenen Tochter Versprechen gebrochen, obgleich die Wünsche aller Andern nicht vergessen habe, und für sein Bergeben müsse nun die ganze Schiffsgesellschaft büßen. Beschämt verfügte sich der Prinz nach der Feengrotte, richtete den Gruss seiner Tochter aus, und fügte hinzu: Man möchte ihr doch etwas schicken, worauf unversehens eine wunderschöne Jungfrau aus der Höhle hervortrat, welche zu ihm sagte, daß sie seiner Tochter für das freundliche Angedenken, in welchem diese sie bielte, bestens danke, und sie bitte, sie solle nur ihr zu Liebe immer better seyn. Zugleich gab sie ihm einen Dattelzweig, eine Pade, einen kleinen Eimer, Alles von Gold, und ein seidenes Handtuch, indem sie bemerkte, das Eine wäre zum Behaden, das Andere zum Begießen des Zweiges. Verwundert über dieses Geschenk kehrte der Prinz nach Hause. Seine Tochter war außer sich vor Freude. Sie pflanzte den Dattelzweig in einen schönen Blumentopf, pflegte und behadte ihn, und trocknete ihn mit dem seidnen Handtuch Morgens und Abends, so daß er schon nach vier Tagen bis zur Höhe einer Frau empor gewachsen war, und eine Fee aus demselben hervortrat, welche Lucrezia fragte: „Was wünschst Du dir?“ worauf diese antwortete, daß sie gern manchmal ohne Wissen ihrer Schwestern aus dem Hause gehen möchte. „So komme denn“ erwiderte die Fee „jedemal, wenn Du diesen Wunsch hegst, an den Blumentopf und sprich:

„O Dattelbaum du, du goldene Gabe,
Den fests ich mit goldenen Spaten umgrabe,
Mit Wasser aus goldenem Eimer auch labe,
Getrocknet mit seidnem Handtuch auch habe,
Zieh dich doch jetzt aus
Und mich vuz' heraus.“

Wenn Du dich aber ausziehen willst, so ändere die letzten Verse und sage:

„Zieh mich doch jetzt aus
Und dich vuz' heraus.“

Als nun am nächsten Festtag die sechs Töchter der ehe-

maligen Hofmeisterin auf das Beste gepuht angezogen waren, eilte Lucrezia rasch zu dem Blumentopf, und nachdem sie die ihr von der Fee gelehrten Worte ausgesprochen, sah sie sich plötzlich wie eine Königin geschmückt, auf einem Zelter sitzend, dem zwölf schmucke, zierliche Jagd folgten, worauf sie sich eben dahin begab, wohn ihre Schwestern gegangen waren, deren Reid ihr Anzug so gleich erregte.

Der Zufall fügte es aber so, daß sich in derselben Gesellschaft auch der Landesherr befand, der sich sogleich in Lucrezien verliebte, und daher einem vertrauten Diener auftrug, über diese Dame Näheres zu erkunden. Dieser ging ihr, als sie sich wieder fort begab, auf dem Fuß nach. Sie aber, dem Späher bemerkend, warf eine Hand voll Goldthaler, die sie sich vom Dattelbaum zu diesem Behuf hatte geben lassen, hinter sich. Jener steckte sich sogleich die Laterne an, und vergaß dem Zelter zu folgen, um sich mit Auflesung der Goldstücke zu beschäftigen, worauf Lucrezia geschwind in ihr Haus trat, und sich ankleidete. Bald darauf kamen auch ihre Schwestern heim und erzählten ihr, um sie zu ärgern, von den vielen schönen Sachen, die sie gesehen.

Indeß kehrte der Diener zu dem König zurück, und theilte ihm mit, wie es sich mit den Goldthalern zugetragen, erbielt aber einen scharfen Verweis, daß er seines Herrn Wunsch unerfüllt gelassen, und die Mahnung, im wiederkehrenden Fall sich klüger zu benehmen. Allein beim nächsten Feste, wo Lucrezia wieder erschien, warf sie, beim Weggehen aus dem Saale den Diener des Königs wieder hinter sich bemerkend, eine Hand voll Perlen und Edelsteine hinter sich, welche der Thörichte ebenfalls aufsammete, wodurch sie Zeit gewann, unbemerkt nach Hause zu gelangen, und sich zu entkleiden. Diesmal wurde der unverbesserliche Diener bei fernerer Unfolgsamkeit mit Schlägen bedroht. Das nächste Fest erschien, die Schwestern gingen wieder aus, und Lucrezia trat, wie das erste und zweite Mal, vor ihren Dattelbaum, um nach Wiederholung des Zauberspruchs die notwendige Ausstattung und Dienerschaft zum Ballé zu erhalten. Wieder erregte sie

der Schwestern Reid, wieder folgte ihr des Königs Diener beim Weggehen. Als sie diesmal ihn rascher hinter sich herlaufen sah, sagte sie so sehr, daß ihr ein Pantoffel in der Eile entfiel. Diesen brachte der Diener, da er sie selbst nicht einzuholen vermochte, dem König, und dieser rief verwundert aus: „Wenn der Grundbau so schön ist, wie wird erst das Haus seyn!“ Nun ließ er öffentlich bekannt machen, daß alle Frauen des Landes sich bei einem gewissen Feste einfinden sollten. Am bestimmten Tage zeigten sich Frauen jedes Standes und Alters im schimmernden Putz, Allen ließ der König den Pantoffel anprobiren, um zu erkennen, was er suchte, aber Keiner wollte er passen als — Lucrezia, worauf der König sie sogleich zur Königin erklärte.

Im deutschen Märchen (bei Grimm Nr. 21.) entwischt Aschenputtel dem in eigener Person ihr nachfolgenden Königssohn in ein Laubenhäus, das zweite Mal in ein Gartenhäus, und das dritte Mal steigt er durch List, indem er die Treppe mit Pech bestreichen läßt, wodurch der Hilenden der linke Pantoffel hängen blieb. Das Uebrige ist bekannt.

Auch die slawischen Völker kennen das Aschenbrödl, im Polnischen heißt es „Kopuszek“ (v. kopec, Ruß, Rauch), und bei den Serben will es Schwottky aufgefunden haben (Büsching wöch. Nachr. IV. S. 61.) Im „Ausland“ 1832 Nr. 58. theilt ein Reisender dieses Märchen mit, wie er es von den Neugriechen hörte:

Einß lebten drei Schwestern mit ihrer Mutter in drückender Armuth. Um ein Mal Fleisch zu essen, schlachten die ältern Schwestern die Mutter, braten sie, und halten fröhlichen Schmaus. Die jüngste Aschenputtel (*Σταρτοποίτα*) ist durchaus nicht zum Mitessen zu bewegen. Sie sammelt die Knochen der Mutter, holt Priester, Weihrauch und Wachskerzen, und begräbt die Knochen unter einen

Baum. Da singt ein wunderbarer Vogel herab, sie findet ganz goldene (*ἀλοχρυσά*) Gewänder und alle Arten von Fuß, und erlangt ganz besondere Schönheit. Sie hat nun viel von den Schwestern zu leiden, denen sie oft den Mord der Mutter vorwirft, und die sie sehr hart baten, und zu den niedrigsten Arbeiten zwingen. Einst gehen alle drei in die Kirche, und ein Prinz verliebt sich in Aschenputtel. Er läßt die Schwelle der Kirche mit Honig bestreichen. Beim Herausgehen bleiben allen Frauen die Schuhe im Honig stecken, der kleinste gehört Aschenputtel. Der Prinz nimmt ihn, und läßt nun den Aufruf ergehen, daß er die, welcher der Schuh passe, heirathen werde. Aschenputtel wird von den Schwestern streng bewacht. Der Prinz kommt, sie überall suchend, in das Haus der Schwestern, Aschenputtel ist in dem Hühnerkall eingesperrt. Der Prinz entdeckt sie dennoch und heirathet sie. Ein altes Weib kommt, von den Schwestern geschickt, zur Prinzessin, lauscht sie, indem sie ihr allerlei Geschichten erzählt. Ihre Haare werden Federn, und sie in einen kleinen Vogel verwandelt. Die Alte stellt ihm nach, kann ihn aber nicht erwischen. Der Vogel fliegt aufs Dach der Residenz und erzählt singend seine Geschichte. Der Prinz wird aufmerksam und läßt den Vogel fangen. Dieser wiederholt seinen Gesang, der Prinz versteht ihn, läßt die Alte ergreifen, und zwingt sie zur Entzauberung. Er muß dieselbe durch Ausrufen der Federn vernichten. Nun erhält Aschenputtel die menschliche Gestalt wieder, und wird mit dem Prinzen vereinigt.

Hier ist nur der Schluß von der deutschen, französischen und italienischen Bearbeitung abweichend. Die Neugriechen sind bekanntlich, wie Kallmeyerer nachgewiesen hat, ein Zweig des slavischen Volksstammes. Es wäre daher gewagt, ein ursprüngliches, aber mit andern Literaturschätzen verloren gegangenes griechisches Aschenbrödel anzunehmen, und nach Aegypten, als seiner Heimat, hinzuweisen, weil Aelian (Var. Hist. L. XIII.) von dem durch einen Adler entführ-

ten Schuh der Rhodope erzählt, der dem König Psammethich in den Schoos gefallen war, worauf der Monarch den Schuh durch ganz Aegypten schickte, um die Eigenthümerin des Schubes aufzufinden und zu seiner Gemahlin zu erheben. Wäre aber der Orient oder Aegypten wirklich die Quelle, so müßte die italienische Bearbeitung — weil sie um ein halbes Jahrhundert früher als die älteste uns bekannte, französische erschien — als das Vorbild der übrigen betrachtet werden, zumal auch der unbekante Verfasser der (in Paris 1826 erschienenen) *Lettres sur les Contes de Fées attribués a Perrault p. 179* hinsichtlich des „Cendrillon“ bekennt, daß „ce conte *doive être rangé dans la classe des plus anciens*; mais plusieurs circonstances, qui retracent des moeurs modernes, prouvent, que ce soit cel qui a subi le plus d'alterations, soit, qu'il aie été ainsi changé par la tradition, soit qu'en effet Perrault y ait ajouté plus que dans les autres, des details de son invention.“

Es ist schon oben bemerkt worden, daß der Schuh, wie der Mantel und der Hut, dem Besizer die Gabe, sich unsichtbar zu machen, verleiht; daher Faust's „Mantel“, in den der Zauberer sich einhüllend, dem Blicke seiner Verfolger sich entzieht; daher der Name des Kobolds „Hütchen“ und Fortunat's Wunschhütlein, Laurins Nebelkappe, Elberich's unsichtbar machende Tarnkappe u. a. m. Der gestiefelte Kater ist ein unsichtbarer Kobold Heinzelmann. Wer aber so glücklich ist, eines dieser Effekten wegzubaschen, wie der Schmied Wieland das Hemd der Schwanenzungfrau, der hat Macht über den Geist. Wäre mir nun eine Vermuthung auszusprechen gestattet, die in der, die Rytow

logie aller Völker beherrschenden, Regel ihrer Begründung findet, nämlich daß die Schüplinge einer Gottheit oder geistigen Wesens überhaupt, nur scheinbar von dieser verschieden sind, wie z. B. Iphigene von Artemis, da die Mondgöttin ursprünglich selbst diesen Namen führte, so dürfte auch Aschenbrödel von der sie beschützenden Fee nicht getrennt werden; und der Prinz, welcher in den Besitz ihres Schutzes gekommen, hat ihr ferneres Unstichtbarwerden unmöglich gemacht. Seine Vermählung mit Aschenbrödel findet in den Ehebündnissen, welche so viele Feen mit Königen und Helden eingehen, zahlreiche Analogien. Die sieben Feen im Märchen von der belle au bois dormant sind in Pentamerone sieben Schwestern, mit dem Unterschiede, daß dort die siebente Fee übelwollend, hier die siebente Tochter (Lucretia) die edle Ausnahme ist; und wie sonst von drei Nornen die letzte, gleich der dritten Barze, die übelwollende (s. S. 871), so ist umgekehrt Aschenbrödel, die jüngste der drei Schwestern, die Tugendhafte. Sie selber ist die Laube, deren Gestalt die sie schützende Fee annimmt — wenn in einer andern Bearbeitung zwei dienstfertige Lauben erscheinen, so beweist dies das jüngere Alter derselben, weil der Erzähler den Sinn des Märchens nicht mehr gekannt hat — die Laube ist nämlich die Maske der tugendhaft verstorbenen Seele, die nach dem leiblichen Tode andern Tugendhaften als schützender Genius auf dem Lebenswege erscheint. Die Linsen oder Erbsen, welche Aschenbrödel Stiefmutter austreut, und die von den Lauben aufgelesen werden, erinnern an die altrömische Sitte, den Namen der Verstorbenen Hülsenfrüchte auszustreuen. Dazu findet sich eine Parallele im französischen Märchen der Madame d'Aulnoy, wo Aschenbrödel's Schwe-

stern Erbsen austreuen, um den Rückweg nach Hause zu finden, die aber von Tauben weggestressen werden. Der Name Aschenbrödel erinnert an die Dienstfertigkeit wohlwollender Hausgeister, die, wie das Silbersteimer „Hürchen“, auch in der Küche Dienste leisten, was in Irland auch von Feen erzählt wird, die man dafür mit Milch abfindet. Auch die Vorstellung, daß die weiße Frau von Neuhaus sogar nach dem Tode sich noch der Hauswirtschaft annahm und über Küche und Speisekammer die Aufsicht führte, wird, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, ihre Erklärung finden.

Die Eigenschaft einer Gottheit geht auf ihren Schützling über, weil — beide Wesen ursprünglich Eines waren. Die griechische Mythologie bietet hier die zahlreichsten Belege. In der Fabelwelt der neuern Völker sind die Feen an die Stelle weiblicher Gottheiten getreten. Oben haben wir erkannt, daß alle Personifikationen der gebärenden Naturkraft Spinnerinnen waren. Ein Kocken gehörte zu den Attributen der Götterkönigin, die von freisenden Frauen als Juno Lucina angerufen wurde. Ursprünglich gab es nur Eine Parze: Venus Urania, die Urheberin der Zeugung, aber auch des Todes (Libitina). In der Folge bestimmte die heilige Dreizahl drei Parzen als Personifikationen des Entstehens, Seins und Sterbens anzunehmen. Sie weben das Gewand des Leibes (s. Bf. 139, 13), und wenn das Gewebe fertig, d. h. wenn die höchste Reife vorüber ist, geht es auf das Ende zu, und der Lebensfaden wird abgeschnitten; und die badische Sage von der Jungfrau, welche aus Nesseln, die auf dem Grabe ihrer Mutter wuchsen, sich ein Brauthemd, ihrem strengen Gebieter aber ein Todtenshemd webte, findet hier ihre Lösung, so wie Nr. 14

in den Grimm'schen Kindermärchen, wo drei Spin-
nerinnen einer Königstochter, die nicht spinnen, we-
ben und nähen kann, von welchen Eigenschaften aber
die Erwerbung des Geliebten abhängt, zum Besitze des-
selben durch stellvertretende Arbeit verbefsen, sich dafür
aber ausbedingen, daß bei dem Hochzeitmahl auch ih-
nen ein Tisch gedeckt werde (also eine Opfergabe an
geistige Wesen). Die eine der drei Alten, welche die
Braut den Schwiegereltern für ihre Vasen ausgibt, hat
(wie Bertha au grand pied) einen breiten Plattfuß
vom Treten des Fadens, die Andere eine herunterhängende
Lippe vom Negeln und Lecken des Fadens, die Dritte einen
breiten Daumen, vom Drehen des Fadens. Darob er-
schrad der Königssohn, und sprach: „So soll meine
schöne Braut nie ein Spinnrad anrühren.“ Damit
war sie das Flachspinnen los. Im schwedischen
Märchen (Oberleitner Schwed. Volksf. S. 215)
spricht der Vater des Bräutigams diese Worte. Dort
ist aber die Eine der drei, aus der Verlegenheit des-
senden Großmütterchen; anstatt mit einer herunterhän-
genden Lippe, mit einem breiten Gefäße bedacht, das
käme daher, weil sie so viel gewebt habe. Ebenso
spricht sie im norwegischen Märchen: „ich habe
von meiner Jugend an auf dem Webstuhl gesessen und
immer hin und her gehuppelt, davon ist mein Aller-
werthester so angeschwollen.“ Hier ist wieder der breite
Fuß der Andern gegen eine lange Nase ausgetauscht,
was daher käme, weil sie beim Spinnen den Kopf be-
ständig gerüttelt und geschüttelt, davon habe sich die
Nase ausgedehnt. Die Dritte endlich hat den breiten
Daumen gegen ein rothes Auge *) ausgetauscht, wel-

*) Das Kennzeichen der Hexen, diese aber werden mit den Hexen
häufig verwechselt.

Daß sie vom immerwährenden Hinblicken auf das Nähzeug erhalten zu haben behauptete (Aabjörnsen und Noé Norm. Volksm. Nr. 13). In der oberlausitzischen Erzählung (bei Beschel in Büschings Wöch. Nachr. I. S. 355) ist das triefende Auge von den Unreinigkeiten des Flachses, die hineingefahren sind, entflanden. In der hessischen Relation sind die drei Spinnerinnen nicht Großmütterchen, sondern Jungfrauen, deren jede durch zu großen Fleiß sich einen der hier geschilderten Leibesfehler zugezogen. Grimm (Myth. S. 1215) führt auch eine schottische Fassung dieses Märchens an, als dessen Sammler er Robert Chambers nennt. Zugleich weist er auf die holsteinische (bei Müllenhof IV. Nr. 8. S. 410) hin; auch gesteht er die Verwandtschaft von Basile's Dichtung „die drei Feen“ (Pentamerone IV, 4) mit diesen „drei Spinnerinnen“ zu, obschon dort „die Fate lange nicht so scharf gezeichnet sind“ (Vorrede zu Lieberichs Uebers. des Pentamerone S. XVI).

Die vorhin aufgestellte Parallele zwischen der wechselnden Dreizahl und Siebenzahl der Feen, und der von ihnen beschützten dritten oder siebenten Tochter (s. S. 866), läßt sich hier, wo von drei Spinnerinnen die Rede war, wieder anknüpfen, um auf sieben Spinnerinnen in einer (im „Ausland“ 1839 Nr. 278 mitgetheilten) lithauischen Sage aufmerksam zu machen, welche dort als Göttinnen (dei-wes) bezeichnet sind. Die erste spann das Leben der Menschen aus einem Rocken, den ihr der höchste Gott gegeben; die Zweite zettelte den Faden; die Dritte wob, die Vierte erzählte Märchen, um die Arbeitenden zum Unterbrechen zu locken, denn ließen sie vom Werke, so verdarb das Gewebe; die Fünfte ermahnte zum Fleiße

und bereitete dem Leben Länge, die Sechste schnitt den Faden ab, die Siebente wusch das Gewand und gab es dem obersten Gott. Es wurde dem Menschen zum Todtenhemd. Unter den Sieben Spinnen urd weben nur Drei. Man wird hier an Pindar (Olymp. 6. 42. Nem. 7, 1.) erinnert, bei welchem die Mären, die ihren Namen vom Ausstreuen der Schicksalslose an die Sterblichen erhielten^{*)}, es nur mit der Geburt zu thun haben, wie ja auch Pausanias (VIII, 21) drei Klithrien (Geburtensförderinnen) kennt. Nur weil in der Geburtsstunde durch das Horoscop auch die Todesstunde bestimmt ward^{**)}, konnte die Geburtsgöttin Klotho (Κλωθω)^{***)} — im Märchen die beschenkende Fee — zur furchtbaren Ker (Κήρ) sich verkehren. Wie die in Maria umgewandelte Noene in Nisbjörnenssens Norweg. Märchen, Nr. 8), sich zur Botschaft anbietet, so bei Grimm (Kinderm. Nr. 44), die in den Tod verwandelte Parze Atropos †). Er bietet sich Jesus dem Kindtaufvater an, der ihn aber verwirft, weil er dem Reichen gibt, den Armen hungern läßt. Der darauf sich anbietende Teufel wird auch abgewiesen, weil er die Menschen betrügt. Der Tod erhält den Vorzug, weil er zwischen Reich und

*) Parca stammt v. $\rho\eta\omega = \mu\acute{\epsilon}\rho\omega$ l. e. partior ab scheiden. abgeleiteter Begriff: entscheiden ($\kappa\rho\iota\omega = \delta\iota\alpha\kappa\rho\iota\omega$) sc. das Schicksal.

***) Auf einem Sargophag (Mus. Pio-Clementinum IV. tab. 3A.) sieht Atropos auf eine Sonnenuhr, als Sinnbild der Lebensdauer, Lachesis weist als Schicksalslenkerin das Horoscop mit einem Stäbchen auf dem Globus nach. Klotho hält zwei Schicksalsbänder in den Händen, die künftigen Begebenheiten des neuen Weltbürgers bei seiner Geburt daraus abzulesen. Die Parze bestimmt also bei der Geburt das Schicksal.

***)) Von $\kappa\lambda\acute{\omega}\delta\omega$ spinnen = Ketten.

†) Die, deren Beschlässe unwandelnbar sind, die Unerbittliche.

Arm keinen Unterschied macht. Das Alter der Volks-
sage vom „Gevatter Tod“ läßt sich daraus errathen,
daß es schon Jakob Ayrer in einem Fasnachts-
spiel bearbeitet hat. Bei ihm wird der sich zum Ba-
tben anbietende Jesus aus dem vorhin angegebenen
Grunde abgewiesen, der Teufel aber, weil er vor dem
heil. Kreuze wegläufe. Dieser schießt ihm nun den
Tod auf den Hals, der ihn zum Arzt zu machen ver-
spricht, woraus ihm überreicher Lohn entspringen werde.
Daß Tod und Teufel Ein Wesen sind, haben wir schon
S. 155 im Märchen von Schmied erfahren. Wie
die spinnende Berchta Augenlichter ausbläst (s. S. 464),
so bläst im heftigen Märchen Gevatter Tod, um sich
an dem Arzt zu rächen, welcher die Kranken retten
will, ihm selber das Lebenslicht aus. Wie in der grie-
chischen Fabel Meleagers Leben an ein brennendes
Scheit gebunden ist — daher es seine Mutter Althäa
sogleich aus dem Feuer zog, als sie den Spruch der
Airopos vernahm — so spricht in der nordischen
Sage die dritte Norne, welche sich zurückgesetzt fühlt,
über den eben gebornen Nornegast den Fluch aus,
daß die von den beiden ersten Nornen ihm geschenkten
Gaben dennoch nichts helfen würden, weil „ich schaffe,
daß das Kind nicht länger leben soll, als die neben
ihm angezündete Kerze brennt,“ daher auch die älteste
Norne sogleich die Kerze löschte, und die Mutter des
Kindes vermahnte, sie nicht eher anzuzünden, als an
Nornegast's Sterbetag.

Als Spinnerin haben wir Maria schon S. 495
kennen gelernt. An ihrem Himmelfahrtstag will sie
den Flachs abgesponnen, weil es ihr Sterbetag ist. Da
aber die ihren Namen führende Spinnerin nicht darauf
achtet, so nimmt sie die auf dem Kirchhof ihren ei-

genen Todtentanz haltende, in der verhängnisvollen Nacht zu sich in den Mond, den bekannten Aufenthalt der abgeschiedenen Geister. So ist Maria nicht nur die von Kreißenden Angerufene, welche in Osnabrück „die Kindbetterin“ heißt, sondern auch die Tod bringende Parze oder Fee. Daumer (Gesch. d. chr. Alt. II. S. 13.) versteht unter dem im Mittelalter häufig vorkommenden Namen „Marienkind“ ein der Maria zur Opferung geweihtes (d. h. dem frühen Tode verfallen:) Kind; selbst der Bathenschaft Maria's im obenerwähnten norwegischen Märchen gibt er diese Deutung, weil Maria zu den Eltern des Kindes sagt: „sie müsse es aber ganz bekommen.“ Und weil sie es nach der Taufe gleich mit sich fort nahm, so schließt er auf eine Bluttaufe. Allein dort wird Maria als eine schöne Frau geschildert, welche sie als Todesgöttin, wofür er die schwarzen Marien hält, nicht ist.

Die schwarze Maria hat schon Grimm (Myth. S. 289 Anm.) mit der schwarzen Ceres zu Proigalia (Demeter *μελαινα* Müllers Arch. S. 509.), mit der Proserpina furva (Censorin. de die natali c. 17.), mit der schwarzen Venus (Aphrodite *μελαινη* Pausan. II, 2. VIII, 6. IX, 27.) und der schwarzen Diana verglichen. Er erinnert dabei an die schwarzen Marienbilder — geschnitzte und gemalte — zu Loreto, Neapel, Marseille, Einsiedeln, Würzburg Prag*) u. a. m. In Theodor Mundt's „Völkerschau auf Reisen“ I. S. 227 ff. erzählt man von der großen Verbreitung des Dienstes der schwarzen Maria in Polen und Schlessen. „Bilder von ihr befinden sich in Krakau, an mehreren Häusern in Nischen angebracht. Abends versammelt sich die Nachbarschaft, und Jeder bringt so viel Wachslichter mit, als er erschwingen konnte. Das

*) Im Kloster Evans.

Bild der Maria wird ringsum mit Lichtern besetzt. Unter ihrem Bilde an der Erde erblickt man ein Fischchen, ebenfalls mit einem Wachslicht besetzt. Um dieses tritt das versammelte Volk in einen engen Kreis zusammen, und stimmt aus bangem Herzen seine Gefänge an, welche zur Jungfrau um Ablass flehen.“ Das Kloster zu Czestochow ist als Wallfahrtsort wegen seiner schwarzen Maria im Rufe. Auf den Straßen begegnet man häufig großen Schaaeren von Landleuten, die des Ablasses wegen meilenweit mit Weib und Kind dahinströmen, um der Gnade Mariens dadurch theilhaftig zu werden, daß sie — auf den Knien durch die Kirchen rutschen oder mit plattem Leib über das Mäster derselben hinweggeworfen liegen. Mundt vermutet einen byzantinischen (!) Ursprung dieser Maria, weil ihr Originalbild in Czestochow, der Sage zufolge, in Constantinopel sich befunden, und im Besitz der heil. Helena, der Mutter des Kaisers Constantin, gewesen sey. In Byzanz, folgert er weiter, konnten allerhand ägyptische und äthiopische Elemente dazu mitgewirkt haben, der Jungfrau Maria dies Colorit zu geben. Es stimmt überhaupt diese farbige Darstellung mit dem byzantinischen Kunstgeschmack überein, der dem Gesicht des Heilands selbst häufig ein Mohrencolorit verliehen hat, wie auf dem Bilde der h. Veronica in der Boisseree'schen Sammlung. Die braune Maria verrichtete aber in Constantinopel schon früh Wunder aller Art, und war damals die kostbarste Reliquie. Die Sage erzählt, daß sie darauf von Constantinopel nach Aachen gebracht worden. Dort habe ein slawischer Herzog, der unter Carl dem Großen gedient, das Mirakelbild gesehen, und es auf sein Bitten zum Geschenk erhalten, worauf es in der Kirche von

Belz, das jetzt zu Galizien gehört, aufgestellt worden. Von dort sey es im Jahr 1382 durch Wladislaw, Herzog von Oppeln, nach Schlessen geführt worden, um es vor den einbrechenden Tartaren zu schützen. Als die Pferde, welche das Bild fortführten, vor dem Berge bei Gzenstochow angelangt waren, hielten sie plötzlich still, und ließen sich, aller Antreibungen ungeachtet, nicht weiter von der Stelle bringen. Da besann sich Wladislaw noch dazu auf einen Traum, der ihm in der lehrvergangenen Nacht die ganze Geschichte geweißt, und so beschloß er, hier eine Kirche zu bauen, die das Wunderbild aufbewahren und nur dem Dienst der schwarzbraunen Jungfrau geweiht seyn sollte. Für das Bild ließ Wladislaw Jagello, der Gemahl der frommen Hedwig, eine besondere Kapelle errichten. Und dort thront sie noch heute, und vergibt die Sünden weit und breit, indem sie die liebste Ablassertheilerin der Polen geworden.“

Gegen Mundt's Hypothese ließe sich nun einwenden, daß in Indien die schwarze Lovesgöttin Kali die Sündenvergeberin ist. Zwar findet sie sich zur Milde nur durch Empfang von Menschenopfern bewogen; allein auch die schwarze Maria verlangt von ihren Verehrern eine körperliche Marterung, bevor sie sich zum Sündenablaß entschließt. Kali ist aber keine Aegypterin, und dennoch ist ihr Bild schwarz; wie erklärt Herr Mundt dieses Zusammentreffen? Er könnte sich zwar zu Gunsten seiner Hypothese auf ein von ihm nicht gekanntes, in Büschings wöch. Nachrichten II. S. 312—333 beschriebenes schwarzes Bild der Maria und des Jesuskinds berufen, in dessen Besiz die Stuhlherrenkirche zu Bay in Frankreich ist, und dessen Geschichte B. Udo de Sisyng, wie folgt, erzählt:

„Ich lege hier Französisch nieder, was ich in lateinischen Nachrichten gefunden. Das erlauchte Haus von Frankreich unternahm einige Zeit nach dem Bau dieser Kirche die Reise in das heilige Land. Ehe aber der Monarch seine Pilgerschaft antrat, besuchte er diese Kirche. Er nahm den Weg nach Jerusalem, wo er während seines Aufenthalts von einer der begünstigten Frauen des Sultans erfuhr, daß im Schatze desselben sich das Bild der Mutter Gottes befände, welches der Prophet Jeremiaß geschnitten. Er erbat es von dem Sultan „von Babylon“ zum Geschenke, indem er ihm die Versicherung gab, es solle an einen Ort aufgestellt werden, wo man es stets verehren werde. Bereichert mit diesem kostbarsten Kleinod der Erde landete der König glücklich in seinem Reiche an. Eine der ersten Städte, wo er durchging, war die von Bux, wo er unter Lobgesängen mit frommem Gemüthe, das Bild der Mutter Gottes hinstellte.“

Auffallend ist hier, daß der französische König nicht genannt ist, daß er in Jerusalem die Bekanntschaft nicht nur eines Sultans von Babylon (!), sondern auch, was sonst sehr schwer hält, seiner Favorite macht; daß er mit ihr über christliche Heiligenbilder conversirt, die für eine Befennerin des Islams unmöglich von Interesse seyn können; ferner, daß der Sultan ein solches, in seinen Augen werthloses Müßel zu seinen kostbarsten Schätzen zählt, und daß er nur durch das Versprechen, es solle an einem heiligen Orte zur Verehrung aufgestellt werden, bewogen werden kann, sich von dem Heiligthum zu trennen. Als wären noch nicht genug Lügen hier zusammengetragen, will uns der fromme Vater, der, nebenbei gesagt, Jesuit war, überreden, daß ein Prophet des alten Bundes das Bild

der h. Jungfrau per anticipationem gemalt habe; während doch nichts dazu berechtigt, den Sänger der Klagelieder auch für einen Maler zu halten.

Zu Gunsten der Mundi'schen Hypothese stimmt das ägyptische Costüm dieses Bildes. Auch befindet es sich, wie die meisten ägyptischen Gottheiten, in sitzender Stellung. Das ganze Bild ist vom Kopf bis zum Fuß mit mehreren Banden einer feinen Leinwand, nach Art der Aegypter, sorgfältig und dicht auf dem Holze — es ist von der Leder — umwickelt. Das Gesicht der Mutter und des Kindes, das sie auf ihrem Schooße hält, gleicht dem Glanze des Ebenholzes. Die Augen bestehen aus hohl geschliffenem Glase, welches den Augapfel nachahmt, und sind inwendig auf der hohlen Seite gemalt. Sie machen eine stechende Wirkung auf dem schwarzen Gesichte, daß man ihren starren Blick nicht ablängnen kann, welcher Staunen und Schrecken zugleich bewirkt. Die Krone, welche wie ein durchbrochener Helm gebildet ist, an dem zwei Bänder sich bis unter die Ohren verlängern, schmücken mehrere antike Gemmen, darunter eine von Ehalerggröße, welche den Kopf und die vordere Theile eines Pferdes vorstellt. An der Seite desselben erblickt man einen nackten Mann mit einem leichten Mantel um die nackten Schultern, eine spitze Mütze auf dem Kopfe. Dieser reicht einem auf die selbe Art gebildeten Mann ein sehr junges Kind. Er sitzt auf einem antiken Stuhl, an dessen Fuß sich ein Eber befindet, welcher nach dem Kinde zu schnappen scheint. Das Gewand der Bildsäule ist grob in Holz geschnitz. Die Kleidung ist eine Art Tunica, die sich vorn schließen soll, und vom Halse bis zu den Füßen herabhängt. Der Theil des Kleides

vom Hals bis an den Gürtel ist ein in Blau übergehendes Dunkelgrün. Der Rock ist mit rothem Oker angestrichen, die Borten, sowie die Franzen am untern Theil des Rockes gelb. Man entdeckt durchaus keine Erhöhung, wo der Busen seyn soll, auch nicht eine Spur von Brust. Das Kleid des Kindes, wie eine Tunica gemacht, und festgehalten durch einen Gürtel, ist dunkelroth. Man findet an demselben eine große Anzahl griechischer Kreuze als Zierrathen. Diese können aber nicht für christliche Zeichen gelten, denn die Tafel der Isis, der Hieroglyphen-Obelisk zu Rom, haben ganz ähnliche Kreuze, sie kommen mit den Nilmessern überein. Die verschiedenen, auf das Holz festgewickelten, und mit Deckfarben angestrichenen Zeuge kündigen einen ägyptischen Gebrauch an. Der Tempel der Diana am Fuße des Felsen St. Michael von Bay kann zu der Muthmaßung berechtigen, daß es nur die ägyptische Isis sey, welche man in der Römerzeit auch in Bay verehrt hat*). Das Kind in ihrem Schooße dürfte Horus seyn. Was sollen aber das Roß und das Schwein auf den Gemmen, welche einen Theil des Kopfsfußes bilden? Beide, Thiere waren die Gestalten der Göttin Ceridwen (s. S. 733. 673), deren Cultus durch die Druiden auch in Frankreich eingebürgert wurde. So konnte die wälische Göttin auch eine gälische (gallische) seyn. Und noch jetzt ist der ihr heilige Eber das (talismanische) Wappen Frankreichs; nicht der Hahn, wie eine falsche Etymologie des Namens Gallus glauben ließ. Der Kessel der Ceridwen — deren blutiger Cultus an den der schweinszahnigen Kali in Indien erinnert — forderte Menschen-

*) Bzgl. hier S. 473.

blut, und darum schnappt der Eber nach dem Kinde, das ein Druide — darauf läßt der oben beschriebene Anzug schließen — dem andern überreicht. Dabey also die Blutfarbe des Gewandes (vgl. S. 877), und die gelbe Farbe der Borten möchte ich auf die Leichenblässe des Opfers beziehen. Nur Blut tilgt die Sünden, darum möchte Daumer wohl das Rechte getroffen haben, wenn er die schwarze Maria nicht umsonst Ablass erteilen läßt. Ihre ganze Erscheinung weist auf Nacht und Tod hin, darum fehlt ihr die Brust, das Bild der Ernährung, und ihr Tempel in St. Puz befindet sich am Felsen St. Michael. Dieser Erzengel erschien einst einem Papst in Rom an der Stelle, wo jetzt die Engelsburg sich befindet, und wuschte Blut von seinem Schwerte, zum Zeichen, daß die Pest nun aufhören werde. Also war auch er ein Würgengel, und auf dem Bilde im 7ten Band des Klosters S. 563 wägt er, die Wage des Gerichtes haltend, eine Seele; die eine Schale der Wage ergreift — wahrscheinlich zu Gunsten des verstorbenen Sünders — das Jesuskindlein, das auf dem Schooße seiner Mutter sitzt, und das auf dem Bilde der Madonna von Puz, wegen seines gleichfalls schwarzen Leints und seines gleichfalls rothen Kleides, nicht immer Gnadenspendend gedacht werden mochte. Daß der Geridwen bestimmte Opfer schleuderten die Druiden zuweilen von einem Felsen herab *). Somit dürfte der Michaelsfels in heidnischer Zeit, wo die Madonna von St. Puz noch eine Isis war, einen andern Namen gehabt haben, welcher ebenfalls einer Todestgotttheit angehörte. Daß es auch zu Würzburg, wo der Todestag Mariens als das Hauptfest des Jahres begangen wird, ein schwarzes Marienbild gibt, dürfte am ein-

*) Daumer findet darin die Veranlassung zu den vielen Sagen vom „Mabkensprung.“

sichsten beweisen, daß ihr Cultus ebendem ein blutiger war, und daß erst in neuerer Zeit der Ablass um geringere Opfer zu erhalten ist.

Auch in Alt-Deettingen, eine Tagreise von Salzburg, lockt ein wunderthätiges Marienbild in einer düstern Kapelle die Pilger von allen Seiten herbei. Der ganze Platz umber und die äußern Mauern sind mit Boittafeln gedeckt (welche von Unglücklichen aller Art herbeigebracht wurden, denen sich diese Gottheit hülfreich bewährt hatte, denn durch Opfer und Erfüllung von Gelübden hofft man ihren Zorn in Milde umzuwandeln). Jeden Tag im Jahre ist hier ein beständiges Ein- und Ausströmen der Wallfahrer vom Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Das Innere der Kapelle ist ganz mit schwarzem Sammt überzogen, auch selbst das Gewölbe, und mehr vom Kerzenlicht als vom Tag erleuchtet. An den Wänden hängen silberne Glieder und Gebeine. „Wie sonderbar — ruit Frau von Arnim aus, aus deren Briefwechsel mit Göthe II. S. 184 diese Zeilen entlehnt sind — wie sonderbar ist der Mensch! er bringt seine Schmerzen als Opfer der Gottheit! „War von Baiern kniet, auch von Silber, hier in Lebensgröße auf den schwarzen Stufen des Altars, vor dem kohlrabenschwarzen Muttergottesbilde, das ganz in Diamanten gekleidet ist. Zwei Männerstimmen, von der dumpfen Orgel begleitet, singen ihr Hymnen; das stille Messelernen, die Menschen, die mit Thränen die Stufen des Altars küssen, viele tausend Seufzer aus allen Ecken —“.

In der Regel findet sich, wo eine schwarze Maria residirt, auch ein schwarzes Christkind. So im Neumünster zu Würzburg. Jenes in der Peterskirche zu Vöhrn hat, weil man seine braune Farbe sich nicht

mehr zu erklären weiß, folgende Sage veranlaßt: Ehedem war es schneeweiß, erhielt aber seine jetzige Farbe dadurch, daß die Magistrate der Stadt, welche bei ihrem Amtsantritt den Diensteid vor dem Christusbilde leisten mußten, so viele Meineide unter seiner Anrufung schwuren. Wie jetzt noch, so hingen stets reiche Gaben von Silber und Gold, welches die Gläubigen als Danksgabung für empfangene Hülfe verehrten (Wolf Niederl. Sagen p. 428). Also auch hier Botivogegenstände, um den schwarzen, d. h. den zürnenden Christus zu versöhnen.

Mundts Herleitung der schwarzen Marienbilder — die fast in allen katholischen Ländern anzutreffen sind — aus Byzanz muß schon darum verworfen werden, weil in Orleans eine schwarze Madonna, die auch einen schwarzen Knaben im Arme hat, und eine weiße nebeneinander in Einer Kirche verehrt werden. (Arn. Ruge „zwei Jahre in Paris“ I. S. 357 ff.) Und dieses Beispiel ist kein vereinzelt, denn Emma von Rindorf (Reisescenen aus Baiern S. 43.) hat auch in Mariaeek „zwei lebensgroße hölzerne Marienbilder, grell costumirt, das Eine weiß, das Andere schwarz, einander gegenüberstehend“ gesehen. Hier muß man unwillkürlich an die im Tatarus hausende Grinnys oder Furie denken, die schwarz, aber auch halbweiß und halb-schwarz gebildet wird. Dies bestimmte Grimm (a. a. D.), auch in der heiligen Jungfrau, wenn sie schwarz costumirt erscheint, die trauernde Erd- oder Nachtgöttin zu erkennen. Sie wird also auch die schwarze Jungfrau gewesen seyn, von welcher Grimm (Kinderm. III. S. 7.) folgende Sage mittheilt:

„Ein armer Mann, der seine Kinder nicht ernähren konnte, ging in den Wald und wollte sich erpenden, da

kam ein schwarzer Wagen mit vier Rappen, und eine schöne schwarz gekleidete Jungfrau saß darin. Die stieg aus, und sagte ihm: er werde in einem Busch vor seinem Hause einen Sack mit Geld finden, dafür solle er ihr geben, was im Hause verborgen sey. Der Mann willigte ein, fand das Geld, das Verborgene aber war das Kind im Mutterleib; und wie das geboren war, kam die Jungfrau und wollte es abholen, doch weil die Mutter so sehr bat, ließ sie ihr es noch bis zum zwölften Jahr. Da aber führte sie es fort in ein schwarzes Schloß. Darin war Alles prächtig. Es durfte an alle Orte hin, nur nicht in Eine Kammer. Nach vier Jahren mußte der Gehorsam des Kindes der Neugier unterliegen. Es guckte durch einen Riß hinein. Es sah vier schwarze Jungfrauen, die im Bücherlesen vertieft, in dem Augenblick zu erschreckenshienen. Die Pflegemutter aber kam heraus und sagte: „Ich muß dich verstoßen, was willst Du am liebsten verlieren?“ „Die Sprache“ antwortete das Mädchen. Da schlägt sie ihm auf den Mund, daß das Blut hervor quillt, und treibt es fort. Es mußte unter einem Baum übernachten. Am andern Morgen fand es ein Königssohn, der es mit sich fort führte, und gegen seiner Mutter Willen es zur Ehe nahm. Als das erste Kind zur Welt kam, nahm es die böse Schwiegermutter, warf es ins Wasser, besprühte die Königin mit Blut, und gab vor, sie habe ihr eigenes Kind gefressen. So ging es noch zweimal, da sollte die Unschuldige, die der Sprache beraubt, sich nicht vertheidigen konnte, verbrennt werden. Schon stand sie im Feuer, da kam die schwarze Jungfrau herbei, und ging durch die Flammen, die sogleich verlöschten, zu der Königin, schlug ihr auf den Mund, und gab ihr damit die Sprache wieder. Die drei andern Jungfrauen brachten die drei Kinder aus dem Wasser gerettet. Der Berrath kam an Tag, und die böse Schwiegermutter ward in einem Kasse, das mit giftigen Rattern ausgeschlagen war, einen Berg hinabgerollt.

Die schwarze Jungfrau ist, wie aus einer nachfolgenden Erzählung (Grimm Kinderm. Nr. 3.) analogisch

geschlossen werden darf, die Kinderopfer heischende schwarze Maria. Die Beziehung auf das Idol, dem die Opfer fielen, hat das Märchen vergessen, aber einzelne Züge verrathen die ursprüngliche Farbe, welche im Laufe der Zeit durch mancherlei absichtliche oder zufällige Umgestaltungen der Ursage unkenntlich geworden ist, z. B. daß dem armen Mann sein Kind abgekauft wird, was auch bei den Gründungs- und Einweihungsopfern von Kirchen, Brücken, Häusern u. vorzukommen pflegte*), obschon zu diesem Zwecke die Kinder häufiger gestohlen und geraubt wurden. Ferner läßt die von dem Kinde geforderte Bezähmung seiner Neugier vermuthen, daß es bis zum mannbaren Alter von der Kirche erhalten wurde, wie ja sonst oft Beispiele vorkommen, daß zur Opferung erkaufte Personen mehrere Jahre aufgefüttert wurden. Wahrscheinlich war ein Kloster der interimistische Aufenthaltsort, nur die Krypte, in welcher das blutige Mysterium Statt zu haben pflegte, mochte, aus begreiflichen Gründen, dem Kinde zu erforschen verboten gewesen seyn. Als es dennoch durch Zufall in diese Todeskammer blickte, wurde ihr strenges Schweigen abgefordert, wenn ihr das Leben lieb sey, und vielleicht gestattete man ihr den Austritt aus dem Kloster unter der Bedingung, daß sie die erste Frucht ihrer Ehe an ihrer Statt zum Opfer darbringe. Daher also ihr Verstummen, daher wirkt die Schwiegermutter ihr vor, sie habe ihr eigen Kind gefressen. Sie weiht auch ihre beiden folgenden Kinder dem Idol, und die Behörde dringt — wie in jenem von Holtinger (Helv. Kirchengesch. II. S. 553—66) erzählten Fall — auf gerichtliche Abndung. Die Christ-

*) Die Belege s. bei Daumer „Gesch. d. chr. Alterth.“ I. Cap. 15.

Nothleid ist nun gezwungen sämtliche Kinder, die sie zu ihrem blutigen Zwecke aufzütterte, wieder herauszugeben, denn deren Mutter hat die Sprache wieder erhalten — was man einem Wunder der h. Jungfrau zuschreibt — d. h. sie hat, um dem Feuertod zu entgehen, das geheime Treiben der Mönche verrathen, und deren mögliche Bestrafung läßt das auf den Ruf der Geistlichkeit Rücksicht nehmende Märchen die „böse“ Schwiegermutter, anstatt die unnatürliche Mutter erleiden. Der schwarze mit Rappen bespannte Wagen, aus dem die schwarze Jungfrau stieg, dürfte der von Daumer (II. S. 199) erklärte „Opferwagen“ seyn, der „zur Einsammlung und zum Transporte die zum Opfer dienenden Menschen oder der ihre Stelle vertretenden Thiere gebraucht wurde.“ Unter den Ruinen des Klosters und der Kirche zu Eldena ist ein tiefes und großes Gemach, wozu ein finsterner Gang führt, den man nicht mehr kennt, und in dem Gemach eine große schwarze Kutsche. (Lemme Volksv. v. Bommern S. 237.) Die drei schwarzen Jungfrauen sind von der vierten, der Hauptfigur des Märchens nicht verschieden, und dürfte diese Vervielfachung des Marienidols in der Zahl der hier zu opfernden Kinder zu suchen seyn. Daß wirklich nur Maria die schwarze Jungfrau war, ersehen wir aus der ausdrücklichen Namhaftmachung in derselben Sage, wie sie in Hessen mit nur geringen Abänderungen erzählt wird:

Ein Holzhauer war so arm, daß er für seine Frau und sein dreijähriges Kind kaum noch das tägliche Brod schaffen konnte. Als er eines Tages wieder in den Wald ging, stand eine schöne große Frau vor ihm, die hatte eine Krone von leuchtenden Sternen auf dem Haupt, und sprach zu ihm: ich bin die Jungfrau Maria, die Mutter des

Christkinds, du bist dürftig, bring mir dein Kind, ich will es mitnehmen, und für dasselbe sorgen. Der Holzhacker brachte also sein Töchterchen, und übergab es der Jungfrau Maria, und sie nahm es mit sich hinauf in den Himmel. Da ging es ihm wohl, denn seine Kleider waren voll Gold, und die Engel spielten mit ihm. Als es vierzehn Jahre alt geworden, rief es die Jungfrau Maria zu sich, und sprach: „Kind ich habe eine Reise vor; da nimm die Schlüssel zu den 13 Thüren des Himmelreichs in Verwahrung, 12 davon darfst Du aufschließen, und die Herrlichkeit betrachten, aber die 13., die dieser kleine Schlüssel öffnet, ist dir verboten.“ Das Mädchen versprach Gehorsam. Es kam nun an die Wohnungen des Himmelreichs zu besehen, jeden Tag schloß es eine auf. In jeder saß ein Apostel von vielem Glanz umgeben, und die Engeln begleiteten es überall hin. Nun war nur noch die verbotene Thüre übrig. Die Reugier quälte gar zu sehr. Sie sprach zu den Engeln: Ganz aufmachen will ich sie nicht, aber ein wenig aufschließen, damit wir durch den Riß sehen. Die Engel mahnten sie ab, denn es könnte ihr Unglück werden. Da schwieg das Mädchen still, nicht aber die Lust nach dem Verbotenen. Und als die Engel einmal weggegangen waren, holte sie den Schlüssel, steckte ihn ins Schließelloch, und drehte um, da sprang die Thüre auf, und sie sah die — Dreieinigkeit in ihrem Glanze sitzen. Sie rührte mit dem Finger an den Glanz, da ward er ganz golden. Da ward ihr Angst, sie schlug die Thüre heftig zu, und lief fort. Die Angst wollte nicht wieder weichen, sie mochte anfangen was sie wollte. Auch ließ sich das Gold von dem Finger nicht abwaschen. Als die Jungfrau Maria von der Reise zurückkam und ihr die Himmelsschlüssel abfordernd, sie fragte: Hast du auch die 13te Thüre geöffnet? da läugnete sie. Maria sagte aber: du hast mich belogen, und bist des Himmels unwürdig geworden. Da versank das Mädchen in tiefen Schlaf, und als es erwachte, lag es unten auf der Erde in einer Wildniß. Da hatte es mit Frost und Hunger zu kämpfen. Ein böser

Baum diente zur Wohnung, und die Kleider nützten ab, so daß die Unglückliche sich in Blätter hüllen mußte, und die langen Haare deckten den nackten Leib statt eines Mantels. In diesem Zustande traf sie der König des Landes, als er in diesem Walde sagte. Er setzte sie auf sein Pferd, verfab sie in seinem Schlosse mit allem Ueberflusse, und obgleich sie jetzt der Sprache beraubt war, vermählte er sich dennoch mit ihr.

Nach einem Jahr, als die Königin ein Söhnlein zur Welt gebracht, erschien ihr in der darauf folgenden Nacht Maria im Traume, und sprach: Willst du gestehen, daß du die verbotene Thüre aufgeschlossen, so will ich dir die Sprache wiedergeben, gestehst du aber nicht, so nehme ich dein neugebornes Kind mit mir. Da war der Schuldigen verlieden zu antworten, sie aber läugnete wieder. Da nahm ihr die Jungfrau Maria das Kind aus dem Arme, und verschwand damit. Am andern Morgen ging ein Gemurmel unter den Leuten: die Königin habe ihr eigenes Kind geessen. Sie konnte, da sie der Sprache beraubt war, sich nicht verteidigen. Aber der König hatte sie zu lieb, um die Anklage zu beachten. Nach einem Jahr genas sie wieder eines Sohnes, wieder erschien ihr Maria, wieder läugnete die Königin, und so nahm Maria auch dieses Kind mit in den Himmel. Als aber auch das dritte Kind verschwunden, konnte der König die Ermahnungen seiner Rätthe nicht mehr zurückweisen. Es wurde ein Gericht gehalten, und die Königin zum Scheiterhaufen verurtheilt. Als sie denselben schon bestiegen hatte, befahl sie die Kneue. Sie dachte: Könnte ich doch vor meinem Tode noch gestehen, daß ich die Thüre geöffnet. Und wie der Gedanke in ihr Herz kam, löschte ein Platzregen die Flamme, und die Jungfrau Maria erschien, die beiden Knaben zu ihren Seiten, das neu geborne Töchterlein auf dem Arm. Sie sprach freundlich zur Königin: Wer bereut, dem ist vergeben, reichte ihr die Kinder, löste ihr den Mund, und gab ihr Glück für das ganze Leben.

Der Schluß gehört der Dichtung an, denn die geopfertn Kinder werden wohl nicht aus dem Himmel,

wohin das Mädchen sie versetzt, wieder gekommen seyn. Sinegen der Himmel, worin die unnatürliche Mutter ihre Kindheit verlebte, war gewiß ein Kloster, die Engel, welche dort mit ihr spielten, Mönche (s. S. 692), die dreizehnte Kammer in welcher man zum Schauen der Dreieinigkeit gelangt, die Opferhöhle. Dahin wollten die Engel das Mädchen zu blicken verhindern, und weil sie aus diesem Himmel begreiflicher Weise zu entkommen strebte, so löste sie sich mit der Stellvertretenden Weihung der Kinder, die sie gebären werde, und mit Angelobung des Stillschweigens. Darum konnte sie sich gegen die erhobene Anklage des Kindermordes nicht vertheidigen. Was in der dreizehnten Kammer für Handlungen vorgenommen wurden, läßt die ominöse Bedeutung der Zahl Dreizehn (vergl. S. 848) errathen. Daß in den zwölf ersten die Apostel einquartirt waren, gehört wieder der Dichtung an, dazu verleitete die Zwölfszahl und die Nachbarschaft der — Dreieinigkeit.

In folgender Sage aus den Niederlanden wird eine Mutter geschildert, welche der natürlichen Gefühle sich nicht entäußert hat:

In der Kapelle des Schlosses Beldense findet sich ein altes Bild der Mutter Gottes, die das Jesuskind im Arme hält; es ist nicht schön *) von Gestalt, doch mit großer Wunderkraft begabt. Eine Frau des Schlosses, Namens Jutta, hatte ihr Töchterchen einem Weibe im nahen Dorfe in die Kost gegeben. Eines Tages spielte das Kind, das eben drei Jahre zählte, auf der Straße, als plötzlich ein Wolf herbeistürzte, es bei dem Halbe griff, auf seinen Rücken warf, und in den Wald mit ihm lief. Wohl folgten mehrere Leute dem Thiere, doch vergebens; sie mußten zurückkehren, ohne das Kind retten zu können. Einer von ih-

*) Vermuthlich schwarzbraun.

nen lief ins Schloß und erzählte das Unglück der Frau, welche eben am Mahle saß: „Frau,“ rief er, „der Wolf hat euer Kind gefressen.“ In größter Herzensangst sprang die Frau auf und rief: „Nein, das ist nicht wahr, der Wolf fraß mein Kind nicht.“ Ihr erster Gang war zur Kapelle, da lief sie in der Bitterkeit ihres Herzens auf das Gnadenbilde zu und entriß ihm das Jesuskind, indem sie sprach: „Du bekommst deinen Sohn nicht wieder, Maria, wenn du mir mein Töchterchen nicht wieder schaffest.“ Anstund gebot Maria dem Wolfe, das Kind loszulassen und ihm kein Leides zu thun.

Mehrere Leute hatten inzwischen die Spuren des Unthiers verfolgt, um wenigstens die zerrissenen Glieder des Kindes aufzusammeln und zu begraben, doch sie fanden das Kind noch unverfehrt. „Wo warst du Kind?“ frugten sie, und das Kind antwortete: „Um mart hat mich gebissen.“ Als sie es näher beschauten, sahen sie an seinem Halse noch die Zeichen der Wolfszähne in der Haut. Erstreut trugen sie das Töchterchen der Mutter zurück, welche außer sich vor Freude lief in die Kapelle lief, und dem Gnadenbilde das Jesuskind zurückgebend, rief: „Da, du hast mir mein Töchterchen wieder geschenkt, nun nimm auch deinen Sohn zurück.“

Dies hat der Abt Herrmann von Heisterbach häufig erzählt, er sah das Kind mit eigenen Augen und hörte die Geschichte aus dem Munde der Mutter (Wolf, Deutsche Sag. Nr. 190).

Der Herr Abt mochte wohl über diese Geschichte die beste Auskunft zu geben im Stande seyn. Daß er das Kind mit eigenen Augen gesehen, zweifeln wir nicht im Geringsten. Woher wußte die Mutter des Kindes, daß die Jungfrau Maria am Verschwinden ihres Kindes Schuld trage? Also ahnte sie, daß der Wolf ein verummterter Mönch gewesen (vgl. Daumer I. S. 162 165). Sagte doch das Kind selbst aus: „ein

Mummart hat mich gebissen“ (soll wohl heißen: angefaßt?) Indes war auch das bloße Erweibseyen oder Erwählwerden zum Opfer — wenn es auch nicht vollzogen wurde — im Volksglauben heilbringend wie der — Wolfsbiß, vgl. S. 481.

Es liegt hier die Vermuthung nahe, daß auch die Sagen von Kinder fehlenden Feen aus ähnlichen Handlungen der Druiden sich erzeugten. Dieser Glaube an die stellvertretende Sübkraft geopferter Kinder, die Andern zu Gute komme, ist ursprünglich heidnisch, und ist, wie so viele heidnische Cultgebräuche ins Christenthum herüber genommen worden. Es ist schon oben erinnert worden, wie Maria an die Stelle der Frigg oder Freia getreten war, deren Roden (Orion's Gestirn) jetzt Mariens Spindel heißt, und wie Venusgras (*Adiantum capillus Veneris*) zum Mariengras wurde; diese Parallelen ließen sich noch weiter fortsetzen, z. B. heißt die Blume Venusfuß (*Cypripedium calceolus*) jetzt Marienpantoffel, die Frauenthäne (*Orchis mascula*): Marienthäne, die Schlüsselblume: Maria's Schlüsselbund; eine wohlriechende Blume mit goldgelben Blüthenbüscheln nennt man Maria's Bettstroh, eine hellgrüne Grasart, deren Blumen von schönerem Blau, als die des Flachses sind, Maria's Flach. In den Ebenen Schwedens findet man eine Feldblume von hellrother Farbe: Maria's Hand genannt. Die grünen Samenkapseln des Pfennigkrauts heißen Maria's Nadelkissen, und der Löwenfuß mit den nierenförmigen gezackten Blättern: Liebfrauenmantel, die Frauenkäfer (*Coccinella septem punctata*) Marlenkäfer u. s. w. Grimm (Myth. S. XXXII) sagt: Maria ist die Spinnerin und erscheint als

hilffreiche Jungfrau (Vierge secourable) allen (Gebärenden), die sie anrufen, und die drei spinnenden Feen (Nornen, Parzen) werden im schweizerischen Kinderreim:

rite, rite rölli
 je Bode hot e schöpfli
 je Bode hot e güldi hus,
 es lüege drei Mारेie drus.
 die eint spinnt fide,
 die andere schnüßelt Wride,
 die dritt schnit haberstran.
 bhüet mer Gott mis chindt au!

u drei Marien.

Diese drei Marien kennt man aber auch in der Niederlande:

Bei Löwen liegen drei Gräber, in denen die Körper vier frommer Schwestern ruhen. Vor den Gräbern quilln drei klare Brunnlein, und dazu wallfahren gar Viele, sonders Frauen, die vom weißen Flusse geheilt seyn ollen. Jedoch muß man fleißig dabei beten, und ein pfer bringen, welches besteht aus einer erbettelten Radel, etnen erbettelten Faden Garn und etwas Korn. (Wolf S. Nr. 338.)

Die Radel steht zu den Brunnlein in Beziehung, in sie wird auch in Flüsse geworfen, wenn man mit Nixen in Verkehr treten will; das Korn bezieht auf den Opferkuchen, der zuweilen auch den Stromlern in die Flut geworfen ward; und der Faden mahnt an die drei Schicksal spinnenden Nornen Urdharbrunnen im scandinavischen Mythos. Dreinn (Trois fontaines) heißt ein sehr besuchter Ahabrtort in Belgien. Eine Kirche der drei Marien fand sich vordem bei Lüttich. Der vielen Feenden, die jetzt in Frankreich der Maria geweiht sind, ist schon oben gedacht. Hier sey noch daran er-

innert, daß die Hochländer der Auvergne die Mineralquellen von Murat-le-Quaire unter den Schutz von Feen stellen. Die Einwohner von Gloucester behaupten: neun Feen hüteten die Warmbrunnen dieser Stadt; man müsse diese vorerst besiegen, ehe man sich der Bäder mit Erfolg bedienen könne. (Schreiber hist. Taschenb. V, S. 99). Auch diese Function ist auf Maria übergegangen.

Die Nachner Chronik berichtet über die Gründung dieser Stadt:

Eines Tages sagte Karl der Große in der Gegend von Aachen, da erschaute er einen Hirsch. Sein Roß trat mit einem Fuße in den Bach einer Quelle, welche unfern entsprang. Das Wasser war heiß, darum erhob es den Fuß, eilte zurück von dem Wasser und stieß ihn in den Sand, denn das Wasser *) war sehr heiß. Als der König es merkte, stieg er ab, und wie er sein Pferd hinten sah, schloß er mit der Hand an den Fuß. Er fand ihn sehr heiß, tauchte seine Hand sodann ins Wasser und fand es heiß. Darauf ging er dem Laufe des Baches aufwärts nach, zwei Hufen Landes lang, und da fand er die Quelle, welcher der Bach entsprang, aber diese war voll von Feuer. Nachdem er das Wasser mit der rechten Hand gefühlt, fand er, zur Linken sich umsehend, eine andere Quelle, diese war klar, kalt und heilsam. Da bat Karl Gott den Herrn, daß er ihm rath, was er an dem Orte zu thun habe. Da sagte ihm eine Erscheinung, daß er der heiligen Jungfrau Maria hier eine Kapelle bauen solle. Und der König vergaß es nicht. Die Kapelle wurde in runder Form nach dem Fuße seines Pferdes **) aufgeführt, welches das Wasser drunten heiß gefunden (Wolf, Deutsche Sagen Nr. 272).

Herzog Bernhard von Kärnthen gelobte der selbigen

*) Im Alt. bedeutet Ach s. v. a. aqua: Wasser, daher der Name der von ihren heißen Quellen benannten Stadt.

**) Ueber Hufeisen als Preiszeichen vgl. S. 88.

Jungfrau zu Ehren auch in Krain, wie seine Vorfahren in Kärnten gethan, ein Eiferzienserkloster zu bauen, wenn er im Kriege gegen den Bischof von Bamberg Sieger bleiben würde. Als sein Gebet erhört worden, war er noch uneinig über die Stelle, auf welcher das Gotteshaus zu Ehren der Himmelskönigin emporsteigen sollte. Da ging er eines Tages auf die Jagd, verirrete sich und schlief ermüdet unter einem Baume ein. Im Traum erschien ihm die Hebenedeite in einem blendend weißen Kleide und ermahnte ihn, einige Schritte abwärts zu steigen: „Da wirst du,“ fuhr sie fort, „eine Quelle sehen und bei derselben einen alten Mann, welcher die geeignete Stelle für das neue Kloster anzeigen wird.“ Der Traum bewährte sich, als aber der Greis den Ort gezeigt hatte, verschwand er. Nun zweifelte der Herzog nicht länger über die Stelle, erfüllte sein Gelübde, nannte die neue Stiftung „Marienbrunn“ und gab ihr einen alten Mann in das Stegel (Kaltenbäck „Mariensagen“ Nr. 19).

Die Belege, daß Maria, wie sonst die Feen, den Quellen vorsteht, ließen sich ins Unendliche vermehren; ihr Wirkungskreis ist aber auch eben so vielseitig als jener der Feen. Oben (S. 861) haben wir die, das Aschenbrödel beschützende, Fee aus einem Dattelbaume hervorkommen sehen. Die *Thermé*, welche unsern Domremy, unter dem sogenannten Feenbaume (*arbre des Fées*) hervorquillt, unter welchem die Jungfrau von Orleans in Visionen mit der heil. Jungfrau conversirte, soll der Wünschelruthe der guten Feen (*baguette des bonnes fees*) ihren Ursprung verdanken. Hier also ein Feenbaum an einer Feenquelle, wo seit der Einführung des Christenthums Maria waltet. Man wird hier an die *Najaden* und *Dryaden* der Hellenen erinnert. Auch das europäische Heidenthum dachte nicht anders. Unter den Völkern slavischen Stammes trifft man auf die Sage,

daß Krot mit einer Baumfee, die an Quellen wassergende Elbussa gezeugt habe. Im scandinavischen Mythos begegnen wir den Elfen, denen gewisse Bäume heilig sind. In Norwegen hütet man sich ihrerwegen hohle Bäume umzubauen, und in Dänemark halten sie sich gern unter Linden und Hollunderbäumen auf. „In einer entlegenen Gegend von Kopenhagen, innerhalb der Wälle, bewohnen die Matrosen der dänischen Marine ein Quartier, welches fast eine eigene Stadt bildet. In einem jeden Hof ihrer kleinen Häuser sieht man über die Manken hervorragend, einen mächtigen Hollunderbaum, der mit religiösem Eifer gepflegt wird. Der Geist dieses Baumes ist der Schutzgeist des Hauses, hilft in Krankheiten, steht den Frauen in Kindnöthen bei, verschwindet aber auch, wenn der Baum abstirbt. Die nordischen Landleute glauben, in oder unter dem Hollunderbaum wohne ein Wesen, Namens Hyldemoer. Wollte Jemand von einem solchen Baume etwas brechen, so mußte er vorher dreimal sagen: O Hyldemoer, laß mich etwas von deiner Erle nehmen, und du kannst auch von meiner nehmen.“ Zu Stechdinge in Seeland auf dem Kirchhofe stehen einige alte Bäume; das sollen Elfen seyn, die zur Nachtzeit das Baumgewand abstreifen und Geister werden. In einem altschwedischen Buche liest man von einem Manne, der im Walde einen Baum fällen wollte, aber plötzlich vernahm er eine Stimme: Lieber, haue mich nicht! Der Bauer hieb dennoch; als er aber aus den Wurzeln Blut hervorquellen sah, erschrak er, und wurde fiach bis zum Tode (Püttmann Nord. Elfenm. S. 68). Daß der, der Holle oder Holde geheiligte, Hollunderbaum, als die Göttin in die christliche Maria sich umwandelte, seine Heiligkeit durch diese Veränderung nicht

angebåßt haben wird, läßt sich wohl nicht bezweifeln. In Maria's besonderer Gunst stehen die Linde, die Eiche, der Ahorn und die Haselstaude.

Auf der nach Basel führenden Landstraße, nicht weit vom Subbade und der Burg Binded, liegt die Wallfahrtskirche „zur Linde.“ Diesen Namen hat sie von einem uralten Baume, der unfern von ihr steht. In grauen Zeiten soll das Muttergottesbild, welches jetzt auf dem Hauptaltar der Kirche aufgestellt ist, in einer Blende des Baumstammes gestanden haben. Es geschah nun, daß Kriegsvoll die Gegend überschwemmte, und die Kirchen nebst ihren Bildern zerstörte, da wuchs die Rinde der Linde über die Blende des Madonnenbildes, so saß es dicht in den Baumstamm eingeschlossen und jedem Auge verborgen blieb, bis der Friede im Lande wieder hergestellt war. Ein Hirtenmädchen, das in der Nähe der Linde ihre Heerde hütete, vernahm Abends einen lieblichen Gesang aus dem Baume. Dieß wiederholte sich am zweiten und dritten Tage darauf. Nun erzählte sie das Wunder von dem singenden Baume ihrem Vater. Dieser schloß, es müsse ein Zauberwerk seyn und von einem bösen Geist herrühren. Er nahm also die Holzart auf die Schulter, und ging hinaus, um die Linde zu fällen. Aber als er kaum die Rinde berührte, fiel der Theil derselben ab, welcher die Blende überwachsen und verborgen hatte, und das Muttergottesbild lächelte ihm daraus entgegen. Die Wunderwähre verbreitete sich in der Umgegend, und alles Volk strömte herbei, dem Bilde seine Gebete darzubringen. Die Edlen von Binded erbauten auf diesen Anlaß hin neben der Linde eine Kapelle, in welcher das Bild aufgestellt wurde (Schnebler Bad. Sag. II. S. 239).

In Ronffe findet man unter vielen andern Kapellen auch das unserer lieben Frau vom weißen Zweige. Wo es nun steht, stand vor Jahrhunderten eine uralte Eiche, zwischen deren dichten Zweigen ein hölzern Marienbild hing. Dieß hatte Wunderkraft und viele Kranke fanden bei ihm Genesung. Bald strömten aus allen Städten und Dörfern Pilger herbei. Was die Pil-

ger am meisten wunderte, war, daß der Zweig, an dem es hing, ganz schneeweiße Blätter trug. Von ihm hieß das Bild: Marie zum weißen Zweig. Den Satan ärgerte die Andacht zu dem Bilde, und so trieb er einige Bösewichter an, den weißen Zweig abzuhauen und ihn in einem tiefen Pfuhl zu verbergen. Doch damit gewann er nichts, denn zu gleicher Zeit fühlte die Wittwe des Grafen Johann von Nassau sich gedrungen, über dem Bilde eine Kapelle zu bauen, welche der Bischof von Gent am Tage des heil. Lucas 1639 einweihte. Dadurch nahmen die Wallfahrten zur Eiche noch mehr zu, und bis jetzt ist die Kapelle eine der besuchtesten in Flandern (Wolf, Deutsche Sagen Nr. 261).

Im Dorfe Ahorn (unweit Coburg) hatte einst eine Fere einen gewaltigen Sturm losgelassen, welcher so heftig wüthete, daß der Thurm der Kirche unserer lieben Frauen davon krumm gebogen wurde. Darüber wurden die Einwohner des Dorfes sehr verspottet von ihren Nachbarn, und mußten sich gefallen lassen, bis sich ein Schärer fand, welcher dem Hebel abzuhelfen versprach. Er nahm ein langes und zwei Zoll dickes hanfenes Seil, befestigte es an einer Fichte, die noch am Bergebrande steht, und zog mittelst desselben und eines Bindnagels den Thurm unter dem Murmeln magischer Formeln wieder gerade. Im Kirchenbuche zu Ahorn soll diese Mähre aufgeschrieben stehen, und auch der Strich wird dort auf dem Kirchboden noch gezeigt.

Beckstein, aus dessen „Sagen des Grabfeldes“ Nr. 72 diese Mähre entlehnt ist, fügt hinzu, daß noch viele Dörfschaften des Frankenlandes nach Bäumen heißen, als: Eiche, Birnbaum, Birken, Lind, Buch, Erl, Fichten, Eschen, Lann, Welden u. A., lauter fränkische Ortsnamen. Noch gibts ein „Kirch-Ahorn“ in Oberfranken. Auch ward der Ahornbaum hochgehalten bei den alten Deutschen. „Die Ahornbäum bett man bevor gor wert, daß man sie zobe in der künig hds und win zu in goß“ (Letzterer Umstand bezeichnet sie

am deutlichsten, als altheidnische Cultusstätte). „Das Dorf Ahorn“ — schließt Bechstein — „hat auch eine berühmte Wallfahrt zu unsrer lieben Frauen.“

Diese Uebertragung, der vom Heidenthum erklärten Heiligkeit eines Ortes in den christlichen Cultus, berichtet folgende Sage weniger versteckt, als die andern in diesen Kreis gehörenden:

Die heilige Linde, welche nahe bei der Stadt Rastenburg steht, war schon als Wallfahrtsort berühmt. In der Heidenzeit stand hier eine übergroße Linde, unter welcher kleine unterirdische Männlein, Perstuden geheißen, ihre Wohnung hatten. Dieselben erschienen den Kranken in mondhellern Nächten^{*)} und heilten sie. Um sie zu verehren, wurde ihnen Abends ein Tisch mit Speisen und Getränk unter den Baum gestellt. War am nächsten Morgen nichts mehr auf dem Tische gefunden, so war es ein gutes Zeichen; blieben sie unberührt, so deutete man es als den Zorn der Götter, die nun von dem Hauße des Opfernnden gewichen seyen. Späterhin ist Heiligenlinde ein christlicher Wallfahrtsort geworden, und ist daselbst die Mutter Gottes verehrt. Als Veranlassung wird folgende Mähre erzählt:

Vor vielen hundert Jahren war zu Rastenburg ein Uebelthäter ins Gefängniß gesetzt, der den Tod verwirkt hatte. Am Tage vorher, da er gerichtet werden sollte, war ihm die heilige Jungfrau im Gefängnisse erschienen und hatte ihn mit tröstlichen Worten angeredet, ihm auch ein Stück Holz und ein Messer gegeben, mit dem Befehle, aus dem Holze zu schnitzeln, was er wolle. Dieses that er. Wie nun der Morgen herankam, und der arme Sünder vor das Gericht gestellt ward, da zeigte er das Stückchen Holz vor, an dem er in der Nacht geschnitzelt. Und siehe, auf demselben zeigte sich ein künstliches Marienbild, in dem Arme das Jesuskindlein haltend. Als der Richter nun erzählte, wie ihm die heilige Jungfrau erschienen, da erkannte man das Wunderwert, und ließ das Ge-

*) So auch Eisen und Beeren geschäftig sind.

richt den armen Sünder los. Darauf ging dieser, wie ihm die heil. Jungfrau befohlen, von Rastenburg gen Kößel, um das Bild auf die erste Linde zu setzen, die er auf seinem Wege antreffen würde. Er ging vier Tage in der Irre, bis er endlich unweit Kößel eine Linde fand. Auf diese setzte er sein Bild, welches nun große Wunder that. Es blieb nämlich von Stunde an die Linde grün, im Winter wie im Sommer. Bald darauf kam ein Blinder an die Linde, und sah plötzlich ein hellglänzend Licht. Er faßte nach demselben mit den Händen, das Licht aber kam von dem Bilde, und so wie er das Letztere berührt hatte, wurde er sehend. Darauf erhielt das Bild allgemeine Verehrung; selbst das Vieh, wenn es unter dem Baume hergetrieben wurde, hat vor ihm die Kniee gebogen. Als solches die Rastensburger hörten, gingen sie in großer Procession an den Ort, nahmen das Bild von seinem Orte und brachten es in die Stadt. Allein in der Nacht war das Bild aus der Stadt verschwunden, und hatte sich von selbst wieder zur Linde begeben. Als bald sind die Rastensburger mit einer größern Procession nochmals hingegangen, und haben das Bild geholt und in die Stadtkirche gesetzt. Aber am andern Morgen war es wieder verschwunden und zu seinem alten Orte zurückgekehrt. Da hat man es nicht wieder geholt, sondern an dem Platz eine Kapelle gebaut. Noch jetzt geschehen viele Wunder an der Heiligenlinde, und es ist merkwürdig, daß alle Bäume in derselben Gegend ihre Wipfel nach der Kapelle zu neigen, als wenn selbst die Pflanzen ihre Verehrung für den heiligen Platz zu erkennen geben wollten (Lettau und Lemme Ostpreuß. Volksr. Nr. 114).

Rastenburg scheint seinen Namen von dem Rasten des Marienbildes nach viertägigem Umhertragen erhalten zu haben. So heißt Baldrast auf dem Serlesberg südlich vom Badeort Winders im Tyrol von der Rast eines Holzhauers im Walde, wo er einschlummernd den Ton zweier Glöckchen vernahm, darüber erwachte, und vor sich auf dem Fleck, wo jetzt

die Kirche steht, eine Frau in weißen Kleidern, mit einem Kind im Arm erblickte, und die ihn ermahnte hier ihr eine Kapelle zu erbauen. Ich gebe die Sage vollständig, wie die von der Ode des Jesuiten Balde — der im 17. Jahrhundert dieses Gnadenbild besang — sich sehr unterscheidende ältere Relation sie erzählt:

Im Jahre 1392 sandte die große Frau im Himmel einen Engel aus nach Tyrol auf den Serlesberg. Der trat vor einen hohlen Ferkensstock und sprach zu ihm im Namen der Gottesmutter: „Du Stock sollst der Frauen im Himmel Bild fruchten!“ Das Bild wuchs nun im Stock, und zwei fromme Pirtknaben gewahrten sein zuerst (i. J. 1407). Bewundert liefen sie hinab zu den Bauern, und erzählten, was sie gesehen. Das heilige Bild wurde nun erkannt, mit einer Säge aus dem Stocke geschnitten, und einstweilen nach Matrey gebracht. Da stand es, bis ihm eine eigene Kirche zur Waldrafi gebaut wurde. Dazu bediente sich U. E. J. eines Holzhackers, Namens Ruzsch, aus Matrey, den sie im Traum zur Erbauung einer Kapelle aufforderte (s. oben).

Wie oben Maria, aus einer Linde singend, sich bemerkbar machte, so spricht sie in folgender Wähere aus der Fichte:

Um das Jahr 1297 ist der Anfang des Nonnenklosters Michelsstätten in Krain gemacht worden. Die Dokumente dieses Klosters zum Jahre 1300 zeichnen auf, daß ein Pfarrer des genannten Dorfes auf der Jagd einen Schall aus dem nächstgelegenen Walde vernommen, und als er demselben nachgegangen, sey er zu einer Fichte gelangt, von welcher die Stimme herausgehallt. Als die Fichte gefällt war, hat man ein ellenlanges Bildniß der Jungfrau Maria gefunden, so das Jesuskind auf den Armen gehalten. Davon ist dieser Ort „unserer lieben Frauen Thal“ benannt und eine Straße der Jungfrau Maria alwa aufgerichtet worden (Kaltenbäck Mariensf. Nr. 29).

Auch der Rußbaum ist Marien geheiligt. Die Kirche Sta. Maria del Popolo in Rom, welche außer andern Reliquien auch den Nabel von Christus besitzt, ist an einer Stelle erbaut, wo ein alter Rußbaum seine dickbelaubten Aeste ausbreitete, auf welchen aber Tausende von Teufeln herumschwärmten. Paschalis II. that den Baum in Bann, und das dankbare Volk ließ dafür die Kirche erbauen, daher der Name der Kirche del popolo. Die Teufel, die auf dem Baume ihren Aufenthalt hatten, waren gewiß Elfen oder Feen. Auch in Deutschland war dieser Glaube verbreitet, daher der Haß der Eiche — welche dem Blitz- und Lichtgott geheiligt war — gegen den, die Nacht (nox) verbildlichen Rußbaum (nux), beide Bäume können nicht neben einander stehen, ohne zu verderben, gleichwie Weißdorn und Schwarzdorn (Grimm, Mythol. S. CLII).

Daß die Haselstaube, welche zumeist im Rufe der Wunderthätigkeit *) stand, und die im Märchen von Aschenbrödel (s. S. 861), als Feenbaum eine Rolle spielt, auch der Maria nicht gleichgültig gewesen seyn könne, lässe sich auch dann voraussetzen, wenn kein Beleg aus dem Bereiche der Volksfagen aufzufinden wär. Glücklicher Weise finde ich aber einen solchen (in Kaltenbäck's Sammlung Nr. 36) vor:

Die böhmischen Grenzgebirge gegen das Boigtland hin, tragen eine Kirche und eine Kapelle, genannt: Maria im Haselstrauche oder auch „Maria Kulm.“ Darunter liegt das Städtchen Kulm gegründet von Bergleuten. Die Kirche wurde 1383 gestiftet. Die Entdeckung des in jener Kirche verehrten Marienbildes war einem Negger

*) Mit Haselruthen bezwingt man die Hexen (Prätorius Blutberg S. 116.)

vorbehalten, der nach Bieh ausging, und ermattet von der Mittagshitze unter einem Haselstrauch entschlummerte. Da hörte er im Schlafe sich dreimal rufen. Aufwachend bemerkte er im Strauch ein Marienbild. „Was ist das?“ fragte er sich, und sank nieder, ergriffen von der wunderbaren Erscheinung. Freundlich nickte das Bild ihm zu, und er, gestärkt und ermuntert, nahm das Bild in seine Arme und trug es nach Falkenau, wo er es in seinem Hause in einer schönen Kammer gar wohl verwahrte. Bald war aber das Bild aus seiner Wohnung wieder verschwunden; bestürzt ging er zum Haselstrauch und fand das Bild dort wieder. Da merkte er wohl, es wolle dasselbe nicht von der Stelle weichen, und habe seinen Sitz erwählt, wo er es fand. Also ließ er eine Hütte bauen und darüber ein Dach, so daß das Bild von Jedermann verehrt werden konnte. Als der Neßger gestorben war, stürzte das Dach zusammen und das Bild kam in Vergessenheit. Da begab es sich, daß ein wandernder Fassbindergefell sich gleichfalls an einem heißen Sommertag unter dem Haselstrauch niederlegte und entschlief. Da erschien ihm Maria die Himmelskönigin, und entdeckte ihm, daß während seiner Wanderschaft seine Eltern verstorben wären, und verpflichtete ihn zugleich, von seiner Erbschaft ihr eine Kapelle zu bauen. Er gehorchte. Seitdem erhielt das Bild den Namen Maria Kulm, weil die Kapelle auf einem Gipfel (in *culmine montis*) erbaut wurde. Diese Kapelle stand allen Andächtigen offen. Rings um dieselbe erwuchs wildes Gesträuch, und allenthalben gaben tiefe Klüften vielen Büßenden Aufenthalt. Bald aber wurden diese Höhlen Schlupfwinkel von Räubern. Diese wurden von einem Ritter von Ragengrün aus Falkenau in ihren Bergschluchten überfallen, und von den hier vorgefundenen, durch Raub zusammengescharrten Kostbarkeiten, deren Eigenthümer nicht ausfindig gemacht werden konnten, eine Kirche über das Marienbild erbaut. Die Menge der Andächtigen, die jetzt hinströmten, faßte der kleine Raum nicht mehr, und so wurde 1499 eine neue Kapelle gebaut. Das Bild der h. Jungfrau ist aus Lindenholz geschnitten, sitzend auf einem Sessel, das Jesuskind auf ihrem Schooß hält in der rechten

Hand einen Apfel (als Symbol der Weltgelt). Noch jetzt wird hierer zahlreich gewallfahrtet.

Unter den Blumen waren Rosen und Lilien die gewöhnlichen Sinnbilder der Freu. Die drei Lilien im französischen Wappen gehörten ursprünglich der von den Galliern verehrten Isis, welcher schon die Ägypter das Symbol des Geburtsorgans (vgl. S. 752), nämlich die Lilie — diese Geburtsstätte und Hochzeitsbett von Isis und Osiris, die schon im Mutterleib sich begatteten, und noch sollen Staubfäden und Pistill dieser Blume *) an die einstige Vereinigung jenes Ehepaars erinnern — geweiht hatten, wie die Griechen der Aphrodite (Athen. XV, 681) und der Ebruggottin Hete (Clem. Alex. Paedagog. II, S. p. 213 ed. Potter) — daher Homer Weiden das Prädicat „Mutterarmig“ verlieh — und die Indier der Lakshmi, von der alle Fruchtbarkeit ausgeht (Böhlen's Ind. I. S. 194). Damit steht ebenso wenig im Widerspruch die indische Sage: die Lotusblume habe die Eigenschaft, daß man mit ihr die Tugend der Frauen prüfen könne (Katha Sarit Sagara Bz. 1839 p. 56 sq), als jene spanische Sage: in den Thälern des Gichwalberges bei Alcoya im Königreich Valencia sey das Bild der unbefleckten Empfängniß Mariä in einer Lilienzwiebel aufgefunden worden, mit der Vorstellung von der Jungfräulichkeit der Gnadenmutter, die ja — ebenso, wie einst Juno Lucina, von kreischenden Frauen angerufen wird. Wenn in der Schamhöhle der weiblichen Mumien Ägyptens die Lilien- oder Lotuszwiebel angetroffen wurde, so erklärt diesen Brauch eine Grabchrift, in welcher Osiris eine

*) Der Kelch das Geburtsorgan, der Staubfäden das Zeugsglied.

verstorbene Frau, Namens Thebe *) mit der Formel tröset: „Deine Blume wird sich wieder aufrichten“ (Cruizer Symb. I. S. 288), d. h. aus dem Tode entsteht neues Leben. Zu demselben Zwecke wurden auch Wollustbilder den Todten mitgegeben (f. S. 281). Aus diesem Gesichtspunkte will die bekannte Sage **) von jenem Mitter erklärt seyn, welcher dem ununterbrochenen „Ave Maria“ Beten es zu verdanken hatte, daß aus seinem Grabe eine Lilie hervorsproßte, deren Stengel man beim Aufgraben der Leiche im Munde des ritterlichen Marienverehrer gefunden haben wollte. Aber auch von der Rose geht eine ähnliche Sage:

Im Kloster Doel lebte ein Mönch, der alle Tage fünf Psalmen sang, die mit den Anfangsbuchstaben des Namens der heil. Jungfrau begannen. Es geschah nun im Jahr 1186 am Feste des h. Andreas, als die Mönche zur Nachtvigilie sich in der Klosterkirche versammelt hatten, daß der Subprior die Runde machte, um zu sehen, ob Alle da wären. Er fand Alle zugegen, seinen Bruder Josbert, jenen frommen Marienverehrer ausgenommen. Das wunderte ihn; er ging zur Schlafkammer und zu Josberts Bette, denn er dachte ihn noch schlafend zu finden. Aber er fand ihn kalt und todt, und sah zugleich ein unerhörtes Wunder, nämlich fünf Rosen, die aus des Pingschleidenen Mund, Augen und Ohren hervorblickten, und auf denen die ersten Verse der fünf Psalmen standen, die Josbert zur Ehre Marias zu beten gewohnt war. Bald verbreitete sich das Gerücht von diesem Wunder, und der Bischof kam und nahm die Rose aus dem Munde, legte sie in ein krystallnes Kästchen und befahl dies auf dem Altare aufzustellen. Im dem Augenblicke aber, wo er die Rose genommen, sanken die andern vier hin und verloren alle ihre Zierde. (Wolf deutsche Sagen Nr. 59.)

*) Thebe war das Prädicat der im ägyptischen Theben verehrten Isis *Θαπεια*.

**) Pfeiffers Marien-Legenden No. 15.

Schon die Alten setzten die Rose auf Grabhaine (Winkelmanns Werke II, S. 561), und im homerischen Hymnus auf die Todtenfrau Demeter, wird als Gespielin ihrer Tochter der Todtengöttin Persephone die Nymphe Rhodope genannt, welche, s. v. a. die Rosenäugige bedeutet. Als Todtenblume war die Rose auch dem unterirdischen Dionysus (Zagreus) geweiht, demselben Gott, der vor die Thore des Schattentrichs einen Phallus hingepflanzte.

Aber nur deshalb waren Rosen und Lilien Todtavorzeichen, nicht nur in Deutschland (vgl. S. 888), sondern auch bei den scandinavischen Völkern — denn in Schweden reicht Maria sterbenden Kindern eine Lilie oder Rose dar (Afzelius Schwed. Volksf. III) — weil sie als Geburtssymbole tröstende Sinnbilder der Auferstehung nach dem Tode seyn sollten.

Wie die Lilie ist auch die Rose als Symbol der Empfängniß Attribut der Maria geworden, welche obzschon Königin der Jungfrauen, dennoch — seitdem sie an die Stelle der Mondgöttin zc. getreten, — die Niederkunft der Frauen beschützt und die Geburt erleichtert. An die gewöhnliche Rose darf man, um das Symbol natürlich zu finden, freilich nicht denken, sondern an die, wegen ihrer Eigenthümlichkeit von Linnaé „Auferstehungsblume“ (Anastatica hierocuntica) benannte „Rose von Jericho.“ Sie ist in Arabien und Palästina zu Hause, wo sie in sandigen Ebenen und vegetationsarmen dürrten Gegenden wächst. Ein Samenkorn mitten in einem solchen Striche krümmt und schlägt Wurzeln zu einer Zeit, wo der Wind ruhig ist, somit auch der Sand nicht hin und her gejagt wird. Sie zieht aus der Atmosphäre alle darin befindliche Feuchtigkeit an sich, treibt Blätter und Zweige

und setzt sich im Boden fest. Endlich aber stirbt die Pflanze ab, denn sie ist jährig und zieht alle Zweige und Wurzeln zu einem Knoten zusammen, hat jedoch damit noch nicht, wie andere Pflanzen, ihre Laufbahn geschlossen. Im August, wo die erste Vegetationsperiode zu Ende ist, beginnen die Winde und treiben den Sand fort. Eine so leicht ausgetrocknete Pflanze, wie der geschilderte Knollen, wird mit fortgerissen und läßt auf ihrem Wege die Körner fallen, die wieder einer ihr ähnlichen Pflanze das Daseyn geben. Aber dieser Lauf durch die Lüfte nimmt ein Ende, das lange umhergeworfene Gewächs bleibt endlich liegen, und merkwürdiger Weise immer an feuchten Orten, deshalb findet man so viele an den Ufern des Jordan. Hier scheint sie von der langen Reise auszuruhen, sie athmet auf, Stengel, Wurzeln und Zweige werden wieder weich, dehnen sich aus und schwellen auf, die Saugröhren erwachen wieder zum Leben und ein neuer Saft durchdringt den Stengel, die Blüten entwickeln sich und die Pflanze gelangt zum zweiten Mal zur Reife. Es ist dieß eine wahre Wiedergeburt, und darum heißt diese Pflanze: „Auferstehungsblume (Anastatica).“ Die Eigenschaft der Pflanze, sich aufs Neue zu beleben, wenn sie ins Wasser kommt, machte frühzeitig Eindruck auf die Völker des Landes, wo sie heimisch ist, und sie glaubten: wenn man diese Pflanze in ausgetrocknetem Zustande ins Wasser lege, zur Zeit, wo eine Frau die ersten Geburtsschmerzen empfinde, so müsse sie sich wieder belebt haben bei der Geburt des Kindes. Darauf hat sich seit uralter Zeit ein abergläu-

bisher Gebrauch gegründet, da allerdings die Entwicklung der Pflanze und die Geburt des Kindes oft gleichzeitig erfolgen, und das Volk des Landes nennt die Pflanze „Hand Maria's“ (Chaf Mariam) weil Maria die Gebärenden in ihren Schutz nimmt und über Hand die Niederkunft erleichtert. In Europa hat aber ihr Gaspard Baudin i. J. 1560, mit Rücksicht auf ihr Heimatland, den Namen „Rose von Jericho“ gegeben (Echo du Monde savant 1841 Nr. 667. 670. 673).

Wie nun die Sinnbilder der Geburt als Todeszeichen dienen, weil der Tod dem neuen, oder im geistlichen Sinne: dem wahren Leben — als Gegensatz zum Scheinleben des Erdenbestehens — vorhergeht, so hat die mystische Sprache in anderer Beziehung die Vereinigung des Geopferten mit der Gottheit unter dem Bilde einer Hochzeit aufgefaßt. Ein Beispiel dieser Art theilt Daumer (a. a. D. II. S. 18) mit: Ein in der Kirche wohnender und verpflegter Knabe war von einem Muttergottesbilde auf den kommenden Sonntag zur Hochzeit geladen, und starb am Sonntag beim Empfang des Abendmahls am Altare. Ein anderes Beispiel wird dort aus Bovius „marianischem Gnadenbuch“ (Buch III. Cr. 26. S. 94 ff. Augsb. 1737) angeführt. „Ein sehr junger Mönch stand in einer Kapelle seines Klosters, und glaubte zu vernehmen, daß das vor ihm befindliche Marienbild, auf das in seinem Schooße ruhende Jesuskind hinweisend, ihn anbetete: „Das Kind, das du so innig liebst, ladet dich zu seiner Hochzeit ein.“ Der Abt, dem er davon Mittheilung machte, trug ihm auf, dem Bilde zu sagen, daß auch er gern mit zur Hochzeit ginge. Das Bild entgegnete: auch der Abt solle kommen, und zwar näch-

stieß am 6. Pfingsttag, wenn man in der Letzt dem *Gymnus: Veni creator spiritus!* intonirt haben würde. Hierauf legte der Abt eine Generalbeichte ab, und ließ den Knaben dasselbe thun. Am bestimmten Tage las er die Messe, communicirte jenen, verfügte sich mit ihm und andern Mönchen in den Chor zum *Officium*, und gab beim Intoniren des genannten Gesanges zugleich mit dem jungen Mönche (wiewohl sie Beide frisch und gesund waren), den Geist auf.“ Man müßte völlig blind seyn, setzt Daumer hinzu, um nicht zu sehen, daß hier von der Opferung eines im Kloster gehaltenen und in die Gemeinschaft der Mönche aufgenommenen Knaben, mit dem sich zugleich der Abt in den Tod gibt, die Rede sey.

Also der Pfingsttag war der Opferungstag. Aber eben um Pfingsten wirft man gewissen Flußgeistern, wie in Rußland den *Russalkys*, Opferspeisen in die Flut, damit sie die Schwimmenden verschonen. Von den Nixen sind vielfache Sagen verbreitet, daß sie schmucke Jünglinge verführen und durch ihre Reize in das Wellengrab locken. Von den Elfen und Feen erzählt man sich ähnliche Verbindungen mit Menschen. Eigentlich sind ja die Feen auch See- und Quellgeister und erscheinen daher auch oft als Schwanzjungfrauen, oder sie haben, wie *Bertha*, die fabelhafte Mutter *Bipins* von Frankreich, noch den Gänsefuß, als Abzeichen behalten *). Zu dieser Klasse gehörten die drei Schwanzjungfrauen, welche *Grimm* (*Myth.* S. 398 ff.)

*) Daß die Bildsäule der reinen *Pedagoque* d. h. der *regina pedanae* an verschiedenen alten Kirchen in *Dijon*, *Reble*, *Revers* u. angebracht ist, beweist eben, wie *Bertha* eine aus dem heidnischen Cultus überkommene Gottheit sey, die von der christlichen Geistlichkeit, um tolerirt zu werden, anthropisirt wurde.

mit den drei Schicksalsnornen (Barzen, spinnende Fern) zusammenstellt. Brunhilde, die wir oben als die Waltyre Hilde kennen lernten, wird (Fornald Sög. I, 186) mit dem „Schwan auf der Welle“ verglichen. Solche Schwanjungfrauen sind auch die weisen Meerweiber, denen Hagen ihr „wunderlich gewant“ wegnimmt, und nicht eher wiedergibt, bis sie ihm geweissagt *). Das eine Meerweib heißt Sigliet; Sigeline ist auch der Name einer Waltyre. Ebenso ist der Vogel, welcher zu der trauernden Gudrun (1166 ff.), als sie in der Gefangenschaft am Strande wäscht, heranschwimmt und ihr ihre Befreiung verkündet, eine Schwanjungfrau **). Die Sage von Wieland und den drei Waltyren kehrt noch im spätern Gedichte von Friedrich von Schwaben wieder. Der Held sucht unter dem Namen Wieland seine geliebte Angelburg. Als er an dem Orte angekommen ist, wo sein Wunsch erfüllt werden soll, sieht er drei Tauben zu einer Quelle fliegen, die sich darin baden wollen ***). Indem sie die Erde berühren, werden sie zu Jungfrauen. Sie werfen ihre Gewänder ab und springen ins Wasser. Wieland, durch Hilfe einer Wurzel unsichtbar, nimmt ihnen die Kleider weg (deutsche Heldensf. 401), und bekömmt sie dadurch in seine Gewalt, wie man sich

*) In einer jüdischen Sage paßt ein Kabbalist dem mitternächtlichen Tanz der Leichen auf den Gräbern ab; während dessen diese ihre Tobtenhemde abgeworfen haben, entwendet er ein solches, und will es dem Besessenen, der es nach der Geisterstunde wieder anlegen will, nicht eher wiedergeben, bis er ihm die Ursache der herrschenden Seuche anzeigt.

***) Die Uebersetzung macht die Schwanjungfrau zu einem Engel, der des Vogels Gestalt annahm.

****) Die Taube (*πελελα*, columba) heißt nach dem Schwimmen (*πλέω* = *κολυμβάω*).

sonst der Eisen, Kobolde &c. bemächtigt, wenn man ihnen ein Kleidungsstück, den Schleier, die Mütze, den Schuh &c. entwendet.

Wenn Arthur tödtlich verwundet aus der Schlacht von der Fee Morgane auf ihre Insel Avallon entrückt wird, was heißt dieß anders, als: er ist auf die Insel der Seligen versetzt worden? Dieß ergibt sich schon aus der märchenhaften Schilderung jenes Eilands. Man muß nämlich wissen, daß die Mauern des Schlosses zu Avallon — wie jene des himmlischen Jerusalems — aus purem Gold und Edelsteinen zusammengesetzt sind, daß ihr Glanz den der Sonne verdunkelt u. dgl. m. Hier vernimmt das Ohr die lieblichsten Melodien. Die Feen, welche diese Insel zu ihrem Aufenthalt erwählten — also die abgewandenen Geister — heilen alle Schmerzen des Leibes und der Seele. Dieß soll wohl heißen: sie sind durch Befreiung von der gebrechlichen Materie und durch seliges Vergessen (Lethe) ihres Zustandes auf der Erde, selber von allen diesen Leiden befreit? Dieß deutet die Sage von Odier dem Dänen an, dem seine Geliebte, die Fee Morgane, die Krone der Vergessenheit aufgesetzt hatte. Auf ihrer Insel herrscht ewiger Friede, weder Hitze noch Kälte empfindet man hier, denn stets wehen nur liebliche Zephyre. Jahrhunderte verfließen hier wie Secunden, und nie übersättigen die Herrlichkeiten und Vergnügungen, an welchen man sich daselbst weidet. Kurz, Avallon ist, wie der Hesperidengarten mit seinen goldenen Äpfeln, das Land der ewigen Jugend, darum heißt es auch die Äpfelinsel, denn Iduna's Äpfel belehren und durch ihre verjüngende Eigenschaft, was man unter den 147 Äpfelbäumen der Druiden auf Avallon sich zu denken habe, nämlich die Wiedergeburt der Seelen;

denn das irdische Seyn ist in der unflüchtigen Strafe ein fortwährendes Sterben; schon Plato nannte den Leib den Sarg der Seele, und der christliche Kalender feiert den Sterbetag jedes Heiligen als dessen Geburtstag.

Aus dem Vorhergehenden darf man also folgern, daß wenn ein von einer Fee geliebter Sterblicher nach längerem Unflüchtbarseyn wieder auf einige Zeit zur Oberwelt zurückkehrte, er schwerlich den Leib mitbrachte; oder wenn seine Handlungen auf ein körperliches Wesen schließen lassen, ist mit Sicherheit ein jüngeres Alter des Märchens vorauszusetzen, dessen Erzähler in einer dem Alterthum ganz fernen Zeit lebend, den eigentlichen Sinn der Tradition nicht mehr verstand. Von dieser Art ist folgende französische Sage:

Ein Edelmann von Argouges, bei Bayeux, begegnete einstmals auf der Jagd einer Gesellschaft von zwanzig Frauen, alle waren von ungewöhnlicher Schönheit, und ritten auf weißen Zestern. Eine schien ihre Königin zu seyn. In diese verliebte er sich, und beschloß ihr seine Hand anzutragen. Er erhielt keinen Korb, denn die Fee — eine solche war die Dame — hatte ihn schon längst zu ihrem Schüßling erwählt, ihm auch zu einem Sitz über einen gewaltigen Riesen verholfen. Sie liebte ihn dermaßen, daß sie sich sogar von ihm bereden ließ, auch seinen Glauben anzunehmen. Aber sie stellte die eine Bedingung auf, daß er in ihrer Gegenwart nie das Wort „Tod“ über die Lippen bringe. Der Liebhaber ließ sich diese Klausel gerne gefallen, und bald vermehrte liebliche Kinder das Glück seiner Ehe. So verfloßen mehrere glückliche Jahre, als ein trivialer Zufall das ungeliebte Wort über seine Lippen brachte, und ihn vom Gipfel seines Glückes stürzte. Dies hatte sich, wie folgt ereignet. Die beiden Gatten hatten eines Tages einem Turnier beiwohnen wollen. Die Dame beschäftigte sich allzulange mit ihrem Anpuß, worüber der Herr Gemahl unwillig wurde.

Als sie endlich aus ihrem Zimmer heraustrat, konnte er seinen Zorn nicht besiegen, und rief ihr entgegen: „Schöne Frau, habt doch die Güte den Tod aufzusuchen, denn Ihr braucht viel Zeit zu Euern Geschäften“). Kaum war das verhängnißvolle Wort ausgesprochen, als die Fee mit einem herzerreißenden Schrei verschwand. Seitdem erschert sie allnächtlich in weißem Gewande, und macht ihre Wanderungen um das Schloß. Zuweilen will man unter ihren Klagetönen, die sie ausstößt, ganz deutlich das Wort: „der Tod! der Tod!“ vernommen haben“).

Offenbar hat man hier eine der vielen Sagen von der weißen Frau vor sich, deren Erscheinen, wie bei der Fee Melusine — die ja auch durch einen Wortbruch ihres Gatten zum Gespenste wurde — den Tod eines Familiengliedes anzeigen soll. Daß sie Tod! Tod! gerufen, ist der Zusatz des Erzählers, veranlaßt durch die Tod verkündende Erscheinung. Endlich erfuhr die kurze Gespenstergeschichte selber noch eine Deutung und diese bestand darin, daß die Fee das Wort „Tod“ nicht hören mag; nur unter dem ihr geleisteten Versprechen, es nie vernehmen zu lassen, erhält der Geliebte ihre Hand, und sein Wortbruch entreißt sie ihm wieder. Darauf sollen nun die Worte des Gespenstes: der Tod! der Tod! gleichsam hinweisend auf die Ursache ihres Unglücks, anspielen.

So lagert sich um den Kern noch vieler andern Sagen eine Rinde über die andere, bis die ursprüngliche Gestaltung gar nicht mehr sich herausfinden läßt. Wie die Geschichtsnarren stets bei der Hand sind, um auch der handgreiflichsten Fabel einen historischen Uebertwurf zu geben, so zeigte sich ein solches Individuum auch

*) Belle dame, seriez bonne à aller chercher la mort, car vous êtes bien longue en vos besoiunes.

***) Boasquet, in Normandie p. 98.

hier geschäftig. Herr Anquet erwarb sich das Verdienst, die Entstehungsgeschichte dieses Märchens auszuarbeiten. Ihm zufolge hieß jener Edelmann mit dem Vornamen Robert; der Riese, welchen er durch den Beistand der Fee besiegte, war ein Deutscher, Namens Bruno. Dies geschah im Jahr 1106 bei der Belagerung von Bayeux durch Heinrich I. Wie aber mischte sich eine Fee in diesen Kampf? Auch jetzt ist der wackerere Ausleger um eine Antwort nicht verlegen. Man findet nämlich auf dem Wappenschild des Hauses Argouges die Religion unter dem Bilde einer Frau, die bis zum Nabel in einem Schiffe steht und darunter die Devise: à la fé (statt à la foi!) was das Volk: à la fée! verstand.

Wer aber aus den oben vorgetragenen Sätzen die Ueberzeugung gewonnen hat, daß alle Feen d. h. alle weiblichen Geister weiße Frauen sind, und daß das Erscheinen eines Familiengespenstes (Ahnfrau) einem Gliede der Familie den nahen Tod anzeige, der wird leicht abmerken, daß die fortbildende Sage es war, welche der Arschelnung die Worte: Tod! Tod! in den Mund legte; bis man endlich das Märchen, noch zu dürftig findend, die seltsame Klausel in dem Ehekontrakt erfand, aus welcher man entnimmt, daß die Feen das Wort „Tod“ ebenso ungern hören als der Teufel, wenn man ihn bei seinem eigentlichen Namen ruft.

Weil nicht alle abgeschiedenen Geister während ihres Ardentwallens einen tugendhaften Lebenswandel säuberten, so haben die Bewohner von Wales zwei Gattungen von Feen angenommen, als: 1) die Tylwith-Teig (die schöne Familie), diese sind wohlwollend, sie erzeugten das Sprichwort in Frankreich: schön wie eine

Fee *), und die gansfüßige Vertba, Blanca (f. S. 843 u. 905), sowie die Schwanzjungfrau Sigunne, welche „die schönste über alle Lande“ heißt, gehört zu ihnen. Diese Fernart belohnt gastfreie Hausfrauen, treue Diener und gehorsame Kinder. 2) Die Ellylon hingegen — mit denen man in Frankreich die Lutins, in Deutschland die Kobolde vergleichen dürfte — sind mutwillig und boshaft. Was nun die Erßlern betrifft, so läßt die wälsche Sage sie in einem Felsen am Seeufer wohnen. Und in der ersten Mainacht, wo die alten Römer die Manen losgelassen dachten, wo Ceridwens blutige Mysterien gefeiert wurden, wo die Hexen auf den Blocksberg ziehen, da öffnete sich sonst eine Thüre. Wer hineintrat, kam auf eine Insel im See — die Geißerinsel — wo man die schönsten Blumen und Früchte antraf. Doch durfte nichts von der Insel weggetragen werden (wenn man nicht die Raschhaftigkeit, wie einst Proserpine, hüßen wollte, die durch den Genuß eines Granatapfels sich den Rückweg aus der Unterwelt versperrt hatte). Einer Sage zufolge hatte ein Gast sein Gelüste nicht unterdrücken können. Am Ausgang des dunkeln Ganges verschwand ihm die gepflückte Blume. Seitdem ist die Thüre geschlossen, und die Insel wird vom Ufer aus nicht mehr gesehen. Nur einen starken Nebel bemerkt man auf der Mitte des Wassers. („Ausl.“ 1841 Nr. 76.)

Maurv sagt in seinem gebaltvollen Schriftchen „les Fées du moyen-âge,“ daß der Glaube an Fern die einzige Spur sey, welche das Druidenthum von seiner ehemaligen Existenz zurückgelassen. Die Fern

*) Um etwas Nichtexistirendes zu bezeichnen, sagte man: schöner als eine Fee.

bilden gleichsam den Vereinigungspunkt für alle Erinnerungen an die alte Religion der Gallier. Die Tombelles (Grabstätten), Menhirs und bedeckten Allen hat das Volk unter ihren Schutz gestellt. Bei Bihiers (Departement Maine und Loire) heißt ein solcher Grabhügel der alten Gallier: „la Motte aux fées;“ auf der Insel Gorcoury bei Saintes heißt ein solcher le Terrier de la fado (Fre). Zu Offe (Dep. Ille und Vilaine) zeigt man den berühmten Farnfelsen; bei Vienne gibt es einen Farnborn; zu Langeac in der Auvergne besitzt man „Peyrres de las fades,“ bei Roailles (Dep. Dife) einen „Farnstein“ (pierre aux fees); in Ste. Helene (Lozère Dep.) zeigt man „lou Bertel de las fadas“ (die Farnspindel, ital. berticello, hat vielleicht davon die spinnende Abtigin Bertha ihren Namen?) Die Dolmens von St. Moriz hat das Volk „Oustals de la fadas“ (Farnhäuschen) genannt. Auf der Straße von Dijon nach Blombieres gibt es Druidenhöhlen, die jetzt Farnhöhlen (Tours des fées) heißen. Eine Farnhöhle zeigt man auch bei den Ruinen des Schlosses Urfé. An der Grenze der Auvergne befindet sich am linken Ufer der Vorne bei dem Dorfe gleichen Namens in der Seitenwand des Felsens eine Höhle, welche von den dortigen Einwohnern „die Farnkammer“ genannt wird, sämtlich Spuren keltischer Zeit. Die Steine, welche zu Binols, fünf Meilen von St. Flour, angetroffen werden, läßt der Volksglaube von Farn dabingetragen seyn*). Jener Druidenstein, welcher 6 Meilen süd-

*) Diese Beschäftigung verschmäht auch Maria nicht. Ihr wurde da eine Kapelle erbaut, wo sie Erde niedergelegt hatte, die sie in ihrer Schwärze weit hergeholt. (Schreiber bist. Ztsch. 1839 S. 119.)

östlich von Blois, zwischen den Gemeinden Pont-Leroy und Thenay angetroffen wird, heißt „Mitternachtsstein“ (Pierre de minuit), weil er in der Mitternachtsstunde der Christnacht sich im Kreise drehen soll. Man hält diesen Zauber für ein Werk der Feen. In der Nähe von Tours zeigt man einen ähnlichen Stein, von welchem die Sage geht, daß die Feen ihn auf ihren Fingerspitzen dahin getragen.

Auch diese Sage wurde in andern Gegenden Frankreichs auf die heilige Jungfrau übertragen. In der Charentégegend, im Bezirke Cognac, und der Gemeinde St. Fort am Flüsschen Ney liegt ein ungeheurer Stein. Diesen hat Maria auf ihrem Kopf dahin getragen und zugleich vier Pfeiler in ihrer Schürze; als sie aber über den Fluß ging, entfiel ihr ein Pfeiler in den Sumpf von St. Fort*). Dabei wird man an jene attische Mythe erinnert, welcher zufolge Athene zur Befestigung der Akropolis einen Berg von Pallene herbeiholen wollte, aber unterwegs, erschrocken über die Verkündigung einer Krähe, ihn hinfallen ließ, wo er auch liegen blieb**).

Wenn man den Landleuten in Nieder-Bretagne glauben darf, so halten die Corrigans (Feen) allnächtlich um die Dolmens und Menhirs von Carnak und Locmariaker ihre Rundtänze, also an denselben Stätten, wo einst die Druidinnen ihre mysteriösen Zusammenkünfte hielten. Maury ist der Meinung, daß die Feen Personifikationen der in den ersten christlichen Jahrhunderten noch fortbestandenen Anhänglichkeit an den untergegangenen Druidenglauben wären. Der Zweifel

*) Mem. des antiquaires VII, 31.

***) Antiqui Caryati hist. mirabil. c. 12. Lips. 1791.

an die Aufrichtigkeit des neuen Bekenntnisses bei manchen zum Christenthum Bekehrten veranlaßte vielleicht zur Bekämpfung dieses Mißtrauens, den Feen folgende Versicherungen ihrer Rechtgläubigkeit in den Mund zu legen. So betheuert Melusine ihrem Raymond, daß sie eine fromme Christin sey (!) und die Fee Melior legt ihr christliches Glaubensbekenntniß ihrem Geliebten, Barthelemy von Blois, im Brautbett ab (!). Die Landleute der Nieder-Bretagne lassen sich dadurch dennoch nicht von der vorgefaßten Meinung abbringen, daß das Christenthum den Feen ein Stein des Anstoßes sey. So viel soll ausgemacht seyn, daß die Feen auf die Geistlichkeit nicht gut zu sprechen sind. Auf die heilige Jungfrau aber haben sie einen besondern Haß *). Diese Abneigung geht so weit, daß der Samstag, weil er Marien geheiligt, für die Feen ein Unglückstag ist; wie die Geschichte Melusines belehrt, die am Sonnabend von ihrem Gemahl im Bade belauscht wurde, was für Beide so üble Folgen hatte.

Noch im 17. Jahrhundert wurde in der Kirche zu Poissy eine Messe gelesen, um das Land vor den bösen Einflüssen zu schützen. (Walkenaer, preface des Contes de Perrault.) In Lothringen herrscht der Glaube: die Feen würden ihre frühere Macht wieder gewinnen, wenn das Johannes-Evangelium nicht fleißig abgelesen würde. (Beaulieu, Archaeol. de la Lorraine I, p. 167.) Aus dem von Laverdy (Notices et extraits des manuscrits de la Bibliothèque royale t. 3) veröffentlichten Proceß der Jungfrau von Orleans ist bekannt, daß alljährlich der Pfarrer von Domremy bei dem Feenbaum, unter wel-

*) Begründet, weil sie in alle ihre Rechte eintrat.

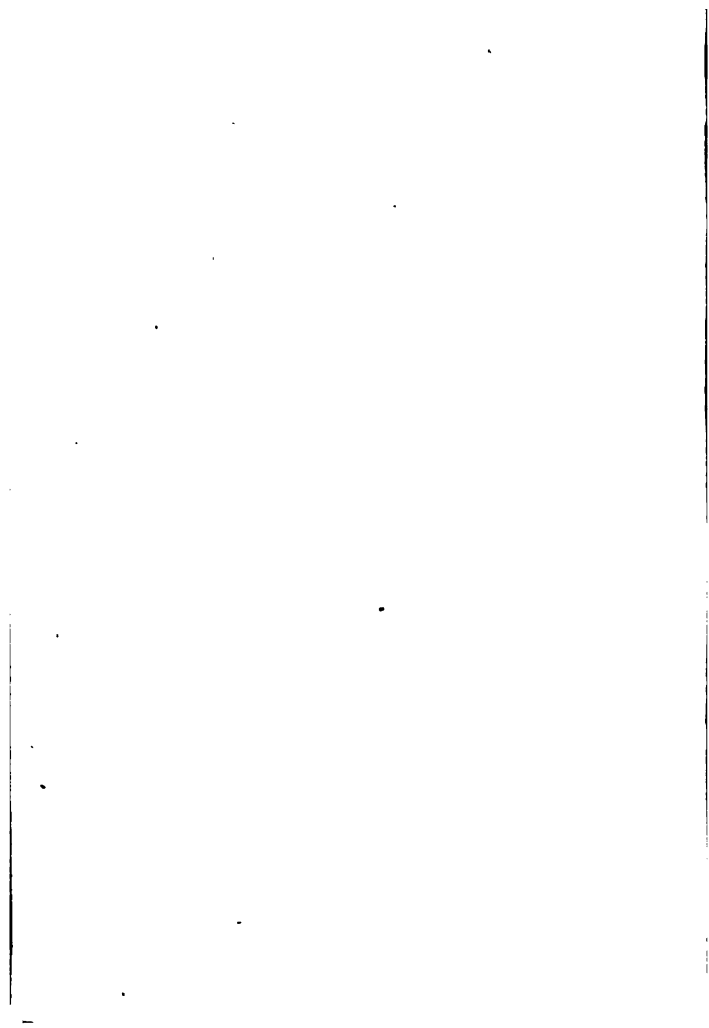
dem Johanna ihre Visionen hatte, das Johannes-Evangelium ablas.

Das Mißtrauen, welches die Geistlichkeit gegen die Feen zu verbreiten sich bemühte, konnte dem Glauben an ihre wunderbare Schönheit keinen Abbruch thun; man suchte also auf andern Wege das Volk von der Verehrung dieser Wesen abzubringen. Man dichtete ihnen irgend ein häßliches Attribut an, wie z. B. der Melusine den Schlangenschweif, den man jeden Samstag an ihr bemerken könne. Endlich ging man noch weiter. Da man ihre Unsterblichkeit nicht wohl abläugnen konnte, so legte man diesen Vorzug, den sie vor dem Menschengeschlechte besitzen, als eine Strafe aus, wie Bojardo im „verliebten Roland“ (26ster Ges. 15. Stanze) singt:

„Die Fee kann nicht ersterben,
Sie harret bis zum jüngsten Tage“

wo nämlich das Gericht über die Dämonen beginnen soll. Diese Unsterblichkeit ist nun so wenig beneidenswerth wie jene des Lichon; sie ist eigentlich nur ein langes Greisenalter, begleitet von allen Uebeln, die dasselbe zur Folge hat, aber ohne Hoffnung, durch den Tod von denselben befreit zu werden. Darauf zielt Ariost, wenn er im „rasenden Roland“ (Ges. 43, Stanze 98) die Nanto sagen läßt:

Von allen Uebeln dieses Lebens
Dringt nur der Tod auf uns nicht ein;
Wir wünschen ihn herbei vergebens,
Damit noch herber unsre Pein.

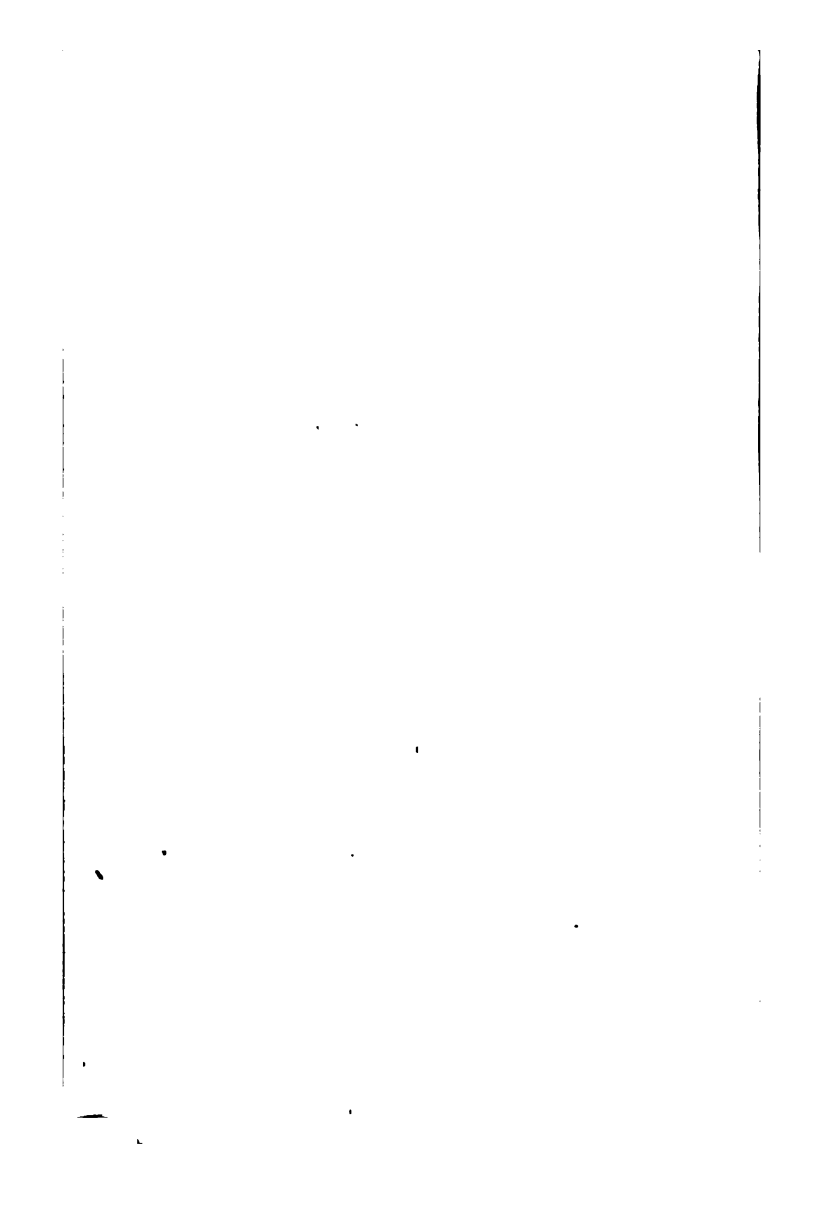


Sechsendreißigste Belle.

Sagenbildungen,

welche

aus dem Bestreben: Naturphänomene, Local-Eigen-
thümlichkeiten, Orts- und Personennamen, monu-
mentale Bilder, Wahrzeichen u. s. w. zu deuten,
entstanden sind.



I. Himmelserscheinungen.

Sonne und Mond wurden bei allen Völkern, bald als Mann und Frau, bald als Bruder und Schwester personificirt. In der nordischen Mythe heißen sie Sol und Mani, ihr Vater Mundilfari, d. i. der drehende Fixsternhimmel *). Die Asen versetzten Sonne und Mond an den Himmel, und gaben ihnen Wagen und Rosse, um am Himmelsbogen herumzufahren **). Die Rosse der Sonne heißen Arvakt (der Frühlwache), und Alfwidr (der Allkluge, vielleicht weil dem Blick der Sonne sich nichts zu entziehen vermag?). An ihren Bugen sind Blasebälge angebracht, um die Blut abzuführen, welche sonst alle Wesen und Pflanzen verkoblen würde; Andere deuten sie auf die frischen Morgenwinde.

*) Nach Thorkelin zur ältern Edda I. 15. von fara, fahren oder führen, und mandul: Achse, Rolle, Mandel, Mangel; (μαγγανον, Maschine, μάνδαλος Ringel, lat. mangonium, Lat. med. aevi: manganum, Wurfmaschine, altd. Mänge. Ob man dabei an den indischen Weltberg Mandar (mandus) denken dürfte, den Riesen (Elemente) im Milchmeer an der (Zeit-) Schlange Ananda (Unendlich) umquirlten?

***) Ps. 19, 6. geht die (bei den Orientalen männlich gefaßte) Sonne „wie ein Bräutigam aus seiner Kammer (im Meere, wo sie Abends einkehrt), und freut sich wie ein Held zu laufen den Weg.“ Die Griechen ehrten die Sonne an ihren Festen durch nachahmende Wettläufe, zu Fuße und zu Wagen, denn auch sie ließen Sonne und Mond auf Wagen fahren. (Iliad. 5, 720 sq.)

Die Letzten erzählen, wie Saule (Sonne) mit ihrem Manne Mehnes (Mond) die ersten Sterne (Swaigones) gezeugt, von welchen die übrigen Himmelslichter herkommen. Um diese kleine Sonnenmaid (Sauls mailas) frelten die Göttersöhne (Dewa dehli) und erhielten eine kleine Mitgabe. Ihren Mann aber, weil er treulos dem Morgenstern die Braut entführte, zerbrach die Frau Sonne mit scharfem Schwert in vier Viertel (Hagen's „Germania“ I. S. 28).

Dieselbe Sage findet sich in einer geringen Abweichung in Stenders keltischer Sprachlehre S. 662. Dort ist es der Bliggott Vertun, der die Sonne an ihrem ungetreuen Gatten rächt; und nicht in vier Theile, sondern in zwei Hälften spaltet sein Schwert (der Blitz) den Mond, diese sind in den beiden Mondvierteln zu sehen.

Die Schiffsleute hegen die Meinung, daß der Mond eine schwammige Natur habe, denn er saugt, besonders im Volllichte, oft in unglaublicher Kürze ganze Wolkenmeere in sich, und entschleiern den blauen Himmel. Der Mond ist durstig, sagen sie, und sauft das Gewölke. Dieses Phänomen zeigt sich auch wirklich am häufigsten zur Zeit des Vollmonds im Zwiellicht, und die Meteorologen sind mit der Erklärung dieser Erscheinung auch noch nicht ins Reine gekommen.

Das Märchen vom „Mann im Monde“ scheint ein etymologisches zu seyn. In der indischen Mythie heißt der Mann (Manu), als erstgeschaffener Mensch (manusha), nach seiner Herkunft aus dem Monde (ma, मण्ड). Jener Manu ist der ägyptische Menes und kretische Stiervater Minos, mit Anspielung auf die Hörner des Mondes *). Die Germanen leiten

*) Auch Manu nahm, als er sich zum Erstenmal begattete, Stiergestalt an. Als Gesetzgebender Stier Dharma (der wie Ri-

sich von Mannus, dem Sohn des Ihuico, des Luftgottes Ihus ab, wie Manu ein Sohn Brahma's war. Die Verschmelzung beider Bedeutungen (Mann und Mond) in den so nahe verwandten Wörtern zeigt auch der nordische Mana-garmr, wie der Alles verschlingende Hund heißt, welcher vom Tod aller Menschen lebt, und als Wolf auch den Mond verschlingen will. Sagen vergleicht auch das altd. Mane, Mond mit maenish, monisch, Mensch, und fügt hinzu: Erwägt man, daß der nordische Mani vielmehr der Führer des Mondes (tungl), als der Mond selber ist, so wird die weit verbreitete Vorstellung vom Mann im Monde wohl einen andern Sinn und Ursprung haben, als aus den Flecken im Monde, in welchen er doch eben so wenig zu erkennen ist, als das, was die Schweden noch darin sehen, nämlich zwei Männer, die einen großen Eimer an einer Stange tragen (Ling Eddornas Sinnebildslära I, 78). Die Edda nennt Beide Bil und Huki, Eöhne Vidhfinns, und berichtet: Mani habe die Knaben der Erde entrückt, als sie vom Brunnen Byrgir den Eimer Sägr an der Stange Sivul auf den Schultern trugen (Sn. Edda 12). Diese dunkeln Namen beziehen sich vermutlich auf die wechselnden Lichtgestalten des Mondes, dessen Ab- und Zunahme — denn hila bedeutet verringern, und hjuka, pflegen, Saegr: Fülle, s. Finn Magnusens Lex. Myth. 507 — der aus dem verborgenen Lichthorn schöpfende Eimer ausdrückt. Nicht deutlicher als diesen Eimer und Stange sieht man das Zubehörf. unseres Männleins im Monde, den Dornstrauch und

nos — im Neumonde d. h. im Schattenreiche — die Toten richtet, durchschreitet er alle 4 Weltalter (Mondphasen?)

seinen Hund, welcher letztere wieder auf die wilde Jagd (der Diana, Holle x. oder auf die hundsköpfige Gekate) zu deuten wäre (Hagen a. a. D. S. 360). In der deutschen Sage ist der Mann im Monde ein Kobold, deshalb zur Strafe in den Mond versetzt. Den Sinn dieser Fabel lese man oben S. 496 nach. In der Mark, in der Umgegend von Benzendorf, sagt man: es sey kein Mann, den man im Mond erblicke, sondern eine Frau, die am Sonntag gesponnen, und nun zur Strafe mit der Spindel dort oben sitze (Ruhn M. S. Nr. 26). Das wird wohl die S. 494 erwähnte Maria gewesen seyn, die an Mariä Himmelfahrtstag mit ihrem Gespinnst noch nicht zu Ende war, und zur Strafe in den Mond versetzt wurde; wahrscheinlich Maria selber, welche Offenb. Joh., auf dem Monde stehend, geschildert wird, und der Legende zufolge dort wirklich ihren Wohnsitz hat (vgl. Raubert neue Volksm. Bb. I.).

In Ditmarschen sagt man, daß die Einwohner von Bössum in ihrem Kirchturm sitzen und die Sonne am Lau haben. Sie bewahren sie darin die Nacht über, und müssen sie des Morgens wieder in die Höhe stoßen. Man sagt auch so: Wenn sie des Abends in ihre Nähe kommt, so binden die Straßenjungen des Orts ihre Taschenmesser an Bindfaden, und werfen damit in die Sonne hinein, und tucksen sie dann herunter. Andere aber behaupten, daß es in der Nähe von Hamburg ein Dorf gebe, dessen Einwohner dasselbe beim Monde thun. Auch sie ziehen auf und nieder, schneiden ihn oft zurecht, und von ihren Messern hat er die großen Löcher und schwarzen Fleck. (Müllenhof Schleswig-Holstein Nr. 351.)

Die Inder erklären die Flecken im Monde auf folgende Art:

Als der Beherrscher des Luftkreises, Indra, die Abatya (d. i. die Richtpunkte v. hal oder kal, dunkel und a pri-

vativ.) zu seinem Willen verleiten wollte, machte er den „leuchtenden“ Candra (verw. mit dem lat. candor) zum Vertrauten seiner List. Dieser wußte, daß ihr Gatte jedesmal beim Fahnenträben zum Gebet aufstehe, seine Hütte verlasse, und sich im Ganges wasche. Beide begaben sich also in die Nähe seiner Wohnung. Candra nahm die Gestalt eines Fahnens an und krähte noch vor Mitternacht. Sogleich stand der heilige Mann auf und ging zum Strom, eine frommen Gebräuche zu verrichten. Indes besuchte Indra die Ahalya unter der Gestalt ihres Gatten. Die Stromgöttin Ganga empfing aber den Mann sehr übel, der sie vor Tagesanbruch störte. Er berief sich auf den Fahnentruf, schöpfte aber Verdacht, als er hörte, wie früh es noch sey, und eilte zu seiner Wohnung zurück. Hier fand er nun die beiden Götter, prügelte sie ganz unbarmherzig, und belegte sie noch mit dem Fluch, daß sie die Merkmale dieser Schläge immer behalten sollten. Der Mond (Candra) ist daher noch immer voll dunkler Flecken. (Polier Myth. des Ind. II. p. 194—231.)

Nach der Lehre der Mongolen zeigen die Mondschatten des Hasen Gestalt:

Bogdo Schigamuni, der oberste Regent des Himmels, hatte sich einst in einen Hasen verwandelt, um einem verhungerten Wandersmann zur Speise zu dienen. Wegen dieser aufopfernden Handlungsweise setzte Schurmusta (der Ormuzd der Mongolen), welchem die Tängari (die guten Geister) als ihren Obersten verehren, die Figur eines Hasen in den Mond, damit jene edle That stets in Erinnerung bleibe. (Bergmanns nom. Streifereien III. S. 40.)

Der vorerwähnte Dornstrauch wird in einer von Kuhn erzählten märkischen Sage (Nr. 26) zum Reisholzgebundel (Dornwelle) in der Hand des Mannes im Monde, der auch eine Art auf dem Rücken trägt. In den Artstiel mochte sich die Wasserstange des heidnischen Märchens, der getragene Eimer in den Dornbusch verwandelt haben, die Idee des Diebstahls wurde beibehalten. Fischeart (Gargant. 130^b) gedenkt des „Männ-

leins im Monde“, das Holz gekloffen. Chaucer (Testam. of Crescide) weiß, daß der Dornbuschträger seines Diebstahls wegen nicht in den Himmel gelassen wurde, sondern im Mond bleiben mußte. Rifsons ancient songs enthalten ein Lied auf den Mann im Monde, welches beginnt: Auf einer Traggabel schleppt er, zitternd vor Kälte, eine Last Dörner, die ihm das Gewand zerreißen. Er hat sie gehauen, und ist vom Flurhüter gepfändet worden. Das Lied stellt ihn als faulen Alten dar, der halb still steht (v. b. rückwärts schreitet), bald fortschreitet, überdies betrunken ist. Shakespeare gedenkt des Mannes im Mond, seines Hundes und seines Dornbusches (Tempest II, 2, 1.). Was das Dornenbündel für einen Sinn birgt, ist schwer zu errathen, man müßte denn die hellen Barthien im Monde als Gegensatz zu den Flecken darunter verstehen, wenigstens bedeutet Dorn in der orientalischen Bildersprache s. v. a. Feuer, daher brennt der Dornbusch auf dem Berge Soreb, ohne sich zu verzehren.

Das kalte Licht des Mondes mochte die Hellenen auf den wunderlichen Gedanken gerathen lassen, den Mond als frierend, folglich unbekleidet sich zu denken. Plutarch erzählt nämlich im Gastmahl der sieben Weisen:

Der Mond sprach einmal zu seiner Mutter (?): „die Nächte sind so kalt, ich friere, mach' mir doch ein warmes Kleid!“ Sie nahm das Maß, und er lief fort. Wie er aber wieder kam, war er so groß geworden, daß das Röckchen nirgends passen wollte. Da trennte die Mutter die Nähte und ließ aus; allein die Zeit währte dem Mond zu lange, und er ging wieder fort. Emsig nähte die Mutter am Kleide, und saß manche Nacht auf bei Sternenschein. Der Mond kam zurück, hatte viel gelaufen, und darum sehr abgenommen, war schwächlig und bleich ge-

worden, das Kleid war ihm also viel zu weit, und die Kermel schloßerten über die Knie. Da war die Mutter böse, daß er sie so zum Narren habe, und verbot ihm, je wieder ins Haus zu kommen. Deswegen muß nun der Mond nackt und bloß am Himmel laufen, bis Jemand kommt und ihm ein Röcklein kauft.

Ruhmhaftlich dachte der Hellene hier an Hermes, den männlichen Mondgott, den Sohn der Weberin Rhea, die in der Tiefe des Meeres Scheingewänder webt. Ihr Name ist unverändert der indische für die Mondgöttin, die wir auch in deutschen Mythen als Spinnerin kennen lernten.

Noch drolliger ist die Verkleidung der Sonne als — Schneider in einem östreichischen Volksmärchen, das Jiska in Büschings wöch. Nachr. IV. S. 124 ff. mittheilt, und das mit einigen Abänderungen in Nr. 20. der Grimmschen Kindermärchen wiedererzählt ist.

Ein Schneider ging auf die Wanderschaft, da begegnete ihm ein Riese, der ihn in seine Dienste nehmen wollte. „Was ist meine Besoldung?“ — Der Riese antwortete: Dreihundert fünfundssechszig Tage jährlich, und ist es Schaltjahr, noch einen darüber. „Bist du damit zufrieden?“ — „Reinetwegen!“ antwortete der Schneider, dachte aber bei sich: ich will mich von ihm bald wieder los machen. Da befahl ihm der Riese, einen Krug Wasser zu holen. „Warum nicht lieber gleich den Brunnen sammt der Quelle?“ fragte der Schneider, welcher sich vor dem Riesen aufschneiden wollte, damit dieser Furcht bekäme und ihn nicht zu verschlingen Lust bezeuge. „Was? den Brunnen sammt der Quelle?“ murmelte der leichtgläubige Necke in den Bart hinein, und bekam Respect vor dem Schneider. — Wie der Schneider Wasser gebracht, befahl ihm der Riese, einige Scheite Holz im Walde abzubauen und heimzutragen. „Warum nicht lieber gleich den ganzen Wald mit Einem Streich?“ fragte der Schneider. Der Riese fürchtete sich jetzt noch mehr. Diesmal befahl er ihm, ein

Wildschwein für das Abendmahl zu schießen. „Warum nicht lieber gleich tausend mit Einem Schuß und dich dazu?“ fragte der Prabler. „Lassen wir das heute gut seyn“ rief der Riese erschrocken aus. In der folgenden Nacht konnte er vor Angst nicht schlafen. Er dachte auf ein Mittel, je eher je lieber, sich dieses Dieners zu entledigen. Am andern Morgen in der Frühe gingen Beide zu einem Sumpfe, der stark mit Weidengebüsch bewachsen war. Da sagte der Riese: „Setze dich auf so eine Berke, ich möchte doch sehen, ob du sie zu biegen vermagst.“ Gleich setzte sich der Schneider auf eine, hielt den Athem an sich, und machte sich schwer, daß sich die Berke bog, aber wie er wieder Athem schöpfen mußte, schnellte sie ihn, da er unglücklicher Weise kein Hügelisen nicht bei sich hatte, zum Bergnügen des Riesen so hoch in die Luft, daß er nicht mehr zu sehen war.

Vielleicht stammt daher das Sprichwort: „Ein Schneider ist nicht schwer?“ Der Schluß der Erzählung scheint ursprünglich ein anderer gewesen zu seyn, etwa daß der Schneider ins Wasser gefallen. Da aber die Absicht des Erzählers, welcher den eigentlichen Sinn der Fabel nicht mehr kannte, darauf hinaus ging, nur den Riesen lächerlich zu machen, so mußte er den Schneider, wenn er nicht mit dessen Triumph über den Riesen schließen konnte, mindestens vor dem Ausgelachtwerden zu schützen suchen. Das Wildschwein, das er zum Abendmahl herbeischaffen soll, ist Freir's Sonneneber mit den Goldborsten (Strahlen), welcher allnächtlich für die Helden der Walhalla in einem mächtigen Kessel gekocht wird, und am nächsten Morgen zu neuem Leben erwacht, gerade wie die Sonne, welche Abends im Ocean (Neger's Braukessel) verschwindet, um am folgenden Tage in neuem Glanze wieder aufzusteigen. Die Sonne ist auch der Schneider selber, der, wie ein Sonnenstrahl, sich auf dem Weidenzweige

wiegt und hierauf in dem Bache untergeht, in unserm Märchen unsichtbar wird. Was ist leichter als das Licht? Die englische Sprache drückt daher beide Begriffe mit Einem Worte (light) aus. Der Wald, den der Schneider zu fällen verspricht, bezieht sich auf die durch allzustarke Glut entstehenden Waldbrände, und die Quelle, die er ausschöpfen will, spielt auf das Austrocknen derselben in der Sommerhitze an. Der Riese ist als ein Wesen bezeichnet, auf welches die Sonnenstrahlen nur verderblich wirken, als das Princip der Finsterniß und Kälte, er ist aus dem Geschlechte der nordischen Reif- und Frostriesen. Wenn die Nachtriesen sich vom Sonnenstrahl betreffen lassen, werden sie zu Stein. Anfänglich (um Winter) spottet er des kraftlos scheinenden Schneiderleins, als er aber ihn genauer kennen lernt (im Frühjahr), bekümmert er eine andere Meinung von seiner Kraft. Im Märchen muß freilich der Schneider als Prabler erscheinen, weil er nur für einen — Schneider gelten will, in der Wirklichkeit aber, d. h. als Sonnenpersonification, vermöchte er allerdings sein Versprechen zu halten, wenn ihn der Riese — was aber zu des Letztern Schaden ausfiel — beim Wort nehmen wollte.

Wie allen Asen, sind insonderheit der Sonnengöttin, die vom Weltriesen Ymer abstammenden und den Asen gegenüberstehenden (Elementar-) Riesen feindselig, und sie wird nebst dem Monde stets von zwei Wölfen — bei den Indern sind es zwei Drachen, und vielleicht auch sonst im Orient, vgl. Offb. Joh. 11, 19, wo der Drache das Sonnenweib zu verschlingen droht; bei den Hellenen ein Meerungeheuer (die Seeschlange), aus dessen Rachen der Sonnenheld Hercules, nach drei Tagen bei Joppe, wie Jonas, wieder ausgespiert

wurde, aber das Haar (die Strahlen) verfragt hatte — aus dem Riesengeschlechte bedroht, indem Sati (Hader, Haß) vor ihr den Mond, und Stöll *) sie selber verfolgt. Darunter sind die Eklipsen (Götterdämmerungen) gemeint. Bei diesen verliert die Sonne ihren Schein, der Wolf ereilt und verschlingt sie, muß aber seinen Raub (wie Cerberus in Kumda) wieder ausspelen, denn die Finsternisse währen nur kurze Zeit. Laut des Verzeichnisses der heidnischen Gebräuche zur Zeit des h. Bonifaz, rief man dem Monde bei Verfinsterungen zu: Siege Mond! weil man vermutlich ihn in Gefahr währte; wie solches allgemeine Vorstellung im Heidenthum war und noch ist, wovon auch der Mond bald aufß Blut gepeitscht, bald von einem Drachen verfolgt, und ihm durch Geschrei, Trommeln und Blasen Hülfe geleistet wird; was selbst die Römer durch die Luba **) thaten, und sowohl in den germanischen als romanischen Ländern noch in christlicher Zeit geschah (Eccard. Franc. Ov. l. 427). Die Indier glauben, die Dämonen Nagu und Kadu wollen zur Zeit der Eklipsen Sonne oder Mond verschlingen, die Chinesen halten jenen für einen Drachen, der die beiden Himmelslichter fressen wolle. Die Mongolen erzählen: die Götter wollten den Aracho für seine Untthaten strafen, er hatte sich aber so gut vertheidigt, daß Niemand seinen Schlupfwinkel ausfindig machen konnte. Man fragte daher die Sonne. Sie gab unbefriedigende Antwort. Als man den Mond fragte, entdeckte er Aracho's Aufenthalt. Aracho wurde nun hervorgezogen und gezüchtigt. Zur Rache dafür ver-

*) Isländ. Skall, Buchs (und Trufel), σκυλας = Schel. Buchs wolf.

***) Juvenal. 6, 442. Tacit. Annal. 1, 28.

folgt er Sonne und Mond; und so oft er mit dem einen oder der andern in Handgemenge geräth, entstehen Verfinsterungen. Um die Himmelslichter aus ihrer Noth zu retten, wird mit musikalischen Instrumenten lärmendes Getöse gemacht, wodurch sich Arachs zurückschrecken läßt (Bergmann, nomad. Streifer. III, 41). Nach Georgii (Alph. Tibetan. p. 189) sind es Ungeheuer, oben wie Menschen, unten wie Schlangen gestaltet, die Sonne und Mond nachstellend, ihre Verfinsterung veranlassen. Die Finnen in Europa glauben Ähnliches. Bei den Esten heißt es: „Sonne und Mond wird gestessen.“ Die Litthauer lassen einen Dämon (Tiklis) den Sonnenwagen anfallen, dann entsteht Finsterniß, und allen Geschöpfen bangt, daß die Sonne unterliege. Bei Mondfinsternissen tragen die Orbnländer Ketten und Kessel auf die Hausdächer und schlagen darauf. Die Nuren in Afrika feuern bei einer Eklipse Flinten nach der Sonne, um das ihr nachstellende Ungeheuer zu schrecken, daß es sie nicht verzehre. In den Ebenen und auf den Höhen von Tripolis schlagen die Weiber Kupfergeräth aneinander, und machen einen Lärm, der Meilen weit gehört wird. Abweichend von den andern Völkern, denkt man am Nigerstrom. Dort wird zwar auch bei Mondfinsternissen geblasen, aber nicht um einen Drachen zu verschrecken, sondern: weil der Mond aus Verdruß über seinen dornigen Weg den verbottenen Pfad der Sonne betreten, diese ihn aber entdeckte, und ihn nun am Himmel hin und her jagt und durch Verfinsterung strafe, soll jener Lärm sie abschrecken.

Nach der Edda waren alle Gestirne Feuerfanten aus Ruspelheim, die in dem Luftraum herumfliegen, bis ihnen die Götter ihren Ort und Lauf anwiesen

(S. 9). Entzündete Dünste, die bei gestirntem Himmel, feurigen Faden gleich, schnell durch die Luft niederfallen (lat. stella transvolans, ital. stella cadente, span. estrella vaga, franz. étoile filante) werden dem Reinigen des Sternlichts zugeschrieben. Man sagt: „ein Stern schnduzt sich“. Der litthauische Mythos vereinnigt die fallenden Sterne mit der Sage vom Schicksal: die Spinnerin beginnt den Faden der neugebornen Menschen am Himmel zu spinnen und jeder Faden endet in einen Stern. Naht nun der Tod des Menschen, so reißt sein Faden, und der Stern fällt erbleichend nieder. Diese Spinnerin sitzt auf einer solchen Höhe am Firmament, daß mit dem täglich gesponnenen Faden die Welt der Länge nach gemessen werden könnte, obschon der Stern stets in seiner gewöhnlichen Höhe sich zeigt, und der erst nach Verlauf vieler Jahre (bei schwächer werdendem Auge) um etwas schwächer erscheint. Daher sind die niedern Sterne die Endpunkte von dem Lebensfaden junger Leute. (Ankl. 1839, Nr. 279.) Ueber die Entstehung der Sterne belehren uns die guten Holzknecht eines Andern als die Gbda: Der liebe Gott gebraucht die alten Jungfern nach ihrem Tode zu einem wunderlichen Geschäft. Sobald nämlich die Sonne am westlichen Himmelsrand untergegangen ist, müssen die alten Jungfern aus den abgenutzten alten Sonnen die Sterne zu schneiden; die verstorbenen alten Junggesellen aber müssen diese während der Nacht im Osten allezeit hinaufblasen, indem sie beständig an einer Leiter auf- und absteigen. (Müllenhof a. a. D. Nr. 482). Im litthauischen Mythos sind die Sterne Kinder des Mondes und der Sonne, und werden, wie in den Apo-

den des Orients und der Hellenen als Heerden (sanskrit. greha, Stern, lat. greges, Heerden) dargestellt.

Von der Milchstraße und ihrer Beziehung auf Irwin und Erich habe ich S. 64 gehandelt, bemerke also hier nur nachträglich, daß das christliche Mittelalter sie auch die „Jacobsstraße“ (lat. galaxias viasanti Jacobi, franz. chemin de St. Jacques) nannte, weil die Pilgerfahrten zum angeblichen Grabe des San Jago di Compostella in Spanien zum Himmel führen sollten. Die Litthauer nannten sie die „Vogelstraße“, weil man, die Seelen der Verstorbenen als Vögel auf derselben herumflatternd, sich vorstellte.

Dem Regenbogen, ebenfalls die „Geisterbrücke“ genannt (s. S. 272 ff.), schrieben die Serben die Macht zu, das Geschlecht des unter ihm Durchgehenden zu ändern, wahrscheinlich, weil die Geister geschlechtslos (sündlos) sind, denn im Himmel, sagt der Evangelist, freit man nicht.

Vom Ursprung des Siebengehirns (Mekaden) wird erzählt: Christus ging an einem Bäckerladen vorüber, wo frisches Brod duftete, und sandte seine Jünger hin, um Brod zu erbitten. Der Bäcker schlug es ab, doch von fern stand die Bäckerfrau mit ihren sechs Töchtern und gab das Brod heimlich; dafür sind sie unter die Sterne versetzt, der Bäcker aber ist zum Kuckuk geworden. (vgl. S. 385), und so lange er im Frühjahr ruft, von Liburtii bis Johannis, ist das Siebengehirn am Himmel sichtbar. (Grimm S. 692.) Ueber die Gestirne „der Bär“, „der Fuhrmann“ und „Orion“ s. S. 61. 71.

In Norwegen erzählt man sich vom Nordlicht, daß im höchsten Norden ein ungeheurer Eiswallast liege,

in welchem der böse Rebekönig, ein Sohn der Nacht und des Oceans, sein Wesen treibt. Er freut sich, die Menschen zu Wasser und zu Lande zu verwirren, die Schiffe an Klippen zu treiben, die Jäger in Wäldern zu äffen &c. So alt er ist, so liebt er doch die schönen Weiber. Darum zog er einmal gegen Süden und entführte eine Tochter des Lichts, machte sie zu seiner Gemahlin und läßt sie an seiner Statt betterschen, wenn er schläft — und diese Tochter des Südens ist das Nordlicht. Einmal wird der Rebekönig von seinem langen Winterschlaf gar nicht mehr erwachen, dann wird das Nordlicht einen Fürsten aus Süden zum Manne nehmen, ihre Vermählung wird des Nordens Eis- und Schneewasser aufthauen, und Norwegen wird das schönste Land der Welt werden.

Wenn es donnert, so sagt man auf Silt, der liebe Gott fährt seine Kiesen, die Feuerung nämlich, die auf den Inseln Friedlands aus dürrem Riß bereitet wird. In Ditmarschen sagt man: die Engel fegeln mit großen Steinen. Ist es ein starkes Gewitter, so heißt es: „Nun fährt der Alte wider die Bäume und haut mit der Art ein Rad.“ Denn aus den Funken, die dann herausfliegen, entsteht der Blitz. Aber nur gottlose Jungen sagen das. Ein Bauer hat einmal seinen Knecht sogleich aus dem Dienst gejagt, als er bei einem Gewitter sagte: „Der liebe Gott schmeißt mit der Brodkruste.“ Man meint auch sonst, daß der liebe Gott beim Gewitter erzürnt sey und mit Steinen um sich werfe. Findet man einen solchen Donnerstein, so hebe man ihn sorgfältig auf, denn in dem Hause, wo sich ein solcher Stein befindet, richtet der Donner nie Schaden an. (Müllenhof a. a. D. Nr. 480.)

III. Das Leuchten des Meeres

gehört zu den prachtvollen Naturerscheinungen, die Bewunderung erregen, wenn man sie auch Monate lang allnächtlich wiederkehren sieht. Das Meer phosphorescirt unter allen Zonen, aber in der Südsee zeigt sich dieses Schauspiel am prachtvollsten. So oft die entblößte Seite eines die schäumende Fluth durchschneidenden Schiffes sich umlegt, scheinen rübliche Flammen bligähnlich vom Kiel aufwärts zu schießen. Diese Erscheinung erklärten Forster (Reise um die Welt S. 57) und Le Gentil (Voy. aux Indes I, p. 685—694) durch elektrische Reibung des Wassers am fortgleitenden Fahrzeuge. Humboldt fand sich in seinen „Ansichten der Natur“ I, S. 221 veranlaßt, diesen Irrthum, wie folgt, zu berichtigen: „Was man über das Leuchten des Meerwassers mit Bestimmtheit weiß, reducirt sich auf folgende Thatsachen: Es gibt mehrere leuchtende Mollusken, welche bei ihrem Leben nach Willkür ein schwaches Phosphorlicht verbreiten, ein Licht, das meist ins Bläuliche fällt. Dabin gehört auch das mikroskopische Thier, welches Forster in Menge beim Vorgebirge der guten Hoffnung auf dem Meere schwimmen sah. Das Leuchten des Meeres wird bisweilen durch diese lebendigen Lichtträger bewirkt; denn mehrentheils erkennt man selbst durch starke Vergrößerung keine Thiere im leuchtenden Wasser. Und doch überall, wo die Welle an einen harten Körper anschlägt und sich schäumend bricht, überall, wo das Wasser erschüttert wird, glimmt ein bligähnliches Licht auf. Der Grund dieser Erscheinung liegt in faulenden Fäserchen abgestorbener Mollusken, die in zahlloser Menge im Wasser zerstreut sind. Wenn man leuch-

tendes Wasser durch enggewebte Lächer gießt, so werden diese Fäserchen oft als leuchtende Punkte abgefordert; aber bei der ungeheuern Menge von Noctilien, die sich in allen Tropen-Meeren finden, leuchtet das Seewasser selbst da, wo man keine Fäserchen absondern kann."

Der alte Billy aber, der nun bereits mehr als vierzig Mal über den Tropicus hinaussegelte und jetzt mit ungem Blitze vom Steuerruder aus über die Fläche hinschaut, weiß es besser, und gibt über das Leuchten des Meeres folgenden Aufschluß:

Als noch kein Schiff diese Gewässer durchschnitt, da hatten die Dinge ringsumher eine andere Gestalt als jetzt. In diesem Augenblick heben sich am äußersten Horizont die Wellen gleich stattlichen Hügeln empor, und dann stürzen sie in sich zusammen. Das geschah aber vormals nicht, sondern sie blieben aufrecht stehen, und waren nichts, als wunderliche Inseln, die aus dem Ocean auftauchten und mit ihrem Grün das Auge ergöhten. Im weiten Pacific standen sie in unabsehbarer Reihe neben einander, und leichtgebaute Fahrzeuge unterhielten eine gegenseitige Verbindung. Da fand sich Ueberfluß an Früchten und Blumen, und die ihre Zweige zur Erde neigenden Bäume bildeten natürliche Lauben. Die Bewohner dieser glücklichen Inseln hatten also wenige Bedürfnisse. Eine gütige Fee beherrschte diese Unschuldswelt, und sorgte, daß keinem ihrer geliebten Unterthanen Kunde werde von dem Elend, was jenseits dieser Inseln die Menschheit drückt. Unfern von diesem Paradiese erhob sich eine finstere Gebirgsmasse, welche die wohlthätige Fee durch einen lichten Nebelschleier dem Auge der Sterblichen verhüllte. Hier herrschte ein Zauberer, der das Glück jener Insulaner mißgünstig anschaute. Er verließ also in dunkler Nacht seine Gebirge, und erregte einen Sturm, der das Meer in solche Bewegung brachte, daß die Wellen, bis zu den Wolken sich aufstürmend, sich auf die zarten Hügelreihen stürzten. Da tauchte die Fee aus den Wogen auf, und ihr eilender Blick

Befänftigte die Elemente. Ergrimmt nahm der Zauberer durch die Luft seinen Weg nach Spaniens Gebirgen. Er kehrte nun nicht wieder nach seinem Wohnsitz zurück. Dieser ward immer kleiner, und versank endlich spurlos in die Tiefe des Meeres. Darüber ward die gute Fee froh, und ward deshalb noch sorgloser als vorher, aber zu ihrem eigenen Verderben.

Eine lange Zeit war seit jener Nacht verstrichen, die Fee war zu ihren Schwestern in den Orient verreist; da sah man eines Morgens die Bewohner der Hügel verwundert an ihren Ufern stehen und eine stattliche Insel anstaunen, die über Nacht aus dem Meere aufgetaucht war. Sie war größer und höher als die übrigen, das Grün, mit dem sie bedeckt war, blendender. Lange staunten die Inselaner diese Erscheinung an; endlich entschlossen sie sich, ihre Boote zu besteigen und dem neuentstandenen Eiland zuzuschiffen. Je tiefer sie in das Land hinein gingen, desto weiter dehnte es sich vor ihnen aus, so daß sie schon die Besorgniß hegten, sie würden den Landungsort nicht wieder finden. Mehrere riefen zur Umkehr, als sie einen Mann, auf dem Rasen sitzend, gewahrten, der ganz so gebildet war, als sie, nur daß er sich durch seine ansehnliche Körperlänge von ihnen unterschied. Freundlich winkte er ihnen zu. „Ich wollte euch wohl von den Früchten, die meine Insel hervorbringt, Einiges zur Stärkung anbieten,“ sprach er schlau, „aber ich weiß nicht, wie es damit aussieht, denn ich bekümmere mich nicht darum; ich bedarf dieser Nahrung nicht, da mir Besseres bleibt, als jene Früchte, deren Benützung auch jedem Thiere frei steht.“ Jetzt griff er in den Rasen hinein und brachte viele glänzende Dinge hervor, mit denen er um sich warf, so daß die Inselaner sich nicht genug verwundern konnten über das, was sie sahen. „Ihr Thoren!“ rebete sie nach einer Weile der Mann an, „das habt ihr nun davon, daß ihr den Befehlen einer geizigen Frau gehorchtet, die euch jene Herrlichkeiten nicht gönnt, welche die Tiefe birgt; das habt ihr davon, daß ihr stets auf der Oberfläche eurer Fluren einhergeht, und nicht eindringt in das Geheimniß eurer Berge, die eben solche Herrlichkeiten verschließen, als die

meinigen. Jetzt aber verlaßt mich, denn euer Gegenwart ist meinem weitem Beginnen zuwider.“ Damit wandte er ihnen den Rücken, und die Insulaner, welche sich im Ru an den Strand und zu ihren Booten versetzt sahen, schiffen gedankenvoll zu ihren Inseln zurück. Dort angelangt, gingen sie stumm neben einander her, und starrten freudlos nach jener Insel, wo sie Alle den fremden Mann zu erblicken glaubten, wie er mit jenen unterirdischen Schätzen spielte. Endlich wagte es einer von ihnen, das seltsame Spiel des Fremden in seiner Heimat zu beginnen, er wühlte den Rasen auf und brachte jubelnd einen Pfaffen jenes glänzenden Spielwerks hervor. Die Andern machten es ihm nach, und bald war der grüne Hügel aufgewühlt, die Blumen wurden als unnütz weggeworfen, die Bäume, als dem Nachsuchen hinderlich, aus dem Wege geräumt, und Jeder suchte so viel Gold, Perlen und Edelsteine an sich zu bringen, als er im Stande war. Jetzt war der Geist der Zufriedenheit von dem glücklichen Volke geklohen, Einer beneidete den Andern, glaubend, er besäße noch lange nicht so viel, als sein Nachbar, während dieser mit gierigen Blicken nach dem Pfaffen seiner zusammenschwarrenden Genossen schielte. Nun hielten sie sich mit ihren Reichthümern in den Hütten, welche ihnen die Natur erbaut hatte, nicht mehr sicher genug, und suchten daher festere Wohnungen herzustellen. Dennoch war Einer vor dem Andern nicht sicher, ein Krieg brach aus — und auch ein geheimer, denn wem es nicht gelang, sich mit Gewalt fremder Schätze zu bemächtigen, der versuchte es durch List und Betrug.

Als die See wiedergekehrt war und die neu aufgetauchte Insel entdeckt hatte, erkannte sie sehr; aber bald verwandelte sich ihr Erkennen in Schrecken, als ihr alter Erbfeind, der Zauberer, auf einem Wallfisch herbeischwamm, und sagte: „Nun wirst du sehen, ob ich in der Zeit deiner Abwesenheit die Wirthschaft so gut bestellt habe, und ob ich hoffen darf, daß du mit meiner Aussaat zufrieden bist. Sie ist bereits zum Bewundern gut aufgegangen, und ich wünsche nur, daß ihre Früchte dir so gut bekommen, als deinen Schülfern.“ Als er dies gesagt, ver-

sank er laut auflachend mit sammt seiner Insel, die nur ein Trugbild gewesen, in die Tiefe.

Aufer sich vor Kummer, begab sich die Fee nach ihren Inseln, sah die hier vorgefallene Zerstörung, und berief die Insulaner zusammen, welche nur lässig im Gehorchen waren, denn sie konnten es nicht über sich gewinnen, so lange sich von ihren Gütern zu trennen, bis sie erfahren hätten, was ihre Gebieterin ihnen zu sagen habe. Diese hielt ihnen ihr Unrecht vor, und suchte sie zu bewegen, auf den alten Weg der Mäßigung zurückzukehren, erhielt aber nur Vorwürfe, daß sie, ihrer eigenen Habsucht zu fröhnen, das Geheimniß der Berge vor ihnen so lange verborgen gehalten. Die Fee beschloß die Bewegungen zu bestrafen, und sagte daher mit hohem Ernste: „Ihr Unbathbaren habt es verschmerzt, daß ich euch ferner beschirme. Behaltet das Loos, das ihr euch gewählt. Aber die Schätze der Finsterniß gehören nicht an das Licht der Sonne. Darum mögen sie versinken in die Nacht des Meeres, und gelüftet euch nach ihnen, so folget ihnen nach.“ Kaum hatte sie dies gesprochen, als alle Edelsteine, Perlen und Gold in die Tiefe des Meeres hinabrollten. Die Insulaner sahen den verschwundenen Schätzen mit stieren Blicken nach, und stürzten sich mit lautem Geheule in die Flut. Da warf die Fee, überwältigt vom tiefen Schmerz, den Talisman, mit dem sie bisher diese glückliche Gegend beherrscht hatte, weit von sich, und entschwebte in Gestalt einer Taube zum Himmel. Die Flügel aber gingen auseinander, flogen rechts und links hinab, und mischten sich mit den Wellen. Die Insulaner raffen gierig die versunkenen Schätze auf dem Boden des Meeres zusammen, und wenn sie sich genugsam beladen, dann streben sie nach dem Sonnenlicht. Aber den festen Boden vermissend, lassen sie die blinkende Last fallen und tauchen aufs Neue bis auf den Grund, das trügerische Spiel zu wiederholen. — Das ist das Leuchten des Meeres.

An diesem einen Beispiel von der Erfindung eines modernen Dichters (Heinrich Ewald) sollte gezeigt werden, wie Volksagen als Producte einer durch Natur-

anschauung befruchteten Einbildungskraft zu rathen pflegen. Obdem, wo Schriftkunde noch nicht Gemeingut des Volkes war, sprach der Poet selbst zum Kreise der ihm Hörenden, dann setzte er seinen Wanderstab weiter fort, pilgernd von Ort zu Ort. Und das geflügelte Wort verbreitete sich rascher und wirksamer, wo eine ganze Versammlung dem Erzähler horchte, als jetzt, wo der Einzelne, überdies ohne kindlichen Glauben an das, was er liest, das Gelesene nach Befriedigung seiner Wißbegier schweigend in die Ecke seines Zimmers legt und — vergißt. Die Begeisterung vermag hier nicht, sich von einem Hörer auf den Andern fortzupflanzen, wie wir ähnliche Wirkungen noch im Schauspielhause erleben, woraus erklärlich, warum dramatische Dichter am schnellsten Popularität erlangen. Jeder Zuhörer eines Märchens pflanzte es mit eigenen Zuthaten und Abänderungen, je nach seinem individuellen Geschmacke, weiter fort, daher die vielen Variationen, in welchen ein und derselbe Sagenstoff auf die Nachwelt kam, weil er in jeder Gegend, wo er Verbreitung fand, eine locale Färbung annahm. Sagen von ursprünglich religiösem Gehalte konnten sich diesen Einwirkungen am wenigsten entziehen; zumal wenn ihre Entstehungsperiode in eine sehr frühe Zeit fällt, so daß deren Beziehungen zu dem untergegangenen Cultus dem christlichen Zeitalter unverständlich wurden. Da konnte es nicht ausbleiben, daß oft das Wesentliche, was leicht den Schlüssel zum Verständnisse der Erzählung dargeboten haben würde — denn die Vorwelt liebte es, ihre Lehren in Räthsel und Bild zu kleiden — ausgehoben wurde. Und eben, weil die meisten Volksagen aus religiösen Elementen hervorgegangen sind, begreift es sich leicht, warum sich von Schiffermär-

Gen und Seemannsagen fast gar nichts erhalten hat, so daß moderne Dichter mit den Zeugungen ihrer eigenen Phantasie dieses Gebiet der Märchenwelt zu bevölkern in neuerer Zeit sich angeregt fanden.

III. Van Evert oder Ursprung der Matrosensage vom „fliegenden Holländer.“

(Nach einer alten Handschrift, mitgetheilt im „Argbl.“ 1824, N. 45.)

Während wir vom Platastrom nach Spanien segelten, hörte ich eines Nachts den Ruf: ein Segel! Ich war so gleich auf dem Berdeck, sah aber nichts. Der Mann, welcher die Wache hatte, sah sehr erschrocken aus. Auf mein Zureden erzählte er die Ursache seines Zustandes. Er habe, in die Höhe aufblickend, eine schwarze Fregatte so nahe vorbei segeln sehen, daß er das Bild an dem Schnabel bemerken konnte, welches ein Todtengerippe mit einem Speer in der rechten Hand vorstellte. Auch sah er die Mannschaft auf dem Berdecke, welche dem Wilde ähnlich, nur daß die Knochen mit Haut bedeckt waren. Die Augen lagen tief im Kopfe und waren starr, wie bei Leichen. Dennoch handhabten diese Phantome die Segel, welche so leicht und dünn waren, daß man die Sterne mit einem ungewissen Licht hindurchschimmern sah. Auch machten die Spuhlen und Tawe kein Geräusch, Alles war stumm, wie das Grab, außer daß zuweilen mit schwacher Stimme das Wort „Wasser!“ hervorgeächzt wurde. Alles dieß sah mein Mann bei einem schwach schimmernden Lichte, das aus dem Schiffe selbst hervorbrach. Aber als er „Segel!“ gerufen, verschwand das Schiff plötzlich, und er sah nichts mehr, als die See und die Sterne. — Als wir nach ziemlich glücklicher Fahrt in dem spanischen Hafen angelangt waren, erzählte ich die Geschichte in einer Gesellschaft und lachte darüber, als über das Spinnweb der kranken Einbildungskraft des Matrosen, der von dem Augenblick an in Trauer versunken war, und so abehrte, daß er starb. Wie groß war mein Erstaunen, als jetzt

einer der Zuhörer erblaffend ausrief: „So bist du denn geworden, Sandovalle!“ Nach vielen Bitten erklärte sich derselbe folgender Maßen: „Es sind nun 40 Jahre, als mein Bruder Don Lopez d'Aranda, aus Kummer über seinen Sohn Don Sandovalle, welcher, wie er selbst gemeldet, sich mit seinen in Peru erworbenen Reichthümern und seiner schönen Braut, Lorenza, nach Spanien eingeschiff hat, starb. Aber als der Vater eines Nachts schlief, hatte er folgenden Traum. Es dünkte ihm, er sähe Sandovalle mit einer tiefen Wunde im Kopfe, wie er blaß und entsezt nach einer Jungfrau hinzeigte, die an den Mast eines schwarzen Schiffes gebunden war, und bald gen Himmel blickte, als sehe sie um Beistand von oben, bald auf die blutende Wunde Sandovalle's hinstarrte, bald ihr Auge schmerzhaft auf einen vor ihr stehenden Becher heftete, den sie aber nicht erreichen konnte, und die wilden Männer umher um einen Tropfen Wasser bat. Als sie ihr dieß verweigerten, rief sie mit fester Stimme auf das Haupt eines gewissen Coert einen Fluch herab, bis sie den Geist aufgab. Coert schien der Capitain zu seyn. In diesem Augenblick verschwand auch das Gesicht, und mein Bruder vernahm eine Stimme, die da rief: „Sandovalle und Lorenza, ihr sollt gerochen werden!“ So endigte der Spanier, der gar nicht zweifelte, daß von dem Matrosen gesehene Phantom wäre Coerts Schiff, welches verdammt worden, ewig das Meer zu durchkreuzen. Von dem Schiffe, in welchem der junge Edelmann abgesetzt war, hatte man nie wieder gehört, und ungefähr um dieselbe Zeit hörte auch ein berühmtester holländischer Seeräuber auf, das Meer zwischen dem Plattenstrom und dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu beunruhigen.

Wer nun glauben wollte, den Ursprung von der Sage des auch von Marryat zu einem Roman verarbeiteten „Gespensterschiffes“ erfahren zu haben, würde sich jedoch sehr irren, denn in der Zeitschrift „Ausland“ 1841, Nr. 237, findet sich wieder ein andres lautendes Zeugniß, daß „diese Sage nicht, wie so manche

andere, ihren Ursprung bloß in der Phantasie der Seeleute hat, sondern wirklich einigermaßen historisch begründet ist (1), und daß der jetzige „fliegende“ seiner Zeit ein „lebhafziger“ Holländer war, der sich als Seefahrer unter seinen Zeitgenossen einen großen Namen erwarb, und denselben in dem erwähnten Märchen auf die Nachwelt gebracht hat. Dieser Mann hieß Bernard Fokke und lebte zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Er war ein unternehmender Seemann, der, ohne sich an Wind und Wetter zu kehren, immer mit vollen Segeln durchfuhr. Er hatte eiserne Stangen auf den Masten, damit dieselben bei starkem Winde nicht über Bord wehen könnten, und legte bereits damals die Reise von Batavia nach Holland in 90 Tagen zurück, während er innerhalb acht Monaten die Hin- und Zurückreise machte. In seiner Zeit, wo die Schiffer den Weg nach Ostindien und die auf dem Weltmeer herrschenden Winde und Strömungen noch nicht so genau kannten, als jetzt, — wo der vorsichtige Steuermann, sobald der Abend zu dunkeln anfing, die Segel einzog, und wo daher die Dauer einer gewöhnlichen Reise von Holland nach Java auf mehr als gegenwärtig die Hin- und Zurückreise geschätzt wurde — zu jener Zeit kann es nicht befremden, daß so unglaublich schnelle Reisen, wie die vom Schiffer Fokke, übernatürlichen Ursachen zugeschrieben wurden. Die Chinesen nannten ihn einen Zauberer, Andere sprachen von einem Bund mit dem Teufel u. dgl. Dieser Glaube wurde noch gefärbt durch Fokke's ganz ungewöhnliche Größe und Körperkraft, durch ein höchst abschreckendes Auftreten und ein rohes zurückstoßendes Benehmen, so wie seine Gewohnheit, bei den geringsten Hindernissen fürchterlich zu fluchen. Als er nun zum letzten Mal

den Hafen verlassen hatte und man nichts mehr von ihm hörte, so hieß es: er sey des Teufels Wente geworden, welcher ihn zur Strafe für seine Sünden verurtheilt habe, auf ewig mit seinem Schiffe zwischen dem Cap der guten Hoffnung und der Südspitze von Amerika herumzukreuzen, ohne jemals einen Hafen besuchen zu dürfen. Von diesem irrenden Schiffe wußten im vorigen Jahrhundert fast alle Seefahrer der indischen Meere zu erzählen. Mancher Schiffer war des Nachts von dem verzauberten holländischen Schiff angerufen worden und hatte es deutlich gesehen; die Mannschaft am Bord desselben bestand nur aus dem Capitain, dem Bootsmann, dem Koch und einem einzigen Matrosen, alle klein und mit langen Bärten. Jede an sie gerichtete Frage blieb unbeantwortet, indem sie zur Folge hatte, daß das Schiff augenblicklich verschwand. Derselben wurde das Gespensterschiff auch am Tage gesehen und öfter hatten Waghälse sich erkühnt, mit einer Schaluppe an Bord desselben zu gehen; allein sobald sie es erreicht hatten, entschwand es wieder den Blicken. Der Steuermann des Schiffes soll ebenso roh wie der Capitain gewesen sein, denn man erzählt von ihm, daß als einst das Schiff nach einer sehr kurzen Reise in der Sundastrasse angekommen war, aber des Südwestwinds wegen an der Insel Croctoa nicht vorbeikommen konnte, und daher noch ein paar Gänge latiren mußte, er im Aerger über diesen Aufenthalt unter Klüchen den Wunsch äußerte: der Teufel möge ihn nach seinem Tode bestimmen, um die Inseln Croctoa und Vessy aneinander zu hiffen, damit das Fahrwasser für die Schiffe breiter werden möchte. Daß der Teufel ihn beim Worte genommen versteht sich, und man kann noch heute an der Nordostspitze der Insel Croctoa den Steuermann

bei jener Arbeit, nach Art der Matrosen, wenn sie an der Zugwinde stehen, singen hören. Wirklich vernimmt man an jener Stelle wunderliche Klänge, welche jedoch von dem Säusen des Windes in den dort selbst befindlichen Felsenhöhlen herrühren. Das Andenken des Schiffers Bokke wurde lange nach seinem Verschwinden durch eine eiserne Bildsäule bewahrt, welche ihm auf der Insel Kuiper errichtet wurde, an einer Stelle, wo sie allen Schiffen, welche von der Abode von Batavia segelten, ins Auge fallen mußte. Dieses Monument wurde von den Engländern, als sie im Jahre 1811 Java erobert hatten, von der Kuiperinsel weggenommen.“

Festspiegelungen.

erklären das Schiffermärchen vom „liegenden Holländer.“

Capitain Owen *) erzählt in seinen „Fahrten an den Küsten von Afrika“: „Am Abend des 6. April, als wir auf der Höhe von Port Danger den Barracouta ungefähr zwei Meilen seewärts von uns erblickten, kam es uns so seltsam vor, daß er schon so nahe bei uns seyn sollte, daß wir anfänglich uns zu tauschen glaubten. Allein seine ganz eigenthümliche Ausstufung und noch andere besondere Kennzeichen überführten uns bald, daß wir ihn in der That vor uns sahen. Da wir erblickten sogar auf dem Verdeck manches bekannte Gesicht, das nach unserm Schiff herüber sah. Nachdem wir ihn eine Zeit lang betrachtet hatten, wunderten wir uns doch, daß er, statt sich uns

*) Captain Owen's Narrative of Voyages to explore the shores of Africa etc., by command of the Lords Commissioners of the Admiralty 2 Vols. 8. London 1833.

zu nähern, sich vielmehr entfernte; da wir uns aber dem Hafen so nahe befanden, nach dem wir beide bestimmt waren, so achteten wir weiter nicht darauf und setzten unsere Fahrt fort. Bei Sonnenuntergang wurde beobachtet, daß der Barracouta lavirte und ein Boot aussetzte, wahrscheinlich um einen über Bord gefallenen Mann aufzunehmen; während der Nacht konnten wir indeß kein Licht gewahrt werden, das uns seine Entfernung verrathen hätte. Am nächsten Morgen gingen wir in der Simonsbay vor Anker, wo wir eine ganze Woche seiner Ankunft harrten, später aber erfuhren, daß der Barracouta zu jener Zeit wenigstens dreihundert Meilen von uns entfernt und auch kein anderes Schiff dieser Art am Cap gesehen worden war. Ich erwähne diesen Vorfall nicht als Bestätigung der Sage vom „fliegenden Holländer“, welche er uns ins Gedächtniß zurückrief, sondern als eine unerklärliche, wahrscheinlich durch ganz natürliche Ursachen veranlaßte Erscheinung, deren Erklärung der Zufall herbeiführen wird.“ (Sollte es nicht die Abspiegelung des eigenen Schiffes auf einer vorüberstreichenden Dunstwolke seyn?)

IV. Warum das Seewasser gesalzen ist?

Es waren einmal zwei Brüder, der Eine war reich, der Andere arm. Als nun das Weihnachtsfest herankam, hatte der Arme kein Brod im Hause, ging daher zu seinem Bruder und bat um eine Kleinigkeit. Dieser war eben nicht sonderlich froh, denn es war nicht das Erste mal, daß seine Milde von Jemem in Anspruch genommen wurde. „Willst du thun, was ich dir sage“ sprach er, „so sollst du einen ganzen Schinken haben, so wie er im Rauch hängt.“ Das wollte der Arme gern und bedankte sich. „Da hast du ihn!“ sagte der Reiche, indem er ihm den Schinken zuwarf, „nun geh zur Pötte!“ —

„Hab' ich es versprochen, so muß ich es thun“ sagte der Arme, nahm den Schinken und ging fort. Er wanderte den ganzen Tag; als es dunkel wurde, erblickte er vor sich einen hellen Lichtschimmer. „Hier muß es seyn!“ dachte er. Etwas weiter hin im Walde aber stand ein alter Mann mit einem langen weißen Bart und hachte Holz. „Guten Abend!“ sagte der mit dem Rauchschinken. „Wo willst du hin?“ fragte der Greis. „O ich wollte nur zur Hölle, aber ich weiß nicht, ob ich recht gegangen bin“ versetzte der Arme. „Ja, Du bist auf dem rechten Wege“, sagte der Alte „das hier ist die Hölle.“ Und weiter sagte er: „Wenn Du nun hineinkommst, dann werden sie dir wohl alle deinen Schinken ablaufen wollen, denn Schweinefleisch ist ein seltenes Gericht in der Hölle, aber Du sollst ihn für kein Geld verkaufen, sondern verlange dafür die alte Handmühle, die hinter der Thüre steht. Wenn Du dann wieder herankommst, will ich dir auch lehren, wie Du sie stellen mußt, denn die Mühle ist zu Etwas gut, mußt Du wissen.“ Der Mann mit dem Schinken dankte für den guten Bescheid und klopfte beim Teufel an.

Als er hineintrat, geschah es, wie der Alte ihm gesagt, alle Teufel kamen um ihn herum, und der Eine überbot den Andern auf den Rauchschinken. „Es war freilich meine Absicht, ihn zum Weihnachtsabend mit meinem Weibe zu verschmausen“ sagte der Mann, „aber, weil ihr alle so erpicht darauf seyd, will ich ihn Euch wohl überlassen, doch verkaufe ich ihn für keinen andern Preis, als für die alte Handmühle, die da hinter der Thüre steht.“ Damit wollte der Teufel nicht heransrüden, und dung und feilschte mit dem Mann, aber der war unbeflegbar, und so mußte der Teufel endlich ihm die Mühle überlassen. Als der neue Besitzer der Mühle aus der Hölle herankommen war, fragte er den alten Holzhauer, wie er die Mühle stellen müsse, und als der es ihm gesagt hatte, bedankte er sich und machte sich wieder auf den Heimweg. Aber wie sehr er auch anholte, so kam er doch nicht eher, als Nachts um zwölf Uhr zu Hause an.

„Wo bist Du gewesen?“ fragte ihn seine Frau, als er

in die Stube trat, „Du weißt doch, daß ich nicht einmal zwei Holzsplitter habe unter den Gräßfessel zu legen, um uns eine Weihnachtssuppe zu kochen.“ — „O“, sagte der Mann, „ich konnte nicht eher kommen, denn ich hatte ein Geschäft zu besorgen, und mußte deshalb einen weiten Weg machen, aber nun sollst Du sehen, was ich mitgebracht.“ Nun stellte er die Mühle auf den Tisch hin und ließ sich mahlen, erst Lichter, dann ein Tischtuch, darnach Essen und Bier und Alles, was zu einem guten Schmaus gehört, und so wie er es der Mühle befahl, so mahlte sie. Seine Frau wollte durchaus wissen, wo er die Mühle herbekommen, aber er antwortete bloß: „Das kann Dir ganz gleich seyn, woher ich sie habe, Frau, Du siehst, daß sie gut ist, und daß das Mahlwasser nicht ausgeht, und das ist gut.“ So mahlte er Alles, was gut schmeckt für das ganze Weihnachtsfest, und am dritten Tag bat er seine Freunde zu sich, denn er wollte ihnen einen Gastschmaus geben. Als der reiche Bruder sah, was da Alles zum Schmaus bereit stand, lief es ihm heiß und kalt über die Haut, weil er seinem armen Bruder durchaus nichts gönnte. „Wo hast Du den Reichtum herbekommen?“ „Hinters der Thür“ war die Antwort, denn er hatte keine Lust zu beichten. Aber gegen Abend, als er einem leidnen Rausch bekommen hatte, konnte er sich nicht länger halten, sondern kam mit der Mühle zum Vorschein. „Da siehst Du die Gans, die mir all den Reichtum gebracht hat“ sagte er, und ließ die Mühle bald dies, bald jenes mahlen. Als der Bruder das sah, wollte er ihm die Mühle durchaus abkaufen; aber der Andere wollte sich Anfangs gar nicht dazu verstehen. Endlich aber, wie der Bruder so sehr darum anhielt, sollte er sie für 300 Thlr. haben, aber bis zum Juli bedung er sich aus, wolle er sie noch behalten, denn — dachte er — habe ich sie noch so lange, kann ich mir Essen mahlen für viele Jahre. In dieser Zeit wurde die Mühle, wie man sich denken kann, nicht rostig, und als der Pneumonit herankam, erbieth sie der Bruder, aber der frühere Eigenthümer hatte sich wohl gehütet, ihm zu sagen, wie er sie stellen müßte. Es war am Abend, als der Reiche die Mühle nach Hause brachte,

und am Morgen sagte er zu seiner Frau, sie sollte mit den Schnittern ins Feld gehen und Heu hinter ihnen kehren, er wolle indeß das Mittagsmahl bereiten. Als es nun so gegen Mittag war, stellte er die Mühle auf den Küchentisch hin. „Mahle Häring und Milchsuppe!“ sprach er, und die Mühle mahlte was er verlangte, erst alle Schüsseln voll, und nachher so viel, daß die ganze Küche schwamm. Der Mann stellte und drehte die Mühle; aber wie er auch sie handthieren mochte, so hörte die Mühle nicht auf zu mahlen, und zuletzt stand die Milchsuppe schon so hoch, daß der Mann nahe daran war zu ertrinken. Runz er die Stubenthüre auf; aber es dauerte nicht lange, so hatte die Mühle auch die Stube voll gemahlt, und nur mit genauer Noth konnte der Mann noch die Thürklinke in der Milchsuppenfluth erfassen. Wie er nun die Thüre aufgemacht hatte, stürzte er hinaus ins Freie, und Häring und Milchsuppe immer hinter ihm drein, so daß der ganze Hof und das Feld davon strömten.

Indeß dachte es der Frau, die das Heu auf dem Felde kehrte, es dauere ziemlich lange, ehe der Mann käme und sie zum Mittag abriefe. „Wir wollen nur nach Hause gehen“ sagte sie zu den Schnittern, „denn ich kann mir es wohl denken, er kann mit der Milchsuppe nicht allein fertig werden, und da muß ich ihm helfen.“ Sie machten sich also auf und gingen nach Hause. Wie sie aber hinter den Berg kamen, schwamm ihnen Häring und Milchsuppe und Brod entgegen, Alles durcheinander, und der Mann lief immer voran. „Gott gebe, daß Jeder von euch hundert Bäuche hätte, um in sich zu schlängen!“ rief er, „nehmt euch aber in Acht, daß ihr nicht in meinem Mittagessen ersauft!“ und damit rannte er an ihnen vorbei, als wäre ihm der Teufel auf den Fersen, und hinüber zu seinem Bruder; den bat er um Gottes Willen, er möchte doch sogleich die Mühle wieder nehmen; „denn mahlt sie noch eine Stunde dazu“ sprach er, „so vergeht das ganze Dorf in lauter Häring und Milchsuppe.“ Der Bruder aber wollte die Mühle nicht wieder nehmen, wenn der Anders ihm nicht noch 300 Thlr. dazu bezahlte. Weil nun durchaus kein anderer Rath war, so mußte der Reiche

mit dem Gelde heraus. Nun hatte der Arme sowohl Geld als die Mühle, und da dauerte es nicht lange, so hatz er sich ein Haus gebaut, noch prächtiger als das, worin der Bruder wohnte. Mit der Mühle mahlte er so viel Gold zusammen, daß er die Wände mit lauter Goldplatten bekleiden konnte, und das Haus lag so nah am Strande, daß man den Glanz davon schon von Weitem auf dem Meer sah: Alle, die da vorbeisegelten, hielten dort an, um den reichen Mann in dem goldenen Hause zu besuchen, und die Wundermühle zu sehen, denn es ging davon der Ruf in alle Lande. ,

Einmal kam auch ein Schiffer dort vorbei, er wollte ebenfalls die Mühle sehen, und als er sie gesehen, fragt er, ob sie auch wohl Salz mahlen könne? „Ja, Salz kann sie auch mahlen“ sagte der Mann; nun wollte der Schiffer sie ihm durchaus ablaufen, sie möchte kosten, was sie wolle, „denn habe ich die“, dachte er, „dann brauche ich nicht immer so weit übers Meer zu segeln, um Salz zu holen, sondern kann mich zu Hause pflegen.“ Anfangs aber wollte der Eigenthümer sie durchaus nicht loslassen, jedoch der Schiffer hat ihn so lange und so flehend, bis er sie ihm endlich für viele tausend Thaler verkaufte. Als nun der Schiffer die Mühle bekommen hatte, blieb er nicht lange in der Gegend, denn er dachte, dem Mann könne der Handel nachher wieder leid werden. Er ließ sich auch nicht einmal so viel Zeit, daß er ihn fragte, wie er die Mühle stellen müßte, sondern ging schnell auf sein Schiff und stieß vom Land. Als er ein Stück hinausgekommen war in die große See, nahm er seine Mühle herder. „Mahle Salz!“ rief er, und die Mühle mahlte Salz, das es knisterte und sprühte. Als der Schiffer sein Schiff voll hatte, wollte er die Mühle stopfen, aber wie er's auch anfang und sie stellen und drehen mochte, die Mühle mahlte immer fort, und der Salzhaufen wuchs höher und immer höher, und zuletzt versank das ganze Schiff ins Meer. Da steht nun die Mühle auf dem Meergrunde und mahlt noch den heutigen Tag, und daher kommt es, daß das Meerwasser salzig ist. (Schibansen und Nos Rerw. Boston. N. Nr. 20.)

V. Naturgeschichtliche Mythen.

Die europäischen Völker, die Germanen und Scandinauier insbesondere, sind nicht weniger reich an Sagenstoffen solcher Art, wie sie Dold und Antonius Liberalis mittelbar durch griechische Sammler aus dem Orient erhalten hatten. Auch hier ist eine Beziehung zur Volksreligion nicht zu verkennen, wie bereits S. 409 in der Erklärung der abnormalen Bildung des Pachschwanzes S. 408 der Verehrung des Mistkäfers in Schweden, und S. 385 in Beziehung auf den Kukul und den Schwarzspecht 532, ebenso S. 411 über die Entstehung der Hagebutte gezeigt worden ist. Da die beiden Erftern aus einer heidnisch-geistlichen Quelle fließen, so durfte daraus mit Recht gefolgert werden, daß sie, und mehrere andere uns unbekannt gebliebene Beispiele, der christlichen Geistlichkeit als Vorbilder in der Behandlung ähnlicher Stoffe dienen mochten.

Zu der erstern Gattung gehören noch folgende:

Von dem bei Linneryd in Smaland gefundenen Meteorstein geht folgende Sage: Als Thor mit seinem Diener hier einfiel vorbeiging, begegnete er einem Riesen, den er fragte, wohin er wolle? „Nach Walhalla, um mit Thor zu streiten, weil er durch seinen Blitz mein Viehhaus angezündet hat,“ gab der Riese zur Antwort. „Es ist nicht der Mühe werth, daß du dich mit ihm mißest,“ versetzte Thor; „ich traue dir nicht einmal so viel Stärke zu, um diesen kleinen Stein auf den großen da zu heben.“ Den Riesen verdros diese Aeußerung, und er packte den Stein mit seiner ganzen Kraft, vermochte ihn aber nicht vom Boden aufzuheben, eine solche Schwere hatte Thor dem Steine beigelegt. Da versuchte es Thors Diener, und

dieser hob ihn mit einer Leichtigkeit, als wäre es ein Handschuh gewesen. Jetzt schlug der Diefse auf Thor dergleichen ein, daß er in die Knie sank, aber sofort erschlug ihn der Gott mit dem Hammer. (Afzelius, Schwed. Sagen I, S. 28.)

Ein in Schweden aus der Heidenzeit herrührender Aberglaube ist der, daß man dem Vogelbeerbaum geheime Kräfte zuschreibt. Einen Stab von seinem Holz hielt man für ein Mittel gegen Zauberkünste. In alten Zeiten pflegte man gewisse Theile im Schiffe von solchem Holz zu machen, und erblickte darin ein Schutzmittel gegen Stürme und Wellen. Veranlassung zu diesem Volksglauben gab folgendes Ereigniß. Thor wurde einst, als er über einen breiten Bergstrom nach Jütunheim gehen wollte, um wider die Berggeister zu streiten, von einem durch deren Künste erregten Sturm überfallen, so daß er bedroht war, von den Fluthen mit fortgerissen zu werden. Da erblickte er am andern Ufer einen Vogelbeerbaum, dieser wurde sein Retter, denn als er ihn erfaßte, kam er wohlbehalten an's Land. Deshalb hieß in heidnischer Zeit dieser Baum „Thors Hülfe“, und abergläubische Christen brauchen ihn noch jetzt zu vorgebliehen geheimen Künsten. (Uten-daf. S. 44.)

Als Entstehungsgrund dieser religiösen Wichtigkeit des Vogelbeerbaums denke ich mir die auf denselben wachsende Mistel (vgl. S. 325 Anm. 1.), welche, da sie selbst im Winter ihr Grün nicht verliert, also der Macht der Berggeister, d. h. der Frost- und Eiskiesen, trotz, im Kultus des Sommergottes (des Donnerers Thor) begreiflicher Weise eine besondere Wichtigkeit erlangen konnte.

Zur andern Gattung von Sagen, von welchen

Einige im Boden des Christenthums selber ihre Wurzel haben, gehören die nachstehend angeführten:

Als Christus einst über Berg und Thal reiste und die Kranken heilte, kam er durch einen Wald, da erkannten ihn die Bäume und neigten sich vor ihm zu Boden. Nur die Espe blieb aufrecht stehen. Da sprach Christus: du sollst dich von nun an ewig mit allen deinen Zweigen bewegen, und auch im kältesten Winter sollen deine Blätter nicht ruhig bleiben! — Seitdem hat dieser Baum nicht Ruhe, und seine Blätter flüßern und zittern bis zum jüngsten Tag.

In Devonshire in England hält man jetzt noch die Kessel für ein Universalheilmittel. Die weißen Flecke auf den Blättern derselben sollen nämlich von der Jungfrau Maria herrühren, welche auf der Flucht nach Aegypten ihre Milch darauf sprengte. (Hagen's „Germania“ VII, S. 429.)

Auf der Insel Man in Schottland jagt man am Weihnachtstag die Zaunkönige. Als Grund dafür wird angegeben: eine wunderschöne Elfe habe einmal auf der Insel gewohnt und bald diesen, bald jenen zu sich gelockt, ihn dann an's Meer geführt, wo er jämmerlich umgekommen. Das habe die Einwohner erzürnt, und sie seyen auf die Elfe losgegangen, die in der Gestalt eines Zaunkönigs entflohen sey. Da war nun der Fluch über sie ausgesprochen worden, daß sie alljährlich an demselben Tage, und das war der Neujahrstag, als Zaunkönig wiederkehren solle, bis sie von menschlicher Hand umkäme. Seit der Zeit jagt man die Zaunkönige an diesem Tage vom Morgen bis Abend, und jede Feder, die sie auf der Flucht verlieren, wird sorgfältig bewahrt, da sie das wirksamste Mittel gegen Schiffbruch während des folgenden Jahres ist. Gal-

Itzall gibt als den Tag des Gebrauchs den Weihnachts- oder Stephanstag an. (Hagen's „Germania“ VII, S. 434.) Den Namen dieses Bögels fahrt folgende Tradition zu erklären: Die Bögel beschloffen, denjenigen zum König zu wählen, der am höchsten fliegen könne. Während des Wettflugs schlüpfte der Jaunkönig, von allen ungesehen, in die Federn des Storchs. Alle Bögel ermüdeten, nur Adler und Storch nicht. Beide stritten lange um die Ehre mit einander. Endlich ermüdete auch der Storch. Flugs verließ der Jaunkönig sein Versteck, und mit noch ungeschwächter Kraft wagte er es, mit dem Adler sich zu messen. Auch dieser erlag bald seinem rüftigen Gegner, er sank, und Jaunkönig wurde König. Die Bögel, entrüstet über den Betrug, eilten, sich seines Königthums zu entledigen und ihn zu tödten. Da versteckte er sich in ein Mäuseloch. Jetzt wäbnten sie ihn zu fangen, sobald er wieder zum Vorschein käme. Um seiner desto sicherer habhaft zu werden, sollte die Gule, weil sie die größten Augen hat, das Versteck bewachen, aber sie verschlei ihren Posten und der Gefangene ent schlüpfte. Seitdem mußten die Bögel den Jaunkönig als ihren König behalten, aber sie sind nun gegen ihn und die Gule so erbittert, daß Jener sich fortwährend in Hecken und Dornsträuchen vertriehen muß, um ihrer Rache zu entgehen, und die Gule nur Nachts, wenn andere Bögel schlafen, aus ihrem Versteck sich hervorwagt. (Rome's Anz. f. R. d. Mittelalt. 1835, S. 313.)

Die Schwalbe ist in Schwedens Volksfagen mit dem Kreuze und den Leiden Christi in Verbindung gesetzt worden, und zwar auf folgende Weise: Als der Heiland am Kreuze hing, kam eine Schwalbe geflogen und setzte sich auf das Kreuz, sah die Qualen des Lei-

denen und zwitscherte: Hugswala, swala, swala honom, d. i.: tröste, tröste, tröste ihn! Deshalb bekam sie den Namen swala (Schwalbe).

Von der Turmeltaube geht eine ähnliche Sage. Auch sie kam in die Nähe des Kreuzes und setzte sich traurig auf einen benachbarten Baum und seufzte: Kurrie, Kurrie, Kurrie! was soviel bedeutet, als Kyrie (Herr, das bekannte Anfangswort im Gebete: Kyrie eleison, Herr erbarme dich Unser!).

Dann kam ein Storch und tief theilnehmend: „Stärke, Stärke, Stärke ihn!“ Deshalb bekam er den Namen Storch.

Ebenso ist es auch mit dem Kiebitz. Dieser Vogel soll ein Diensträulein der Jungfrau Maria gewesen sein und ihr eine Schere gestohlen haben, wofür sie die Diebstahl sie verläugnete, und deshalb in einen Vogel verwandelt wurde. Jetzt ruft er: „Stipigt, stipigt!“ (gestohlen, gestohlen!), und mit Beziehung auf seine gestohlene Schere trägt er einen gespaltenen Schwanz. (Majellus, Schwed. Volksf. III, S. 243.)

Die Biene, welche bei den Hellenen, weil sie alles Unreine meldet und nur vom Duft der Blumen lebt, das „priesterliche“ Thier hieß — umgekehrt hießen Priester des Zeus und der Demeter nach der Biene (Melisseus, Melissa) — galt auch im Abendlande für das Sinnbild der Reinheit. Dem Volksglauben zufolge sterben die Bienen ab, wenn in der Nähe des Stockes eine Leiche ist, ja sogar zu unterscheiden wissen sie, welche von den ihnen sich nähernden Personen einen unzüchtigen Wandel führe. Dieß wußte schon Plutarch (praec. conjug.) ihnen nachzurühmen. Indeß hat in neuerer Zeit der Naturforscher Abt Kollet, der einem venerischen Mann die Pflege seiner Bienen anvertraute, sich die Ueberzeugung verschafft, daß sie durch

seine schmutzige Ausdünstung — welche der Jesuit Cotton Jedem unmittelbar nach Uebertretung des Keuschheitsgesetzes zuschreibt — sich nicht irren machen lassen. In Grimms Kindermärchen (Nr. 62) setzt sich die Bienenkönigin auf den Mund ihres Günstlings, was wohl eine Metapher ist, um die ihm verliehene Beredsamkeit anzudeuten (*Sedere in ore infantis tum etiam Platonis, suavitatem illam prae dulcis eloquii portendentes. Plin. 11, 27*). Derum heißen die Bienen auch Vögel der Nasen (*Musarum volucres, Varro R. R. 3, 16*), und der Dichter Pindar wurde im Schlafe von ihnen mit Honig genährt (*Paus. IX, 23, 2*) sämmtlich bildliche Vorstellungen.

Ein Edelmann ließ sich von einem Metzger das ganze Jahr hindurch Fleisch liefern. Als nun das Jahr um war und Jener seine Rechnung brachte, wog ihm der Edelmann alle Knochen wieder zu und sagt: „Ich habe nur Fleisch verlangt und keine Knochen, du mußt dir nun für so und so viel Pfund abziehen lassen.“ Das wollte der Fleischer natürlich nicht gelten lassen, und verklagte den Edelmann, konnte aber gegen ihn kein Recht bekommen. Das folgende Jahr über ließ sich der Edelmann von einem andern Schlächter sein Fleisch liefern, und machte es am Ende ebenso, wie mit dem ersten. Zuletzt hatte er alle Fleischer der ganzen Gegend auf diese Weise angeführt. Da haben die armen betrogenen Leute den Edelmann endlich unter die Erde zu einem Thiere verwünscht, das sich nur Fleisch ohne Knochen suchen muß. Das ist der Maulwurf, der nur Regenwürmer frisst (*Müllenhof Schf. Holst. Nr. 478*).

Eine Zauberin raubte neun Prinzessinnen, floh mit

ihnen auf eine unbewohnte Insel und verwandelte sie in weiße Rehe. Als nun die Römer nach Britannien kamen, und der Zufall einige Krieger auf dieses Eiland führte, begegneten ihnen die neun Rehe, sie gingen ihnen entgegen, liebkosten sie, und gewannen alle, doch besonders zwei der schönsten so lieb, daß sie bei ihrem Abschied sich nicht von ihnen trennen konnten. Wenn wären die Rehe mit ihnen gegangen, nur das Leid, ihre Unglücksschwwestern zu verlassen, hielt sie zurück. Traurig standen die Krieger und die Rehe bei einander, und über ihr Unglück vergossen sie häufige Thränen, dann starben sie eines plötzlichen Todes. Seit dieser Zeit haben Hirsche und Rehe die Gabe beibehalten, menschlich zu weinen (Lothar Volksf. S. 160).

Warum der Bär einen Stumpffchwanz hat, erklärt eine norwegische Fabel: Dem Bären begegnete einst der Fuchs, der mit einem Bündel gestohlener Fische angeschlichen kam. „Wo hast du diese her?“ fragte Bsp. „Ich habe mir sie geangelt,“ versetzte Reinecke. Da bekam Ersterer auch Lust, das Angeln zu lernen, und bat den Schalk um Unterweisung darin. „Das ist sehr bald gelernt,“ erwiderte der Fuchs, „du mußt nur aufs Eis gehen, dir ein Loch hauen und den Schwanz hineinstecken. Dann mußt du ihn recht lange drein halten, und es nicht achten, wenn es etwas schmerzt, denn das ist ein Zeichen, daß Fische dran beißen. Und je länger du es aushalten kannst, desto mehr Fische bekommst Du, aber wenn es zuletzt recht tüchtig kneist, dann mußt Du aufziehen.“ Der Bär befolgte pünktlich diesen Rath, und hielt den Schwanz so lange ins Loch, bis er darin fest gefroren war. Da zog er auf — den Schwanz ab, und nun

geht er noch heutigen Tages mit einem Stumpffschwanz (Absjörnsen a. a. O. I. Nr. 17).

Warum hat der Fuchs einen weißen Schwanzzipfel? Darauf antwortet ein norwegisches Märchen, wie folgt:

Es war einmal eine Frau, die ging aus und wollte sich einen Hirten mietzen. Da begegnete ihr der Bär. „Wo willst du hin?“ fragte er. „D ich wollte mir nur einen Hirten mietzen,“ antwortete die Frau. „Willst du mich zum Hirten haben?“ fragte Peh. „Kannst du hübsch locken?“ „Hö—i!“ brummte der Bär. „Nein!“ antwortete die Frau. Jetzt begegnete ihr der Wolf. „Wo willst du hin?“ fragte Hegrin. „Ich will mir einen Hirten mietzen.“ „Willst du mich zum Hirten?“ „Kannst du hübsch locken?“ Uh—uh! heulte der Wolf. „Nein!“ sagte die Frau. Ein Ende weiter begegnete ihr der Fuchs. „Wo willst du hin?“ Ich will mir einen Hirten mietzen.“ — „Willst du mich zum Hirten?“ — „Kannst du hübsch locken?“ Du—dal, sagte er sehr süß. „Ja!“

Am ersten Tage, als er das Vieh auf die Weide trieb, fraß er alle Ziegen auf, den zweiten Tag ließ er sich die Schafe schmecken, den dritten Tag mußten die Kühe daran. Als er Abends nach Hause kam, fragte ihn die Frau, wo er das Vieh gelassen? „Der Kopf ist im Doh, der Rumpf im Busch,“ sagte der Fuchs. Die Frau stand eben bei ihrem Butterfaß und butterte; aber sie wollte doch selbst zusehen. Während sie nun zusah, steckte der Fuchs den Kopf ins Butterfaß und fraß allen Rahm auf. Als die Frau zurückkam und das gewahr ward, ärgerte sie sich so sehr, daß sie einen Rahmkumpfen nahm, der noch im Butterfaße saß, und damit nach dem Fuchs warf, so daß er einen Klatsch am Schwanz bekam (Absjörnsen I. Nr. 20).

Der Mammuth, sagen die Sibirier, hat seinen Aufenthalt in Höhlen unter der Erde, die er nie verlassen darf *). Uebertritt es dieses Naturgesetz und

*) Diese Sage mochte die Wahrnehmung veranlaßt haben, daß die Mammuthhöhlen sich meist in der Nähe von Flüssen befinden.

Kommt aus Borwik ans Tageslicht, so sinkt die gebobene Decke wieder ein, das Thier aber fällt todt auf dieselbe nieder und verwest (Isbrand Ides Voyage de Moskou à la Chine).

Keine Thiergattung spielt in der Märchen- und Zauberwelt eine wichtigere Rolle, als die Schlange, welche mit dem talismanischen Drachen (s. w. u.) auf diesem Gebiete so oft verwechselt wird. Des mystisch bedeutsamen Schlangeneies (ovum anguinum) ist schon oben, wenn auch nur flüchtig, gedacht worden. Im druidischen Gallien fabelte man davon: Unzählige Schlangen wickeln sich im hohen Sommer in der Begattungszeit zusammen. Durch den aus ihren Schlünden fließenden Geifer und den leimartigen Schleim ihrer Haut zusammengehalten, bilden sie einen unaufzählbaren Knoten, das „Schlangenei“ genannt. Wer sich den Besitz desselben zu verschaffen weiß, herrscht über alle Herzen, gewinnt alle Prozesse &c. Dieses Schlangenei war ein Insignium des Druidenordens, und der Act der Zusammenschürzung der Schlangen selber galt für ein Resultat des Nachdenkens und der Weisheit der Druiden (Plin. 29, 3). Dieses Schlangenei galt ferner als Lebenssymbol. Auf einem Grabmal hat man zwei Schlangen abgebildet gefunden, die Eine mit dem Ei im Munde, die Andere mit ihrem Geifer bemüht, das Ei auszubilden. Eine geflügelte Schlange mit diamanteneu Auge kennt das Juragebirge (Mem. des antiq. VI, 217). Am 13. Mai, welcher Tag als der eigentliche Scheidepunkt des Winters und des Sommers gilt — denn am weihnöcherischen Pancratius-tage (12. Mai) nimmt der Frost seinen Abschied, und darum ist der 13. dem h. Servatius, d. i. dem Erhalter und Retter, dem Wiederbringer der Wärme ge-

weißt — an diesem Tage also, glaubt man in Frankreich, vereinigen sich Schlangen, Vipern und Nattern zu einem einzigen Stück, in der Weise, daß die Masse ein Band bildet, größer als eine Sichel. Wenn sie sich nun an den Ufern eines zwischen Joux und Arbon gelegenen Teiches versammelt haben, so arbeiten sie gemeinschaftlich an der Bildung eines großen Diamants. Jedes dieser Thiere speit eine Art Flüssigkeit aus, welche sehr glänzend ist, und die es unter der Zunge trägt. Die beiden Geschicktesten, welche bei den Schlangen allgemeine Anerkennung gefunden, empfangen diese Flüssigkeit, die nun erstarrt. Sie kneten sie aus, und wenn die Arbeit geschehen ist, so schleppt sich jedes Thier über den Diamanten, welchen es durch die Reibung seines Körpers polirt, und zieht sich dann in den Teich zurück. Das Letzte dieser Thiere wirft den Diamanten in den Teich, wo er liegen bleibt, bis einmal Jemand fischt und ihn findet. Der Vorsicht, ihn ins Wasser zu werfen, bedienen sie sich deshalb, damit ein Heber ihn nicht in sein Nest trage und sein Gefieder mit demselben schmücke. Wollte man suchen, so würde man solche Diamanten in den alten Hebernestern finden, denn nur mit diesem Diamanten hat der erste dieser Vögel sich schmücken können, seine Nachkommenschaft hat dann diese geborgte Pracht geerbt, welche sie der Weisheit der Schlangen verdankt. Darum ist auch die Schlange Symbol der Weisheit (*Mém. de l'Acad. Celt. IV, 95 bei Eckermann Religionsgesch. III, 1. S. 73*). Dieser in Frankreich herrschende Glaube von der Schlange wird mit geringer Verschiedenheit auch in Schweden angetroffen. *Ajzelius* (II, S. 364) gedenkt einer weißen Schlange, die nur in jedem Jahrhundert sich einmal zeigt, und zwei

nur in Wildnissen. Die Zauberinnen spürten ihr begierig nach und kochten sie mit ihrer Kräutermischung, um Zaubertränke und tiefe Weisheit zur Erkenntniß der geheimen Naturkräfte zu erlangen. Man glaubte nämlich, daß, da sie sich vor dem Tageslicht in Erdböchern, in Bergen, in der Nähe von Metalladern, neben den Wurzeln der Bäume und Pflanzen verborgen halte, so sauge sie auch alle geheimen Kräfte der drei Naturreihe in sich, und theile sie denen mit, von denen sie sich auffinden lasse. Wenn Jemand eine weiße Schlange antraf, so mußte er sie sogleich um die Mitte des Leibes fassen, worauf sie ihre Haut fahren ließ. Diese brauchte man nur zu belegen, und sogleich öffnete sich das innere Gesicht des Menschen. Man lernte alle Kräfte der Kräuter, Erd- und Steinarten kennen, und lernte die Kunst, Wunden und Krankheiten zu heilen. Mit Einem Worte: man ward jezt klug.

Ein armer Hirtenknabe hatte sich im Walde verirrt, und kam endlich zu einer Hütte, wo eine solche kluge Frau und Schlangentochterin wohnte. Sie war ausgegangen, als er in die Hütte trat; aber über dem Feuer stand ein großer kochender Kessel, in welchem das Schlangentocher vor sich ging. Der Knabe war hungrig, und da er Brod auf dem Tische und im Kessel Fett schwimmen sah, was ihm ein Zeichen zu seyn schien, daß gerade Speck gekocht werde, nahm er das Brod, tauchte es in den Kessel und verzehrte es. Als die Alte wieder heim kam, bemerkte sie sogleich, was vorgefallen, da sie aber wußte, daß, wenn auch der Knabe nunmehr weiser als andere Menschen geworden war, er ihr doch weder Schaden zufügen werde, noch könne, so ließ sie ihn ungehindert fortgehen, und gab ihm, sogar eine Strecke geleitend, um ihm den Weg zu

zeigen, Anlehnung, wie er die Wundergabe, in deren Besitz er sich jetzt befand, anzuwenden habe²⁾.

Ein Bauer, der bei Luzern mit Räden beschäftigt war, sah plötzlich einen Drachen über sich. Unterem Fliegen enttröpfelte dem Ungeheuer eine Feuchtigkeit, die gleich frischem Blut auf dem schwarzen Boden anzusehen war, und in der Feuchtigkeit fand der Bauer einen viel farbigen Stein, der noch zu Luzern bewahrt wird, und ein kräftig Heilmittel ist gegen pestartige Krankheiten. Die Wahrheiten dessen bezeugen die Stadtbücher, worin es beschrieben ist. (Wolf D. S. Nr. 368.)

Wem es gelingt, der Krone des Schlangenschnitz sich zu bemächtigen, der wird unsichtbar und heimlich.

Zu einem Viehhirten in Immeneich bei St. Blasien kam jeden Morgen und Abend zur Melkzeit eine große Schlange in den Stall, welche auf dem Kopfe eine goldene Krone trug. Das Mädchen gab ihr jedesmal warme Kuhmilch zu saufen. Als es wegen eines Verbrusses plötzlich aus dem Dienste gekommen, und die neue Viehmagd das erste Mal melken wollte, fand sie auf dem Melkstuhl die goldene Krone liegen, worin die Worte eingegraben standen: „Aus Dankbarkeit.“ Sie brachte die Krone ihrer Herrschaft, welche dieselbe dem verabschiedeten Dienstmädchen gab, für das sie auch bestimmt war. Seit dessen Verabschiedung ist die Schlange nicht wieder gesehen worden. (Schweizer Badische Sagen I. S. 134.)

Einer goldgekrönten Schlange gedenkt auch Bechstein (Fränk. Sagensch. S. 158). Sie trug auch einen Schlüsselbund im Maul, der wie Silber glühterte. Vermuthlich wollte sie den ihr begegnenden Weinbergsmann reich machen, der aber verstand ihre gute Absicht

²⁾ Diese Erzählung erinnert auffallend an den Knaben, der mit dem Finger die Bräute aus Erwidens Hauberkesel lockte, und weise ward f. S. 662. In Grimms Kinderwahrheiten Nr. 17. erwirbt sich Jemand durch den Genuß einer weißen Schlange die Kenntniß der Vögelssprache. Sigurd versteht sie, sobald der Drache Fasnis Herzblut auf seine Junge kommt.

nicht, und hob seinen Karst, um sie zu schlagen, da verschwand sie spurlos in die Erde. Ebendasselbst S. 290 lesen wir von einem Otterkönig, der einem Knecht es sehr übel nahm, daß er ihm seine Krone, die er, als er in den Bach steigen wollte, am Ufer ins Gras hingelegt hatte, entwinden wollte. Als der Otterkönig, aus dem Bade kommend, seinen Verlust gewahrte, that er einen gellenden Wüß, und sogleich kamen alle Schlangen und Ottern im Umkreis herbei, raschelten heran, zischten, spieen Gift, und krochen auf den Kornwagen des Räubers, zerbißen alle Säcke, so daß die Frucht auf die Erde fiel. Da warf der Knecht die Krone hin, die er in seinen Busen gesteckt hatte, flugs rühte der Otterkönig sie wieder auf, kroch voraus, und die übrigen Schlangen und Ottern krochen hinterdrein, daß in einigen Augenblicken alle fort waren, als hätte sie der Wind weggeweht.

Einmal fanden Mädchen auf dem Felde einen Knäuel von bis 15 Schlangen, die alle durcheinander zischten, eine trug eine goldene Krone. Da band ein Mädchen eine weiße Schürze ab und legte sie neben den Knäuel auf den Boden. Als bald kam die größte von den Schlangen, die deren König war, und legte ihre Krone auf die Schürze, die war von lauterem Golde mit vielen grünen Steinen. Nun sprang das Mädchen schnell hinzu und nahm die Krone an sich. Als es der Schlangenkönig bemerkte, schrie er so entseßlich, daß das Mädchen davon taub ward. Die Krone verkaufte sie hernach für ein Geld (Müllenhof a. a. O. Nr. 474.)

Zum B a s i l i s t erzählt das Volk, daß er aus dem Jervorkomme, welches ein Hahn gelegt, der sieben Jahre alt geworden, und eine Kröte oder die Sonnenneuse ausgebrütet hat. Alles Lebende, das sein Blick trifft, muß sterben, und sogar Steine zerspringen da-

von. Es hat Leute gegeben, die ein solches Thier in einem dunkeln Keller Jahre lang hatten. Man durfte die Keller nicht öffnen, damit kein Licht hinein kam. Wenn man aber dem Basilisken einen Spiegel vorhält, und er sich selbst zu sehen bekommt, muß er sterben, wie ein anderes Wesen. Plinius (8, 21) gibt diesem Fabelthier die Provinz Cyrenäica zur Heimat; diese Schlangenart soll nur 12 Finger groß seyn, und ein weißer Fleck auf ihrem Kopfe nimmt sich wie ein Diadem an^{*)}. Durch sein Zischen versagt der Basilisk alle andern Schlangen, auch bringt er nicht mit vielfacher Wendung den Körper fort, wie andere Schlangen^{**)}, sondern gerade aufgerichtet schreitet er daher. Er tdtet die Gesträuche nicht nur durch Berührung, sondern schon durch seinen Anhauch, er versengt das Gras. Man glaubte sonst, daß, wenn er von einem zu Pferde Sitzenden mit einer Lanze durchstochen wird, von der durch die Lanze zuckenden Kraft des Giftes Reuter und Pferd umkommen.

Vom Einhorn, diesem pferdegestalteten Thiere, weiß die Sage ebenfalls, daß sein Blut tdtet. Plinius (8, 21) gibt ihm den Leib des Rosses, den Kopf des Hirsches, den Fuß des Elefanten, den Rüssel des Wildschweins. Aus der Stirne ragt ein zwei Ellen

*) Trägt der Basilisk etwa von diesem Hauptschmuck seinen Namen? (*Βασιλικός, regulus.*)

***) Johanneau hält daher das Schlangenei für ein Hahmenei (*œuf coquille*). Seine Farbe ist weiß, man kennt es an dem gelben Punkt. Es birgt eine Schlange. Ist diese angebrütet, so verbirgt sie sich in einer Mauerpalte, und wer sie sieht, stirbt, wird sie aber früher erblickt, stirbt sie selbst. Ein solches Ei barg im Jahr 1796 der Kirchhof von Arden. und alle Leute mußten sterben, welche nur zur Kirche gingen. Darum verbrannte man alle Gebeine des Kirchhofs, um sich von dem Unglück zu befreien. (*Mém. de l'acad. celt. IV, 24.*)

langes, schwarzes Horn. Unter diesem soll ein Karfunkel wachsen, der alle mit ihm bestrichenen Wunden heilt. Auch das Herz dieses Thieres ist ein Heilmittel. Auf welche Art das Thier sich fangen läßt, ist schon S. 811 Anmerkung mitgetheilt worden. Auf alten Gemälden ist es der h. Jungfrau beigeßelt. Die wirkliche Existenz dieses Thieres hat zuerst in neuerer Zeit der berühmte Reisende Carl Ritter (Erdb. v. As. III, S. 99) zu erweisen gesucht. Im Märzheft des asiatischen Journals 1844 hat der französische Consularagent zu Schidda eine vollständige Beschreibung dieses im Lande Barfu heimischen Thieres gegeben:

Die Pferdegestalt, die man ihm in Europa andichtete, kommt daher, weil es in Rubien eine Gazellenart gibt, welche nur ein Horn haben soll. Das Einhorn ist aber massenhafter als der Büffel, namentlich Brust und Schultern breiter; es ist kürzer und gedrungenener als irgend ein Wiederkäuer, 6 Fuß lang, 5 Fuß hoch und 4 Fuß dick, die Füße nur $1\frac{1}{2}$ Fuß lang. Für die Leibesdicke vom Rücken bis zum Bauche bleiben also $3\frac{1}{2}$ Fuß. Die kurzen massiven Beine ähneln denen des Elephanten. Die Fußspur im Boden läßt glauben, ein Esel und ein Schaf seyen denselben Weg gegangen, das Schaf vorn, der Esel zur Seite einige Zoll entfernt gegen hinten, worauf dann das Einhorn seinen Kreis von 6 Zoll Durchmesser zwischen den Spuren des Schafes und des Esels setzte. Der Schweif ist kurz, nur an den Seiten behaart, aber die Haare sind weit stärker als beim Pferde, obgleich kürzer. Die Haut fast nackt, ein Haarstreifen ausgenommen, der vom Nacken nach der Mitte des Rückens läuft. Die Haut ist dicker als die des Rhinoceros. Was aber das Einhorn von allen Thieren, mit denen man es vergleichen könnte, auszeichnet, ist das bewegliche Horn, das seinen Sitz an dem untern Theil der Mittelstirne hat, nicht am Ende der Nase, wie beim Rhinoceros, sondern oben an der Nase und zwischen den Augen. Dies Horn ist auf zwei Dritteln seiner Länge aschgrau, wie das Thier selbst, das obere

Drittel scharlachroth, und endigt in einer außerordentlich scharfen Spitze. Es ist 18 Zoll lang. Wenn das Thier nicht beunruhigt ist, so wieget es im Sten das Horn rechts und links hin und her. Das Einhorn greift seinen Feind mit gesenktem Haupt an, durchstößt ihn mit dem mächtigen Horn, schleudert ihn in die Luft, kommt dann wieder, gleich einem wüthenden Stier, bis es seinen Feind in Fesseln zerstoßen hat. Der Kopf zeigt zwei Erhöhungen hinten über den Ohren, die einen blutgierigen Instinct andeuten. Der Rüssel erinnert an den des Wildschweins. Die Ohren sind klein, das Gehör schärfer als das Gesicht. Beim Ausstoßen der Excremente bildet sich eine Erhöhung von 2 Fuß, und jeder Dollen Excrement hat die Größe einer Melone. Das Einhorn hat nur ein Junges. Man sagt das Thier zu Pferde mit Lanzen, wo man ihm in den After stößt, denn anderswo ist die Haut undurchdringlich. Es tödtet den Menschen auch ungerührt, durchbohrt ihn beim ersten Anblick, frist ihn aber nicht, da es kein Fleischfresser ist.

Daß das Einhorn auch in Europa heimisch war, suchte schon in früherer Zeit der Magdeburger Bürgermeister, Otto von Guericke (Experim. Magdeb. lib. V, c. 3, fol. 155), zu erweisen, indem er sich auf das Factum berief, daß man im Jahr 1663 im Zeumiler Berge bei Quedlinburg, wo Kalkstein gebrochen wurde, ein ganzes Einhorn fand, welches vor der Stirne ein lang ausgestrecktes Horn, so dick wie ein menschliches Schienbein hatte, und der damaligen Artisten von Quedlinburg geschenkt wurde. In der Höhle bei Schwarzfeld im Harz hat man ein ähnliches Gerippe ausgegraben (abgebildet in Leibnizens Protogea, Göttingen 1749, 4.), die davon den Namen Einhornloch erhalten hat.

Wenn von Vasklischen und Einhornern die Rede ist, erwartet jedermann, auch ein Wort über Greife zu vernehmen. Ob sie, wie Pausanias vorgibt, Iden-

Ähnliche Unthiere mit Adlersflügeln und Adlerschnäbeln seyn und des Pardels fleckige Haut haben? oder ob sie, wie Philostrat (vit. Appollon.) wissen will, ganz federlos mit rothhäutigen Fittigen umherflattern? läßt sich heute schwer beantworten. Was Plinius (VII, 2.) den fabelhaften Arimaspen nachzählt, die mit den Greifen Krieg führten, läßt sich hier auch nicht berücksichtigen, da die Arimaspen, seiner Aussage zufolge, nur ein Stirnauge hatten, daher als Eindüglige leicht falsch gesehen haben mochten. In dem schlesischen Sagenschatz erfährt man, daß vor vielen Jahrhunderten auch in der Gegend von Friedland ein Greif gehaust, und daß ein Schäfer, Namens Gottsche Schof, das Glück gehabt, das Nest seiner Jungen anzuzünden, daher ihn Herzog Wolfo in den Ritterstand erhob; seine Burg erhielt zum Andenken an den Sieg über den Greif — der sehr wohlfeil gewesen seyn muß, weil die Chronik berichtet, daß der zurückkehrende Greifenvater, als er die Flammen aus dem Neste aufsteigen sah, seine Schwungfedern, (durch den Schlag seiner Flügel noch mehr die Flammen ansahend), versengte, und kraftlos zur Erde taumelte, worauf ihm der Schäfer mit einem Beile den Kopf abhieb — den Namen Greifenstein, nach welcher noch das heutige Städtchen benannt ist. Dieser Greifenbefleger ist, beiläufig bemerkt, der Ahnherr der Grafen Schaffgottsch. Muthmaßlich waren die Greife ganz gewöhnliche Geier, welchen nur die Furcht eine abenteuerliche Gestalt lieb. In Schweden hatte in der Heidenzeit ein Berggeist des Geiers Figur angenommen und in der Gegend von Blekingen die Leute sehr beunruhigt, bis man endlich einen wilden Eiter ins Freie ließ, auf den der Geier sich herabstürzte, ihn mit seinen Klauen zum Berge hinauftrug und dort mit Haut

und Haaren verzehrte. Davon erhielt die Abbte den Namen Geierhägel. Aber noch hatte man keine Muhr, bis man auf den Gedanken kam, eine Kirche an dieser Stätte zu bauen: das Glockengeläute vertrieb ihn. (Hjelius III, S. 194 ff.)

Die Reihe der wirklich oder scheinbar fabelhaften Geschöpfe soll die oft in Frage gestellte, ob schon in der Märchenwelt der alten und neueren Völker eine so große Rolle spielende Seejungfer beschließen. Gewöhnlich wird sie zu den Niren gezählt, mit denen sie auch das lange, die Brüste zum Theil bedeckende, Haar gemeinschaftlich hat. Das Vorhandenseyn dieser Meerweibchen bestätigt der hier folgende Auszug eines Briefes des Dr. Philipp, Bevollmächtigter der Londoner Missionsgesellschaft in Capstadt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung vom 26. April 1822:

„Hente sah ich ein Meerweibchen, welches so eben in dieser Stadt gezeigt wird. — Ich habe stets die Existenz eines solchen Geschöpfes als fabelhaft betrachtet; aber mein völliger Zweifel ist nun aus dem Weg geräumt. Da es wahrscheinlich ist, daß noch keine Beschreibung dieses außerordentlichen Geschöpfes nach England gekommen, so werden folgende Bemerkungen Ihre Neugierde befriedigen.

Der Kopf ist ungefähr von der Größe des eines großen Affen; derselbe ist spärlich mit schwarzen Haaren bedeckt, die glatt herabhängen, an der Oberlippe und dem Kinn befinden sich auch einige Paare, denen des Kopfes ähnlich, die Backenknochen (*ossa malarum*) sind hervorstehend, die Stirne ist gedrückt, aber, dies ausgenommen, sind die Züge in regelmäßigem Verhältniß, und gleichen mehr denen eines Menschen, als dieses bei irgend einem Geschlecht der Affen der Fall ist. Der Kopf war zur Seite gewendet, und das Gesicht drückte Schmerz aus, aber ich denke, daß beides durch die Umstände, unter welchen dieses Thier den Tod empfing, herrührt, da es ganz den Anschein hat, daß es unter großer Qual gestorben ist.

Die Ohren, Nase, Lippen, Kinn, Brüste, Finger und Nägel gleichen ganz denen einer menschlichen Figur — das Rückgrat ist sehr hervorstehend, und scheinbar ganz so geformt, wie am menschlichen Körper.

Nach der Lage der Arme zu urtheilen, und zufolge solcher Untersuchung, wie die Umstände erlaubten, als ich das Thier sah, muß ich glauben, daß es Brustbeine (claviolin) habe, mit denen bloß der Mensch begabt ist, und welche dem Affengeschlecht fehlen.

Die Zähne beweisen, daß es gehörig ausgewachsen war — die Schneidezähne (incisores) waren oben etwas abgenutzt — es fanden sich deren acht, vier Hundezähne (canines), und acht Backenzähne (molares) vor — die Hundezähne gleichen denen eines ausgewachsenen Hundes, alle andern denen eines Menschen.

Die Länge des Thiers beträgt drei Fuß; da es aber nicht zum besten aufbewahrt und erhalten war, so scheint es bedeutend zusammengeschrumpft zu seyn, und war im Leben gewiß dicker und länger, als nun. Seine Ähnlichkeit mit dem menschlichen Geschlecht hört sogleich unter den Brüsten auf. Gerade unterhalb und zwischen den Brüsten befinden sich zwei Flossfedern. Von dem Punkt, von wo die menschenähnliche Gestalt aufhört, welches ungefähr 12 Zoll von dem Scheitel des Kopfs ist, gleicht es einem großen Fische von der Salmen-Gattung, und ist ganz mit Schuppen bedeckt, an dem untern Theil des Körpers gleichen die Schuppen ganz denen eines Fisches, aber an dem Theile, der dem Menschen ähnlich steht, sind deren nur wenige, kaum bemerkbar, und nur bei ganz naher Betrachtung. An dem untern Theil des Körpers hat es drei Flossfedern, eine am Rücken, zwei am Bauch, zwei unter der Brust und am Schwanz. Diejenigen an der Brust sind besonders merkwürdig; sie stehen horizontal und sind unstreitig bestimmt, das Thier zu tragen, wenn es aufrechter Stellung ist, so wie man manchmal Zeichnungen davon findet, auch ist der Schwanz eben so geformt, als bei Abbildungen von Meerweibchen. Der Eigenthümer dieses sonderbaren Thieres ist Kapl-

tán Gabes von Boston in Amerika. Während dem ich dieses schreibe, erhalte ich einen Besuch von ihm, und er theilte mir Nachfolgendes mit: Das Meerweibchen wurde nämlich an der nördlichen Küste von China von einem Fischer gefangen, der es um eine Kleinigkeit verkaufte; nachher kam es nach Batavia, wo es von Kapitán Gabes um 500 spanische Thaler erkauft wurde; man hat ihm seitdem vergebens 10,000 spanische Thaler dafür geboten. Kapitán Gabes ist Passagier auf dem amerikanischen Schiffe Zion, gegenwärtig in der Tafel-Bay vor Anker — in ungefähr vierzehn Tagen geht das Schiff nach der Thronk ab, so daß wahrscheinlich auch in London eine Ansetzung dieses Thieres statt finden wird. —“

VI. Localfagen.

Diese unterscheiden sich 1) in solche, welche aus der Beschaffenheit der Gegend, in welcher sie ihren Ursprung haben, sich erklären lassen, wie die persischen Sagen von den riesigen Eins (spr. Dschind); denn wenn man in der „Tausend und Einen Nacht“ von ihnen liest, daß sie in einem Wirbelwinde von Sand und Staub sich nähern, so denkt man gleich an den Wirbelwind, der den Sand in Form einer ungeheuern Säule emportreibt, und den man so oft über die Wüste dahinstreichen sieht; ebenso kann die deutsche Sage von der Windsbraut als wilden Jägerin nur in Blasländern entstanden seyn; Fels-, Berg- und Wald-gegenden erzeugen hingegen ganz andere Sagen; 2) in solche, welche der Beschäftigungsweise der Bewohner ihre Entstehung verdanken, wie z. B. das „Glasmännlein“ und der „Holländer-Michel“ auf dem Schwarzwald. Ersterer, ein gutmüthiger Geist von 3½ Fuß Länge, erscheint im spizen großrandigen Hürlein, in Wammus, Bluderhose und rothen Strümpfen.

Dieser, der auf der andern Seite des Waldes umgeht, ist riesenhaft, breitschultrig, trägt die Kleidung der Städter und ungeheure Stiefel. Nun muß man wissen, daß im badischen Schwarzwald sich die Leute gewöhnlich mit Glasmachen beschäftigen; die auf der andern Seite des Waldes hingegen sich von Holzfällen nähren, und Flößer sind, die bis nach Holland hinunterkommen und sehr große Stiefel tragen. Auf dem Harz, wo die rauhe Gebirgsluft den Branntweingenuß mildernd entschuldigt, träumt die Phantasie von diesem Lebenswasser (wie die Franzosen dieses Gesundheitszefördernde Getränk nennen), und erzeugt das Märchen vom alten Schmiede-Simme (Schmieds Simon) in Steinbach, der allerdings einmal der Wirklichkeit angehörte, und das sehr prosaische Handwerk eines Wilddiebs trieb, aber die Volksdichtung hängt ihm ein romantisches Mäntelchen um, indem sie berichtet: „Eines Nachts saß er am Frauenberg und lauerte auf ein Wild; da sah er plötzlich den Teufel auf einem Hase durch die Luft reiten nach Steinbach zu. Hurtig schloß der Kerl nach dem Reiter und traf ihn ins Bein, daß er das Faß fallen lassen mußte, welches entzwei brach — es war Branntwein darin.“

Proben dortiger Bergmannssagen sind folgende:

Ein Häuer, der im Reginaschacht bei Glücksbrunn schürfte, glaubte an einer in seiner Nähe stattfindenden Bewegung, ein Steiger käme zu ihm gefahren. Da aber Niemand kam, drehte er sich auf dem Sitzstod und erblickte einen Berggeist in Menschengestalt, der das Gesicht starr nach ihm gewandt hielt. Die Gestalt hatte das Äußere eines Bergobers, und war mit einem schwarzen Hut, grünem Oberkleid mit Manschetten, schwarzen Beinkleidern, Schuhen und weißen Strümpfen bekleidet. Uebrigens hatte sie ein schönes Antlitz, helle Augen und stieß in der Finst an, wo

das Ort 5 Schuh hoch war. Der Häuer wagte aus Furcht nicht den Geist anzureden, und arbeitete emsig weiter. Als die Erscheinung einige Zeit still gestanden, fuhr sie mit einem hell flammenden Grubenlicht wieder von dannen. Hätte der Bergmann sie mit „Glück auf!“ begrüßt, so wäre er gewiß sehr glücklich gewesen.

Einige Bursche, die auf dem Schacht am Acker neben dem „Segen Gottes“ einfuhren, gewahrten plötzlich einen ungewöhnlich hellen Schimmer, und gleich darauf eine Gestalt, welche die Strecke daher gefahren kam, so groß, daß sie, gebückt, wie sie ging, mit dem Rücken in der Firn anstrich. Sie hielten dieselbe für einen Bergoffizianten. Als aber die Erscheinung näher kam, sahen die Bursche mit Entsetzen, daß es ein Berggeist, der Grubenkittel, Leinwandbügel an den Beinen, schwarzen Schiefhut auf dem Kopfe, glänzende Augen, und ein Grubenlicht in der Hand hatte. Hals über Kopf eilten sie wieder aus dem Schacht, der vom Lichte des Geistes fast zur Hälfte aufwärts erhellt war.

Ein junger Bergknapp aus Steinbach wollte eines Morgens seinen Schacht auf der Windseite befahren. Als er in die Nähe kam, sah er eine Menge winziger Bergmännchen an der Winde Gestein aufziehen, das andere geschäftig zerklöpften. Er trat hinzu und die Geister stürzten sich vor seinen Augen in den Schacht, der krachend hinter ihnen zusammenbrach. Voll Grausen über das Geschehene ging der Bursche in die Kuhl, und that sich dort zu einem Messerschmidt in die Lehre, denn er wollte nicht mehr ein Bergmann bleiben. Durch ihn wurde das Handwerk der Messermacher nach Steinbach verpflanzt, und der Bergbau nahm allmählig ab.

Am Föge oberhalb Steinbach ging ein goldener Firsch, der plötzlich erschien und plötzlich verschwand. Viele Leute haben ihn gesehen. Der Firsch zeigt eine starke Goldader an. Die Herren Trier ließen dort einschlagen, aber die aufgethane Grube bald wieder zum Erliegen kommen, weil die Ausbeute sich nicht bald zeigte. Damals ließ sich der Firsch alle Abende sehen und lief ängstlich hin und her. Hätten die Herren Trier nur noch eine kleine Strecke gegraben, so würden sie die Goldader gefunden und un-

ernestliche Schätze ausgegraben haben. (Thüringen und der Harz II. S. 44.)

Man wird hier unwillkürlich an Steffens treffliche Worte gemahnt, die er seinen „Gebirgsagen“ (Breslau 1837) vorausschickt. „Wir, als Naturforscher,“ sagt er, „war von jeher die Bystognomie der Märchen der verschiedenen gebirgigen, waldigen Gegenden unendlich werth. Denn aus einer bestimmten Natur entsprungen, blieben sie in solchen verborgenen Zufluchtsdrtern, wo sie, aus unserer Mitte verschleucht, sich Jahrhunderte lang erbleten, noch immer ihrer ursprünglichen Heimath getreu; deuteten auf sie, ja schienen ihre innersten Geheimnisse wunderbar zu bewahren. Es ist bekannt, daß die verschiedenen Gebirgsarten eigene Pflanzen ernähren, und daß ein leiser Unterschied sich auf diese Weise wohl erkennen läßt. Aber entschiedener ist der Einfluß auf die Gestalt im Großen. Granit-, Schiefer- Kalkgebirge erzeugen eine andere Gestalt der Höhen, Schluchten, Thäler und Weitungen;“ anders bilden sich daher nach der Verschiedenheit der Gebirgsart die Baumpartieen; Schatten und Licht nehmen in Abend- und Morgenbämmerung einen andern Charakter an; die Gewässer scheinen, ewig strömend in jenen so verschiedenen Gegenden, einen andern Ton, einen andern Glanz zu haben. Aber hiermit hängt die Gestalt der Märchen genau zusammen, so daß diese Verschiedenheit des Märchenwuchses nach der Natur der Gegend in den leisesten Abänderungen wahrgenommen wird. Wunderbarer ergreift diese Erscheinung nirgends, als auf dem Nordabhang des Harzes. Denn wie ganz anders lauten die Granit-, als die Schiefermärchen, die Sagen zwischen der Ilse und der Ocker, an der Harzburg, als die des Budehals, des Seltethals. Ist

nicht das Märchen von Hans Heiling*) in Wämen ein nothwendiges Granitgewächs?

Wenn die Märchen aus dem Riesengebirge nicht jene tragische Naturtiefse der Harzmärchen zeigen, so haben sie doch etwas Merkwürdiges, was, wie bei allen Märchen, auch hier auf die Natur und Bildung der Gegend deutet. In den meisten mächtigen Gebirgen zeigt sich der höchste Gipfel, der über die übrigen hervorragt, von unzugänglichen Felsen umgeben, tiefe Thäler, wilde Schluchten trennen das verschlossene, von wenigen wilden Thieren bewohnte Innere von den mildern Gegenden, die von Menschen beherrscht werden. Nur wenige Kühnere wagen es einzeln, mit den Gebirgsgeistern vertraut, jene verschlossenen Gegenden zu besuchen. Diese erhalten, wie das Gebirge selbst, ein geheimnißvolles Gepräge, und die verborgene Natur blickt räthselhaft, wild und drohend in die entfernten bewohnten Flächen hinein. Das Riesengebirge hat in dieser Rücksicht eine sehr abweichende Bildung. Eine bewohnte, milde, weilkäufige Ebene drängt sich bis unmittelbar an den Fuß des höchsten Gebirges heran. Die Schneekuppe entbehrt jener mystischen Umgebung,

*) An der Eger, dem Dorfe Alß gegenüber, ragen seltsame Felsen empor, die das Volk „Hans Heiling's Felsen“ nennt. Dieser Heiling stand mit dem Bösen im Bunde. Einmal soll er sich in ein Mädchen verkleidet haben, die ihm zugesagt, dann aber wieder verweigert worden war. Auf ihrer Hochzeit erschien Mitternachts zwölf Uhr Heiling plötzlich unter ihnen, und rief: „Teufel, ich löse dir deine Diensthzeit, wenn Du mir diese vernichtest“. Der Teufel antwortete: „Es bist Du mein“, und verwandelte alle Hochzeitleute in Felsensteine. Brant und Brantigam saßen da, wie sie sich umarmten. Die übrigen mit gefalteten Händen. Heiling stürzte vom Felsen in die Eger hinab, die ihn zischend verschlang. Noch jetzt zeigt man die Steinbilder, die Liebenden, den Brantvaater und die Gäste; auch die Stelle, wo Heiling hinabstürzte. (Grimm D. S. Nr. 328.)

und die düstersten Gebirgseen, die schroffsten Felsen, die wildesten Wasserstürze liegen den freundlichen Odrfern ganz nahe. Dadurch tritt das Geheimnißreiche selbst in vertraulichere Nähe, und was in andern Gebirgen als furchtbare, zerstörende Gewalt in das gewohnte Daseyn mit vernichtender Kraft tief tragisch hineingreift, das erscheint hier wie ein leichter Traum; die Drohungen der gewaltigen Geister lösen sich in Neckereien mancherlei Art auf, und ein vorübergehender Schauer tritt an die Stelle der verzehrenden Furcht. Das Riesengebirge zeigt sich aber auch in anderer Hinsicht sehr verschieden von den meisten übrigen Gebirgen. Gewöhnlich hängen bedeutende Gebirgsketten mit andern kleinern in mehreren Richtungen zusammen. So der Harz mit der gebirgigen Flözgegend in Westphalen gegen Westen, mit den heffischen Gebirgen und Thüringen gegen Süden und Südost; so Thüringen mit dem gebirgigen Franken, das Erzgebirge mit dem böhmischen Fichtelgebirge. Kein Gebirge in Europa ist aber so mächtig und hoch wie das Riesengebirge, und so schnell gegen Norden, wie gegen Süden begrenzt; die Verbindung mit andern Gebirgen findet nur gegen Westen mit den Lausitzer-, gegen Südost mit den Glazergebirgen statt; nach Nord und Süd äußerst schmal gegen seine Länge, verliert es sich, hier in die schlesischen, dort in die böhmischen Ebenen. Dadurch bildet es eine höchst bedeutende Wetterscheide. Zwei stark entgegengesetzte, klimatisch höchst verschiedene Gegenden finden an diesem Gebirge ihre gemeinschaftliche Grenze. Das Wetter bricht sich an diesen ungeheuern Massen, die den Unterschied zugleich begründen, begrenzen und unterhalten. Kälte und Wärme, diese von Süden, jene von Norden, treten ohne Abstufungen sich

ganz nahe und zerstören das Gleichgewicht der Luft. Böblich ziehen Wolken zusammen und vertheilen sich wieder, einen leichten, bald zerrissenen, bald zusammenhangenden Schleier um das Niesenhaupt des Gebirges bildend. Schnell entstehen im hohen Gebirge Windstöße von Nord nach Süd, und umgekehrt; unerwartet ergießen sich die heftigsten Regen, und im schnellen Wechsel erheitert und trübt sich das Wetter, erheben sich Stürme und beruhigen sich wieder. Diese Launen der Gegend sind Aeußerungen des geistigen Herrschers. Obgleich aber fast alle Mährchen von Rubezahl ein mehr launenhaftes *) als tragisches Gepräge haben, so fehlt dennoch das Letzte nicht ganz."

Ganz anders ist die Gestalt der Mährchen in flachen Ländern. So erzählt man sich in den Ebenen Polens von dem Lufttritt in Folge bösen Zauberspruchs. In der Ukraine weiß man, daß Menschen, die auf offenem Felde vom Wirbelwinde ergriffen wurden, für immer verschwunden sind. Ein andermal hatte Jemand ein geweihtes Messer in den Wirbel hineingeworfen, und es fiel mit Blut bespritzt zu Boden. Dreht der Sturmwind sich im Kreise und setzt den trockenen Flugsand, so verschließe man die Fenster, denn das Böse kann in die Knochen fahren (Woiczky Poln. Volksg. S. 41. 63). Hirten- und Jägersagen haben meist auf Wäldungen und Waldwiesen versteckte Schätze zum Gegenstande (vgl. S. 217); die rohe Begierde des gemeinen Mannes nach Gold wird in der Sage poetisch verklärt, und die Hülle des glänzenden Goldes der Abtastfelle entschädigt den Armen für die Entbehrung des wirklichen.

*) Begründet ist Bäsings Klage über die Familiensubstanz mit sammtlicher Rubezahladen. Alle sind von Einem Schlag und Zuschnitt.

L o c a l s a g e n .

welche aus dem Bestreben hervorgingen, eine auszeichnende Eigenthümlichkeit des Ortes oder Naturspiele zu erklären.

Böhlen hat in seinem Commentar zur Genesis bis zur Evidenz erwiesen, daß der Untergang von Sodom und Gomorrha und die Verwandlung der Frau Lot's in die Salzfäule nur ein mythisch eingekleideter Erklärungsversuch der Entstehung und Beschaffenheit des Salzmeers und seiner Umgegend sey. Den Untergang der Stadt Mahabalipura (d. i. Stadt des großen Bali oder Baal), welche im indischen Epos Maha Bharata (der große Krieg), als Residenz des Duhhikira beschrieben wird, und von welcher man jetzt nur noch die auf drei Meilen sich ausdehnenden Ruinen am Meeresufer erblickt, findet die brahmanische Legende in folgender Ursache: Malatscheren, Beherrscher dieser Stadt, lustwandelte eines Tages verkleidet in einem Garten der Vorstadt und bemerkte in einer benachbarten Quelle zwei badende Nymphen. Er verliebte sich in die Eine und fand keine Spröde. Sie und ihre Schwester kamen nun öfter mit dem Rajah (Regent) zusammen. Einst brachten sie einen männlichen Bewohner der äthiopischen Regionen mit und stellten ihn dem Herrscher vor, worauf Jener mit, diesem ein Freundschaftsbündniß schloß. Das höhere Wesen, durch anhaltende Bitten des Rajah zuletzt überwunden, versprach, ihn verkleidet den Hof Indras (des indischen Zeus) schauen zu lassen, eine Günst, die noch keinem Sterblichen zu Theil geworden. Des Rajah Wunsch ging in Erfüllung. Mit neuen Ideen von Pracht und Glanz zurückkehrend, beschloß er, seine Residenz nach diesem Muster zu ver-

Schönern, und machte sie zur schönsten Stadt der Erde. Der Meib bemächtigte sich nun der Götter; jetzt erhielt der Meerergott Veruna Befehl, die Kluten des Oceans loszulassen, und die Stätte, wo Mahabalipura stand, ward nicht mehr gesehen.

Nach demselben Zuschnitte haben Griechen und Römer locale und etymologische Mythen zu Dingen der Art brizirt, und neuere Völker haben denselben Weg eingeschlagen.

Das Journ. Asiatique vom Oktober 1840 theilt aus den noch ungedruckten Contes et traditions du Maghreb die maurische Sage über die oft erwähnten heißen Bäder zwischen Mdschez-el-Hammams und Gbelma auf dem Wege nach Konstantine mit. Bekanntlich setzen diese fast siedehissen (76° R.) Quellen bei ihrem Ausströmen und darauf folgendem Erfalten einen Niederschlag ab, woraus Kalkfelsen entstehen, die meist konische Massen bilden. Der Ort war, wie man aus den Ueberresten von Gebäuden sieht, ein römisches Bad, die Landeseingebornen aber hielten sich fern von diesen „verfluchten Bädern“, und erzählten Folgendes:

„Passan, der Verfluchte (meskut), lebte in der Nähe von Mdschez-el-Hammam. Er war der Sohn eines Mannen und einer Türkin, verlor aber seinen Vater bald, und erhielt wegen seines bösen Betragens obigen Beinamen, denn er verwandte seine vielen Schätze, nur um Böses zu thun; umgab sich mit einer Rotte Bösewichter und verübte alle möglichen Greuel. Seine Mutter ging mit seiner noch ganz jungen Schwester nach Stambul, um ihre Verwandten zu besuchen, starb aber dort bald, und die Verwandten, unbekannt mit der schändlichen Lebensweise des Bruders, schickten ihm die durch Schönheit ausgezeichnete Schwester Jamina. Passan entbrannte in Liebe zu ihr, aber weil sie sich weigerte, seine Gattin zu werden, sperrte er sie bei Wasser und Brod in einen Thurm. Nach zwei Jahren gab sie nach, und Passan brachte nun den Rabi und den Ruffi, theils durch Drohungen, theils durch

Gott dahin, daß sie den Heirathscontract aufheben. Alles von Rab und Fern ward zum Feste eingeladen, das mit Pomp gefeiert wurde. Allein Gott verhinderte die Vollziehung des Verbrechens, und strafte nicht bloß die verbrecherischen Gatten, sondern auch alle Theilnehmer des Festes, Priester, Rabi, Mufti, Tänzerinnen, und die vornehmsten Gäste wurden in Stein verwandelt, selbst die Kessel, die zum Kochen des Festmahls gedient, wurden verdammt, ewig zu kochen, und das höllische Feuer, das sie erhitzt, verursacht den von hier ausgehenden Schwefelgeruch.

Dr. Jwanoffsky erzählt in der „Nord. Bienen“ vom 2. Dez. 1841: Im Gouvernement Pskoff, 30 Werste von der Stadt Noworossch, auf der Straße nach dem Distrikt Arenoma, zieht sich ein Fichtenwald hin, daselbst befinden sich viele Hügel, welche das Volk für Grabhügel erschlagener Feinde hielt. Hier soll eine Stadt „Smyloff“ gestanden haben. Wer dieser Feind war? woher er kam? weiß Niemand mehr. In demselben Walde, eine Werst weiter entfernt von den Smyloffischen Kurganen (Hügeln), ist eine andere Merkwürdigkeit, an der sich der Volksglaube geübt hat, die „Teufelsstadt.“ Die Bewohner der umliegenden Dörfer berichten von ihr: „Bald nach Erschaffung der Welt prägte Satan, er wolle ganz allein mitten unter Sümpfen in Einer Nacht eine feinerne Stadt erbauen. Schneller, als man es erzählen kann, hatte er einen Haufen Steine zusammengebracht, rasch ging die Arbeit, in einem Augenblick fügte er die Mauern zusammen und machte sich nun an die Gewölbe. Da krachte der Hahn dreimal, und die Steine stürzten über den Baumeister, der sich zusammen krümmte, als er das Gewölbe schließen wollte, herein. Er tröstete sich, in der nächsten Nacht die Sache zu vollenden. Am folgenden Morgen sahen Arbeiter vorbei und wunderten sich, die gestern noch flache Erde mit dieser Steinmasse bedeckt zu sehen. Sie betraugten sich, staunten das Wunder an, und blieben, wie zur Wache, Tag und Nacht stehen, und fragten sich: was rumort da drinnen? Vielleicht wäre Satan in der

zweiten oder dritten Nacht wirklich fertig geworden, da er aber sah, daß das Boll unermüßlich Wache hielt, zog er mit Schmach ab.“ Die sogenannte Turfelfstadt ist aber nichts anders als eine Befestigung aus rohen Steinen, mit der Hauptfacade gegen Norden, aus welcher Richtung zu vermuthen, daß die von Süden herangedrückenen Slawen sich gegen einen Angriff von Norden her zu schützen suchten. Die Länge der Befestigung ist nordwärts 12 Klafter, auf der West- und Ostseite nur vier. Aus den auf beiden Seiten liegenden Steinmassen schließt man, daß der Bau nie vollendet ward, denn sonst wäre er im Rücken und auf beiden Seiten gar nicht verteidigt gewesen. Das frische Aussehen vieler im Innern gefundenen Steine, und die noch an einigen Stellen hervorragenden Pfeiler beweisen, daß die Zerstörung erst in neuerer Zeit, etwa von Schatzgräbern, bewirkt wurde. Die Ueberreste des Fundaments und die Steine, welche die Außenseite der Mauern bilden, zeugen für das hohe Alter des Baues, denn sie sind mit dickem, grünem Moose bedeckt. Aus dem Fundament und einigen losgelösten Steinen ersieht man, daß sie bei der Erbauung der Mauern nicht mit Kalk verbunden waren, sondern durch Erde und Moos, letzteres konnte sich auch mit der Zeit gebildet haben. Dieck der Steine, die übrigens, da hier nur Sandboden ist, weit hergeschafft werden mußten, haben 40 bis 80 Ctr. Gewicht. Es mußten also Hunderte von Arbeitern und Tausende von Jahren dazu nöthig seyn. Warum wurde die Stadt nicht aus Erde erbaut? warum zog man ein schweres, so viel Zeit und Anstrengung erforderndes Material vor? wer waren die Erbauer dieser Stadt? In welche Zeit fällt die Erbauung? Auf alle diese Fragen schweigt Geschichte und Sage.

Zu Stavoren in Friesland war eine geizige Wittwe, die trug einem Danzigfahrer auf, das Beste, was er laden könne, für ihre Rechnung mitzubringen. Der Schiffer wußte nichts Besseres als Getreide, davon nahm er einige tausend Last, denn zur Zeit der Abreise hatte die Frucht gar hoch gestanden in Friesland. Unterwegs litt er viel von Sturm und Unwetter. Er war also genöthigt,

in Bornholm zu überwintern. Als er im Frühjahr dabeim anlangte, war das Korn gänzlich im Preise gefallen, und die Wittwe ließ zornig die ganze Ladung vor der Stadt in die See werfen. An derselben Stelle that sich seit der Zeit eine mächtige Sandbank empor, geheissen der *Frauen-sand*, darauf nichts als taubes Korn (*arundo arenaria*) wuchs, und die Sandbank lag vor dem Hafen, den sie sperrte, so daß er zu Grunde ging. So wuchs an der Sünde der alten Frau die Buße für die ganze Stadt auf. (Grimm D. S. Nr. 238).

Die nordfriesischen Seefahrer erzählen von einem Schiffe, *Mannigfual*, dessen Größe so fabelhaft ist, daß der Commandant, um seine Befehle zu ertheilen, auf dem Berdecke desselben zu Pferde herumreiten muß. Die gewaltigen Masten heben ihre Spitzen wie Berggipfel in den Himmel empor, und die Takelage ist so weittläufig, daß die Mastrosen, wenn sie jung hinaufklettern, mit grauem Bart und weißem Haare wieder herunterkommen. Unterwegs fristen sie ihr Leben dadurch, daß sie fleißig in die Böcke des Tauwerks, welche Birnstuben enthalten, einkehren, um sich zu restauriren. Einmal kam das Schiff in ein enges, flaches Binnenwasser, wo es zu stranden Gefahr lief. Um sich zu retten, mußte die ganze Schiffsmannschaft ihren Ballast auswerfen, und dessen war so viel, daß daraus eine große Insel entstand. Da dieß aber nicht völlig half, so mußte man auch noch die Asche und die Schlacken aus der Schiffslücke hinauswerfen, und daraus entstand eine kleine Insel, die neben jener großen liegt. Ein andermal segelte der *Mannigfual* aus dem atlantischen Meere in den Kanal zwischen Dover und Calais, und konnte des engen Fahrwassers wegen nicht durchkommen. Da ließ der Capitain die ganze Backbordseite des Schiffes, die gegen die Ufer von Dover stieß, mit weißer Seife bestreichen. Das Mittel half. Das Schiff drängte sich glücklich durch und gelangte in die Nordsee. Seitdem bekleben die Felsen von Dover von der abgeschmierten Seife und dem Schaume ihre Seitenfarbe *).

*) Kohl, die Marschen und Inseln von Schleswig und Holstein, nebst Bemerkungen über das Küstenland zwischen Belgien und Jütland.

So verdankt die Sage vom Pilatusberg bei Luzern, von welchem Pontius Pilatus — nachdem er vom Kaiser Tiberius nach Gallien *) verbannt worden — von Gewissensbissen gefoltert, sich in den oben besprochenen See gestürzt haben soll, folgender Localbeschaffenheit ihre Entstehung. Die Lage des Berges, als Avantgarde der großen Alpenkette, bedingt es, daß alle Wolken, die von Westen und Norden über die Flächen hinziehen, sich über demselben sammeln, und es ist beobachtet worden, daß die meisten Unwetter, die auf dem Vierwaldstätter See wüthen, sich auf der Spitze des Pilatus zusammenziehen. Dieß wird dem ruhelosen Geiste des Pilatus zugeschrieben. Damit die Ruhe des Geistes nicht gefährdet werde, hat der Luzerner Rath vor nicht zu langer Zeit verboten, den Berg zu besteigen, so allgemein war der Glaube verbreitet, und der Naturforscher Gessner hat um spezielle Erlaubniß bitten müssen, seine Forschungen auf dem Berge anzustellen. Der See oben, welcher Grund zu allen diesen Schrecknissen gegeben, ist eigentlich nur ein Teich, liegt während des größern Theils des Jahres trocken, und wird nur durch das Schmelzen des Schnees mit Wasser gefüllt.

*) In Vienne an der Rhone zeigt man noch den Thurm, worin er gefessen haben soll. Auch sieht man hier den Abgrund, wo er sich durch ein Loch hinabgestürzt hat (ob früher oder später als bei Luzern? darüber läßt uns die Sage in Ungewißheit). Es ist dieser Pilatusabgrund jetzt (nicht vor der Zeit des Pilatus?) von Wolken und häßlichen Dünsten umgeben. Was aber jumeist überraschen muß, ist, daß Pilatus, welcher die Gefälligkeit hatte, zweimal sich umzubringen, einmal in Frankreich, das andere Mal in der Schweiz, von Geburt ein — Valer. Forchheim ist seine Vaterstadt. Wer es bezweifelt, den machen folgende Verse verkommen:

Forchheimii natus est Pontius ille Pilatus
Teutonicis gentis crucifixor omnipotens.

Unter einem Berg des Bispertthales in Oberwallis soll ein ganzes Dorf mit der Kirche vergraben liegen. Die Ursache dieses Unglücks war folgende: Eine Bäuerin stand an ihrem Herde und hatte einen Kessel mit Butter, die sie auslassen wollte, über dem Feuer hängen, der Kessel war gerade halb voll Sub. Da kam ein Mann des Berges vorbei und sprach sie an, daß sie ihm etwas von der Butter zur Speise gebe. Die hartberzige Frau entgegnete: ich brande Alles für mich selber. Da sprach der Fremde: „Fättest du mir ein Weniges gegeben, so würde ich deinen Kessel so begabt haben, daß er stets bis zum Rande voll gewesen wäre.“ Dieser Mann war Christus selber. Das Dorf aber war seitdem verflucht, und wurde von einem Bergsturz ganz überschüttet, so daß nichts mehr davon zu sehen ist, als die Fläche des Kirchenaltars, der ehemals im Ort gestanden; über den fließt nämlich jetzt der Bach, der ehemals unter ihm hingeklossen, und sich nun durch die Felsenschlucht windet (Grimm D. S. Nr. 344).

Am Ufer der Insel Bunsala in Finnland, $\frac{1}{2}$ Meile von Abo, ist ein ungeheurer losgerissener Fels, der bei den Umwohnern Kukkarokivi (v. kukkalo, Saak u. kivi, Stein) heißt und den Seefahrern als Landmarke dient. Man erklärt diesen Namen von einem Stein, den ein Riese in einem Ledersack mit sich herumtrug, um ihn auf die Bewohner des Kirchspiels Reso in der Nähe von Abo zu schleudern, weil er ihnen allein eine Kirche gebaut, und wegen der versprochenen Zahlung von ihrem Pfarrer überlistet worden war. Aber auch die beschlossene Rache des Bösen hatte der Pfarrer durch eine neue List vereitelt, welche den Riesen, als er schon ganz nahe dem Ziele seiner Wanderung, glauben machte, als befände er sich noch durch viele Berge und Seen von Reso entfernt; daher er beschloß, den Stein nicht weiter zu tragen und ihn ans Ufer zu werfen. (Wer die doppelte List des Pfarrers wissen will, findet seine Reugier im „Morgenblatt“ 1841 Nr. 56. 57. befriedigt).

In Norwegen am Lindsee sieht man einen Berg, der sich durch eine mächtige tiefe Spalte auszeichnet. Die Sage erklärt dies auf folgende Weise: „Hier im Lindseel

wohnt ein Intul (Zette, Niese) der größten Art. Es hatte er große Eile, also nicht Zeit genug, den Er bis ans Ende hinauf zu gehen, er dachte, es ließe sich auch thun, über das bißchen Wasser zu schreiten, setzte dazu seinen Fuß hoch oben in den westlichen Strand; hatte aber das Unglück auszugleiten, und machte dadurch die große Schramme im Berge. Als er so glitt, gerieth er mit dem andern Fuß ins Wasser, aber so tief es auch ist, ging es ihm doch nicht höher, als bis zum Gürtel, und mit dem nächsten Schritt stand er oben in Döfeld (Ausland 1841 Nr. 253, S. 1012).

Zahlreich sind die Sagen von versteinerten Broden, an jedem Orte weiß man einen andern Grund dafür anzugeben.

Im Jahre 1579 hatte ein Bäcker in Dortmund viel Korn aufgekauft, um in der damals herrschenden Hungersnoth zu speculiren. Da ward ihm eines Tages sein ganzer Vorrath zu Stein, und wie er einen Laib ergreifen und mit dem Messer ausschneiden wollte, war Blut heraus gestossen.

In der Castuluskirche zu Landsbat hängt mit silberner Einfassung ein runder Stein in Gestalt eines Brodes, in dessen Oberfläche sich vier kleine Höhlungen befinden. Davon geht folgende Sage: Kurz vor seinem Tode kam der heilige Castulus als ein armer Mann zu einer Wittwe in der Stadt und bat um ein Almosen. Die Frau hieß ihre Tochter das einzige Brod, das sie noch übrig hatten, dem Dürftigen reichen. Die Tochter, die es ungern weggab, wollte vorher noch eilig einige Stücke abbrechen, aber sogleich verwandelte sich das dem Heiligen schon eigene Brod in Stein, und man erblickt noch jetzt darin die eingedrückten Finger.

Zur Zeit einer großen Eheuerung ging ein armes Weib, ein Kind auf dem Arme, eines neben ihr herlaufend und nach Brod schreiend, durch eine Straße der Stadt Danzig. Da begegnete ihr ein Mönch aus dem Kloster Döwa, den sie flehentlich um ein Bißchen Brod für ihre Kinder bat. Der Mönch aber sagte: „ich habe Keines.“ Die

Frau sprach: „Ach ich sehe, daß ihr in euerm Busen Brod stecken habt.“ „Ei, das ist nur ein Stein, die Punde damit zu werfen,“ antwortete der Mönch und ging fort. Nach einer Weile wollte er sein Brod holen und essen, aber er fand, daß es sich wirklich in Stein verwandelt hatte. Er erschrak, bekannte seine Sünde, und gab den Stein ab, der noch jetzt in der Klosterkirche dort hängt (Grimm D. S. Nr. 240).

Zu Leyden in Holland ist es geschehen, daß eine Frau, die großen Hunger litt, von ihrer reichen Schwester Brod begehrte. Aber diese behauptete, selber kein ganzes Brod im Hause zu haben, worauf die andere sprach: „Perzallerliebste Schwester, ich weiß ja, daß du Brod hast.“ Diese aber antwortete: „Wenn irgend Brod in meinem Hause ist, so mache es Gott, daß es zu Stein werde.“ Und es geschah, wie sie gesprochen, und alles Brod im Hause wurde in Stein verwandelt, deren einer noch zu Leyden in der Peterkirche in einem Kästchen an der Nordseite liegt, wo ihn Jeder noch heute sehen kann (Wolf R. S. Nr. 363).

Neben der Stadt Bartenstein erhebt sich am Flusse ein jäher Hügel, der zwischen Ueberresten einer Burg einen kolossalen Granitblock auf seinem Scheitel trägt, welcher mit einer menschlichen Figur einige Ähnlichkeit zeigt. Die Sage berichtet, daß das Schloß versunken, das Feldstück aber der ehemalige Beherrscher des Landes, Barto (!) sey, der hier gehaust, und beim Untergang seiner Burg in einen Stein verwandelt wurde (Barum?). Noch jetzt nennt das Volk diesen Stein den Bartel.

In Bartenstein wird noch ein anderer großer Stein in menschenähnlicher Gestalt aufbewahrt, der früher in der Johanniskirche, dann auf dem Markte aufgestellt war, sich aber gegenwärtig im Garten des Rectors der Schule befindet. Es wird erzählt, daß ein Mädchen, Guste Balde genannt, in ihn verwandelt worden sey. Diese beklagte sich, als sie einst zur Messe ging, gegen ihre Mutter, daß sie in so schlechten Kleidern erscheinen müsse, während geringerer Leute Töchter weit gepudrter einher gingen. Die Mutter, erzürnt hierüber, rief ihr zu: „daß du Stein wer-

den möchtest, du Unterschämte.“ Und alsbald ging diese Verwünschung in Erfüllung.

In Reinswein im Dreiebsburgischen wird auch ein Stein gezeigt, der einem Menschen gleicht, und von dem eine ähnliche Sage im Umlauf ist (Vogel, Naturgesch. von Preußen, Thl. II. S. 369).

In Meissen, unweit der Festung Königstein, liegt der Jungferstein. Einst verfluchte eine Mutter ihre Tochter, welche Sonntags nicht in die Kirche, sondern in die Feldbeeren gegangen war. Da wurde die Tochter zu Stein, und ist ihr Bild gegen Mittag noch zu sehen (Grimm D. S. Nr. 228).

In Deutschböhmen thürmt sich ein Felsen, dessen Spitze in zwei Theile getheilt, gleichsam ein Lager und Bett oder bildet. Davon hört man sagen: es habe sonst da ein Schloß gestanden, worin eine Edelfrau mit ihrer einzigen Tochter lebte. Diese liebte wider den Willen der Mutter einen jungen Herrn aus der Nachbarschaft. Sie versprach sich heimlich ihrem Liebhaber, mit der Bedingung, daß sie auf den Tod der Mutter mit ihrer Vermählung warten wolle. Allein die Mutter erfuhr noch vor ihrem Tode das Verlöbniß, und bat Gott inbrünstig, daß er ihren über die Tochter ausgesprochenen Fluch erhören, und der Tochter Brautbett in einen Stein verwandeln möge. Die Mutter starb; die ungehorsame Tochter reichte dem Dämon die Hand, und die Hochzeit wurde mit großer Pracht auf dem Felsenschloß gefeiert. Am Mitternacht, als sie in die Brautkammer gingen, hörte die Nachbarschaft ringsumher einen fürchterlichen Donner Schlag. Am Morgen war das Schloß verschwunden, kein Weg und Steg führte zum Felsen, und auf dem Gipfel saß die Braut in dem steinernen Bett, welches man jetzt noch sieht. Kein Mensch konnte sie erretten, und jeder, der versuchen wollte, die Stelle zu erklettern, stürzte herab. So mußte sie verschmachten, ihren Leichnam fraßen die Raben (Ebel, Nr. 229).

Auf dem Schlosse zu Marienburg zeigte man sonst zwei Steine, von denen erzählt wird, daß zwei Liebende in solche verwandelt worden, und daß sie aus Betrübniß

nach der Verwandlung noch häufige Thränen vergießen (Ebd. S. 368).

Auf der Kolbörner Heide, unfern dem Städtchen Lüchow, ragt ein rothbesprengter Granit etwa 4 Fuß über den Boden hervor. Davon erzählt die Sage: Eine Jungfrau gelobte ihrem in den Krieg ziehenden Ritter ewige Treue. „Ehe soll dieser Fels sich von seiner Stelle bewegen und mich lebendig begraben, ehe ich einem Andern meine Hand reiche.“ Sie ward aber meinetdlig, und als sie mit ihrem Dahlen auf dem Steine saß, regte er sich plötzlich, hob sich riesengroß aus der Erde und bedeckte die vergeblich Fliehende. Ihr Blut hatte den Felsen und die weißen Blumen der Heide geröthet. Als der heimkehrende Ritter sah, daß der Fels aufrecht stand und auch die Heide mit rothen Blumen bedeckt war, ahnte er das Geschehene. Er schlug mit seinem Schwert an den Stein, ein Blutstrahl sprang daraus und ein Klagenaton erschall aus der Tiefe. Dies wiederholte sich, so oft er mit dem Schwert an den Stein schlug. Da erkannte er, daß er betrogen sey. Dieser Stein wird der Brautstein genannt, die rothe Heide: Brautheide (Harrys Niedersächf. Sagen I. S. 60).

Bei Landstuhl in der Pfalz, am Fuße der Burg Franz von Sickingens, liegen sieben würfelförmig gehauene Steine, jeder etwa von zwei Fuß Höhe, also wenigstens zwei bis drei Centner schwer. Fragt man den daneben pflügenden Landmann, was jene Steine bedeuten? so antwortet er mit scheuem Blick: Sickingen habe dieselben mit dem Teufel um seine Seele gewürfelt (Halling, Gesch. v. Deutsch. I. S. 22).

Im Elbinger Gebiet des Danziger Regierungsbezirks liegt bei dem Bauerhof Roggenhöfen ein Felsstück von 5 Fuß Länge und 1½ Fuß Höhe, seine Farbe ist röthlich mit Adern, welche in die Länge und in die Quere laufen, und wie Riemen, mit denen der Stein umschürt ist, aussehen. Zwischen ihnen sieht man unregelmäßige Quadrate, die von der Witterung etwas in den Stein vertieft worden sind. Davon erzählt die Sage, daß an einem Sonntag während der Predigt Pferdehirten auf diesem Steine

Karten gespielt hätten. Dabei habe sich auch der Teufel eingefunden und mitgespielt. Weil er aber immer verlor, ward er so ärgerlich, daß er die Karten mit Gewalt gegen den Stein warf, wovon die Vertiefungen in demselben herrühren (Zieherts Preuß. Volkst. II. Nr. 75).

Eine naturhistorische Merkwürdigkeit des Plattensee's im westlichen Theil Ungarns sind die vielen versteinerten Ziegenklauen, welche vornehmlich bei der Palsinkel Tibany in großer Anzahl gefunden, nicht selten aber auch vom Wasser ausgeworfen werden. Ueber den Ursprung dieses Petrefacts geht im Munde des Volks eine Sage, die ich hier kürzlich mittheilen will: Andreas, Better des Königs Stephan von Ungarn, war, als Prinz aus dem gelobten Lande heimkehrend, in der drückendsten Armuth gewesen. Am Plattensee, im Szalader Comitat angelangt, traf er einen Pirten an, von welchem er eine Summe Geldes verlangte. Auf dieses Begehren rief der Pirt entrüstet aus: „Gott weiß, daß ich arm bin und kein Geld habe!“ Hierauf versetzte Andreas: „Wenn es Gott weiß, daß du Geld hast, so strafe er dich und deine Heerde.“ Durch diese Antwort getroffen, stürzte sich der Pirt sammt seiner Heerde in den See. Daher sollen nun die Klauen der Ziegen versteinert wieder zum Vorschein gekommen seyn. Der Gestalt nach hat dieses Petrefact allerdings viel Aehnlichkeit mit den Ziegenklauen und könnte Unwissende leicht auf diesen Irrthum führen. Das Kennzeichen jedoch erkennt sie für eine Art versteinertes Pfläschchen, deren Original, wie die Originale vieler andern Petrefacten, gänzlich unbekannt ist (Ausland 1836 Nr. 268 S. 1069).

Änderthalb Meilen vom Orte Bronn im Hannoverschen, nicht weit von der märkischen Grenze, liegt eine große Anzahl Steine, die sind so dahin gekommen: Ein Bauer fuhr eines Sonntags nach einer benachbarten Mühle, und hatte, da er ziemlich schwer geladen, vor seinen Wagen sechs Ochsen gespannt, allein trotz Jurns und Peitschenschlag gingen sie bald rechts, bald links, immer von der Straße ab, in den Roggen hinein. Da wurde der Bauer zornig und stieß einen argen Fluch aus, zugleich sagend: „Ei, so

wollte ich, daß ihr zur Stelle in Steine verwandelt wärdet.“ Das hatte er aber kaum gesprochen, da waren auch Däsen und Bagen schon mächtige Steinblöcke, und die liegen noch bis auf den heutigen Tag da. (Kuhn M. S. Nr. 20).

Im Jahre 1012 war ein Bauer im Dorfe Kolbed bei Falberstadt, der tanzte in der Christnacht mit fünfzehn andern Bauern während der Messe auf dem Kirchhofe, und waren drei Weibsbilder unter ihnen. Und da der Pfarrer herantrat und sie darum strafte, sprach Jener: „Du fängst drinnen deine Leisen, so laß uns auch unsere Reihen fangen.“ Sprach der Pfarrer: „so wolle Gott und St. Magnus, daß ihr ein ganzes Jahr also tanzen müßet.“ Das geschah, und Gott gab den Worten Kraft, daß sie fort tanzten, ohne Frost und Pipe, oder Hunger und Durst zu empfinden, auch ihre Schuhe zerklüffen sie nicht. Da lief der Küster zu und wollte seine Schwester aus dem Tanze ziehen, da blieben ihre Arme ihm in der Hand. Als das Jahr vorüber war, kam der Bischof von Cöln, Peribert, und erlöste sie aus dem Bann; da starben ihrer vier so bald, die andern wurden sehr krank, und man sagt, daß sie sich in die Erde bis an den Gürtel getanzt haben sollen. So wurde ein tiefer Graben in dem Grund ausgehohlet, der noch zu sehen ist. Der Landesherr ließ zum Zeichen so viele Steine darum setzen, als Menschen mitgetanzt hatten (Grimm D. S. Nr. 231).

Unweit des Dorfes Birchow steht eine große Menge von Steinen beisammen, die sich ordentlich zu einem Kreise zusammengethan zu haben scheinen. Es sind deren achtzehn. Bierzehn, 2 bis 2½ Fuß hoch, stehen jedesmal paarweise in einem großen Kreise um zwei, welche in der Mitte des Kreises stehen. Diese zwei sind über zwei Ellen hoch. Zwei andere, noch etwas höher, stehen außerhalb des Kreises in einiger Entfernung. Von der Entstehung dieser Steine erzählt man, daß an dieser Stelle vor einigen hundert Jahren mehrere Menschen am Pfingsttag einen nackten Tanz aufgeführt haben, und zur Strafe für ihren Frevel in Steine verwandelt worden sind. Daher heißen die Steine der *Adamstanz*. Die 14 Steine

im Kreise sind die Lanzpaare gewesen, die zwei in der Mitte die Bierschänker, die zwei außerhalb des Kreises die Spielleute. An den beiden Eckstern erinnert man noch im Stein die Violinen (Beckmann, hist. Besch. v. Brandenburg I. S. 362).

Eine halbe Meile von Bergelau im Flatower Kreise in Westpreußen sieht man im Walde einen Kreis von 40 großen Steinen. Sie sind schon tief in die Erde gesunken, aber sie ragen doch vier Fuß hoch aus derselben hervor, sie sind zwei bis vier Fuß breit und stehen in einem großen Kreise, ein jeder zehn Fuß von dem andern. In der Mitte des Kreises sind zwei Steine, die noch größer sind, als die andern, denn sie sind an zehn Fuß hoch und fünf Fuß breit. Vor Zeiten wohnten Riesen in dieser Gegend, die ihre Götter selber verhöhten. Und obgleich diese ihnen verboten hatten, am Sonnabend zu tanzen, so geschah es dennoch. Als sich wieder einmal an diesem Tage 40 solcher Riesen zum Tanze in den Kreis gestellt hatten, und als die Spielleute, welche in der Mitte standen, anfangen wollten, aufzuspielen, wurden diese mit Jenen in Steine verwandelt, die man jetzt noch sieht. (Dritter Jahresbericht der Gesellschaft für Pommerische Gesch. und Alterth. S. 84).

In der Gegend, wo jetzt Güpfow liegt, war früher eine Stadt, die sehr in Sünden lebte, so daß Gott ihren Untergang beschloß. Es erbarmte ihn aber der Einwohner, und er sandte ihnen daher einen Engel, der sie vor dem Unglück warnen und aus der Stadt hinausführen mußte. Der Engel gebot ihnen auch dabei, daß sie sich nicht umsehen sollten. Wie nun die Stadt mit schrecklichem Geräusch in die Erde versank, da konnte eine Frau ihre Krugier nicht bezähmen. Um nicht das Schicksal von Lots Frau zu haben, duckte sie sich und sah zwischen den Beinen zurüd. Augenblicklich wurde sie in Stein verwandelt, ebenso ihr Hund, der sich gleichfalls umgesehen. Die beiden Steine sieht man noch jetzt; an dem größern, in welchen die Frau verwandelt ist, kann man noch deutlich den menschlichen Kopf erkennen. Unweit davon ist der See, in den die Stadt versunken ist. Die Stadt hat mehrere Thürme ge-

habt, die noch aufrecht im Wasser stehen, denn es begegnet den Fischern oft, daß sie mit ihren Netzen auf die Thurmspitzen gerathen (Lemme, Volkslag. von Pommern Nr. 165).

Auf der Feldmark des Dorfes Jumlow unweit Belgard liegen mehrere große Steine in einem länglichen Biered, in dessen Mitte früher auch ein einzelner Stein gelegen hat, größer als die andern. Vor einigen Jahren war dieser noch da; seitdem ist er aber mit den meisten der herumstehenden von den Leuten aus der Umgegend wegeholt. Von diesen Steinen erzählt man sich, daß vor langer Zeit auf dem Plage ein Schwoindhirt mitten zwischen seiner Herde gestanden, als ein Priester mit dem heiligen Abendmahl vorbeigezogen ist. Den hat der Hirt verspottet, und er ist zur Strafe sammt seiner Herde in jenen Steinhaufen verwandelt worden (Ebd. Nr. 188).

Diese Versteinungsagen, deren Zahl sich noch um ein Ansehnliches hätte vermehren lassen können, wenn nicht die nothwendige Raumersparniß und diese Beschränkung auf wenige Beispiele geböte, bedürfen zur nähern Verständniß Einzelner noch einiger nachträglichen Worte über ihre Entstehungsgeschichte. Insbesondere sind es die Weihnachts- und Pfingsttänzer (S. 987), welche eine Deutung ihres Verbrechens beanspruchen. Man muß nämlich wissen, daß an den alten Götterfesten, deren Stelle die gleichzeitig gefeierten hohen Feste der christlichen Kirche gegenwärtig einnehmen, Opfertänze gehalten wurden. Die Geißlichkeit, welche die Abschaffung der Thieropfer vor allem andern durchzusetzen strebte, damit dadurch die Wichtigkeit des von Christus gebrachten großen allgemeinen Veröhnungsofers dem Neubekehrten um so klarer einleuchte — was auch der einzige Grund war, weshalb der Deutsche Apokal, Bonifaz, gegen das (mit den Opfern obligate) Pferdefleischessen eiferte — mußte darauf be-

dacht seyn, Alles zu beseltigen, was, wie die Lanz, mit jenen Opfern in Beziehung stand, um jeden Mißfall ins Heidenthum zu verbüten. Wie nun jenes Mädchen versteinert wurde, weil sie, anstatt in die Kirche, in die Heidelberren ging, und jener Schwerehirt, weil er des mit dem Abendmahl vorbeiziehenden Priesters gespottet, so muß auch die Weihnachts- und Pfingsttänzer die gleiche Strafe erteilen, weil sie die Vorkaiserten der Kirche übertraten. Jene in Stein verwandelten Mieser, welche auf diese Art den Zorn der Götter erfuhren, denen — man weiß nicht, aus welchem Grunde — Samstagstänze mißlieblich waren, liefern gleichsam den Beleg zu dieser Behauptung, daß eine Vorkaisung im Volke verbreitet gewesen seyn müsse: es sey an gewissen Tagen die Lanzbelustigung eine Sünde. Der Weihnachtstanz war sträflich, weil er in der Christnacht während der Predigt Statt hatte; da aber am Pfingstfest zu tanzen auch jetzt noch nicht verboten ist, so mußte sich der Erzähler nach einer befriedigendern Erklärung umsehen, darum beschuldigt er die Versteinerten, daß sie in Adams Kostüm ihren Tanz gehalten. Der Pfingstanz galt an sich selber für so unerläßlich, daß noch in neuerer Zeit zu Langenburg bei Gera von der Obrigkeit auf den Fortbestand dieser Sine gemacht wurde. Er hieß deshalb der „Frohntanz“. Es muß um die Dorfllinde auf dem Marktplatz getanzt werden, das Wetter sey noch so schlecht und die Umstände im Orte noch so ungünstig. Als Einfühlungsgrund — denn den heidnischen Ursprung verschwiegen man in den ersten christlichen Zeiten, und jetzt ist er im Volke vergessen — wird angegeben, daß am Pfingsttage Heinrich der Vogelfänger, durch den Ort geriet, und von den Einwohnern wegen des Reich-

Berges, der von Langenburg nach Leipzig sich ausdehnt, Vorspann verlangte, die Bauern hätten sich aber in ihrer Kurzweil nicht unterbrechen lassen wollen, und hierauf hätte nun Heinrich, als Kaiser und Oberherr, verordnet, daß sie alljährlich an diesem Tage zur Strafe und Frohne tanzen müßten.

Wie schwer es den Neubekehrten geworden seyn müßte, auf ihre Festtänze zu verzichten, erhellet am deutlichsten daraus, daß die Geißlichkeit selber sie nicht missen zu können glaubte, und sogar die Kirchen zum Tanzplatz wählte. In allen diesen war ein erhöhter Ort, dem man den Namen des Chors gab, abgesondert von dem übrigen Theil der Kirche. Die Bischöfe, Canonici und übrigen Geistlichen tanzten auf demselben an jedem hohen Festtage. Nach Scaliger hießen die Bischöfe Praesules, d. i. Vortänzer, weil sie den Tanz an den Festtagen anfangen. Die eifrigsten und tugendhaftesten Christen versammelten sich Nachts vor den Kirchthüren in den Vigilien der großen Feste, sangen Lieder und tanzten. Die Kirchenväter legten dem Tanze tausend Lobsprüche bei. Der heilige Basilius sagt: die vornehmste Beschäftigung der Engel sey der Tanz, und muntert alle Christen auf, ihrem Beispiel nachzuahmen. Weil aber diese geistlichen Lustbarkeiten auch in der Christnacht angestellt wurden, so veranlaßten sie Ausschweifungen. Daher gab Paps Zacharias ein Decret dagegen heraus, welches Verbot oft, obwohl immer vergeblich, erneuert wurde. Besonders erhielt sich der sogenannte Fackeltanz am ersten Sonntag in der Fasten, und der Tanz unter den Vigilien des Johannisfestes sehr lange.

VII. Etymologische Sagen.

Diese tragen das Gepräge ihrer Unzuverlässigkeit an der Stirne, indem die meisten, wie die biblische Erklärung des Namens Jacob, eine doppelte, oft mehrfache Herleitung geben, so daß sich die Frage aufdringt, welche von den vielen ist die richtige? Als nächstes Beispiel bietet sich der Name der Grafen

M a n n s f e l d.

Dieser wird von Mannus, dem Sohn Thuidco's, dem Stammvater der deutschen Völkerschaften, hergeleitet. Er soll in der Gegend von Aschersleben eine Strecke Waldes urbar gemacht haben, welche des „Manns Feld“ geheißen wurde, obschon das Gedächtniß an die Thaten des Gründers erloschen ist. (Leibrock, Hergsgen I, S. 15.) Andere wieder sagen: der Stammherr der Grafen Mannsfeld hat sich von Kaiser Heinrich, wegen ihm geleisteter Dienste, in Thüringen ein Stück Feld zum Eigenthum aus, das so groß war, daß er es mit einem Scheffel Gerste umsäen dünn. Dieser, so er seinen Wunsch gewährt fand, ließ seinen Kutscher langsam fahren, und zettelte eine Handvoll Gerste nach der andern dünn über das Feld. Sie fuhren im Kreise um 202 Dörfer, und so entstand die jetzige Grafschaft Mannsfeld. Der kaiserliche Rath aber glaubte, der Kaiser sey betrogen und klagte über Mißbrauch der kaiserlichen Gnade. Der Kaiser aber sprach lachend: „Gesagt ist gesagt, kaiserlich Wort muß bleiben, wie man es auch deutet. Das ist des Mannes Feld!“ Darum heißt die Grafschaft bis auf den heutigen Tag Mannsfeld, und die Grafen führen Gerstenkörner im Wappen.

Gegen die Glaubwürdigkeit auch dieser Relation erheben sich Zweifel. Zuerst fragt sich: ist Heinrich IV. oder V. gemeint? denn beide Kaiser hatten sich oft in Thüringen aufgehalten; zweitens fällt es auf, daß der Name des so fürstlich beschenkten Ritters dem Ebroinisten selber nicht mehr bekannt war, weil er ihn sonst gewiß nicht unerwähnt gelassen haben würde. Der Wahrheit näher ist die Annahme, der Graf hätte den Namen Mannsfeld von seiner Bestzung, nicht diese von ihm erhalten. In der Heidenzeit mochte sie eine Kultusstätte gewesen seyn, und die spätern Christen nannten sie nach dem hier gekandelten Bilde eines Gottes: „Des Mannes Feld“ *). So hatte Mannheim, das man auch vom Mannus herleiten wollte, früher „Mann im Hain“ geheißen. Daß der Kaiser sein Wort gehalten, auch nachdem er sich überlistet sah, erinnert an den ähnlichen Schwank, der den Inhalt des Märchchens

*) War der gedachte Kaiser: Heinrich V, so hieß der Graf von Mannsfeld Hoyer, derselbe, den Wiprecht von Groitzsch erschlug. In seinen Ehren, da er, ob zwar in der Schlacht fallend, doch den Kaiserlichen gegen die Sachsen den Sieg verschaffte, hatten die Sachsen — weil sie von ihm geschlagen wurden? — die Bildsäule eines gehelmten Mannes mit einem eisernen Streitkolben in der Rechten aufgerichtet, und dem sächsischen Wappen in der Linken. Diese Denksäule nannte man Jodute, die Landleute gingen fleißig zu beten hin, auch die Prießerschaft ehrte dieses Bild als ein heiliges. Kaiser Rudolph aber, als er 1289 zu Erfurt Reichstag hielt, ließ sie wegnehmen, weil man Abgötterei damit trieb, und eine Kapelle an der Stelle bauen. Allein das Volk verehrte noch einen Weid en stock in dieser Kapelle, von dem die Prießer sagten: er habe in jener Schlacht Jodute gerufen, und den Sieg dadurch bewirkt. (Grimm D. S. Nr. 487.) Also der Weidenstock, und nicht der Graf, hatte den Sieg veranlaßt, folglich war der behelmte Mann der Kriegsgott der Sachsen, und eine Verwechslung desselben mit dem spätern Grafen Mannsfeld, der nicht den Sachsen, sondern dem Kaiser diente, brachte diese Irrung hervor.

die Weiber von Weinsberg

bildet; ich sage wohlbedacht „Mährchen“, denn Niemand wird im Ernste glauben, daß alle Frauen des Ortes, auch die Kranken und Alten, sich mit ihrer Last aus dem Städtchen schleppen konnten. Die Begebenheit soll sich im Jahr 1140 unter König Conrad III. ereignet haben, Wie, wenn nun der Ort ehedem nach einer weißen Frau — in der Nähe ist ja ohnehin Heilbronn, d. i. Heiliger Born, und die klugen Frauen hatten, wie die Heilsberger Zetta, aus an Quellen Orakel ertheilt — Weisberg geheißen hätte? Denn Weinsberg, wohl s. v. a. Weinberg? wurde zu keiner Zeit ein Nebenhügel genannt. Als das Orakel längst verschwunden, erfaßt man das Mährchen von der „Weibertreue“, um den Namen Weisberg zu erklären, den ein späterer Dialect in Weinsberg umänderte. Schon auch die häufigen Wiederholungen dieser Begebenheit in andern Ländern (vgl. die nachstehend folgenden Belege) wird die Wahrscheinlichkeit dieses Factums verdächtig.

Es war zu Ende des 15ten Jahrhunderts, als die Eidgenossen auch am Schwabenlande ihr Mährchen kühlen wollten. Das zunächst liegende Hegau war der Hauptstummelplatz ihrer Ausgelassenheit; 12000 Eidgenossen zogen durch dasselbe sengend und brennend, so daß binnen einer Woche zehn Dörfer, Flecken und Schlösser im Schutt lagen. Dieses Loos sollte auch das Städtlein Blumenfeld treffen, und die Schweizer rückten vor dessen Mauern. Die Einwohner mußten der Uebermacht weichen und sich zur Uebergabe verstehen. Vor Allem war es den Schweizern um den Freiherrn von Thurgau zu thun, der im Schloß daselbst mit seiner Gemahlin, einer Gebornen von Rosenfeld, Hof hielt. Zufolge der Uebergabs-Bedingungen sollte gerade dieser in ihre Hände geliefert werden, während den Bürgern erlaubt wurde, frei abzuziehen. Auch der Burg-

Herrin wurde freier Abzug bewilligt, und ihr überdies noch gestattet, ihre besten Klei-
n odien mit sich zu nehmen. Siehe da, während
die Schweizer der Ausziehenden harrten, erschien die
Burgfrau am Thore, angethan mit ihrem
festlichsten Schmucke, und auf dem Rücken
tragend ihren — Ehegemahl. Das gefiel den Schweizer
Hauptleuten so wohl, daß sie der edlen Schwabenfrau
lautes Lob zollten und sie mit ihrem Schatze ungeschädet
abziehen ließen, ja sogar, als ein gemeiner Soldat die
Hand nach ihrer Halszierde ausstreckte, um sie abzureißen,
nahe daran waren, ihm das Haupt um dieses Frevels
willen abzuschlagen (Schweizers Bad. Sagenb. I. S. 108).

Natürlich hat diese Begebenheit, die nichts Un-
wahrscheinliches berichtet, der Fabel von den „Weibern
von Weinsberg“ die Entstehung gegeben, die dort an
den Namen „Weißberg“ oder „Weibersberg“ einen
Anknüpfungspunkt fand.

König Johann der Luxemburger und Kaiser Carl IV.
ließen nichts unversucht, die vielen schlesischen Fürstenthü-
mer der böhmischen Krone zu unterwerfen. Ueberredung,
List und Gewalt wurden abwechselnd zur Erreichung die-
ses Zweckes angewendet. Am abgeneigtesten zu solcher Un-
terwerfung zeigte sich Boleslaw, Herzog zu Münsterberg,
Herr auf Frankenstein. Da weder Zureden noch List frucht-
eten, so nahm der Markgraf Mährens, der nachmalige
Kaiser Carl IV., auf den Befehl seines Vaters zu den
Waffen Zuflucht. Der Herzog erhielt einen Fehdebrief und
wurde im Jahre 1341 selbst zu Frankenstein belagert,
wehrete sich aber auf das Tapferste. In einer dunkeln
Nacht machte er einen Ausfall ins feindliche Lager, und
bemächtigte sich durch eine früher wohlbedachte und dann
Klug ausgeführte Einleitung der vornehmsten Herren Böh-
mens und Mährens, die sofort in Frankenstein in enge
Dast gebracht wurden. — Dieser Unfall betrübte Carl sehr,
doch ließ ihn Boleslaws bekannte Milde nichts für seine
Ritter fürchten. Carl berief nun schleunigst die Frauen
und Töchter der Gefangenen zu sich ins Lager und wies

ihnen ihre Rolle an; indeß hatte er auch ein festliches Banket anrichten und den Herzog freundlich dazu einladen lassen. Boleslaw hegte so viel Vertrauen zu seinem Feinde, daß er diese Einladung nicht ablehnte, und bloß von zwei Dienern begleitet, im böhmischen Lager ankam. Beide Fürsten umarmten sich herzlich und ließen bei der Tafel den Becher fröhlich kreisen. Die Mahlzeit war bereits vorüber, als die miteingeladenen Frauen, die dem Herzog durch muntere Gespräche für sich eingenommen hatten, im einen Fußfall machten, und mit Thränen um die Freiheit ihrer Gatten und Väter baten. Diesem konnte Boleslaw nicht widerstehen. Er forderte die Hauptleute der Belagerung zu sich in das feindliche Lager, befahl ihnen alle Gefangenen ohne Lösegeld zu entlassen, und während diese sein Gebot zu erfüllen zurückkehrten, schloß er mit dem Markgrafen Carl Frieden. Er unterwarf sich der böhmischen Krone, wurde aber dafür sofort mit der Grafschaft Glog besetzt. Indesß kamen die Befreiten zurück und führten in die Arme der Ihrigen; das Bankett begann von Neuem, und in die Becher perlenden Weines fielen Thränen der Rührung und Freude (Hornayr, hist. Taschenbuch 1836 S. 324).

An der geschichtlichen Wahrheit dieses Factums zu zweifeln, ist kein Grund vorhanden; die Aehnlichkeit mit der Weinsberger Weibertreue ist nur eine entfernte; hingegen verräth sich die folgende, welche nur das Land, nicht aber die Stadt, in welcher die Begebenheit sich ereignet haben soll, namhaft macht, als unecht.

Der „Koppel-Maandag“ in Nordbrabant verbannt seinen Ursprung folgendem Ereigniß: Es wurde einmal (wann?) eine Stadt (welche?) belagert, und der Hunger zwang die Einwohner nach langem Widerstande zur Uebergabe. Der Feind war so wüthend gegen die Belagerten, daß er alle sammt und sonders ermorden wollte. Da gingen die Frauen vor das Thor ins feindliche Lager, und erwarben sich durch inständiges Bitten die Günst, ihre theuersten

pfänder auf dem Rücken mit sich nehmen zu dürfen. Zur Stadt zurückgekommen, faßte eine der Frauen alsbald ihren Mann auf den Rücken, und die übrigen *) folgten erfreut dem schönen Beispiel. So gelangten die Bewohner Koppel bei Koppel (Paar an Paar) aus der Stadt und waren gerettet. Zur dankbaren Erinnerung beschloßen die Männer, ihren Frauen jährlich an dem Tage alle häusliche Autorität zuzugestehen, und nannten ihn zum ewigen Gedächtniß Koppel-Montag (Wolf, R. S. Nr. 543).

Wer kennt nicht das Märchen vom

Grafen von Gleichen und seiner Doppelhebe, durch die Popularität, welche ihm Musäus verschaffte? Bei Grimm (D. S. Nr. 575) findet es sich in Kürze erzählt:

Graf Ludwig von Gleichen zog im Jahr 1227 mit gegen die Ungläubigen, kam in Gefangenschaft, mußte gleich den übrigen Slaven schwere Arbeiten verrichten, erregte aber die Aufmerksamkeit der Sultankocher, die ihm die Freiheit und große Schätze anbot, wenn er sie zur Ehe nehmen wollte. Er aber hatte eine Gemahlin mit zwei Kindern zu Hause gelassen. Doch siegte die Liebe zur Freiheit, er sagte ihr Alles zu, indem er des Papstes und seiner ersten Gemahlin Einwilligung zu erwirken hoffte. Sie entflohen glücklich, und der Papst willfahrte der gewünschten Vermählung, indem sich die schöne Heidin taufen ließ. Beide reisten nach Thüringen, wo sie im Jahr 1249 ankamen. Der Ort bei Gleichen, wo die beiden Gemahlinnen zuerst zusammentrafen, wurde (aus dieser Veranlassung? vgl. dagegen S. 448) „Freudenthal“ benannt, und noch steht dabei ein Haus dieses Namens. Man zeigt noch das dreischläfrige Bett mit rundgewölbtem Himmel, grün angestrichen; auch zu Lonna den türkischen Bund und das goldene Kreuz der Sarajenin. Der Weg, den

*) Diese mußten wohl ihre Absicht im Voraus gemerkt haben und ihr entgegen gezogen seyn.

sie zur Burg pflastern ließ, heißt noch: der Türkenweg^{o)}. Die Burggrafen von Kirchberg besitzen auf Hartmütze, ihrer Burg bei Eisenach, alte Tapeten^{oo)}, worauf die Geschichte eingewirkt ist. Auf dem Petersberg zu Erfurt liegen „die drei Gemahel“^{ooo)} begraben, und ihre Bilder sind auf dem Grabstein ausgehauen.

^{o)} Wollte man aus den Benennungen Freudenthal und Türkenweg ein Zeugniß für die Wahrhaftigkeit dieser Sage entlehnen, so müßten sie in echten, seit der Zeit, in welcher die Begebenheit vorgefallen seyn soll, ausgefertigten Urkunden angetroffen werden. So aber ist es glaublich, daß sie ihre Entstehung erst dem Erfinder, oder wenigstens den Uebersetzern dieser Sage verdanken. Hellbach nennt in seiner handschriftlichen Anmerkung zu S. 119 Zeile 4 seiner Bergschlösser noch sieben andere Freudenthale, die diesen Namen gewiß aus andern Ursachen erhielten. Daß der auf der Burg Gleichen führende Fahrweg deswegen Türkenweg heiße, weil ihn die Sarazenen, „aus Erbarmen, da sie bemerkt, daß ihre Leute auf dem vorher daselbst befindlichen tiefen und gefährlichen Wege sich zu sehr hätten plagen müssen,“ habe anlegen lassen, trägt zu sehr das Gepräge eines Romans, als daß man sich dabei aufhalten sollte. Auch bei Hellbach (a. a. O. S. 117) das Unstärkliche dieser Benennung für das Jahrhundert, in welches jene Begebenheit versetzt zu werden pflegt, zur Genüge dargethan. (Zen. Lit. Jtg. 1837 Nr. 140.)

^{oo)} Das Bettgestelle, in welchem der Graf mit seinen beiden Frauen geruht haben soll, ist ein plummes Nachwerk, das bei dem französischen Rüdzug im October 1813 weß den Treppen, Thüren und anderm Holz der Burg Gleichen in den Bivouacs zur Feuerung benutzt wurde, und so seinen Untergang fand. Da das erwähnte Schloß noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in wohnlichem Stand erhalten wurde, so durfte es darin auch nicht an Betten fehlen. Die leicht war es für den mit unserer Sage Vertrauten, einem derselben, der sich durch Form und Größe von den übrigen auszeichnete, eine solche Bestimmung anzudeuten? Doch auch mehrere andere Orte, unter diesen auch manche, welche damals noch gar nicht der Herrschaft dieser Grafen unterworfen waren, z. B. Pyrmont (Zeit. f. die eleg. Welt 1827 Nr. 63 S. 498.) rühmten sich des Besizes von dreischläfrigen Bettstellen (s. Hellbachs Bergschl. S. 107 ff.)

^{ooo)} Sagittarius (in der Gleichen'schen Gesch. S. 55. vgl. Hellbachs Bergschl. S. 100—103) bezweifelt wegen der Sauberkeit und Frische der Farben das hohe Alter dieser Tapete, die sich noch im Jahr 1794 auf dem kirchberg'schen Schlosse zu Hartmütze befand, und später nach Weimar gebracht wurde. In einem

Weil es nun für eine geschichtliche Sage gilt, so ist nothwendig, darauf aufmerksam zu machen, daß jene Doppelheirath schon in altfranzösischen Volksliedern (gesammelt von D. L. B. Wolf, S. 167—200) und ähnlichen im Lay d'Eliduc (von Marie von Frankreich, Poesies ed. de Roquefort, vol. I, p. 480) sich vorfindet. Aber die deutsche Sage leidet auch an innerer Unwahrscheinlichkeit. Macidus Ruth, der letzte Prälat des Petersklosters zu Erfurt, hat in den päpstlichen Archiven zu Rom die genauesten Nachforschungen anstellen lassen, um ein Breve zu finden, in welchem der Papst die Erlaubniß zur Doppelhebe dem Grafen von Gleichen ertheilt habe; allein nicht die geringste Nachricht, daß je ein Papst in solcherlei Weise dispensirt, hat sich gefunden. Und über ein so unerhörtes, die ganze Christenheit angeheendes Ereigniß hätte doch nothwendiger Weise eine Urkunde angefertigt werden müssen *). Ferner mangelt es durchaus

vom Burggrafen Georg Ludwig zu Kirchberg den 17. Juli 1677 aus Eisenach erlassenen Schreiben an Sagittarius heißt es darüber unter Anderm: „Wir wollten auch mit Ueber-
scheidung Eingangs erwähnten Leppichs, dem Herrn Professor — gratificirt haben, wenn nicht zu besorgen, daß wegen dessen Alter, durch das Abreißn, Einpaden, Dia- und Herfschiden derselbe beschädigt werden dürfte. Wir haben jedoch bereits bei dem zu Hararode wohnenden Raler bestellt, daß er von solchem Leppich einen verkettige, der dann dem Hrn. Professor überschildt werden soll.“ — Die Ueber-
sendung geschah am 9. Mai 1678. — Daß Damask auf die-
ser Tapete mit Kanonen belagert wird, ist kein Merkmal hohen Alterthums. Was hinderte die Grafen Gleichen, eine Gesandte, die durch die Vermählung eines der Ihrigen mit einer Sultantochter ihnen schmeichelte, auch auf diese Weise in ihren Wohnsitz den Nachkommen aufzubewahren? (Zen. Lit. Zeit. 1837 Nr. 139.)

*) Die angeblich vom Papste ertheilte Dispensation zu dieser Doppelhebe haben schon Bayle, Gudenus von Falkenstein und Prälat Ruth mit triftigen Gründen in Abrede gestellt. Remerlich hat man eine solche päpstliche Urkunde, welche bei Be-

an Zeugnissen gleichzeitiger Schriftsteller, und die besten Gewährsmänner dieser Erzählung haben keinen Beweis dafür finden können, der über die Mitte des 15. Jahrhunderts hinaufreicht. Aber sowohl das gänzliche Stillschweigen jener Chronisten, welche sich, weil sie in der Nähe der Grafen von Gleichen wohnten, am leichtesten von einer so unerhörten Thatfache unterrichten konnten, vermindert die Glaubwürdigkeit der Erzählung, als auch die ausdrücklichen Nachrichten von dem Kreuzzug, welchen Ludwig der Heilige mit Kaiser Friedrich II. unternahm. In einer noch ungedruckten Reinhardtsbrunner Chronik werden Grafen und Edelleute im Gefolge des Landgrafen genannt, aber man findet darunter keinen Grafen von Gleichen, was um so mehr bestrebt, wenn ihn wirklich während des Kreuzzugs ein so außerordentliches Schicksal betroffen hätte. Auch Kaiser Friedrich erwähnt in seiner, den Reichsständen unter dem 18. März 1229 ertheilten Nachricht von dem Erfolge seines Zuges in das gelobte Land mit keiner Culbe eines Grafen von Gleichen. Und sollte er wohl den einzigen, der von

sehung der Schweiz durch die Franzosen am Ende des vorigen Jahrhunderts entdeckt worden seyn soll, als Beweis, daß jene wirklich Statt fand, gebrauchen wollen. Sie ist ursprünglich in der „Minerva“ Jahrg. 1804. IV. S. 411 in fehlerhafter Uebersetzung, hierauf im italienischen Original (ebds. Jahrg. 1805. I. S. 353) veröffentlicht worden. Aber unter der Voraussetzung, daß jenes neuere Document (vom 16. Januar 1784) unverfälscht sey — was man nicht eher glauben darf, bis es einem Unparteiischen gelungen ist, das Original, wenn es sich wirklich nachweisen läßt, nach den Regeln der diplomatischen Kritik zu prüfen, und dessen Echtheit darzutun — so ist doch der Schluß vom Daseyn des einen auf das des andern unzuverlässig, und die Glaubwürdigkeit dieser Erzählung wird erst festgestellt seyn, wenn die Urchrift einer päpstlichen Dispensation für den Grafen Gleichen der bisherigen Verborgenheit entzogen, oder ihr ehemaliges Verhauenseyn durch gültige Zeugen erhärtet seyn wird.

den Begleitern des Landgrafen ihm treu geblieben, als die Andern nach dessen Tode in die Heimath zurückkehrten, zu erröthen vergessen haben? Dazu kommt noch, daß eine auffallende Verschiedenheit in der Angabe des Namens des Grafen herrscht, daß man nicht weiß, ob er Ernst oder Ludwig geheißen, ja nicht einmal darthun kann, daß Einer dieses Namens das Schloß Gleichen um die Zeit, als Kaiser Friedrich den Kreuzzug unternahm, im Besiz gehabt habe. Ebenso wenig stimmen die Angaben über den Namen sowohl der ersten Gemahlin des Grafen, als auch der sarazenischen Prinzessin überein, und aus dieser Ungewißheit wird die Erzählung immer verdächtiger. Dessen ungeachtet hat man die Richtigkeit derselben immer behauptet, und sich hauptsächlich dabei auf den Grabstein gestützt, der sonst in der Peterskirche zu Erfurt stand, und seit 1813 im Dome daselbst sich befindet, und einen Grafen von Gleichen mit seinen beiden Frauen darstellt. Als man dieses merkwürdige Monument aufhob, um es in den Dom bringen zu lassen, und in der Erde nachgrub, fand man in geringer Tiefe sechs Todtenköpfe und mehrere Knochen, und bei weiterer Nachgrabung Stücke von einem breiteren Sarg und Gebeine von vorzüglicher Größe und in natürlicher Lage. Alle diese gut erhaltenen Gebeine wurden zu Skeletten zusammengesetzt, unter welchen das männliche eine Länge von 7 Fuß erreichte. Die andern Knochen erwiesen sich als weibliche, und ein Kopf konnte in seiner Bildung sogar als asiatisch gelten. Was war natürlicher, als daß man glaubte, das Grab des zweibeibten Grafen von Gleichen gefunden zu haben? um so mehr, da auch der Grabstein einer solchen Annahme nicht widersprach. Genaue Untersuchungen über dieses

Monument haben jedoch außer allen Zweifel gesetzt, daß unter ihm Graf Sigismund I. von Gleichen mit seinen beiden Gemahlinnen, Agnes, Gräfin von Querfurt, und Katharina, Gräfin von Schwarzburg, ruht. Da für Namen und Sterbjahr auf dem Steine kein Platz war, so hing man vor dem Chor der Peterskirche, dem Grabe gegenüber, einen hölzernen runden Schild auf, dessen Inschrift, so weit sie noch lesbar ist:

Anno Dei 1494 uff Sonnabend vor Lactare
ist verschiden der Edel Wolgeborn Her
Sigmund Graff zu Glichen und Her

Ferner schildert der Chronist des Petersklosters, Nicolas von Cygben, den Grafen Sigismund als einen Mann von kolossaler Größe und unerschütterlicher Tapferkeit, wie es kaum einen ähnlichen in Thüringen gegeben. Es ist demnach keinem Zweifel unterworfen, daß das große, sieben Fuß lange, männliche Skelet ihm angehört, und die weiblichen Gebeine die seiner beiden Frauen sind.

Eine ähnliche, in vielen Punkten sogar gleiche Sage enthält der Roman: *Histoire de Gillion de Trassignes et de Dame Marie sa femme*, den Wolff nach der einzigen zu Jena befindlichen Handschrift 1839 herausgegeben hat *). Möglich, daß der Inhalt dessel-

*) Der unbekannte Verfasser dieses Romans erzählt in der Vorrede, er sey auf einer Reise durch den Hennegau in die Eichensteinabtei d'Ollven (zwischen Biele und Rivelle, um das Jahr 1220 von dem Eremiten Wilhelm gegründet) gekommen, und habe dort drei Leichensteine gefunden, welche bezeugen, daß unter ihnen Gillion de Trassignes mit seinen beiden Frauen, wovon die eine die Tochter des Kaisers von Babylon gewesen, ruhe. Wolff Mißbegier habe er so lange in den Abt um nähere Nachricht gebrungen, bis dieser ihm eine altitalienische Handschrift gebracht, welche die Schicksale des Gillion und seiner beiden Frauen enthält. Diese Handschrift

ben in Liebern verbreitet wurde (vgl. oben S. 999), die auch nach Thüringen kamen, und so zur Entste-

habe er seinem Söhner, Philipp von Burgund (wahrscheinlich Philipp III., zubenannt der Gute, 1396 — 1467) zu Liebe ins Französische übersetzt u. s. w. Das erste Capitel beginnt sogleich mit der Erzählung, die bis aus Ende ununterbrochen fortgeht. Gilton, ein junger Ritter am Hofe des Grafen von Pennegan, heirathet eine Verwandte desselben, Marie. Da aber ihre Ehe anfangs nicht mit Kindern gesegnet ist, so gelobt er eine Wallfahrt nach dem h. Grabe, wenn ihm Gott Nachkommen beschert. Die Gattin wird gleich darauf schwanger, der Ritter empfiehlt sie seinem Lehns Herrn und Verwandten, dem Grafen, zum Schutz, und reist ab. Er gelangt über Rom glücklich nach Jerusalem, wird aber auf der Rückreise von sarazenischen Seeräubern gefangen, und nach „Caïren on Babilonne“ gebracht. Während dem hatte Marie Zwillingssöhne geboren, die in der Taufe die Namen Gerard und Jehan erhalten. Gilton, auf Befehl des Sultans von Babylon in den Kerker geworfen, soll getödtet werden, erschlägt aber den Kerkermeister und dessen Gefellen, wird begnadigt und in das Gefängniß zurückgeführt. Hier besucht ihn, Mitleiden fühlend, die schöne Gracyenne, des Sultans Tochter, und es gelingt dem Ritter, sie und seinen Kerkermeister Hertan zum Christenthum zu bekehren. Unterdeß wird der Sultan in mehrere Kriege verwickelt und gefangen; Gilton, durch Gracyenne aus der Haft erlöst, befreit ihn, und kehrt dann freiwillig in seinen Kerker zurück. Der Sultan läßt ihn darauf los, und Gilton kehrt ihm in seinen Kämpfen bei. — Mittlerweise bewirbt sich ein anderer Ritter, Namens Amaury, um die Hand Mariens. Sie trägt diesem auf, den Gilton aufzusuchen; er macht sich auf den Weg, findet ihn, und erzählt ihm, seine Gattin in der Heimath sey im Wochenbett gestorben. Gilton ist untröstlich, sieht aber demungeachtet tapfer in einer Schlacht, in welcher Amaury den Tod findet. Gilton wird in der Schlacht gefangen und nach Tripolis abgeführt; Hertan aber, sein getreuer Freund, verkappt sich auf Antrieb der Gracyenne, sucht, findet und befreit ihn, und kehrt mit ihm nach Babylon zurück. Große Bekümmertheit bei ihrer Rückkehr, Gilton wird von dem Sultan mit der Hand seiner Tochter belohnt, die er — sich für einen Wittwer haltend — auch nicht ausschlägt. — Während dieser Zeit sind Giltions Söhne herangewachsen, und machen sich auf, den verschollenen Vater zu suchen. Ein günstiges Geschick führt sie mit ihm zusammen, der Sultan erlaubt dem Gilton mit seinen Söhnen und der schönen Gracyenne in die Heimath zu reisen und dort zu verweilen, bis er seiner bedarf. Gilton gelobt es, und sie reisen ab. In Rom wird Gracyenne getauft. Als die Reisenden im Pennegan anlangen, nimmt Dame Marie sie freundlich auf, und beschließt

lung der Sache mitwirkten, da bekanntlich mehrere Grafen von Gleichen, wie Graf Herrmann 1344, später Graf Ludwig 1461 mit dem Herzog Wilhelm von Sachsen ins gelobte Land zogen, und auch Graf Sigismund I. dieselbe Absicht hegte, aber auf 'dem Wege dahin wieder andern Sinnes wurde.

Wie bei den meisten Sagen, läßt sich auch hier nicht mehr nachweisen, wie sie entstanden ist. Hier muß der Nachweis genügen, daß ihr kein historisches Factum zu Grunde liegt.

Der Geschichte des Grafen von Gleichen ist aber deshalb unter den etymologischen Sagen hier ein Nächstes eingeräumt worden, weil auch die vom Volksmunde gegebene Bezeichnung der Burgen Gleichen, Mühlberg und Wachsenburg, die in Form eines unregelmäßigen Dreiecks vier Stunden von Gotha und eine Stunde von Arnstadt liegen, unter dem Gesamtnamen „die drei Gleichen“ unhistorisch ist; denn nur Einem der Schloßherren kommt der Name Gleichen zu. Die Grafen von Gleichen waren zu keiner Zeit auch im Besitze der beiden andern Burgen. Die nachbarliche Lage derselben, die fast gleiche Höhe der Berge, die Aehnlichkeit ihrer Bauart, vielleicht auch die Sage, daß sie in einer Nacht alle drei zugleich vom Blitz entzündet und abgebrannt seyn sollen, mögen zu dem gemein-

in ein Kloster zu gehen, damit Otilion und Gracienne in ungestörter Ehe leben können. Gracienne will es nicht zu geben, es entsteht ein edler Wettstreit, der dahin entschieden wird, daß sich beide Frauen in dasselbe Kloster, Otilion jedoch in ein anderes begaben, nachdem der Letzte seine Verfügungen unter seine Söhne getheilt hat. Hier leben sie gottesfürchtig. Die beiden Frauen sterben noch in demselben Jahre, Otilion kehrt wieder nach Babylon zurück, und stirbt auf dem Felde der Ehre. Sein Herz wird nach Europa gebracht und in einem Sarge zwischen seinen beiden Frauen beigesetzt.

Schaftlichen falschen Namen Veranlassung gegeben haben. (Thüringen u. d. Harz V, S. 206 ff.)

Die Spinnerin am Kreuze.

Nicht bei Wien, wenn man die Vorstadt-Landstraße hinter sich hat, erblickt man auf dem Rücken des Wienerberges ein steinernes Denkmal. Es ist eine verzierte gotische Kreuzsäule, vom Volke „die Spinnerin am Kreuz“ genannt. Davon geht die Sage: eine arme Frau habe täglich an dieser Stätte so lange gesponnen, bis sie für ihren Verdienst nach und nach das zum Bau des Kreuzes nöthige Geld zusammengebracht. Zum Gedächtniß dieser Frommen nennt man noch das Denkmal nach ihr: „die Spinnerin am Kreuze.“

Anderer erzählen wieder anders:

Ein Müller, Namens Spinner, stand beim Hochgericht auf dem Wienerberge, welches sich ohnweit der Stelle erhob, wo jetzt die „Spinnerin am Kreuz“ erhöht ist, und drängte sich in die vordersten Reihen des Volkes, das einen Dieb henken sehen wollte. Der arme Sünder stand schon auf der Leiter, da hörte er ganz deutlich, daß der Müller die Worte sprach: „Ich möchte wohl wissen, wie dem dort jetzt zu Ruche ist!“ Schon war die Schlinge um des Diebes Hals, als dieser sagte: „Halt! ich habe noch etwas zu bekennen! Ich habe noch einen Mitschuldigen!“ Alles horchte auf und lauschte: „Der dort ist!“ fuhr der Dieb fort, hindeutend auf den erschrockenen Müller, den sofort die Schergen und Henkersknechte erfaßten. Vergebens betheuerte er seine Unschuld. Die Hinrichtung wurde aufgeschoben, und der Müller mit seinem Ankläger zu Gefängniß gebracht. Letzterer blieb bei seiner Aussage, und da man vor Alters immer sehr kurze Prozesse machte, so sprachen die Richter das altberbrachte „mit gegangen“ aus, und daß der Müller vor dem Diebe gehängt werden sollte. Schon legte der Henker die Schlinge um des Müllers Hals, als der Ankläger ausrief: „Halt,

„Ich habe noch etwas zu bekennen!“ Alles horchte auf und lauschte wieder erwartungsvoll. Da wandte sich der Tisch gegen den in Todesangst zitternden Müller und fragte ihn: „Weißt du nun, wie Einem auf der Galgenleiter zu Ruthe ist?“ Und zu den Richtern gewandt sprach er: „Dieser Mann ist unschuldig; ich wollte nur seinen Hürwid bestrafen, da er zu wissen verlangte, wie mir zu Ruthe sey.“ Der freigesprochene Müller ließ nun zum Gedächtniß seiner Rettung die Kreuzes säule errichten, die anfänglich seinen Namen „Spinners Kreuz“ trug, daraus entstand allmählig die jetzige Benennung.

Vorstehende Sage beweist also nur, daß man schon frühe über die Entstehung dieser Benennung der Denksäule sich nicht zu einigen vermochte. Ein Unbekannter gab die wunderliche Erklärung: irgend ein Kubierfisch oder die Säule selbst, die im 17. Jahrhundert zur Erinnerung der Befreiung von den Türken aus den christlichen Landen gesetzt wurde, trug vielleicht die Anfangsbuchstaben: S(alvator) P(atrimonii) J(esus) N(azarenus) R(ex) J(udaeorum), und das Volk, das sich den Sinn nicht gleich zu deuten wußte, könnte beim ersten Anblick gesagt haben: „Da steht Spënnri am Kreuz.“ und so pflanzte sich von Mund zu Munde fort.

Schlager hat also in seinen „Wiener Skizzen aus dem Mittelalter“ (I., S. 205 ff.) nicht zuerst auf das Unhistorische der Sage von der „Spinnerin am Kreuze“ aufmerksam gemacht. S. 225 läßt er sich hierüber, wie folgt, vernehmen: „Es ist bekannt, daß der Mund des Volkes weiß über Orts- und andere topographische Gegenstände die Benennung zuerst entschied. Ihr ausgesprochener Name geht dann erst auf Akten und Urkunden über, in welchem oft anfänglich durch mehrere Jahre bei der Benennung der Bräse

„fogenannt“ erscheint, bis er sich allmählich verliert oder die Benennung selbst in eine andere übergeht, insbesondere beweist der Beisatz „fogenannt“, daß dem Namen eines topographischen Gegenstandes kein speciellcs Factum zum Grunde liegt, und daß der Name noch nicht lange bestanden ist. Die neuere Entstehung des Namens „Spinnenkreuz“, der in den Erbauungsakten des 15. Jahrhunderts, in der Reparations epoche des 16. Jahrhunderts und in den Reparationen des 17. Jahrhunderts noch gar nicht aktenmäßig vorkommt, beweist seine neuere Entstehung. Eines Unterscheidungsnamens bedurfte es auch nicht im Munde des Volkes, da zur Zeit der Errichtung kein anderes Kreuz in der Umgebung vorkommt. Späterhin wechseln in Akten die Namen „Spine kreuz“ (1720) „Spinnerkreuz“ (1730) „fogenanntes Spinnerinkreuz“ (1741) miteinander ab. In Maurers gekochcnem Plan der Umgebungen Wiens 1749 heißt die Säule wieder das Spinnerkreuz, in den städtischen Grundbuchsakten 1752 noch das „fogenannte“ Spinnerkreuz, in dem 1789 auf allerhöchsten Befehl herausgegebenen Plan über die Umgegend Wiens von Jakobischka trägt sie den Namen „Spinnenkreuz“; in der bei Coppi 1800 herausgegebenen Karte der Umgebungen Wiens heißt sie wieder „Spinnerkreuz“. Endlich „Spinnerin am Kreuz“ ist die Benennung der Renovirungsakten des Jahres 1804, welche seit dieser Zeit die Oberhand erhalten hat. Jakobischka's „Spinnenkreuz“ dürfte der richtigste Name seyn. Auch ist noch in Betrachtung zu ziehen, daß die Denksäule bei Wiener-Neustadt ebenfalls den Namen „Spinnerinkreuz“ führt, und daß diese Benennung schon in einem Rathsprötokoll dieser Stadt vom

Jahr 1671 *) vorkommt; daher der Ursprung dieses erst im Jahr 1720 bei Wien aufgefundenen Namens dort zu suchen seyn dürfte."

Bd. II der „Wiener Skizzen“ S. 372 führt uns der Verf. erst zum eigentlichen Ziele. „Die Ursache, warum das Volk im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts die Wiener-Neustädter und die am Wienerberg befindlichen Steinsäulen „Spinnenkreuz“ zu nennen anfang, liegt in ihrer äußern Gestalt. Ihre Züsgrain-Steinverzierungen machen sie, besonders die um mehr als ein Drittel höhere Neustädter Säule, in der Ferne wie mit Spinnefäden überzogen aussehend, daher man sie dort zum Unterschied von andern Martersäulen zuerst die Spinnerin genannt hat, welcher Name bald darauf auch der ähnlichen Wiener Säule gegeben wurde. Spinnierin ist der österreichische Provinzialausdruck statt Spinnne, daher auch das hundertjährige Schwanken ihrer Benennung bei Wien zwischen „Kreuzspinnerrin“, „Spinnerkreuz“, „Spinnenkreuz“ und „Spinnerrin am Kreuz“, je nachdem man mehr oder weniger ihren topographischen Namen im reinern Deutsch schreiben wollte.“

Ueber die Entstehung des Städtchens Dschag in Sachsen cirkulirt die seltsame Sage, daß Kaiser Otto der Große (936—973), der die sächsischen Lande oft besuchte, gerade zur Zeit, als man den Ort erbaute, mit seiner ersten Gemahlin Editha, Tochter Eduards von England, durchreiste; und ungewiß, welchen Namen er dem Städtchen geben sollte, beschlossen habe, das erste Wort, welches über die Lippen seiner Gemahlin kommen werde, solle des Ortes Name werden.

*) Böhm „über das Spinnenkreuz von Neustadt“ im 1. Th. der österreichischen Landeskunde, Wien 1832.

Da neigte sich lächelnd die Kaiserin
 Zum trauten Gemahle liebkosend hin,
 Und verlegen, solch großes Werk zu vollbringen,
 Sie, die nur geübt in häuslichen Dingen,
 Entgegnet: „O Schatz, ach wie —“
 „Wohl“ rief nun der Kaiser mit fröhlichem Sinn,
 Und deutete lächelnd auf's Städtlein hin,
 „Schatz sey dein Name für künftige Zeiten!“ *)

Allein schon Hofmann hat in seiner Beschreibung der Stadt und des Amtes Dschatz bündig und ausführlich bewiesen, daß jene Stadt, sowie ihr Name, sorbischen Ursprungs ist. In alten Urkunden wird Džec geschrieben, und dies, wie das Dorf Dffig im Amte Rossen, übersetzt Schiffner (Beschreibung v. Sachsen S. 227 vgl. 206): Aspenheim. Bei Töplitz in Böhmen gibt es auch ein Kloster Dffeg, und Jungmann (böhm. Bib. S. 974) gibt Osoo durch: „Verschanzung“ wieder. Dem Leser bleibe die Wahl zwischen beiden Uebersetzungen des slawischen Wortes, hier sollte nur bewiesen werden (wie oben S. 594 in der Uebersetzung des böhmischen Namens „Rübezahl“), daß, eben weil die in späterer Zeit in slawischen Ländern ange siedelten Deutschen, die Namen der schon bestehenden Ortschaften aus ihrer eigenen Sprache zu deuten, und diese Deutung durch irgend ein Märchen, welches dazu in Beziehung gebracht wurde, zu stützen suchten, folglich nicht nur auf das jüngere Alter solcher Sagenbildungen, sondern auch auf deren Trügllichkeit geschlossen werden dürfe.

Ein anderes Beispiel bietet Jena. Der Name bedeutet: Eingang (vom Thale her), das benachbarte Dorf „Sorbe“ beweist den sorbischen oder wendischen

*) Ergänz. Sagen des sächs. Volkes II. S. 79.

Ursprung dieser Stadt, daß also ein slawischer Volkstamm vordem in dieser Gegend wohnte. Grundsätzlich wird Jena von „gähnen“ (!) abgeleitet. Dafür brant man sich auf ein alterthümliches Gebäude von zwei massiven Etagen, auf welchem in der Mitte ein thurmartiger Erker von $1\frac{1}{2}$ Stockwerken sich erhebt. In dem Thurme war sonst ein Uhrwerk, das zu jener lächerlichen Ableitung des Namens Jena geführt hat. Ueber dem Zifferblatte nämlich schaute ein metallener Kopf hervor, der, so oft die Uhr schlug, den Mund weit aufsperrte, als ob er gähne. Eine an der rechten Seite des Zifferblattes befindliche Figur hob aber eben so oft einen vergoldeten Apfel und schlug auf den gähnenden Mund, während auf der andern Seite ein singender Engel ein Notenbuch in die Höhe hob (Zür. u. d. Harz III. S. 72).

Weimar hat man für einen „Weinmarkt“ gehalten, dazu war der Ort anfänglich nicht bedeutend genug, um einen Weinmarkt dahin zu verlegen. Glaublicher dürfte die Ableitung des Namens von „Geweihte Mark“ (Wichemarka) seyn, indem das östlich bei der Stadt liegende Wäldchen Weicht (Weybie, Webie) und der uralte „Wöhbrunnen“ klar darauf hindeuten. Vielleicht also nach Vertreibung der Sorbenwenden, die Grenzmark gegen diese Heiden, die geweihte Mark.

Coburg haben Einige für einen ursprünglichen „Kuhberg“ gehalten, Andere dachten an Coha, Chova: Richter, folglich Burg des Landrichters; wieder Andere sagen: das Wort kopa, Bergkluppe, sey der Ursprung des Namens. Die Meisten vereinigen sich in der Annahme, daß auf Veranlassung und Befehl Kaiser Heinrichs I. ein Graf Cobbo diese Befestigung erbaut und nach

sich benannt habe. (Bereits 1057 erscheint der Name Coburg in Urkunden). Ebenso gut ließe sich an den Kopf des Rohren im Coburger Stadtwappen denken, welchen Einige für den auf seiner Durchreise, hier der Sage zufolge verstorbenen Balthasar, einen der h. drei Könige halten. Das Gewisseste ist hier, daß eine sichere Etymologie des Namens sich nicht auffinden läßt, weil die Zeit der Erbauung dieser Stadt und die Namen ihrer Erbauer sich nicht mehr mit Sicherheit ermitteln lassen.

Brandenburg's Erbauer soll Brenno, der Zerstörer Roms, gewesen seyn. Da aber hier eine Statue der wendischen Dreieinigkeit Triglaw (s. S. 607) stand, so muß man an slawischen Ursprung denken. In der That hieß der Ort anfänglich „Branihor“, d. i. Fichtenwehre (von brany, Wehre, Damm, und hor, Fohre, Fichte, Kiefer, Birke, Borke). Die mitten durch die Stadt fließende Havel möchte diese Etymologie rechtfertigen; da aber eine Wehre keine Veranlassung zu einem Ortsnamen bietet, so ließe sich auch an brana, Bforte, Thor u. denken, womit mehrere Städtenamen zusammengesetzt sind. Die Endsyllbe hor findet sich noch in mehreren Ortsnamen slawischen Ursprungs, wie Ratibor (Fichtenberg) in Schlessen, Ratiborice in Böhmen — vielleicht ist das sächsische Radeberg (bei Dresden) und das märkische Rabeburg daraus verstümmelt? — und Pribor (Freiberg) in Mähren, wörtlich Fichte der Pria (die slawische Liebesgöttin Freia) u. a. m.

Beraun, bei Prag, und einen andern gleichnamigen Ort in Mähren, von den Deutschen „Bähren“ genannt, will Jungmann (böh. Wtb.) mit der italienischen Stadt Verona etymologisch verwandt wissen;

die ja auch Bern geheißen, wie umgekehrt das schwedische Bern — trotzdem sein Wappen der Bär und der Bärenzwinger im Stadtgraben auf deutschen Ursprung hinarbeiten — Verona; ja selbst Bonn am Rhein soll, einem alten Stadtstempel von 1265 zufolge, Verona geheißen haben (Hagen Dr. in d. Heimat II, S. 79). Was dieser Name wohl bedeuten mag? Italienisch ist er gewiß nicht. Soll man ihn mit Dietrich von Bern in Beziehung bringen? Von seinem Ballaste zu Verona, welchen longobardische und fränkische Könige bewohnten, gibt ein alter Stadtstempel von Verona noch eine Abbildung (Hagen a. a. O. S. 59). Von Dietrich, der zuletzt, als Arianer gereizt, in Verona mehrere katholische Kirchen zerstörte, erzählt die Sage, daß seine Seele in den Liparischen Vulcan gestürzt worden, wohin ihn der Papst Johannes und Symmachus, die er tödten ließ, gebunden führten; sowie ihm (nach Prokopius) das abgehauene Haupt des Symmachus in einem großen Fischkopfe auf der Land erschien, daß er sich entsetzte und nie mehr aß. Die Veroneser sagen: Dietrich, um seine Lust an schönen Pferden, Jagdhunden und Falken zu büßen, machte mit dem Teufel einen Vertrag, daß seine Geister ihm in solcher Gestalt dienten, bis sie ihn selber in die Hölle jagten. So stellt ihn hier ein halberhobenes Bildwerk des 10ten Jahrhunderts neben der Kirchthüre von St. Geno dar, wo er mit kurzem Mantel und Strigbügeln auf die Jagd reitet; und die lateinischen Reimverse deuten das Bild durch einen thörichten König, dem der Teufel Hof, Falken, Hund und Hirsch sendt, die ihn der Hölle zuführen, und meinen gewiß Dietrich. Dieß erklärt aber noch näher die Sage im Heldenlied von Gzels Hofhaltung, daß Dietrich, eigentlich ein Sohn

des bösen Geistes sey, der ihm den feurigen Zornathem gab, und die Burg zu Bern baute, weil er sich durch Rede gegen Gott vergangen, von einem Teufelspferd in die Wüste entführt worden, wo er täglich mit zwei Wurmern kämpfen müsse bis an den jüngsten Tag. Dieser Dietrich spielt nicht nur in der italienischen und deutschen Sagenwelt, auch in der nordischen Wilkinsaga, sondern auch bei slawischen Völkern eine Rolle, namentlich bei den Letztern, die eines höllischen Geistes. (Vielleicht früher ein Gott, von den Christlichen Eiferern in einen Dämon umgewandelt?) In der Lausitz heißt er Pan Dietrich (Herr Dietrich) auch „Bern Dietrich,“ in manchen Gegenden der Lausitz, auch Schümbrich. Luther gedenkt Seiner: „Als wenn ich aus Dietrich von Bern (d. h. aus dem Teufel) wollte Christum machen.“ Er war also auch den Deutschen als Orspenst bekannt. Als wilder Jäger ist er auch von Grimm (Myth.) aufgefaßt worden. In der Lausitz, 1½ Stunden von Budissin, ist ein mit Nadelholz bewachsener Berg, Pan Dietrich genannt. Von diesem erzählt man sich; wie in den Zeiten des Faustrechts ein Raubritter, Namens Dietrich, daselbst gehaust, als Begelagerer die Gegend in Furcht setzte, an Sonn- und Festtagen der Jagd oblag u.; im Leben sey ihm Alles nach Wunsche gegangen, allein nach dem Tode folgte die Strafe, indem er mit seinen Kumvans im Frühjahr und Späthjahr als Spukgestalt, bald mit, bald ohne Kopf, unter Begleitung von Hunden *), unter tosendem Lärm, Pferdegewieher und Peitschengeknall aus seiner verfallenen Burg — welche jetzt nur noch in der Kunde zusam-

*) In Verona gab es eine Volksage, wornach höllische Geister ihm Pferde und Hunde brachten. (Mattel Verona illustr. 3. 120.)

wengeworfene Steine zeigt — auszieht, einigemal im Kreise herumsetzt, und sich dann wieder dahin zurückbeugt, und durch sein Erscheinen Landplagen verkündet. Dem Juge, welchen der Tod, auf einer Gule reitend, beschließt, schreitet der fromme Heidenbefehrer Bonifaz, der ihn, obwohl vergeblich, von seinem wüsten Leben abzustehen ermahnte, warnend — wie der treue Ekhard in der Thüringer Sage vom wüthenden Herte — voran. War Dietrich den Laufzern als übermenschliches Wesen bekannt, dann gewiß auch in Böhmen und Mähren, wenn sich dort auch keine Sagen von ihm erhalten haben. Aber jene Städtenamen beweisen seine ursprüngliche Gottheit, die erst in christlicher Zeit zum Dämon herabgedrückt wurde, wie Odin jetzt nur noch als wilder Jäger spukt (s. S. 346. 888), und schon darum zu einer Parallele mit Dietrich von Bern aufmuntert.

Auch im Orlagau ist „Berndietrich“ des wilden Jägers Name (Börner, Sag. aus dem Orl. S. 213. 216. 236), und seine Hunde treiben das Waldweidchen auf. Auf dem Harz am Bodekessel über der Hoftrappe steht der wilde Jäger versteinert. Er heiße „Bernhart“, gab ein Knabe an. Dietrichs seltsames Ende hängt zusammen mit seiner übernatürlichen Geburt, wovon der Anfang des Heldenbuchs erzählt. Darnach war er der Sohn eines Geistes, der ihn jetzt auf einem schwarzen gespenstigen Rosse wieder zu sich und der wilden Jagd zurückholt (vgl. S. 1012). An Gzels Hof erkennt ihn sein Gegner an dem Feuer, das aus seinem Munde geht, und im Laurin löst er damit seine gefesselte Hand, indem er die Bande verbrennt; in der Ravennaschlacht (Rabenschlacht) erglüht von seinem

Jorn die Rüstung an seinem eigenen Leibe. Sein Feuerathem verlegt Aleson und Zwerg.

Wie der germanische Gott *) in christlicher Zeit zu einem Dämon herabgedrückt und als Held in die Geschichte eingezwängt ward, so nahm man sich dieselbe Freiheit auch in andern Fällen, Heroen des klassischen Alterthums in den verschiedenen Ländern Europas Städte gründen zu lassen. So entwarf man folgende Stammtafel, um den Namen Lyon zu erklären: Hercules zeugte mit der Galathea den Galatas, Abnherr der Gallier. Sein Sohn Narbon gründete Narbonne in Frankreich. Dieser zeugte den Lugbus, welcher im Jahr 1625 v. Chr. seines Vaters Thron bestieg und 45 Jahre regierte. Dieser baute eine Stadt Lugdunum, das heutige Lyon, aber auch die Stadt Leyden in Holland. Erinnert man sich aber, daß Lyon ein wichtiger Druidensitz war (s. S. 650), und in Wales die Stadt Car Leon ebenfalls, so muß dieser Name — und offenbar auch die spanische Stadt Leon, denn auch dort herrschte Druidencult — aus dem Wälischen hergeleitet werden. Daß das Alterthum Ortschaften nach dem daselbst herrschenden Religionsdienst, nach Heiligen, Flüssen, Quellen, Bergen, Gottheiten zc. nannten, ist zu bekannt, um hier einer Erörterung zu bedürfen.

Die Belgier sind bekanntlich von ihrer Verehrung des „weißen Gottes“ Bel (Velen in Gallien) benannt worden. Die Chronisten aber wollen wissen, daß dieses Land von Belgus, einem Sprößling Lugdons, des Erbauers von Lyon (Lugdunum) im 26sten Ueibe von demselben abstammend, den Namen erhalten habe,

*) Grimm (Myth.) findet zwischen Dietrich und dem Donnerer Thor Parallelen auf. Da Thors Lieblingsmaske der Vär, so ließe sich das Prädicet Verndietrich leicht erklären.

und weil „Lion“ im Französischen einen Löwen be-
 deutet, darum ist noch heute dieses Thier das Wappenbild
 der Belgier !!

Allobrox, ein Abkömmling des Marbon, erbaute viele
 Städte in der Dauphiné, Provence und in Flandern,
 und weil er in Savoyen aufgezogen worden, darum
 nannten sich die Einwohner des Landes nach ihm Al-
 lobrogen; Andere wieder meinen, sie hätten so gebrüht
 von den langen Hosen (à longues braves), womit
 sie in ihrem rauhen gebirgigen Klima sich vor der
 Kälte zu schützen suchten. Dieser Allobrox zeugte den
 Rhomus, welcher die Stadt Rouen vergrößerte. Sein
 Sohn war Paris, der Erweiterer von Galliens Haupt-
 stadt, die vor ihm Lutetia hieß. Diesem folgte sein
 Sohn Leman in der Regierung. Er gab dem See
 zwischen Lausanne und Genf seinen Namen; die bel-
 vetischen Gallier erhielten, als sie den Rhein hinauf-
 zogen, den Namen „Leute vom See Lemans“ (a Le-
 manno lacu = A-Lemans), das sind die Allema-
 nier (!!). Wer diese Etymologie anzufechten wagt,
 dem legt ein Vers des Poeten Gautier:

„Qua sibi vicinas Alemaniam suspicit Alpes.
 Nomen ab Alpino ducens ut fama Lemanno“

respectvolles Schwiegen auf.

Lemans Sohn, Libractus, erbaute Toulouse. Dann
 folgte Galatas der Zweite oder Jüngere in der Regie-
 rung, welcher Streifzüge nach dem Orient unternahm,
 die Tartaren unterjochte, gelegentlich Galata (!), das
 heutige Pera bei Konstantinopel, erbaute. Seine Un-
 terthanen unterrichteten die Griechen in der Theologie,
 Philosophie und Rhetorik. Sein Sohn Rannes erbaute
 Nantes in der Bretagne. Rannes hatte einen Sohn
 Rhemus, der erbaute Rheims. In seiner Zeit brach

der trojanische Krieg aus. Da schickte Gallens Herrscher dem bedrängten Priamus einige „Schwadronen“ Hülfstruppen, die Sagtor befehligte, ein Name, welcher, den Gelehrten zufolge, Artträger bedeuten soll. Als dieser in Troja anlangte, fand er die Stadt schon als Aschenhaufen; er ging also wieder unter Segel und schiffte sich nach dem Balus Mäotides ein, wo er mit den dortigen trojanischen Flüchtlingen in gutem Einverständnis lebte. Hier starb er auch, und sein Sohn Francus — welchem Konfard das Zeugniß ausstellte, daß er kein Trojaner, sondern aus ächtem gallischen Blute sey — kehrte nach Gallien zurück, wo er die Tochter des Königs Rhemus heirathete. Dieser Francus ist der Stammvater der Franzosen, aber zum Andenken an seine Verbindung mit Trojanern nannte er eine von ihm in der Champagne erbaute starkbefestigte Stadt Troyes (Plancy Legendes de l'hist. de France p. 356—362).

Auch Brittus, der Stammvater der Britten, war ein Trojaner, und als er das Eiland Albion in Besitz nehmen wollte, mußte er es zuvor von den Riesen säubern, welche aber gleichfalls keine Eingebornen waren; sondern aus Assyrien, wo sie sich an dem babylonischen Thurmbau theilhaftig hatten, dahin gekommen waren (und obgleich Assyrer, dennoch ziemlich Latein verstanden, denn) nach den weißen blinkenden Bergen nannten sie die Insel Albion, Brittus aber nannte sie seitdem nach sich Britannien. Die Riesen sahen bald ein, daß sie gegen die Trojaner nichts ausrichten konnten, daher suchten sie neue Bläse zur Niederlassung. Sie segelten ins Land der Angelsachsen, das heutige Ostfriesland, und meinten, dieses damals noch wenig bebauete Land einzunehmen. Als sie aber weiter

hineindrangen, um sich bequeme Wohnstellen zu suchen, vernahmten die wilden Niederachsen und schlugen eine Menge dieser Riesen todt. Die Andern zogen nach Westen, um einen Fluß oder Hafen, wo sie bleiben könnten, zu suchen. Also kamen sie an die Mündung der Maas, stiegen dort ans Land, nahmen den Ort ein und bauten eine Festung, die sie Slavenburg hießen, da sie (obschon Affyrer) sich selber Slaven nannten. Diese Festung stand in der Gegend von Blaerdingen, nun ist sie aber längst von der Maas weggespült und darin versunken. Dieß geschah zur Zeit — als der Prophet Samuel Richter war über Israël (Dude Divisie - Cronyke van Holland x. Deft 1585, Cap. 31 Fol. 10^c bei Wolf N. S. Nr. 25).

Auch Holland war damals noch voll von Riesen. Unter diesen hatte Einer in Leyden seinen Sitz und war ein Burggraf daselbst, dessen Name war Lem. Sein Sohn hieß Lem der Zweite. Als dieser herangewachsen und Ritter geworden war, gründete er in der Nähe von Leyden eine Stadt und diese hieß er nach sich Harlem (Herr Lem!). Wer diese Etymologie anzuzweifeln wagt, den verweise ich auf Van der Bergh Nederlandsche Volksverlevingen S. 89.

Auf der Stelle, wo nun Löwen steht, hatte Julius Cäsar dem Mercur zwei Tempel errichtet. Da dieser Göze dort vielen Lobes genoss, so nannte Cäsar (?) den Ort Loven. Nach Andern gelobten die Ritter in diesen Tempeln dem römischen Reiche Treue und Gehorsam (Wolf N. S. Nr. 52).

Die Deutschen waren nicht glücklicher als ihre westlichen Nachbarn in der Erklärung ihrer Städtenamen. Niemand bezweifelt, daß Gothland von den Gothen, die jenen Theil Schwedens vorzugsweise bewohnten,

seinen Namen erhielt; aber auch die Stadt **Gotha** soll von ihnen erbaut seyn, denn in Magister Abraham Sauer's Städtebuch findet man:

„Gotha eine berühmte Stadt,
Von Goten ihren Namen hat,
Ward ums Jahr Christi aufgerich't
Neunhundert zwanzig drei man spricht,“

allein **Gotha** muß von „**God aha**“ (gutes Wasser) abgeleitet werden (aha ist das lat. aqua, daher **Nachen** nach seinen warmen Duellen benannt. Alle Städtenamen, die sich auf ah, ach endigen, deuten auf eine wasserreiche Gegend hin). Dieß war bei **Gotha** zwar nicht der Fall, denn der Wasserbedarf mußte künstlich in die Stadt geleitet werden, aber dafür mochte es auch kein schlechtes gewesen seyn, denn man hatte gewiß die besten Quellen aufgesucht. Einige Etymologen denken an den Schutzpatron der Stadt, den Abt **Gotthardt**, der 1038 als Bischof von **Hildesheim** starb. Sein Bildniß, in Stein gebauen, steht noch jetzt auf dem Brunnen am Rathhause, auch ist im Stadtwappen und in den Siegeln des Magistrats sein Andenken erhalten. Allein die Ableitung vom „guten Wasser“ hat für sich, daß in Urkunden *) vom Jahr 1109, wo **Gotha** zum Erstenmal vorkommt, es **Gotaha** geschrieben ist.

Queblinburg, dieser einflige Lieblingsaufenthalt der deutschen Kaiser sächsischen Stammes, war ursprünglich ein Dorf, **Quitlingen** **) genannt. In Urkunden von 922 und 929 ist noch von einem Dorfe

*) In **Reinfrieds** Schenkungsurkunde des Dorfes **Tröchtelborn** an das Kloster **Reinhardtsbrunn**.

) In den alten Münzen der Stadt **Queblinburg führt sie die Namen **Quitlingaburg** und **Quindelburg**.

die Rede, erst in einer solchen vom Jahr 937 wird, und zwar vom Kaiser Otto I., Queblinburg eine Stadt genannt. Das Dorf Quitlingen muß daher zwischen 930 und 936, also in den letzten Jahren der Regierung Heinrichs I., der sich fleißig auf seinem Schloß zu Queblinburg aufhielt und als Gründer der Stadt betrachtet werden darf, zur Stadt umgestaltet seyn. Dieses soll auch, den Chronisten zufolge, im Jahr 933 dadurch geschehen seyn, daß eine mit Thürmen versehene Stadtmauer erbaut wurde. Die Sage will aber wissen, es soll die Stadt von einem Hündchen Quebl den Namen erhalten haben.

Matthilde, Tochter Heinrichs III., war so reizend, daß sich ihr Vater in sie verliebte. Da flehte sie zu Gott, daß er sie häßlich werden ließe, damit ihres Vaters Herz sich von ihr abwende. Aber Gott erhörte sie nicht. Da erschien ihr der böse Feind, und bot sich an, mit dem Beding, daß sie ihm angehöre, so solle des Kaisers Reizung in Haß sich umwandeln. Und sie ging es ein, doch bedung sie sich: erst dann wolle sie sein eigen seyn, wenn er sie drei Nächte nacheinander schlafend finde, bliebe sie aber wachend, so dürfe er ihr nichts anhaben. Also webte sie ein köstlich Tuch, und sticte daran die lange Nacht, das erhielt ihren Geist munter; auch hatte sie ein treues Hündlein *Q u e d l* oder *B e d l*, das bellte laut, und wedelte*) mit dem Schwanz, wenn ihr die Augen zufallen wollten. Wie nun der Teufel die drei Nächte hintereinander kam und sie immer munter fand, da griff er in seiner Wuth ihr mit der Kralle ins Angesicht, daß er ihr die Nase platt drückte, den Mund schloßte und ein Auge ausstieß. Da war sie schielend, plattnasig und großmäulig geworden, daß ihr Vater seine sündliche Liebe verlor.

*) Zu welchem Nothbehelf doch die Etymologen in ihrer Berleugtheit Auskunft nehmen! Ein Anderer hingegen leitete den Namen Queblinburg von dem Quebel her, der in der Umgegend wächst.

Sie aber führte ein geistiges Leben, erbaute eine Abtei, und nannte sie zu Ehren des Hündleins Quedlinburg. (Grimm D. S. Nr. 483.)

Die falschen Etymologien von Städtenamen entspringen aus drei verschiedenen Quellen; die erste ging von den Gelehrten selber aus, die, unkundig der Urgeschichte ihres Landes, ihre griechische und lateinische Gelehrsamkeit zu Hülfe riefen, wie oben bei einigen französischen Städtenamen und bei der Ableitung der Franken (Franzosen) und Britten von Trojanern gezeigt worden ist. Dahin gehört noch die Herleitung des Namens *Marseille*, von *μαρσαι ἀλέυ* (befestige das Seil, Fischer! weil ein Steuermann der griechischen Ankömmlinge, zuerst das Anfertau in dieser Gegend auswerfend, einem Fischer am Ufer mit diesen griechischen Worten entgegen rief, Justin. Hist. Philipp. Lib. XLIII, 3 sq.), anstatt vom keltischen *mas* (Wohnung), denn schon der aus Lucans „*Barfalia*“ bekannte Opferhain der Druiden bei *Massilia*, dem heutigen *Marseille*, läßt auf keltische Ureinwohner schließen; wenn wir auch nicht wüßten, daß Spanien und Gallien von Kelten bewohnt waren. Niemand wird die ursprünglich lateinische Abstammung von solchen Städtenamen wie *Colmar* (*collis Martis*), *Coln* (*Colonia*), *Trier* (*Treviranum*), *Durlach* (*turris ad lacum*) u. a. m., die bekanntlich römische Niederlassungen waren, bestreiten; aber bei *Basel*, *Mainz* und *Augsburg* ist in dieser Beziehung Vorsicht anzurathen, denn erstere Stadt gibt gar keine Veranlassung, sie *Basilea* zu nennen; wahrscheinlicher hat sie vom *Bas* (*Basel*, s. Köhler hist. Münzbelustigungen p. 228) über den Rhein, der vor ihrer Erbauung hier bestand, den Namen. *Mainz*, insofern hier der *Mayn* in den Rhein fällt, dürfte wohl früher *Mayence* als *Mo-*

guntia geheißen haben. Ebenso möchte Augsburg schwerlich Augustenburg geheißen haben, mit Beziehung auf den Kaiser Augustus, der Colonien hieher geschickt; denn die Stadt ist offenbar vor der Invasion der Römer erbaut.

Die Mehrzahl falscher Namensableitungen deutscher Städte ist aus der Nichtbeachtung der Zeit ihrer Erbauung entstanden, indem man gar nicht berücksichtigte, daß slawische Ureinwohner sie gegründet, und die betreffenden Namen erst später umgedeutet wurden, wie Altenburg (Stargard) und Klagenfurt (Celowec, s. Schaffarik slaw. Alt. II., S. 344), oder, was bei den meisten der Fall ist, ein deutsches ähnlich klingendes Wort an die Stelle gesetzt wurde. So z. B. rieth man bei Raumburg bald auf Neuenburg (Neue Burg), bald auf neun Burgen, die in der Nähe gelegen seyn sollen, während doch der ursprüngliche Name „Niabor“ war (von Nia, die slawische Todtengotttheit (S. 604 und bor, Fichte, denn wie dem Pluto, war auch dem slawischen Todbringer die schwarze Pechflüchte geheiligt.) Niabor (Raumburg) findet seine Analogie in „Branibor“ (bei Widukind: Brennaborg, in einer Urkunde Otto's von 949 Brendanburg, erst 961 Brandenburg), und „Ratibor“ (Rageburg, im Haindover'schen, wo ehemals der Hauptcultus der sorbenwendischen Erntegöttin Siwa war.) Daß Raumburg ursprünglich von heidnischen Wenden bewohnt war, bezeugt noch der Name eines Gäßchens im heutigen Raumburg, „der Wendenplan“. Potsdam hieß ursprünglich Postupim (Urkunde von 993 Postupimi), die Spree Sprewa, und außer Berlin gibt es noch mehrere „Berline“ in der Mark und Pommern, gewiß ein slawisches Wort, wie Strehla, Strelitz, und

Straßlau (Pfeil). Das von Serben bewohnte Dab-
 matten gibt in dem Orte Dreznik (s. Schaffarik II, S.
 261) ein Analogon zu Dresden (urspr. Drasd:
 Bergflamm). Chemnitz bedeutet, wie das ebenfalls
 sächs. Kamenz, s. v. a., Steinau. Sörlitz ließe sich
 Bergeln (wend. gora, Berg,) und Zittau: Kornthal
 (von zito: Getreide,) übersetzen, denn hier war jeder-
 zeit ein ansehnlicher Getreidemarkt. Zerbst (Srbistje)
 verräth schon im Namen, daß Serben daselbst woh-
 ten. Lützen bedeutet, wie Lützschena (bei Leipzig),
 gleich der Lausitz, eine Sumpfgegend. Die Elbe hieß
 Laba, ihre Anwohner Polaben, wie die an der Ostsee
 wohnenden Wenden Pomorer (po morje, am Meere).
 Wurzen (bei Leipzig) läßt nicht an Wurzeln den-
 ken, sondern bedeutet: „am (wo) Bach“ (rize, rizka);
 Meissen (Misna) findet sich in dem unsern Prag
 gelegenen Flecken Mischen wieder. Borsitz (bei Mei-
 ßen) bedeutet Fichtenthal; Delitzsch (bei Leipzig):
 „heiliger Grund“ (hier war ein heiliger Hain, wo die
 Sorben Gerichtstage hielten und ein weißes Orakelroß
 verehrten, das ihr zu Grimma wohnender Heerführer
 in Kriegszeiten ritt. Zur Vertheidigung dieses heil-
 igen Grundes legte man eine Burg (Rudoz) an, von
 welcher noch der Schloßthurm in Delitzsch herrühren
 soll.) So gab es auch einen noch jetzt sogenannten
 heiligen Brunnen bei Delitzsch, zu welchem Viele wall-
 fahrten und sich weiffagen ließen. Der Sahnberg
 zwischen dem Feldschlößchen und Plauen bei Dresden
 hieß ursprünglich Hainberg. Bei Lommatzsch (Glo-
 maci: Brunnen,) gab es einen heiligen Quell. Bau-
 zen (vgl. das Tyrolerstädtchen Bozen) oder Budissin
 bedeutet wie Budweis (Budowitz) und Budin in Böh-
 men eine Burg, und Ungarns Königsstadt Ofen hieß

nicht nach dem König Buda, Attilas Bruder, denn Slawen waren auch Ungarns Ureinwohner; sowie die Nachbarstadt Pest kein deutscher Name, sondern das slawische Pasta (Heide, unbewohnte Fläche,) ist. Koffen in Sachsen heißt in alten Urkunden Ruzzin, und da es an der Mulde liegt, so könnte an Nisa (Fluß) gedacht werden, womit Fluß und Stadt Nisa in Serbien sich vergleichen läßt. (Schaffarik S. 605.) Skudiz (bei Leipzig) hieß ursprünglich Skudici (bei Dübmar im Jahr 981), d. i. Stadt, vgl. Skudo, Stadt in Litthauen. Die durch Leipzig fließende Pleiße hieß früher Plisa, Plisna, womit die Städtenamen Pleß, Pleßkow und Wilsen zu vergleichen. Die Schlezia (Slezane) leitet Schaffarik von dem Fluße Slez (die kleine Lahn) ab; was aber bedeutet dann Schlezwig? Die schlesischen Städte Breslau und Bunzlan hießen, wie Brenzlan in der Mark, ursprünglich Wratislawa, Woleslawa, Przemislawa, nach ihren Erbauern. Dels in Schlessen bedeutet Erle (poln. olszyna), dergleichen Bäume viele in der Umgegend wuchsen.

Das Städtchen Militsch in Schlessen veranlaßte folgende etymologische Sage:

Einft hauste hier eine Räuberbande, die ihren Hauptstich in dem Walde hatte, wo jetzt die Stadt steht. Es unternahm aber zu der Zeit ein vornehmer Pole eine Reise, der fiel in ihre Hände. Nur durch ein großes Lösegeld und durch Schweigen (pol. milcz), welches er geloben mußte, vermochte er sich vom Tode loszukaufen. Er hielt sein ritterlich Wort, doch überfiel er sie bald nachher mit seinen Lehensleuten, und rottete sie aus. Hier erbaute er eine feste Burg und Stadt, die er nach seinem Versprechen Milcz benannte, woraus Militsch entstanden ist. (Gödsche schles. Sagenschatz S. 106.)

Es wird aber an dieser Herleitung des Ortsnamens

zu zweifeln gestattet seyn, weil ein ganzer Volksstamm Wiltshauer sowohl in der Lausitz, als in Dacien und im Peloponnes angetroffen wird. (Schaffarik II, S. 598—600.) Miloz bedeutet Land, im Littthauischen aber Milzin: Rieje, daher auch eine bestimmte Etymologie sich hier nicht anwenden läßt. Glogau soll von einem Hagedorn (glog) seinen Namen haben; Priebus bedeutet „an der Straße“ (poln. przebucz), weil vor Zeiten die größte Handelsstraße zwischen Polen und Sachsen da vorbeiging.

Vorhin wurde Görlitz von gora (Berg) abgeleitet. Vielleicht ist der Felsblock gemeint, der auf dem Wege von der Stadt nach der Landeskronen liegt, und der folgende Sage veranlaßte:

Als der Teufel sah, wie die Görlitzer zu Ehren Petri und Pauli einen Dom erbauten, faßte er in seiner Wuth einen mächtigen Fels, um den Gottesbau zu zerschmettern, aber da erschien zu rechter Zeit ein Engel, der traf den Teufel, daß er das Felsstück fallen lassen mußte und heulend entwich. Noch liegt der Block auf jener Stelle, und man sieht deutlich die Löcher, die des Teufels Krallen eingebrückt hat.

Küstrin, als eine ursprünglich wendische Stadt, hat muthmaßlich von einem Gehölze (koster), der Stätte seiner Erbauung, den Namen. Die Sage weiß es aber besser:

Als Küstrin gebaut war, wußten die Rathsherren nicht, wie man die Stadt benamen solle. Da machte einer den Vorschlag, es solle der gesammte Rath sich vor das Hauptthor der Stadt setzen, und nach dem die Stadt benennen, welcher zuerst ins Thor hineinkommen würde. So geschah es; da kam eine Bauerndirna des Weges, und als man sie fragte, wer sie sey, antwortete sie: „Küsters Trin“ (Katharine), das hat man dann zusammengezogen, und der Stadt den Namen Küstrin gegeben. (Kuhn N. S. Nr. 227.)

Noch komischer klingt folgende Herleitung der Sage

des Namens Krebsjauhe, eines Dorfes in der Nähe von Frankfurt an der Oder, mit der man aber, da sie von vorn herein sich als Scherz ankündigt, nur auf Glaubwürdigkeit nicht Anspruch macht, es nicht so genau nehmen darf.

Einst trafen Fuchs und Krebs zusammen, die wetteuten miteinander, wer am schnellsten laufen könne. Da machten sich Beide auf, und der Fuchs, der doch seiner Sache gewiß war, ging langsam voraus. Der Krebs aber kniff sich ganz leise, ohne daß der Fuchs es merkte, in die Paare der Ruthe desselben, und ließ sich auf solche Weise nachschleifen. Wie sie nun dicht am Ziele waren, troß der Krebs tiefer in die Paare hinein, und kniff den Fuchs mit den Scheeren so an der Ruthe, daß dieser wütend mit ihr um sich schlug, wobei der Krebs den richtigen Augenblick wahrnahm, los ließ, und so mit aller Macht ans Ziel geschleudert wurde. Da rief er voller Freude „Krebsjuche!“ und als nachmals an dieser Stelle ein Dorf gebaut wurde, nannte man es zum Andenken an die List des Krebses „Krebsjuche!“ woraus später der jetzige Name entstanden ist. (Ebd. Nr. 226.)

Der Name der Stadt Gumbinnen in Preußen, die vor einem Jahrhundert noch ein Dorf war, kommt von dem litthauischen Worte gumba: Krümmung der. Wahrscheinlich hat die locale Beschaffenheit des Ortes zu dieser Namengebung Anlaß gegeben, denn der Fluß Biffa macht dort viele Krümmungen. Die Sage hingegen glaubt hier berichtigend einschreiten zu müssen:

Der Ort bestand in den ältesten Zeiten aus einigen Bauerhöfen und zwei Krügen. In diesen wurde schlechtes, ungesundes Bier verschenkt, so daß die, welche es genossen, davon Leidschmerzen bekamen und sich wie Würmer krümmten. (Zettau und Temme Volksf. Ostpreußens und Litth. Nr. 163.)

Kosel, im Regierungsbezirk Dvypeln in Schlesien, soll folgender Veranlassung seinen Namen verdanken:

Drei Brüder, die lange Zeit Belagerung trieben und auf ihrer hohen Felsenburg jeder Strafe trogen zu können glaubten, wurden, nachdem ihre Befestigung mit List eingenommen, aus den Fenstern gestürzt, und zu ihrem Andenken — deren Name polnisch kopiol, auf deutsch Bock (koze) hieß — bekam die Befestigung den Namen Kofel und drei Bocksköpfe zum Wappen.

Nun ist zwar nicht zu läugnen, daß die Wahrzeichen und Wappen oftmals den Namen ihres Ortes erklären, wie die Stute in Stuttgart, der Rindch*) in München, die Magd in Magdeburg (s. S. 448), der Bach (mit den drei aufwärts schwimmenden Fischen) im Stadtwappen von Anspach (urspr. „am Holzbach“ geheißen, mit Beziehung auf ein beim Weiler Hinterholz entspringendes Bächlein, das durch die Stadt fließt), und die Strafe im Wappen von Straßburg**). Es darf aber auch nicht übersehen werden, daß die Wappen und Wahrzeichen oft Ur-

*) Er hat einen goldenen Krug um den Hals, und ein rothes Barett auf dem Haupt, in der linken Hand ein Buch haltend.

**), Ueber die Entstehung des Straßburger Wappens sind verschiedene Meinungen aufgestellt worden. Die Einen halten die rothe Strafe für das Sinnbild des Blutes, welches die Hunnen bei ihrem fürchterlichen Zuge fließen machten. Andere glauben darin das Blut zu sehen, welches die Straßburger für das deutsche Reich verkrönten. Ptolemäus, der im 2. Jahrhundert v. Chr. lebte, spricht zuerst von Argentoratium, später wird die Stadt auch Argentina genannt. Unter Antonin Caracalla erhielt sie die Rechte und den Namen einer römischen Stadt, und die achte Legion zur Besatzung, was viele in der Stadt und Umgegend aufgefundenen Grabmäler, Urnen u. s. w. bekätigen. (Hermann, Notizen hist. sur la ville de Strasbourg, I. p. 2. U. 64.) Unter frankischer Herrschaft kam der Name Stratißburg auf. Stratiß ist ein französisches Wort, und bedeutet Silber, also Stratißburg nur eine Uebersetzung des falsch verstandenen Wortes Argentoratium (Silberstadt). Diese älteste Ableitung des Wortes befindet sich in einem zu Rom befindlichen Manuscripte in der Bibliothek der Königin Christine. (Strobel Gesch. d. Elsass I. S. 79 Anm.)

fache oder Folge falscher Ableitungen der Ortsnamen waren, denn Wesel, das, wie der Fluß Weser, vom Wasser hergeleitet werden muß, was auch die Lage der Stadt an zwei Flüssen (Rippe und Rhein) bestätigt, hat drei Wiesel im Wappen; Schaffhausen, das von Scaphum (Schiff) hergeleitet werden muß, weil die Schiffe — welche eine halbe Meile von der Stadt, des Rheinstrubels halber ausgeladen werden — allda bauen müssen, wie auch wirklich die Stadt früher „Schiffhausen“ hieß, Schaffhausen hat also zum Stadtwappen ein schwarzes, mit beiden Vorderfüßen in die Höhe springendes Schaf mit goldenen Hörnern; die sächsische Stadt Rochlitz, genannt nach dem tiefen Thale (slaw. rochle, Schlucht, Vertiefung), in welchem sie liegt, hat im Wappen einen getheilten Rochen (!) zwischen einem Thurne; das ebenfalls sächs. Birna, nach dem Cultus des Donnerers Perun geheißen, hat eine Birne (!) im Wappen; Schweidnitz in Schlessien, nach seinem Erbauer, dem heidnischen Fürsten Cuidno (755) geheißen, hat ein Wildschwein im Wappen. Eine ähnliche Täuschung bereitet das Schwein als Wahrzeichen von Schweinfurt (s. S. 483) und die Heidelbeere für Heidelberg (s. S. 484). Was soll der Aal im Wappen von Ahlen (Aha)? Orford, wahrscheinlich vom Flusse Ouse, an welchem sie liegt, den Namen führend — denn ford ist das deutsche Furt (über einen Strom), ist durch seine lateinische Benennung zu einem Ochsen (engl. ox) im Wappen gekommen. Der Ochse, als Wahrzeichen der Stadt Nürnberg, hat schon gerechtere Ansprüche auf die ihm gewordene Ehre, denn einem Baar Ochsen verdanken die Nürnberger den Besitz der Reliquien ihres Stadtpatrons St. Sebald (s. Kloster VII, S. XLII).

Rabenau bei Dresden, s. v. a. Rechenort bedeutend, von seiner rechenartigen höchst coupirten Lage so genannt, hat einen Raben (!) im Gerichts- und Gemeindefiegel. Um das Wappen und den Namen von Antwerpen zu erklären, schmiedete man folgendes Märchen:

Brabon (ein Zeitgenosse Julius Cäsars, nach welchem Brabant geheißen ist), kam eines Tages mit mehreren Rittern von Gent an eine Stelle, wo viel Ried und Schilf wuchs; da sprach er: „Hier in der Nähe muß Wasser seyn“, und einer der Herren entgegnete, das sey also, und es fließe nahebei ein großer Bach, welchen man die Schelde nenne, aber an dem Orte, wo man überzusetzen pflege, liege ein Riese, der des Jolles wache, auf einem hohen Thurme, und Alle, welche überfahren wollten, müßten ihre rechte Hand lassen oder mit dem Riesen fechten. Brabon jedoch hatte keine Furcht, und antwortete, daß er lieber mit dem Riesen fechten wolle. Also kamen die Herren an die Schelde und begehrten überzufahren; aber einer von den Knechten des Riesen sprach: dann müßten sie Zoll geben oder ihre rechte Hand da lassen. Daß Brabon sagte: er gäbe nimmer Zoll, und wolle lieber mit dem Riesen fechten. Als der Knecht diese Rede vernahm, machte er einen großen Lärm mit einem Eisen, worauf der Riese, das hörend, sehr zornig von seinem Thurme stieg, und fragte, wer so kühn sey, gegen ihn fechten zu wollen. Brabon erwiederte: „Ich allein!“ und der Riese war dessen zufrieden. Hierauf begannen sie zu fechten. Das war aber ein gewaltiger Kampf, denn der Riese schlug harte Schläge, doch zuletzt ward er überwunden, und Brabon schlug ihm zuerst die rechte Hand ab, dann auch das Haupt. Die Hand aber warf der Held bis zur Hälfte der Schelde, und so weit sie flog, so weit gehört die Schelde zu Brabant. Darauf ging Brabon in das nahe gelegene Münster^{*)}, welches dem Mars heilig war, und dies stand, wo jetzt das Michaelskloster steht.

*) Davon hat noch die Münsterkrone den Namen. (Ein dem Mars heiliges Münster muß aber die Kenner des Alterthums mehr überraschen als alle andern Anachronismen, die von den Gelehrten jemals zu Tage gebracht wurden.)

Da dankte er dem Gott für den errungenen Sieg. Dann begab er sich wieder mit seinen Rittern nach Gent. Julius Cäsar war indeß in England gewesen, und als er von dort nach Flandern zurückkehrte, kam er in eine Wildnis, welche voll von Räubern war, die er erschlug. Das war da, wo jetzt Tourhout steht; und er gab dem Orte große Privilegien und Freibeiten. Gleich nachher kam Drabon zu Cäsar, und erzählte demselben, wie er den Riesen an der Stelle, wo das Ried stand, erschlagen habe, und alles Uebrige. Darob war Cäsar sehr erfreut, und zog mit Drabon nach der Schelde und dem Thurm, und dort behagte es ihm so wohl, daß er Werkleute entbot und eine Burg bauen ließ. Diese heiligte er nach heidnisch-römischer Weise, und gab ihr viele Privilegien und Rechte, und machte Drabon daselbst zu einem Markgrafen des römischen Reichs. Auch gab er ihm ein Wappen, und zwar eine silberne Burg und zwei Hände, und nannte den Ort von der geworfenen Hand: *H a n d w e r p e n*. (Wolf R. S. Nr. 53.)

Eigentlich verhält sich aber die Sache anders. *A n t w e r p* kommt von *an het werp* (am Schiffswerfte), und es ist nicht an Hand zu denken. Die Hände im Wappen sind Handschuhe und bedeuten einen Markt, den man unter des Kaisers Schutz und sicherem Geleit besuchen kann. Dies rührt aus der Zeit, da Antwerpen mit seiner Marktgrafschaft noch zum deutschen Reich gehörte. Daß des Kaisers Handschuh jene Bedeutung hat, beweisen die Bilder zum Sachsenspiegel. (Deutsche Denkm., Taf. XXV, 12, 13.) Die Sage ist daher aus einer Wortgrille entstanden. Scribanius (Antwerpia p. 63) verwirft die Sage vom Riesen zu Antwerpen und seinen Reliquien, sowie daß Drabon ihn erschlagen. Gramay (Antiq. ducat. Brab. Abth. Antwerpen p. 10, 11) hält zwar auch nichts darauf, bemerkt aber, daß sie wenigstens schon alt sey, da sie im 12. Jahrhundert im Chron. Trudonensi

(Radulfi) in Joh. Monachi Stubulensis vita St. Lamberti, der um 1300 schrieb, sowie im Gemri-court um 1400 und in der Helmchronik auf dem Rathhause zu Brüssel (v. i. Jan de klerk brabantische jeesten) vorkomme. Jüngere Nachrichten finden sich auch im Antwerpner Stadtarchiv. — In Westpreußen auf der Straße von Berlin nach Königsberg liegt die armuthige Stadt Konig (deutsch: Kosbau, vom slawischen kon, Stutte, Pferd). Sie ist im Jahr 1137 von den Wenden erbaut worden. Die deutschen Einwanderer, welche diesen Namen *) sich nicht zu erklären vermochten, erzählten folgendes Märchen:

Als die Wenden dorthin kamen, wo jetzt diese Stadt liegt, fanden sie eine Kuh mit einem Kalbe im Nest (!) liegen, darum beschloßen sie, die hier zu erbauende Stadt Kuhnest oder Kohnest zu nennen, aus welchem Namen mit der Zeit Konig wurde. Die Stadt führt auch noch einen Kuhkopf im Wappen. (Gödtke Gesch. d. Stadt Konig S. 7.)

Was beweist aber ein Wappenbild? Im Allgemeinen sind sie jüngern Ursprungs, als die Ortsnamen, und verdanken diesen, als sie schon selbst unrecht verstanden wurden, ihren Namen. Hingegen entstanden viele Ortsnamen aus dem Wappenbilde einer Familie, wie die der Hirschberg, Ebersberg, Krantsfeld, Pöwenstein, Ochsenhausen, Salm u. a. m. beweisen; wozu besonders die fabelhaften Thiere, Greif, Drache, Lindwurm kommen. Für die slawischen Gegenden ist der Vogel Greif bedeutungsvoll. Außer den Fürsten von Stettin, Pommern, Mecklenburg, Steiermark, führen viele slawische Städte einen Greif im Wappen. In

*) Auch die vielen in Schlesien und andern slawischen Ländern befindlichen Städte, des Namens Konig, heißen diese Uebersetzung.

Pommern und Brandenburg: Greifswalde, Greifshain, Greifenberg; in Schlesien: Greifenthal, Greifenstein, Greifenhahn; in der Lausitz und Sachsen: Greifenhain, Greifenberg, Greifen; in Oestreich: Greifenstein, Greifenberg, Greifensee u. s. w.

Warum die Stadt Greifswalde einen Greifen im Wappen habe, erklärt die Sage, wie folgt:

An der Stelle, wo jetzt die Stadt liegt, war vor Zeiten ein großer Wald, rund um denselben Alles wüß, es blühte nur die Gegend um das Kloster Eldena, welches nicht weit vom Ausflusse des Hyls in die See liegt. Die Mönche des Klosters wollten eine Stadt anlegen, die zwar nicht weit vom Kloster, aber besser im Lande liegen sollte. Sie schickten daher einige Leute aus, die einen passenden Platz aussuchen sollten. Diese gingen immer den Hylfluß hinauf, bis sie nach einer Weile an eine schöne Stelle gelangten, welche ihnen gar herrlich dünkte, um allra die Stadt anzulegen. Sie begaben sich daher, um den Platz genauer zu untersuchen, vom Ufer des Flusses ab, ierwärts in den Wald hinein, der sich dort befand. Auf einmal fanden sie daselbst auf einem abgebrochenen Baumstamme ein Nest, in welchem ein großer vierfüßiger Greif mit einem doppelten Schwanze saß und brütete. Dies schien den Abgeordneten des Klosters ein gutes Zeichen, und es wurde nun um so mehr beschlossen, an dieser Stelle die Stadt zu erbauen. Der Platz, wo man das Greifennest gefunden, ist in jenem Stadttheil gewesen, welcher jetzt der Schubbagen heißt, und welcher die älteste Gegend der Stadt ist. Früher hat der vertriebene Greif (ein Stoßgeier?) noch manches Kind da geholt und gefressen. (Schwarz Pommersche Städtegesch. S. 98.)

Worms wurde schon früher von dem Wurm oder Drachen abgeleitet, der die Chrimhilde dort entführt hat. Darnach wäre Worms die Stadt des Wurms, womit freilich die Form des Namens übereinstimmt, obgleich ein genitivischer Ortsname Verdacht erregen

muß. Sie hätte auch passender nach Siegfried geheißen, als nach dem Drachen, weil dieser nicht in der Stadt getödtet wurde. Gegen die Wahrheit der Ortsfrage, sagt Mone, (Unters. 3. Heldens. S. 37) sind schon diese Zweifel genug, die Geschichte gibt noch mehr. Ptolemäus nennt die Stadt *Βορβητομαγος*, Fredegar heißt sie *Warmacia*, welchen Namen die Altfranzosen beibehielten, die sie *Garmaise* nennen. Da in allen Formen da^a m bleibt, so ist des Ptolemäus Schreibart die richtige, denn das keltische Wort *Borbetomag* bedeutet „Hochfeld“, weil Worms auf einer Hochebene liegt, die sich von der Hard herab erstreckt und gerade nur bei der Stadt bis an das Rheinufer geht. In dem Namen des Gaues tritt die keltische Bedeutung wieder hervor, er heißt *Wormazvelt*, was eine halbe Uebersetzung von *Borbetmag* ist, weil *mag* im Keltischen *Feld* heißt. Aus *borbet* konnte ein hochdeutscher Dialect *Worwaz*, *Wormaz* bilden, worauf die Namen *Warmacia* (Ann. Nazar. ad ann. 776, bei Perz Mon. hist. I, 40) und *Wurmhs* zurückführen. Ursprünglich liegt also im Namen kein Gedanke an den Drachen, die jetzige Bildung des Wortes beweist aber, daß man den Begriff *Burm* hineinlegte. Die Zeit dieser Veränderung läßt sich nachweisen. Die alten Franken hatten im 7. Jahrhundert diese Auslegung noch nicht. Das beweist *Fredegars* Form, und die Altfranzosen erfuhren nie etwas davon. Die Veränderung in Deutschland kam bei den Rheinfranken vor. In der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts erscheint noch hier und da der alte Name *Warmacia* (ann. S. Amandi cont. I. ad ann. 763 schließen mit 763—769), daneben schon *Wormacia* (ann. Petav. cont. ad ann. 763 ib. p.

schließen mit 770), noch deutlicher in Bezug auf die Sage *Vurmacia* (ann. Laubac. cont. I. ad ann. 762 schließen 768), *Warmasia* (in einer Urkunde von 780 bei Neugart cod. dipl. I, 74), vom Ende des 8. Jahrhunderts an ständig die Form *Wormacia*. Daraus geht hervor, daß die erste Spur einer Beziehung des Stadtnamens auf den Drachen unter der Regierung Pipins und Karls des Großen vorkommt. Erst ein Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts, Matthias Quade, belehrt uns in seinem Buche „Deutscher Nation Herrlichkeit“ (Cöln 1609, p. 145 ff.): „Die Andern wollen, daß Worms den Namen habe von den großen Würmern, die nach Zerstörung dieser Stadt daselbst gefunden worden. Der gemeine Mann hält dafür, es habe den Namen behalten von dem großen Wurm, der allda des Königs Tochter durch die Luft entführt, welchen nachmals der hörne Seyfried im Obenwald erschlagen und die Jungfrau wieder erlöste, wie der Drache mit sammt der Jungfrau und ihren Brüdern sammt Seyfriedem zu Worms auf dem Markt an einem überalten Gebäu, die Münz genannt, ganz antiquitätisch abgemalt stehen, dabei auch das Gebein von dem Riesen und Drachen, welche Seyfried überwunden, in Ketten gefaßt, hängen thun. Item auswendig an den Mainzer Thoren sieht man auch noch die alte Contrastrung des Drachen, und am Rhein auf dem neuen Thurm im Eck der Stadtmauern sieht man auch den Seyfried. So ist auch noch ein fliegender Wurm oder Drache der Schildführer des Wappens dieser Stadt, welches ein Schlüssel ist, den Seyfried dem Riesen abgenommen, damit er unten den Felsen aufschloß, um oben zu der Jungfrau hinaufzukommen. Denselben Schlüssel hat

Seyfried sofort mit heim gen Worms geführt, und hat ihn die Stadt zum ewigen Gedächtniß in ihren Schild gesetzt. Dieses alles ist wohl eine ganz scheinbarliche Red, die wohl ein feines Ansehen hat; so wäre aber diese Frage dagegen, ob denn die Stadt nit auch den Namen Wurms gehabt vor der Zeit des hörnen Seyfrieds *).

Da aber der hörnerne Seyfried niemand anders, als ein zum Heros herabgedrückter Kalenberggott der alten Deutschen ist, wie Müller (Altd. Rel.), ausführlicher in der „Nibelungenf.“ entwickelt hat, folglich, wie St. Georg, als Drachenbesieger (vgl. Kloster VII, S. 285 ff.), eine imaginäre Person, so muß auch hier derselbe Fall eintreten, wie bei St. Georg, dessen Drachenkampf Beruth in Aßen (Hagen's Museum I, S. 255), Libyen in Africa, Rußland, Serbien, England, Audenarde in Belgien, Mansfeld in Thüringen, Leipzig, Prag und noch viele andere Städte für sich in Anspruch nehmen; so daß man, um keine Nation zurückzusetzen, am besten thut, keiner zu glauben, und die ganze Begebenheit in das Reich der Fabel zu verweisen; wie die Heldenthat Seyfrieds oder Siegfrieds ebenfalls, deren Schauplatz nicht nur Worms, sondern auch andere Orte waren. Nur mit dem Unterschiede, daß Siegfried, weil kein Heiligenschein sein Haupt umstrahlt, im Munde des Volkes zum Schufriß wurde.

Es war ein Hirtenjunge, Namens Friß, den seine Genossen, weil er Schweine hütete, Sau-Friß nannten. Einst schwammte er seine Heerde im klaren Wasser der fränkischen Saale. Da fand er einen Stein, womit er sich

*) Hagen in Gräters Alterthumszeitung 1813. Aug. S. 32.

rieh, und der machte ihn fest gegen Sied und Stieh *). Er ging in den Krieg, und that, zumal er unverwundbar war, Thaten der Tapferkeit. Vom Herrn des Saes erhielt er die Erlaubniß, sich eine Burg zu erbauen, und wählte die Stätte in seiner Heimath, wo er unterhalb seines Geburtsortes auf demselben Berg eine Burg anführen ließ, die nun nach seinem Jugendspitznamen sammt dem Dorfe Säufrißburg genannt ward, daraus später (!) die Schreibart Seyfriedsburg geworden. Zwischen dieser Burg und Schönau an der Saale liegt ein Wäldchen, welches den Namen Lindwurm führt. In der Nähe hauste ein solches Ungethüm, welches von dem Ritter auf der Seyfriedsburg erlegt wurde. (Bechsteins fränk. Sagensch. S. 144. 145.)

Man muß nicht übersehen, daß, wie Otter, der Schlachtengott Obin, dem die Schlangen heilig waren (s. S. 200), daher ihr Bild die Kriegsfahne zierte, sich in eine Otter verwandelt hatte, und der ebenfalls nordische Fasfir, nachdem er seinen Vater mit dem Schwert durchstochen, zum Drachen, den Sigurd (Siegfried, Sige, Prädicat Obins) besiegte, ebenso wird Siegfried (Georg) und der Drache als Ein Wesen zu betrachten seyn. Aehnlich wandelt sich, der Kabbala zufolge, die alte Schlange am Ende der Tage in den Messias um **), wie einst die Pest bringende fenzige Schlange durch den Anblick der ehernen Schlange, mit welcher sich der Heiland verglich, besiegt ward. Und auch die Aegyptier erzählten von der Umwandlung der Giftschlange Kafodämon in die Heilschlange Agathodämon, die Griechen von der abwechselnden Zeitherrschaft des Serapis und Asklepios.

*) Also ein hörner Säufriß.

***) Dies beweisen die Kabbalisten damit, daß die drei heb. Buchstaben, aus welchen das Wort Schlange (Nachas, lat. a-n-g-u-i-s) besteht, als Buchstabenzahl mit dem Worte Messias dieselbe Summe enthält.

Nur aus diesem Gesichtspunkte ist begreiflich, wie der Drache in den verschiedensten Ländern, unter den verschiedensten Völkern zum Heilszeichen wurde, woher es kommt, daß Kirchen *), Rathhäuser u. die Haut

*) In der Mitte des Havelberger Doms steht man einen marmornen Sarkophag, auf demselben die Gestalt eines Bischofs, zu dessen Füßen ein zusammengeringerter Drache. Da sich kein christlicher Erklärungsgrund für dieses Drachenmonument in einer Kirche darbietet, so supplirte auch hier die erfinderische Sage: der Bischof Wepelin schlummerte einst in einem Gebüsch, als plötzlich ein Lindwurm daherstürzte und ihn in den Kopf stechend tödtete. (Ruhn N. S. Nr. 22.) Dieser Fall würde als ein vereinzelter nichts beweisen, weil es nicht ungewöhnlich ist, auf Grabsteinen die Ursache des Todes dessen, dem sie errichtet sind, abzubilden. Aber eine andere Gestalt bekommt die Sache, wenn noch mehrere Kirchen Drachenbilder bewahren, wie, um nur fünf Beispiele anzuführen, die Liebfrauenkirche auf dem Berge von Kerselaer in Belgien (siehe Wolf D. S. Nr. 91.) Dort wird erzählt: der Drache habe einen Ritter Arnold von Pameln, der mit dem Kreuzheer nach dem Orient gezogen, am Meeresufer, während der Feld seinen Mittagsschlaf hielt, überrascht, der Ritter gelobte der h. Mutter, wenn er den Drachen erlegen würde, ihr in der Primath eine Kirche zu erbauen. Als Gedenzzeichen hing er den Drachen in der von ihm errichteten Kirche auf. — Bei Grimm (D. S. Nr. 219) liest man: Bei Burgdorf im Bernschen liegt eine Höhle, das Drachenloch, worin ehemals zwei Drachen gefunden worden. Die Sage berichtet: als im Jahr 712 die Bruder Synram und Beltram (nach Andern: Guntram und Waltram) Herzoge von Lensburg, auf der Jagd sich befanden, verschlang der eine Drache, als sie dessen Höhle sich näherten, den jüngern Bruder lebendig. Der ältere Bruder bezwang nach heißem Kampfe das wilde Thier, in dessen gespaltenem Leib sein Bruder noch lebendig lag. Zum Andenken ließen die Fürsten an diesem Orte der h. Margaretha eine Kapelle bauen, und die Geschichte abmalen, wie sie noch zu sehen ist. — Die Kirche zu Tarascon oder Tarasque in Frankreich besitzt einen hölzernen Drachen, der alljährlich am Feste der h. Martha, zu dankbarer Erinnerung, daß einst diese Heilige das lebende Original desselben erlegte, in Procession herumgetragen wird. (Mylins Fußreise durch Südfrankr. II. S. 336.) — Bei Wolf (N. S. N. 34) liest man: In der Gegend des Dorfes Wasmes hauste um 1135 ein Drache, der selbst Menschen verschlang. Da tödtete ihn Gilles de Chin unter Anrufung der h. Jungfrau. Noch zeigt man in Wasmes die Höhle, wo er sich aufhielt. Ebenfalls bewahrt man dort in der Kirche ein altes Gemälde, welches

oder das Gerippe eines Drachen aufbewahren, oder dessen Bild an der Frontseite des Gebäudes; viele Städte *) und Familien es als Wappen oder Wahrzeichen bräu-

sich darauf bezieht, und in der jährlichen Procession zu Saames wird eine Fahne umgetragen, auf der auch eine Abbildung des Drachenkampfs mit der Inschrift:

Attaques, Gille de Chin, es dragon furieux,
Et tu seras de lui par moi victorieux.

In Mons ist alljährlich am Dreieinigkeitsfeste eine große Procession zum Danke für den Sieg des Gilles de Chin. In derselben trägt man das Bild eines Drachen von Fasse, zu dessen Seiten mehrere Männer, ChinsChin genannt, ritzen. Nach Beendigung des Umzugs kämpfen sie auf dem Markte mit dem Paplerdrachen, und erlegen ihn, nachdem dieser ihnen einige Hiebe mit seinem langen Schweife gegeben — Edbf. Nr. 88: Als die Genfer und Brügger unter ihrem Grafen Balduin Jerusalem belagerten, kamen die Zürker einkmal die Tochter des Sultans, welche Blanca (!) hieß, und schlossen dieselbe in einen Thurm ein. Sogleich zeigte sich ein Drache in der Luft, der sich vor dem Thurm niedersenkte und Jedem den Einlaß wehrte. Die Brügger gaben dem Drachen ein Schlafmittel, und erlegten ihn dann leicht. Am folgenden Tage segelten sie mit Blanca und dem getödteten Ungeheuer, gefolgt von den Radeschwärmen der Genfer, in die Primath ab. Den Ort, wo sie ihre Schiffe anlegten, nannten sie zur Ehre ihrer schönen Heute Blantenburg, den Drachen hingen sie als Siegeszeichen in der Hauptkirche auf. In den Zeiten der Silberfärberei wurde derselbe verbrannt (wie!) da ließen die Brügger sein Bild in Erz gießen, und setzten es auf die Spitze der Donatuskirche. Die Genfer sahen dies mit Unmuth, denn, obschon Jahrhunderte seit dem ihnen gestellten Streich verfloßen waren, so bedurfte es doch nur eines Anlasses, um den alten Haß wieder anzufachen. Dieser fand sich im 16. Jahrhundert. Die Genfer belagerten Brügge, führten als Sieger den Drachen im Triumph nach Gent, wo er am nächsten Sonntag feierlich getauft, und nach allgemeinem Beschlusse auf die Spitze des Beifries gesetzt wurde, wo er jetzt noch steht.

*) Im Jahre 1325 ließ Bischof Eberhard von Ermeland eine Stadt bauen. Als man das Rathhaus gründen wollte, fand man beim Graben einen Wurm, der so groß war, daß zwei starke Pferde ihn nicht von der Stelle schleppen konnten. Weil man noch keinen Namen für die Stadt hatte, wurde sie Wormmitt genannt, d. h. Volk (Diet) des Wurms. Die Stadt führt noch zum Wahrzeichen einen großen Wurm in ihrem Wapen und Siegel. (Lettau und Lemme Volksf. Ostpreyens Nr. 197.)

zen. Von den flavischen Völkern ist dies schon S. 601 nachgewiesen worden, aber der Obinscult mußte auch unter den Völkern deutschen Stammes diese Vorstellung verbreiten. Endlich ist S. 671 auch die Quelle gezeigt worden, welche den keltischen Stämmen den Drachen ehrwürdig machte; und da am Rhein Kelten wohnten, so glaube ich nicht zu irren, wenn ich den Schatzdrachen, der den Nibelungenhort hütete, den Kelten vindicire. Schon das Versenken der Schätze in Flüsse deutet auf keltische Sitte. (Germann, Religionsgesch. III, 1. S. 56.)

Die große Popularität des h. Georg erklärt sich einfach daraus, daß der Drache auf allen Abbildungen von ihm unzertrennlich ist, der Drache aber ist ein Heilszeichen, wie aus folgendem Zeugniß des Goulin de Blancy erhellt. Dieser sagt es mit klaren Worten, wo er des, die Größe eines Ochsen erreichenden Drachen aus vergoldetem Kupfer gedenkt, welcher, als Constantinopel *) noch christlich war, den Dom der Georgskirche schmückte: „Une vieille tradition annoncait que toute ville sur laquelle ce talisman etendrait ses ailes serait prospere, et ne pourrait être prise d'assaut *).“ Weiter sagt er: „Unglücklicher Weise drohte der Dom der Georgskirche im Jahre 1202 der Einsturz, man mußte also den Drachen abnehmen. Während an der Kirche die Reparaturen vorgenommen wurden, hatte Balduin von

*) Constantinopel war auch im Besitze der eburnen Rostschlange (womit 2. Kön. 18, 4. im Widerspruche), die Bischof Arnulph im Jahr 971 nach Mailand bringen ließ, wo sie noch in der Metropolitankirche gezeigt wird. Besonders wird ihr am Oftermontag eine große Heilkraft zugeschrieben. (Maeri Hierozie. II. p. 653.)

**) Legendes de Sept pechés capitaux p. 59. Appendice.

Flandern (1204) Constantinopel eingenommen, und wurde dort nachher zum Kaiser gekrönt. Ein Priester von Bieroliet, welcher die Flamänder auf dem Kreuzzug begleitet hatte, bat Balduin, daß er ihm den Drachen für seine Gemeinde ablasse, und sein Gesuch ward bewilligt. Als im folgenden Jahre die Flamänder heimsegelten, führten sie den Drachen im Triumbe auf einer besondern Galeere mit. Kaum hatte der Drache seinen Platz auf dem Glockenturm von Bieroliet eingenommen, als der Ort an Macht, Einwohnerzahl und Wohlstand auffallend zunahm. Die Flamänder von Geluse, jene von Dzendyck, und insbesondere die von Brügge, beneideten jene Gemeinde sehr. Als nun im Jahr 1287 die Brügger Bieroliet unter ihre Herrschaft brachten, hatten sie nichts Eiligeres zu thun, als ein Gerüste aufzuschlagen und den Drachen von seinem bisherigen Platze abzunehmen, um ihn nach Brügge abzuführen. Dort setzten sie ihn auf den Glockenturm der Katharinentirche. Zufällig nahm Bieroliet seit jener Epoche an Wohlstand ab. Dazu kam noch eine Ueberschwemmung am 12. November 1377, welche nicht nur die Umgegend, sondern auch die Stadt selbst unter Wasser setzte. Brügge hingegen blühte auf. Louis van Maele ließ Brügge seinen Schutz angedeihen, und nahm seinen Wohnsitz daselbst. Natürlich schrieb die Bürger die nunmehrige Blüthe ihrer Stadt dem Einfluß des Drachen zu.

Der Drache hat uns, wie aus Vorhergehendem zu ersehen, selber auf eine besondere Art von Wahrzeichen und Wappen geleitet, die, ihrer Bestimmung zufolge, in diesem Werke eine eigene Rubrik beanspruchen, nämlich:

VIII. Die talismanischen Bildwerke.

Vorhin sprach ich die Vermuthung aus, daß die Drachen und ihre Besieger zwei Hälften Eines Wesens seyn mögen, was auch durch das Beispiel Wolfsdietrichs in der Heldensage bestätigt wird, denn „von der Gudrun aufgereizt, gegen Högner zu kämpfen, weigert er sich, und erhebt sich als Drache in die Lüfte, Högner wirft ihm sein Schwert nach und trifft ihn ins Herz. Der Drache fällt herab, speit aber ein so heftiges Gift auf Högner, daß es, sogar durch dessen Panzer dringend, noch seine tödtliche Wirkung äußert“ (W. Grimm d. Heldensf. S. 321). Demzufolge ist Wolfsdietrich selbst der Drache. Allein in der Erzählung von Dmitis Tod ist er der Besieger des Drachen und erhält zum Preise die Wittwe Dmitis (Mone's Einl. z. Dmit S. 5). Warum ist aber Wolfsdietrichs Schildzeichen ein Löwe? (Grimm Heldensf. S. 234). Weil er auch ein Löwe ist, oder richtiger: Drache und Löwe sind in der Idee Eins, obschon die Sage sie als kämpfend gegen einander auführt. Ich will hier nicht auf Heinrich den Löwen hindeuten, den sein wachsamere Löwe aus den Klauen der Höllenschlange rettet, die Petrus mit einem Opfer suchenden Löwen vergleicht; sondern nur Iwain, den bekannten Ritter von Arthurs Tafelrunde, beispielsweise nennen, dessen Löwe — wovon der Held „der Löwenritter“ hieß — ihm gegen einen Drachen Beistand leistete; und komme jetzt abermals auf Wolfsdietrich zurück, der einen Löwen im Kampfe mit einem giftigen Wurm erblickt, sodann mit dem verwundeten Löwen zur Kaiserin rettet, und ihr ihn zur Heilung und Pflege übergibt. Beide Thiere konnten Heilszei-

chen seyn, der Löwe wegen seiner Unüberwindlichkeit, der Drache wegen der Heilkräfte, die man den Drachentieren zuschrieb (s. S. 957). Dittli erhielt von seinem Schwäber als eine köstliche Gabe zwei Dracheneier. (Grimm, Heldens. S. 200.) Alle Heilzeichen sind aber auch zu Wappenbildern geeignet — denn aus welchem andern Grunde trugen die Verehrer des Schlammengottes Odin ein Schlangenschild auf ihrer Fahne dem Heere vor? doch nur in der Absicht, weil das Bild den Gott selbst repräsentirte, nun aber sind Wappen: Waffen, das Wappenbild soll der Waffe magische Kraft, dem Besitzer Sieg verleihen; folglich wird auch der *Där*, ein nicht minder häufig vorkommendes Wappenbild*), ein Heilzeichen gewesen seyn. Die Fabel von der schnellen Heilung der giftigen Wunden Gesarino's (in der Erzählung „die drei treuen Thiere“, von Straparola, Notte X, fav. 3) durch Bärenfett, gründet sich auf den Glauben seiner wunderbaren Wirksamkeit. Bärenschmalz war ein Hauptbestandtheil der berühmten Waffensalbe, wovon Helmont (*de magnetica vulnerum curatione* §. 71) sagt: „Es ist zu merken, daß in einer Wunde nicht allein eine Trennung des Stättigen geschieht, sondern auch zugleich eine fremde Qualität hinein kommt, daher die Ränder der Wunde gleichsam aus Widerwillen sich erheben. Das magnetische Wesen der Waffensalbe aber zieht die fremde D-

*) Die Drachenschild (*mons draconis* am Rhein, heißt auch Grimmschildesegg), und *Där* Helm (in einer Höhle unfern des letztern Orts läßt eine andere Sage den von Siegfried erlegten Drachen hausen, s. Kütz. ges. Schr. I. 90.) nach dem Drachen, so wurden die Städte Bern (mit Unrecht), Bernburg, Bernstadt u. a. m. nach ihrem Wappenbild, dem Bären, geheißen.

Position aus der Wunde, daher ihre Ränder, indem sie kein Uebel mehr beschwert, ohne Schmerzen sind und leicht zubeißen.“ Bär (björn) und Eber (boar) stammen von Einer Wurzel. Daß das Schwein *) auf den Helmen nordischer Krieger prangte, ist schon S. 674 erwähnt worden. Als ein der Götter der Fruchtbarkeit (Freia) und dem Friedensgott (Freir, Frode) geheiligtes Thier war es Heilszeichen, daher es in der Christnacht noch jetzt in England die unentbehrlichste Speise ist. Auch ist S. 574 erwähnt worden, daß die Slawen in Gewittern dem Donnergott einen Schinken gelobten, den sie aber selber verzehrten; daß sie ihn, um die Acker tragend, diese einsegneten. Mißverständnis dieses Symbols in christlicher Zeit deutete daher das Wiener Wahrzeichen, die Speckseite im rothen Thurm, es in einen Scherz verkehrend, als das Prüfungsmittel der Pantoffelmänner **). Die Familie Schweinichen hat einen Schweinskopf im Wappen, gewiß nur als rathsmantisches Bild, obschon die schlesische Sage als Ursache einen Eber angibt, welcher der jagdlustigen Lubuffa gefährlich wurde, den aber der herbeilebende Ritter

*) Günther, Brunhildens Gemahl, trug in der Fahne als Zeichen einen silbernen Eber.

***) Siehe Bruchstein österr. Volksf. S. 6. An der Stelle, wo die Speckseite hing — denn unter Kaiser Joseph wurde der rothe Thurm abgetragen — las man folgende Knittelreime:

„Welche Frau ihren Mann oft raunt und schlägt,
Und ihn mit solcher kalten Lauge zwängt,
Der soll den Halben (Schweinssaden) lassen henden,
Ihr ist ein anderer Kirchtag zu schenken.“

Da der rothe Thurm erst mit der Kanzion Richards von England erbaut worden ist, so wird der Schinken früher einen andern Platz gehabt haben. Sollte er etwa im Thurm die Stelle eines Blitzableiters versehen?

Biwog mit seinem Jagdspeer erlegte, zur Belohnung die Hand der Kascha, Libuffens Schwester, und zur Erinnerung an seine Heldenthat den Beinamen Swinka (Schwinken) erhielt. (Gödsche, schl. Sagensch. S. 279.) Als Schutzmittel gegen Unglück erscheint das Schweinopfer in Lemme's pommer'schen Volksfagen (Nr. 133), denn um die Fuhr zwischen den beiden Inseln Uferdom und Wollin gefahrlos zu passiren, hatte man in den Strom (als Opfer dem Stromgott) einen Schweinkopf hineingeworfen; daher entstand der Name Swint, den man auch beibehielt, als die Fuhr größer wurde und ein breiter Strom daraus entstanden war. Als nachher Swinemünde daselbst erbaut worden, ist der Name des Stroms auf die Stadt übergegangen.

Die talismanische Bedeutung der Roßbilder ist schon S. 100 so ausführlich erörtert worden, daß die weiße Möhre im Stadtwappen von Warburg hier der Erläuterung nicht mehr bedarf.

Den Wolf haben wir schon S. 481 als Heilssymbol kennen gelernt. Sein Erscheinen verkündete Sieg in der Schlacht (Wolf, D. S. Nr. 376). Wolf Dietrich hat auf dem Schilde drei Wölfe (Grimm, Heldens. S. 255). Hildebrand wird durch die Wölfe im Schilde als Gründer und Stammvater der Wölflinge bezeichnet. (Ebendas. S. 233.) Demzufolge wird der rothe Wolf im Passauer Stadtwappen der Talisman dieser Stadt gewesen seyn, obschon Grimm (D. S. Nr. 495) einen geschichtlichen Grund für diese Wahl anzugeben versucht.

Der Hahn eignete sich ebenfalls zu einem solchen Symbol, daher die Wetterhähne auf Kirchtürmen keiner Erklärung mehr bedürfen. Seine talismanische Be-

deutung datirt schon aus der Zeit des heidnischen Swanterwit, der ihn auf den h. Veit vererbte (f. S. 568), aus welchem Grunde auch in der Domkirche von Bamberg, welche Stadt schon durch ihren Namen Slaven als ihre Urbauer verräth (f. S. 628), neben den die Stadt beschützenden Gebeinen St. Veits ein Hahn Wache hält. (Schramm, Reifeleric. S. 100.

Onesen, nach dem dort gefundenen Adler nest genannt, hatte ihr Stadtwappen, den Adler, zum Reichswappen erhoben. Das Nest bezog sich, mit Beziehung auf den Todtencult dieser Stadt in heidnischer Zeit, auf die Wiedergeburt der Seelen. Somit war jener Adler, wie der, bei der Apotheose der römischen Kaiser, auf dem Marsfelde, vom angezündeten Katastak, emporsteigende Adler, das Sinnbild der Wiedergeburt, wie ja auch die Griechen den Adler: Phönix nannten, und die Selbstverjüngung des Adlers den Alten sprichwörtlich geworden war (Ps. 103, 5. Terent. Heaut. III, 2 10). Folglich wird auch der Adler der römischen Legionen das talismanische Bild des Sieges über den Tod gewesen seyn.

Die rothe Lilie im Stadtwappen von Coblenz ist wohl eine talismanische Bürgschaft gegen das Aussterben der Einwohner (vgl. S. 900), ebenso wie ihr männliches Gegenstück, das Bildniß eines Zeugegliedes, über dem Stadthor von Antwerpen (Schramm S. 67), jener Stadt, die im Besitze der Vorhaut Christi, so zahlreiche Wallfahrten zu ihr veranlaßte, daß Rom, neidisch darüber, die Echtheit derselben in Zweifel ziehen zu müssen glaubte, indem es eine andere Vorhaut als die allein echte vorwies, über welche Streitsache ausführlicher „Kloster“ VII, S. 33 nachzulesen ist. Die-

fer Talisman ist vorzugsweise heidnisch, und weil die Alterthumsforscher aus jungfräulicher Schamhaftigkeit den Phalluskult der Alten und die eigentliche Bedeutung ihrer Palladien ignorirten, so mußte es ihnen begegnen, daß sie die bei Aufgrabung der Städte Herculanium und Pompeji an so vielen Häusern vorgefundenen Priapszeichen als Aushängeschilder von Bordellen (!) deuteten.

M a c h t r ä g e .

Zu Seite 217.

Unfern vom Städtlein Jung-Bojiz in Böhmen zieht sich ein Thal hinein und führt zum Berge Blanik, der verwahrt in seinem Schooße die wadern Ritter, die eirst ihr Land erretten sollen. Einst in stiller Rittersnacht weckte Getöse die Bewohner des Städtleins aus der Ruhe. Sie vernahmen aus dem Felsenthale Trompetentön und Waffengeklirr, als zöge ein Kriegsbeer über die unwegsamn Klippen herab. Dann gewährte man auf dem Anger beim Mondenschein eine Schaar Ritter, im ritterlichen Spiel sich übend. Herrlich strahlten ihre Rüstungen und Schneeweissen Rosse durch die Nacht. Lautlos flogen die Heldengestalten einander vorüber, kaum beugte der Rosse Puf die zarten Blumen. Wie vom Winde gefagter Morgennebel schwebten sie über den Anger dahin. Wohl eine Stunde mochten sie am adeligen Waffnwert sich ergötzt haben, als sie zum langen Zuge je zwei und zwei sich scharten, da hob sich wieder das Klingen der Posaunen im Gebirge, und sie zogen feierlich in eine Bergkluft ein, die donnernd sich hinter ihnen schloß. Eifrig suchten die Bewohner des Städtchens, die das Getöse dahin gelockt, nach der nie zuvor gesehenen Kluft, doch konnten sie nicht mehr den Eingang finden, durch den die geisterhaften Ritter in den Berg gezogen waren. Später zeigte sich dieselbe Erscheinung noch öfter in stillen Mondnächten, ja selbst die geheimnißvolle Kluft blieb manchmal wohl tagelang offen, doch ward sie nur von Priestern (!) gesehen, dem weltlichen Auge legerischer (!) Laien blieb die Pforte zum Ge-

heimlich der Unterwelt verborgen. Da ließ die Stadt großes Gut verkünden für den Muthigen, der es wagen würde, in den Berg zu gehen und wahren Aufschluß hervorzuholen. So vergingen drei Jahre vergeblichen Auftrats. Da zog der kampfberühmte Zdenko von Zasmut hier vorbei. Da gerade die Bergkluft offen stand, so erbot er sich, das Abenteuer zu bestehen. Er sprang sein Ross in die dunkle Kluft hinein, und krachend fiel der Fels hinter ihm zu. Ein Schrei des Entsetzens durchfuhr das staunende Volk. Mit gezücktem Schwert tappte er durch das Dunkel an der Felswand fort. Bald dämmerte ein mattes Licht durch die Finsterniß. Er blickte in dem Felsendom um sich. Ringsumher saßen auf riesigen Steinbänken herrliche Rittergestalten lautlos umher, in tiefem Schlaf versunken, ihre weißen Bärte umwallten die silberschimmernden Bassen, an fernen Säulen schlummerten ihre schneeweißen Roffe. Mit gleichförmigem Gemurmel schlich ein Hauch durch die Halle. Schweigend betrachtete Zdenko die Schlafenden, als sein Fuß, einen an den Fels gelehnten Speer umstoßend, durch dessen dröhnenden Fall die Schläfer weckte, so daß sie, von ihren Sigen sich erhebend, einander fragten, ob es schon Zeit sey? Zdenko entschuldigte seinen Besuch, indem er den Grund desselben angab. Da nahm der Älteste das Wort: „Wisse, ich bin Ulrich Josyma von Rosenberg, diese hier, meine Gefellen, sind mit mir auf der Burg Litiz gefallen. Diesen Berg gab uns der Herr zur Wohnung. Hier sollen wir harren, bis Böhem einst von seinen Feinden an den Rand des Abgrundes gebracht seyn wird. Dann sollen wir herausbrechen und das Reich seinen Bürgern entreißen. Allnächtlich hielten wir Waffenspiele und ließen wohl auch die Pforte offen, doch Niemand wagte es, von uns die Trosteskunde zu holen. Kunde nun deinen Landsleuten, was du gesehen und gehört, auf daß sie vertrauen und festhalten in der Stunde der Noth. Uns werden sie nicht mehr schauen, bis der große Tag der Erlösung erscheint.“ Als er vollendet, fesselte wieder der Schlaf seine Glieder, und verstummend sanken die Ritter auf ihre Steinbänke zurück. In stiller Ehrfurcht wandelte Zdenko durch den Gang zurück, bald hörte

er wieder seinen Hengst ihm entgegen wiehern, und freudig sprengte er zu dem sich öffnenden Fels hinaus an das Sonnenlicht. Staunend horchte das Volk seiner Mähre. Staunend vernahm auch er, daß er drei Tage im Berge gewesen, die ihm nur wenige Stunden gedäucht.

Das ist die Sage von den Rittern im Berge Blanik, auf die jeder Böhme hofft. Wenn Rettung auf Erden nicht mehr zu hoffen, dann denkt er vertrauend seiner alten Helden, die den Uebermuth bändigen sollen, auf daß ihr Blut nicht umsonst geflossen sey für Glauben und Recht auf die vaterländische Erde (Hormayr, hist. Taschenb. 1822 S. 261 ff.).

Verlangt man zu wissen, warum kein Keger in diesen Berg einzugehen vermochte (vgl. S. 1046), so lautet die Antwort, daß die im Berge schlafenden Ritter, weil sie lieber unter den Trümmern ihrer von Ziska erkürnten Burg sich begruben, ehe sie diese den Kelchmännern übergeben wollten, begreiflicher Weise auf die Keger nicht gut zu sprechen waren. Und ebenso begreiflich ist es, daß diese Volksfage die Erfindung der Priester war; folglich kann die Hoffnung auf Böhmens Wiedergeburt nicht in politischer Beziehung gemeint seyn, sondern es ist ein vaticinium post eventum, d. h. das Märchen wurde von den katholischen Pfaffen erst geschmiedet, als die Hussiten vollständig überwunden waren. Aber die Vorstellung von in Bergen schlafenden Helden, die zur Befreiung ihres Vaterlandes zur rechten Zeit aufwachen werden, hatte damals, ob schon aus odinischem Cultus abstammend, folglich von Wölkern germanischen Stammes ausgegangen, durch die häufigen Berührungen der Böhmen mit ihren deutschen Nachbarn, auch bei dem Slawenvolke Eingang gefunden; und die Mönche verschmäheten es nicht, dieser alten Sage eine ihren eigenen Zwecken geeignete Wendung zu geben.

Zu S. 379.

Auf dem Geländer der Regensburger Brücke erblickt man die steinernen Bilder eines Hundes ohne Kopf (als Zeichen, daß dieser geopfert worden) und zweier Pächter, die dem Teufel zu Theile wurden, als der Baumeister der Brücke solche aus List darüber gejagt, nachdem Satan, erwartend eine Menschenseele zu erhalten, seinen Beistand zur Ausführung des Baues unter der Bedingung geleistet hatte, daß das erste Geschöpf, welches die Brücke beschreiten würde, ihm gehören soll.

Zu Seite 506.

Zu Klingenbrunn befand sich eine Quelle hart am Schloßgarten, die nur in theurerer Zeit floss. Darüber erzählt Baron Hochberg in seinem „adeligen Landleben“: „Ich weiß mich selbst zu erinnern, als Anno 1648 wegen des lange liegenden Märzschnees große Theuerung gewesen, und die Meze Korn 7 fl. kostete, daß dieser Brunnen gestoffen, hernach aber wieder ausgeblieben ist. Dagegen berichtet Camerarius, er habe von einem Fürsten erzählen gehört, der in seinem Lande einen sonst immer fließenden Brunnen hätte, aber wenn er abnähme, bedeutet er Theuerung; wenn er gar vertrockne, zeige er Hungersnoth an, und werde deshalb der Hungerbrunnen genannt. Ingleichen schreibt Peter Abinus (Weiß) in seiner Reiskner Chronik, daß beim Städtchen Lumiz, zwei Meilen von der Elbe entlegen, ein Brunnen war, davon sich ein See gesammelt. Wann er Eichen in sich gehabt, bedeutete er ein fruchtbares Jahr, wo aber Gerste, wies er auf wohlfeile Zeit hin; hat das Wasser blutig ausgesehen, stand Krieg bevor, oder Pest. Dahin seyen jährlich die Erben gekommen, haben des Jahres Beschaffenheit erforscht und ihren Göttern daselbst geopfert. Dies wahrte bis zur Einführung des Christenthums“ (Kaltenbäcks „Austria“ 1845 S. 52).

Zu Seite 848.

Daß Holger, der Däne, nicht unter Hugo Capet nach Frankreich gekommen, um die Sarazenen vertreiben zu helfen, sondern daß er für immer auf der Insel der See, d. h. auf der Insel der Seligen, unter den Todten zurückgeblieben, beweist Nachstehendes, worin erst erwartet wird, was jene Sage als geschehen berichtet.

Bei Gaardebye im Amt Flensburg findet man Spuren eines alten Walles, der heißt Olgersdieg, weil ihn Holger Danste (Olgier der Däne) gebaut haben soll. Der Held sitzt jetzt mit seinem ganzen Heere in einem Berge bei Røggeltondern, von wo er einst aufstehen wird, um für die Christenheit zu kämpfen²⁾. Denn es wird eine Zeit kommen, wo die Türken das ganze Land inne haben und unser Heer gefangen ist. Sie werden ihre Kasse in der Königsau tränken. Dann aber wird Holger Danste kommen, und unter seiner Anführung werden die zwölfjährigen Knaben des Landes die Feinde völlig schlagen und das Land befreien Rüllenhof, Schlesw. Sagen Nr. 404).

Zu Seite 883.

Ein solcher Todtenwagen kommt auch in Göttsche's hiesigem Sagenschatz³⁾ S. 99 vor, wo die Sagen von Trachenberg (an den Ufern der Bartsch, Besitz von der Fürsten Hagsfeld) gesammelt sind.

In der Fastenzeit sah man aus einer alten Scheuer auf Berggut eine schwarze Karosse mit vier Rappen besetzt hervorkommen, und die Curatusgasse herauf über kleinen Ring, die große Kirchgasse, über den Markt

te ehemals, als er unter Karl d. Gr. gegen die Sarazenen kämpfte.

und die Schloßgasse hinunter bis zum polnischen Thor fahren. Dort hat sie einen Augenblick still gehalten, und sah die Pferde alsdann über das Thor hinweggesetzt und der Wagen auf den Schloßdamm zugefahren. Später hat man die alte Scheuer abgetragen und da in der Erde ein Menschengerippe gefunden; nachdem man dies in geweihter Erde bestattet, hat sich der Todtenwagen nicht mehr hören lassen.

Die natürlichste Deutung wäre, wenn man das spätere Ausbleiben des Todtenwagens, als Folge des aufgefundenen Leichnams und der dadurch veranlaßten Abschaffung jener frommen Gräuel erklären wollte. Denn die genaue Beschreibung der Gassen, durch welche man die Karosse fahren sah, setzt öftere Erschelnungen desselben und viele Beobachter voraus, eine Gespensterrutschel kann nur das Produkt der Vision Einzelner sein.

Zu Seite 949.

Was die Entflehung der wilden Cichorie (*Solsequium sylvestre*) veranlaßte.

Als noch die alten Götter in Mähren hausten, wohnte an der March eine Jungfrau von seltsamer Schönheit, Czestanka, die Tochter Vattis. Als der Greis verschied, hinterließ er ihr außer seiner Burg auch seine Kenntniß von den wunderbaren Eigenschaften der Pflanzen und Erze, die ihm Gewalt über die Elementargeister gab. Unter den Jünglingen, welche der Ruf von Czestanka's Schönheit auf ihre Burg gezogen, war auch der Zauberer Kotancz. Aber diese hatte schon gewählt. Brawenez war der Glückliche, dem sie ihr Herz zugewendet. Kalt wies sie Kotancz's Werbung zurück. Wuth erfüllte den in seinen Hoffnungen Getäuschten. Schäumend warf er sich auf sein Ross und sprengte, Verderben sprühend, seiner Höhle zu. Er stellte seinen Zauberspiegel auf, und dumpfe Zaubersprüche murmelnd, vermochte er diesen, ihm das Bild seines glücklichen

Rebentüßlers zu zeigen. — Indeß nahte der Gedächtnistag von Vaters Tode heran, welcher seiner Tochter sterbend zur Pflicht gemacht, alljährlich an diesem Tage alle ihre Diener zu versenden, daß kein Sterblicher sie höre in ihrem frommen Schmerz. So mußte Czekanfa jetzt auch ihren Geliebten entlassen, denn nichts Lebendes durfte in ihrer Trauerzeit bei ihr seyn. Als aber Alle wieder kamen und nur der Geliebte ausblieb, fragte sie ihren Spiegel um die Ursache seines Ausbleibens. Da sah sie Kotaucz, wie er hämisch den Nordstahl schwang und ihren Geliebten blutend zu seinen Füßen warf. Vom Schreck gebannt, blieb sie stehen und sah, wie er lachend die Leiche anshob, und zum Pohn sie in einen Ameisenhaufen barg. Schreiend stürzte sie über Felsen und Schluchten, bis sie an den Ort gelangte, der ihr Liebstes enthielt. Bleich sank sie neben den Hügel hin, rief den Donnergott Perun zum Rächer gegen den Mörder auf und stieß sich einen Dolch in die Brust. Dann umfing sie den Hügel, der ihren Geliebten barg, und hauchte die Seele aus. — Ihr Racheruf war erhört. Eine unwiderstehliche Gewalt trieb den Zauberer zum Ort zurück, wo er sein blutiges Werk vollführt hatte, da erblickte er die Geliebte, die sein Wüthen getödtet. In starrem Schrecken vermochte er nicht den Blick von ihr zu wenden, als ein Blitzstrahl ihn hinschmetterte; doch plötzlich erhob er sich wieder, rasend stürzte er zu dem Grabe, um mit der Leiche ein frevelhaftes Spiel zu treiben, doch er fand sie nicht mehr. Die Götter hatten den blühenden Leib in eine *blaue Blume* *) verwandelt, die noch heute in der Sprache des Volkes Czekanfas Namen trägt. Wüthend riß er die Blüthen von ihrem Stengel und streute sie auf den Ameisenhaufen, doch da wurden sie *roth* und begannen zu *bluten*. Die Erde bebte, der Hügel hob sich, und riesenhaft, wie Pferde groß, schritten die Ameisen heraus, den entsezt fliehenden Zauberer verfolgend. Allüberall stürzten entfesselte Ungethüme ihm nach. Peulend schwang er sich die steilsten Klippen hinan und stürzte die Thäler entlang, doch rastlos folgten die Ungeheuer seinen

*) Eine ägende Fruchtigkeit der Ameisen färbt ihre Blüthe roth.

Felsen. Nicht Berge noch Ströme hielten sie auf. In Schattengefäß ward der Zauberer verzehrt, glühend brannten ihm die Augen, schon glich er den ihn verfolgenden Gespenstern, da ward er hingetrieben zu einem unergänzlichen Schlund, im raschen Sturze sprang er hinab und riß donnernd den Berg über sich. Dort liegt er begraben, sein Name blieb dem Berge, wo er gewohnt, und noch gewahrt man dort die Zauberhöhle, die stets ein Wohnsitz bösen Spukes blieb, bis fromme Mönche über ihr der heil. Jungfrau eine Kapelle weihten, deren himmlischer Nähe das wüste Treiben der Hölle wich (Hornays hist. Taschenb. 1822 S. 249 ff.).

A n h a n g.

Die Literatur der Druiden in Wales

als Quelle des Sagenkreises von
Arthur und seiner Tafelrunde *).

1. Die wälſchen Geſänge.

Der Apoſtel Irlands, Patricius, hatte in einem Anfall heiliger Raſerei, was er von der theologischen, geſchichtlichen und poetiſchen Literatur auffammeln konnte, dem Feuer übergeben, daher wir nur aus wenigen, vom Zufall geretteten Ueberreſten, von dem geiſtigen Leben der brittiſchen Völker in den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums eine Vorſtellung gewinnen können.

Die älteſten auf uns gekommenen Fragmente wälſcher Poeſien ſind jene der Kenverz oder „primitiven Bardcn.“ In dieſen zählt man vorzugsweiſe Talieſin, Merzin (Merſin) und Aneurin, die im 6ten Jahrhundert nach Chriſtus lebten; endlich noch einige minder Berühmte aus dem 7ten Jahrhundert, der Epoche des Verfalls der bretoniſchen Herrſchaft bis zum Jahre 1066, wo die Normanen England eroberten. Ihre Werke füllen die 88 erſten Seiten von Dwenn Myvres „wälſcher Archäologie.“

*) Nach Billemarquè's Examen critique des sources bretonnes, mit theilweiſer Benugung von Guſenhiſ's Auffaſſung in der Jen. Lit. Ztg. 1847 Nr. 100.

Die Poesien Talieffins behandeln mythologische Stoffe die in eine frühere Zeit, als in das 6te Jahrhundert zu aufzuehen. Die Lehren, welche sie enthalten, wurden von den Barden dieser Epoche auf ihre Jünger fortgepflanzt. Er gedenkt seiner zahllosen Verwandlungen (Wiedergeburt), und lehrt das Dogma von der Seelenwanderung u gleicher Weise, wie die Brahmanen am Ganges. Ein anderer Mal beschreibt er seine mystischen Reisen durch die idealen Sphären der druidischen Theologie. Die Elegie auf „Mthyr mit dem Drachenhaupt“ ist rein heidnisch, wie scheint der Todesfang des zum Opfer Geweihten gewesen zu seyn *). Im „Siz der Könige“ wird der Kultus des Arthur als Gott der Schlachten und der Barden verhandelt. Ein wälischer Dichter des 12ten Jahrhunderts führt den letzten Vers daraus an, und bemerkt dazu, daß der Verfasser „die Mysterien der Druiden hier mit dem bardischen Banner verhülle“ (Myvyrian I. p. 303). In den „Gräbern der bretonischen Krieger“ widmet Talieffin jedem seiner Landsleute aus dem 6ten Jahrhundert und noch früherer Zeiten ein Epitaphium von drei Versen, worin ihre vornehmsten Thaten und der Ort, wo ihre Pülle ruht, angegeben sind.

Merlins Poesien führen uns vom Felde der Geschichte wieder auf das mythologische Gebiet zurück. Im „Obstgarten“ beklagt der Dichter die Verwüstungen, welche die Apostel des Christenthums in den geheiligten Hainen der Druiden angerichtet. Dieses Gedicht wird von den spätern Barden in Wales am häufigsten erwähnt.

Die Dichtungen des Iywa'h-Pen bewegen sich hingegen im Kreise der Wirklichkeit. Er feiert seine Zeitgenossen: Urian, Regbed, Cadvallon, Oheraint, Sohn Erbins, nebst seinen 24 Söhnen, die alle auf dem Felde der Ehre starben. Ein Barde des 10ten Jahrhunderts und ein anderer aus dem 12ten Jahrhundert gedenken Seiner in sehr ehrenvoller Weise. Die Zeit der Abfassung jener vier Dialoge, in welchen Arthur die vornehmste Rolle spielt, wird

*) Denn Mthyr ist der Seelenwahrer, der Gott In in der Unterwelt, der alle Seelen aufnimmt.

zwischen 664 und 1066 angenommen. Sinegen die, wo sein Neffe Elioulot oder Kai und Glouloued mit ihm im Zwiegespräch auftreten, sind mythologischer Natur. Arthur leuchtet nun als Bärenstirn am Himmel, sein Neffe unterhält sich mit ihm unter der Gestalt eines Adlers: „Adler“ — sagt Arthur zu ihm — „darf ich die Anbetung der Sterblichen annehmen, die doch nur der Sonne gebührt?“ Jener entgegnet: „Thätest du das, so würdest du die Flamme der Gottheit in dir verspüren.“ — „Adler, ich beschwöre dich bei dem geheimnißvollen Wesen, was wäre ich ohne diese Hülle?“ — „die Sonne selber!“ antwortet Jener.

Solche Sätze verrathen deutlich ihre heidnische Abkunft. Von den andern Dialogen, welche Arthur mit Kai und Glouloued führt, feiert der Eine die Reisen, der Andere die mythologischen Kämpfe Arthurs.

2. Die armoricanischen Volkslieder.

Die Poesie der Bretonen in Wales hat eine gelehrte Färbung und verräth Spuren künstlerischer Felle, jene der Bretonen in Armorica hingegen besteht fast gänzlich aus Resten der Volkserinnerungen, ist also kunstlos wie alle Produkte dieser Gattung. Diese Letztern darf man daher, weil sie bis auf jene Zeit hinaufreichen, in welchen die besungenen Ereignisse Statt fanden, für älter halten. Styl, Rhythmus ic. verrathen sogleich, wie weit der Sänger dem von ihm gefeierten Zeitalter entfernt stehe. So z. B. hat Arthur in der Legende vom heil. Elflamm noch nicht das Costüm und die Sitten, welche Gottfried von Monmouth, der im 12ten Jahrhundert schrieb, ihm andichtet. Merlin wird bald als ein mächtiger Prophet, bald wieder nur als ein gebrückter Barde geschildert.

3. Die Triaden

bilben die prosaische Literatur der alten Bretonen, und bestehen 1) aus Traditionen der Barden; 2) aus Chroniken der Nation; 3) aus Volksfagen.

1) Die Triaden der Bretonen hält Fauriel für ein in ihrer Art einziges historisches Denkmal. Viele Notizen, die sie enthalten, nehmen ein hohes Alterthum in Anspruch. Die Mehrzahl unter ihnen bezieht sich auf die Invasion der Sachsen. Diogenes Laertius bezeugt das hohe Alterthum ihrer ternären Form. Was das Alterthum der von ihnen geschilderten Thaten anbelangt, so zeugen diese durch sich selbst. Sie gedenken der Sündfluth in einer Art, welche verräth, daß nicht die Bibel, sondern die Beda's der Brahmanen als Vorbild benützt worden sind. Der Gott Hu tödtet das Meerungeheuer, wie Wischnu jenes andere, das die Fluten des Oceans die Erde verschlingen ließ. Hu lehrt den Ackerbau und alle Künste, welche die Sterblichen beglücken, gerade so wie die Beda's es von Wischnu rühmen. Die Triaden der andern Gattung gehen auf die Epoche zurück, in welcher die Römer von Brittanien Besitz nahmen. Ihre Schilderungen des damaligen Kriegswesens treffen mit denen Cäsars von diesem Lande genau zusammen. Endlich haben sie sich auch von dem Einfluß mönchischer Fabeln, die vor dem 10ten Jahrhundert schon sehr verbreitet waren, frei erhalten. Dahin gehört z. B. das Märchen von der trojanischen Abkunft der Britten. Daraus läßt sich auf eine reinere und ältere Quelle schließen.

Die Triaden bilden einen Theil der Doctrinen des ältesten Bardenthums. Die früheste Redaction derselben war gewiß in Versen, man besitzt noch einige, die gereimt sind. Die Umarbeitung in Prosa ging nicht ohne Verkümmelungen und Interpolationen vor sich, wodurch sie unverständlich wurden.

2) Die einzige bretonische Chronik, von welcher Billemarqué Gebrauch machte, ist der „Brut y Brenhined, oder die Geschichte der Könige.“ Sie ward ums Jahr 930 geschrieben, wie eine Vergleichung mit dem Originalmanuscript, das Evan Evans (Cambrian quarterly magazine I. p. 396) besitzt, gezeigt hat. Gunthier Calen, Archidiacon von Oxford, wußte sich es auf einer zwischen den Jahren 1125—1130 unternommenen Reise nach Armorica zu verschaffen, und besorgte eine wälische Ueberset-

zung davon, die sein Landsmann Gallfried von Nonmouth auf sein Ansuchen ins Lateinische übersezte. Seit dem Jahre 1214, sagt John Ballingfort, verdankt die Chronik der bretonischen Könige ihre größere Verbreitung weniger dem Verfasser selber, als den lateinischen Bearbeitungen. Die älteste Uebersetzung ist nicht mehr aufzutreiben. Es cirkuliren nur noch einige im wälischen Dialekt abgefaßte, aus dem 13ten und 14ten Jahrhundert. Die Herausgeber des Rhypprian haben drei derselben dem Publikum übergeben.

3) Die Volkssagen der alten Bretonen kennt man unter dem Gesamttitel Mabinogi, ein Wort, welches Owen (Welsh Dictionary), fälschlich von *ma*: boyish, ableitete, und daher durch „Kindermärchen“ übersezte. Billemarqué ist aber durch französische Dichter des Mittelalters auf die rechte Spur geleitet worden. Diese bedenen sich nämlich des Ausdrucks *enfances*, welcher in keinem Glossar erklärt wird. *Enfances* entspricht in der romanischen Sprache dem *gestae* des mittelalterlichen Lateins und bedeutet: „Thaten und denkwürdige Handlungen, den Kindern von ihren Vätern mündlich mitgetheilt.“ So handelt der Roman „*les enfances d'Ogier*“ von den Thaten dieses Ritters. Für Kinder passen diese Erzählungen, die viel Anstößiges enthalten, da überdies auch manche Stellen auf die Geheimlehre der Barden sich beziehen, durchaus nicht. Die auf dem Titel bezeichnete Kindheit ist demnach die Vorbereitungsstufe zum Druidenthum. Sie waren darauf berechnet, die Reugierde zu wecken, den Aspiranten auf Dinge vorzubereiten, die man für den Ungeweihten nicht passend hielt.

Außer der gemeinsamen keltischen Abkunft diente die vom Imperator Maximus veranlaßte Auswanderung der Briten nach Armorica, wodurch die Bretagne ihren Namen, eine eigenthümliche Bildung und Geschichte erhielt, so wie spätere Uebersiedelungen dazu, eine fortwährende genaue Verbindung zwischen der Bretagne und Wales zu unterhalten. Die Sprachen hatten, vermöge ihres keltischen Ursprungs, ohne Zweifel schon früher Verwandtschaft miteinander, und die ausgewanderten Briten brachten nicht

nur Sprache und Sitten, sondern auch ihre Sagen und Dichtungen mit, was aus der großen Ähnlichkeit der beiden Sprachen, so wie aus den in den letzten Jahren bekannt gewordenen armoricanischen Dichtungen hervorgeht, die sich nicht nur hinsichtlich der Sprache, sondern auch hinsichtlich des Inhalts den wälischen Bardensliedern anschließen.

Die Rabinogion *) bilden zwei bestimmt gesonderte Klassen; die Erstere ist von hohem Alter und geht bis zu den Barden hinauf, die Andere behandelt den Sagenthron Arturs und ist von späterer Abfassung. Von der erstern Klasse ist nur Weniges in Auszügen bekannt geworden. Diese Erzählungen tragen die Zeichen eines hohen Alters in ihrer Korpheit und Einfachheit an sich. Die Rabinogion, die von Arthur handeln, scheinen im frühern Mittelalter sehr verbreitet gewesen zu seyn, wie aus Aenferungen Wilhelm von Malmesbury und des Verfassers der Lebensgeschichte des heil. Kentigern hervorgeht. Auch berichtet Leland nach der Aussage eines Königs unter Heinrich II. von England, daß dieser Fürst großes Vergnügen an jenen Erzählungen gefunden, was zur Vermuthung leitet, daß man sie entweder in Prosa lesen, oder von den brittischen Sängern vortragen hören konnte.

Die französische Färbung der wälischen Rabinogion erklärt Billemarqué wie folgt: Alain Fergent, Herzog der Bretagne, lebte zu der Zeit, wo die Rabinogion die neue Form angenommen. Er hatte im Jahr 1003 Hermengarde, die Tochter Richin's, Grafen von Anjou, geheiratet. Verbindungen zwischen Wales und Anjou existirten nie, deren Fürsten aber beherrschten seit dem Jahr 954 einen Theil der Bretagne, und die armoricanischen Sänger hatten ihm gewiß schmeicheln wollen, wenn im Rabinogi „die Perrin der Quelle“ von Swalchmal gesagt wird: er habe ein seidenes Ehrenkleid von der Tochter des Grafen von Anjou bekommen. Für die Waliser war diese Anspielung beziehungslos. Die mythologischen Ideen, die Niesen und Zwerge, die schwarzen Männer, Zauberer und

*) Pluralform von Rabinogi.

Seren, und die Angeheuer jeder Art, so wie die druidischen Denkmäler und die bezaubernden Gegenstände sind den Völkern brittischer Abkunft gemein, durften sich also bei der Rückkehr von der Bretagne nach Wales — von wo sie durch Auswanderer in die Bretagne eingeschleppt worden waren — nicht verändern, vielmehr lehrten die Erzählungen, mit ritterlichen Ansichten bereichert, dorthin zurück. Die Sprache der Rabinogion erlitt eine zwiefache Veränderung: die Eine, welche aus der bloßen Umwandlung des Dialekts hervorging und nur gewisse Worte und Formen betraf; die andere, welche durch die Verwandlung der Verse in Prosa die Sätze veränderte. Ein ähnliches Schicksal erfuhr die oben erwähnte Chronik „Brut y Brenhned.“ Dennoch ist das ursprüngliche Idiom nicht so gänzlich verschwunden, daß man es auch in der wälischen Uebersetzung nicht sollte wiedererkennen, denn die Rabinogion wimmeln von Wendungen, Ausdrücken und Idiotismen, die den bretagnischen Landleuten geläufig sind, aber in Wales nicht angewendet werden, und die offenbar dem armoritanischen Dialekt angehören.

Diese durch die angeführten Gründe klar erwiesene Verpflanzung der altwälischen Volkslieder und Sagen nach Armorika und die Rückkehr derselben nach Wales erklärt nun die Erwähnung vieler Orte, die in Armorika liegen, so wie auch ferner die frühe Bekanntschaft der Nordfranzosen mit diesen Uebersetzungen, denn wenn man gleich annehmen kann, daß die anglonormannischen Dichter mit denselben in England und Wales bekannt wurden, so wäre dadurch noch immer nicht erklärt, warum so viele dieser Romane auf die Bretagne hinweisen, was aber jetzt völlig einleuchtend erscheint.

R e g i s t e r.

| | Seite |
|---|----------|
| Abstammung der Menschen aus dem Holze | 268. 270 |
| „ aus dem Felsen | 270. 271 |
| „ aus dem Fuße | 268 |
| „ aus dem Knie | 269 |
| „ aus dem Stein | 272 |
| „ der Riesen aus dem Eise | 268 |
| Adler als Wappenbild | 1045 |
| „ Beiname der Druiden | 672 |
| „ Symbol des Brides | 73 |
| Ahorn, der Maria heilig | 894 |
| Anspach, Namensdeutung | 1027 |
| Antrimpos, slaw. Gott | 584 |
| Antwerpen, Namensdeutung | 1029 |
| Apfel, Symbol der Verjüngung | 152. 447 |
| Arthur | 686 |
| „ Schlachtengott | 701 |
| „ wilder Jäger | 61 |
| „ verwandelt sich in einen Raben | 672 |
| „ als Bärengehirn | 61. 671 |
| Arthurs Tod | 702 |
| „ Grab | 689. 703 |
| „ Aufenthalt im Aetna | 216 |
| Aischenbrödel | 849 |
| Asen, Namensdeutung | 275 |
| Asgard, Götterwohnung | 272 |
| Aubumbia, die Wellfuß | 261 |

| | Seite |
|--|---------------|
| Aufenthalt bei Feen bedeutet Gefiorbenseyn | 845 |
| Auschweitis, slawischer Gott | 584 |
| Bär, dem Thor heilig | 314 |
| „ Teufelsmaske | 378 |
| „ Wappenbild | 1042 |
| „ warum er einen Stumpfschwanz hat | 955 |
| Balder, nordischer Gott | 324 — 332 |
| Bamberg, Namensdeutung | 628. 629 |
| Basel, Namensdeutung | 1021 |
| Basilist | 961 |
| Baumstamm, Stammbaum des Menschengeschlechts | 268 |
| Becher, Symbol der Weiblichkeit | 531 |
| Beilstein, Namensdeutung | 336 |
| Berggeist, am Freitag wirksam | 201 |
| Bergmännchen | 201 |
| Bergmannsfagen | 969 |
| Bergriesen | 135 |
| Bern ist Berona | 1012 |
| Berta mit dem Gansfuß | 905 |
| „ ist Berchtza | 469 |
| „ ist Polle | 457 |
| Biber, Symbol der aus dem Wasser sich erheben- den Erde | 656 |
| Bielbog, Lichtgott der Slawen | 569 |
| Biene, priesterliches Thier | 953 |
| Bod, Teufelsopfer | 365 |
| Bör, Odins Erzeuger | 259 |
| Bragur | 341 |
| Brandenburg, Namensdeutung | 1011 |
| Breslau | 1024 |
| Brüdenbau, religiöses Verdienst | 273 |
| Brüdenprieſter | 273 |
| Bruno, Beiname Odins | 166 |
| Brunnen | 488. 500. 501 |
| „ Symbol des Weibes | 479 |
| Bunzlau, Namensdeutung | 1024 |
| Buri, Börs Erzeuger | 259 |
| „ Namensdeutung | 271 |

| | Seite |
|--|---------------|
| Ceridwen | 662 |
| „ Penne | 663. 683 |
| „ Sau | 679 |
| „ Beltmutter | 668 |
| Ceridwens Kessel | 666 |
| Coburg, Namensdeutung | 1010 |
| Colmar „ „ | 1021 |
| Cöln „ „ | 1021 |
| Cordelia, Lears Tochter | 684 |
| Czech und Lech | 603 |
| Czernebog, das böse Princip der Slawen | 569. 585. 587 |
| Danzig, Namensdeutung | 566 |
| Delizsch „ „ | 1023 |
| Dietrich von Bern | 1012 |
| Donnerstag, dem Thor heilig | 278 |
| „ an ihm sind die Elfen thätig | 169 |
| Dornröschen | 848 |
| Drache, Palladium der Britten | 708 |
| „ Goldhüter | 388 |
| „ Heilszeichen | 1039 |
| „ Wappenbild | 1042 |
| Drachenfürst | 659. 671. 713 |
| Drachenkämpfe | 601. 1037 |
| Dreizehn, ominöse Zahl | 848 |
| Dresden, Namensdeutung | 1023 |
| Druiden heißen Adler | 672 |
| „ heißen Hunde | 744 |
| „ „ Schweine | 674. 677 |
| Druidenlehre mysteriös | 685 |
| Dummer Teufel | 421. 440 |
| Dürkheim, Namensdeutung | 1042 |
| Durlach, „ „ | 1021 |
| Durkbrunnen | 508 |
| Echo, Sprache der Berggeister | 175 |
| Eiche, dem Thor heilig | 315 |
| „ der Maria heilig | 893 |
| „ der Druidenbaum | 651 |
| Eichhorn, dem Thor heilig | 315 |

| | Seite |
|--|-----------|
| Eide, bei dem Eber geschworen | 322 |
| Eidechse, Teufelsmaße | 416 |
| Eisen ist heilig | 85 |
| Eisensch, Namensdeutung | 474 |
| Eisenkraut, „ „ | 474 |
| Eisleben, „ „ | 474 |
| Eisriesen | 305 |
| Einhorn | 962 — 965 |
| Elfen | 161 — 166 |
| „ sind Geister der Verstorbenen | 162. 188 |
| „ am Freitag mächtig | 164 |
| „ ihre Kunstgeschicklichkeit | 165. 183 |
| „ ihr Anhauch tödtet | 163 |
| „ ihre Gestalt und Stimme | 173 |
| „ ihre Kleidung | 45. 173 |
| „ ihre Speise | 176 |
| „ ihre Wohnungen | 287 |
| „ ihre Schnelligkeit | 183 |
| „ sind musikalisch | 177 |
| „ ihnen wird am Donnerstag geopfert | 169 |
| Elfenkönig Oberon | 161 |
| Elfentöpfe, was sie bedeuten | 169 |
| Elias der Prophet, ein Donnerer | 574 |
| „ „ „ ein Husar | 575 |
| Elster | 553 |
| Engel erhalten die Gestalt der Elfen | 172 |
| „ schieben Regel | 257 |
| Erich heißt der Teufel | 64 |
| Erichstraße | 63 |
| Erichstag, Erchttag, Ertag | 63 |
| Erle und Esche, die Stammeltern der Menschen | 267 |
| Erlkönig | 171 |
| Ersenruhe | 641 |
| Falle der Freia | 501 |
| Fee Melusine | 502 |
| „ Morgane | 845 |
| „ Biviane | 712. 722 |
| Feen sind Druidinnen | 832 |

| | Seite |
|--|--------------------|
| Feen spinnen | 869 |
| „ stehen den Quellen vor | 890 |
| „ übernehmen Patzenstelle | 848 |
| Feenhügel, -kammern, -öfen, -spindeln | 833 |
| Fenrirswolf | 342 |
| Fichte, der Maria heilig | 894. 897 |
| Finn, ein Riese, baut Kirchen | 12 |
| „ Namensdeutung | 13 |
| „ was seine Verwandlung in Stein bedeu- tet | 13 |
| Flachsknoten sind Goldkörner | 492 |
| Fliege, Satansmaske | 407 |
| Fliegender Holländer, s. Holländer | 939 |
| Flint, slawischer Todtengott | 585. 589 |
| Forsete | 333 |
| Frau, weiße, s. Weiße Frau | 520 |
| Frau Gaue, Gode | 457 |
| „ Godesche | 534 |
| „ Garke | 534 |
| „ Güt | 540 |
| „ Luz | 547 |
| Freia | 443. 447. 521. 551 |
| Freier | 317 |
| „ sein Eber | 320 |
| „ „ Schiff | 318 |
| „ „ Schwert | 319 |
| Friedrich im Ruffhäuser | 213 |
| „ Bedeutung der Sage | 230 |
| Frigg | 552 |
| Friggs Roden | 452 |
| Frosch, der Freia heilig | 447 |
| „ Teufelsmaske | 414 |
| Fuchs, warum er einen Klatsch am Schwanz hat | 956 |
| „ wird vom Krebs überlistet | 1026 |
| Fuchsbrunnen, s. Reinhardebrunn | 486 |
| Fulla, Freias Schwester | 446 |
| Fulk ist Frigg | 536 |
| Gansstein dient der Zauberei | 842 |
| Gansfuß der weißen Frau | 523 |

| | Seite |
|---|--------------|
| Barm, Hüllhund | 342 |
| Bargantua | 429 |
| Besjun | 550 |
| Beier | 382 |
| Belbe Schube der weißen Frau | 522 |
| Berdhr, Freirs Geliebte | 549 |
| Bertrudsvogel | 532 |
| Bestieselte Kater | 865 |
| Bevatter Tod | 871 |
| Bieich, s. Zwergkönig | 160 |
| Binebra | 684. 724 |
| Glasinsel Glaslonbury | 688 |
| Glasflugeln der Druiden | 688 |
| Glasschiff | 699 |
| Glogau, Namensdeutung | 1025 |
| Gnesen, Namensdeutung | 604 |
| Görliq, „ „ | 1023 |
| Gotha, „ „ | 1019 |
| Graf Gleichen | 997 |
| Gral 694—697. 700. 770. 792—796. | 805—808. |
| | 814—821. 830 |
| Grau, Teufelsfarbe | 413 |
| Greifswalde | 1032 |
| Grüne Farbe der Elfen | 5 |
| Grüne Jungfrau | 544 |
| Grüne Schube der weißen Frau | 522 |
| Grünrod, Prädicat des Teufels | 413 |
| Gumbinen, Namensdeutung | 1026 |
| Hahn auf Kirchtürmen | 17 |
| „ als Wappenbild | 361 |
| „ dem Teufel geopfert | 379 |
| „ dem Swantewir heilig | 568 |
| „ dem Stromgeist geopfert | 79 |
| Hahnenruf, Stimme Gottes | 17 |
| „ verschuecht den Teufel | 16 |
| Ham, slawischer Gott | 579 |
| Hamlet, Kalenderfabel | 295—303 |
| Hamm, Hameln, Hamburg | 579 |
| Hammer des Thor | 280—285 |

| | Seite |
|---|------------|
| Hammer ist Heilszeichen | 280—285 |
| Haekelberend, Haekelberg | 39 |
| Hans Heiling | 972 |
| Haselnuß | 612 |
| „ was sie bedeute | 152 |
| Haselzweig heilig | 124 |
| Haselstaude der Maria heilig | 898 |
| Hausgeister | 190—198 |
| Heilbronn | 480 |
| Heidelberg | 484 |
| Heimchen sind Heinsen, Todte | 460 |
| Heimdall, Mondgott | 334 |
| Heinzelmann, Pinzelmann | 194 |
| Hela, Todtengöttin | 105. 521 |
| Hengist und Horsa | 232 |
| Henker, Prädicat des Teufels | 377 |
| Hertza | 469. 470 |
| „ nach ihr heißen Ortschaften | 469 |
| Hilde, Valkyre | 554 |
| Hildburghausen | 557 |
| Hildesheim | 555 |
| Himmelswagen | 68 |
| Hirsch, Symbol des Lhaus | 497—499 |
| Höllentriegel | 350 |
| Höllenkutsche | 69 |
| Höllenzopf | 489 |
| Holle, Frau | 489 |
| Holländer, flieg. | 939—944 |
| Hollander | 409 |
| Hörselberg | 209 |
| Hu | 656 |
| Hubert | 340. 375 |
| Hufeisen in Kirchen | 88 |
| „ Heilszeichen | 85. 87. 95 |
| Hund, als Wahrzeichen | 361 |
| „ Prädicat der Druiden | 744 |
| „ dem Teufel geopfert | 365 |
| Hungerbrunnen | 506 |

| | Seite |
|--|----------|
| Pütchen | 194 |
| Jagd, wilde, deren Deutung | 23—38 |
| Jäger, wilder, ist der Sturmwind | 59 |
| " " spendet Brod | 103 |
| Jaga Baba, Todesgöttin | 631 |
| Jawine, Getreidegöttin | 623 |
| Jdhuna, Göttin der Jugend | 551 |
| Jena, Namensdeutung | 1009 |
| Jetta ist Hertza | 469 |
| Jetta, die weise Frau | 484 |
| Jnseln, heilige | 649 |
| Johanniskraut | 326 |
| Jks in Gallien und Deutschland | 473 |
| Jungbrunnen | 502 |
| Jüterbod | 569 |
| Käfer, Satansmaske | 407 |
| Karl der Große im Untersberg | 218 |
| Kamm, Symbol der Weiblichkeit | 490 |
| Kape dient zur Zauberei | 444 |
| Kezel, ihre Deutung | 231. 256 |
| Klee, Symbol der Dreieinigkeit | 651 |
| Kobolde | 190 |
| Kohl, Symbol des Männl. | 497 |
| Koniz, Namensdeutung | 1031 |
| Köpenik, " " | 395 |
| Kosel " " | 1026 |
| Krafau " " | 601 |
| Krafopani, Göttin der Liebe | 623 |
| Krebs, Wasserdämon | 519 |
| Krodo, slawischer Gott | 582 |
| Kröte, Teufelsmaske | 415 |
| Kuchen, Symbol der Weiblichkeit | 495—497 |
| Kukul, Ebrecher | 383 |
| " Dahurei | 384 |
| " Teufelsmaske | 386 |
| " Weissagevogel | 385 |
| " ist ein Väder | 385 |
| Kästrin, Namensdeutung | 1025 |

| | Seite |
|--|--------------------|
| Lada, Göttin der Liebe | 623 |
| Lamm, dem Stromgeist geopfert | 81 |
| „ dem Teufel geopfert | 368 |
| Lancelot vom See | 722—728 |
| Lanze, heilige | 727. 796. 801. 802 |
| Leipzig, Namensdeutung | 431 |
| Leuchten des Meeres | 933 |
| Libuffa | 605. 608. 621 |
| „ Namensdeutung | 620 |
| Libuffa's Bad | 621 |
| „ Bett | 622 |
| Lille, Geburts- und Todesymbol | 790 |
| „ Wappenbild | 1045 |
| „ der Maria heilig | 901 |
| Linde | 612 |
| „ der Maria heilig | 893. 895 |
| Löwe, Wappenbild | 1041 |
| Loff | 348 |
| „ heißt Logi | 353 |
| „ „ Lohr | 352 |
| „ „ Surtr | 349 |
| „ ist Saturn | 418 |
| „ „ gefräßig | 424 |
| „ „ listig | 350 |
| „ nimmt die Gestalt der Stute an | 8 |
| „ erzeugt das Roß Sleipnir | 8 |
| Ludwig der Springer | 488 |
| Lübeck, Namensdeutung | 431 |
| Lyon | 1015 |
| Magdeburg, Namensdeutung | 448 |
| Mägdekrieg in Böhmen, eine Fabel | 619 |
| Mann im Ronde | 920. 924 |
| Mannheim, Namensdeutung | 485 |
| Mansfeld | 992. 993 |
| Maria steht den Quellen vor | 891 |
| „ ist Spinnerin | 888 |
| „ wohnt in Ahorn | 894 |
| „ wohnt in der Eiche | 893 |

| | Seite |
|--|-------------------------|
| Maria wohnt in der Fichte | 894. 897 |
| " " " " Faselsaube | . 898 |
| " " " " Eilie | . 900 |
| " " " " Einde | 893. 895 |
| " " " " Rose | . 902 |
| " Schwarze | . 872 |
| Marien, drei | . 889 |
| Mariengras | . 452 |
| Marburg, Namensdeutung | . 1044 |
| Mastricht, " " | . 475 |
| Maulbronn, " " | . 78 |
| Maus bedeutet Tod und Schätze | 388—392 |
| Mäusetürme des Patto, Popiel u. | . 403 |
| Meister Dämmerlein | . 288 |
| Melusine | . 502 |
| Merlin | 652 ff. 704 ff. 720 |
| " Etymologie | . 710 |
| " der Wilde | . 717. 719 |
| Merseburg | . 345 |
| Michael ist Dvin | 241. 243. 248. 249. 250 |
| Milch, den Schlangen geopfert | . 200 |
| Milchstraße | . 931 |
| Mißel | . 325 |
| Mizidlaw | 614. 618 |
| Mondfinsterniß | . 928 |
| Morgena, Todtengöttin | . 633 |
| Mühle, Symbol der Weiblichkeit | . 301 |
| München | . 1027 |
| Münze, den Todten mitgegeben | . 643 |
| Raumburg, Namensdeutung | . 1022 |
| Rerthus, s. Pertha | . 469 |
| Reuzahl, heilig | . 140 |
| Rfördhr | . 323 |
| Ria, Todtengöttin | 604. 606 |
| Rixen | . 517 |
| Rordlicht | . 932 |
| Rordseite ist des Teufels | 142. 422 |
| Rornen | . 523 |

| | Seite |
|--|---------------|
| Ruß als Symbol | 447 |
| Oberon, s. Esfenkönig | 161 |
| Dachsenfall, Bardscher | 660 |
| Odm, dreieiniger Gott | 3 |
| „ zwölfeiniger Gott | 4 |
| „ Allvater | 7. 260 |
| „ warum er einäugig | 6 |
| „ Schöpfer der Sonne | 259 |
| „ ist das Univerfum | 7 |
| „ was sein Name bedeutet | 21 |
| „ heißt Gode, Wuotan | 7 |
| „ ist Ein Wesen mit Tyr | 63 |
| „ Vater der Zeiten | 55 |
| „ Wetterherr | 71 |
| „ der Wehende | 71 |
| „ Herr der Geschenken | 377 |
| „ wilder Jäger | 22 |
| „ Vater der Zeiten | 55 |
| „ hat drei Jahresfeste | 229 |
| „ spendet Feldsegen | 181. 244 |
| „ ist Schlittschuhläufer | 151 |
| „ ist das Wasser | 95 |
| „ ist Todtengott | 104. 150. 246 |
| „ heischt Menschenopfer | 145—148 |
| „ der Todten Herr | 203 |
| „ Schatzgott | 203 |
| „ steht den Eiden vor | 251 |
| „ Erfinder des Würfels | 251 |
| „ verleiht Weissagungsgabe | 183 |
| „ ist Bogenschütze | 151 |
| „ identisch mit Wieland | 143 |
| „ „ Michael | 241—250 |
| „ menschlich gefaßt | 235 |
| „ ist Priester, Colonienführer | 240 |
| „ Siegesgott | 228 |
| Odm's Speer, Gungnir | 151 |
| „ Ross, Sleipnir | 87 |
| „ Opfergabe ist Bier | 193 |

| | Seite |
|--|--------------|
| Obin, Ortschaften, nach ihm geheißen | 242 |
| D'Donoghue | 179. 182 |
| Dels, Namensbedeutung | 1024 |
| Dgier, der Däne | 847 |
| Drion ist wilder Jäger | 71 |
| Dschaf, Namensbedeutung | 1008 |
| Dstra, Frühlingsgöttin | 546 |
| „ Ortschaften nach ihr geheißen | — |
| Halnatofe | 105 |
| Perceval | 788—791. 798 |
| Peredur | 770—786. 800 |
| Perkun, Perun | 571 |
| Perkul | 590 |
| Pestungfrau | 633—638 |
| Pflügen, bedeutet zeugen | 455 |
| Phol | 332 |
| Pikolos | 578 |
| Pilatusberg | 980 |
| Pilniz, Pilwitz | 589. 596 |
| Pirna, Namensbedeutung | 1028 |
| Plejaden | 71 |
| Podaga | 583 |
| Potrimpos | 576 |
| Prag | 614 |
| Prija | 623 |
| Prowe | 581 |
| Przemisl | 613 |
| Queblinburg, Namensbedeutung | 1019 |
| Quell, s. Brunnen | |
| Quellen, heilige, der Druiden | 650 |
| Rabe, Bild des Winters | 228 |
| „ verkündet Sieg | 346 |
| „ ist die Seele eines Verstorbenen | 327. 348 |
| Rabegast, Drakelgott | 580 |
| Ratibor, Namensbedeutung | 1011 |
| Rattenfänger von Hameln | 392 |
| Raupe, Teufelskage | 417 |
| Regenbogen | 272 |

| | Seite |
|---|------------|
| Reinhardtbrunn | 486 |
| Riesen sind Baumeister | 441 |
| " Greßer und Säuser | 428 |
| " aus Eis entstanden | 7 |
| Kopf, Symbol des Bindes | 20 |
| " " " Wassers | 76. 84. 95 |
| " " " der Unterwelt | 102 |
| " des Odin | — |
| " des Swantewit | 565 |
| " der Fela | 105 |
| " ein Weissagethier | 96 |
| " ohne Kopf, was es bedeutet? | 101 |
| " als Wappenbild | 1041 |
| Kopfköpfe als Talismane | 98—100 |
| Kopstrappen, was sie bedeuten | 96 |
| Kochtz, Namensdeutung | 1028 |
| Koggenmühle | 640 |
| Koth, Teufelsfarbe | 412 |
| Koths Paar | 411 |
| Kothkehlchen | 316 |
| Kothmüßchen | 410 |
| Kothe Jungen, s. Kobolde. | |
| Rübezahl | 590 |
| " was sein Name bedeutet | 594 |
| Salzbäche, heilig | 261 |
| Schaf, schwarzes, Teufelsopfer | 367 |
| Schaffhausen, Namensdeutung | 1028 |
| Schiff, Symbol des Weiblichen | 473—478 |
| " Fringhorn | 326 |
| " Stidbladnir, warum es sich zusammenfallen läßt | 318 |
| Schlange, Symbol der Verjüngung | 200 |
| " erhält " " Weisheit | 958 |
| " erhält Milch als Opfer | 200 |
| " ist dem Odin heilig | — |
| " Attribut des Ezernebog | 595 |
| Schlangenei, Talisman | 957 |
| Schlangenkönig | 960 |
| Schlüsselbund der weißen Frau, was er bedeute? | 522 |

| | Seite |
|---|--------------------|
| Schmied von Züterbod | 285. 570 |
| Schmieden bedeutet zeugen | 453 |
| Schuh, Heilszeichen | 449. 492. 552. 611 |
| Schwarzfell, Heilszeichen | 156 |
| Schwan | 527 |
| Schwanenhemd | 526 |
| Schwanenjungfrauen | 906. |
| Schwarz, Teufelsfarbe | 412 |
| Schwarze Frau | 544 |
| „ Grete | 528 |
| „ Kutsche | 883 |
| „ Maria | 872 |
| Schwarzspecht | 532 |
| Schweidniß, Namensdeutung | 1028 |
| Schwein, dem Freir heilig | 320 |
| „ der Geridwen heilig | 673 |
| „ dem Herkun heilig | 574 |
| „ verwundet den Odin | 54 |
| „ ein heiliges Thier | 322 |
| „ talismanisches Bild | 1043 |
| Schweinsblut, südnkräftig | 321 |
| Schweinfurt, Namensdeutung | 483 |
| Schweizer sind Schweden | 124 |
| Scepter, Phallusbild | 531 |
| Seejungfer | 966—968 |
| Seelenbrücke | 64 |
| Seelenweg | 273 |
| Seewasser, warum es gesalzen? | 944 |
| Sieben, ominöse Zahl | 848 |
| Siebengehirn | 931 |
| Sif, Siema, Erntegöttin | 457. 551 |
| Stadi | 324 |
| Speckseite als Opfergabe | 574 |
| „ als Wahrzeichen | 1043 |
| Spinnen bedeutet zeugen | 453 |
| Spinnerin am Kreuze | 1005 |
| Stab, Phalluszeichen | 531 |
| Steinriesen | 434 |
| Sternschnuppen | 936 |

| | Seite |
|--|--------------|
| Stiefel, ein Kobold | 190 |
| Stierkeule, Heilszeichen | 599 |
| Storch | 502 |
| Strassburg, Namensdeutung | 1027 |
| Strelitz, Namensdeutung | 1022 |
| Stuttgarter Stadtwappen | 1027 |
| Stilere, Symbol des Bundes und der Völkern | 52 |
| Swantewit | 561 |
| Swinemünde, Namensdeutung | 1044 |
| Switabor | 585 |
| Tafelrunde | 670 |
| Tannenzapfen | 406 |
| Tannhäuser | 212—214. 227 |
| Tell in Dänemark | 120 |
| „ „ Norwegen | 130 |
| „ „ Billknasaga | 154 |
| „ „ Schleswig | 128 |
| „ „ England | 131—133 |
| „ ein religiöser Mythos | 105—152 |
| „ Deutung des Apfelschusses | 152 |
| „ drei Schweizer | 117 |
| Teufel pflügt | 167 |
| „ spielt Karten | 253 |
| „ „ Schach | — |
| „ „ Würfel | 251 |
| „ als Pferd | 358 |
| „ ein Baumeister | 442 |
| Teufel's Federn | 355 |
| „ Großmutter | 356 |
| Thor, Donnerer | 276—316 |
| „ besitzt den heiligen Hammer | 280 |
| „ nimmt die Todten auf | 312 |
| „ wohnt im Hügel | — |
| „ hat einen rothen Bart | 311 |
| „ liebt Eichhörnchen | 315 |
| „ „ Rothkehlchen | 316 |
| Thor, ist die Erde geheiligt | 315 |
| „ fährt mit Böden | 288 |
| „ nimmt des Bären Gestalt an | 314 |

| | Seite |
|---|------------------------------|
| Thor, Orte und Berge nach ihm genannt | 277 |
| Thau | 498 |
| Titurel | 804 |
| Todtenbäume | 212 |
| Todtenmahl | 194 |
| Triglaw | 607 |
| Tristan | 728—769 |
| Uller | 339 |
| Untersberg, warum er ein Geisterdomicil | 222 |
| Upsala, Namensdeutung | 3 |
| Utgardlofi | 348 |
| Vali | 338 |
| Versteinerte Brode | 982 |
| „ Menschen | 987 |
| „ Ziegenklauen | 986 |
| Versunkene Burgen und Städte | 520 |
| Vibar | 338 |
| Waldeemar, der wilde Jäger | 65—67 |
| Waldgeister | 199 |
| Waskyren | 525—528 |
| Wanda | 602. 605 |
| Wasser in Wein verwandelt | 650 |
| Wassergeister | 80—82 |
| „ haben Pferdefüße | 84 |
| „ was ihr Singen bedeutet | 80 |
| Weben, s. Spinnen. | |
| Weiber von Weinsberg | 994 |
| Weimar, Namensdeutung | 1010 |
| Weisse Frau | 520. 544. 547. 548. 639. 642 |
| Weiffagebrunnen | 506 ff. 624 |
| Wesel, Namensdeutung | 1028 |
| Wieland ist der Tod | 155 |
| Wiesel | — |
| Wind stiehlt Mehl | 536 |
| Windsbraut | 533 |
| Wilna, Namensdeutung | 632 |
| Willys | — |
| Wilhelm, Namensdeutung | 135 |
| Woban, slawischer Gott | 581 |

| | Seite |
|---|----------|
| Wolf als Symbol | 371 |
| „ „ Wappenbild | 1044 |
| „ in Kirchen und Klöstern | 372 |
| „ Thier des Odin | 148 |
| „ ist Loki | 342 |
| Wolfgang | 372 |
| Wolfsbiß | 481 |
| Wolfsbrunnen | 482 |
| Worms, Namensdeutung | 1032 |
| Wünschelruthe | 75 |
| Wunschwind | 539 |
| Wurzen, Namensdeutung | 1023 |
| Ygdrasil, s. Kormen. | |
| Ymir, das Chaos | 260 |
| „ Vater der Riesen | 261 |
| „ ist Mannweib | — |
| „ der Weltleib | 266 |
| Zeiz, Namensdeutung | 623 |
| Zißbog | 584 |
| Ziza, das weibliche Prinzip | 623 |
| Zlata Baba | 623. 627 |
| Zwerge, unsichtbar | 159 |
| „ befördern den Ackerbau | 163 |
| „ schützen die Familien | 206 |
| „ ihre Opferspeisen | — |
| „ spenden Schätze | 159 |
| „ stehen zum Tod in Beziehung | — |
| Zwergkönig | 160 |

Sinnentstellende Druckfehler.

| | | | | | | |
|-------|------|-------|----|-----------|-------|---------------|
| Seite | 5 | Zeile | 10 | von unten | lies: | Saga. |
| „ | „ | 3 | „ | „ | „ | Simmindibörg. |
| „ | 12 | „ | 4 | „ | „ | Lund. |
| „ | 13 | Anm. | | | | קריט. |
| „ | 262 | „ | 14 | | | Ymir. |
| „ | 870 | „ | 12 | „ | „ | פיק. |
| „ | 1015 | „ | 17 | statt 650 | „ | 699. |

